This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0380 3060

LANE
MEDICAL LIBRARY
Seidel Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

Die

Völker der Südsee.

Dritte Abtheilung.

Die Polyneſier, Melaneſier, Auſtralier und Tasmanier.

Ethnographiſch und culturhiſtoriſch dargeſtellt

von

Dr. Georg Gerland
Oberlehrer am Stadtgymnaſium zu Halle.

Leipzig, 1872.
Friedrich Fleiſcher.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland
Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle.

Sechster Theil.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1872.
Friedrich Fleischer.

475

60207

LANE LIBRARY

D 368 H
M 14
1872
v. 6

Vorrede.

„Es ist geschehen, was meine Mittel erlaubten", hatte Waitz unter der Ueberschrift „Vorrede" auf ein Zettelchen geschrieben. Für die Theile der Anthropologie, welche er selbst vollendet hat, wird dies Niemand bestreiten; aber auch für diesen neuen Band, mit welchem das ganze Werk abgeschlossen vorliegt, kann ich dasselbe behaupten: auch von mir ist alles geschehen, was mir Zeit und Umstände erlaubten. Ich muß abermals hier darauf hinweisen, wie sehr meine Schulthätigkeit mir wissenschaftliche Arbeiten der vorliegenden Art erschwert, ja auf die Dauer unmöglich machen wird; denn nur mit der größten Anstrengung kann ich Privatstudien betreiben, an denen ich oft Tage, ja Wochen ganz verhindert bin und im besten Fall Eingehend-Zusammenhängendes nur mit dem völligen Aufgeben aller und jeder freien Zeit erreichen kann. Man wird auch in diesem Bande die Spuren dieses Arbeitens deutlich sehen, und ich selber fühle die Unebenheiten und Mängel des nun fertig Vorliegenden nur allzugut; doch waren sie mir unvermeidlich.

Nicht als ob ich mich vor einem Mangel an Stoff fürchtete, wenn mir gleich von Quellenschriften, von denen einen Nachtrag das Literaturverzeichniß dieses Bandes bringt, gar manches Werthvolle unzugänglich geblieben ist. Die nöthigen Belege zum ersten Bande, soweit sie von den Ozeaniern zu entnehmen sind, bietet meine Arbeit und ebenfalls wird sie ein ziemlich vollständiges Bild der Völker selber bringen, wo nicht wie z. B. bei Melanesien die Quellen zu mangelhaft fließen. Ein Volk aber, und sei

es das allerrohste und ungebildetste, ist für Erkenntniß und Darstellung immer unerschöpflich, wie es auch jede noch so einfache Sprache ist. Fließt dies einmal aus dem stetigen Wechsel aller Außendinge und dem raschen Flusse der Vorstellungen, welche ja bei einem Naturvolk ganz besonders eilend vorübergleiten, so folgt es nicht minder aus dem Umstand, daß ein Volk aus einer Summe einzelner Individuen besteht und man das wirkliche Gesammtbild desselben nur aus vollständigster Kenntniß aller Individuen zusammensetzen kann, welche Aufgabe denn doch eine absolut unmögliche ist, trotz der verhältnißmäßig großen Gleichheit der einzelnen Naturmenschen. Jede Schilderung und Beschreibung ist also nur Abbreviatur und will auch, wenn sie selber sich recht beurtheilt, nicht mehr sein: sie wird sich immer bewußt bleiben müssen, daß sie nur die Hauptpunkte zu geben hat und zahlloses Einzelne dem Einzelnen zur Ergänzung überlassen muß.

Hiergegen scheine ich zwiefach gefehlt zu haben, einmal durch ein Zuwenig, das anderemal durch ein Zuviel. Ich bin dem Vorwurf öfters begegnet, daß dies und jenes Werk noch zu benutzen gewesen wäre; und was ich benutzt habe, was nicht, sieht man ja leicht aus dem Literaturverzeichniß. Ich kann diesen Vorwurf nur dann für begründet halten, wenn durch ein solches Nichtbenutzen ein *wesentlicher* Zug im Bilde fehlt: wenn nicht, so ist, da absolute Vollständigkeit der Quellen absolut unmöglich war, ein solches Fehlen von gar keiner Wichtigkeit. Freilich wird sich einerseits auch noch vieles Wichtige nachtragen lassen, und andererseits, es war keineswegs der leichteste Theil der Arbeit, aus dem ungeheuren Material das Brauchbare auszuscheiden. Aber wenn der hochverehrte Hauptkenner des stillen Ozeans, Meinicke — er verzeiht mir gewiß, wenn mich das Gewicht *seines* Namens zur Vertheidigung antreibt — wenn er sich wundert, daß ich Quatrefages les Polynesiens et leurs migrations nicht erwähnt hätte, so geschieht mir damit Unrecht. Ich habe die Arbeit erwähnt: denn die im Literaturverzeichniß unter Quatrefages Namen angeführte Abhandlung ist dieselbe, welche Meinicke vermißt. Eine etwas längere Polemik gegen ihn habe ich später unterdrückt, und ihn nur S. 25 kurz abgefertigt: wozu ihn weitläufiger erwähnen, da seine Ansichten, wie ja Meinicke selbst sagt, weder klar noch

irgend wie haltbar sind? Auch die Schriften der Missionäre über das nordwestliche Polynesien sowie Gräffes interessante Aufsätze, dessen sprachlichen Bemerkungen ich allerdings nur ein bedingtes Vertrauen schenke, hab' ich wohl erwogen, ehe ich zu meinem Resultat über jene Stämme kam, an welchem ich auch jetzt noch fest halte. Ich behaupte übrigens weiter nichts, als daß die Eingeborenen jener Inseln sehr alten Verkehr untereinander und manche große Aehnlichkeit besitzen, welche eben durch ihren längeren Verkehr und ihre sonstige Abgeschlossenheit sich erklärt; daß sie durch ihre längere Abgeschiedenheit anders modificirt auf älterer Bildungsstufe verharrten, keineswegs aber minder entwickelt sind, als die übrigen Polynesier. Im Gegentheil: der Verfall der letzteren ist bei ihnen noch nicht oder kaum zu bemerken. Den Einfluß der melanesischen Umgebung für diese Specialisirung des Nordwestens habe auch ich betont: nur freilich halte ich denselben mehr auf dem Gegensatz beider Völker beruhend, als für unmittelbar wirkend, da in der physischen Beschaffenheit dieser Völker er sich nicht zeigt. Uebrigens wäre es von höchster Wichtigkeit, freilich auch Schwierigkeit, wenn ein Reisender die Eingeborenen des Ozeans an Ort und Stelle gerade nach den Schwankungen ihrer physischen Natur genau und wissenschaftlich unbefangen studirte. — Die Schlußresultate über den ganzen malaiopolynesischen Stamm habe ich in diesem Bande noch nicht gezogen, einmal, weil meine Studien dafür noch keineswegs beendet sind, denn diese Sache ist ebenso umfangreich als schwierig; weil ferner auch der Zweck des vorliegenden Werkes ein anderer ist und drittens dasselbe nicht noch verstärkt werden durfte, da schon jetzt dieser letzte Band das Maß der vorigen um ein Bedeutendes übersteigt. Doch habe ich einiges Einschlagende auf der zweiten Karte und auch sonst zwischen den Zeilen angedeutet.

Weil dieser Band nicht verstärkt werden durfte. So komm' ich denn auf das oben erwähnte Zuviel zu sprechen. Meinicke meint, es sei vielleicht gerechtfertigt gewesen, erst eine allgemeine Uebersicht über alle Ozeanier zu geben und dann bei den einzelnen Völkern die Abweichungen und Besonderheiten hervorzuheben. Ich kann diese Ansicht nicht theilen; ich habe die vorliegende Form nach langer und reiflicher Ueberlegung jeder anderen vorgezogen

aus folgenden Gründen. Es gibt noch keine umfassende, wissenschaftlich selbständige und quellenmäßig begründete Darstellung aller dieser Völker. Was wir haben, wie z. B. die unschätzbaren Werke der englischen Missionäre, auch Ellis polynesian researches, beziehen sich nur auf einzelne Theile des Ozeans, andere Werke, wie Meinickes Arbeiten haben in erster Linie nicht rein ethnologische Interessen, wieder andere, wie Hartwigs sehr schätzbares Buch über die Völker der Südsee sind populär gehalten und geben nur einzelne und nicht erschöpfende Bilder. Eine grundlegende Arbeit, welche alles Vorhandene oder wenigstens erreichbar viel des Vorhandenen umfaßte, fehlte noch ganz und gar. Ich will nicht leugnen, daß ich den Wunsch habe, vorliegende Arbeit, welche die Frucht siebenjähriger angestrengter Studien ist, möge jene Lücke ausfüllen. Dazu aber mußte sie mit naturwissenschaftlich-biologischer Genauigkeit erst die Völkerorganismen genau und voraussetzungslos so schildern wie sie sind, ohne durch größere Zusammenfassungen der empirischen Unbefangenheit zu schaden. Besonders nothwendig war mein Verfahren für Mikronesien und Melanesien, aber auch für die Tasmanier. Und ferner, eine solche Zusammenfassung aller Ozeanier und folgende Specialisirung der Hauptvölker wäre gleichfalls nicht ohne mancherlei Wiederholungeu zu machen gewesen, und sie würde bei der Art wie diese Völker nun einmal zu einander stehen, kaum anders als verwirrend gewirkt und so mehr geschadet als genutzt haben. Einzelne kürzere Wiederholungen sind übrigens mit Absicht geschehen: denn sehr häufig war derselbe Gegenstand an verschiedenen Orten zu erwähnen, weil er nach verschiedenen Seiten aufgefaßt werden muß. Daß einzelne Punkte, wie z. B. die polynesische Mythologie, etwas eingehender behandelt sind, wird sich rechtfertigen: denn die Durchdringung dieses Gegenstandes ist ebenso schwierig als für die Kenntniß des geistigen Lebens der Polynesier von Wichtigkeit. Ja ich möchte auf diesen Theil meiner Arbeit, auf das was über Beschneidung und Tattuirung gesagt ist, sowie auf einzelne Abschnitte aus der Geschichte Polynesiens besonders hinweisen. Schließlich muß ich nochmals auf die zerrissene Art zu arbeiten, zu welcher ich gezwungen bin, zurückkommen, um Manches auch nach dieser Seite hin zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch

zu entschuldigen. Was in meinen Kräften stand habe ich gethan.

Doch habe ich auch für diesen Band manche werthvolle Beihülfe gehabt. Zunächst muß ich wieder Herrn Geh. Rath v. d. Gabelentz wärmsten und aufrichtigsten Dank sagen; ferner bin ich Herrn Direktor Meinicke für einige schriftliche Belehrungen sehr verpflichtet, sowie den Herren Direktor Kramer und Professor Gosche hierselbst, welche letztere mich die reichen Bücherschätze der Bibliotheken, welchen sie vorstehen, aufs freundlichste benutzen ließen.

Waitz hat auf einem Zettel einige Berichtigungen aufgezeichnet, die ich hier einrücke:

„Band 3. Seite 44, Zeile 18 v. o. lies: Osten st. Westen
„ 360 „ 12 v. u. „ Gilii st. Gilli
„ 362 „ 16 v. o. „ Westen st. Osten
„ 362 „ 20 v. o. „ II 12 u. 32 st. II, 32
„ 362 „ 10 v. u. „ Orinoco
„ 492 „ 10 v. o. „ Garcilasso.

Zu S. 492. Das hier über die Südgrenze des Incareiches Gesagte ist unter der Voraussetzung geschrieben, daß der Fluß Rapel sich zwischen 30° u. 31° s. Br. finde, wo einige Karten einen solchen wirklich angeben. Garcilasso und andere Schriftsteller scheinen aber vielmehr den um 3—4° südlicheren Fluß dieses Namens im Sinne zu haben.

Band 4. Seite 76, Zeile 15—18 lies: Calpulli statt Capulli
„ 380 „ 18 v. u. „ Quechuas st. Quechues
„ 401 „ 3 „ 6—7 Breitengrade statt 3 Breitengrade."

So ist was zu sagen war gesagt und das Buch mag in die Oeffentlichkeit hinaustreten. Möge ihm eine gute Aufnahme werden!

Halle den 13. Aug. 1871.

Georg Gerland.

Inhalt.

Polyneſien.

Phyſiſche Schilderung. Geſammtbild des polyneſ. Typus. Wuchs. Farbe. Haar. Geſichtszüge Schädelform. Große Variabilität der Polyneſier und ihre Gründe. Unterſchiede zwiſchen Poly- und Mikroneſien. — Einzelnſchilderung. Aeußeres der Tonganer und Samoaner, der Maori, Farbe, Haar derſelben, Schwarze unter ihnen, wilde Männer (Maeros), Züge, Schädel; der Tahitier, Variabilität, Haar, Züge, wilde Männer; die Paumotuaner, Bewohner Waihus, die Markeſaner, ihre Farbe, Schädelgeſtalt. Hawaii, Farbe, Züge, Schädelform, Leibesgeſtalt der Häuptlinge. — Fertigkeit der Polyneſier im Schwimmen und Tauchen, im Klettern. Geſundheitszuſtand der Inſeln, Mißbildungen, Wahnſinnige, Krankheiten, Hautleiden. Geburten, Sterblichkeit der Kinder, Fruchtbarkeit der Weiber, Lebensdauer. — Künſtliche Formung der Schädel bei den Polyneſiern; Durchbohrung der Ohrläppchen, des Naſenknorpels, Ausraufen des Körperhaares. Beſchneidung. Sorgſame Verhüllung der Eichel. Werkzeuge zum Tattuiren; Art und Weiſe, Zeit derſelben; Männer, welche tattuiren, Muſter, Theile des Leibes, welche tattuirt werden, Unterſchied zwiſchen Männern und Weibern hierin auf Neuſeel. Tahiti, Paumotu, den Markeſas, Hawaii, Samoa, Tonga. Das Tattuiren jetzt, Urſprung und Bedeutung der Tattuirung, Heiligkeit derſelben; man bezeichnete durch ſie urſprüngl. den Leib mit dem Bilde des Schutzgottes. Beweiſe hierfür. Spätere Entartung dieſer Bedeutung: Tattuirung, Kennzeichen der Perſon, des Stammes, als Chiffre der Perſon; zur Erinnerung an Todte; als Schmuck. Urſprüngl. Bedeutung der Beſchneidung . S. 1.

Kulturhiſtoriſche Schilderung. Kleidung. Haartrachten. Nacktgehen, verſchiedene Kleidungsſtücke der verſchied. Inſeln. Stoff, Bereitung der Zeuge, auf Tahiti, auf Neuſeel. Federmäntel. Blumen, ſonſtiger Schmuck. Bemalung, Einreibung mit Oel. Jetzige Art, ſich zu kleiden. Matten. Reinlichkeit in Tahiti, Paumotu, den Markeſas, Stelzen daſelbſt, Steinflächen; Häuſer zu Neuſeeland, Tonga, Samoa. Dörfer, Feſtungen, Pas, Verſchanzungen. Das Innere des Hauſes, Zierrate, Zwiſchenwände, Hausgeräthe, Schlafmatten und Kopfſchemel. Schlafſtätten der Unverheiratheten, der Sklaven. Oeffentliches Verſammlungshaus. Jetzige Bauart. Nahrung. Art zu kochen, zu eſſen. Brodfrucht, Yams, Batate u. ſ. w. Vegetab. Nahrung der Maori. Thieriſche Nahrung. Fiſchfang, Netze, Schnüre. Mahlzeiten. Tägliche Lebensweiſe. Beleuchtung. Reizmittel, der Kavatrank, ſeine Folgen. Geiſtige Getränke hatte man nicht. Taback. Ackerbau

zu Neuseeland sorgfältig und gut; im übrigen Polynesien. Ackerbau und Viehzucht jetzt. Hungersnoth früher häufig; Gründe dafür . . . S. 41.

Technische Leistungen. Kahnbau, Berührungen mit Mikronesien. Kähne der Maori, Ordnung der Fahrten. Fahrzeuge der More-ore; Kahnbau auf Tahiti, Kähne, Schiffahrt daselbst; Fahrzeuge auf Mangareva, dem übrigen Paumotu, auf den Markesas, Hawaii, Samoa und Tonga. Beziehungen Tongas zu Fidschi. Verschiedene Geräthe und Werkzeuge. Geschicklichkeit z. B. der Tahitier . . . . . S. 64.

Zeitrechnung. Eintheilung des Jahres in Monate auf Tahiti und Neuseeland. Stunden. Eintheilung des Jahres nach den Plejaden; das Jahr der Rotumaner. Jahr von 10 Monaten. Frühere höhere Cultur der Polynesier. Ungenauigkeiten der Zeitrechnung. Planeten. Sternbilder. Finsternisse. Astrologischer Aberglaube. Kometen. Himmelsgegenden, Winde. Kenntniß der Natur, der geogr. Beschaffenheit des Oceans. Karten. Zählmethode, Gedächtnißhülfen. Handel. Märkte zu Hawaii. Handel der Polynesier jetzt. Künste, Schnitzereien. Musikinstrumente. Flöten. Trommeln. Gesang; Musikalische Leistungen und Befähigung der Polynesier. Tänze. Tracht der Tänzer. Religiöse, mimische Tänze. Zeichen- und Blumensprache . . . . . S. 71.

Poesie. Lyrische Poesie. Kriegslieder. Metrische, sprachliche Form der Gedichte. Erotisch-ethische Lyrik. Trauerlieder. Dichter, Dichterinnen. Lied von Tonga. Fabeln. Räthsel. Sprüchwörter, der Maori. Improvisirte kleine Strophen. Epische Poesie. Mythologische Gedichte. Epische Erzählungen der Maori. Werth derselben. Beispiele aus Tonga, Neuseeland, Tahiti. Geltung dieser Erzählungen in Polynesien. Erzähler. Improvisationen. Spuren dramatischer Poesie zu Tahiti. Neuere Poesie. Beredsamkeit der Maori und sonst. Ironie; Lust am Necken; Possenreißer. — Spiele. Hahnenkämpfe. Rattenjagd, Taubenfang . . . . . S. 82.

Charakter. Heiterkeit. Liebenswürdigkeit. Rasche Uebergänge zur Melancholie. Die Heiterkeit ist oft verstellt; Verrätherei, Verschlagenheit. Rachsucht. Begehrlichkeit und durch sie veranlaßte Dieberei. Freigiebigkeit. Gastfreundschaft. Rascher Wechsel der Vorstellungen und Stimmungen. Beharrlichkeit. Faulheit. Kriegerischer Sinn. Feindseligkeiten gegen die Europäer meist von diesen provocirt. Tapferkeit der Polynesier. Einzelne Helden. Grausamkeit; namentlich gegen Schwache. Edelmuth gegen Feinde. Selbstgefühl der Polynesier; Selbstmord. Unternehmungsgeist Einzelner. Enthaltsamkeit vom Trunke; Wollust, Schamhaftigkeit. Religiosität. Freigeister, Dankbarkeit; moralischer Sinn, moralische Feinheit. Rechtsgefühl. Anhänglichkeit. Ihr jetziger Charakter. Endresultat. Sie standen früher höher. Sie sind jeder moralischer Entwicklung fähig. Sie sind geistig hoch begabt. Einzelne hervorragende Männer. Behandlung der Polynesier durch die Culturvölker . . . . . S. 105.

Familienleben. Stellung der Weiber. Die Weiber standen früher höher. Geschlechtl. Unbeschränktheit der Unverheiratheten. Sonstige Zügellosigkeiten. Unnatürl. Laster. Prostitution. Haltung der Europäer. Beispiele von reiner romantischer Liebe. Eheceremonien auf Neuseeland, Raub der Braut; auf Tahiti und sonst, auf Tonga und Samoa; Raub der Braut. Polygamie. Polyandrie auf den Markesas. Ehebruch und Strafen für denselben; Scheidungen. Wittwen. Tödtung derselben. Blutsbrüderschaften, Namentausch. Ehe zwischen Geschwistern. Geburt, Namengebung, Erziehung. Familienanhänglichkeit, Zeit der Mannbarkeit auf Neuseeland, Tahiti, Nukuhiva. Adoptionen auf Hawaii, Tonga, Samoa. Kindermord. Ausdehnung, Motive, Art, Ursprung desselben. Unfruchtbarkeit und ihre Gründe. Sklaven.

Höflichkeitsgesetze; Gruß. Todtenklage bei der Begrüßung. Sonstige Höflichkeitsregeln. Gastgeschenke . . . . . S. 120.

Krieg. Vorbereitungen. Kriegsgötter. Schlachtredner zu Tahiti. Tracht der Krieger. Die Schlachten. Loos der Gefallnen. Festungen, ihre Wächter. Seeschlachten. Loos der Besiegten. Trophäen, Aufbewahrung der Schädel. Einzelne Spuren von Milde. Parlementärflagge. Friedensschluß. Krieg auf Nukuhiva, Paumotu, Tonga und Samoa. Einflüsse der Europäer. Waffen der Polynesier, Keulen, Speere, schwertartige Waffen, Aexte, Schilde, Bogen und Pfeil. Fallgruben. Kannibalismus. Namentlich Augen und Herz gegessen. Weiber davon ausgeschlossen. Ueberreste des Kannibalismus auf Tahiti. Sagen von Menschenfressern. Spuren desselben im westlichen Polynesien. Rohe Ausübung desselben auf Paumotu. Er war überall im Verfall. Ursprung desselben. Menschenopfer auf Tahiti und sonst; bei Krankheiten eines Fürsten. Woher man die Opfer nahm. Eine Sage . . . . . S. 146.

Stände, Verfassung, Recht. Allgemeiner Ueberblick: die drei Stände. Verfassung von Samoa. Häuptlinge. Tamafainga. Tulafale. Volksversammlungen. Redner. Einfluß der Gemeinde über das Vermögen der Einzelnen. Machtlosigkeit der Häuptlinge; ihre Vorrechte. Rechte der Tulafale. Politische Parteien. Stände auf Tonga. Rang- und Erbfolge. Stand und Vermögen erbt durch die Mutter. Matabule. Mua. Tua. Grundlage der Verfassung ist die Familie. Der Tuitonga. Der Veatschi. Das Inatschi- (Abgaben) Fest. Vermählung, Begräbniß des Tuitonga. Stellung seiner Schwester, Tanten, Frauen. Ursprüngl. Geltung der Würde. Andre hohe Würden. Die Familie Tubo, Umänderung der Verfassung, Sturz des Tuitonga. Namen der Fürstengeschlechter. Gefolgsmannschaften des Adels. Wohnungen der Fürsten. Pflichten des Volkes; seine Stellung. Degradirung der Fürsten als Strafe. Alterthümlichkeit der tonganischen Verfassung. Verfassung des östl. Polynesiens. Tahiti. Stände. Manahune; tiefer als sie stehende Menschenklassen, Diener, Sklaven. Die Raatira. Die Arii. Der höchste Adel. Abdankung des Vaters bei der Geburt des ersten Sohnes. Stellung, Macht, Tabu des Königs. Abgaben. Ausplünderung des Volkes. Politische Stellung des Königs, der Häuptlinge, des Volkes. Zeichen der königl. Würde. Krönung. — Westliche Inseln des Gesellschaftsarchipels. Verfassung von Rarotonga. Despotische Gewalt des Königs zu Hawaii. Eigenthum, Einkünfte des Königs. Stellung des Volkes, der Fürsten. Weibliche Vererbung des Ranges. Verhältniß der Fürsten untereinander, zum Volke. Bedrückung des Letzteren. Politische Zustände Neuseelands zur Zeit der Entdeckung. Stämme, Abtheilungen der Maori; Bedeutung dieser Abtheilungen. Stellung der Sklaven, jetzt und früher. Die Rangatira, ihre Macht und Geschichte. Die Ariki. Rangstufen der Bevölkerung. Geschichte der neuseeländischen Verfassungsform. Politische Zustände, König, Adel, einzelne Würden, zweiter Stand und sein Emporkommen auf den Marquesas. Verfassung auf Waihu, Anaa, Mangareva, der zweite Stand, Stellung und Erziehung des Königes daselbst. Schlußbetrachtung: Folgen der absoluten Sonderung der Stände. Veränderungen der Verfassung durch Aufkommen des Seelenkultus. Frühere Stellung der Fürsten. Patriarchalische Grundzüge der polynesischen Verfassung. Rechtsverhältnisse. Strafen. Plünderungen, Vermögensstrafen. jus talionis. Gesammthaftbarkeit. Rechtlosigkeit der Fremden. Eide. Ordalien. Verfluchungen, Zauber gegen Schuldige. Hawaiisches Gewohnheitsrecht. König, Häuptlinge sprechen Recht. Mildere Strafen für den vornehmeren Stand. Rechtsgefühl der Polynesier. Landmarken. Grundbesitz auf Neuseeland; seine Wichtigkeit. Erbrecht . . . . . S. 165.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland
Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle.

Sechster Theil.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1872.
Friedrich Fleischer.

keit des Kopfes, der Haare. Das Tabu und die Speisen. Tabu (Pamali) in Malaisien. Erklärung des Tabu. Auflegen, Aufheben, Dauer, Arten des Tabu. Strafe des Tabubruches. Enttabuirende Kraft des Wassers, gewisser Ceremonien. Tabu jetzt. — Die Areoi: Ursprung, Rechte, Classen, Leben derselben. Tödtung der Kinder; Einfluß ihrer Sitten. Aehnliche Gesellschaften auf anderen Inseln; ihre Bedeutung. — Polynesischer Cultus. Tempel, Idole. Priester auf Samoa, auf Tonga. Begeisterung der Priester. Feste auf Tonga. Cultus zu Neuseeland. Warekauri. Bilder. Priester. Zauber, Beschwörungen. Tempel (Marae) zu Tahiti. Ihre Bauten. Tempel und Begräbnisplätze ursprünglich geschieden. Götterbilder. Rothe Federn (Rarotonga, Hawaii), Priester auf Tahiti. Ihr Einfluß. Zauberer. Begeisterung. Art des Betens. Stimme der Götter. Gottesdienst, Opfer, Feste auf Tahiti. Die Göttererneuerung. Cultus zu Paumotu, Nukuhiva und Hawaii. Tempelplätze daselbst. Asyle. Bilder. Priester. Stellung der Priester im Allgemeinen. Stäbe als Idol; ihre Bedeutung. Aberglaube S. 302.

Krankheit gilt als Besessensein. Curarten, um den Geist zu vertreiben. Bezauberungen. Gegenzauber. Opferen eines Fingers, um kranke Fürsten zu heilen. Verschiedene Behandlung der Kranken. Heilmittel. Operationen, zu Tonga, zu Tahiti. Bäder. Reibungen. Götter der Heilkunde. — Behandlung der Todten auf Samoa; Begräbniß, Todtenklagen, Verwundungen, Zahnausschlagen. Trauerceremonien der Leute aus dem Volke; beim Tode des Tuitonga. Erklärung dieser Gebräuche. Menschenopfer an Gräbern. Schreckliche Sitte zu Samoa und den Gilbertinseln. Reinigung und Aufbewahrung der Knochen. Mausoleen, Bilder auf den Gräbern, Einbalsamiren der Leichen, gemeinsame Begräbnisse. Beerdigung des gemeinen Volkes, der Fürsten zu Tahiti, der Heva. Leichengebräuche auf den Markesas, Hawaii, Tonga und sonst. Kahnförmige Särge. Bestattung auf Warekauri . . . . . S. 394.

Geschichte und Mission Polynesiens.

Schwierigkeiten. Aeltere Einflüsse der Spanier zurückgewiesen. Geschichte Tahitis. Früheres Uebergewicht der Insel Raiatea. Oberea. Otus Emporkommen. Erste Ankunft der Missionäre. Streit um das Drobild zu Atahuru. Pomare II. Schlacht bei Narii. Befestigung Pomares und der Mission. Stellung der letzteren. Pomare I Verhalten; Schwankungen der Neubekehrten. Erste Erfolge der Mission. Darwins Urtheil. Rückfälle, europäische Ausreißer; Sekten, die Mamaias. Auftreten der Katholiken zu Mangareva; zu Tahiti. — Geschichte der Markesas; Mission daselbst; Moana. D'Urville daselbst. Spätere Schicksale der Gruppe. — Französische Capitäne auf Tahiti. Englands Verhalten. Okkupation der Insel. Die nächsten Folgen derselben. Verschlechterung der Sitten. Festhalten der Tahitier an der protestantischen Religion. Jetzige Zustände. Die protestantischen Missionäre und ihre Wirksamkeit. — Die Leeinseln. Oparo, die Austral- und Herveyinseln. Paumotu. Kriegszüge der Anaaner. Abhängigkeit Paumotus von Tahiti. Hirtenbrief eines katholischen Priesters. Mangareva. Jetzige Zustände. Geschichte Waihus . . . . . S. 415.

Geschichte Hawaiis, frühere Zustände. Cook. Tamehameha I. Lihoriho. Einführung des Christenthums. Erste Wirksamkeit desselben. Tamehameha III. Feindseligkeit der Weißen gegen die Mission. Verläumdungen gegen die letztere. Erstes Auftreten der Katholiken. Gesetze der Missionäre. Rückfälle. Weitere Erfolge der Mission. Katholiken abgewiesen. Verträge Hawaiis mit Frankreich und Amerika. Gesetze Tamehameha III. Laplace und seine Forderungen. Freie Einfuhr des Branntweins. Verfassung der

Inseln. Der haw. Staat als unabhängig anerkannt. Plünderung Honolulus durch Tromelin und die Franzosen. Der Grundbesitz. Einfluß der Minister; Judd. Tamehamea IV. Fortschritte des Volkes. Ackerbau: äußere Cultur, Wohnungen, Speisen. Handel; jährlicher Umsatz. — Wirksamkeit der protestantischen Missionäre; der Katholiken. Schulbildung. Die sittliche Entwickelung ist sehr gering. Rückfälle ins Heidenthum. Beurtheilung der Missionäre und ihres Verfahrens. Benehmen der übrigen Weißen. Schluß . . . . . S. 439.

Geschichte Samoas. Missionäre daselbst; gute Wirksamkeit derselben. Katholiken. Schwankungen. Krieg v. 1848—57. Zustände um 1860. Streitigkeiten 1868. — Aeltere Zustände auf Tonga. Mission. Krieg 1835—40. Weitere Entwickelung. Eindringen der Franzosen. Krieg von 1852 und ihr Verhalten bei demselben. Die protestantische Mission und ihr Verfahren . . . . . S. 464.

Vorgeschichte Neuseelands. Einwanderung. Blüthezeit der Maori, Verfall. Erste Berührungen mit Europäern. Streit mit denselben. Ankunft der Mission. Marsden. Mißerfolge der Mission. Shongi; innere Unruhen unter den Maori. Vernichtung der More-ore. Die Neuseelandcompagnie und die Regierung. Wirren in Neuseeland durch Landkäufe veranlaßt. Forderungen der Missionäre; Wakefield. Auckland als Regierungssitz gewählt. Verhältniß der Regierung zur Compagnie. Art, wie die Maori über die Landkäufe dachten. Preise. Uebervortheilungen der Eingeborenen. Ihr Besitz- und Erbrecht. Die Einmischung Frankreichs und der König Thierrey. Katholische Missionäre. Vertrag von Waitangi. Geschichte desselben; seine Bedeutung. Haltung der Compagnie. Krieg mit Rauparaha und Rangiaita. Schlichtung der Sache durch Fitzroy. Betragen der Engländer gegen die Maori. Verbitterung der Eingeborenen durch dasselbe; durch die Folgen des Vertrages von Waitangi. Stellung der Regierung. Versuche der Compagnie, den Vertrag zu durchbrechen. Vorwürfe die man der Regierung machte. Gährungen. Entscheidung des engl. Parlaments über das Besitzrecht der Eingeborenen. Krieg unter Heke und Rauparaha. Fitzroys Abrufung; seine Wirksamkeit. Grey und seine Verwaltung; seine Strafverfahren. Sorge für die Maori. Parlament zu Neuseeland. Stellung der Maori. Der Maorikönig und seine Bedeutung. Nationalkrieg der Maori gegen die Engländer. Grey wieder in Neuseeland. Neuer Krieg 1863—66. Die Hauhausekte. Jetzige Zustände. — Wirksamkeit der Mission. Vorwürfe gegen die Missionäre. Sittliche Vorkommenheit der Maori. Strenge der Missionäre. Streitigkeiten der christlichen Confessionen und ihre Folgen. Erfolge der Mission. Moralische Hebung der Eingeborenen. Jetzige Cultur derselben, ihr Vermögen, ihr Handel, ihre Stellung zu den Weißen, ihre Fähigkeiten. Oberflächliche Urtheile der Weißen. Vortheile einer freundlichen Behandlung der Eingeborenen . . . . . S. 471.

Ueber das Abnehmen der Polynesier. Verdienste der Mission um das Gebiet. Schluß . . . . . S. 511.

Melanesien und Australien.

Beschränkung der Aufgabe. Umfang des melanesischen Gebietes; seine natürliche Beschaffenheit, Flora, Fauna, Strömungen, Winde S. 515.

Physische Beschaffenheit der Neucaledonier, der dunkeln, der hellen Bevölkerung daselbst; der Loyalitätsinsulaner; der Eingebor. der Hebriden, der Nitendigruppe, des Salomoarchipel, Neubritanniens, der Louisiade, Neu-

guineas, der Fidschiinseln. Gesammtbild: Größe; sie schwankt sehr. Die Fidschi kein Mischvolk. Mannigfaltigkeit der Farbe. Haar, Bart. Wuchs, Körperproportionen. Doppelter Typus der Gesichter. Variabilität der Melanesier. Verschiedene Typen. d'Urville. Hombron. Die beiden Extreme des melan. Typus. Schädelbildung. Aehnlichkeiten der einzelnen melanes. Stämme unter einander. Wallaces Papuatypus. Bedenken gegen seine Schilderung. Die Melanesier sind in der Hauptsache ein unvermischter, selbständiger Stamm. Die Sprachen Melanesiens unter sich verwandt; das Gebiet sprachlich sehr zerklüftet. — Gesundheitszustand. Krankheiten. Volkszahl. Abnahme der Bevölkerung . . . . . S. 522.

Culturhistorische Schilderung. Beschneidung. Kleidung der Neucaledonier, der Kunaier, auf den Loyalitätsinseln, den Hebriden, Nitend, dem Salomoarchipel, Neubritannien, Neuguinea und den Fidschiinseln. Tattuirung, Hautnarben. Art der Tattuirung. Ihre Bedeutung. Auffallende Art, das männliche Glied zu tragen. Deutung derselben. Ursprung der Kleidung, der Schamhaftigkeit. — Betelkauen. Kava. Spirituosen. Tabak. Erdeessen auf Neucaledonien. Art zu kochen. Nahrungspflanzen, Art zu essen, Ackerbau zu Fidschi, im übrigen Melanesien. Art zu leben. Wohnungen auf Baladea, den Hebriden, Nitendi, den Salomoinseln. Neuguinea. Tempel (Rumsram) von Dorei und der Humboldtsbai. Hausbau der Fidschi. Schiffbau von Fidschi bis Neuguinea. Die Melanesier sind als Schwimmer, Schiffer, Fischer tüchtig . . . . . S. 560.

Technische Fertigkeiten. Irdene Töpfe. Geräthe. Metallarbeiten. Werkzeuge. Waffen. Bogen und Pfeil. Künstliche Holzschnitzereien. Dieselben zu Dorei, bei den Fidschis. Musik. Tanz. Poesie. Nur im Fidschiarchipel bedeutend. Form derselben. Dichter und Dichterinnen. Epische, lyrische Poesie, einzelne Proben. Beredtsamkeit. — Handel auf Neuguinea, Fidschi und sonst. Die Fidschihändler sind ein besonderer Stamm. Handel mit Polynesien. Jetzige Aus- und Einfuhr auf Fidschi. Zeitrechnung daselbst. Der Mbalolo. Zahl der Monate. Die Zeitrechnung beruht auf dem Mondlauf. Festzeiten. Sternkunde der Fidschi, der übrigen Melanesier. Zeitrechnung auf Nitendi; auf Neuguinea. Abweisung muhamedanischer Einflüsse. Die Zeitrechnung beruht auf dem Mondlauf. Man zählt nach Nächten. Zahlsystem. Die Befähigung der Melanesier ist eine bedeutende. Sie scheinen von höherer Cultur herabgesunken . . S. 595.

Namenstausch. Gruß. Höflichkeits- und Umgangsformen. Strenge Etikette der Fidschi. Feste. Stellung der Weiber. Größere Keuschheit der Melanesier. Polygamie. Eheceremonien auf den Fidschiinseln. Ehe durch gewaltsame Entführung. Eheceremonien auf Neuguinea. Wittwen. Scheidung. Geburt. Namengebung. Behandlung, Erziehung der Kinder. Familienleben. Kindermord. Tödtung der Alten, der Eltern, der Wittwen. — Kriegsanzug. Befestigungen. Krieg, Schlachten im Fidschiarchipel. Friede. Piraterie. Koppensnellen. Kannibalismus im übrigen Melanesien, auf den Fidschiinseln . . . . . S. 622.

Verfassung. Häuptlinge. Stämme. Verfassung der Fidschiinseln. Stände. Stämme mit bestimmten Gewerbe. Erbrecht. Strafen. Recht. Eide. Gottesgerichte. Das soro der Fidschi. Die vasu. — Religion. Fidschi: Ndengei, Weltschöpfer. Götter des übrigen Melanesien. Götter der Unterwelt. Andere Gottheiten. Elementargeister, Elfen. Schutzgeister. Geister der Todten. Die Weißen Revenants. Seelen der Dinge. — Paradiese. Leben der Seele nach dem Tode. Schöpfungssagen. Vergleich der melanes. und polynes. Götter. Omina. Tabu. Cultus, Bilder, Tempel, religiöse Feste, Priester. Zauberei. Entstehung, Behandlung der Krankheiten. Todesfeier. Bestattung . . . . . S. 654.

Charakter der Melanesier. Geschichte, Mission. Baladea, die Loyalitätsinseln. Die Santler. Neue Einrichtung der Mission; Patteson. Neuguinea. Die Fidschiinseln. Mission. Thakombau. Die Amerikaner. Die Katholiken. Wirren, die Cession an England. Jetzige Zustände. S. 687.

Australien und Tasmanien.

Zusammengehörigkeit aller neuholländischen Stämme nach Sprachen und Sitten. Wanderung der Stämme, Verkommenheit derer im Süden. — Physische Beschreibung. Hales Gesammttypus. Einzelnschilderung. Der Nordwesten. Der Norden, Halbinsel York. Der Osten. Neusüdwales. Victorialand. Der Süden (Vincent-, Spencergolf). Das Innere. Die Australbucht. Der Südwesten: Schädelbildung, Zahnbau. Wuchs. Körpergeschmeidigkeit. Gesichtsbildung: gemeinsame Züge. Größe. Hautfarbe. Lebensdauer. Körperkraft. Krankheiten der Augen, der Haut. — Die Tasmanier. Phys. Beschreibung. Körperkraft, Gesundheit. Ihr Verhältniß zu den Neuholländern. . . . . S. 706.

Culturhistorische Schilderung. Landesbeschaffenheit. Flora. Fauna. Einfluß des Landes auf die Eingeborenen, ihr Wanderleben, sie sind Omnivoren. Verschiedene Begabung. Klima. Nahrungsmittel. Schwierigkeit derselben. Wasser. Nahrungsmittel im Norden, im Süden. Einzelnes. Reizmittel: Tabak, Spirituosa. Bereitungsarten der Speisen. Kochgruben. Feueranzünden. Ackerbau. Oekonomie. Geschicklichkeit, die Nahrung zu erlangen. Beschleichung der Thiere. — Wohnungen der verschiedenen Gegenden. Seßhafte Stämme. Kahnbau. Gefäße, Geräthe, Spindeln u. s. w. Flechtwerk. Kleidung. Haartracht. Putz. Tattuirung, Bemalung, Durchbohrung der Nase u. s. w. Kriegs-, Freuden-, Trauerfarbe. Hautnarben, Tattuirung. Heiligkeit derselben. Wanderungen und was sie auf denselben brauchen. Lebensweise. Ihr Geschick im Aufspüren. Verschiedene Signale. Waffen: Speere, Wurfstock, Schilde, Keulen, Bumerang, Kiley, Bogen und Pfeil. Krieg: Veranlassung, Art der Kriegführung, Schlachtgesänge, Schlachten. Friede. Verhalten der Parteien während des Kriegs. Loos der Besiegten. Plötzlich aus einem Zank entstehende Schlachten. Kriegsrecht. Thätigkeit der Weiber im Krieg. Tapferkeit der Eingeborenen. Kannibalismus gegen Feinde und Angehörige. Nierenfett. Magische Wirkung des Menschenfleisches. Kannibalismus. Namentausch. Gruß. Ceremonien bei der Ankunft oder dem Begegnen Einzelner, der Stämme. Rufen a. d. Ferne. Friedenszeichen. Behandlung der Fremden. Ceremonien bei der Rückkehr eines lang abwesenden Familiengliedes. Etikette bei Festen. Feste. Benehmen unter einander . . . . S. 721.

Spiele. Musikinstrumente. Gesang. Ihre Melodien. Erregt singen sie. Tänze. Corrobori. Religiöse Tänze. Poesie. Dichter. Wesen und Arten der Poesie, Proben. Längere Gedichte. Mimische Leistungen. Märchen. Beredsamkeit. Bildende Kunst, Malereien. Die Höhlen am Glenelg. Farben der Eingeborenen. Einfluß der Malaien in Nordaustralien. Ursprung der Bilder am Glenelg. Natur- und Ortskenntniß. Sternbilder. Mond. Zeitrechnung. Handel. Zählmethoden. Fähigkeiten der Eingeborenen. Hervorragende Individuen. Sie sind von früherer höherer Cultur herabgesunken. Ihre moralischen Eigenthümlichkeiten. . . . . S. 752.

Polygamie. Verlobungen. Art der Bewerbung; Braut stets von einem anderen Stamm. Raub der Braut. Stellung der Weiber, junge an alte Männer verheirathet. Ehebruch. Keuschheit. Prostitution. Behandlung durch die Männer. Ihre Stellung zu den Verwandten. Wittwen.

Tabugeſetze in Betr. beſtimmter Verwandten; in Betr. der Weiber. Weibliche Erbfolge. — Schlafräume. Zeit der Mannbarkeit. Geburten. Fruchtbarkeit. Kindermord, Motive. Säugen von Thieren. Behandlung der Kinder. Familienanhänglichkeit. Das Alter wird geehrt. Gründe für das Verzehren der Verwandten. Namengebung. Erziehung, Abſchneiden eines Fingergliedes der Mädchen. Beſchneidung und ähnliche Ceremonien. Feſt der Mannesweihe bei den verſchiedenen Stämmen; Zahnausſchlagen, Hautnarben. Schutzgottheiten dieſer Gebräuche . . . . . S. 771.

Politiſche Eintheilung, Clanſchaften. Kobong. Familie und Stamm. Stände. Häuptlinge, aus der Familie erwachſen. Uebergewicht einzelner Stämme. Verkehr der Stämme. Höherſtehende im Norden. Grundbeſitz der Stämme, der Familien, der Einzelnen. Benutzung des Landes durch die Stämme. Erbrecht. Geſammthaftbarkeit; jus talionis. Bahrrecht. Schwüre. Strafen, Speerung, Todesſtrafe. Zweikampf. Tabugeſetze. Namen Verſtorbener. — Die Religion der Auſtralier und ihr Verfall. Gute Götter. Schöpfungsſagen. Fluthſagen. Lügen der Eingeborenen. Erzählungen, die polyneſiſchen Mythen ähnlich ſind. Naturgottheiten, Sonne, Mond. Andere Gottheiten. Elementargeiſter. Feindſelige Götter der verſchiedenen Gegenden. Böſe Geiſter und Geſpenſter. Die Feuer vor den Hütten. Aberglauben. Zauberer. Heilige Steine. Nierenfett. Cultus, Idole, Tempel, heilige Stätten. Behandlung der Kranken, Zauberer, Aerzte. Rache für, Trauer um den Todten. Beſtattung. Schädel, Haut aufbewahrt. Leben der Seele nach dem Tode. Die Weißen als Revenants. Helle Farbe der Geiſter. Geiſterinſel, Hades, Reſte älterer, höherer Ideen. Geſtalt der Seele. Todte als Spuk- und Schutzgeiſter. . . . . S. 788.

Tasmanien. Culturhiſtoriſche Schilderung. Verglichen mit den Neuholländern. Ihre Abſtammung. Ihre Befähigung, ihr Charakter. Geſchichte der Tasmanier. Grauenvolle Behandlung derſelben. Georg Auguſt Robinſon. Endſchickſal der Tasmanier. . . . . S. 811.

Geſchichte der Neuholländer. Miſſion unter ihnen. Gründe des Mißerfolges derſelben. Behandlung der Neuholländer durch die Engländer. . . . . S. 820.

Literatur.

Arbousset, Tahiti et les îles adjacentes (1862—5). Paris 1867.
Askew, a voyage to Australia and New Zealand. London 1857.
Aube, l'Océanie en 1869. Revue des deux mondes tome 89, p. 440 f.
Basler Missions-Magazin 1816—1856. Evangelisches Missions-Magazin, neue Folge 1857—1870.
Bechtinger, ein Jahr auf den Sandwichinseln. Wien 1869.
Behm, geographisches Jahrbuch 1866.
Behr, über die Urbewohner von Adelaide. Monatsberichte der geogr. Gesellsch. zu Berlin, neue Folge 5, 89 f.
Bernaldez, reseña hist. de la guerra al sur de las Filippinas sosten. contra los piratas. Madrid 1857.
Bligh a, Reise von Tofoa nach Timor, Forsters Mag. V.
Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte u. Missionsgeographie. 3. Ausg. Calw u. Stuttgart 1863.
Bowen on the new Settlement in Rockingham-Bay, Journ. of the R. Geogr. Soc. 35, 191 f.
Browne, James, die Eingeborenen Australiens.*) Petermanns Mittheilungen 1856, 443 f. (Derselbe Aufsatz steht im Nautical Magazin Sept. u. Oct. 1856.)
De Bruijn Kops, bydrage tot de kennis der noord- en oostkusten van N. Guinea in natuurkund. tydschr. v. nederl. Indie 1, 169 f. 1849.
Büchele, Australien in der Gegenwart. Stuttgart 1856.
Burkhardt, kleine Missionsbibliothek. 4. Bd. Bielefeld 1861—2.
Burns, Missionary Enterprises in many Lands. London 1845.
Castella, les squatters Australiens. Paris 1861.
v. Chamisso, gesammelte Werke. 6 Bde. Leipzig 1836—9.
Church Missionary Gleaner. London.
Die Colonie Viktoria, Melbourne 1861, übersetzt von Loewy.
Court, Exposition of the relation of the Brit. government with the Sultan of Palembang, London 1821.
Dampier, Voyage aux terres australes, trad. de l'Anglais. Amsterdam 1705; 1712.

*) Browne hat in Australien gelebt und zwar im Südwesten, an König Georgs Sund. Er kam um 1830 dorthin und hat mit den Eingeborenen den genauesten Verkehr gehabt.

Davidson, Trade and travel in the far East. London 1846.
Doruis de residentie Pasoeroeang, 'sGravenhage 1836.
Ellis, a. the history of the London Missionary Society. London 1844.
van Elten, Jets over den staat von Nederlandsch Indie; 'sGravenhage 1835.
Goudswaard, A. De Papoewa's van de Geelvinksbaai. Schiedam 1863.
Gratulationsſchrift der niederrhein. Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde zur Jubelfeier der Bonner Univerſ. 1868.
Grundemann, die öſtliche Hälfte von Melaneſien. Petermanns Mittheil. 1870, 365 f.
Hartwig, die Inſeln des ſtillen Oceans. Wiesbaden 1861.
Haygarth, Buſchleben in Auſtralien. Deutſch von Lindau. Dresden u. Leipzig 1849.
Hines, life on the plains of the Pacific. Buffalo 1851.
Hopkins, Hawaii London 1862.
Hood, Notes of a cruise in H. M. S. Fawn in the western Pacif. 1862; Edinburgh 1863.
Howard, Northern Territory of South Australia Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 227 f.
Howitt, b, the history of discovery in Australia Tasmania and New Zealand. London 1865.
Hueber, M. A travers l'Australie! Souvenirs d'un voyage executé en 1863—1864. Bull de la Soc. de Geogr. 1865, 423 f.
Jardine, Description of the Neighbourhood of Somerset, Cape York, Austr. Journ. of the R. Geogr. S. 36, 76 f.
Katalogus der ethnol. Afdeeling van het Museum van het batav. Genootsch. van Kunsten en Wetenschappen. Batavia 1868.
Keyts Reiſe nach Neuguinea im Jahre 1678. Allg. Hiſt. d. R. 18.
Köler, einige Notizen über die Eingeborenen des St. Vincentgolfes in Südauſtralien. Monatsberichte der geogr. Geſellſch. zu Berlin 3, 42 f.
— a, einige Notizen über die Eingeb. des St. Vincentgolfes. Eb. neue Folge 1. Bd. S. 35 f. Berlin 1844.
— b, Brief aus Auſtralien an Ritter eb. 7. Band 1850. S. 148.
H. M. Lange, het nederl.oostindisch Legez ter Westkust von Sumatra (1819—45). 'sHertogenbosch 1852.
Latham, elements of comparat. Philologie London 1862.
Leichhardt, a, Beiträge zur Geologie von Auſtralien, herausg. von Girard. Halle 1855.
Levyssohn, Norm., de britsche Heerschapy oven Java (1811—16) 'sGravenh. 1857.
Maandberigten voorgelezen in de maandel. bedestonden van het nederlandsche zendelinggenootschap, Rotterdam.
Malcolm, travel in South-eastern Asia. Lond. 1839.
Malone, twee years cruise in the Australian colonies. London 1854.
James Martin, Explorations in North-Western Australia Journ. of the R. Geogr. Soc. 35, 237 f.
R. Montg. Martin, History of Australasia, comprising N. S. Wales, Van-Diemensl. Swan river e. c. London 1836.
Meinicke, d, über die Torresſtraße, ihre Inſeln und Gefahren. Geogr. Zeitſchrift v. Neumann, neue Folge 1857. 3. Bd. S. 105 f.
Michelis, die Völker der Südſee und die Geſchichte der proteſt. u. kathol. Miſſion unter denſelben. Münſter 1847.
Missionary Herald, cont. the proceedings at large of the American Board of Commissioners for Foreign Mission. Boston.

Missionary Register, cont. the princ. transactions c. with the proceedings at large of the Church Missionary society. London.
Miſſionsgeſchichte in Heften. Der große Ocean u. die Miſſion. A. Neuholland, B. Neuſeeland. Berlin 1869 f.
Ev. Miſſions-Magazin ſiehe Baſler Miſſ. Mag.
Modera, J. Verhaal van eene Reize naar en longs de Zuid-westkust van Nieuw Guinea gedaan in 1828. Haarlem, 1830.
Müller, Sal. b. iſt citirt nach der Ausgabe von 1857 (Reizen en onderzoekingen u. ſ. w.)
Nind, Description of the Natives of K. Georges Sund (Swan River Colony) and adjoining country. Journ. of the R. Geogr. Soc. 1,28 f.
Osborn, Quedah. London 1857.
Palacky, Auſtralien. Prag 1866.
Perry, Reiſe um die Erde nach Japan, überſetzt von B. Heyne. Leipzig und Neu-York 1856.
Radiguet, la reine blanche dans les îles Marquises. Rev. des deux mondes Jul. Oct. 1859.
Rattray, on Somerset and C. York Peninsula, Journ. of the R. Geogr. Soc. 38, 370 f.
van Rees, Montrado, bydrage betr. de onderwerping der Chinesen op Borneo. s'Hertogenbosch 1858.
Reina über die Bewohner der Inſel Rook in Neumanns geogr. Zeitſchrift neue Folge 1. 1856.
Remarks on de Philippine islands (1819—22) by an Englishmann. Calcutta 1828.
Richardson, an Overland Expedition from Port Denison to Cape York. Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 19 f.
O. Rietmann, Wanderungen in Auſtralien und Polyneſien. St. Gallen 1868.
Roijer, G. Reis van Amboina naar de Z. W. en N. Kust van Nieuw-Guinea gedaan in 1858 met Z. M. Stoomschip. Etna. Amsterdam 1862.
Russel, Polynesia. Edinburgh 1842.
Salerio, die Inſeln öſtl. von Neu-Guinea, Peterm. Mittheil. 1862.
Sandifort, Tabulae craniorum diversarum nationum. Lugdun. Batavorum 1838.
Seemann, Viti: an account of a Government mission to the Vitian or Fijian islands 1860—1. Cambridge 1862.
Sidney, Auſtralien, Hamburg 1854.
Sholl, Expedition of Camden Harbour to the Southward of the Glenelg River. Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 203 f.
Steger, die proteſtantiſchen Miſſionen, neue Folge. Hof und Wunſiedel 1843 f.
Butler Stoney, Residence in Tasmania. London 1856.
Strehler, Mittheilungen aus meinem Tagebuch über meine Reiſe nach Batavia. Nürnberg 1832.
Stuers memoires, de la guerre d l'île de Java de 1825—30. Leyde 1833.
Tasman, journal van de reis naar het Zuidland (1642) ed. Swart. Amsterdam 1860.
de Waal, Nederlandsch Indie in de Staten-Generaal sedert de Grondwet van 1814. 's. Gravenhage 1861.
Watts, Rückreiſe von Neu-Süd-Wales, Forſter Mag. I. Berl. 1790.
de Wilde de Preanger Regentschappen, Amsterdam 1830.

The Wesleyan Missionary Notices.
Wilhelmi, a. Sitten und Gebräuche der Port-Linkoln-Eingeborenen. Aus allen Welttheilen 1. Jahrg. 1870*).
Williams and Calvert, Fiji and the Fijians; extendet with notices of recent events by J. Calvert. Edited by G. St. Rowe. London 1870**).
Wood, Will. Maxw. Wandering sketches of people and things in South America, Polynesia, California. Philadelphia 1849.

---

*) Ist eine meist verkürzte und wenig veränderte Uebersetzung der „manners an customs."

**) Wo diese neue (dritte) Ausgabe des Buches gebraucht ist, welche sich übrigens nur durch die Darstellung der neuesten politischen Verhältnisse wesentlich von der früheren unterscheidet, ist es besonders bemerkt.

Wir haben im vorigen Band außer der ethnologischen Schilderung der Mikronesier diejenigen Vorfragen abgehandelt, welche der Specialbetrachtung der Polynesier vorausgehen mußten.

Es war dies erstlich die Frage, ob eine Urbevölkerung Mikronesiens und Polynesiens existirt habe, bevor die heutigen Bewohner das Gebiet einnahmen; zweitens die noch verwickeltere Untersuchung über den Zusammenhang der verschiedenen Inselgruppen Polynesiens untereinander, über die Wanderungen der Polynesier, woher, wann sie erfolgt sind, in welchem Verhältnisse sie zu der Einwanderung der Mikronesier stehen. Nachdem wir dann schon in aller Kürze die besonders merkwürdigen westlichsten Inseln des eigentlichen Polynesiens betrachtet haben, welche wir unter dem Namen Tokelauinseln als ein besonderes Gebiet, das von einem selbständigen Stamme bewohnt sei, zusammenfaßten, kommen wir jetzt zur ethnologischen Schilderung der Polynesier selbst und beginnen unsere Darstellung mit der Beschreibung der **physischen Eigenschaften** dieser Völker.

Zunächst wollen wir versuchen, uns ein allgemeines Bild dieser Eigenschaften zu entwerfen, wie es auch Hale (p. 9 f.) thut. Nach ihm sind die Polynesier durchschnittlich über mittelgroß, über 5′ 9—10″ (wohl engl. Maß), wohlgebildet, mit gut entwickelten Gliedern und Muskeln. Doch haben nach Roquemaurel bei d'Urville 63, 399 die Bewohner von Mangareva, obwohl nicht kleiner als die übrigen Polynesier etwas schwache Extremitäten, womit auch Beechey 137 und Lesson (Mang. 150) übereinstimmt, wenn gleich das Bulletin d. l. soc. geogr. 1853, 2, 320 zu widersprechen scheint. Schwache Glieder, namentlich kurze und unentwickelte Beine finden wir auch sonst noch. Virgin 2, 55 erwähnt sie als Eigenthümlichkeit der Bewohner von Nive 2, 67, von Tonga und Cook (3. Reise

1, 168, ebenso Thomson in Journ. Roy. G. S. 23, 87 und in British and foreign Medico-chirurg. review 1854. Nr. 26, p. 489), von den Neuseeländern, welche sowie die Hawaier an Natur und Körperbildung ihrer schlechteren Nahrung und schwereren Arbeit wegen überhaupt etwas hinter ihren übrigen Stammesgenossen zurückstehen. Aber im allgemeinen sind Hales Angaben richtig, und die älteren Reisenden pflegen gleichmäßig von dem außerordentlich schönen Körperbau entzückt zu sein, durch den sie nicht selten an die schönsten antiken Statuen sich erinnert sahen. Die Weiber freilich (Hale a. a. O.) sind im Ganzen minder schön als die Männer, ihr Wuchs ist zu untersetzt und stämmig; obwohl sie in der Jugend nicht ohne Anmuth und bisweilen sogar sehr reizend sind. Ihre Brüste sollen nach Forster (Bem. 242 f.) sehr selten hängend und schlaff sein und auch Virgin (2, 67) sowie andere sprechen von der ungewöhnlich spitzen Form derselben. Schouten dagegen fand sie in der Nivagruppe außerordentlich lang und schlaff bis zum Bauche herabhängend (Diarium 47). Hände und Arme sind bei beiden Geschlechtern meist gut entwickelt, ja häufig sehr schön (Vincendon Dum. Mar. 216 f. Virgin 2, 67. Cook 3. R. 2, 91). Die Hautfarbe schwankt zwischen hell- und dunkelbraun, mit einem Anflug ins Gelbe oder aber, wie z. B. auf Paumotu und Hawaii (Titelkupfer bei Virgin 1) und sonst, ins Olivengrüne. Die hellste Farbe findet sich nach Hale um den Aequator, welcher folgende Steigerung von Hell zu Dunkel gibt: Tokelau (wo er die schönsten Menschen fand), dann Markesas, Samoa, Tahiti, Tonga. Auch die Bewohner von Paumotu (Mörenh. 2, 247) und Waihu (Forster Bem. 211) sind dunkler als die Tahitier, nach Forster (207) freilich auch die Markesaner, deren Farbe nach den einzelnen Stämmen sehr verschieden ist. Von den Tahitiern sind die Raiateaner (Cook 3. Reise 2, 302) am dunkelsten. Die Hawaier und Neuseeländer nennt Hale noch einen Schatten dunkler als die Tonganer und zwar erklärt er auch dies aus ihrem mühevolleren Leben, durch welches er dunkele Färbung weit mehr als durch Einwirkung der Hitze veranlaßt glaubt. Doch gilt diese Angabe Hales in Bezug auf die beiden letzten Gruppen keineswegs für die gesammte Bevölkerung.

Das Haar ist meist dick, schwarz, mit leichter Neigung zum Kräuseln; nur selten ist es heller, braun oder gar röthlich oder flachsfarben. Der Bart ist meist dünn — Tokelau und Paumotu bilden

Ausnahmen — und keimt meist erst in den mittleren Jahren. Häufig wird er wie immer das Körperhaar ausgerauft, welches letztere aber meist sehr sparsam wächst: nur die Bewohner von Nive (Virg. 2, 55) sind an Armen und Beinen stark behaart.

Die Gesichtszüge variiren wie in Europa (Tonga Cook 3. R. 2, 9; d'Urville a, 4, 228. Tahiti: Ellis 1, 60 f; östl. Polynesien Beechey 136; 138. Hawaii King in Cook 3. R. 3, 414. Neuseel. Quoy bei d'Urville a, 2, 283) so daß eine allgemeine Charakteristik kaum möglich ist. Die Augen sind schwarz, aber weder groß noch besonders hell; doch kommen auch braune vor, wie denn z. B. Tamehameha selbst (Abbild. bei Kotzebue) braune Augen hatte. Uebrigens stehen sie fast immer gerade und nur in sehr seltenen Fällen, also wohl nicht häufiger als in Europa schief. Die Nase ist entweder kurz und gerade oder lang und adlerförmig gebogen, stets aber von einer gewissen Breite und Fülle namentlich an der Spitze, wo sie stets — dies ist nach Hale (10) das einzige konstant Charakteristische der polynesischen Physiognomie — niedergedrückt erscheint; daher die Nasenlöcher leicht etwas auseinanderstehen. Am schönsten ist der Mund gebildet, mit stets mehr oder minder vollen, schwellenden Lippen, meist schönen ebenstehenden, immer blendend weißen Zähnen; doch ist die Oberlippe bisweilen zu groß und lang (Hawaii Virgin, Neuseeland Thomson in Brit. and foreign Medico-chir. review 1854. No. 26, 459). Auch das Kinn pflegt rund und voll zu sein, doch ragt es selten vor. Die Ohren, welche Hale groß und abstehend nennt, sind nach Lesson (voy. 168) auffallend klein; doch scheint Hale nach den meisten Abbildungen recht zu haben. Die Stirn ist verschieden gebaut, aber stets gut entwickelt. Die Backenknochen springen etwas vor, aber mehr nach vorn als zur Seite; die Gesichtsform ist oval und die Züge oft von hoher Schönheit, von sanftem frohem Ausdruck und sehr lebendigem Mienenspiel. Der Schädel ist kurz und breit, der breite Durchmesser zwischen den Ohren so groß als der Längendurchmesser von der Stirn nach hinten; der Scheitel ist von der Stirn an hoch emporgewölbt, das Hinterhaupt namentlich bei den Weibern flach. So weit Hale. Ungenau ist in seiner Schilderung nur, daß er die beiden Durchmesser gleich nennt; nach den genauen Messungen in Welckers höchst lehrreichem Aufsatze (Anthrop. Revue 1, 157) ist die Höhe immer größer als die

Breite, bei den Hawaiern um 4, bei den Tahitiern sogar um 5 Maßeinheiten. Im Uebrigen aber stimmt zu Hale sehr genau die Schilderung, welche Retzius in Müllers Archiv (1847, 505) vom Schädel der Sandwichinsulaner entwirft: er ist ungewöhnlich hoch und groß, von starkem Knochenbau, mit großen sehr voneinander abstehenden Scheitelhöckern; die Scheitelbasis ist schmal, die Stirn hoch, das Hinterhaupt abschüssig und viereckig, die Jochbogen stehen ein wenig vor, die Nasenbeine sind etwas abgeplattet und klein, die Schläfen flach, nach vorn convergirend. Von oben gesehen, hatte der Schädel eine nach hinten breite Keilform. Am Schädel eines Neuseeländers, der sonst ganz ähnlich war, fand Retzius das Hinterhaupt fast ganz flach, den unteren Theil aber etwas weniger als bei dem hawaiischen comprimirt. Ebenso haben die Schädel der Bewohner von Raiatea glattes, senkrecht abfallendes Occiput (Bennett a 1, 105); und wenn Dumoutier (d'Urville b Anthropol. 75) die Kopfform der Bewohner von Tahiti, Paumotu und Niva pyramidal nennt, so stimmt auch das zu dem Vorstehenden genau genug. Dieffenbach fand zwar (2, 8) manche neuseeländische Schädel den europäischen vollkommen gleich; aber wie schon Dumoutier (bei Vincendon Dum. Marq. 292) Unterschiede angibt, so muß hier an das erinnert werden, was wir schon im vorigen Band (2, S. 54 f.) erwähnten, daß mehrere der ausgezeichnetsten Kraniologen die Malaio-Polynesier zu einer besonderen Classe, der Hypsistenocephalen vereinigt haben.

Ueber die große Variabilität der Polynesier, welche höchst merkwürdig ist, müssen wir noch weiter reden. Denn sowohl in Farbe, welche von fast europäischer Weiße bis zu hellem Schwarz wechselt, als in Gesichtszügen, welche Melville 2, 105 ganz europäisch, andere wieder (z. B. Virgin in Bezug auf Hawaii) jüdisch, wieder andere (Lesson) mongolisch nennen und welche doch, wie wir sahen, auch noch ihr eigenthümlich polynesisches haben, ferner in Beziehung auf den Wuchs u. s. w. variiren sie außerordentlich. Ellis 1, 80 f. stellt die verschiedenen Bildungen der Tahitier zusammen. Und freilich ist es kaum möglich, eine allgemeine Charakteristik der Gesichter zu geben; diese Unbeständigkeit legt den Gedanken an vielfache Mischungen nahe, wie sie ja auch wirklich wenigstens [illegible] Polynesiern und Polynesiern vielfach stattgefunden [illegible] die Erklärung jener Erscheinung

Mischungen kamen doch immer nur gleiche Elemente in Berührung. Die Variabilität erklärt sich aber leicht und ganz natürlich, wenn man folgende beiden Umstände als ihre Hauptgründe annimmt. Zunächst einmal die hohe geistige Entwickelung der Polynesier: wie ein unentwickeltes rohes Volk dieselben Gesichtszüge aller Individuen zeigt, so differencirt höhere Bildung, selbständigere Entwickelung des Individuums auch die Gesichtsbildung in so hohem Maße, daß gar bald der Einzelne als Einzelner sich von jedem anderen auch leiblich ganz und gar scheidet und eine allgemeine Charakteristik immer schwieriger wird. Zweitens aber scheint der Variationskreis, welchen das Aeußere dieser Völker durchmachen kann, wie wir aus den eingestreuten schwarzen und scheinbar melanesischen Individuen schon oben schlossen, ein verhältnißmäßig großer zu sein, und diese seine Größe entspricht der enormen Ausdehnung des malaio-polynesischen Stammes; sie wird erleichtert (Wagner, Migrationsgesetz) durch die insulare Gliederung seiner Heimath, welche immer verhältnißmäßig kleine Theile oft sehr fest und lange abschließt. Auch das hohe Alter des Stammes, den wir mit Sicherheit bis ins dritte Jahrtausend vor Christo zurückverfolgt haben, unterstützt die Variabilität.

Noch andere minder grundlegende Ursachen kamen dazu, welche wir jetzt besonders erwähnen müssen, da sie sehr handgreifliche Unterschiede hervorgerufen haben. Zunächst der verschiedene Wohnort der Polynesier. Auf den hohen Inseln nämlich sind die Bewohner kräftiger, größer, schöner, heller und besser entwickelt; auf den niederen ärmlicheren sind sie kleiner, minder stark, dunkler, häßlicher (Beechey 184. Mörenhout 1, 166). Dieser Einfluß des Wohnortes bewirkt nicht nur Unterschiede in der Bevölkerung verschiedener Gruppen wie z. B. zwischen Tahiti und Paumotu; auch die Insen einer Gruppe können dadurch von einander irgendwie geschieden sein. Die strengen Scheidungen, welche unter den Markesanern statt haben, bewirken dasselbe; und ähnlich ist es auch auf Neuseeland, wo einzelne Stämme schwächer, deshalb in unfruchtbare Gegenden vertrieben und deshalb dunkler sind. Denn gerade das elendere Leben ist es (wie es ja die niederen Inseln immer mit sich bringen), wodurch die dunklere Färbung, der kleinere Wuchs u. s. w. hervorgerufen werden. Deshalb ist denn auch zweitens der Unterschied der Stände von großer Wichtigkeit für die physische Natur der Polynesier. Die begünstigten Stände

haben nicht nur das Vorrecht größerer Arbeitslosigkeit, auch beſſere, ja überreichliche Nahrung ſteht ihnen zu, während die anderen oft geradezu darben müſſen; ſie haben beſſere, kühle und ſchützende Wohnungen, reichlichere Kleidung: und ſo finden wir überall die Vornehmen wie heller und ſchöner, auch in Wuchs und Stärke ſo viel mehr entwickelt als das Volk, dem ſie oft wie Rieſen gegenüberſtehen, daß man ſich beim erſten Anblick ganz natürlich verſucht fühlt, einen ſo verſchiedenen Menſchenſchlag durch verſchiedene Abſtammung zu erklären.

Es läßt ſich ferner nicht leugnen, daß auch zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Stämmen Polyneſiens nicht unbedeutende Unterſchiede herrſchen: dieſe aber erklären ſich durch die lange Abgeſchloſſenheit beider in verſchiedenen Gebieten zur Genüge. Stärker ſind natürlich die Unterſchiede zwiſchen Polyneſien und Mikroneſien. Dumoutier (d'Urville b Anthropol. 110) nennt den marianiſchen Schädel flacher als den polyneſiſchen, mehr tagaliſch, was freilich nach v. d. Hoevens Meſſungen vom karoliniſchen Schädel nicht gilt, der verhältnißmäßig höher iſt, als ſogar der Schädel der Sandwichinſulaner, da letzterer eine weit größere Breite beſitzt; allein kleiner iſt der karoliniſche doch als alle polyneſiſchen Schädel (Welker, anthropol. Revue 1, 157). In der Hautfarbe ſind die Mikroneſier etwas heller als die Polyneſier (Hale 71; Gulik 416); ihre Geſtalt iſt zierlicher, behender; ihr Ausdruck iſt lebhafter; ihre Naſe vorſtehender, gebogener und weniger platt (Gulik eb.); jener nach Hale für die Polyneſier ſtreng charakteriſtiſche Zug, daß die Naſe vorn platt gedrückt erſcheint, tritt alſo bei den Mikroneſiern minder ſcharf hervor.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Gruppen über, ſo können wir Samoa und Tonga gemeinſchaftlich behandeln.

Die Eingeborenen beider Archipele, welche Erskine (155) einander durchaus ähnlich nennt, ſind wohlgebaut und kräftig, aber ohne das allzureichliche Fleiſch der tahitiſchen oder hawaiiſchen Vornehmen zu haben (Hale 10). Der Wuchs der Samoaner war groß, nach la Perouſe (2, 218) faſt immer gegen 6' hoch, denn Männer, welche nur 5' hoch waren, fielen wegen ihrer Kleinheit auf; die Muskeln dieſer Rieſenkörper waren ſehr gut entwickelt, ihre Kräfte übertrafen die der Europäer, wozu der beſtändige Ausdruck von Trotz und Wildheit gut paßte (eb.). Auch neuere Reiſende ſtimmen hiermit

überein. Erskine (36) nennt die Samoaner groß und schön, ja auf Tutuila betrug die Größe der äußerst mächtig entwickelten Körper meist über 6′ (41). Namentlich die Häuptlinge zeichneten sich durch ihren riesigen Wuchs aus, so daß Dantrecastreaux (1, 319) versucht war, zu glauben, sie seien hier nach der Größe und Stärke, wie in Hawaii nach der Dicke (Duhaut-Cilly 2, 264) gewählt. Auch die Tonganer fand Virgin 2, 70 meist über 3 Ellen groß, außerordentlich schön gewachsen und von kräftigeren Muskeln als die Tahitier — es ist ganz dasselbe Urtheil was schon Cook (3. R. 2, 91) und Forster (Bem. 209; Reise 2, 68) aussprachen. Nach Wilkes (3, 10) haben übrigens die Tonganer schönere Körperformen als die Samoaner: ja Hombron (d'Urville b 4, 372) nennt die Letzteren nächst den Hawaiern die häßlichsten aller Polynesier, sowie er ihnen auch, gegen alle übrigen Berichte (nur daß d'Urville a 4, 228 dasselbe sagt) und darum nicht sehr glaublich, Neigung zum Fettwerden zuschreibt. Die Weiber sind auf beiden Gruppen kleiner als die Männer, wenn auch immer noch größer, als die Tahitierinnen (Forster Reise 2, 69), aber bei weitem nicht so schön wie diese (la Perouse 2, 219; Cook 3. R. 2, 92), ja Turnbull (310) nennt sie geradezu häßlich. Anmuthig waren sie meist nur in frühster Jugend (la Perouse eb.). Die Farbe der Tonganer ist, wenn auch Sarah Farmer (Geschichte 41) das Gegentheil behauptet, dunkler als die der Samoaner, welche letztere (Verne in nouv. ann. des voyages 1848. 4, 376) oft nicht dunkler als sonnenverbrannte Südeuropäer sind. Die Tonganer waren dagegen dunkler als die Tahitier (Forster 209; Turnbull 310), dunkelkupferbraun (Cook 3. R. 2, 92, Virgin Abbild. Forster Reise 2, 69) mit verschiedenen Schattirungen: Cook sah olivenfarbige Menschen, erwähnt aber auch, daß die Frauen bisweilen ganz hell seien; auch d'Urville (a 4, 228) will einige fast weiße Frauen gesehen haben und Forster (Bem. 209) behauptet, daß die Vornehmen bisweilen hellere Farbe hätten. Allein dies ist hier keineswegs so häufig der Fall wie auf Tahiti, wie denn Reinh. Forster (R. 2, 68) keinen Unterschied in Farbe und Korpulenz bemerkte; wohl aber haben die Vornehmen hier eine weiche und feinere Haut, während die der geringen Leute namentlich an den unbedeckten Stellen häufig rauh anzufühlen ist (Cook 3. R. 2, 93). Die Gesichtszüge sind auf beiden Gruppen angenehm, der Vorderkopf

gut entwickelt, der Raum zwiſchen den Augen iſt groß, wodurch die Geſichter etwas feierliches, würdevolles bekommen (Hale 10); die Naſen ſind auch hier an der Spitze dick (Cook 2, 90; Hombron bei d'Urville b 4, 372). Hombron nennt allein von allen Gewährsmännern die Samoaner häßlich, mit ſchiefen Augen, abſtehenden Backenknochen und dicken Naſen. Das Haar, meiſt ſchwarz, doch auch dunkelbraun, iſt ſchlicht oder kraus, doch iſt krauſes Haar beliebter und häufiger. Man kämmt es oft künſtlich empor, ſo daß es perrückenartig abſteht (Virgin 2, 70: Wilkes 2, 75; Kotzebue b 1, 147 f.); doch tragen es beide Geſchlechter meiſt kurz geſchnitten (Forſter Reiſe 69; Virgin 2, 67). Auch den Bart raſirt man meiſtens mit Muſchelſchalen ab (Forſter Bem. 209); doch ſind nach Erskine 116 die Tonganer deshalb von männlicherem Ausdruck, weil ſie bärtiger ſind.

Die Maoris auf Neuſeeland haben nicht die runden Glieder, die ſanften Züge der Tonganer und Tahitier; aber ſie ſind kräftig gebaut, ſehnig und von kühnem Geſichtsausdruck (Hale 11). Nach Thomſon (69) ſind Rumpf und Unterarme verhältnißmäßig länger als beim Europäer, Oberarme und Schenkel dagegen meiſt um $1\frac{1}{2}$" kürzer, wie ja auch Forſter Bemerk. 212 von den ſchlechter entwickelten Beinen der Maori — die Kniee ſind dick, die Beine einwärts gebogen — ſpricht, die er 241 mit den Beinen der Melaneſier vergleicht und daraus erklären will, daß beide Völker ſo häufig eine hockende Stellung in den Kähnen einnähmen. Allein die Maori ſind doch weit mehr ein Land- als ein Schiffervolk. Ihre Hände ſind (Thomſon eb.) klein, die Waden ſtehen hoch oben, die Füße ſind bei geringer Wölbung breit (ja Plattfüße ſind nach ihm in Brit. a. foreign Med.-chir. review 1854. No. 126, 489 gar nicht ſelten) und kurz, oft 1" kürzer, als der Fuß des Europäers, während nach Dieffenbach (2, 7 — 9) ihre Füße ſehr ſchön und namentlich die Muskeln der erſten und zweiten Zehe ſehr entwickelt ſind, da ſie dieſe bei ihren Arbeiten ſehr oft gebrauchen. Ob ſich dieſer Widerſpruch aus dem allerdings großen Unterſchied erklärt, der auch hier zwiſchen den Höherſtehenden und dem geringen Volke ſich zeigt? Denn während der Adel ſich durch hohen Wuchs auszeichnet und die ihm angehörigen meiſt über 6, ja bis zu 7' groß und dabei völlig proportionirt entwickelt ſind (Taylor 186; Polack Narr. 1, 360), ſo

gibt es (Dieffenbach 2, 9—10) daneben noch eine andere Menschenklasse, welche zwar in jene besser entwickelte durch unmerkliche Zwischenstufen unmittelbar übergeht, aber doch ausnahmslos den niederen Klassen angehört und im Wuchs schlechter und kleiner, an Farbe dunkler ist. Polack stimmt (1, 6) hiermit ganz überein; die Farbe dieses letzteren Menschenschlages nennt er braunschwarz, ihre Haut zart, ihre Lippen voll, ihre Backenknochen vorstehend, ihr Haar grob und lockig, nie wollig. Namentlich die Weiber sollen diesen Typus zeigen (derf. 1, 129; Narr. 1, 361). Crozet (26 u. 72) unterscheidet gar 3 Racen unter den Maoris, eine weiße oder gelbe, eine braune, etwas kraushaarige und kleinere, und drittens eine schwarze völlig negerähnliche. Dies müssen wir jetzt eingehender behandeln, als wir es im vorigen Band (2, S. 28) gethan haben. Was zunächst die Farbe betrifft, so schwankt diese allerdings auf Neuseeland von ganz hellem braungelb bis zu schwarz (Anderson bei Cook 3. Reise 1, 168). Cook (1. R. bei Schiller 3, 36) nennt die Maori meist heller als die Spanier, nach Dieffenbach (2, 7 f.) sind sie oft lichter gefärbt als die Südfranzosen, im allgemeinen aber hellbraun, womit Taylor (184), der an doppelte Abstammung denkt, übereinstimmt. Diese helle Farbe findet sich namentlich bei den Häuptlingen (Nicholas 15, 62), wie auch Cook nur mit diesen in genauere Berührung kam. Ist so die hellere Farbe abhängig vom reicheren und bequemeren Leben, so wird sie auch durch ein kühleres Klima hervorgerufen, wie Angas (1, 309), der die Stämme an der Cooksstraße erheblich heller fand als die an der Tafelbai, gewiß mit Recht annimmt. Nun gibt es aber auch so dunkele Individuen (Thomson 72), daß man kaum die Tattuirung sieht. Thomson (72) gibt das Verhältniß der verschieden Gefärbten so an, daß auf 110 Neuseeländer 87 braune mit schwarzem schlichtem oder krauserem Haar; 10 rothbräunliche mit kurzem krausem oder langem schlichtem rosiröthlichem Haar; und nur drei mit schwarzer Haut und schwarzem krausen Haar das in Büscheln wächst, kommen. Etwa einer unter 500 hat nach ihm (Medico-chir. review 1854, 489) wolliges, d. h. negritoähnliches Haar, während seine Verwandten das gewöhnliche neuseeländische Haar haben. Dies ist schlicht, von gröberer Textur als das europäische, aber weich und glänzend, wenn es mit Oel geschmeidigt und rein gehalten wird (Thomson 69; review 489). Auch lockiges Haar ist

nicht selten (Wilkes 2, 398), doch behauptet Dieffenbach (Ausland 1855, 107) gegen Shortland, es sei beim Volke häufiger, als bei den Fürsten, was durchaus glaublich erscheint. Von Farbe ist es schwarz oder braun und dann oft mit Neigung zum Krauswerden (Cook 1. R. 2, 182, 3. R. 1, 168), ja röthlich nach Dieffenbach (2, 7 f.). Kinder haben bisweilen Flachshaare (Angas 1, 309); graue Haare und Kahlköpfigkeit kommt vor, ist aber selten (Cruise 280).

Die Eingeborenen am Ostkap (Polack Narv. 1, 360), welche von anderer Abstammung als die übrigen Maori zu sein behaupten, sollen kleiner, schwächer, dunkler als alle übrigen sein — was Dieffenbach (2, 11) zwar nicht bestätigt fand, was aber, wenn es wahr ist, sich sehr leicht erklärt. Diese Eingeborenen sind ein zurückgedrängter Stamm, welcher durch seine elende Lage auch jenes elende Aeußere nach und nach bekam. Vieles spricht genügend dafür, daß wir ihre dunkle Farbe nur solchen äußeren Umständen, nicht der Einmischung von fremdem Blute zuzuschreiben haben. Zunächst das sporadische Auftreten der dunkleren Individuen; ferner der Umstand, daß die niederen, gedrückteren Stände und Stämme die dunklere Farbe zeigen; sodann, daß sie sich namentlich an den Frauen bemerklich macht. Denn diese (Forster Bem. 212) werden hart und karg gehalten und so sind sie durchgehends kleiner und häßlicher als die Männer (eb.), so zeigen sie in jenem tiefer stehenden Menschenschlag die ihn tiefer stellenden Merkmale in besonders hohem Grad (Polack Narr. 1, 361) natürlich, da sie von den eigenen Stammesgenossen noch tiefer herabgedrückt werden, als diese von anderen Stämmen oder von einer ungünstigen Naturumgebung. Aber im ganzen Lande stehen die Weiber in der Körperentwickelung den Männern nach, theils wie Dieffenbach 2, 12 richtig auseinandersetzt, weil die meiste Arbeit auf ihnen liegt, theils wegen zu frühem Beischlaf, zu langem Säugen und häufigem Abortus. Die Pubertät (eb. 2, 33) tritt früher als bei uns, später als in Südeuropa ein. Mischlinge von Neuseeländerinnen und Weißen waren heller als Südfranzosen, einige hatten Flachshaar und blaue Augen (Dieffenbach 1, 38); auch rothe Wangen haben sie und man würde sie kaum für Mischlinge halten (Dieffenbach supplementory inform. relat. to NZ. 1840, 104), wie überhaupt die Neuseeländer etwas kaukasisches haben (eb. 107).

Es giebt noch einige ganz verwilderte Männer in den wildesten Gebirgen der Nordinsel, die Maeros mit langen Haaren, Nägeln u. s. w. und die Ngatimamoe auf der Südinsel, letztere ein verdrängter und jetzt gänzlich herabgekommener Stamm, der einst mächtig gewesen sein soll, erstere flüchtige Maori, Sklaven, Verfolgte, welche den wilden Männern auf Tahiti ganz gleich stehen. (Hochstetter 58, f.).

Es bleibt jetzt noch einzelnes zu besprechen über. Anlage zum Fettwerden haben die Maori nicht. (Cook 1 R. 2, 282; Dieffenbach 2, 7.) Was das Gesicht betrifft, so ist ihr Mund echt polynesisch, voll, mit besonders starker Oberlippe (Angas 1, 309; Thomson 69), die Zähne breit, eben, weiß, und meist gut (Cook 1 R. 3, 36), doch stehen sie schiefer, als beim Europäer, (Thomson review 489), die Nase gerade oder römisch gebogen, immer aber breit und an der Wurzel eingedrückt (Thoms. eb Taylor 184 f.) auch weniger hervorspringend als beim Kaukasier (Thomson review 489) und an der Spitze dick (Cook 3 R. 1, 168), das Auge schwarz, sehr beweglich und ausdrucksvoll, (Cook eb. Dieffenbach 2, 7 f.), doch bisweilen auch braun, (Angas 1, 309. Thomson 71) und bei einzelnen Individuen (nach Taylor 184 f. bei sehr vielen, wovon die übrigen Berichterstatter nichts wissen) schiefstehend, (King und Fitzroy 2, 569) daher es wohl kommen mag, daß Hale (11), King und Fitzroy (2, 507) die Maori den Amerikanern, Taylor sie den Chinesen ähnlich fand. Die sclerotica soll nach Gaimard (bei d'Urville a 2, 277) schmutzig gelb sein. Ihr Bart wird, obwohl er von Natur stark ist, meist ausgerissen (Dieffenb. 2, 56), wo er aber bleibt, ist er schwarz und zottig (Forster Bem. 212); ihre Gliedmaßen sind minder behaart als beim Europäer, (Dieffenbach eb. Thomson 69 f.) Ihre Züge sind oft den Europäern ähnlich und von europäischer Mannigfaltigkeit (Cook 3. R. 1, 168; Quoy bei d'Urville a 2, 273). Ihre Stimme ist hoch, zurücklaufend, nicht breit, (Thomson 69 f.), der längere Durchmesser meist größer, als beim Europäer, die Schläfen nicht hervortretend, das Hinterhaupt gut entwickelt (Dieffenbach 2, 7 f.), was indeß nicht immer statt hat; Retzius (Müllers Archiv 1847, 505) fand es ganz flach. Dieser auffallende Unterschied erklärt sich daraus, daß auch in Neuseeland die sonst in Polynesien so verbreitete Sitte herrschte, das Hinterhaupt

künſtlich abzuplatten (Baſeler Miſſ. Magazin 1836, 601 nach Yate); daß aber dieſe Sitte hier überhaupt nicht oder doch zu Dieffenbachs Zeiten nicht mehr allgemein im Gebrauch war. Merkwürdig iſt, daß die Schädelknochen eine größere Stärke als die der Europäer haben (Dieffenbach 2, 7), ja Polack fand ſie an einem Maoriſchädel einen halben Zoll dick. Mißbildungen und Körpergebrechen ſind nicht ſeltener als in England (Thomſon 73), auch Albinobildungen mit blauen Augen kommen vor (Dieffenbach 2, 7 f.). Daß ihnen ein Wort für blau fehlt, (Thomſon 83), theilen ſie mit vielen Naturvölkern.

Wohl kein Volk der Südſee iſt ſoviel beſchrieben, als die Tahitier. Zunächſt macht ſich hier der Unterſchied zwiſchen den Vornehmen und dem Volke geltend, der gleich den Entdeckern auffiel. Wähd die Durchſchnittsgröße des Volkes etwa 5′ 7—10″, der Weiber 5) 4—6″ war (Wallis 1, 254, Garnot bei Duperrey Zool. 523), ſo war der Adel meiſt an 6′ und drüber groß und die Weiber nicht viel kleiner (Cook 1. R. 2, 185. Forſter Bem. 206) ja Forſter ſah auch ein Mädchen von 6′ (eb.). Noch größer waren die Bewohner von Huaheine, doch auch minder beweglich als die Tahitier. (Cook eb. 2, 252). Dabei waren aber ihre Glieder ſchön gebildet und auch die rieſigſten Leiber in vollem Ebenmaaß (Ellis 1, 82). Wohlgebaut war das ganze Volk, dabei leicht und graziös in den Bewegungen (nur daß die Bergbewohner wegen der Steilheit des Gebirges ſich einen ſehr häßlichen Gang angewöhnt haben), zwar minder ſtark als die Hawaier und Maori, aber kräftiger als die Markeſaner, den Tonganern ähnlich, nur minder würdevoll und ernſt (Ellis 1, 79). Bisweilen erreichten auch einzelne Leute von geringem Stande den Wuchs der Vornehmen (eb. 82). Auch heut zu Tage noch ſind ſie groß und ſchön gewachſen (Virgin 2, 32). Die Vornehmen waren ferner durch überreichliche Nahrung und Pflege in ihrem Muskelbau weichlicher (Forſter Bem. 205) und hatten Neigung zum Fettwerden, wenn auch nicht in ſo reichem Maaße wie die hawaiiſchen Fürſten (Hale 11). Hombron bei d'Urville b 4, 372 läugnet letzteres zwar ganz, aber doch wohl mit Unrecht. Dieſe ungeheuren Fleiſchmaſſen wie zu Hawaii finden wir hier freilich nicht; doch ſagt auch Ellis, daß die Tahitier, namentlich die Weiber, Neigung zu Körperfülle hätten (1, 81). Die Farbe der ganzen Bevölkerung ſchwankt zwiſchen ſehr

hellem Gelbbraun bis zu Dunkelbraun und Olivenfarb (Wallis 1, 254; Forster 204; Cook 1. R. 2, 186). Doch herscht ein Bronze- oder Röthlichbraun vor (Ellis 1, 83). Personen, welche dem Wetter ausgesetzt sind und schlechtere Nahrung haben, sind auch hier viel dunkler (Wallis eb.; Cook eb.; Forster eb.), daher die Fischer der dunkelste Theil der Bevölkerung sind (Ellis 1, 84; Turnbull 272). Die Kinder sind hier (wie überall in Polynesien) bei der Geburt weiß und nehmen erst in der Sonne die dunklere Färbung an; bedeckte Körperstellen bleiben heller und weil nun die Weiber reichlichere Kleidung tragen, auch mehr im Schatten leben, so sind auch sie oft von so heller Farbe, daß sie rothe Backen haben und ein Erröthen sichtbar wird (Amich bei Bratring 105, Forster Bem. 204; Ellis 1, 84). Dasselbe gilt von den Fürsten, daher auch sie sich durch weiße Hautfarbe (Cook 3. R. 2, 329) auszeichnen. Wenn aber Cook sagt, daß sich die Areois durch besondere Mittel, wie durch das Tragen vieler Kleider, reichliches Brodfruchtessen, künstlich eine helle Farbe zu geben suchten (eb. 330), so ist dies wohl ein Irrthum, denn ihr vornehmer Rang brachte die reichliche Kleidung und Nahrung, deren Hauptbestandtheil die Brodfrucht ist, mit sich und Ellis versichert ausdrücklich (1, 84), daß man dunkle Farbe mehr liebte und erstrebte, weil man in ihr ein Zeichen von Kraft sah. „Wie dunkel der Mann ist, der hat starke Knochen" hörte er oft. Es herrscht also dort eine ganz änliche Ansicht, wie auch wir sie in den meisten Fällen mit Recht haben.

Auch nach den einzelnen Inseln des Archipels war die Farbe verschieden. Ganz besonders weiß und hübsch fand Cook die Weiber auf Huaheine (1. R. 2, 252), wie denn überhaupt die Einwohner dort heller sind. Parkinson (25) nennt die dortigen Weiber europäisch weiß. Dieselbe Erscheinung fand Mortimer (44) zum Theil auf Eimeo und namentlich bei den Weibern der Insel, während Cook (3. R. 2, 258) gerade diese letzteren besonders dunkel, klein und häßlich nennt. Die Raiateaner sind (Bennett a 1, 104, Cook 3. R. 2, 302) gleichfalls dunkler als die Tahitier, einige fast schwarz; doch haben andere fast europäische Physiognomien, und die königliche Familie ist ganz hell. Nicht dunkler sind auch die Bewohner der Hervey- und Australinseln (Ellis 1, 83), und auf Rarotonga waren die Fürsten

durch reichlichere Nahrung gleichfalls stärker und dicker als das Volk (Williams 515).

Bougainville (178), Kotzebue (b 1, 72) und d'Urville (a 4, 229) glaubten auf Tahiti wegen den erwähnten Verschiedenheiten zwei Volksstämme annehmen zu müssen; eine Meinung, welche jetzt von Niemandem mehr angenommen wird. Weist man sie aber von Tahiti zurück, so hat man nicht den mindesten Grund sie für das übrige Polynesien aufrecht zu erhalten.

Auch die Beschaffenheit des Haares ist verschieden; meist ist es schwarz und schlicht, doch häufig auch kraus (Parkinson 22), ja bisweilen sogar, aber nur sehr selten, wollig (Ellis 1, 81). Auch braunes Haar findet sich öfters (eb. Wallis 1, 254), ja Wallis behauptet, bei den Kindern sei es fast immer flachsgelb; auch auf Raiatea fand Bennett (a 1, 104) wiewohl vereinzelt, röthliches oder helles Haar. Der „Kerl" aber mit rothem Haar, heller Haut und Sommersprossen, den Forster (Bem. 205) auf Otaha fand, war wohl ein Albino; denn Albinobildungen sind nicht selten auf Tahiti. Das braune Haar welches er sah, wurde an den Spitzen bis zum Sandfarbigen hell. Ganz ebenso fand es Ellis bei einem entsprungenen Sklaven, der lange Zeit in den Bergen sein Leben gefristet hatte, so daß also an ein Beitzen hier nicht gedacht werden kann. (Ellis 1, 306). Fast immer aber ist das Haar der Tahitier grob und derb, so daß es Bougainville mit Pferdehaar vergleicht (178); nur selten ist es so fein, wie das der Europäer (Ellis 1, 81). Kahlköpfigkeit kommt vor (Cook 3. R. 2, 247). Ihr Bart ist stark (Forster Bem. 205. Cook 3. R. 329), sie tragen ihn auf verschiedene Art (Cook 1. R. 2, 186); doch dulden sie kein Körperhaar sonst an sich (eb. Forster R. 2, 361).

Die genaueste Beschreibung der Gesichtszüge verdanken wir Ellis (79 f.). Sie sind einnehmend und dennoch kühn, der Gesichtswinkel oft ganz europäisch, der Vorderkopf meist wohl entwickelt und nur selten niedrig, die Augenbrauen bisweilen gewölbt (Forster R. a. O.), häufiger aber (Ellis eb.) gerade gezeichnet, die Augen klein, aber lebhaft und schwarz, die Backenknochen nicht hoch, die Nase gerade oder adlerförmig, an der Spitze besonders stark, wie auch der Mund, obwohl gut gezeichnet, sich durch volle Lippen auszeichnet. Die Zähne sind sehr gut, blendend weiß und halten sich bis in spätes Al-

ter; auch ihr Athem war rein (Cook 1. R. 2, 186). Die Ohren sind groß, das Kinn häufig etwas hervortretend, die Gesichtsform rund oder oval. Nicht selten finden sich ganz europäische Züge. Auch Cook (1. R. 2, 186) nennt die Gesichter bis auf die allzubreiten Nasen schön, die Augen lebhaft, bald feurig, bald schmachtend, und Forster ist entzückt von dem großen heitern Strahlenauge und dem unbeschreiblich holden Lächeln der Frauen (Bem. 205). Allein er selbst (Reise 2, 361) sagt, daß die Weiber keine regelmäßigen Schönheiten wären, daß ihr Hauptreiz vielmehr in ihrer Freundlichkeit bestände. Die Bilder in Cooks Reisen, welche auf das Urtheil Europa's so großen Einfluß bekamen, nennt er selbst gänzlichst ungetreu (eb. 2, 63). So stimmen denn auch die folgenden Reisenden ihr Urtheil sehr herab. Wilson fand seine Erwartungen sehr getäuscht (443), da er nur wenige schöne Weiber antraf, obwohl er die Anmuth aller Tahitierinnen rühmt; und Vankouver (1, 111) sagt, daß die meisten Weiber häßlich seien, was er allerdings dem Einfluß der Europäer zuschreibt. Virgin findet sie zwar schöner als die Hawaierinnen, aber die Züge sind sehr bald grob und die Sklerotika ist zu gelb (2, 38). Wirklich schön sind die Arme und Hände der Weiber, (Forster Bem. 205. Virgin eb.), während die Füße der Männer nach Forster (eb.) unverhältnißmäßig groß sind. Die Frauen verblühen sehr rasch, woran zum Theil das Klima, mehr aber noch ihr ausschweifendes Leben Schuld ist (Wilson 443). Sie wurden in früheren Zeiten sehr dadurch entstellt, daß man den weiblichen Säuglingen die Nase platt drückte (Wilson eb. Ellis 1, 81). Eine sehr häßliche Entstellung mußten auch die meisten Knaben erdulden: die Mütter drückten ihnen gleich bei der Geburt Stirn und Hinterhaupt zusammen, so daß erstere schmal und hoch, letzteres platt wurde; man that dies, um „den Schrecken ihres Anblicks zu erhöhen" und sie so zu gefährlichen Kriegern zu machen (Ellis 1, 80. 261. Mörenhout 2, 59).

Die im fast unzugänglichen Inneren der Insel wohnenden „wilden Männer", welche mit verwildertem Bart und Haar und menschlicher Rede fast entwöhnt, in den Bergen ein elendes Leben fristen, waren entlaufene Sklaven oder entsprungene Schlachtopfer, welche ganz außerordentlich scheu waren. Einer, den Ellis sah, sprach immer wie in höchster Todesangst; sein Haar war, während er sonst wie jeder andere Tahitier, nur magerer aussah, $1\frac{1}{2}'$ lang, gescheitelt und

leicht gelockt (Ellis 1, 305—7). An eine zurückgedrängte Urbevölkerung ist also auch hier nicht im entferntesten zu denken.

Alle Beobachter stimmen überein, daß die Paumotuaner dunkler sind als die übrigen Polynesier. Der spanische Bericht bei Bratring (121: 91) schildert sie als schwärzlich und entschieden dunkler als die Tahitier, was auch von Cook (3. R. 2, 369) bestätigt wird, mit kurzem, sehr dichtem Haar, aber wohlbeleibt. Die Bewohner von Heao (Bow), denen die von Deux Groupes (Mörenh. 1, 168) leiblich und sprachlich vollkommen gleichen, sind kaum mittelgroß, fast schwarz, wenigstens viel dunkler als die Bewohner der umliegenden Inseln, und die Frauen, wegen der harten Arbeit, die auf ihnen liegt noch schwärzer und kleiner, mager und gänzlich reizlos. Doch sind die Kinder nicht ohne Anmuth, und in besseren Verhältnissen entwickeln sich die Paumotuaner oft besser als die Eingeborenen hoher Inseln (Mörenhout 1, 165 f.). Beechey, welcher die Bewohner von Heao als große knochige Menschen, mit breiten, platten Nasen, dummen tiefliegenden Augen, dicken Lippen, herabgezogenen Mundwinkeln und langem buschigem Haar schildert (175), hat sie, meint Belcher (a 1, 372), wohl nie gesehen, da dieselben sehr gut gebaut, von schöner Physiognomie, offen, anhänglich und ehrlich seien; er habe sie wohl mit den Eingeborenen von Anaa verwechselt, welche Belcher (386) wohlgebildet und hübsch, aber dunkler als Tahitier und Markesaner nennt. Allein allem Anscheine nach hat Beechey, dessen Nachrichten doch zu Mörenhout weit besser stimmen als Belchers, Recht und Belcher irrt. Die Mangarevaner sind über mittelgroß, oft bis 6' hoch, aber nicht eben stark; ihre Muskeln sind, wahrscheinlich in Folge elendes und träges Lebens schlaff und hängen im Alter welk herab. Ihr Bart ist, aber nur an Mund und Kinn, nicht auf den Wangen, sehr reichlich, die Nasen sind platt (Beechey 137; Lesson Mangar. 150), die Extremitäten sind schwach, der Kopf etwas spitz, die Stirn zurückfliehend, doch mit starken Augenbrauen, der Mund groß, mit dicken Lippen, die Nase zu ihm herabgedrückt, das Haar nie kraus (Roquemaurel bei d'Urville b, 3, 399). Auch viele blonde Menschen soll es dort noch geben nach einem Bericht im Bullet. soc. geogr. (1853, 2, 320) welcher die Mangarevaner athletisch nennt, was sich indeß wohl nur auf ihre Größe bezieht. Athletische Menschen mit dickem krausem Haar, nicht tattuirt und ohne Schmuck leben auf Lagune und

Egmont, während die von Reao (Clermont Tonnere) ihnen zwar ähnlich, zum Theil aber dunkler, schwarz und wollhaarig, zum Theil hell, blond und von europäischen Gesichtszügen sind (Beechey 154. 156, 147 f.). Dunkel, kraushaarig, den Fidschis ähnlich sind ferner die Bewohner von St. Pablo und von Tapoto (Dissapointement Wilkes 4, 267; 319 f. 344.); dunkler als die Tahitier, auch die von Kaukura (Pallifer Ellis 1, 83).

Haar und Bart werden schlecht gepflegt, was das Wilde ihres Aussehens vermehrt, bisweilen, z. B. auf Deux Groupes, der Bart ausgerauft (Mörenh.). Das Hinterhaupt wird auch hier auf vielen Gruppen gleich nach der Geburt zusammengedrückt (Mörenh. 2, 9) und vielleicht ist hierdurch die oben erwähnte Schädelgestalt der Mangarevaner hervorgerufen. Wir können unser Gesammturtheil also in die Worte Jaquinots (bei d'Urville b Zool. 246) und Hales (11) zusammenfassen: die Paumotuaner sind sehr dunkel, mit harten unregelmäßigen Zügen, welche Wildheit und Kühnheit verrathen, zwar minder athletisch als die übrigen Polynesier, aber immerhin noch stark und wohlbeleibt. Wenn d'Urville sie als Uebergangsform von den Polynesiern zu den Melanesiern fassen will (a 2, 618), so ist dies nur in Ausfluß seiner irrigen Meinung, die Südsee sei ursprünglich von Melanesiern bewohnt gewesen und daher von uns schon oben widerlegt.

Auch die Osterinsel gehört hierher, deren Bewohner Roggeveens Begleiter also schildern: sie waren braun wie die Spanier, einige dunkler, andere heller, einige sogar mit rothen Wangen (ebenso Amich bei Bratring 105); ihre Ohren hängen ihnen künstlich ausgedehnt bis auf die Schultern; sie waren groß gewachsen, stark, schön, munter und behend, nicht mager, doch auch nie fett (Behrens 81, 87). Mit dieser Beschreibung aus 1722 stimmen die neueren Seefahrer nicht mehr ganz überein, Forster (Bemerk. 211) nennt sie dunkler als die Tonganer; die Weiber seien kleiner, aber hübscher als die nicht eben schönen Männer; in seiner Reise (2, 206 f.) nennt er sie kleiner und hagerer als alle anderen Polynesier, die Nase ist zwischen den Augen eingedrückt, die Lippen voll, das Haar schwarz und kraus, die Augen schwarzbraun, klein, die Sklerotika trübe. Das Gesicht hatten sie stets wie von übergroßem Lichte verzerrt. Die langen Ohren fand er noch vor, doch urtheilt Mörenhout (und ebenso Cha-

missio 149) 1, 24 günstiger: er nennt sie wie Behrens schön, groß, mit freiem Gesicht und regelmäßigen Zügen, die Männer dunkler als die Tahitier, die Weiber oft ziemlich hell, schön und zart. Ihre Stirn ist sehr hoch, das Kinn vorspringend, auch die Nase oft gebogen; ihre Schädel sind oblong und wie von oben zusammengedrückt (Du Petit Thouars 2, 229). Er nennt sie 1, 80—90 Meter hoch.

Auf den Markesasinseln tritt nun wieder der Unterschied zwischen dem vornehmen und geringen Stand mehr hervor, der in Paumotu bei dem elenden Leben der Bewohner sich kaum geltend machen konnte; doch ist auch hier bei gleichem Eigenthum Aller und minderer Macht des Königs und des Adels der Unterschied nicht so groß als an anderen Orten. Alle Berichterstatter preisen gleichmäßig die außerordentliche Schönheit der Markesaner: das Ebenmaaß ihrer vollen Glieder, ihre starken Schenkel, ihr ganzer Wuchs erinnerte die Reisenden sehr oft an die besten Werke griechischer Plastik. 6′ ist auch hier eine ganz gewöhnliche Größe, 5′ 8″ der Durchschnitt und nur ganz selten ist Jemand unter 5′ 4″ (Marchand 1, 114 f.), Melville (2, 109) und Vincendon-Dumoulin (Marquises 216) stimmen hiermit vollkommen überein. Letzterer schildert ihre Gesichtszüge als regelmäßig, mit sanftem, frohem Ausdruck, lebendigem Mienenspiel; Arme und Hände, namentlich der Frauen, sind schön und gut geformt, so daß also, wie auch Melville sagt, der die Gesichter vollkommen europäisch nennt (2, 109), ein Racenunterschied zwischen ihnen und den Europäern fast völlig schwindet. Auch jetzt noch, obwohl auch diese Inseln durch Krankheit u. s. w. seit der Bekanntschaft mit den Europäern viel zu leiden hatten, und z. B. die Bevölkerung des Taipithales sehr vermindert ist: noch jetzt herrscht unter den wenigen Uebrigen die alte Schönheit (Ausl. 1868, 487 nach Athenäum Januar 1868). Die Weiber freilich waren weniger schön; bei sonst schönen Gliedern haben sie häßliche Füße und einen häßlichen, schwankenden Gang (Porter 2, 58); ihr Wuchs ist klein, ihr Unterleib dick, allein das Gesicht schön, rundlich, mit großen funkelnden Augen, schönen Zähnen und blühender Farbe (Krusenstern 1, 170—1), daher es jedenfalls eine übertriebene oder nur für einen einzelnen Bezirk gültige Behauptung ist, wenn Jacquinot (d'Urville b, Zool. 253) die Markesanerinnen häßlicher als alle übrigen Polynesierinnen nennt.

Schon dem Mendana fiel ihre Schönheit auf, er rühmt ihre Arme und Hände, ihren Wuchs und sagt, sie seien schöner als die schönsten Weiber in Lima (Allg. Hist. d. Reisen 18, 500). Die geschlechtliche Reife ist eine sehr frühzeitige (Melville 2, 101 f.). Diese Schönheit ist nach Krusenstern, der gleichfalls mit Marchand ganz übereinstimmt, nicht bloß bei den Fürsten, sie ist auch im Volke sehr verbreitet (1, 167). Doch unterscheidet sich das Volk von ihnen auf Nukuhiva (Krusenstern 1, 175) und den anderen Inseln des Archipels (Bennett a 1, 304) durch krauses, ja wolliges Haar, während das der Vornehmen schlicht ist. Auch schwärzliche Individuen unter ihnen sind nicht selten (Roblet bei Marchand 1, 116; Melville 2, 107) und fast nirgend findet sich ein auffallenderes Schwanken der Farben wie hier. Während Porter die jungen Leute olivenbraun, die alten kupferroth nennt (2, 58), so schwankt die Hautfarbe nach Roblet (a. a. O.) zwischen Kupferroth, gelblichem Weiß und hellem Schwarz und dieselben Farben giebt schon Mendana an (Dalrymple 140, 147, 149). Melville fand unter den Mädchen einige ganz hell, andere heller oder dunkler olivenfarb; einige schwärzlich und viele goldgelb (2, 105). Auch die Ruahupaner (Porter 2, 11) waren zwar sehr verschieden an Farbe, Gesicht und Größe, aber doch meist kupferfarbig, freilich einige so weiß wie europäische Arbeiter und die Mädchen nicht dunkler wie brünette Nordamerikanerinnen. Daß die Weiber besonders hell sind, wird uns nicht wundern, da die Vornehmen unter ihnen nie sich der Sonne aussetzen und einen Pflanzensaft brauchen, um die Haut zu bleichen (Stewart a im Baseler Miss. Magazin 1839, 60; Vincendon-Dumoulin, Marquis. (276). Wangenröthe und Erröthen bemerkte Wilson an einem Mädchen mit gesunder, in reines Gelb fallender Gesichtsfarbe (240) und Melville (1, 166) öfter. Besonders merkwürdig ist, was Wilson 262 erzählt, daß nämlich mehrere Frauen von besonders heller Farbe braun wurden, als sie länger auf dem sonnigen Schiffe verkehrten. Auffallend hell sind nach Quiros und Figueroa (Marchand 1, 80) die Bewohner von Madalene, welche jene als fast weiß, von angenehmem und regelmäßigem Gesicht, schönen Augen, guten Zähnen schildern; sie waren blond und langhaarig, aber so schön, daß Quiros sich des Seufzens nicht enthalten konnte, so vollkommene Geschöpfe Gottes als Heiden zu sehen (eb. 1, 81).

Der Schädel ist eigenthümlich: oblong, seitlich zusammengedrückt, mit niedriger Stirn, welche aber äußerlich durch Rasiren des Vorderkopfs (Rodriguet revue des deux mondes 1859 2, 64) hoch erscheint; der Nacken ist wie bei den Hawaiern stark entwickelt (Vinc. Dum. 2, 92). Auch hier ist der Hinterkopf schief nach vorwärts wie abgeschnitten (Meier in Menkels Archiv 1828, 4, 37). Zu erwähnen ist noch, daß das Haar blond, braun oder schwarz, schlicht oder gekräuselt, doch nicht wollig (Marchand 1, 114) ist. Der Begriff wollig ist verschieden zu fassen und so brauchen wir hier keinen Widerspruch mit der obigen Bemerkung Krusensterns zu sehen. Die Nase ist gerade oder gebogen, meist ein wenig platt, doch nie häßlich, der Mund proportionirt, aber mit vollen Lippen (Rodriguet revue des deux mondes 1859, 2, 611).

Nirgends in ganz Polynesien ist der Unterschied der Stände rücksichtsloser durchgeführt, als auf Hawaii; daher zeigt sich auch in der leiblichen Erscheinung des Volkes eine so große Verschiedenheit, daß sich noch Du Petit-Thouars (1, 387) zu der Meinung dieser Archipel sei von zwei verschiedenen Racen bevölkert, hinreißen ließ. Die Kanaka, das gemeine Volk der Gruppe, gelten, obwohl sich einzelne schöne und helle Menschen nicht eben selten unter ihnen finden, für die häßlichsten unter den Polynesiern. Ihre Farbe, dunkler als die der Tahitier und Markesaner, schwankt zwischen helloliven-farbig bis zum dunkelsten Negerschwarz, (Jarves 79) und zwar sind die Bewohner von Onihau (Beechey 234) am dunkelsten, so daß sich Beechey wie durch die Niedrigkeit und schattenlose Kahlheit der Insel so auch durch die Farbe der Bewohner an Paumotu erinnert sah; und hier wie dort schreibt er die dunkle Farbe dem Mangel an Wald zu (231). Meist aber war (Virgin 1, 251) die Röthe der Wangen sichtbar. Cheever vergleicht die gewöhnlich herrschende Farbe mit der von Wallnußkernen oder mit der Farbe der Zigeuner (58). Ihr Wuchs ist nicht hoch, nicht immer ebenmäßig (King bei Cook 3. R. 3, 416), wegen des elenden und mühevollen Lebens, welches sie zu führen genöthigt sind, während die Häuptlinge alle nur möglichen Bequemlichkeiten genießen (Hale 12; Jarves 79; Ellis 4, 23). Sind die Leute aus dem Volke aber auch nur mittelgroß, so sind sie doch muskulös und es fehlt ihnen nicht an Körperkraft und Gewandtheit ja sie haben (und hatten namentlich) etwas Wildes; aber diese

größere Mannheit, ſagt Beechey (231) flößt höhere Achtung ein, als die tahitiſche Verweichlichung. Auch die Weiber ſind kräftig, wie denn Cheever 109 ein Beiſpiel einer rieſenhaft ſtarken Frau giebt. Betrachten wir nun die einzelnen Individuen, ſo iſt das Haar grob, ang und ſchlicht oder kurz und kraus, bisweilen, jedoch ſehr ſelten, auch wollig kraus, und entweder ſchwarz oder braun. Kinder haben häufig hellblondes Haar, (Jarves 79; Ellis 4, 23.). Es wächſt dick und üppig; der Bart dagegen iſt nur dünn (Virgin 1, 251). Man läßt ihn entweder ganz oder auf der Oberlippe wachſen (King bei Cook 3. R. 3, 428). Das Geſicht iſt offen, breit und gutmüthig — Cheever 58 nennt es malaiiſch, nach Ellis 4, 23 iſt es oft ganz europäiſch — das der Weiber nicht ohne Anmuth, bei beiden Geſchlechtern aber voll Sinnlichkeit. Die Naſe iſt breit, namentlich an der Spitze, und dadurch die Naſenlöcher groß (Jarves 79, King a. a. O. 416). An der Wurzel iſt ſie eingedrückt, an der Spitze oft nach unten herabhängend und entweder gerad oder römiſch gebogen (Virgin 1, 251). Die Backen ſpringen vor (Jarves 79) ſtehen aber nach Cheever (58) hoch, wie bei den amerikaniſchen Indianern. Sehr eigenthümlich iſt der Mund gebildet, an dem man die Hawaier ſtets (Hale 12) erkennen kann. Die Lippen ſind voll, die obere Lippe aber ſteht rechtwinkelig gebogen vor, ſo daß ſie wie ein rechtwinkeliges Dreieck überhängt; was das treffliche Titelkupfer bei Virgin ſehr genau darſtellt. Eine ähnliche Mundbildung findet ſich bei den Orang Benua (ſiehe fünfter Band erſtes Heft S. 86). Die Zähne ſind weiß und regelmäßig, die Augen aber — was als Schönheit gilt — roth unterlaufen (Jarves 80). Die Stirn iſt hoch, ſchmal und zurückfliehend (eb.), die Schläfen wie eingedrückt (Hale 12), der Kopf verhältnißmäßig zu groß, ihr Hals zu kurz (Virgin 1, 251). Wir haben ſchon vorhin den hawaiiſchen Schädel betrachtet; hier mag noch hinzugefügt werden, daß er eine ungebührlich breite Baſis und ein auffallend plattes Hinterhaupt hat. Da dieſe letztere Eigenthümlichkeit für ſchön galt, ſo wurden ſchon die Kinderſchädel durch künſtliche Mittel abgeplattet (Cheever 59). Wenn man aber damit die Gewohnheit der Hawaier, auf dem Rücken zu ſchlafen in Zuſammenhang gebracht hat, (Magazin für Literat. des Ausl. 1853, 623), ſo iſt dies ein Irrthum, denn das letztere iſt Sitte im ganzen Ocean. Die Männer ſind ſchöner wie die Weiber,

doch haben diese oft einen eigenthümlich milden Gesichtsausdruck (King a. a. O. 415) sowie sehr schöne Hände. Anmuthig sind sie nur gleich nach der Geschlechtsreife, im 10. oder 12. Jahre, da sie bald nachher dick und häßlich werden (Jarves 79).

Von hoher Schönheit aber sind die Häuptlinge. Ihre Größe ist enorm, 6′ 5″ nach Meares 1, 11 und Meyen 162; Paki, den Virgin sah, war $3^1/_2$ Elle groß (1, 258). Die Weiber sind nicht kleiner, und ihr Körperbau ist dieser Größe entsprechend entwickelt. Die Weiber jedoch werden nach der ersten Jugend geradezu unförmlich, denn ihr Fleisch, was freilich in den Augen ihrer Männer als Schönheit gilt, wächst dann ins Ungeheure und hängt in dicken Falten herab, so daß ihre Anmuth und Beweglichkeit sich gleichmäßig verringern (Jarves 77). Doch meint Cheever, daß sie in europäischer Kleidung nicht übermäßig abschreckend wären. Diese enorme Korpulenz ist nur Folge der zu guten Pflege, welche ihnen von Jugend auf zu Theil wird. Allein es gab unter ihnen auch anders gestaltete, Tamehameha selbst, der aus einer Seitenlinie der königlichen Familie stammte, glich ihr weder an Größe noch an Gesichtsbildung und doch ist nicht der mindeste Grund, mit Meyen (162) anzunehmen, daß er nicht reines Blutes gewesen sei. Man darf aber nicht denken, daß diese übermäßige leibliche Entwickelung den geistigen Fähigkeiten geschadet habe; die hawaiischen Fürsten beweisen überall das Gegentheil.

Es ist bekannt und von allen Reisenden gleichmäßig berichtet, welche Vertrautheit alle diese Völker mit dem Wasser haben. Es ist ihnen wie ihr zweites Element, und dies gilt wie von Mikronesien so in noch höherem Grade von Polynesien. In Tahiti und Hawaii war es ein Spiel, mitten in die Brandung hineinzuspringen, welche an den Korallenriffen so furchtbar tost und darin umherzuschwimmen, ja Frauen thaten dies oft mit ihren Säuglingen im Arm (Cook 1. R. 2, 134; Ellis 1, 223; 4; 369; Jarves 63; Cook 3. R. 2, 428). Krusenstern sah (1, 133) Markesaner mit gefüllten Wassergefäßen durch die Brandung schwimmen, ohne das Wasser zu vergießen. (Mörenh. 2, 61. Melville 2, 191. Ellis 1, 261). Die Kinder lernen eher schwimmen als laufen und ganz gewöhnlich sprangen gefangene Polynesier, welche man auf dem Schiff für sicher hielt, auf hoher See ins Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten

— ſo die Taumakaner des Quiros, ſo die 20 Eingeborenen von Waihu, welche das ſüdamerikaniſche Räuberſchiff Nancy mit fortgeſchleppt hatte (Mörenh. 2, 277). Von allen aber leiſten die Sandwichinſulaner das erſtaunlichſte. Bei einem Schiffbruch ſprangen ſie ins Meer und ſchwammen 25 Miles bis zum Lande (Ohmſtedt 205). Ein hawaiiſches Schiff fiel auf hoher See um und ein Mann und eine Frau ſuchten ſich durch Schwimmen zu retten; den Mann verließ die Kraft, die Frau aber nahm ihn auf den Rücken und ſchwamm ſo mit ihm weiter, bis ſie endlich halbtodt zum Strande getrieben ward (Cheever 109). Sie hatte ihn 30 Stunden durchs Meer geſchleppt (Simpſon 2, 208). Noch wunderbarer ſind die Leiſtungen der Hawaier im Tauchen. Sie tauchten, wie Turnbull 161 erzählt, in eine Tiefe von 15 Faden hinab, um in dieſer Tiefe ein Ankertau, das ſich verwickelt hatte, loszumachen; in der Tiefe von 10 Faden wälzten ſie einen ſchweren Amboß etwa eine halbe engliſche Meile auf dem Meeresgrund hin, wobei ſie ſich immer ablöſten, und brachten ihn wirklich ans Land (Young bei Turnbull eb.); ſie ſtürzten ſich von der höchſten Spitze der oberſten Segelſtange ins Meer und ſchwammen unter beſtändigen Poſſen unter dem Schiff her; als deſſen Kupferbeſchlag losgegangen war, nagelten ihn die Taucher wieder an, wobei ſie immer 3—4 Minuten unter dem Waſſer blieben, dann Athem holten und wieder an ihre Arbeit gingen. Turnbull der dies 162 f. erzählt, ſagt ſelbſt, er würde es nicht glauben, wenn er nicht Augenzeuge geweſen wäre. Auch Franchère (56) ſagt, daß ſie 4 Minuten unter dem Waſſer bleiben könnten. Ganz unglaubliches aber erzählt Meares (2, 181), der doch ein durchaus glaubwürdiger Mann iſt, von den Tauchern des Königs. Von dieſen, 6 Mann an der Zahl, welche vor jedem Tauchen eine gute Mahlzeit zu ſich nahmen, blieben 4 nur 4 Minuten im Waſſer, der 5te, welcher bewußtlos herausgezogen ward, 5 Minuten, der 6te aber, der gleichfalls bewußtlos und aus Mund und Naſe blutend an den Strand gebracht wurde, blieb $7\frac{1}{2}$ Minute aus, bei einer Tiefe von 30 Faden! Man begreift, wie Vankouver (2, 186), der ſo erſtaunliche Leiſtungen nicht ſelbſt ſah, dieſelben bezweifelt. Turnbull hat ganz ähnliches geſehen und auch er verſichert, daß ſolche ungeheuere Anſtrengungen den Tauchern ſehr ſchädlich ſind; mit geſchwollenem Geſicht, aus Naſe und Ohren blutend, tauchen ſie wieder auf, um ſich jedoch raſch zu erholen. Beim Tauchen verſtopfen ſie

sorgfältig alle Körperöffnungen, damit das Wasser nicht eindringen könne (Turnbull 162); eher wohl, um die Luft im Körper festzuhalten. Nach alle dem ist es kein Wunder, daß an Cooks Schiff die Nägel vom Schiffsboden unter dem Wasser her gestohlen wurden (King bei Cook 3. R. 3, 309). Zuweilen liegen die Hawaier den ganzen Tag auf dem Wasser, indem sie höchst träge sich weiter rudern und sich äußerst wohl befinden (Turnbull 161). Der ganze Volksstamm ist ein fast amphibischer und nirgends hat es die Menschheit in der Beherrschung eines feindlichen Elementes weiter gebracht, wie in Polynesien.

Auch im Klettern sind alle Polynesier äußerst geschickt, mag es nun an Korallenriffen oder Felswänden oder Kokosbäumen sein. An letzteren laufen sie mit bewundernswerther Schnelligkeit empor, oft schon kleine Kinder (Melville); bisweilen bedienen sie sich dabei eines kleinen Strickes um den Fuß (Schouten Diar. 43).

Der Gesundheitszustand aller polynesischen Inseln war vor der Entdeckung ein guter. Organische Fehler und dergleichen waren selten. Dieffenbach (2, 17—23) erwähnt aus dem Innern von Neuseeland, wohin zu seiner Zeit (1840) der Einfluß der Europäer noch wenig gedrungen war, Beispiele von Klumpfuß, Hasenscharte (welche Beechey 140 auch auf Mangareva sah) sowie erbliche Ueberzähligkeit von Fingern und Zehen. Nach Thomson (73) freilich sind solche organische Gebrechen nicht seltener als in England; doch bezieht sich dies wohl nur auf die Küstengegenden, deren Gesundheit sehr gelitten hat. Anderes Vereinzeltes erwähnt Forster (Bem. 418). Am häufigsten waren solche Mißbildungen auf den Sandwichinseln, wo King (Cook 3. Reise 3, 416) Bucklige, einen jungen Menschen ohne Füße und Hände, viele Schielende und einen angeblich Blindgeborenen sah; am seltensten waren sie auf den Markesasinseln (Roblet bei Marchand 1, 114; Melville 1, 245, Krusenstern 1, 169). Albinos fanden sich überall, in Neuseeland (Dieffenbach 2, 8 f.), Tahiti (Mörenh. 2, 155, Cook 1. R. 2, 99; 186 u. s. w.), auf Markesas (Melville) und sonst. Auch Wahnsinnige werden erwähnt, welche in Hawaii z. B. nicht schlecht behandelt wurden, da man sie von einem Gott besessen glaubte (Jarves 82; Dieffenb. 2, 17 von Neuseeland). Doch gab es auch epidemische Krankheiten schon vor den Europäern, wie z. B. eine Epidemie, die mit Verlust des Haupt-

haares verbunden war, kurz vor Cooks Ankunft so heftig auf der Ostküste von Neuseeland wüthete, daß nicht alle Todten begraben werden konnten (Dieffenb. 2, 16). Eine Art Abzehrung mit Husten verbunden und ansteckend kam auf Tahiti aber nur höchst selten vor (Mörenhout 2, 155); man kannte sie auch auf Tonga (Mariner 2, 271 f.). Husten, aber ungefährlich, war auch sonst auf Tahiti bekannt (Forster Bem. 419), so wie ein leichtes Wechselfieber (Mörenh. 2, 155). Anschwellen der Hoden war hier und auf Tonga nicht selten; die Krankheit stieg in beiden Archipelen oft auf einen sehr hohen Grad (Mariner 2, 257 f. Forster Bem. 419). Sind dies nur vereinzelte oder ganz seltene Leiden, so bestanden die eigentlichen Nationalübel der Polynesier in Hautkrankheiten, welche zwar meist nicht lebensgefährlich, auch selten schmerzhaft, immer aber sehr entstellend auftraten. Ichthyose und andere Arten von Aussatz, Elephantiasis, Ausschlag, Geschwüre waren überall häufig (Samoa Erskine 36; Tahiti Mörenh. 2, 155 f., Ellis 1, 84; Tonga Mariner 2, 271, Uwea Mich. 482; Forster Bem. 419), nur daß Neuseeland weniger davon heimgesucht ist. Auf Hawaii soll Krätze häufig sein (Freycinet 2, 574). Auf Tonga kommen auch scrophulöse Geschwüre und Verhärtungen vor, und namentlich leiden die Kinder hier und zu Uwea an sehr bösartigen eiternden Pusteln, welche sich gerade an den empfindlichsten Körpertheilen (Mund, Scham, After, Fußsohlen) einstellen, aber mit dem 9. Lebensjahr von selbst verschwinden (Mar. 2, 270 f. Michel. 482 f.). Neben einer ungefährlichen Augenentzündung (Mar. 2, 262) fand sich auf Tonga noch eine Gonorhöe mit ardor urinae (eb. 268), welche Mariner ausdrücklich als etwas nicht Syphilitisches bezeichnete. Syphilis herrschte zu seiner Zeit nicht, da ein einziger Fall, der auf französischer Ansteckung beruhte, rasch tödtlich verlaufen war (270). Allein alles dies sind auch hier seltene Fälle: im ganzen herrscht Gesundheit (Erskine 161) und die Heilkraft der Natur ist außerordentlich groß, man erträgt die gewaltigsten Schädelverletzungen, die barbarischsten Operationen ohne schlimmere Folgen (260).

Die Geburten sind überaus leicht; die Mutter schneidet die Nabelschnur selbst ab und geht dann gleich mit dem Kinde zum Bade (Dieffenb. 2, 24; Wilson 461; Ellis 1, 261). Allein so gesund die Kinder auch geboren werden, so ist doch die Sterblichkeit unter

ihnen sehr groß (Tahiti Bennetta 1, 148; Ellis 1, 260; Hawaii Virgin 1, 268) und dies kommt durch die schlechte Pflege, welche man ihnen in den ersten Jahren zuwendet. Man hat von einigen Seiten behauptet, die Polynesierinnen seien nicht fruchtbar und hierin wohl gar eine Raceneigenthümlichkeit sehen wollen. Doch, wie wir an einem anderen Orte ausführlicher gezeigt haben (Aussterben der Naturvölker, Leipzig 1868, S. 26 f. S. 48 f.), mit Unrecht: wo Kinderlosigkeit vorkommt, ist sie theils die Folge der unglaublichen Ausschweifungen dieser Völker, theils ihrer politischen Verhältnisse, theils des unter ihnen sehr verbreiteten Kindermordes, untergeordneterer Ursachen nicht zu gedenken. Jedenfalls sind die Weiber nicht unfruchtbarer als in anderen Ländern; Cheever (68) erwähnt eine Frau auf Hawaii, welche 25 Kinder verloren hatte; zahlreiche Beispiele ziemlich großer Fruchtbarkeit der Tahitierinnen gibt Forster (Bemerk. 195) und Williams (560 f.); auf Neuseeland, wo Zwillingsgeburten nicht selten sind waren die Ehen durchaus fruchtbar (Diefenb. 2, 24; 152), ebenso in Tonga, Tukopia, Samoa: und jetzt wo der Kindermord, die Ausschweifungen nach und nach aufgehört haben, da werden auch die Geburten und die Kinderzahl reichlicher. Der Kindermord ist auch, da man vorzugsweise weibliche Kinder auf manchen Inseln tödtete, die Ursache, daß auf Tahiti die Frauen weit weniger zahlreich (nach Turnbull 159 betrugen sie nur den 10. Theil der Bevölkerung) als die Männer sind, während auf Hawaii z. B. das umgekehrte Verhältniß herrschte. Die Lebensdauer der Polynesier war, wo nicht äußere Ursachen, wie allzuelendes Leben, schlechte Behandlung im Alter, zu häufiger Krieg u. drgl. schädlich wirkte, keineswegs kürzer als in Europa; auf Tahiti besannen sich 1791 viele noch auf das Scheitern eines der Roggevenschen Schiffe, also ein Ereigniß aus 1722 (Wilson 444). Dies ist freilich kein sehr sicherer Beweis für die Lebensdauer; allein überall fanden die ersten Entdecker weißbärtige Männer und auch Frauen vor, welche sehr alt sein mußten (z. B. Byron bei Schiller 1, 102; Cook eb. 2, 156). Verfall des Körpers durch das Alter wird nur selten bemerkt (Ellis 1, 99).

Anhangsweise wollen wir hier noch kurz betrachten, welche Umänderungen die leibliche Beschaffenheit der Polynesier durch künstliche Mittel erlitt. Ueber die künstliche Formung des Schädels auf Tahiti, Hawaii, Paumotu und sonst ist schon geredet. Sie herrschte

auch in Samoa (Heath in L'institut 1844 2, 15). Man könnte daran denken, ob nicht die eigenthümliche Schädelbildung der Polynesier, welche wir oben schon erwähnten, durch diese künstliche Formung im Lauf der Jahrtausende hervorgebracht sei. So alt ist jedenfalls diese Sitte, da wir ihr auch in Malaisien begegnet sind (5ter Band 1. Heft S. 85; 109). Möglich ist es gewiß, daß manche Berichterstatter künstlich abgeplattete Schädel vor sich hatten: da man aber bisher noch keinen Beweis hat, daß künstliche Schädelumformung sich vererbt habe, weshalb auch (Band 1, 98) Morton und v. Tschudi gegen die Möglichkeit einer solchen Vererbung sind: so ist jener Gedanke wenigstens für den jetzigen Stand der Wissenschaft abzuweisen. Vielleicht war das Verhältniß gerade das umgekehrte, man fand eine hohe und hinten flach abfallende, also einigermaßen spitze Kopfform, weil man sie häufig sah, schön, und wandte nun künstliche Mittel an, sie zu verstärken. Auch die Sitte, die Nasen platt zu drücken, ist uralt, wie auf Tahiti fand sie sich auf Celebes (Forster Bem. 516, nach Gomara), bei den Malaien, den Orang Benua und sonst in Malaisien (1. Heft des 5. Bandes S. 85; 86), und sie mag vielleicht ähnlich wie das Abplatten der Schädel entstanden sein, um eine natürliche Eigenschaft, die man schön fand, künstlich zu verstärken.

Das Durchbohren der Ohrläppchen war früher wohl allgemein malaiische Sitte, wie sie denn Pigafetta (70) 1522 bei den Tagalen noch so im Schwunge fand, daß dieselben durch ihre Ohrlöcher den Arm durchstecken konnten. Die Malaien auf Malakka und Sumatra ziehen den Kindern bei der Geburt die Ohren lang (5. B. 1. H. 85). Auch in Polynesien fand man sie nur noch im Absterben. Auf der Osterinsel hielt sie sich am längsten. Zu Behrens Zeiten (1722) hingen den Eingeborenen die Ohrläppchen, in deren Oeffnungen sie „weiße Klötze" trugen, bis auf die Schulter (87) Ebenso fand es noch Mörenhout 1, 25, während nach Chamisso (139) die Sitte schon im Absterben war, nur die Greise hatten noch durchbohrte Ohrlappen, deren Zipfel sie durch die Oeffnung zogen. Auf Neuseeland fand Cook 1. R. 3, 47 die Oeffnungen nur von dem Durchmesser eines Fingers. Auch die Tahitier hatten durchbohrte aber keineswegs ausgedehnte Ohrläppchen (Darwin 2, 176), in deren einem sie eine Blume, eine rothe Beere oder dergl. trugen (Cook b. 2, 191). Die Markesaner trugen große, runde, weiße Muscheln

in den Ohrlochern (Krusenstern 1, 175). Das Durchbohren des Nasenknorpels, welche Sitte im nordwestlichen Polynesien vorkam, erwähnt Cook 1. R. 3, 47) auch von einem Neuseeländer, der eine Blume in der Oeffnung trug. Es ist dies nur ein vereinzelter Fall, der im östlichen und centralen Polynesien keine Analogie hat. Lange Nägel, welche sorgfältig rein gehalten wurden, obwohl man sie bisweilen gliedlang wachsen läßt (Forster Bem. 515), trugen die Häuptlinge in Tahiti an einem oder an allen Fingern (Forster Bem. 243; Bougainville 178), welche Sitte gleichfalls in Malaisien, in Mindanao, in Java herrscht (Forster 515): in Polynesien haben wir sie schon an einigen Orten gefunden; sowie wir auch schon das Ausrupfen der Körperhaare, welches fast überall herrscht, erwähnt haben.

Dieselbe Art der Beschneidung, welche die Orang Benua in Malakka haben (1. Heft des 5. Bandes 176), herrscht auch auf den meisten Gruppen Polynesiens: sie besteht darin, daß schon in früher Jugend die Vorhaut aufgeschlitzt wird, welche Ceremonie für Tahiti, wo sie der Priester besorgt (Forster Bem. 482), weitläufig von Anderson in Cooks 3. Reise (2, 349) beschrieben ist. Ganz ebenso war es auf den Markesasinseln (Porter 2, 111; Krusenstern 1, 170), auf Waihu (Rollin bei la Peronse 2, 266), Tonga (Mariner 1, 319; 2, 264; Cook 3. R. 2, 101) und Samoa (Wilkes 2, 80). Auf Tonga ist nur der vornehmste Fürst, der Tui-tonga, frei davon (Mar. 1, 340; 2, 84). Auf den Markesas indeß ist diese Sitte nicht allgemein (Lisiansky 85 gegen Langsdorff 1, 137; Roquefeuil 1, 303), auf Hawaii (Cook 3. R. 2, 433) und Neuseeland (1. R. 3, 45) war sie unbekannt: alle diese Insulaner, auch die Bewohner des Paumotuarchipels aber banden die Vorhaut über die Eichel zu, in Neuseeland mit einem Band vom Gürtel aus, welches zugleich als Suspensorium dient (Cook 1. R. 3, 44), und das abzulegen man sie nur schwer bewegen kann (d'Urville a 2, 482); wie denn überhaupt die Eichel der einzige Körpertheil ist, den zu entblößen diese Völker Scham empfinden. Man kennt die Frechheit der Markesanerinnen: gegen einen Matrosen aber, dessen Eichel sie entblößt gesehen hatten, waren sie ganz unerbittlich, wie sie es gegen jeden sind, der darin ihr Schamgefühl verletzt (Krusenstern 1, 173; Jacquinot bei d'Urville b Zool. 253).

Wichtiger aber noch ist das Tattuiren. Es geschieht auf

den meisten Inseln mit dem Ruß oder der Kohle, welche man durch Verbrennung der Nuß von Aleurites triloba gewinnt, während man auf Neuseeland (Dieffenb. 2, 34) das Holz oder Harz der Kaurifichte in gleicher Weise benutzt. Die Kohle wird pulverisirt und mit Oel vermischt; welche Mischung unter die Haut gebracht eine anfangs schwarze, nachher eine blauliche Farbe hervorbringt (Ellis 1, 166). Um sie unter die Haut zu bringen, bediente man sich eines Knochens oder einer Muschelschale in Gestalt eines scharfen feinzinkigen Kammes, den man in die Farbe eintauchte, auf die betreffende Stelle aufsetzte und durch Daraufschlagen mit einem besonders dazu bereit gehaltenen Stab, der auch zum Umrühren der Farbe diente (Forster Bem. 483), in die Haut eintrieb. Auf Tahiti hatte der Kamm bis 20, auf Tonga und Samoa, wo er aus Menschenknochen gebildet war, 6—60 Zinken (Turner 181; Mariner 2, 265). Auf Neuseeland bediente man sich anstatt des Kammes eines scharfen Meißels (Dieffenbach 2, 34; Taylor 152). Auf den Markesas schlug man erst die Wunde und rieb diese dann erst mit der Farbe ein (Krusenstern 2, 171). Auf Neuseeland war die Zeichnung tiefer als im übrigen Polynesien; damit sie dauerhaft sei, wurde sie mehrmals, nach Jacquinot (d'Urville b Zool. 275) bis zu fünfmal überarbeitet. Das Muster wurde erst mit Holzkohle auf die Haut gezeichnet, bisweilen aber vom Operateur gleich mit dem Werkzeug selbst nach seinem Augenmaaß angelegt (Ellis 1, 264; Friedr. Müller b 49). Da die Operation außerordentlich schmerzhaft ist, so daß die, an denen sie vollzogen wird, oft aus einer Ohnmacht in die andere fallen (wie Krusenstern auf den Markesas sah) und auf Tahiti oft mit Gewalt gehalten werden mußten (Cook 1. R. 2, 188); da die Geschwulst und Hautentzündung, welche sie oft für lange Zeit nach sich zieht, tödtlich sein kann und gar nicht selten tödtlich ist (Ellis 1, 266); so wird nie der ganze Schmuck, selten auch nur eine Figur auf einmal ausgeführt (Ellis 1, 264), vielmehr vergehen Jahre, ja ein ganzes Menschenleben, bis alles vollendet ist. Doch galt es für Ehrensache keinen Schmerzenslaut zu äußern (Dieffenb. 2, 34) und während der Operation wurde von den Verwandten des Betreffenden sowie vom tattuirenden Priester gesungen und zwar Lieder, welche auf religiöser Grundlage beruhend zugleich den Werth des Tattuirtseins preisen und den Leidenden ermuthigen

(Taylor 154; Thomſon 76; Müller b 50, der deutſche Ueberſetzungen dieſer Lieder gibt). Der Operateur, der, an welchem die Operation vollzogen wurde, ſo wie deſſen ganzes Dorf waren Tabu. Der erſte Anfang des Tattuirtwerdens geſchah mit dem Beginn der Mannbarkeit bei beiden Geſchlechtern (Dieffenb. 2, 9). Ebenſo war es in Nukuhiva (Math. G*** 130). In Tahiti begann man die Operation (Ellis 1, 262) mit dem achten oder zehnten (Wallis bei Schiller 1, 257 ſagt mit dem zwölften) und vollendet war ſie etwa bis zum dreißigſten Jahr, auf anderen Inſeln aber, wo man den ganzen Körper mit dieſem Schmuck bedeckte, wurden oft noch im höheren Alter Zuſätze gemacht. Auf Samoa galten die noch nicht Tattuirten für minderjährig und durften nirgend mitſprechen, obwohl man hier erſt mit dem 17. Jahre die Operation begann. Sie wurde meiſt an 6—12 Jünglingen zugleich unternommen und dauerte 2—3 Monate (Turner 181 f.; Erskine 36). In Tonga herrſchten dieſelben Gebräuche (Hale 39; Erskine 155). Die Weiber ſind meiſt viel weniger tattuirt als die Männer; Sklaven oder Leute aus dem Volke dürfen eigentlich nicht tattuirt werden (Kruſenſtern 1, 172), ja wurden auf Neuſeeland freie Männer, deren Tattuirung noch nicht vollendet war, im Kriege gefangen und dadurch zu Sklaven, ſo unterblieb die Fortſetzung der Operation (Dieffenb. 2, 34 f.). Auf den Markeſas freilich war auch bisweilen das Volk tattuirt, aber niemals ſo ſorgfältig wie die Häuptlinge (Melville 2, 177), ab und zu auch in Neuſeeland (Quoy und Gaimard bei d'Urville a Zool. 20), wenn dies letztere kein Irrthum iſt. Denn wenn z. B. Polack Narr. 1, 386 ſagt, daß ebendaſelbſt auch Sklaven oft ſchön tattuirt ſeien, ſo waren dies gewiß im Krieg erbeutete Sklaven, welche aus früherer freier Zeit den Schmuck beſaßen.

Ueberall beſorgten Männer die Operation, welche daraus ein beſtimmtes Gewerbe machen (Ellis 1, 263 Tahiti; Samoa Turner 181 f.; Markeſas Kruſenſtern 1, 172); für Neuſeeland nennt Thomſon 76 und Dieffenb. 2, 34 f. geradezu den Prieſter und allerdings bezeichnet neuſ. tohunga, tahit. tahua, entweder Künſtler oder Prieſter (Hale s. v. tufunga). Auf Neuſeeland, wo die Tattuirung moko, d. h. Eidechſe, Schlange heißt, nach Hale 39 wegen der krummen Linien, aus der ſie beſteht, bedeckt ſie das Geſicht, den Rücken und die Vorderſeite der Schenkel (Dieffenb. a.

a. O.; Taylor 154), wo sie besonders dicht war (Cook 1. R. 2, 356). Das Gesicht, das man in Rarotonga nicht tattuirte, soll in ältester Zeit auch unter den Maori freigeblieben sein; die Sage erzählt, daß man es erst nach der Einwanderung zu tattuiren angefangen habe (Thomson 75). Die Zeichnung folgt den natürlichen Falten des Gesichtes, wodurch seine Eigenthümlichkeit sehr scharf hervorgehoben wird (Dieffenb. 2, 9). Sie besteht am ganzen Körper bei allen Stämmen aus spiralförmigen und anderen Linien, deren jede ihren eigenen Namen hat (Dieffenb. 2, 34), welche aber in verschiedener Zusammenstellung von dem Einzelnen gewählt werden, so daß auf diese Weise ein jeder sein ihm persönlich eigenes Muster hat. Die Weiber erhielten Horizontalstreifen auf die Lippen, denn „rothe Lippen haben," gilt als Schande. Beim Stamm der Waikatos, welche für die geschicktesten Tattuirer gelten, wird ihnen oft auch das Kinn und der Raum zwischen den Augenbrauen tattuirt (Dieffenb. 2, 35; vgl. das Lied bei Friedr. Müller b, 50). Es geschah in bestimmter Reihenfolge der Körpertheile und war, da es als höchster Schmuck galt, ein Gegenstand des Ehrgeizes und der Eitelkeit auf Neuseeland (Taylor 154), auf Tahiti (Mörenh. 2, 122), auf Tonga, wo man es für unmännlich und unanständig hielt, nicht tattuirt zu sein (Mariner 2, 265 f.) Auf Tahiti, wo die Muster zierlicher waren als im übrigen Ozean, wurden die Gesichter nie oder nur selten (Ellis 1, 266) tattuirt, ebenso auf Paumotu (Mörenh. 2, 124; Cook 1. R. 2, 189), wohl aber die Beine von den Knöcheln an und der Leib bis zu den kurzen Rippen, der Rücken mit geraden wellenförmigen oder Zickzacklinien, welche dem Rückgrat parallel laufen, die Arme und die Brust (Ellis 1, 265). Auch die Finger und die Zehen, so wie der äußere Rand des Fußes trugen solche eingeritzte Muster, Finger und Zehen häufig in der Gestalt eines z (Cook 1. R. 2, 188 f.). Darwin, zu dessen Zeiten schon lange nicht mehr alle Männer tattuirt waren, hatte doch noch Gelegenheit zu bemerken, daß die Linien gar anmuthig den Linien der Muskeln folgten; auch fand er noch verschiedene Moden der Zeichnung vor. Die Weiber sah er wie die Männer tattuirt (2, 176), während sie früher viel weniger als diese und nur an Füßen, Fuß- und Handgelenken so wie an den Fingern (Ellis 1, 266) tattuirt waren. Besonders Vornehme trugen ein einfach gewürfeltes Muster (Wallis bei Schiller 1, 257)

andere hatten Quadrate, Kreiſe, Halbmonde, Menſchen, Vögel, Hunde ziemlich roh eingeritzt, wovon indeß manches eine geheimnißvolle Bedeutung hatte. Am dichteſten waren die Zeichnungen vom Gürtel bis an die Lenden (Cook a. a. O., Forſter Reiſe 2, 70). Die Zeichnungen ſelbſt konnte man willkührlich wählen, und ſo waren namentlich beliebt Kokospalmen, Brodbäume mit herabhängenden Windenranken, Früchte ſammelnde Knaben, Männer im Gefecht triumphirend über todte Feinde oder ein Mann, der den todten Feind in den Tempel als Opfer trägt; dann alle Arten Thiere, Hühner, Hunde, Fiſche; ferner Waffen u. ſ. w. Ellis 1, 267. Auch auf Waihu waren zu Behrens Zeit (87) die Männer faſt ganz tattuirt mit Vögeln und Thieren; als Mörenhout (1, 24) ſie beſuchte, fand er dieſe den Neuſeeländern ähnlich, die Weiber von den Ferſen zu den Knieen, und an Stirn und Lippen mit Punkten bezeichnet. Chamiſſo ſah ein Muſter, das aus lauter Längsſtreifen beſtand (138); die Frauen fand du Petitthouars 2, 230, nur um den Mund, am obern Rand der Stirn und an den Schenkeln tattuirt. Schouten erzählt (Diar. 23 f.) daß auf Sondergrond (Takaroa und Takapoto) die Einwohner Zeichnungen von Eidechſen, Schlangen u. ſ. w. trugen. Sonſt glichen die Muſter der Paumotuaner den tahitiſchen, nur daß ſie plumper waren (Hale 40; Ellis 1, 264). Die Anaaner tattuirten ſich nur mit Kreuzlinien, die Bewohner der öſtlichen Inſeln überhaupt nicht (Hale 40), Kreuze und Quadrate bilden die Muſter der Rarotonganer (eb.).

Je vornehmer und älter ein Markeſaner iſt, um ſo reicher iſt er tattuirt (Porter 2, 11), ſo daß im hohen Alter alle Glieder, bei ſehr vornehmen Perſonen, wie beim König, dem Hohenprieſter, auch das Geſicht, das ſonſt häufig frei bleibt und die kahlgeſchorenen Stellen des Kopfes tattuirt waren (Melville 1, 180; Kruſenſtern 1, 171; 126). Die Muſter ſind ähnlich wie die neuſeeländiſchen, arabeskenartig, doch hatte man auch gewürfelte, man zeichnete concentriſche Kreiſe, längliche runde Figuren u. drgl. auf, welche an entſprechenden Körpertheilen, z. B. den Wangen, den Beinen, einander gleichfalls entſprechen (Marchand 1, 117; Kruſenſtern 1, 172). Die Linien ſind indeß hier breiter als zu Neuſeeland und häufig zeichnet man Thiere zwiſchen ſie hinein (Ellis 1, 264); Fiſche und andere Geſtalten ſah Marchand (1, 81). Iſt das Geſicht tattuirt, ſo zeigt es

gewöhnlich ein streifiges Muster (Melville 1, 151; 161; 2, 19; Mörenh. 123). Krusenstern 1, 72, fand die Weiber daselbst an Händen, Armen, Ohren und Lippen, Melville (1, 167) nur mit 3 Punkten auf den Lippen und zarten Linien auf den Schultern tattuirt. Merkwürdig ist noch, daß die Reichsten (und also Vornehmsten) denen große Speisehäuser gehören, bestimmte Tafelgenossen von gleicher und ganz fester Tattuirung haben (Krus. 1, 177); und daß ferner jede vornehme Familie mit einer anderen Familie in Beziehung steht, von der sie tattuirt wird, welches Verhältniß erblich ist (Mathias G*** 130). Auch zeichneten sich verheirathete Weiber nach Melville 2, 121 dadurch aus, daß sie an der rechten Hand und dem linken Fuß tattuirt waren. Die Muster auf Hawaii waren plump, zwar reich, aber nicht regelmäßig (Ellis 1, 264; Chamisso 150); auch hier wurden sie gewöhnlich nur auf den Armen, den Beinen und der Brust (Hale 41) angebracht. Auch die Zungenspitze wurde tattuirt, aber nur bei Weibern und nur zum Zeichen der Trauer (eb. Cook 3. R. 3, 429). Die Samoaner waren nur von dem Gürtel bis zu den Knieen tattuirt; es sah aus als ob sie dunkelblaue Hosen trügen (Turner 181 f.; Hale 39). Ebenso war es in Tonga; doch wurde hier auch die Eichel tattuirt, was sehr häufig Schwellung und Eiterung der Inguinaldrüsen veranlaßte. Die Weiber waren nur an den Fingern, sonst nicht tattuirt (Forster Reise 2, 70; Mariner 2, 265 f.). Der Tui-tonga, der höchste Herrscher der Insel, war ganz frei von dieser Operation (Cook 3. R. 2, 101; Mar. 2, 79).

Jetzt ist diese Sitte so ziemlich überall abgeschafft, theils durch den Umgang mit den Europäern ohne besondere Absicht, theils aber auch durch den Eifer der Missionäre, da sich mit dem Tattuiren sehr viel Unsittliches verband (Ellis 1, 264 f.; Turner 181 f.). Virgin fand sie nicht mehr im Gebrauch (2, 37); nur auf dem Markesas soll sie noch herrschen (Ausland 1868, 487), was bei der abgelegenen Lage dieser Inseln begreiflich ist; und so mag sie sich auch sonst noch an minder besuchten Orten, wo die Eingeborenen ihre Eigenthümlichkeiten länger bewahren konnten, erhalten haben; sicher aber, um bald für immer zu erlöschen. Doch wird sie z. B. in Savaii (wohin deshalb auch viele Tonganer fahren) noch heimlich und gegen den Willen der Missionare ausgeübt (Hood 124).

Ueber die Entstehung und eigentliche Bedeutung dieser Sitte ist

nun viel geredet worden. Taylor ſagt (151), daß ſie nach Angaben der Maori entſtanden ſei aus dem Anmalen mit ſchwarzer Farbe, um ſich im Kriege furchtbar zu machen. Aehnlich ſagt auch Thomſon (77), man habe ſich tattuirt, um Schreck oder Aufſehen zu erregen, doch läßt er zugleich die Tattuirung zum Schmuck, ja zu einem Mittel dienen, das Alter zu verbergen.

Letzteres iſt thöricht, da man die Operation ſchon ſo früh begann, da ſie bei Frauen ſo ſehr beſchränkt angewandt wurde, namentlich aber, da ſie, anſtatt das Alter zu verbergen, es vielmehr anzeigte, denn die Ausdehnung derſelben wuchs ja mit den Jahren. Und ſchließlich, was lag daran das Alter zu verbergen, welches man in den ſeltenſten Fällen kannte und nie beachtete.

Aber auch des Schreckens halber iſt die Sitte nicht aufgekommen. Warum wären ſonſt die Frauen, und wenn auch im beſchränkten Maaße gleichfalls tattuirt worden? Warum wäre gerade das Geſicht faſt überall frei geblieben? Auch dies iſt nur eine leere Vermuthung, ſei es der Eingeborenen, ſei es der Reiſenden. Andere ſuchen deshalb den Grund in der Schamhaftigkeit. Die Samoaner, ſagt Hale 39, nach der Angabe der Eingeborenen ſelbſt, hätten ſich deswegen den Unterleib bis zum Nabel tattuirt, weil ſie an dieſem Theil mit dem Mutterleibe verbunden geweſen ſeien und ſie ſich deshalb ſchämten ihn nackt zu zeigen. Auch Erskine denkt ſich den Grund der Sitte ſo (41); und freilich werden in Tahiti und Neuſeeland nur die unbekleideten Theile tattuirt. Allein wenn man den Rücken, die Bruſt, Hände und Füße und an einigen Orten auch das Geſicht tattuirte, — wie konnten dieſe Gliedmaßen aus Schamhaftigkeit tattuirt ſein? In Tonga dagegen wird der Theil tattuirt, den man unter allen Umſtänden immer verbirgt, die Eichel; wo alſo, wenn Schamhaftigkeit der Beweggrund war, eine Tattuirung gänzlich überflüſſig erſcheinen muß. Und ferner, die Polyneſier gehen ja nicht nackt; ſie tragen alle den Gurt und war irgend welche Umhüllung nicht ein viel einfacheres und näher liegendes Mittel als die ſo ſchmerzhafte, ja lebensgefährliche Tattuirung? Die gänzliche Schamloſigkeit, welche zur Zeit der Entdeckung in Polyneſien herrſchte, ſo wie das mannigfaltige Unzüchtige, wozu die Operation der Anlaß war, ſind gewiß erſt ſpäteren Urſprungs; obwohl man auch hieraus einen Grund gegen Hales und Erskines Anſicht hernehmen könnte.

Vergegenwärtigen wir uns nun folgendes: das Tattuiren war

ein heiliges Geschäft, (Mathias G*** 130), welches vom Priester oft im Tempel und unter bestimmten religiösen Ceremonien (Ellis 1, 264) vollzogen wurde. Bei jeder erneuten Operation wurden neue Gebete gesprochen, während derselben feierliche Gesänge ausgeführt (Taylor 154; Thomson 75). In den unbesuchtesten Theilen des Oceans wo sich polynesische Sitte am reinsten bewährt hat, ist die Heiligkeit der Tattuirung noch so streng, daß z. B. Chamisso auf Ratak sie trotz wiederholtem Versuche nicht erlangen konnte. An anderen Orten, (z. B. auf Tobi, Pickering 280) sollten alle Fremden mit Gewalt tattuirt werden, „denn, sagte der Tobite Parabua zu Horaz Holden wenn ein Engländer nicht von einem Tobiten tattuirt wird, so muß er sterben, Yarris (der Gott der Insel Bd. 5, S. 136 f.) kommt und tödtet ihn" — also auch hier war die Ceremonie von den Göttern verlangt. Wenn aber jetzt in Tahiti und Nukuhiva fremde Matrosen leicht es erreichen tattuirt zu werden, so ist darin nur eine Entartung des Ganzen zu sehen. Denn überall stand ursprünglich die Operation unmittelbar unter dem Schutz der Götter. In Tahiti bestand die Sage, daß zwei Söhne des Taaroa — daß Taaroa (Tangaloa) genannt ist, beweist für das Alte der Sage und Sitte — die Tattuirung erfunden hätten, um dadurch ihre schöne Nichte, welche in strenger Haft und engem Gewahrsam gehalten wurde, hervorzulocken, und ihrer Liebe zu genießen. Beides gelang, und diese beiden Götter, sowie das Mädchen und seine Mutter, die Tochter und Gemahlin Tangaloas sind in Tahiti Schutzgötter der Operation (Ellis 1, 263). Eine ähnliche Mythe herrscht auf Samoa, wohin zwei Gottheiten, Taema und Tilafainga von Fidschi herübergeschwommen sein sollen, unter dem beständigen Gesang: „tattuir die Männer, nicht die Frauen"; sie sind nun Schutzgötter dieser Kunst.

Warum war nun aber das Tattuiren so heilig? warum führte man es auf die Götter selbst zurück? Jene Sagen, die gewiß erst einer späten Zeit angehören, geben darüber keine Auskunft.

In Neuseeland heißt die Tattuirung moko, Eidechse, Schlange; Hales Deutung von den schlangenähnlichen Linien ist nicht richtig, da diese Linien erst späteren Ursprungs sind. Allein Eidechsen, Schlangen, Fische, fanden wir überall häufig aufgezeichnet und Schouten fand 1616 dies Muster in Paumotu als einzig gebräuchliches. Wie nun, wenn das Bild dieser Thiere für die Tattuirung von ganz be-

ſonderer Bedeutung war? Es iſt deutlich, wie dann der neuſeeländiſche Name eine wirklich feſte Bedeutung gewinnt.

Die Eidechſe aber oder Schlange (auch der Aal wie in Mikroneſien oft) war ein vielfach heiliges Thier. So in Neuſeeland ſelbſt, wo die Götter und die Geiſter der Verſtorbenen vielfach die Geſtalt einer Eidechſe annehmen (Polack 1, 241; Shortland 73; Thomſon 1, 113). Auch in der tahitiſchen Mythologie ſpielt die Schlange ihre Rolle als Inkarnation dämoniſcher Mächte (Mörenhout 1, 447); ebenſo in Tonga (Geſchichte 47) und Samoa (Hood 130). Die Neuſeeländer hatten eine abergläubiſche Furcht vor großen Eidechſen, welche in ihren Bergen ſich aufhalten ſollen (Hochſtetter 266) und die Verehrung des Krokodils, welche auch auf den weſtlichen Karolinen ſich finden ſoll, herrſchte auf Timor, Java, Sumatra, auf Celebes bei den Bugis und den Makaſſaren, auf Borneo und den Philippinen (Epp 159 f.; Rougemont le peuple primitif 1, 334; Sal. Müller b, 397), ja die Bewohner von Buro wollen ſogar von einem Krokodil abſtammen (v. d. Hart in Bullet. soc. geogr. 1855, 2, 192). Sehr häufig waren Fiſche die Thiere, in deren Geſtalt man den Gott verehrte, ſo der Hai in Tonga (Mariner 2, 99), Samoa (Hood 130), in Tahiti, Hawaii (Ellis 1, 167; 4, 90), in Mikroneſien (S. 137); in Tukopia andere Fiſche (d'Urville a 5, 195); in Neuſeeland gehen die Seelen der Verſtorbenen in Fiſchgeſtalt über (Shortland 73; Thomſon 1, 113); und Vögel ſind gleichfalls ſehr oft die Inkarnation ſolcher Geiſter (Tahiti Ellis 1, 336; NS. Polack 1, 123 f.). Es iſt doch auffallend, daß wir gerade dieſe Bilder ſo häufig unter den eintattuirten Muſtern ſehen; daß gerade dieſe Bilder in Tahiti und ſonſt eine geheimnißvolle Bedeutung hatten (Cook 1. R. 1, 188); die Annahme iſt alſo nicht zu kühn, wenn wir in dieſen Bildern der Götter ſahen.

Nun aber hatte in Polyneſien urſprünglich jeder Einzelne ſeinen beſtimmten Schutzgeiſt, der in Thiergeſtalt gedacht wurde; denn auf ganz entlegenen Inſeln, wo ſich alte Gebräuche erhielten, durften Einzelne noch zur Zeit der Entdeckung beſtimmte Thiere nicht tödten, weil in denſelben ihr Schutzgeiſt oder der Geiſt ihrer Ahnen verborgen war (Tahiti Mörenh. 1, 451 f.; Hawaii Remy 165; Tukopia Gaim. bei d'Urville 5, 305—7; Samoa Hood; Ponapi Hale 84), ganz ebenſo wie der Nordamerikaner ſein Totem, der Auſtralier ſein

Kobong hat (Aussterben 34 f.). Ganze Völker in Amerika, Afrika, Polynesien stammen von solchen Thieren ab. Und wie nun auch bei den südlichen Völkern Nordamerikas die Tattuirung nationales Zeichen war, indem der Fremde, der in den Stamm aufgenommen wurde, diese Marke gleichfalls aufgezeichnet erhielt (Band 3, 95); so lag dem Tattuiren bei den Polynesiern gewiß derselbe Gedanke ursprünglich zu Grunde: man malte sich das Zeichen des Gottes auf, dem man angehörte, sei es als Einzelner, sei es als Stammgenosse; vielleicht auch schmückte man sich mit der Marke beider Götter, des Schutzgeistes und des Stammgottes. Diese Zeichnung mußte dauerhaft sein, deshalb ritzte man sie in die Haut. Auch die Zeit, in der man sich diese Bilder einritzte, stimmt mit der, in welcher man Totem und Kobong bekam, überein: es war die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife und diese gewiß deshalb, weil man nur den fertigen, selbständigen Menschen für fähig hielt, Eigenthum der Götter zu sein. So entspricht die Tattuirung also unserer Confirmation einigermaßen. Man begreift nach alle diesem, warum der in der Operation Befindliche tabu war: der Gott senkte sich mit seinem Bild auf ihn nieder und heiligte ihn und seine Umgebung durch den Einzug; man begreift, wie man von der Tattuirung sogar einen gewissen moralischen Einfluß erwarten durfte (Ellis 1, 263). Nun erst begreift sich auch der höchst merkwürdige Zug, daß der Tuitonga und ebenso in Neuseeland die Häuptlinge, welche zugleich Priester und heilige Person sind, weder beschnitten noch tattuirt wurden (Mariner 2, 79; Wakefield 1, 64); daß das gemeine Volk ebensowenig tattuirt werden durfte, daß Weiber diesen Schmuck in viel geringerem Maaß erhielten, daß aber, je vornehmer einer war, er denselben um so reichlicher besaß. Denn der Tuitonga, das geistliche Oberhaupt der Inseln, und jene heiligen Häuptlinge gelten selbst als Gottheit, da sie Stellvertreter der Gottheit sind und bedürfen also keines Schutzgeistes mehr, auch nicht den des Stammes, denn sie selbst sind ja Gottheit auch für den Stamm. Das gemeine Volk aber hatte nach polynesischer Auffassung keine Seele, konnte also mit den Göttern in keiner Verbindung stehen und daher auch keinen Schutzgeist haben. Finden wir nun dennoch Spuren von Tattuirung auch bei ihm, so beruht das wohl nur auf Entartung späterer Zeit. Die Weiber standen aber überhaupt so tief unter den Männern in allen ihren Rechten, sie waren durch eine solche Menge religiöser Satz-

ungen eingeschränkt, daß wir uns nicht wundern können, wenn wir sie auch im Verhältniß zu den Göttern nachstehend finden. Je vornehmer aber ein Mann war, um so näher stand er den Göttern; um so mehr kam ihm das Zeichen derselben zu und als später diese Aufprägung der Götterbilder ausartete in einen heiligen Schmuck, um so mehr kam ihm dieser Schmuck zu. So konnte die Tattuirung geradezu Zeichen hoher Abkunft werden, wie denn besonders vornehme Familien öfters ihre besonderen Muster für sich hatten (d'Urville a 2, 452). Hierher gehört es auch, wenn jede vornehme Familie zu Nukuhiva ihre bestimmten erblichen Tattuirer besaß. Auch der Stolz, den alle Polyneſier über dieſen Schmuck hatten, ſtammt wohl eben daher und nicht bloß aus dem Bewußtſein, ihn ſo mühevoll errungen zu haben. Wollten nun die Tobiten Holden und ſeine Begleiter, die Markeſaner Melville (2, 173) durchaus tattuiren, jetzt iſt es klar, warum: der Schutzgott der Inſel duldete niemanden in ſeinem Bereich, der nicht ſein Zeichen trug, nicht dadurch ſich ihm hingegeben hatte. Die gegentheilige Wirkung hatte die Heiligkeit der Operation in Mikroneſien: Fremden, Neugierigen die heiligen Zeichen einzuprägen, wäre Sünde geweſen.

Es iſt nach alledem auffallend, wenn Cook (1. R. 2, 239) behauptet, daß weder Beſchneidung noch Tattuirung in Zuſammenhang mit der Religion ſtehe; ſagt er doch ſelbſt, daß es größte Schande geweſen ſei, dieſer Operation nicht theilhaftig zu ſein. Allerdings iſt ſchon lange die Tattuirung zu etwas anderem geworden, als was ſie urſprünglich war. So dient noch jetzt in Mikroneſien das Muſter der Tattuirung als Kennzeichen der Familie und des Dorfes; und ebenſo war es auf den Markeſas (Vinc. Dumoulin Marq. 223), auf Mangareva (Lesson Mang. 146) und in Neuſeeland (Ellis 3, 355; Polack 2, 43), wo man ſchon lange die Schlangen und Eidechſen aufgegeben und ſie in Arabesken aufgelöſt hatte, welche jeder Einzelne ſich nach ſeinem Geſchmack aufzeichnen ließ. So unterſchied er ſich deutlich von anderen Stammesgenoſſen und da ſein eigenthümliches Muſter allen bekannt war, ſo konnte er daſſelbe als ſeine Chiffre brauchen, wie dies häufig geſchah: Contrakte unterzeichnete man ſo (Nicholas 354; Polack 2, 48; Dieffenb. 2, 34). Von Hawaii hören wir (Ellis zuverläſſige Nachrichten von Cooks 3. R. Frankfurt 1783. p. 252), daß Männer und Weiber die Zeichen ihres Bezirkshäuptlings an ſich trugen. Alles das ſind neue Erfindungen,

welche aber sich in späterer Zeit fast mit Nothwendigkeit aus den alten heiligen Grundlagen entwickeln mußten. Von hier aus ist es nur noch ein Schritt zu der Auffassung, nach welcher die englischen Bücher das Tattuzeichen des weißen Mannes heißen, wobei man sich nur über die unnütze Wiederholung desselben Zeichens wunderte (Hale 76). Ferner liegt es nah, daß man die Tattuirung einfach als Gedächtnißzeichen brauchte, wie z. B. Lütke (eb.) einen Mann erwähnt, der sämmtliche Inseln des Ozeans nach ihren Zeichen auf seinem Leibe eintattuirt trug, oder Hale (eb.) eine Frau auf Ponapi, welche alle Vorfahren ihres Mannes sich auf den Arm hatte einzeichnen lassen. Doch könnte letzteres noch religiöse Bedeutung haben. Später war es ganz gewöhnlich, sich Erinnerungszeichen an Schlachten, große Festlichkeiten, Menschenopfer, ja an einzelnen besonders freudenvolle Schmausereien eintattuiren zu lassen. (Coulter 212. Langsdorff 1, 103). Nicht bloß Erinnerungszeichen ist es indeß, wenn zu Raiatea (Forster Bem. 374) die Mannbarkeit der Mädchen (die stets mehr oder minder feierliche Ceremonien herbei führte) durch bestimmte Tattuirung angezeigt wurde. Die Muster, welche man sich als Erinnerung an eben Verstorbene einpunktiren ließ, hatten wohl ursprünglich religiöse Bedeutung; dieser Gebrauch mischte sich mit den Selbstverwundungen, die man sich im Uebermaaß des Schmerzes beibrachte. „Größer als mein Schmerz ist meine Liebe", sagte eine hawaiische Fürstin, als sie sich zu Ehren ihrer verstorbenen Schwiegermutter die Zunge tattuiren ließ (Ellis 4, 180; Byron 131; 136).*)

Noch größere Verblassung der ursprünglichen Bedeutung dieser Sitte ist es denn, wenn sie nur noch als Schmuck dient, wie in Tahiti und überall da, wo sie den ganzen Körper bedeckt, also wie in Neuseeland. Doch auch hier zeigen sich noch bedeutsame Spuren: so die tahitischen Darstellungen die wir vorhin erwähnten, von getödteten, im Triumph davon getragenen Feinden u. dergl. Was man sich am meisten wünschte, das zeichnete man gleichsam als gutes Omen durch diese heilige Kunst und Art auf den Körper. Und auch in Tahiti, waren jene Thierbilder noch von geheimnißvoller Bedeutung,**) obwohl

*) Auf die gleiche semitische Sitte (Lev. 19, 28; 21, 5), ist vielfach hingewiesen.

**) Vielleicht auch die häufig eintattuirten Kokospalmen, da auch in diese die Götter sich häufig niederließen.

man hier und an anderen Orten die Sitte meiſt nur noch als Schmuck auffaßte: „was euch die Kleider, iſt uns die Tattuirung“, ſagte jener Mikroneſier (S. 67).

Wenn nun Langsdorff 1, 103 und andere verſichern, wer am beſten zahle, habe die ſchönſte Tattuirung erhalten, ſo iſt auch dies nur eine anderweitige Entartung der Sitte, welche kommen mußte und in ſpäteren Zeiten allerdings häufig genug war.

Von den Wunden, die man ſich aus Schmerz um geliebte Todte aber ſymmetriſch und alſo der Tattuirung ähnlich beibrachte, reden wir ſpäter; hier müſſen wir nochmals anf die Beſchneidung zurückkommen. Auch ſie war religiös, da ſie ſtets vom Prieſter, ſtets unter Gebet oder heiligen Ceremonien verrichtet wurde, da der Tuitonga nicht beſchnitten war. Es iſt doch ſehr auffallend, daß die Polyneſier ſo empfindlich ſchamhaft in Beziehung auf die Eichel ſind und dennoch die Vorhaut aufſchlitzen, und z. T. (in Tonga) die dadurch doch erſt entblößte Eichel tattuiren. Alles dies widerſpricht ſich; und widerſpricht der ſonſt ſo abſcheulichen Schamloſigkeit der Polyneſier. Die Scheu vor dem Anblick der Eichel ſcheint auch gar nicht aus Sittſamkeit ſondern aus Religioſität hervorgegangen, dieſer Körpertheil ſtreng tabu und daher allen Blicken ein Frevel geweſen zu ſein. Wenn man weiß, wie ſtreng Tabubrüche geahndet wurden, ſo erklärt ſich, was wir oben über die Scheu vor der Eichel ſagten, vollkommen. Es erklärt ſich dann auch, warum man ſie tattuirte. War ſie beſonders heilig (tabu), ſo verdiente ſie auch das Bild der Gottheit zu tragen. Warum ſie aber für beſonders heilig galt, geht aus dem hervor, was wir ſchon oben nach Hale (39) von den Samoanern erzählten: ſie tattuirten die Gegend um den Nabel, weil dieſer Theil mit dem Mutterleibe verbunden geweſen ſei und ſie ſich ſchämten, ihn nackt zu zeiken. Auch hier iſt mehr an religiöſe Scheu als an Scham zu dengen. Die Thele, von welchen das Leben ausging, ſcheinen in älteſter Zeit heilig geweſen zu ſein, in welcher man noch kein Schamgefühl (das nicht angeboren, ſondern anerzogen iſt) kannte, vielmehr den Gliedern in unentwickelter Rohheit noch gleiche Geltung ließ. Die Eichel betrachtete man nun als vorzüglich lebenſpendendes Glied, wie den Nabel als den Ausgangspunkt des neuen Lebens, und wie das neue Leben und Weſen ſelbſt dem Gott heilig waren, ſo auch jene Körpertheile, welche man deswegen urſprünglich mit dem Bilde oder Zeichen

des Gottes verſah. Man ſollte erwarten, daß man auch die weibliche Scham tattuirt habe; und wirklich finden wir dieſe Sitte auf den Fidſchiinſeln (Mariner 2, 267). Allein gerade dieſe Theile zu tattuiren war beſonders gefährlich, beſonders ſchmerzhaft, und ſo kam dieſe Sitte früh ab, wie ja auch die Beſchneidung und die Tattuirung ſelbſt ganz aufhörte auf einigen Inſeln.

Man ſchlitzte die Vorhaut auf, um den den Göttern beſonders heiligen, lebenſpendenden Theil nicht zu verhüllen; man band ihn (aber wohl erſt viel ſpäter, als ſich polyneſiſche Eigenthümlichkeit ſtreng entwickelt hatte) wieder zu, um den Theil, der wegen ſeiner Heiligkeit ſtreng Tabu d. h. den Göttern angehörig war, den Blicken der Menſchen zu entziehen, damit kein Bruch des Tabu entſtehe.*)

Wir ſind hiermit ſchon weit über die Darſtellung der phyſiſchen Eigenthümlichkeiten hinausgegangen und müſſen nun die **culturhiſtoriſche Schilderung** der Polyneſier, welche wir hiermit ſchon begonnen haben, allſeitig zu vollenden ſuchen.

Zunächſt beſprechen wir die Kleidung.

Das Haar tragen die polyneſiſchen Männer meiſt lang und ſchlingen es auf dem Hinterkopf meiſt in einem Knoten zuſammen. Die Weiber ſcheeren es meiſt kurz ab (Tahiti Cook 1. R. 2, 187; Neuſeel. eb. 3, 40; Samoa Turner 205 f.; Tonga Virgin 2, 70); auch die Kinder trugen kurzes Haar, das auf Tonga mit Bimſtein abgeſchoren wurde (Mariner 2, 282). Oder man ſchor das Haar ab und behielt nur eine Locke (wie die ſamoaniſchen Frauen) an der linken Schläfe oder je eine auf beiden Seiten des Hauptes (Samoa Turner 205 f.; Markeſ. Kruſenſt. 1, 175). Die Hawaierinnen trugen um die Stirn einen aufrecht ſtehenden längeren Kranz weißgebeitzter Haare, bisweilen auf der Stirn eine violett gebeitzte, nach hinten liegende Locke; die Männer verſchnitten das Haar helmförmig und beitzten nur die Spitzen weiß (Chamiſſo 150; Freyc. 2, 579). Beitzen der Haare durch eingeſtreuten Muſchelkalk iſt gar nicht ſelten (Samoa Turner 205; Tonga d'Ewes 135; Tahiti Forſter Bem.).

*) Die jüdiſche Beſchneidung iſt im weſentlichen nicht anders aufzufaſſen. Sie wird Gen. 17 von Gott geboten, zugleich wird dort dem Abram der Name Abraham „Vater der Menge“ gegeben und ihm eine zahlloſe Nachkommenſchaft verſprochen. Er ſeinerſeits ſoll dafür die Beſchneidung einführen. Man ſieht hier deutlich den Zuſammenhang: für die verſprochene Nachkommenſchaft wird Gott das lebenſpendende Glied geweiht.

Bis zur Geschlechtsreife ging die Jugend überall nackt. Erwachsene Männer thaten dies nur auf einzelnen Inseln Paumotus (Byron bei Schiller 1, 99), nach Mörenhout auch auf Mangareva (1, 93), auf anderen Inseln selten und dann meist nur bei schweren Arbeiten oder arger Hitze (z. B. auf Nive Erskine 26; auf Markesas Krusenst. 1, 173; auf Waihu Behrens 87; auf Hawaii Jarves 68); doch trug man auch in diesen Fällen meist einen schmalen Gurt, den auf Mangareva nur die Greise tragen (Mörenh. 1, 93), den Maro (Cook 1. R. 2, 190; Jarves 57; Krusenst. 1, 173; Mariner 2, 265). Außer diesem trug man zu Tahiti die Tiputa, ein Stück Zeug, und zwar nahm man dazu das feinste (Mörenh. 2, 118), in welches für den Kopf ein Loch geschnitten war und das vorn und hinten ziemlich lang über Brust und Rücken herabhing. Um die Taille bis etwa zum Knie reichend trug man den Parau, ein 12—15' langes Stück Zeug, welches bei einer Breite von etwa 3' zierlich und vielfach um den Leib gewunden wurde. Die Männer zogen es überdies noch hosenartig zwischen den Beinen hindurch. Oft zog man mehrere von diesen Kleidungsstücken übereinander, denn dies ist ein Zeichen von Reichthum und Vornehmheit (Wallis bei Schiller 1, 257; Cook eb. 2, 190). Nicht anders war die Tracht zu Hawaii (Jarves 68) und fast ganz so zu Tonga und Samoa (Mariner 2, 345 f.; Erskine 36). In Neuseeland trugen die Männer außer dem Maro noch einen aus Phormium tenax bereiteten Mattenumhang um die Schultern; der vorn zugesteckt werden konnte, die Weiber (bisweilen auch die Männer) ein rockartiges Gewand vom Gürtel bis auf die Füße oder zum Knie, darunter aber einen Grasgürtel, an dem vorne nach innen ein Büschel starkriechender Blätter befestigt war (Cook 1. R. 3, 44; 2, 309; Diefenb. 2, 53). Auf Paumotu trugen die Weiber meist nur einen Mattenrock (Byron bei Schiller 1, 99; Wallis eb. 200; Mörenh. 1, 111 f. 162; Belcher a 1, 375), ebenso auf den Markesas, wo man aber den Parau kannte (Krusenst. 1, 176) und bisweilen auch Mäntel trug (Melville 1, 169; Porter 2, 61; 2, 23). Chlamysartige Mäntel, welche man über die eine Schulter warf, unter dem entgegengesetzten Arm herzog und auf die schon bedeckte Schulter zurückwarf, so daß das Zeug von dieser herabhing, hatten die Männer zu Tahiti gleichfalls (Ellis 4, 111). Mützen

von Kokoslaub, turbanartige Kopfbedeckungen u. drgl. kommen überall vor; auf Tonga und Hawaii trug man sie nur im Krieg, auf Tonga wurden sie jedoch auch bei schwerer Arbeit vom Volke und Nachts von den Vornehmen getragen, vor denen das Volk bei Todesstrafe immer sein Haupt entblößen muß (Mariner 1, 167; Turnbull 265, Cook 1. R. 2, 190; Jarves 57). Aus Gras geflochtene Fächer hatte man auf den Markesas; sonst brauchte man ein Bananenblatt als Schirm (Krusenst. 1, 176; Turner 205).

Der Stoff zu den erwähnten Kleidern ist verschieden; theils werden sie aus Matten geflochten, welches indeß zu Tahiti nur die Männer trugen (Mörenh. 2, 120), theils bereitete man ein eigenthümliches Zeug aus der Rinde einzelner Bäume, des Brodfruchtbaums, einiger Fikusarten (prolixa, tinctoria) und vor allen Dingen der Broussonetia papyrifera, welche mit großer Sorgfalt und in verschiedenen Abarten gezogen wird (Ellis 4, 109). Die Bereitung dieses Zeuges schildert Mörenhout (2. 113 f.) für Tahiti; da indessen diese Schilderung im wesentlichen für ganz Polynesien gelten kann, da ferner die Bereitung dieses Zeuges, des Tapa, für das ganze polynesische Leben ein charakteristischer Zug ist, so wollen wir hier kurz Mörenhout folgen. In den für die Tapabereitung eigens bestimmten Häusern hatte man Tafeln von braunem, hartem, tönendem Holze, welche bis zu 20 oder 30′ lang auf Ständern, also hohl standen. Nachdem nun die Rinde, welche man verarbeiten will, zunächst in Wasser erweicht, die äußeren grünen Theile abgeschabt und der so entstandene Bast wieder ins Wasser gelegt ist, breitet man denselben auf jenen Tafeln aus und klopft ihn mit einem sehr eigenthümlichen Hammer von hartem, schwerem Holze, der etwa 1′ lang und 2″ breit, vier übers Kreuz gestellte Schlagflächen hat, von welchen drei verschieden breit gestreift, die andere aber carrirt ist (Ellis 4, 110). Mit allen diesen 4 Flächen wird das Zeug geklopft, indem man mit der gröbsten anfängt. Feines Zeug wird länger geklopft als grobes. Die präparirten Rindenstücke legte man so neben einander, daß sie sich mit den Rändern deckten und indem man die Ränder mit Leimwasser verklebte oder aber durch festes Hämmern die Fasern haltbar in einander wob, brachte man Stücke von 6—9′ Breite und 150′ Länge hervor (Forster Bem. 384; Cook 3. R. 2, 106; Ellis 4, 111). Auch klebte man auf diese Weise durch Hämmern mehrere Stücke überein-

ander, um dem Zeug größere Stärke und Dichtigkeit zu geben. Jede Familie hat nun zwar ihr eigenes Tapahaus, ebenso aber auch jede Gemeinde und in diesem letzteren wird der Tapa für öffentliche Feste bereitet, öfters von 2—300 Frauen auf einmal, unter größester Heiterkeit, mit Lachen und Singen, wie man denn stets bei der Tapabereitung fröhlich ist und z. B. die Vollendung jedes größeren Stückes mit Tänzen feiert. An den Tagen, wo die sämmtlichen Weiber im Gemeindehaus beschäftigt sind, kochen die Männer. Man firnißt die eine Seite des Zeuges dann mit dem dunkelrothen Gummi, den man aus der Rinde von Aleurites triloba kocht, um das Zeug wasserdicht zu machen; allein dies reicht nicht ganz aus. Auch färbte man die Zeuge mit zwar glänzenden, jedoch vergänglichen Farben, roth aus den Früchten von Ficus tinctoria und den Blättern von Cordia sebestana und gelb aus Kurkuma; dunklere Färbung, braun, schwarz erzielte man mit bestimmten Erdarten. Auch verstand man schöne (meist rothe) Blätterborden auszusetzen; man legte das Blatt, die Blüthe, welche man nachbilden wollte in die Farbe und drückte sie dann auf dem Zeug ab; oder man schnitt die Muster in Bambus ein und druckte sie so ab. Die Farben überstrich man mit einem schützenden Firniß (Ellis 4, 112). Auch tränkte man das Tapa bisweilen mit wohlriechendem Oel, doch war es dann minder fest (eb. 109). Die Weiber und Töchter der Häuptlinge setzten eine Ehre in diese Tapabereitung und Mariner der ganz dasselbe Verfahren auf Tonga schildert, sagt daß man oft des Morgens oder des Abends nah und fern aus den Häusern das Klopfen der Tapahämmer gehört habe (1, 293). Man hatte verschiedene Arten dieses Zeugs, von welchem das gewöhnlichste zu den Paraus und Maros, eine besonders dicke, aus 5 Lagen bestehende aber nicht sehr große zu den Schlafmatten, die feinste aber zu den Tiputas sowie zu dem chlamysartigen Mantel der Männer benutzt wurde (Ellis 4, 111). Auf Neuseeland waren die Kleider alle aus Matten bereitet, die man in verschiedener Qualität aus Phormium tenax bereitete — ihre Bereitung beschreibt Angas 1, 321 — und verschieden färbte: schwarz und weiß gestreifte mit dicken schwarzen Troddeln war die gewöhnliche Kleidung der Häuptlinge (Dieffenb. 2, 53). Das werthvollste Kleidungsstück daselbst waren solche Matten, auf welche Hundefell in Streifen oder Karos oder sie ganz bedeckend aufgenäht war (Forster Bem. 287; Cook

3. R. 1, 169). Noch höher wurden Mäntel von Kiwifedern geschätzt, (Taylor 397) wie denn auch sonst Federmäntel verfertigt wurden, indem man in sehr feines Mattengeflecht die Federn mit einflocht. Der berühmteste und köstlichste von allen ist der Federmantel der hawaiischen Könige (Jarves 57). Auf Hawaii gibt es ein kleines nicht häufiges Vögelchen, welches unter seinen Flügeln ein oder zwei kleine glänzend goldgelbe Federn hat. Aus diesen Federchen, welche man den gefangenen Vögeln ausriß, ist nun der ziemlich große Mantel gebildet, ein Werk, ebenso staunenswerth wegen der Arbeit und Geduld die es erforderte, als in seinem Werth unschätzbar. In Tahiti, Samoa und sonst waren namentlich Matten mit eingewobenen rothen Federn köstlich; der Gürtel mit welchem der junge König bei seiner Thronbesteigung bekleidet wurde, war auf diese Weise verfertigt. Auch sonst dienten Federn, vorzüglich rothe, zu begehrtem Schmuck, der ferner namentlich aus Blumenkränzen, die man um Hals und Nacken trug, einzelnen Blumen, Muscheln und Walfischzähnen, in Ketten, Perlen, welche klein und schlecht gebohrt, aber gut gefärbt sind, rothen Abrusfrüchten welche man auf schildförmige Brettchen klebte, Ketten von Pandanusschuppen u. drgl. besteht. (Belege zahllos: z. B. Cook 1. R. 2, 191; 3, 45; 3. R. 1, 205; 3, 430 f.; Behrens 88; Krusenstern 1, 173; Melville 2, 63; Wallis bei Schiller 1, 257; Meyen 132; Turner 203 f. u. s. w.). Auf dem blumenarmen Neuseeland ist Blumenschmuck jetzt nicht sehr beliebt, weil man „Blumen nicht essen kann", wie ein Eingeborener zu Dieffenbach sagte (2, 55); doch war es früher anders, denn in den alten Sagen bei Grey spielt Blumenschmuck keine unbedeutende Rolle. Eigenthümlich ist dagegen für diese Insel der sehr hoch geschätzte Grünstein, welchen sie zu allerhand Götterfiguren und sonstigen Gestalten geschnitzt im Ohre und am Halse tragen (Taylor 149; Cook 1. R. 3, 45). Ein merkwürdiger Schmuck, der in ganz Polynesien zum höchsten Prunke getragen wird, ist geflochtenes fremdes Haar. So haben die Markesanerinnen Bänder aus Menschenhaar geflochten um Arm und Bein (Melville 1, 151). Menschenhaare als Verzierung der Waffen und Keulen wurde hier (wie von den Uritaos der Marianen) sehr hochgeschätzt, und Cook sah auf Tahiti knotenlose Geflechte aus demselben Material von der Länge einer engl. Meile (1. R. 2, 191), in die man Blumen, Federn u. s. w. steckte. Auch Perrücken von Menschen-

oder Hundehaaren, bisweilen auch nur von Cokosfasern steckte man hier ins eigene Haar (eb.), wie man auch auf Hawaii falsche Zöpfe von Menschenhaar, welche fingerdick bis auf den Rücken herabhingen, ins eigene Haar flocht (Cook 3. R. 2, 431; 446). Aehnlich war es auf Mangeia (Cook eb. 1, 188) und auf Samoa (Turner 330); Gürtel von geflochtenem Menschenhaar hatte man auf Nive (eb.). Man verwendete das abgeschnittene eigene Haar zu solchen Geflechten (Hood 49). Die Weiber strichen sich öfters das Gesicht roth an, seltener (in Neuseeland)auch die Männer (Waihu Chamisso 139; Tahiti Wallis 250; N. Seel. Cook 1. R. 2, 309; 3, 40; Dieffenbach 2, 53; Taylor 149 f.) Auch mit Kurkuma färbten sich die Weiber oft (Tahiti Mörenh. 2, 118; Markesas Melville 2, 105; Samoa Turner 203). Beide Geschlechter reiben sich mit Kokosöl ein, welches man oft durch Blumen oder Wurzeln oder Santelholz wohlriechend machte (Melv. eb. 1, 216; Turner eb.; Mörenh. 2, 109; Mariner 1, 319; Dieffenb. 2, 53). Namentlich die Haare salbte man mit Oel.

Jetzt hat sich die Kleidung der Polynesier sehr geändert, sie ist aber nur an wenigen Orten schon fest geworden; meist zieht man noch barbarisch lächerlich von europäischen Kleidungsstücken an was man eben auftreibt und wenn es bloß ein Hut oder ein Frack u. drgl. wäre. Doch tragen die hawaiischen und tahitischen Frauen meist ein langes weites Gewand, das von den Schultern bis zu den Füßen fallend meist in bunter Farbe prangt (Virgin 1, 252; 2, 37 f.); die Männer tragen in Samoa und sonst ein Hemde und entweder ein paar weite Hosen oder ihren alten heimischen Gürtel (eb. Mörenh. 1, 218 f.); Darwin (2, 175) hat ganz Recht, wenn er ihre Kleidung noch unsicher nennt. Schuh und Strümpfe trägt Niemand; Strohhüte nur die Häuptlinge, bisweilen die Frauen. Doch ist kein eigentlicher Unterschied, wie in alter so in neuer Zeit zwischen Häuptlingen und Volk in Betreff der Kleidung.

Außer dem Tapa bereitete man nun noch alle Arten von Matten, nicht bloß zur Kleidung, sondern um darauf und darunter zu schlafen, zu Segeln, zu Zwischenwänden, zu Fußdecken der Häuser, ganz besonders dicht geflochtene als Einlage in die Kähne, um diese wasserdicht zu machen, gröbere Geflechte zu Körben, zur Bedeckung der Häuser u. s. w. Ganz besonders war Samoa durch seine Matten

berühmt, zu deren feinsten man zwei Jahre Zeit brauchte (Mariner 1, 162). Auch in Neuseeland war ein Stamm durch seine besonders guten Flechtwerke berühmt (Dieffenb. 1, 105) und Cook (3. R. 3, 445) lobt gleichfalls die hawaiischen Matten aus Binsen, Pandanus und zu demselben Zweck geflochten, gar sehr.

Klima und Naturumgebung zeigen namentlich ihren Einfluß in Beziehung auf die körperliche Reinlichkeit dieser Völker, welche überall in der warmen Zone, wo man täglich mehreremale badet, sehr groß, minder groß dagegen in Neuseeland ist. In Tahiti badet man dreimal des Tages im Meere, worauf man sich stets mit süßem Wasser abspült (Forster Bem. 345); daher Cook auch im dichtesten Volksgewühl nie einen üblen Geruch bemerkte (1. R. 2, 207). Nach Tische wusch man stets die Hände; auch die Eßgeräthe, die Häuser waren reinlich. Trotzdem aber waren ihre Haare voll Läuse, welche man absuchte und — aß. Doch hielten sie auch das Haar sehr rein, als Cook ihnen Kämme gab (1. R. 2, 187). Anders war es in Neuseeland, wo sich die Eingeborenen in dem kälteren Klima mit dichteren Kleidern bedecken mußten und weniger baden konnten wegen der Kälte; da badeten und wuschen sie sich nun fast nie und ihre Kleider sowohl wie ihr Körper war voll Läuse, welche auch sie fraßen. Freilich zeichneten sie sich durch etwas vor allen Polynesiern aus: Cook fand bei jedem Gehöfte einen Abtritt (1. R. 2, 301), während nach Crozet (33) jedes Dorf gemeinschaftlich einen solchen besitzt, und zwar nach d'Urville a, 2, 464 an der steilen Seite des Berges, auf welchem es lag. In den Dörfern leiden sie keine Unreinlichkeit, trotzdem sie an ihrer Person gar nicht reinlich sind (eb.). In Hawaii und überall waren die Fürsten bei weitem reinlicher als das gemeine Volk, dessen Häuser häufig sehr schmutzig waren (Jarves 67). Sonst gilt das von Tahiti gesagte auch von Samoa, Tonga, Nukuhiva und Hawaii. Auf Paumotu war man schon durch das elende Leben weniger für Reinlichkeit besorgt, so daß man auch hier wieder den Einfluß der Naturumgebung sieht.

Das polynesische Haus unterscheidet sich wenig vom mikronesischen; auch hier haben wir das lange Walmdach, dessen First auf hohen, dessen Seitenflächen auf niederen Pfosten ruhn, dessen Wände offen, aber durch Einsatzstücke von Rohrgeflecht schließbar sind. So finden wir es namentlich in Tahiti, wo die Häuser der Vornehmen an 300', die der Armen, welche meist mehreren Familien gemeinschaft-

oder Hundehaaren, bisweilen auch nur von Cokosfasern steckte man hier ins eigene Haar (eb.), wie man auch auf Hawaii falsche Zöpfe von Menschenhaar, welche fingerdick bis auf den Rücken herabhingen, ins eigene Haar flocht (Cook 3. R. 2, 431; 446). Aehnlich war es auf Mangeia (Cook eb. 1, 188) und auf Samoa (Turner 330); Gürtel von geflochtenem Menschenhaar hatte man auf Nive (eb.). Man verwendete das abgeschnittene eigene Haar zu solchen Geflechten (Hood 49). Die Weiber strichen sich öfters das Gesicht roth an, seltener (in Neuseeland)auch die Männer (Waihu Chamisso 139; Tahiti Wallis 250; N. Seel. Cook 1. R. 2, 309; 3, 40; Dieffenbach 2, 53; Taylor 149 f.) Auch mit Kurkuma färbten sich die Weiber oft (Tahiti Mörenh. 2, 118; Markesas Melville 2, 105; Samoa Turner 203). Beide Geschlechter reiben sich mit Kokosöl ein, welches man oft durch Blumen oder Wurzeln oder Santelholz wohlriechend machte (Melv. eb. 1, 216; Turner eb.; Mörenh. 2, 109; Mariner 1, 319; Dieffenb. 2, 53). Namentlich die Haare salbte man mit Oel.

Jetzt hat sich die Kleidung der Polynesier sehr geändert, sie ist aber nur an wenigen Orten schon fest geworden; meist zieht man noch barbarisch lächerlich von europäischen Kleidungsstücken an was man eben auftreibt und wenn es bloß ein Hut oder ein Frack u. drgl. wäre. Doch tragen die hawaiischen und tahitischen Frauen meist ein langes weites Gewand, das von den Schultern bis zu den Füßen fallend meist in bunter Farbe prangt (Virgin 1, 252; 2, 37 f.); die Männer tragen in Samoa und sonst ein Hemde und entweder ein paar weite Hosen oder ihren alten heimischen Gürtel (eb. Mörenh. 1, 218 f.); Darwin (2, 175) hat ganz Recht, wenn er ihre Kleidung noch unsicher nennt. Schuh und Strümpfe trägt Niemand; Strohhüte nur die Häuptlinge, bisweilen die Frauen. Doch ist kein eigentlicher Unterschied, wie in alter so in neuer Zeit zwischen Häuptlingen und Volk in Betreff der Kleidung.

Außer dem Tapa bereitete man nun noch alle Arten von Matten, nicht bloß zur Kleidung, sondern um darauf und darunter zu schlafen, zu Segeln, zu Zwischenwänden, zu Fußdecken der Häuser, ganz besonders dicht geflochtene als Einlage in die Kähne, um diese wasserdicht zu machen, gröbere Geflechte zu Körben, zur Bedeckung der Häuser u. s. w. Ganz besonders war Samoa durch seine Matten

berühmt, zu deren feinſten man zwei Jahre Zeit brauchte (Mariner 1, 162). Auch in Neuſeeland war ein Stamm durch ſeine beſonders guten Flechtwerke berühmt (Dieffenb. 1, 105) und Cook (3. R. 3, 445) lobt gleichfalls die hawaiiſchen Matten aus Binſen, Pandanus und zu demſelben Zweck geflochten, gar ſehr.

Klima und Naturumgebung zeigen namentlich ihren Einfluß in Beziehung auf die körperliche Reinlichkeit dieſer Völker, welche überall in der warmen Zone, wo man täglich mehreremale badet, ſehr groß, minder groß dagegen in Neuſeeland iſt. In Tahiti badet man dreimal des Tages im Meere, worauf man ſich ſtets mit ſüßem Waſſer abſpült (Forſter Bem. 345); daher Cook auch im dichteſten Volksgewühl nie einen üblen Geruch bemerkte (1. R. 2, 207). Nach Tiſche wuſch man ſtets die Hände; auch die Eßgeräthe, die Häuſer waren reinlich. Trotzdem aber waren ihre Haare voll Läuſe, welche man abſuchte und — aß. Doch hielten ſie auch das Haar ſehr rein, als Cook ihnen Kämme gab (1. R. 2, 187). Anders war es in Neuſeeland, wo ſich die Eingeborenen in dem kälteren Klima mit dichteren Kleidern bedecken mußten und weniger baden konnten wegen der Kälte; da badeten und wuſchen ſie ſich nun faſt nie und ihre Kleider ſowohl wie ihr Körper war voll Läuſe, welche auch ſie fraßen. Freilich zeichneten ſie ſich durch etwas vor allen Polyneſiern aus: Cook fand bei jedem Gehöfte einen Abtritt (1. R. 2, 301), während nach Crozet (33) jedes Dorf gemeinſchaftlich einen ſolchen beſitzt, und zwar nach d'Urville a, 2, 464 an der ſteilen Seite des Berges, auf welchem es lag. In den Dörfern leiden ſie keine Unreinlichkeit, trotzdem ſie an ihrer Perſon gar nicht reinlich ſind (eb.). In Hawaii und überall waren die Fürſten bei weitem reinlicher als das gemeine Volk, deſſen Häuſer häufig ſehr ſchmutzig waren (Jarves 67). Sonſt gilt das von Tahiti geſagte auch von Samoa, Tonga, Nukuhiva und Hawaii. Auf Paumotu war man ſchon durch das elende Leben weniger für Reinlichkeit beſorgt, ſo daß man auch hier wieder den Einfluß der Naturumgebung ſieht.

Das polyneſiſche Haus unterſcheidet ſich wenig vom mikroneſiſchen; auch hier haben wir das lange Walmdach, deſſen Firſt auf hohen, deſſen Seitenflächen auf niederen Pfoſten ruhn, deſſen Wände offen, aber durch Einſatzſtücke von Rohrgeflecht ſchließbar ſind. So finden wir es namentlich in Tahiti, wo die Häuſer der Vornehmen an 300', die der Armen, welche meiſt mehreren Familien gemeinſchaft-

oder Hundehaaren, bisweilen auch nur von Cokosfasern steckte man hier ins eigene Haar (eb.), wie man auch auf Hawaii falsche Zöpfe von Menschenhaar, welche fingerdick bis auf den Rücken herabhingen, ins eigene Haar flocht (Cook 3. R. 2, 431; 446). Aehnlich war es auf Mangeia (Cook eb. 1, 188) und auf Samoa (Turner 330); Gürtel von geflochtenem Menschenhaar hatte man auf Nive (eb.). Man verwendete das abgeschnittene eigene Haar zu solchen Geflechten (Hood 49). Die Weiber strichen sich öfters das Gesicht roth an, seltener (in Neuseeland)auch die Männer (Waihu Chamisso 139; Tahiti Wallis 250; N. Seel. Cook 1. R. 2, 309; 3, 40; Dieffenbach 2, 53; Taylor 149 f.) Auch mit Kurkuma färbten sich die Weiber oft (Tahiti Mörenh. 2, 118; Markesas Melville 2, 105; Samoa Turner 203). Beide Geschlechter reiben sich mit Kokosöl ein, welches man oft durch Blumen oder Wurzeln oder Santelholz wohlriechend machte (Melv. eb. 1, 216; Turner eb.; Mörenh. 2, 109; Mariner 1, 319; Dieffenb. 2, 53). Namentlich die Haare salbte man mit Oel.

Jetzt hat sich die Kleidung der Polynesier sehr geändert, sie ist aber nur an wenigen Orten schon fest geworden; meist zieht man noch barbarisch lächerlich von europäischen Kleidungsstücken an was man eben auftreibt und wenn es bloß ein Hut oder ein Frack u. drgl. wäre. Doch tragen die hawaiischen und tahitischen Frauen meist ein langes weites Gewand, das von den Schultern bis zu den Füßen fallend meist in bunter Farbe prangt (Virgin 1, 252; 2, 37 f.); die Männer tragen in Samoa und sonst ein Hemde und entweder ein paar weite Hosen oder ihren alten heimischen Gürtel (eb. Mörenh. 1, 218 f.); Darwin (2, 175) hat ganz Recht, wenn er ihre Kleidung noch unsicher nennt. Schuh und Strümpfe trägt Niemand; Strohhüte nur die Häuptlinge, bisweilen die Frauen. Doch ist kein eigentlicher Unterschied, wie in alter so in neuer Zeit zwischen Häuptlingen und Volk in Betreff der Kleidung.

Außer dem Tapa bereitete man nun noch alle Arten von Matten, nicht bloß zur Kleidung, sondern um darauf und darunter zu schlafen, zu Segeln, zu Zwischenwänden, zu Fußdecken der Häuser, ganz besonders dicht geflochtene als Einlage in die Kähne, um diese wasserdicht zu machen, gröbere Geflechte zu Körben, zur Bedeckung der Häuser u. s. w. Ganz besonders war Samoa durch seine Matten

berühmt, zu deren feinsten man zwei Jahre Zeit brauchte (Mariner 1, 162). Auch in Neuseeland war ein Stamm durch seine besonders guten Flechtwerke berühmt (Dieffenb. 1, 105) und Cook (3. R. 3, 445) lobt gleichfalls die hawaiischen Matten aus Binsen, Pandanus und zu demselben Zweck geflochten, gar sehr.

Klima und Naturumgebung zeigen namentlich ihren Einfluß in Beziehung auf die körperliche Reinlichkeit dieser Völker, welche überall in der warmen Zone, wo man täglich mehreremale badet, sehr groß, minder groß dagegen in Neuseeland ist. In Tahiti badet man dreimal des Tages im Meere, worauf man sich stets mit süßem Wasser abspült (Forster Bem. 345); daher Cook auch im dichtesten Volksgewühl nie einen üblen Geruch bemerkte (1. R. 2, 207). Nach Tische wusch man stets die Hände; auch die Eßgeräthe, die Häuser waren reinlich. Trotzdem aber waren ihre Haare voll Läuse, welche man absuchte und — aß. Doch hielten sie auch das Haar sehr rein, als Cook ihnen Kämme gab (1. R. 2, 187). Anders war es in Neuseeland, wo sich die Eingeborenen in dem kälteren Klima mit dichteren Kleidern bedecken mußten und weniger baden konnten wegen der Kälte; da badeten und wuschen sie sich nun fast nie und ihre Kleider sowohl wie ihr Körper war voll Läuse, welche auch sie fraßen. Freilich zeichneten sie sich durch etwas vor allen Polynesiern aus: Cook fand bei jedem Gehöfte einen Abtritt (1. R. 2, 301), während nach Crozet (33) jedes Dorf gemeinschaftlich einen solchen besitzt, und zwar nach d'Urville a. 2, 464 an der steilen Seite des Berges, auf welchem es lag. In den Dörfern leiden sie keine Unreinlichkeit, trotzdem sie an ihrer Person gar nicht reinlich sind (eb.). In Hawaii und überall waren die Fürsten bei weitem reinlicher als das gemeine Volk, dessen Häuser häufig sehr schmutzig waren (Jarves 67). Sonst gilt das von Tahiti gesagte auch von Samoa, Tonga, Nukuhiva und Hawaii. Auf Paumotu war man schon durch das elende Leben weniger für Reinlichkeit besorgt, so daß man auch hier wieder den Einfluß der Naturumgebung sieht.

Das polynesische Haus unterscheidet sich wenig vom mikronesischen; auch hier haben wir das lange Walmdach, dessen First auf hohen, dessen Seitenflächen auf niederen Pfosten ruhn, dessen Wände offen, aber durch Einsatzstücke von Rohrgeflecht schließbar sind. So finden wir es namentlich in Tahiti, wo die Häuser der Vornehmen an 300', die der Armen, welche meist mehreren Familien gemeinschaft-

lich gehören, 60′ lang sind. Fester und dauerhafter, aber minder hübsch, denn hier war ein großer Theil der Wand von Holz gebildet und nur wenig Raum für die Rohreinsätze, waren die hawaiischen Häuser, von denen die größeren den Fürsten gehörig 40—70′ lang sind. Diese baute der ganze Gau: der Arme baute sich selbst sein Haus; doch gab es auch Männer, welche den Häuserbau zu ihrem Handwerk gemacht hatten. War ein neues Haus fertig, so schlief der Priester, nachdem es durch Geschenke an denselben und Opfer und Gebete eingeweiht war, die erste Nacht in ihm, um die bösen Geister davon abzuhalten (Jarves 68; 76; Ellis 4, 321 f.). Die Häuser standen hier wie anderwärts (Tahiti, Samoa, Tonga) meist in Gehöften beisammen, welche in Hawaii oft durch einen Steindamm, sonst durch Holzzäune abgeschieden waren, denn zu jeder größeren Wohnung gehören noch Nebengebäude, Vorrathshäuser, Schlafhäuser, Küche, Speisehaus, Tapahaus u. drgl. Dieser Hof, welcher zu Tahiti gleichfalls wie das Haus mit Gras bedeckt war, während man sonst nur das Innere der Häuser mit Matten auslegte, war für die Tahitier der gewöhnliche Aufenthalt wo sie nichtsthuend und scherzend die Zeit verbrachten (Turnbull 284; Mörenhout 2, 84 f.). Aehnlich, nur kleiner, waren die besten Häuser auf Paumotu; indeß findet man daselbst meist nur elende Hütten, in die man kaum kriechen kann (Mörenh. 1, 166; 173). Die markesanischen Häuser stehen auf größeren oder kleineren, höheren oder niederen Steingrundlagen, welche zugleich auch die abgesonderte Küche tragen (Melville 1, 158 f.; Math. G*** 123 f.); seine Hinterwand, welche bisweilen etwas höher ist, so daß das Dach nach vorn hängt (Krusenst. 1, 176), besteht aus Kokosstämmen, die Seitenwände aus Bambusrohr, die Vorderwand ist durchbrochen durch eine niedere Thür. Im Thal von Abatoni stehen die Häuser statt auf den Steinflächen auf Pfählen und sind nur durch eine Leiter ersteigbar (Bennet a 1, 302). Wenn aber Marchand (1, 138) dies so wie den unter den Nukuhivern gewöhnlichen Gebrauch von eigenthümlichen Stelzen, deren Fußstück von hartem, deren Griff von leichtem Holz war, durch Ueberschwemmungen erklären will, denen die Insel ausgesetzt sei, etwa in der tropischen Regenzeit, wo allerdings die Regengüsse bei der Enge der Thäler gefährlich genug werden können, so spricht doch gegen diese Erklärung so weit sie wenigstens den Unterbau der Häuser betrifft der Umstand, daß wir solche

Steinflächen auf allen Theilen der Insel, hoch und niedrig gelegenen, ja überall in Polynesien antreffen. Das neuseeländische Haus, welches Polack 1, 105 mit der Gestalt eines langen Hundehauses vergleicht, unterscheidet sich von den übrigen durch Holzwände, in deren vorderen eine $2^1/_2$' hohe Thür und 2 schmale durch Schiebstücke schließbare Fenster sich befinden, durch den mannigfachen Schmuck an Schnitzereien, welche an den Pfosten sowie akroterienartig am Giebel angebracht sind, und durch eine etwa 6' lange freie Halle an der Vorderseite des Hauses; ähnlich wie zu Kusaie ragt der Firstbalken, der vorn von einem neuen Pfosten unterstützt wird, über das Haus vor, indem er das Dach der Halle trägt. Die Thür des Hauses ist stets nach Morgen gerichtet (Taylor 387 f.). Ihre Vorrathshäuser, welche nach Cruise 26 ihre größten Gebäude sind, stehen der Ratten wegen auf Pfählen. Solche Häuser stehen auch oft außer dem Gehöfte mitten im Felde, dessen Früchte es bergen soll; ihr Gehöfte dagegen umschließt häufig noch ein Begräbnißhaus, sowie fast immer einige Phormium-Büsche zum täglichen Gebrauch (Dieffenb. 2, 63 f.; Taylor 387 f.).

Die Häuser von Tonga und Samoa, welche einander ganz ähnlich sind, sollen nach Pickering The races pp. 74; 80 den übrigen polynesischen Bauten nachstehen; die Beschreibung aber, welche Erskine 46 gibt, obwohl auch er die Samoaner in technischen Fertigkeiten unter die übrigen Polynesier stellt, sprechen in mancher Beziehung gegen diese Behauptung. Die Häuser stehen auch hier in einem Gehöfte, welches meist nur eine von innen zugeriegelte Thür besitzt, so daß man, um eingelassen zu werden, klopfen muß. Sie sind oblong, mit elliptisch gewölbten Seitenwänden, welche letztere geschlossen, Vorder- und Hinterseite dagegen offen sind. Auch das Dach, welches von dem Firstbalken gerade abfällt, ist an seinen Enden gewölbt, in dem die Dachsparren hier nach außen umgebogen sind. Ein solches Haus ist schwer zu bauen, doch leicht zu versetzen. Auch hier ruhen die Häuser, indeß nur die vornehmer Leute, auf 3' hoher Steinfläche (Turner 57). Auch Hood 32 schildert das samoanische Haus als zierlich und zweckmäßig.

Die Wohnungen stehen in Dörfern zusammen (Hawaii Cook 3. R. 3, 434, Nukuhiva Porter 2, 102, Samoa Erskine 36, Tonga Wilkes 3, 13, 22), lagen aber oft ziemlich weit von einander zerstreut (in Tahiti etwa 50' von einander Cook 1. R. 2, 183) und waren stets von Bäumen umgeben; daher manche Reisende ihnen

die Dörfer abſprechen, wie z. B. Melville 2, 129 den Markeſanern. In Neuſeeland waren alle Dörfer ſtets auf einem Berggipfel gebaut und von einem Wall und doppelter hoher Palliſadenreihe umgeben. Die Plätze wählte man meiſt ſehr gut, ſo daß ſie ſchon durch die Natur feſt waren, wenigſtens nach einer Seite hin (Nicholas 117; 191; 221; Cook 1. R. 2, 337 f.; Polack 2, 26; Narr. 265), ja man ſteilte die Abhänge oft noch künſtlich ab (Crozet 28). Nach der Seite hin, wo ſie zugänglich waren, wurden ſie durch Befeſtigungen geſchützt, durch jene Palliſaden, deren äußere Reihe 6—8', deren innere 20—30' hoch war und verzerrte in Holz geſchnittene Geſichter trug, wie Thomſon meint, um die Feinde zu ſchrecken; doch waren dieſe Geſichter wohl eher Götzenbilder, Tikis, den Bildſäulen Waihus entſprechend. Zwiſchen beiden Reihen war ein 24' tiefer trockener Graben; der Eingang wurde durch ein Gerüſt hinter der zweiten Reihe, auf welchem die Vertheidiger ſtanden, geſchützt (Thomſon 1, 132); auch kamen befeſtigte Außenwerke vor (Crozet 28), und in jedem derſelben war ein großes Magazin für Waffen und Lebensmittel (eb. 29). Cook zählte 80—100 Häuſer in einem ſolchen „Pa" (1. R. 2, 392). Es iſt klar, wie bei dem beſtändigen Krieg hier die Dörfer ſo angelegt werden mußten. Doch gab es überall Verſchanzungen, in die man ſich gelegentlich zurückzog, z. B. auf Nukuhiva Palliſadenzäune (Marchand 1, 93) und bogenförmige Mauern auf den Bergen (Porter 2, 102); auch auf Hawaii hatte man einzelne Berggipfel oder Orte wo Quellen entſprangen mit 18' hohen nnd 20' dicken cyklopiſchen Lavamauern befeſtigt, wohin man Kinder und Weiber bei drohender Kriegsgefahr flüchtete (Ellis 4, 154). Auch die oben erwähnten halbunterirdiſchen Wohnungen auf den Bergen Waihus ſind wohl gleichfalls Zufluchtsorte. Steinwälle als Verſchanzungen eines Dorfes fand Wilkes (2, 66) auf Samoa, Gräben, 12' hohes Flechtwerk zu demſelben Zweck (3, 13, 22) auf Tonga und nirgends waren ſolche Feſtungsbauten ſtärker als hier; auf Vavau befand ſich einer der 8000 Mann faßte und einen Erdwall gegen Kanonen hatte, wodurch dieſe wirklich unſchädlich wurden (Mariner 1, 158; 192). Man verſchanzte ſich hier mit Mauern, Gräben, Palliſadenzäunen, welche mit Thüren und Schießſcharten verſehen waren (eb. 1, 91). In Tahiti hatte man das Meer und einzelne Bäche mit Steindämmen eingefaßt (Cook 1. R. 2, 157).

Die Häuser der Polynesier, so einfach sie waren, hatten doch ihre Vorzüge. Zunächst waren sie durch den beständigen Luftzug kühl und gesund, wenigstens die besser gebauten der Reicheren, und wie schon die zierlich geflochtenen Rohreinsätze ihrem Innern ein angenehmes Aussehen gaben, so fehlte es auch nicht an sonstigem Schmuck. Die Dachsparren, das Holzwerk waren meist durch Cokos- oder Bastseil festgemacht; und dies Seil benutzte man zur Dekoration, indem es zu Tahiti, Tonga und Samoa häufig bunt gefärbt und die verschiedenen Farben durch geschickte Anordnung zu bestimmten Mustern zusammengestellt wurden, welche dem ganzen einen eigenthümlichen Reiz gaben (Mörenh. 2, 84 f.; Mariner 2, 79 f.). In Neuseeland aber, wo dies Holzgerüste eines Hauses mit Nägeln und Zapfen von Holz befestigt war (Crozet 31), verzierte man die Bretterwände durch Schnitzereien, die Rohreinsätze mit aufgemalten Spiralen und Arabesken, wie man auch häufig den Firstbalken bemalte (Dieffenb. 2, 68 f.; Cook 3. R. 1, 171). Auch fehlte es keineswegs an Bequemlichkeiten: durch Rohreinsätze von 6—8′ Fuß Höhe, sowie durch Mattenvorhänge, welche entweder einfach aufgehangen wurden, bisweilen aber auch auf- und zugezogen werden konnten, war das tonganische, samoanische (Hood 32) und hawaiische (Meyen 107) Haus in mehrere Gemächer getheilt, ähnlich wie das marianische. Auch an Hausgeräthen fehlte es nicht. Zunächst hatte jedes Haus seine vertiefte Feuerstätte unfern des Mittelpfeilers, in welcher jedoch nie gekocht wurde. Da man nun ferner meist in den Wohnhäusern schlief, so hatte man in jedem außer den Matten, mit welchen der Fußboden gedeckt war (und welche man bei Besuchen, Festen u. s. w. häufig mit frischen vertauschte), noch besonders weiche Schlafmatten, so wie hölzerne Schemel, um beim Schlaf das Haupt darauf zu legen, welche in der Mitte etwas vertieft waren und auf vier kurzen Beinen ruhten. Man legte das Haupt in die Vertiefung und schlief auf dem Rücken, auf den Markesasinseln legte man auch die Beine auf einen ähnlichen Schemel (Mathias G*** 23 f.). Dazu hatte man in Hawaii Körbe, Kalebassen — letztere oft bunt gefärbt und durch Binden, welche man der unreifen Frucht anlegte, aufs verschiedenfachste geformt (Jarves 67; Virgin 1, 253) — hölzerne Schalen, sowie eine Art Ständer, der oft sehr künstlich geschnitzt, oft nur ein Baumstamm mit seinen Aesten war, an welchen man verschiedene Gegenstände hing (Ellis

4, 321 f.). In Tahiti wo wie auf Nukuhiva vieles was man besaß, z. B. die Mattenvorräthe eingewickelt an Schnüren von der Decke herabhing (Mörenh. 2, 84 f.: Melville 1, 158 f.) und die Waffen und Musikinstrumente zierlich geordnet um den Hauptpfeiler standen (eb.), hatten die Häuptlinge plumpe Stühle, die ärmeren Leute schemelartige Sessel, man hatte hölzerne Mörser, 4' lange, 1' tiefe schön geschnitzte Kasten oder Laden, die man für ganz unentbehrlich hielt, und ein eigenthümliches Geräth, 10—12' lang, kahnförmig, auf welches man bei großen Gastereien die Schüsseln stellte. Alle diese Geräthschaften waren meist aus dem ebenholzartigen Holz des Calophyllum verfertigt (Mörenh. eb.). In den Häusern zu Nukuhiva war der Thür gegenüber das Lager für den Herrn des Hauses: zwischen zwei schön polirten Cokosbalken, deren einer an der Wand, der andere 3' von diesem entfernt befestigt war, lagen buntgefärbte Matten, auf denen man bei Tag ruhte, bei Nacht schlief (Melville 1, 158 f.). Auf vielen Inseln schliefen alle Hausbewohner in einem Haus, so auf Tahiti, wo der Hausherr und seine Frau ihren Platz in der Mitte hatten, dann folgten die Verheiratheten, dann die Mädchen und abgesondert von diesen lagen die Jünglinge. Die Sklaven mußten bei gutem Wetter im Freien schlafen, was oft auch die übrigen Tahitier ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit thaten (Cook 1. R. 2, 192 f.; Turnbull 286). In den Maorihäusern waren die Schlafplätze häufig durch niedere Bretterwände von einander geschieden. Man schlief dort in der Tageskleidung, Männer und Weiber durcheinander, oft auch noch die Sklaven; doch schliefen diese letzteren oft in der Küche (Dieffenb. 2, 68; Taylor 387 f.). Hier aber wie in Nukuhiva schliefen die unverheiratheten Männer nicht im Familienhaus, sondern in dem öffentlichen Gemeindehaus (Melville 2, 45; Porter 2, 38; Hochstetter 211). Ueberall nämlich in Polynesien hatte das Dorf, die Gemeinde, der District ein großes öffentliches Gebäude, welches zwar im Styl der Privathäuser aber größer und prächtiger aufgeführt wurde; auf Tahiti fand Cook ein solches 200' lang, 30' breit, 20' hoch (1. R. 2, 192 f.). Wallis sah eins von 327' Länge (bei Schiller 1, 210). Auf Paumotu waren sie bis 100' lang und mit karyatidenartig geschnitzten Pfeilern versehen, in einem befand sich eine erhöhte Estrade von Korallenkalk, welche zugleich als Sitz diente; und vor ihnen war, ähnlich wie

zu Tahiti, oft ein gepflasterter Vorhof (Mörenh. 2, 93—4). Man erbaute sie auf öffentliche Kosten. In ihnen wurden Fremde beherbergt und schliefen auf einzelnen Inseln immer, auf anderen sehr häufig die unverheiratheten Männer; was indeß die Missionäre abgeschafft haben, da es manchen Unfug veranlaßte.

An diesem Hausbau, der dem Klima der Inseln sehr angemessen ist, hat man bis jetzt in den meisten Fällen festgehalten und wo dies nicht geschehen ist, da war es nicht zum Heil der Eingeborenen, wie z. B. an den Küstengegenden in Neuseeland; während dagegen sich ein Haus, welches ein Missionär im Inneren des Landes nach dem alten Modell der Maoris jedoch mit einigen europäischen Verbesserungen baute, für die ganze Art des Landes sehr bewährt hat. Aehnlich sind jetzt die Wohnungen in Tahiti, Hawaii und Samoa (Erskine 47). Jetzt haben die Maoris auch wirkliche Anfänge eines städtischen Lebens gemacht: denn ihre Stadt Rangiawhia, mitten in gut bebauten Feldern, gelegen, hat breite Fahrstraßen nach verschiedener Richtung, einen eigenen Rennplatz, ein Gerichtshaus, einen Kaufladen, eine Mühle, eine katholische und evangelische Kirche (Hochstetter 314). Auf Tonga und Samoa haben die Eingeborenen gleichfalls Kirchen von Korallenkalk, nach Angabe der Missionäre aber möglichst nach dem Modell ihrer einheimischen Häuser aufgeführt (Hood). Das letztere haben sie auch nach Melanesien gebracht, wo sie als Missionäre vielfach thätig sind (Erskine 47; 117). Häuser sowohl wie Geräthe wurden sehr sorgfältig rein gehalten, auch stets für gute Luft gesorgt (Simpson 2, 178); ja die Tonganer reinigten sich die Füße, ehe sie das Haus betraten (Cook 3. R. 1, 257).

Die Nahrung ist in ganz Polynesien gleich, nur daß Neuseeland wegen seiner Lage und seiner so ganz anderen Erzeugnisse eine selbständige Stellung hat. Ueberall aber herrscht dieselbe Art der Zubereitung, wie sie z. B. Wallis und Cook (bei Schiller 1, 259; 2, 150) von Tahiti beschreiben. Man gräbt ein Loch etwa einen Fuß tief in die Erde, bedeckt den Boden desselben mit großen Steinen und zündet auf diesen letzteren ein starkes Feuer. Sind sie heiß genug, so kehrt man die Asche so von ihnen weg, daß sie an den Wänden der Höhlung emporgehäuft ist, legt über die Steine eine Lage von Kokosblättern und auf diese das zu Bereitende: Ferkel, Hunde ganz, Schweine ganz (auf Tahiti und sonst) oder halbirt (auf Hawaii Cook

3. R. 2, 414), alles aber in Bananenblätter eingewickelt. Auf diese Speisen legt man entweder unmittelbar die Früchte, die man bereiten will, oder auch diese in Bananenblätter, oder man legt auf die unteren Speisen erst wieder eine Schicht erhitzter Steine und erst auf diese das übrige. In Tonga füllt man größere Thiere mit heißen Steinen an (Mariner 1, 284). Das ganze wird wieder mit einer Schicht von diesen und glühender Asche, dann mit Kokosblättern bedeckt und die ausgegrabene Erde darüber geworfen. Nach Verlauf einer Stunde etwa wird die Grube eröffnet, alles ist gar und das Fleisch nach einmüthiger Versicherung aller Reisenden so zart und saftig, wie es bei keiner anderen Art der Bereitung wird (Krusenst. 1, 179; Taylor 389; Hochstetter 210 u. s. w.). Doch briet man in Neuseeland und Tahiti auch an einer Art von Spieß, welcher durch Steine gestützt schräg gegen das Feuer geneigt stand (Cook 1. R. 3, 50). Als Schüsseln und Teller dienten sehr gewöhnlich Bananen- oder sonstige Blätter (wie es Turner 109 z. B. vom heutigen Samoa schildert), doch hatte man auch größere und kleinere Platten von Holz zu diesem Zweck, in Neuseeland gebrauchte man Körbchen von Phormium geflochten und zwar hatte jeder ganz streng sein eigenes, wie man überhaupt in Polynesien fast nie mit einem anderen aus einem Gefäß ißt. Auch bekommt jeder seine eigene Portion gleich fertig zugereicht (Dieffenbach 2, 43 f.; Cook 1 R. 1, 198.). Man aß nie im Wohnhaus und Männer und Weiber stets streng geschieden; Kochen ist Sklavenarbeit, und die Sklaven, welche gekocht haben, serviren auch. Das Fleisch, welches man in Tahiti häufig in Kokosschalen auftrug, zerlegte man mit spitzen Bambusstäben. Bei Tische trank man gewöhnlich etwas Salzwasser, daher eine Kokosschale mit Salz- und eine andere mit süßem Wasser dem Essenden immer bereit gestellt wurde. Man aß mit den Fingern allein, diese wusch man fortwährend, wie man sich auch stets vor und nach der Mahlzeit den Mund ausspülte (Cook 1. R. 1, 198; Brown 62; Dieffenb. 2, 43 f.; Mörenh. 1, 24; Byron 239 u. s. w.). Die übriggelassene Speise werfen die Maoris aus abergläubischen Gründen weg (Taylor 168). Man aß meist sehr gierig und konnte riesenhafte Portionen verschlingen (Krusenstern 1, 179; Forster Bem. 360).

Die Nahrung war meist vegetabilisch. Auf den meisten Inseln spielte die Brodfrucht die wichtigste Rolle, die man theils frisch ge-

backen, theils einfach oder doppelt gegohren (zu welchem Ende man die Früchte mit Wasser in einer Grube stehen ließ), verzehrte. In Tahiti war ferner noch folgende Art der Bereitung früher gebräuchlich: man erhitzte eine sehr große Grube, die oft 30' Umfang hatte und legte in sie einen entsprechenden Haufen Früchte hinein, welche darin zwei Tage backen mußten. Diese Gruben wurden von einer ganzen Gemeinde angelegt und der fertige Inhalt später an alle Theilhaber vertheilt, welche dann, obwohl die Früchte sich nach dieser Zubereitung mehrere Wochen halten, trotzdem ihren Vorrath gleich auf einmal in andauernden Gelagen aufzehrten. Man hatte auch eine Menge Varietäten des Baumes, der am besten auf den Markesas gedieh (Cook 1. R. 1, 196; Ellis 1, 40 f.; Melville 1, 221 f.; 226 f.). An zweiter Stelle muß der Taro erwähnt werden, der Wurzelstock von Arum esculentum u. a. Arumarten, dem man durch Backen seine Schärfe nahm. Man knetete das Satzmehl der Wurzel mit Wasser und indem man diesen Teig gähren ließ, bereitete man die nationale Lieblingsspeise der Polynesier, das Poi (Hawaii), welches man in Erdgruben lange aufbewahren kann (Jarves 68). Die Speise, von säuerlich fadem Geschmack, ist europäischem Gaumen kaum genießbar; es erfordert auch eine eigene Geschicklichkeit, aus der gemeinschaftlichen Poischüssel die dünne zähe Maße durch rasches Umschnellen der eingetauchten zwei Finger zunächst auf diese und dann von da in den Mund zu bringen. Es gibt von den verschiedenen Arumarten 33 namhaft verschiedene Varietäten (Ellis 1, 44). Gleichfalls in mannigfachen Varietäten wird die Yamswurzel (Igname Dioscorea alata) gebaut, welche gebacken sich über ein Jahr halten kann (Ellis 1, 46: Mörenh. 2, 96) und die Batate (süße Kartoffel, Convolvulus batatas, chrysorrhizus), welche hauptsächlich in Hawaii gut gedeiht, in Tahiti aber nur gegessen wird, so lange die Brodfrucht noch unreif ist (Ellis 1, 46), ferner die Pfeilwurzel (Tacca pinnatifida), so genannt, weil ihr hoher Schaft zu Pfeilen benutzt wird, und namentlich verschiedene Bananen (Musa paradisiaca und sapientum), welche nach Forster (Bem. 155; Ellis gibt 30 Varietäten an 1, 60) ins Unendliche variiren, während nach Ellis (1, 60) noch etwa 20 aber minder nützliche Arten in den Bergen wild wachsen. Die Früchte, welche man unreif erntet und zu Hause nachreifen läßt, fehlen bei keinem Essen. Ueber die

Wichtigkeit des Kokosbaumes, dessen Nüsse man sehr geschickt mit den Zähnen zu öffnen verstand (Erskine 44, Cook 1. R. 2, 199; Cheever 124) braucht nicht geredet zu werden. Er gedeiht am besten auf den niedrigen Inseln und bildet daher mit den Früchten des Pandanus die Hauptnahrung des Paumotuarchipels. Die ganze Reihe anderer Nahrungspflanzen des Ozeans, wie Spondias dulcis, Eugenia malaccensis, Dracaena terminalis, deren Wurzeln man ißt, des viel gebauten Zuckerrohrs, das man zur Erfrischung genießt, Inocarpus edulis u. s. w. mag man bei Ellis (1, 46 f.), bei Mörenhout (2, 95) und sonst nachlesen. Auf den Markesas galten die Spitzen einer gewissen Tangart als große Delikatesse (Melville 1, 221), auf Tahiti thaten zur Zeit von Hungersnoth manche Gebirgspflanzen gute Dienste.

Ziemlich dürftig war die vegetabilische Nahrung der Neuseeländer, der Hauptsache nach bestand sie in der Wurzel des Farnkrautes Pteris esculenta, welche man schälte und dann kaute; den ungenießbaren Faserrest spie man aus (Cook 1. R. 2, 308); ferner aß man das Mark von Cyathea medullaris, den Kohl der Areca sapida, Sprossen von Sonchus oleraceus, einige Beeren u. s. w. (Dieffenbach 2, 18), während man jetzt hauptsächlich Kartoffeln und Mais genießt.

Auch künstlich zusammengesetzte Speisen hatte man, auf Samoa z. B. füllte man Tarowurzeln mit Kokos und kochte dies (Erskine 59), auf Tahiti und sonst gab es verschiedene Speisen aus Kokos und Brodfrucht, aus Bananen u. s. w. (z. B. Cook 1. R. 2, 196), auf Neuseeland bereitete man sehr mühselig und weitläufig eine Art Brod aus dem Pollen von Typha angustifolia und den Beeren von Elaiocarpus hinau (Taylor 390; von 377 an Ausführliches über die Nahrung der Maoris); auf Tonga hatte man bis 30 verschiedene und wohlschmeckende Gerichte, darunter Fischsuppe (Mariner 1, 286).

Von thierischer Nahrung aß man Fische, Krebse, einige Eidechsen (auf Neuseeland), verschiedene Vögel (eb.), Ratten, Hunde und das Schwein, welches indeß nach Neuseeland erst durch Cook gebracht wurde (Dieffenb. 2, 20; 45; 50). Eine fette Holzlarve die man roh verzehrte, war in ganz Polynesien Delikatesse. Auch gestrandete und oft schon faule Wall- oder Haifische waren wenigstens auf Neuseeland Lieblingsspeisen (Polack Narr. 1, 107; Sagen bei

Grey), wie man daselbst auch Fett und Oel sehr liebte (Taylor 167). Salz gilt als höchste Leckerei; man ißt es selten, hebt es vielmehr meist für Fremde und Feste auf, nicht zum Vortheil der eigenen Gesundheit (Angas 2, 9; 110). Um den Taupo-See aß man auch einen weißen, alkalischen Thon, der zugleich als Seife diente (Dieffenb. 1, 185). An den polynesischen Hunden, welche nur mit Früchten genährt, durch Ersticken getödtet und dann in den Gruben bereitet wurden, fanden auch Europäer Wohlgeschmack (Cook 1. R. 2, 250 f.), nach Turnbull (147) schmeckten sie wie Ziegen. Ratten aß man auf Neuseeland und Paumotu; auf Tonga war ihre Jagd zwar ein ausschließliches Vergnügen der Fürsten, allein nur das gemeine Volk verzehrte sie, auf Tahiti nur die Weiber (Mörenhout 1, 25; Mariner 1, 265). Schweinefleisch, welches man auf den Markesas nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber auch im Uebermaaß genoß (Krusenstern 1, 120; Melville 2, 72) salzte man auf Hawaii in Kalebassen ein, wozu man das Salz durch Austrocknen salzhaltiger Teiche gewann (Cook 3. R. 2, 435); in Tahiti war es mit dem Fleisch der Hunde und Hühner, mit Taro, Brodfrucht und Kokos Hauptnahrung (Thermann und Bennet 1, 179; 344), doch nur für die Vornehmen. Männer aus dem Volke erhielten Schweinefleisch nie (Cook 3. R. 339). Schildkröten aß man auf Tonga selten (Mariner 1, 282 f.), häufig aber auf Samoa (Turner 192), während Fische überall eine Hauptnahrung bildeten. Einige aß man roh, indem man sie in Salzwasser tauchte (Mörenh. 2, 109; Melville 2, 156; Mariner 1, 197) und selbst Europäer fanden dies schmackhaft (Sainson bei d'Urville a 4, 358).

Der Fischfang, welcher überall eine der wichtigsten Beschäftigungen bildete, wurde auf verschiedene Art betrieben. Oft fischte der ganze Distrikt, indem die sämmtlichen Netze der einzelnen an einander gebunden, die so gewonnene Beute aber dem Häuptling abgeliefert und nach Verhältniß an die Familien vertheilt wurde. In Tahiti hatte fast jeder seine eigene, künstlich im Wasser gebaute Steinumwallung, um Fische zu fangen, die jeder andere streng respectirte und aus welcher man die Fische jeden Morgen mit Handnetzen heraus nahm. Ferner fischte man mit einer Menge sehr sinnreich geformter Angeln (durch Federbüschel über dem Canoe ahmte man sogar die Seeraubvögel nach, welchen die Boniten zu folgen pflegen, um andere

Fiſche, welche den Boniten nachſtellen herbei zu locken), oder mit 4' langen vergifteten Lanzen, in deren Gebrauch man ſehr geſchickt war, mit Fiſchkörben, man vergiftete durch beſtimmte Pflanzen das Waſſer und nahm dann die betäubten Fiſche mit der Hand heraus und ſehr gewöhnlich waren nächtliche Fiſchereien wo man durch Fackelſchein die Thiere anlockte, durch Lärmen häufig ſie in Verwirrung ſetzte. Die Netze, die Angelſchnüre, waren faſt unzerreißbar, die Angelhaken aus Perlemutter oder Knochen (meiſt in Geſtalt eines kleinen Fiſchchens) ſo trefflich, daß die Tahitier ſie oft den europäiſchen Haken vorziehen. Die Häuptlinge waren, obwohl es auch Fiſcher von Profeſſion gab, im Fiſchfang am beſten geübt, der auf einigen Inſeln, wie z. B. Tahiti ihr einziger Sport war. Auch Frauen fiſchten, in Tahiti aber nur Südwaſſerfiſche Nachts bei Fackelſchein, in Paumotu, wo ſie alle Arbeit beſorgten, ſtets und allein (Ellis 1, 138 f.; Mörenhout 2, 101 f.; Dieffenb. 2, 44; Melville; Turner 273).

Man aß zweimal am Tag, am Morgen, da aber nur weniges, was man oft von der Abendmahlzeit zurücklegte, Bananen, Kokos; und Abends, nach Sonnenuntergang oder ſpäter, und dann die Hauptmahlzeit, wo die Gerichte in beſtimmter Reihenfolge ſervirt wurden. Hierzu hatte man auf Tahiti und den Markeſas ein trog- oder kahnförmiges Holzgeräth, auf welchem die einzelnen Speiſen ſtanden (Byron 239; Mörenhout 2, 84 f.; Melville 2, 68; 210). Nach dem Frühſtück, das man nach dem erſten Bad bei Sonnenaufgang genoß, ging man an die Arbeit, bis zur Zeit der Hitze, welche man verſchläft. Dann ſucht man allerhand Zeitvertreib, geht plaudernd umher oder arbeitet wieder bis zur Abendmahlzeit, nach welcher man ſich entweder ſchlafen legt oder noch ſingt, ſchwatzt, tanzt (Melville 2, 40 f.; Mörenhout 2, 94; Mariner 2, 354 f.). Auch jetzt iſt die Lebensart noch ganz ähnlich (Turner 199; 345; Hochſtetter 176). Uebrigens aß man auch zu außergewöhnlichen Zeiten wenn man Hunger hatte einen Imbiß, ja man ſtand zur Nacht auf, aß etwas und ſchlief dann weiter (Melville, Mariner, Mörenh. a. a. O.). Bei nächtlicher Weile dienten die ölreichen Früchte von Aleurites triloba (aus denen man jetzt zu Hawaii Oel preßt Simpſon 2, 290) als Licht. Man ſteckte die Nüſſe, deren jede etwa 10 Minuten mit unruhiger, bläulicher heller Flamme brennt und deren eine die folgende anzündet (Melville 2, 155), auf die Rippe eines Ko-

kosblattes, welche den Docht bildete (Cook 1. R. 2, 203) und von einem Manne gehalten wurde. Zugleich hatte dieser ein Körbchen, in welches er die Asche der Lichtnüsse sammelte, da man sie zum Tattuiren brauchte und deshalb sehr hochschätzte.

Von berauschenden Getränken kannte man in Polynesien nur eins, den Awa- oder Kawatrank,*) welcher aus der Wurzel von Piper methysticum bereitet wurde. Die Wurzel, welche bis an 40 Pfund schwer werden kann (Turnbull 82), wird gereinigt, in kleine Stückchen geschnitten und dann in Tahiti von Weibern, auf dem Markesas von Knaben, auf Tonga von den Leuten aus dem Volk gekaut. Darauf speit man sie in große, eigens für dieses Getränk bestimmte hölzerne Schalen aus, in welchen einige zerstoßene Blätter der Pflanze liegen, gießt Wasser (oder Kokosmilch) zu, rührt das Ganze wohl um und seiht es durch Kokosfasern oder ein Grasgeflecht durch, um die Fasern zurückzubehalten. Dann trinkt man es aus Bechern, welche man aus Bananenblättern verfertigt, allein nur die vornehmen Männer haben diesen Genuß, der Leuten aus dem Volke und Weibern streng untersagt ist. Während man nun in Tonga (wo die samoanische Kawawurzel als besonders gut galt (Mariner 1, 169) den Trank täglich aber stets unter den feierlichsten Ceremonien genoß, pflegte man ihn in Nukuhiva nur bei festlichen Gelegenheiten zu trinken, wie denn kein Opfer oder dergl. im ganzen Polynesien vollzogen werden konnte ohne den Genuß des Kawa. In Hawaii tranken ihn die Häuptlinge vor jeder Mahlzeit (King bei Cook 3. R. 3, 436), in Tahiti gleichfalls häufig und ohne besondere Veranlassung, aber daher auch minder feierlich und mehr für sich (Wilson 309); doch ist es ein Irrthum Cooks wenn er meint (3. R. 3, 419), der Trank habe sich erst zu seiner Zeit auf den Gesellschaftsinseln mehr und mehr ausgebreitet. Er schließt dies daraus, daß er bei seinem zweiten Aufenthalt in Tahiti an vielen seiner alten Bekannten die Verwüstungen welche der Kawatrank hervorruft, stark vorhanden sah, während er früher an ihnen auch noch keine Spur davon bemerkte — ganz natürlich, da jene schlimmen Wirkungen sich erst nach und nach einstellen. Da wir aber den Kawatrank als religiös geheiligten Genuß, der deshalb nur für die Häuptlinge und ihre Verwandten, nicht fürs Volk erlaubt war,

*) Tongan. Rarotong. Neuseeländisch Markesan. Kava, Sam. Tah. Hawaiisch 'ava.

in ganz Polyneſien finden, wie denn z. B. in Tukopia nur der Prieſter vom Kawa trinkt und zwar als Kultushandlung, indem er das Uebrige den Göttern ausgießt; ſo kann er auf Tahiti, wo er in derſelben heiligen Geltung ſtand, daher z. B. europäiſche Matroſen ſeinen Genuß nur ſelten und ſchwierig erlangten (Turnbull 82), er kann auf Tahiti nicht erſt eine ſpätere oder gar ganz junge Sitte ſein.

Die Folgen des Trankes waren ſchlimm genug. Zunächſt bewirkte er einen ſtarken Rauſch, der ſich in Müdigkeit und Schlafſucht zeigte, in dieſem Schlaf aber reizvolle oder wollüſtige Träume. Trank man ihn öfter, ſo trat allgemeine Schwäche und Stumpfheit des Geiſtes und der Sinnen ein, dann große Abmagerung, Entzündung der Augen und zuletzt eine ausſatzähnliche Krankheit: ein weißer Schorf ſchuppte ſich um die Haut, welche zuſammenſchrumpfte und aufſprang. Dieſe Entſtellungen aber und die Narben, welche dieſe Krankheit hervorrief, ſah man als höchſte Ehrenzeichen an, denn da nur die Vornehmen Kawa trinken durften, ſo waren ſolche Narben ein Zeichen hoher Abkunft. Wer übrigens ſich des Trankes wieder entwöhnt, wird raſch und gänzlich von ſeinen übelen Folgen wieder hergeſtellt, ja mäßig genoſſen ſcheint er eine anregende, förderliche Wirkung zu haben. Doch trinken ihn die meiſten Männer im Uebermaaß und vermögen nur ſehr ſelten von dieſem Genuß wieder abzulaſſen, auf den übrigens auch europäiſche Matroſen (Turnbull 82) nach kurzer Zeit ſehr begierig wurden (Turnbull 81 f.; Wilſon 511; Mariner 2, 174 f.; Cook 3. R. 2, 12 f.; 341; 3, 295; 419; Melville 2, 71; Kruſenſtern 1, 169; Porter 2, 51; Hale 43). Auf Tahiti wurde die Kawawurzel ſorgfältig gebaut (Turnbull 82), ebenſo auf Tonga (Cook 3. R. 2, 12) und ſo groß iſt die Neigung zu dieſem Genuß, daß, obwohl ſich die Miſſionäre aufs lebhafteſte dagegen ſetzten die feierlichen Kawafeſte auf Tonga und Samoa auch in chriſtlicher Zeit noch fortdauern (Brierly in J. RGS. XXII, 106 u. 115; Turner 197; Hood). Doch wird der Kawa jetzt ſelten unmäßig getrunken eb.) Auf Neuſeeland kannte man dies Getränk nicht, obwohl eine andere (Pfefferart, Piper excelsum, den Namen Kawa trägt (Dieffenb. 2, 52; Polack narr. 2, 133); auf Mangareva war die Pflanze und der Trank unbekannt (Leſſon Mang. 101; Mörenhout 1, 142; 181) — auf beiden Inſeln gewiß nur deshalb, weil die Einwanderer die Pflanze nicht mitgenommen hatten und ſie auch in der neuen Hei-

math nicht vorfanden. Andere geistige Getränke hatte man nicht, Wasser war der einzige Trank und auf den tropischen Inseln kaute man häufig zur Erfrischung Stengel des Zuckerrohrs (Dieffenb. 2, 52; Wallis 259: Cook 1. R. 2, 197). Alle Polynesier hatten ferner einen großen Abscheu gegen die europäischen Spirituosa, namentlich gegen den Branntwein (Crozet — 1771—35; Dieffenb. 2, 52; 1, 41; Brown 51; Wilkes 2, 397; Shortland 116; Cruise 304; Turner 197), welcher auf Tahiti und Hawaii gewaltsam eingeführt ist und erst als die Eingeborenen berauschende Getränke nach und nach von den Fremden kennen gelernt hatten (Ellis 1, 108; Lutteroth 172). Auf Neuseeland nennt man ihn Stinkwasser (Mundy 2, 49). Jetzt ist Taback ein sehr gesuchter Artikel und auf Samoa beliebter als der Kawatrank (Turner 122); auch die Weiber rauchen (Melville 2, 8; Mathias G*** 148: Dieffenbach 2, 20).

Auf den Ackerbau verwendete man in ganz Polynesien viel Sorgfalt. Die Neuseeländer, welche guten Boden sehr wohl von schlechtem zu unterscheiden wußten, hielten ihre Aecker gut und sauber, obwohl sie oft weit von ihrer Wohnung entfernt waren. Ehe man pflanzte, ward der Boden mit scharfen Stäben umgerissen, die Schollen mit den Händen zerkleinert, Wurzeln, Steine entfernt; die Pflanzen setzte man symmetrisch in gerade Reihen und jätete das Unkraut aus (Shortland 186; Dieffenbach 2, 123; 1, 329 f. 1, 243; Nicholas 173; Yate 645). Waldboden machte man durch Abbrennen des Waldes urbar und pflanzte dann auf ein und dieselbe Stelle so lange dieselbe Pflanze, als sie gedieh; dann erst wechselte man (Dieffenbach 1, 243). Doch sagt Dupetit-Thouars, daß man selten dasselbe Stück Land zwei Jahre hinter einander bebaute; es bezieht sich das auf Land, welches nicht frisch gerodet war. Dünger benutzte man nicht, wohl aber verstand man es durch Zusätze, z. B. von Sand zu schweren Boden leichter zu machen (Yate 645; Dupetit-Thouars 3, 20; Dieffenb. eb.) und Cook 1. R. 2, 308 nennt ihre Felder, die in der Größe von 1 bis 2 ja bis 10 Morgen mit Rohr dicht umzäunt waren, so gut angebaut wie die tüchtigsten in England. Die Feldarbeit ward gemeinsam verrichtet und ebenso die Ernte; sie lag den Sklaven ob nach Brown 62. Doch ist dies wohl nur von der allerniedrigsten und härtesten Arbeit zu verstehen, da Polack narr. 2, 75 ausdrücklich erwähnt, daß die Häuptlinge sich an der Feldarbeit

betheiligen, wie dies überall auch ſonſt in Polyneſien geſchieht. Auch alles, was uns ſonſt berichtet wird, ſelbſt Mythen und Sagen ſetzen dies voraus. 9 Monat ſind ſie ämſig auf den Feldern mit Beſtellen, Pflügen und Einbringen beſchäftigt; die zwei übrigen Monate in welchen nichts zu thun iſt, ſchmauſen ſie und vergnügen ſich (Yate 616). Der Ertrag der Ernte ward in jedem Dorf auf einem hohen Geſtell, welches die Stelle einer gemeinſamen Scheuer vertrat, aufgeſchichtet (Darwin 2, 198). Während nun früher der Ackerbau in Neuſeeland wegen der ewigen Kriege nicht ſehr ausgedehnt und meiſt auf Bataten und Taro beſchränkt war (d'Urville a 2, 489), woneben freilich Cook auch Baumplantagen, namentlich von Morus papyrifera erwähnt (1. R. 2, 363); während nun durch öfteres Wechſeln und durch die beſtimmte Vorliebe für Aecker, welche nach Oſten lagen, viel gutes Land unbenutzt und die Rechtsanſprüche auf daſſelbe ſchwankend blieben (Dieffenbach 1, 329 f.; Schirren 5—6), ſo hat ſich durch die Bekanntſchaft mit den Europäern die Landwirthſchaft der Maoris ſo ſehr gehoben, daß ſie einen eigenen Pflug mit ſpatenähnlichem Eiſen erfunden haben, im Inneren des Landes den Anbau von Kartoffeln, Mais, Melonen, ſowie die Schweinezucht im Großen treiben (on the british colonie of New Zealand 46) und den Markt von Auckland 100 Miles von Norden her verſehen (Swainſon 65 f.). Im Jahre 1857 lieferten ſie den engliſchen Händlern 46,000 Scheffel Waizen im Marktpreis von 13,000 Pfund (eb.). Die Geſchichte, welche Reybaud von einem Neuſeeländer erzählt, der mit äußerſter Energie und Selbſtaufopferung den Ackerbau unter ſeinen Landsleuten einführte, iſt romanhaft gefärbt; die Maoris haben von jeher den Ackerbau mit größter Luſt cultivirt.

Daß auch im übrigen Polyneſien die Agrikultur ziemlich entwickelt war, geht wie in Mikroneſien ſchon aus den zahlreichen Varietäten der Früchte, welche man zog, hervor. Bäume pflanzte man aufs ſorgſamſte an, man hatte Bananen- und Kokosgehege, man zog die Yamswurzel, die Thespesia populnea, den Papiermaulbeerbaum, die Brodfrucht und vieles andere (Mörenhout 2, 95; Cook 1. R. 2, 168; Forſter Bem. 351; Ellis 1, 30 f.) und es iſt eine arge Uebertreibung, wenn Turnbull (82) behauptet, nur die Kawawurzel, ſonſt nichts, werde auf Tahiti wirklich ſorgfältig angebaut. Auch hier hatte man ſpitze im Feuer gehärtete Stäbe oder lange mei-

ßelartig breit werdende Hölzer, die jetzt gewöhnlich unten mit Eisen versehen sind (Ellis 1, 137) als Werkzeug; auch hier zäunte man die einzelnen Felder ein (Ellis eb.) bei deren Bestellung die Häuptlinge mit dem größten Eifer mitarbeiteten, denn es galt ihnen auch hier sich vor dem Volke hervorzuthun als Ehrensache (Thermann und Bennet 1, 179; 219; Vincendon-Dum. 487; Ellis eb.). Auch auf Waihu fand Behrens 1722 abgegrenzte Felder, welche meist um das Haus des Besitzers lagen und tüchtigen Ackerbau (85 f.). Nukuhiva und Hawaii standen Tahiti gleich, man hatte dort reinliche Wege, eingezäunte Felder, Baumpflanzungen (Krusenstern 1, 139), hier (1787) künstlich bewässerte äußerst sorgsam gepflegte Tarofelder (Portlock und Dixon 124; 239; 77; 84; Stewart 193), wie denn auch hier die Häuptlinge eifrig mitarbeiteten (Campbell 93; vergl. Broughton 1, 53).— Ganz besonders aber wird der Landbau auf Tonga und Samoa gerühmt. Die einzelnen Felder waren sorgsam eingezäunt (Labillardiere 2, 148; Turnbull 312), man zog Zuckerrohr, Bananen, Ignamen u. s. w. und die Pflanzungen waren trefflich gehalten (d'Urville a 4, 80; Quoy eb. 346). Man hatte hier ein ähnliches Holz zum Feldbau wie im übrigen Ocean; auch hier betheiligten sich die Vornehmen an der Arbeit (Cook 3. R. 2, 107 f.). So ist denn auch jetzt noch auf Samoa trefflicher Ackerbau, auch eine rohe Art Kokosöl zu bereiten im Schwange, das man in hohlen Bambusstäben (wie überall in Polynesien das Wasser) aufbewahrt); 1850 betrug die Ausfuhr schon 500 Tonnen und war im Steigen (Turner 277; Hood 70 f. 123).

Mit dem Gesagten steht es nicht in Widerspruch, daß man sich oft heftig gegen die Einführung des europäischen Viehes setzte; dies geschah weil die Thiere auf den engen Inseln sehr häufig geheiligte Plätze entweihten und mehr noch, weil sie den jungen Pflanzungen sehr empfindlich schadeten. Daß viele Neuerungen an der Unkenntniß der Polynesier fürs erste scheiterten, ist natürlich, wie z. B. die Tahitier Weinpflanzungen zerstörten, weil sie glaubten die berauschende Kraft der Pflanze sei wie beim Kawapfeffer in der Wurzel (Turnbull 82). — Auch darf man sich nicht wundern, wenn trotz der beschriebenen Bodenpflege nicht selten Hungersnoth eintrat. Vorräthe pflegte man nirgend zu sammeln, außer jenem gegohrenen Brodfrucht- und Taroteig, wozu auf Nukuhiva noch gedörrte Fische kommen (Kru-

fenstern 1, 179); diese Vorräthe aber gehörten nur den Begüterten, den Häuptlingen, welchen überhaupt jeglicher Besitz des Volkes, wenn ihnen darnach gelüstet, überlassen werden muß; große Massen von Speise werden bei reichlicher Ernte, bei großen Festen sorglos auf einmal verschlungen; die höchst wilden Kriege, welche auf allen den Inseln häufig genug sind, zerstören Vieles; so ist es kein Wunder, daß oft, namentlich im Winter Hungersnoth eintrat, der viele Menschen, besonders aus dem Volke, erlagen (Cook 3. R. 2, 338). Namentlich auf den minder begünstigten Inseln mußte dies eintreten, und so geschah es wie Taylor berichtet häufig auf Neuseeland und noch öfter auf den noch dürftigeren Austral- und Paumotuinseln, wo Stürme und Springfluthen nicht selten alles vernichteten (Mörenhout 1, 142; 88 f.). Auch auf Tonga und Samoa kamen derartige Unglücksfälle vor; heutzutage aber, obwohl die Taroernte bisweilen durch Raupen verdorben wird und trotz der gefährlichen Stürme nur selten (Turner 193).

Gehen wir nun zu den technischen Leistungen der Polynesier über, so stehen hier in erster Reihe ihre Kähne. Im Modell und der Bauart sind diese den mikronesischen ähnlich und zwar die der Paumotuaner so sehr, daß man deshalb an eine besonders nahe Verwandtschaft der letzteren mit den Mikronesiern gedacht hat (Mörenh. bei Hale 144). Gewiß grundlos. Schon zur Zeit der Entdeckung standen die Polynesier nicht mehr auf der alten Höhe ihrer Schiffsbaukunst, dennoch waren ihre Kähne durchgehends größer als die mikronesischen. Die Schiffahrt der Neuseeländer hat sogar nach Dieffenbach seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern abgenommen, denn die großen Doppelkähne welche Tasman (journal v. d. reis naar het zuidl. 1642 ed. Swart Amsterdam 1860, 82) und noch Cook (1. R. 2, 523; 32; 1, 172) bei ihnen sah findet man später nicht mehr (Taylor 6 f. Savage 62). Sie hatten große Kahnflotten, welche sie oft von Fluß zu Fluß und von See zu See im Inneren des Landes trugen (Dieffenb. 2, 127). Cook beschreibt einen solchen Kahn von 68½′ Länge, 5′ Breite, 3½′ Tiefe, dessen beiden Enden spitz zulaufend sich hoch über das Wasser erhoben und namentlich vorn reiche und buntgemalte Schnitzereien, meist eine Figur mit verzerrtem Antlitz und eine Menge durchbrochener Verzierungen trugen. Der Kiel war aus drei ausgehöhlten Baumstämmen, die Seitenwände aber nur aus je einer Planke von 62′ Länge gebildet (1. R. 2, 317). Wo

indeß die Seitenwände aus einzelnen Stücken gebaut waren (die man aufs festeste zusammenband), da waren immer über die Fugen schmale Holzleisten gezogen, daß das Wasser nicht eindringe (3. R. 1, 172). Umgekehrt aber waren die Kielbalken häufig nur aus einem einzigen Stamm gebildet, im Norden aus der zum Schiffsbau unübertrefflichen Kaurifichte, im Süden aus dem Totarabaum (Podocarpus Totara), und doch häufig von 80′ Länge, von welcher Länge allerdings nur Kriegskähne zu sein pflegten, diese aber auch oft genug (Earle; Polack narr. 2, 181; Dieffenb. 2, 128); wie z. B. Cruise 50 Canoes fast alle 70—80′ lang und mit je 2 Segeln sah (37). Nach Thomson 1, 135 waren diese langen Kähne 4′ breit und 4′ tief und hatten auf jeder Seite 50 Ruderer. Meist war an der Seite dieser Kähne ein Ausleger mit Flachs von Phormium tenax verbunden; doch hatten viele Schiffe denselben nicht (Polack 1, 224), nach Hale (42), weil die Breite der neuseeländischen Kähne das Umschlagen verhinderte, und denselben Grund gibt auch Cook 3. R. 1. 172 an. Ihre Ruder sind lang und spitz (eb.), ihre Segel wie überall in Polynesien dreieckt und aus Mattengeflecht (Dieffenbach 2, 128; Polack narr. 2, 23). Viereckte Segel und Kähne ohne Ausleger sind, wie Wilkes 2, 89 vermuthet, eine erst neuerdings eingeführte Verbesserung. Man strich die Schiffe aus einer mit Ocker und Oel angemachten Farbe an (Dieffenbach 1, 160). Bei den Fahrten herrschte unter der Mannschaft strenge Ordnung. Jeder Kahn hatte einen Vorsänger oder Kaituki, (sehr lange Kähne auch wohl zwei) welcher durch Singen und Gesten die Ruderer leitet. Soll langsamer gefahren werden, so singt er langsam und nach dem Tempo seines Gesanges, der oft zu unglaublicher Raschheit und Leidenschaftlichkeit sich steigert, richtet sich die Schnelligkeit der Fahrt, welche sich die Ruderer durch allerlei Scherzreden zu verkürzen pflegen (Shortland a 143). Kähne aus Binsengeflecht, welche in alter Zeit auf Neuseeland üblich waren, erwähnt Polack narr. 1, 218; sie erinnern an die Flöße der More-ore, die von Blüthenschäften des Phormium zusammengesetzt vorn einen hohen zierlich geschnitzten Schnabel hatten (Travers bei Peterm. 1866, 63).

Da auf Tahiti minder gutes Holz zum Schiffbau wuchs, — man nahm zu den größeren Kähnen Spondias dulcis, zu den kleineren Brodbaumholz, — so mußte man hier alle Kähne aus einzelnen

Stücken bauen, welche man mit Kokosfasern aufs festeste verband; die Fugen überstrich man mit Gummi vom Brodbaum, der mit feinen Kokosfasern vermischt wurde. Die Verfertigung eines solchen Kahnes mit den einheimischen schlechten Steinwerkzeugen, die alle Augenblicke stumpf wurden, war im höchsten Grad beschwerlich. Die Kielbalken höhlte man (hier wie überall) meist durch Feuer aus und Feuer half auch die Seitenplanken bereiten: man legte die dazu bestimmten Stämme in die Gluth, erweiterte durch Keile die sich bildenden Risse und theilte sie so in Bretter, die man dann mit dem Beil plättete und am Kiel und an einander befestigte. Auf den gehöhlten Kielbalken wurden zunächst gerade Planken (meist 4′ lang, 15″ breit, 2″ dick) doch schräg nach außen gerichtet aufgesetzt; auf diese solche, welche nach innen umgebogen waren, da der Rand des Kahnes sich nach innen wölbte (Cook 1. R. 2, 222); was alles ohne Eisen verfertigt werden mußte!

Und trotzdem bauten sie Schiffe von 50—90′ Länge, trotzdem sah Forster (Reise 2, 306) eine Flotte von 159 großen Doppelkähnen und 70 kleineren Schiffen (310)! Die Bauart ist wie in Neuseeland; Schnabel und Stern erheben sich aus dem Wasser und namentlich ist der Stern hoch, bis zu 18′ über dem Wasser emporgebogen; beide sind mit verschiedenen Schnitzereien geschmückt, welche gewöhnlich eine unförmliche menschliche Figur darstellen, den Schutzgeist des Kahnes; auch Federschmuck und dergl. ist öfters an diesen Theilen angebracht. Allerdings ist die Form der Schiffe nach der Bestimmung der letzteren verschieden, und diese ist sehr verschieden. Es gibt Fischerkähne, die oft nur zwei Personen fassen, oft auch viel größer sind, dann Reisekähne, Kriegskähne, und Kähne, welche den höchsten Fürsten oder ganzen Landestheilen gehören. Fast alle Schiffe waren Doppelkähne, nur die kleinen Fischerkähne nicht, diese aber hatten dann den Ausleger. Die Staatsschiffe, welche die größten und geschmücktesten von allen sind, wie denn auch die in ihnen Fahrenden stets festliche Kleidung trugen, zeichneten sich durch einen Pavillon auf der Balkenlage aus, welche beide Kähne mit einander verband. Auch die Reisekähne hatten einen ähnlichen Pavillon oder wenigstens einen Schirm (der von vier Stangen getragen wurde), nur daß hier die Querbalken, welche oft weit das Schiff überragten, mehr nach dem Schnabel zu gelegt waren und das ganze Vordertheil des Schiffes bedeckten. Auch die Kähne, welche die Kriegsschiffe bildeten, waren

meist durch eine solche Reihe von dicht gelegten Querbalken an einander befestigt, auf denen die Ruderer saßen und alle die, welche mit der Schiffahrt selbst zu thun hatten. Ueber diesem Balken-Verdeck war nach dem Schnabel zu auf 4—5′ hohen Ständern eine zweite Plateform errichtet, auf welcher die Kämpfer selbst standen. Meist ruderte man die Kähne fort und so stets die Staats- und meist die Kriegsschiffe. Doch konnte man Segel anbringen, indem man in dem einen Schiff den Hauptmast, in dem andern einen Nebenmast errichtete. Der Kiel war meist scharf und die Seiten gewölbt, doch hatte man auch Schiffe mit plattem Kiel und senkrechten Wänden; wie man auch Flöße benutzte. Die Ruder hatten an einem langen Stiel eine schaufelförmige Platte; die Segel waren nicht sehr breit, nach oben sehr spitz zulaufend und zwischen dem Mast und einem von diesem in mäßigem Bogen ausgehenden dünnen Holzrahmen, welcher nach oben mit dem Mast parallel lief, aber ihn überragte, ausgespannt, so daß sie nicht eingerefft werden konnten. Die gewöhnlichsten Schiffe waren 20—30′ Fuß lang, mit jenem Verdeck über beide Kähne und hohem schildförmigen Stern. Größere Kähne hatten, wie in Neuseeland und sonst, Eigennamen, doch wurden sie nie nach Menschen oder Göttern genannt wohl aber erbten diese Namen von Schiff zu Schiff, so daß das königliche Schiff stets anuanua, d. h. Regenbogen hieß. Die Ruderer, welche auch hier einen besonderen Anführer hatten, saßen auf beiden Seiten des Schiffes, der Steuermann, der gleichfalls ein großes Ruder hat, am Stern. Große Schiffe faßten 200, ja (Wilson 516 Anm.) 300 Menschen, unter den großen Kriegskanoes sah Forster einige, welche 144 Ruderer hatten. Jetzt findet man diese großen Schiffe nicht mehr, schon Wilson sah (306) als größtes eins von 58′ Länge; denn jene großen Schiffe (Wilson 432) sind beinahe alle in den Kriegen Pomares (Otus) und seiner Gegner vernichtet (Cook 1. R. 2, 218 f.; Wallis 261 f.; Wilson 514 f.; Forster R. 2, 306 f.; Bem. 396 f.; Ellis 1, 152 f. u. s. w.).

Die Fahrzeuge von Mangareva sind nur Flöße aus Baumstämmen (Beechey 137; 143) mit dreieckigen Segeln, woneben d'Urville b, 3, 423 allerdings auch einzelne, aber nur schlechte Kähne vorfand — eine Erscheinung, welche Mörenhout (1, 109) aus den Korallenriffen, welche diese Inseln umgeben und jede andere Schiffahrt unmöglich machen, *erklären will*. Sonst aber gelten die

Paumotuaner bei den umwohnenden Völkern für die kühnſten und beſten Schiffer. Ihre Kähne ſind bis über 100′ lang über einen Kiel mit Seitengebälk gebaut, welches die Seitenplanken trägt. Auch ihre Kähne ſind ſtets gedoppelt, durch eine Plattform mit einander verbunden, nach vorn und hinten ſpitz zulaufend und ſo gleich gebaut nach beiden Seiten, daß man, um das Schiff zu wenden, einfach nur das Segel, welches aus Mattenzeug ſehr gut gearbeitet und zwiſchen den beiden Maſten des Doppelkahnes aufgehängt iſt, umzudrehen braucht. Auch das Tauwerk, aus Kokosfaſern, iſt trefflich gearbeitet. Die Fugen der einzelnen Planken ſind mit Schildkrötenſchale bedeckt. Vielfach werden dieſe Schiffe nach Tahiti verkauft; ihre Länge iſt gegen 50′, doch iſt der eine Kahn ſtets kürzer als der mit ihm verbundene andere (Byron 97; Wallis 200; Mörenh. 1, 159).

Minder gut ſind die Kähne der Markeſas, welche nicht immer waſſerdicht ſind und von denen nur die Reiſedoppelkähne ein Segel haben. Dieſe Art von Schiffen war 40′ lang, 13″ breit und 18″ tief, die Kriegskanoes aber 50′ lang und 2′ breit. Sie waren aus einzelnen Stücken zuſammengeſetzt, deren jedes ſeinen beſonderen Eigenthümer hat. Gewöhnlich ſind auch hier die Kähne gedoppelt, nur die kleinen Fiſcherkähne nicht. Größere Schiffe faſſen 50—60 Perſonen; die Segel ſind dreieckig (Porter 2, 13; 72 f.; Mathias G*** 121; 233). — Die Kähne von Hawaii ſind zwar kleiner, aber beſſer gebaut als die tahitiſchen (Ellis 4, 341; Ohmſtedt 293); nach Erzählungen der Eingeborenen hatten auch ſie einſt größere Kähne, mit denen ſie bis nach Tahiti fuhren (Hill 39). Bis auf die Gegenwart hat ſich der Doppelkahn mit Platform, auf welchen die nicht rudernden ſitzen, erhalten. Das Segel iſt jetzt meiſt aus Baumwolle (Cheever 177).

Die ſamoaniſchen Boote, welche Erskine 60 und genauer Turner 266 f. beſpricht, haben Bänke für die Ruderer und an Stern und Schnabel, welche beide ſpitz zulaufen, ein Verdeck, welches als Ehrenſitz gilt und oft mit Reihen von Cypraea ovulum geſchmückt iſt, wie auch der nie fehlende Ausleger. Der Schnabel trägt oft irgend eine Thiergeſtalt, das Wappen des betreffenden Dorfes (Hood 46). Dieſem gegenüber ſteht auf der Windſeite des Schiffes (das hinten und vorn gleich iſt, alſo beliebig gedreht werden kann) ein Balken vom Schiff ab, auf welchem ein Mann, um ihn zu beſchweren, je

nach der Stärke des Windes bald näher, bald ferner dem Schiffe steht (Erskine). Die Länge beträgt 15—50′, die Breite 18—30″, doch hatte man noch vor 2—3 Generationen auch hier die großen polynesischen Doppelkähne. Jetzt baut man meist Boote nach europäischem Muster, zwar ohne Nägel, aber haltbar auf 20 Jahre (Turner).

Treffliche Schiffer waren die Tonganer, welche freilich ihre Schiffe auf den Fidschiinseln bauten oder bauen ließen (zu einem brauchte man 6—7 Jahre Zeit), aber nur, weil dort ein besseres Holz zum Schiffbau wuchs (Mariner 2, 275—7). Ihren Schiffen geben sie dadurch die entgegengesetzte Richtung, daß sie, anstatt den Stern zum Schnabel zu machen wie die übrigen Polynesier, das Segel von einem Ende des Schiffes zum anderen hintragen. Wenn sie dies nun einen Gebrauch nennen, den sie von den Fidschis erlernt hätten (Hale 42), so ist es durchaus unwahrscheinlich, daß dies eine melanesische Erfindung sei, was auch Hale bezweifelt, da sie bei weitem bessere Schiffer sind, als die Fidschis und z. B. allen Verkehr zwischen diesen und den Samoanern vermitteln (Mariner 2, 276). Es war aber in Tonga Mode geworden, Fidschisitten anzunehmen: was von Fidschi kam, galt für besonders gut; nnd so mag man auch diese wohl in Tonga erfundene Verbesserung des polynesischen Seewesens eine Fidschisitte genannt haben, um sie gleich durch den Namen zu loben. Sonst sind die Schiffe wie die im übrigen Polynesien gedoppelt, bis zu 80′ lang und kürzere nach demselben Modell sind auch jetzt noch, aber mit Kompaß versehen, in Gebrauch (d'Ewes 136; d'Urville a, 4, 115; Pigeard in nouv. ann. d. voy. 1845, 4, 153).

Von ihren Zeugen, Netzen, Häusern und dem wenigen Hausgeräth war schon die Rede. Doch mag hier noch einzelnes zugefügt werden. Auf den Markesas hatte man eine gezähnte Muschel in einem hölzernen Bock befestigt, also eine Art Hobel, womit man die Kokosnüsse über einer Kalebasse schabte (Melville 1, 225). Auch wußte man hier Kokosschalen außerordentlich fein zu polieren (2, 43). In Tonga und Samoa hatte man Bohrer von Haizähnen (Turner 271 f.) und hier wie in Tahiti Raspeln oder Feilen von Fischhaut (Cook 3. R. 2, 112). Während sonst die Beile von Stein waren, mit denen sie viel fertig brachten, so hat man sie zu Paumotu auch von Austernschale (Byron 100). — Lasten tragen auf Samoa zwei Menschen, deren einer vorn, der

andere hinten ging an einem Querstock (Turner 313); auf Tahiti und Hawaii dagegen trägt der Einzelne ein Tragholz über der einen Schulter, an dem hinten und vorn die Last hängt, welche nach Turner bis zu je 50 Pfund beträgt. Zur Genüge wird ihre praktische Tüchtigkeit, ihre geübte und leibliche Behendigkeit durch Pickerings Worte bewiesen, welche er zwar nur von den Tahitiern sagt, welche aber für das gesammte Polynesien Geltung haben. „Nie habe ich, sagt er The races of man 71, auf meiner ganzen Reise ein für Fremde nützlicheres Volk kennen gelernt, als die Bewohner von Tahiti, denn sie können zu jeder Zeit über die wesentlichsten Bequemlichkeiten des Lebens zu gebieten. Eine halbe Stunde am Tage war für sie hinreichend, ein Haus aus den Stämmen und Blättern der Feki-Banane zu bauen und sie machten Feuer durch das Aneinanderreiben von Hölzern. An einer Stelle war das fließende Wasser tief unter einem Steine verborgen, durch Benutzung von Bananenblättern förderten sie es an die Oberfläche. Die Jagd auf Aale, welche in diesen feuchten, waldreichen Bergen fast zu Amphibien wurden, gab einen anderen Beweis ihrer Geschicklichkeit. Mit den Zähnen rissen sie die faserige Rinde vom Purau, Hibiscus tiliaceus, ab und im Augenblick darauf fingen sie damit kleine Fische in der Schlinge. Wurde einer nach Früchten ausgeschickt, so flocht er gewöhnlich unterwegs einen Korb dazu aus Streifen von Kokoslaub. Eine Matte wurde fast mit derselben Leichtigkeit angefertigt. Kleidung war also immer bei der Hand und ein Bananenblatt diente als Regenschirm, während sie bei gutem Wetter Blumenkränze flochten. Becher und Flaschen brachten sie aus Bambusrohr hervor, dessen lange Stämme ihnen Eimer und Fässer lieferten und man mochte nach einer Axt, einem Messer oder Löffel, einer Zahnbürste oder Waschschüssel fragen, nie waren unsere Führer darum in Verlegenheit." Theilung der Arbeit finden wir vielfach in Polynesien; am meisten aber auf Hawaii, wo fast jede Beschäftigung einer besonderen Klasse von Leuten angehörte: es gab Kahnbauer, Schnitzer, Hausbauer, Hausdecker u. s. w. (Jarves 67; Turner 266 f. u. s. w.). Auch müssen wir uns hier an ihre große Geschicklichkeit erinnern, mit welcher sie sich europäische Sitten aneigneten, um dieselben, aber nicht ohne verständige Prüfung, praktisch in ihr Leben einzufügen; wie sie es gleichfalls vermochten, sich rasch und leicht in europäisches Leben hineinzufinden, so daß z. B.

Liholiho der Sohn Tamehameas bei seinem Besuche in England mit der englischen Aristokratie takt- und würdevoll leben konnte, ohne gegen deren gesellschaftlichen Ton auffallend zu verstoßen.

Wichtiger aber als alle diese technischen Fertigkeiten und Leistungen sind andere Züge ihres Lebens, welche auf geistige Fähigkeit und Thätigkeit schließen lassen. Zunächst müssen wir von ihrer Kenntniß des Himmels und ihrer Zeiteintheilung reden. Die erstere muß, wie schon ihre Tüchtigkeit als Seefahrer beweist, nicht gering sein, und mit ihr steht die Zeiteintheilung im nächsten Zusammenhang.

Die Zeitrechnung in ganz Polynesien richtete sich nach dem Monde. Man rechnete nach Nächten, deren 28 bis 30 einen Monat bildeten; 12 Monate waren ein Jahr, dessen Anfang verschieden gelegt wurde, auf Neuseeland in den Mai (Dieffenbach) oder Juni (Thomson), auf Tahiti in den März (Forster Bem. 438) oder gegen Ende December oder in die Mitte des Mai (Ellis 1, 86—7); jede Insel hatte wie ihre eigenen Monatsnamen so ihren eigenen Jahresanfang; doch stimmten alle in der Länge des Jahres überein (Neuseeland Dieffenbach 2, 121—3; Taylor 175 f.; Thomson 1, 198; Tahiti Forster Bem. 436 f.; Ellis 1, 86 f.; Wilkes 4, 42; Mörenhout 2, 179 f.; Markesas Desgraz bei d'Urville b, 4, 328; Vinc. Dum. 290; Hawaii Pickering 93; Jarves 74 f und wörtlich übereinstimmend Remy 75 f.; Samoa Hale 169). Wenn Thomson a. a. O. sagt, das Jahr der Maoris habe 13 Monate gehabt, wenn auch Dieffenbach (2, 122) den 10. Monat doppelt zählt und den 11. und 12. als 12. und 13. ansetzt (Schirren 205): so stimmt dazu, was Ellis uns von Tahiti berichtet (1, 87), daß man auch dort eigentlich ein 13monatliches Jahr (wie auch Cook 1. R. 2, 224 angibt) gehabt, in diesem aber bisweilen einen Monat überschlagen habe, um nicht allzusehr die natürliche Uebereinstimmung der Monate mit den Jahreszeiten zu verlieren. Denn die Monatsnamen, welche freilich vielfach von einander abwichen (vergl. Ellis a. a. O. und Forster 438) spielten oft auf bestimmte Stufen der Fruchtentwickelung und dergl. an. Doch beruhten sie an einigen Orten nur auf Zählung. Nach Forster ward bisweilen ein dreizehnter Monat zugesetzt, als Schaltmonat, was mit Ellis Nachrichten wohl übereinstimmt, aber minder genau scheint. Auf Neuseeland

zerfiel nach Taylor (175 f.) jeder Monat in 3 Dekaden, was freilich zu den 28 Nächten, die nach ihm einen Monat bilden, schlecht paßt; etwas genauer aber stimmt es, wenn man mit Thomson den Monat zu 29 Nächten annimmt. Auf Tahiti kannte man eine solche Eintheilung des Monates nicht (Ellis a. a. O.). Die verschiedene Zahl der Nächte erklärt sich wohl richtig aus dem, was Forster Bem. 439 sagt: daß man den Monaten je nach dem Laufe des Mondes bald 29, bald 30 Nächte gegeben hätte. Taylors Angabe, daß man zu Neuseeland nur 28 angesetzt habe, beruht denn vielleicht nur auf abstrakter Berechnung der Umlaufszeit des Mondes. Die Namen der einzelnen Nächte — denn die Tage benannte man nicht, wie man sie nicht zählte — beziehen sich auf bestimmte Wandelungen des Mondes und des Meeres (Ebbe, Fluth; Taylor a. a. O.; Ellis 1, 88; Jarves 74). Auch die Stunden des Tages bezeichnete man genau durch Namen, welche sich entweder auf den Stand der Sonne oder auf Erscheinungen aus der Thierwelt beziehen (Ellis 1, 89), doch hatte man, nach Forster Bem. 440 f., 6 Haupttheile für den Tag und ebenso viele für die Nacht.

Nun hatte man aber noch eine andere Eintheilung des Jahres in zwei Hälften nach dem Sichtbar- oder Unsichtbarsein der Plejaden; und zwar begann dies Jahr auf Tahiti (Ellis 1, 87), wenn die Plejaden zuerst wieder gleich nach Sonnenuntergang am Horizont gesehen wurden; sah man sie um diese Zeit nicht mehr, so begann die zweite Jahreshälfte. Jahresanfang fiel bei dieser Zeitrechnung in die Zeit des Winterfolstitiums Polynesiens, also in den Juni (Shortland a, 205; Schirren 205). Die Jahresbestimmung galt durch ganz Polynesien, in Tahiti, Hawaii, Rarotonga (Hale s. v. matahiti, d. h. Aufgang der Plejaden, Jahresanfang, Jahr), in Neuseeland (Thomson 1, 198; Schirren 206) und vielleicht auch auf Rotuma, denn wenn man hier nur 6 Monate zählte (Hale 169) und nach dem 6. wieder mit dem ersten anfing, so haben wir eine wie es scheint in Vergessenheit gerathene und dadurch zertrümmerte Jahresrechnung nach 12 Monaten und 2 Jahreshälften. Auf Tahiti hatte man auch noch eine Dreitheilung des Jahres nach Jahreszeiten (Ellis 1, 87).

Schirren (204 f.) glaubt nun nachweisen zu können, daß man in früheren Zeiten neben dem 12monatlichen auch ein 10monatliches Jahr

in Polynesien gehabt hat, wie es allerdings auch sonst in Malaisien ein Jahr von zehn Monaten gab (Bali Bydragen N. V. 1, 215; Mentawei v. Rosenberg Tijdschrift a, 1, 437). Seine Beweise sind, daß in Neuseeland (ebenso wie in Java) nur die ersten 10 Monate gezählt, die beiden anderen benannt wurden, ferner, daß auch sonst die Zahl 10 bei manchen polynesischen Zeitbestimmungen eine Rolle spielt, ja daß auf den Kingsmillinseln überhaupt nur 10 Monate gezählt werden. Allein seine Beweise sind nicht zwingend. Nach Shortland (a, 205, welche Stelle er selbst anführt), bezeichnet man auf Neuseeland alle Monate, auch die beiden letzten, mit Zahlen. Es ist ferner bekannt, daß das Zahlensystem der Polynesier ein dekadisches, daß es aber über 10 hinaus wenig entwickelt ist. Hieraus erklären sich Schirrens Angaben schon so vollkommen, daß wir nichts weiteres auf sie bauen dürfen. Die Monatsnamen des tropischen Polynesiens passen in ihrer Bedeutung (vergl. Hale 170; 171; Forster Bem. 438; Ellis 1, 86) nicht für Neuseeland, daher es ganz natürlich war, daß man sie später entweder alle oder wenigstens die nicht mehr passenden aufgab, (ein neuseel. Monatsname stimmt noch zu der tahit. Form Schirren 205) und dafür das nächstliegende Ersatzmittel wählte; das waren aber die Zahlen. Indeß hatten auch die Neuseeländer (Shortland a 205) einzelne nähere Bestimmungen für ihre Monate ihrem Ackerbau entlehnt. So heißt es vom 7. Monat (unserem December): jetzt ißt man frische Bataten; zum 8ten (Januar): man gräbt die Bataten zum Aufbewahren; zum 10ten (März): man flicht Kumarakörbe; zum 11ten (April): man erntet die Kumara u. s. w. Zählte man auf den Kingsmillinseln überhaupt nicht weiter als 10, so beruht dies gleichfalls auf dem polynesischen Zahlensystem, dann aber wohl auf jenem Umstand, daß das Leben der Ozeanier in mancher Beziehung von höherer Entwickelung herabgesunken scheint; wie denn gerade in Beziehung auf die Zeitrechnung die Polynesier in der Nähe des Aequators sehr wenig sorgfältig sind (Hale 169). Damit fällt denn auch Schirrens Vermuthung, daß mit der Kumara das 12theilige Jahr nach Neuseeland gekommen sei; welche Auseinandersetzung bei ihm unklar genug ist (206).

Doch ist bei allem Vorstehenden zu beachten, daß eine wirklich genaue Rechnung nirgends statt fand, auch in Hawaii nicht, wo man immer noch am genauesten war. Da eine ungefähre Zeitbestimmung

dem Bedürfniß dieſer Inſulaner durchaus genügte, ſo gab man ſich auch keine große Mühe mit großer Genauigkeit und aus dieſem durchaus zu beachtenden Geſichtspunkt löſen ſich manche der Schwierigkeiten und Dunkelheiten, welche unſere Quellen uns überliefern: wir können hier nichts genaueres erforſchen, weil jene Völker nichts genaueres gedacht hatten. Wie übrigens einige von den polyneſiſchen Monatsnamen auf dem Erſcheinen gewiſſer Thiere beruhten, ſo richteten ſich auch die Neuſeeländer in ihren Arbeiten u. ſ. w. nach dem Erſcheinen beſtimmter Thiere oder Pflanzen (Dieffenb. 121, 2 f.). Jetzt haben die Engländer wohl überall die europäiſche Zeitrechnung eingeführt (Ellis 1, 89).

Die Planeten kannten die Tahitier und unterſchieden Mars, Venus, Jupiter, den ſie als Morgenſtern „Hund des Morgens“ nannten (Mörenh, 2, 181) und Saturn durch beſondere Namen (Mörenhout 2, 180 f.; Forſter Bem. 441). Auch die Bewegungen der Planeten ſollen einzelne wenige nach Forſter (eb). gekannt haben, was indeß Mörenhout (eb). läugnet; doch ſtimmen Thermann und Bennet 1, 288 Forſter bei. Cook (1. R. 2, 225) ſagt, daß ſie ſich auch Nachts nach dem Fortrücken der Sterne zurechtgefunden hätten, wie denn Tupaya auf der Reiſe durch den Ozean jederzeit richtig die Gegend in welcher Tahiti lag anzugeben wußte. Doch waren derartige Kenntniſſe nur im Beſitz des Adels und auch in ihm keineswegs ganz allgemein verbreitet. Von den Fixſternen bezeichneten ſie den Sirius, den Gürtel Orions, einige Stellen der Milchſtraße und manches andere mit eigenen Namen (Mörenh. Forſter a. a. O.), ſo auch die Zwillinge, welche auch bei ihnen Zwillinge hießen (Mörenhout 2, 210). Ferner hatten ſie dunkele Sagen von Verfinſterungen der Sonne (eb. 181). Auch die Neuſeeländer hatten ähnliche Kenntniſſe, benutzten ſie aber meiſt nur zu aſtrologiſchen Zwecken (Pickering 81; Nicholas 31). An aſtrologiſchen Aberglauben fehlte es natürlich auch auf Tahiti nicht; die drei Nächte nach dem Vollmond galten als beſonders angenehm für die Geiſter,*) welche deßhalb in ihnen zahlreich umherwanderten; doch auch als den Dieben beſonders günſtig (Ellis 1, 88). Ob es hiermit zuſammenhängt, daß in Hawaii in jedem Monat viermal einige Nächte heilig (tabu) waren (Jarves 75)? Kometen kannte man wohl: Tupaya rief, als

*) Dies erinnert an den oben erwähnten Glauben der Tokelau-Inſulaner nach welchem der Mond die Speiſe der Geiſter iſt (5. B. 2, 197).

er von Cooks Schiff einen erblickte: „nun werden die Einwohner von Borabora die von Raiatea angreifen und diese werden in die Berge flüchten“ (Cook 1. R. 2, 278). Sie wußten, daß Kometen erst nach vielen Jahren wieder erschienen (Bougainville 192). Sternschnuppen galten als unheilverkündende Genien (eb). Als Wetterbeobachter waren sie ausgezeichnet (Cook 1. R. 2, 224). In Neuseeland kannte man 8 Himmelsgegenden (Dieffenb. 2, 121 f.), und so auch sonst; überall benannte man verschiedene Winde, welche die Tahitier in Höhlen im fernen Westen und Osten eingeschlossen dachten (Tyermann und Bennet 1, 288). Noch genauer aber beobachteten sie die irdische Natur. Es ist eine höchst beachtenswerthe Erscheinung, daß die Maoris z. B. nicht nur die genaueste Kenntniß ihres eigenen Landes sondern jedes Thier, auch das kleinste Insekt, jede Pflanze, ja selbst die verschiedenen Arten des Gesteines mit besonderen Namen bezeichneten (Hochstetter 203, 468). Ganz Gleiches aber wird von den übrigen Polynesiern berichtet. Daher vermochten sie es, genaue Karten ihrer Länder, ihrer Inselgruppe und weiterer Districte aufzuzeichnen. Das berühmteste Beispiel ist die Karte des Tupaya, welche die Markesas, die Australinseln, Fidschi, Tonga und Rotuma umfaßt. Von speziellster Localkenntniß zeugen die Karten, welche von Neuseeländern entworfen sich bei Shortland 80 und 205 finden; auch Collins 522 gibt eine Karte von Neuseeland, welche ein Eingeborener entwarf (vergl. Hochstetter 204) und dieselbe Fertigkeit findet sich überall, stets aber nur bei dem Adel und natürlich auch hier nur bei begabteren Individuen.

Die Tahitier konnten meistens nur bis 10 zählen und zwar stets an den Fingern; bis 200 zählten nur solche, welche besonders unterrichtet waren. Diesen Unterricht gaben einzelne Lehrer die man hoch ehrte und die dem Adel angehörten; sie überlieferten zugleich auch die geographischen, astronomischen u. s. w. Kenntnisse (Forster Bem. 459). Sie rechneten, indem sie kleine Stücke eines Kokoszweiges für jedes Zehend abbrachen, jedes Hundert aber durch ein größeres Holzstück abschieden (Lutteroth 4). Auf den Sandwichinseln diente früher eine lange Schnur mit verschiedenen Schleifen und Büscheln den Einnehmern der Abgaben als Register (Tyermann und Bennet 1, 455), ähnlich wie den Peruanern ihre Knotenschnüre als Gedächtnißhülfe dienten. Bemerkenswerth ist noch, daß die Polynesier häufig

namentlich kleinere Gegenstände, Früchte, Fische u. s. w. paarweise zählten, ja auf Hawaii, Neuseeland und z. Th. auf Nukuhiva (wo man z. B. Brodfrucht nie anders zählte) war eine quaternäre Zählung ganz gewöhnlich; man zählte bis 40, dann wieder bis 40 und so bis 10 mal 40; man hatte besondere Worte für 4, 40, 400, 4000, 40,000, 400,000 (Hale 246—250; Zeitschrift für Erdkunde 7, 361 nach Clark). Auch hatte man für verschiedene Gegenstände verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe höhere Zahl, z. B. hawaiisch iato, tanahá' ta'au für 40, doch brauchte man iato nur von Tapastücken, ta'au nur von Fischen, dagegen tanahá, allgemein (Hale 250). Aehnliches findet sich überall; es beweist wie die Polynesier den Zahlbegriff nicht in völliger Abstraction gefaßt haben. Doch treiben die Hawaiier jetzt die Mathematik vorzugsweise gern (Pickering mem. 210; Cheever 60). Berechnung des eigenen Alters war ihnen fremd (Chamisso 152; Forster Bem. 413).

Der Handel der Polynesier war verhältnißmäßig nicht bedeutend entwickelt; ein allgemeines Werthobject, ein Geld hatte man nicht und aller Waarenverkehr geschah durch Tausch. Allein dies lag nur in den äußeren Umständen Polynesiens, welche eine wirkliche Entwickelung des Handels ganz unmöglich machten. Nur in Hawaii wurden Märkte an bestimmten Orten und Tagen gehalten, wo Zeug (Tapa), Lebensmittel u. dergl. nach bestimmter Ordnung ausgeboten wurden. Bestimmte Schiedsrichter, welche eine Abgabe für ihre Mühverwaltung empfingen, schlichteten etwa vorkommenden Streit. Jeder der sich am Markt betheiligte mußte einen Zoll geben (Jarves 68). Daher haben denn auch die Sandwichinsulaner später, als durch die Europäer ein Umschwung in die Verhältnisse kam, sich vor allen Dingen als treffliche Handelsunternehmer gezeigt; schon unter Tamehameha fuhren sie häufig nach der Nordwestküste von Amerika, wo sich gar mancher ein bedeutendes Vermögen erworben hat; ja sie wollten einen Handel nach China eröffnen (Turnbull 160; 165), so wie sie mit den Europäern gemeinschaftlich gar manches Unternehmen ausgeführt haben. Auch die Neuseeländer leisten jetzt Bedeutendes; Handelskarawanen durchziehen zu festen Zeiten das Land und der Umsatz sowie der Erwerb der Einzelnen ist groß (Hochstetter 125). Von Samoa und anderen Inseln wird ein Gleiches berichtet (Turner 271); und wenn Tahiti hier zurückbleibt, so ist dies nur eine Folge der französischen Unterdrückung. Auch was die Polynesier in den Künsten geleistet hatten ist nach

einer Seite nicht unbedeutend — um so schwächer freilich nach anderen. Zu letzteren gehört die bildende Kunst, welche nur durch jene Schnitzereien vertreten ist, die wir schon erwähnten. Kähne, die Hauspfosten und Hausgiebel, die Waffen, die Geräthe, z. B. kleine Kästchen und Laden verzierte man mit ihnen oft aufs kunstreichste und wirklich geschmackvoll. Auch die arabeskenartigen Muster welche sie häufig als Schmuck anbringen und mit denen sie ihren eigenen Leib zeichnen sind oft geschmackvoll genug, wie sie denn bisweilen an mittelalterliche europäische Arbeiten erinnern. Ihre Götterbilder sind freilich immer mißgestaltet und fratzenhaft, aber mit Absicht, wahrscheinlich aus religiös-conservativen Gründen so gebildet. Doch auch diese Fratzen erinnern oft an mittelalterliche Schnitzereien. Auch waren sie im Stande bessere ja verhältnißmäßig gute menschliche Figuren zu schnitzen, wovon z. B. Cook 3. R. 3, 444 ein Beispiel gibt. Fast noch weniger leisten sie in der Musik, bei welcher sie sich dreier Instrumente bedienen, der Trommel, der Flöte und der Muscheltrompete, letzterer aber fast nur zu Signalen. Daher darf man sie hier füglich gar nicht anführen, ebensowenig wie das lange Holzstück welches zu Neuseeland in den Pahs (Festungen) der Eingeborenen hing und durch seinen dumpfen weitschallenden Ton die Ankunft von Feinden anzeigte (Dieffenbach 2, 132). Die Flöte, welche man nur auf Samoa (Turner 210) und den Sandwichinseln nicht kannte (King bei Cook 3. R. 3, 438) war aus Bambusrohr, nur auf Neuseeland aus Knochen verfertigt (Polack narr. 1, 184) und entweder einfach oder doppelt, meist mit vieren, seltener (Tahiti) mit zweien und noch seltener (Tonga Mariner 2, 322; Labillardière 2, 152) mit sechs Löchern versehen. Ihr Ton, der gewöhnliche Begleiter von Tanz und Gesang, war sanft und konnte, indem man ein zusammengerolltes Blatt in die Röhre des Instruments setzte, gestimmt werden. Die Flöte wurde mit der Nase geblasen, indem man mit dem linken Nasenloch blies, und das rechte zuhielt, in Tonga aber das rechte zum Blasen brauchte und das linke zuhielt (Mariner 2, 322; Cook 3. R. 2, 104; Tahiti Ellis 1 197 f.; Cook 1. R. 2, 98: Neuseeland Polack narr. 1, 184; Dieffenbach 2, 57 f.; Markesas Mathias G*** 187; Melville 2, 190). Eine Pansflöte, welche aus verschieden langen Rohrstücken bestand, die aber nicht nach Länge und Kürze, sondern beliebig geordnet waren, erwähnt Forster (Reise 2, 94; Abbild. 75) von Tonga.

Die Trommeln fehlten nirgends. Man hatte sie in verschiedener Größe, alle aber waren aus einem Stück Holz, welches man ausgehöhlt und oben mit einem Stück Haifischhaut überspannt hatte. Das Holz war meist mit Schnitzereien verziert und oft bei der Breite von nur einem Fuß 8 Fuß lang, doch oft auch breiter und kürzer. Größere Trommeln wurden mit 2 Holzstücken, kleinere mit den Fingern geschlagen. Der Ton war dumpf und wahrhaft furchtbar muß der Schall der großen Opfertrommel zu Tahiti gewesen sein, welche oft wenn man ein Menschenopfer brauchte um Mitternacht von den Bergen wiederhallend dem Volke Angst und Schrecken bereitete. Die Trommeln brauchte man bei allen Gelegenheiten, bei Opfern, im Kriege, bei Tanz und Spiel, beim Gesang und in Tonga wurden sie, da sie nicht leicht zu spielen waren, von den vornehmen Häuptlingen und namentlich dann von ihnen geschlagen, wenn ein anderer Vornehmer sich am Tanze, den sie begleiteten, betheiligte (Tahiti Ellis 1, 194 f.; Mörenhout 1, 134; Paumotu Mörenh. 1, 109; 95 f.; Markesas Melville 2, 76; Mathias G*** 187; Tonga Mariner 2, 317 f.; Samoa Turner 210). Man hatte zu Samoa auch überspannte Bambusröhre von 4' an wie eine Pansflöte unter einander verbunden, welche man schlug und dadurch verschiedene Töne hervorbrachte, oder wie auch in Tonga Bambusstücken von verschiedener Länge, oben offen und unten mit weichem Holz geschlossen, die man zu gleichem Zweck auf die Erde aufstieß (Turner 210; Mariner 1, 137). Ein ähnliches Rohr, oben offen und lang aufgeschlitzt, wurde in Tahiti auf der Erde liegend mit Stöcken geschlagen, wodurch ein lauter aber widerlicher Ton erzeugt wurde (Ellis 1, 197). Aehnlich schlugen die Markesaner und Tonganer zur Begleitung ihrer Lieder Holzstücken taktmäßig an einander (Melville 2, 188; Mathias G*** 187; Mariner 1, 137). Auch Händeklatschen diente als rhythmische Begleitung (Krusenstern 1, 197; Turner 210). Trommeln und Flöten gemeinschaftlich begleiteten oft den Gesang (Cook 1. R. 2, 147), ja Cook schildert uns ein ganzes Orchester tonganischer Musik; 5 Männer stießen jene hohlen Rohre auf den Boden, andere schlugen die Holzstecken und alle diese sowohl wie noch andere sangen, — und die Wirkung dieser Musik war mächtig und bezaubernd auch für europäische Ohren (3. R. 1, 281). Freilich sollen auch nach Burney und Philips (eb. 3, 438 Anm.) die tonganischen Musiker ihre

Stücke welche sie aufführen wollen erst vorher durchproben und lernen. Ihr Gesang war eintönig und bewegte sich nur zwischen wenigen Tönen. So schildert z. B. Melville den allabendlichen Gesang der Hausbewohner des Taipithales, welcher 1—2 Stunden dauerte und Langsdorff (1, 139) gibt Gesänge von Nukuhiva, deren Weisen sich zwischen e—g bewegen. Lay (225) erwähnt 2 Lieder der Gesellschaftsinseln, welche sich innerhalb einer Quarte bewegten in den Tönen c, cis, d, e, f, wie denn auch Turnbull 75 nur 4 Töne in Tahiti hörte. Melodien und Gesänge von Samoa gibt Wilkes 2, 77; 135; 145; von Tonga 3, 20 und Mariner 2, 324. Auf Hawaii sang man wie Capitain Burney, der Sohn des bekannten Musikhistorikers berichtet, einförmige (so auch Chamisso 152) Lieder mehrstimmig (Cook 3. R. 3, 438) und auch dieser Gesang wird gerühmt. Turnbull rühmt auch den tahitischen Gesang und zwar als höchst mannigfaltig, harmonisch und streng im Takt; wie man denn bei einem Chor von 90—100 Frauen oder 50 Burschen nur einen Menschen zu hören glaubte (208). Der neuseeländische Gesang machte auf Cook (1. R. 3, 28 f.) einen feierlichen Eindruck und ebenso sagt Dieffenbach (2, 57) daß er sich in tiefliegenden, einfachen, aber angenehmen Melodieen bewegte. Nach Davies in einer gelehrten Abhandlung bei Grey Appendix 321 ist der Maorigesang gebunden, aber vielfach mit Vierteltönen, wie aller Naturgesang, gemischt. Takt oder Rhythmus fehlte; der Sänger hielt beliebig bald bei dem einen, bald bei dem andern Wort an (eb. 326). Die sehr interessanten Notenbeispiele, die er, die Vierteltöne mit bezeichnend, gibt, enthalten zwar manches rhythmische und melodiöse Element, sind aber für europäische Ohren wenig genießbar. Auffallend ist ihre sehr tiefe Lage. Wenn Davies diesen Maorigesang nach manchen Seiten mit dem altgriechischen vergleicht, so hat er gewiß sehr recht. Doch singen die Maoris bei allen Gelegenheiten, beim Spiel, bei der Arbeit, dem Rudern, beim Auszug zum Krieg, beim Tanz, auch ohne besondere Veranlassung nur zum Vergnügen, und zu letzterer Art muß man die Wechselgesänge zwischen einem Einzelnen und dem Chor, welche öfters ausgeführt wurden (Shortland a, 139; Dieffenbach 2, 57; Davies bei Grey 332), rechnen. Alle diese Gesänge, bei der Arbeit, dem Rudern, zum Tanze u. s. w. hatten ihre besonderen Weisen (Taylor 148 f.). Diese Gesangslust theilten alle Polynesier, und man kann

daher, was Hale 151) von Fakaafo ſagt, auf alle anwenden, daß jede Regung ihnen ſofort zu Geſang wurde. Doch haben wir auch minder günſtige Urtheile. Bennet (a) tadelt den polyneſiſchen Geſang gar ſehr wegen ſeines naſalen Klanges; Kruſenſtern (1, 197) nennt den der Markeſaner geradezu Geheul. Wir thun alſo wohl nicht Unrecht, wenn wir ſo über die polyneſiſche Muſik urtheilen: der Geſang, unentwickelt, nur wenige und ſtets ſehr nahe neben einanderliegende Töne umfaſſend, wurde auf den verſchiedenen Inſeln mehr oder weniger roh vorgetragen, machte aber oft eben durch ſeine Einfachheit und Langſamkeit ſowie durch die Tiefe der Lage, die Reinheit der Intonation einen nicht ſchlechten Eindruck; ihre Inſtrumentalmuſik iſt ganz roh und eigentlich gleich null. Allein dennoch müſſen wir den Polyneſiern auch in muſikaliſcher Beziehung tüchtige Anlagen zugeſtehen; denn gehörte ſchon etwas dazu, daß Inſtrumente bisweilen durchaus nicht ſtörend klangen für ein europäiſches Ohr, ſo ſpricht noch mehr dafür, daß ihr Geſang meiſtentheils rein und öfter ſogar nicht ohne Anmuth befunden wurden, auch von Reiſenden, denen man ein muſikaliſches Urtheil zutrauen darf.

Tänze gehören ebenſo weſentlich zum Leben der Polyneſier als Geſänge und auf allen Inſeln vertanzte man oft ganze Nächte, namentlich wenn der Mond ſchien. Häufig tanzten die Männer allein, häufig auch die Frauen, oft beide Geſchlechter in Gemeinſchaft, dann aber abgeſondert in Reihen gegeneinander. Faſt immer ſind die Tänze Maſſentänze, zwiſchen welchen ſich der Solotanz einzelner nur ſelten einſchiebt; doch waren auch Solotänze gebräuchlich. Der Tanz ſelbſt beſtand meiſt in einem Hüpfen und Biegen auf einer Stelle, wobei man die Arme erhob und die Finger in eine zitternde Bewegung ſetzte (Kruſenſtern 1, 197; Melville 2, 46 f.; Mariner 2, 332; Turner 210; Forſter Bem. 415; Hervey Cook 3. R. 1, 207). Dieſe Bewegungen waren keineswegs ohne Grazie (Cook 3. R. 1, 281), ja Chamiſſo 152 ſchildert einen hawaiiſchen Tanz als ſehr ſchön, wie denn auch Jarves die Tänze der hawaiiſchen Jugend anmuthig nennt; allein meiſt waren die Bewegungen (und ſo faſt immer gegen das Ende der Tänze) übertrieben, verzerrt und dadurch entweder lächerlich oder unangenehm (Jarves eb. Cook 3. R. 3, 316). Natürlich gab es verſchiedene Arten von Tänzen, wie denn z. B. die Waffentänze der Männer beſonders genannt werden müſſen

(Cook eb.; Savage Erskine 29); auf Tahiti führten bei großen Festen ganze Schaaren Fechtspiele auf (Mörenhout 2, 140; 1, 141), welche sicher hierher gehören; ebenso in Tonga (Cook 3. R. 1, 343 f.); in Neuseeland begannen und beendeten solche Tänze in sonderbaren und wilden Verzerrungen bestehend jeden Krieg und solche Verzerrungen namentlich des Gesichtes waren überall häufig und überall bewundert (Dieffenbach 2, 56; Cook 1. R. 3, 58). Auf Tonga gab es Nacht- und Tagtänze, ferner Rudertänze, bei welchen jeder Mittanzende ein Ruder in der Hand hielt und die von Riva nach Tonga gekommen sein sollen (Mariner 2, 332; Cook 3. R. 1, 279). Auch obscöne Tänze waren vielfach verbreitet, doch waren sie in derbster Form verhältnißmäßig selten (Samoa Turner 211; Neuseel. Taylor 155; Tahiti Mörenhout 2, 128; Paumotu Arbousset 290). Die Weiber tanzten häufig auch allein und auch sie ganze Nächte hindurch (Cook 3. R. 1, 338). — Die Tänzer hatten meist eine eigenthümliche Tracht, und wenn Blumenkränze, namentlich bei den Tänzerinnen, sowie Kopfputz und Halsbänder von geflochtenem Menschenhaar sich von selbst verstehen, so verdient es Erwähnung, daß die Tänzer auf Hawaii um Hand- und Fußgelenke Flechtwerk, reichlich mit Zähnen besetzt (Cook 3. R. 3, 316; Jarves 65), auf Tahiti eine 4′ hohe Mütze trugen, die wie ein Korb geflochten und gleichfalls mit Federn und Zähnen geschmückt war (Cook 1. R. 2, 260). Die Tracht der tahitischen Solotänzerinnen, welche je nach dem Tanze verschieden waren, ist aus den freilich idealisirten Abbildungen in Cooks erster Reise (2, 260) allgemein bekannt.

Ursprünglich war der Tanz eine religiöse Ceremonie (Jarves 65) und fehlte daher auch bei größeren Festen nie, und die Areois, eine religiöse Genossenschaft in Tahiti, durchzogen fortwährend die Inseln, um Tänze, die nur sie tanzen konnten und durften, und welche sehr häufig Kämpfe und andere Erlebnisse der Götter darstellten, aufzuführen (Mörenhout 2, 130). Aber dieser religiöse Charakter war nach und nach zurückgetreten; die Tänze waren nur noch Vergnügungsmittel und so auch meist die der Areois. Aus diesen religiösen Darstellungen hatten sich nun mimische Tänze entwickelt, theils ernster, theils komischer und bisweilen höchst obscöner Art, welche letztere Mörenhout mythologisch deuten will (2, 128; 131). Die komischen Tänze waren nicht ohne Interesse; so sah Banks (Cook

1. R. 265) von einer Gesellschaft Areois eine Darstellung, in welcher die Aufführenden, lauter Männer, in zwei Parteien getheilt waren, deren eine, braun gekleidet, den Herrn und die Diener, die andere, in weißen Gewändern Diebe darstellten. Der Herr gab den Dienern einen Fleischkorb zur Bewahrung, welchen die Diebe mit mannigfacher List zu stehlen suchten, jene aber im Tanze auf die verschiedenste Weise vertheidigten, bis sie schläfrig wurden, sich um den Korb setzten und einschliefen; nun hoben die Diebe die Schlafenden auf und trugen den Korb davon, das Erwachen der Eigenthümer und ihr Suchen nach dem Korb endete die gewiß nicht schlecht erfundene Pantomime. Doch wurde dieselbe oder andere ähnliche Darstellungen auch mit dem Schluß gegeben, daß die Eigenthümer bei ihrer Verfolgung die Diebe erhaschen und derb abprügeln. Solche balletartigen Aufführungen wechselten mit Solotänzen der Weiber jener Areoigesellschaften ab. Der Solotanz einer Paumotuanerin (Messag. de Tahiti Jul. 1864, Arbouss. 353 f.) stellte die Sehnsucht nach dem fernen Geliebten, den Entschluß ihm zu folgen und die Freude des Wiedersehens dar, unter Begleitung eines schönen Liedes gleichen Inhalts.

Anhangsweise mag hier erwähnt werden, daß die Markesaner (Coulter 178) eine ausgebildete Zeichensprache besaßen. Nachrichten in die Ferne, welche rasch verbreitet werden sollten, theilten sie durch eine Art Vocaltelegraphen mit, indem einer das Mitzutheilende laut ausrief, ein anderer in der Ferne den Ruf aufnahm und weiterrief (Melville 1, 144), ganz ähnlich also wie nach Cäsar (de bello gallico7, 3) die alten Kelten verfuhren. Auf Tahiti (Thermann und Bennet 1, 541) dienten Blumen, wie so vielfach im Morgen- und daher im Abendlande zur Verständigung für Liebende, und wandernde Maoris pflegen auf die Blätter der am Wege wachsenden Phormiumbüsche Nachrichten, Lieder, Grüße an andere Wanderer u. dergl. zu schreiben und dann den Busch zusammen zu binden. Andere welche des Weges ziehen, sehen die zusammengebundenen Blätter, öffnen sie und lesen das Geschriebene (Hochstetter 132).

Gehen wir nun zur Poesie der Polynesier über, so haben wir lyrische, epische und sogar dramatische Leistungen zu besprechen. Wir beginnen mit der lyrischen Poesie, nicht weil diese die älteste ist, denn auch hier hat wie überall sich aus den ersten epischlyrischen Ansätzen menschlicher Dichtung zunächst das Epos entwickelt, sondern weil die

Lyrik das ganze Leben dieſer Völker begleitet und umgibt und daher jeder Beobachter derſelben, ſei er Reiſender, ſei er gelehrter Forſcher, zunächſt mit ihr bekannt wird. Bei ſeinem erſten Eintritt in das Leben wird das Kind von Poeſie empfangen, denn die Mütter haben hübſche herzliche Wiegen- und Schlaflieder (Dieffenb. 1, 26 von Neuſeel.); alle ihre Spiele ſind von Liedern, die ſie ähnlich wie unſere Kinder ihre Kinderliedchen dazu ſingen, begleitet (Dieffenb. 1, 262—3; Shortland a 137). Aber auch die Arbeit der Männer iſt ſtets durch Lieder erleichtert und erheitert, man hatte auf Tahiti z. B. Geſänge für die Erbauung eines Hauſes, das Fällen eines Baumes, das Herablaſſen eines Kahnes ins Meer u. ſ. w. (Ellis 1, 200) und ganz ebenſo auf Neuſeeland Lieder beim Pflanzen, beim Laſttragen, beim Rudern, kurz bei allen und jeglichen Beſchäftigungen. Beim Laſttragen und Rudern ſang ein Vorſänger eine kurze Zeile vor, die Arbeitenden ſangen dann nach dem Tempo ihrer Arbeit eine kurze Antwort (Dieffenb. a. a. O.; Shortland a 139 f.). Es verſteht ſich nach alle dieſem von ſelbſt, daß die gewaltigſte Arbeit der Männer, der Krieg, gleichfalls von Geſängen begleitet war. Vor Beginn der Schlachten ſetzte man ſich durch Lieder in die nöthige Stimmung, ja oft geradezu in die wildeſte Wuth und Leidenſchaft. Zur Rache feuerte man ſich durch ähnliche Geſänge an (Forſter Bem. 412; Shortland a 150 f.); Ellis gibt ein längeres Beiſpiel von Tahiti (1, 200 f.), und es läßt ſich nicht verkennen, daß ſie mit außerordentlicher Kraft, in ſtrömender Fülle von Bildern und Worten und wirklich hinreißend verfaßt ſind. Auch ſpöttiſche und neckiſche Gedichte, oft freilich unanſtändig genug, waren über den ganzen Archipel verbreitet (Neuſeel. Thomſ. 1, 164; Baker transact. ethnol. soc. N. S. 1, 48; Samoa Erskine 75; Tonga Mar. 2, 337; Paum. Arbouſſ. 357). Sie hatten eine ſolche Bedeutung, daß es bisweilen über ſie zum Krieg kam. Ehe wir nun über die zahlreichſte Klaſſe der polyneſiſchen Lyrik, über die ethiſchen und erotiſchen Gedichte ſprechen, iſt es nöthig einen Blick auf die metriſche Form und die Vortragsweiſe der Lieder zu werfen. Sehr häufig finden wir in ihnen gar keine metriſche Form und keinen anderen als den gewöhnlichen Rhythmus der Sprache: ſie unterſcheiden ſich dann von der Proſa nur durch Freiheiten in der Wortbildung, durch Ellipſen, ſprungartigen Gang der Gedanken, durch ſeltene Worte und Formen. Nach Parkins (387) bildet der Athem

das Maaß der hawaiischen Poesie: jede Zeile umfaßt nach ihm so viel Worte, als sich bequem in einem Athem aussprechen lassen; was auf das oben Gesagte hinauskommt. Oft aber zeigt sich in den Gedichten ein gewisser Parallelismus der Gedanken, der mehr oder weniger streng durchgeführt war (Baker a. a. O. 47 von Neuseeland; vergl. das gleich folgende tonganische Gedicht). In Tonga indeß, wo auf die meisten Lieder zwar die obige Schilderung paßt, gab es einzelne, welche mit Rhythmus und Reim versehen waren (Mariner 2, 332 f.), auf Neuseeland eine ganze Klasse mit festem Metrum, welches freilich für jeden Satz besonders gestaltet war (Shortland a 156). Wichtig war auch der Unterschied, daß die einen Lieder mit Tanzbegleitung (welche bisweilen unanständig war), die anderen ohne dieselbe gesungen wurden. Die Tanzbegleitung war eine doppelte: entweder war der Tanz die Hauptsache und das Lied, die Musik secundirte nur oder das Lied stand an erster Stelle und die Tanzbewegungen, welche dann meist im Sitzen ausgeführt wurden und nur in Bewegungen des Oberkörpers, der Arme und Finger bestanden, waren untergeordnet. Diese beiden Arten unterschieden sich auch durch die Musik von einander. Gesungen wurden alle polynesischen Gedichte; die mit Tanz aber hatten eine mehr rasche heitere, die anderen eine ernstere langsamere Singweise.

Wie nun die Kinder-, die Arbeits-, die Kriegslieder als bestimmte Gattungen der Poesie angesehen werden und daher ihre besonderen Namen hatten, so zerfällt auch die erotisch-ethische Poesie in zwei Klassen Die eine bilden die Lieder, welche man auf Neuseeland Haka nennt, kurze Strophen, die Abends von den festlich geputzten Jünglingen oder Mädchen, welche sich zusammen vergnügen wollen, abwechselnd gesungen werden, indem der Chor der übrigen einen Refrain singt von Silben ohne Bedeutung, ja oft nur von unartikulirten heftig hervorgestoßenen Gutturaltönen und den Gesang mit jenen Tanzbewegungen begleitet. Der Inhalt ist meist erotisch, oft sehr leidenschaftlich; doch singt man auch Spottgedichte in dieser Form. Die zweite Klasse umfaßt die lyrischen Gedichte, welche ohne Tanzbegleitung, in ernsterer Melodie und festem Metrum von einer oder mehreren Stimmen gesungen werden. Sie heißen auf Neuseeland Waiata und drücken ernstere Empfindungen oft moralischer Art, Betrachtungen, Freundschafts-, auch wohl Liebesgedanken aus, letztere aber immer in ruhigerer ernsterer Weise (Shortland a, 146 f.; 156 f.). In Ton-

ga ſcheidet man von gewöhnlichen Liedern Lieder in der Niva- und in der Samoaweiſe ab, welche letztere den Hakas der Neuſeeländer, erſtere den Waiatas etwa gleichſteht (Mariner 2, 332 f.). Eine beſondere Unterabtheilung, welche man auf Neuſeeland zu den Waiatas rechnet, (Shortland a, 156 f.) ſind die Tangi, die Klage- oder Trauerlieder, welche theils beim Abſchied von geliebten Perſonen oder bei ihrem Tod oder ſonſt bei traurigen Veranlaſſungen gedichtet und geſungen werden. Auch der Noth des Vaterlandes galten ſie bisweilen (Baker transact. ethnol. soc. N. S. 1, 48; Beiſpiele von Neuſeel. bei Shortl. a. a. O.; Davis; Hochſtetter 520 f.; von Hawaii Ellis 4, 178; Tahiti 1, 199). Sie ſind oft von großer Innigkeit und Zartheit, oft von großer Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit und gehören jedenfalls zu den ſchönſten Blüthen der polyneſiſchen Poeſie (Vgl. ferner Thomſ. 1, 164 f.; Tayl. 126 f. Paum. Arbouſſ. 353).

Die Dichter ſchätzte man hoch; auch Dichterinnen finden ſich in Neuſeeland (Hochſtetter 508 f.) und überall gab es einzelne namhafte Dichter, die man hoch ehrte, auch wenn ſie von niederem Stande waren. Auf Tonga zogen ſie ſich um ihre Gedichte zu machen, oft in die einſamſten und ſchönſten Gegenden (für deren Reize ſie ſehr empfänglich ſind) zurück und mit dem Gedicht ſchufen ſie zugleich die Singweiſe deſſelben (Mar. 2, 336; Jarves 61). Mariner nennt zwei Dichter mit Namen, deren einer nur ſcherzhafte, der andere nur ernſtere Poeſien dichtete — die alſo beide einen freiwillig abgeſchloſſenen Dichterberuf hatten.

Als Beiſpiel wollen wir zunächſt ein Lied von Tonga, wo Liebe und Krieg ſelten, Naturſchilderungen und moraliſche Reflexionen häufig den Inhalt der Poeſie bilden (Mariner 1, 293), in der Nivaweiſe, welches Mariner (2, 378 f.) mittheilt, hier einrücken und zwar in Humboldts Ueberſetzung (3, 457).

1) Wir ſaßen plaudernd über Wawau Tua Liku, da ſprachen zu uns die Weiber:

2) Laßt uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu ſchauen; laſſet uns auf das Zwitſchern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube.

3) Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato. Wir wollen bleiben und vertheilen die uns von Liku One gebrachten Lebensmittel.

4) Wir wollen baden im Meer, dann uns waſchen im

ßen Waſſer Wau Akas, ſalben mit wohlriechendem Oel; wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato.

5) Stehend innbeweglich am Abhang bei Ana Mann ſtarren wir athemlos hinunter in die Ferne des Meeres in der Tiefe.

6) Wie unſer Gemüth ſinnet, rauſchet von den hohen Toabäumen in den Ebenen des Inlands der mächtige Wind zu uns her.

7) Mein Gemüth erweitert ſich, wie ich ſchaue die Brandung in der Tiefe die ſinnlos ſtrebende zu durchbrechen den feſten Felſen.

8) O wie glücklich iſt unſer Weilen hier gegen unſer Weilen auf Mua.

9) Es iſt Abend, laſſet uns gehn zum Orte. Horch! es tönt her von den Sängern! Bereiten ſie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea?

10) Dahin laſſet uns wandern.

11) Sollten wir nicht gedenken unſeres früheren Zuſtandes, als der Krieg noch nicht zerriſſen hatte unſer Land?

12) Wehe! ein furchtbar Ding iſt der Krieg. Schauet hin! Wüſt iſt das Land und getödtet grauſam der Menſchen Menge.

13) Wohnſitzlos ſind die Häuptlinge, ſchleichen nicht mehr einſam beim Mondlicht zu ihren Geliebten.

14) Brechet ab euer Sinnen! Es ſind Wünſche! In Krieg iſt unſer Land.

15) Das Land Fidſchi hat hergebracht den Krieg in unſer Land Tonga; nun müſſen wir handeln wie ſie.

16) Laſſen wir fahren das ſchwermüthige Sinnen! Morgen vielleicht ſind wir todt.

17) Wir wollen uns bekleiden mit der Tſchikula, anlegen die Tapa, die Stirn ſchmücken mit vollen Iiale-Kränzen und den Hals umwinden mit weißen Huniblumen, zu zeigen unſere Sonnenbräune.

18) Höret das Preiſen des Volkes.

19) Zu Ende gehet der Tanz und ſie vertheilen das Mahl unſeres Feſtes. Laſſet uns morgen zum Wohnort kehren.

20) Die Männer ſind begierig auf uns, bitten um unſere Blumenkränze; die Worte ihrer Schmeichelrede lauten alſo zu uns:

21) Schön ſind unſere Frauen von Liku, reizend iſt ihre ſon-

neugebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matalolos und Weibuas; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns wandern dahin.

Humboldt nennt das Gedicht, das so wörtlich als möglich übersetzt ist, ein höchst liebliches; man wird diesen Ausdruck nicht übertrieben finden, auch nicht erstaunen, wenn Ellis von außerordentlich schönen Liedern auf Tahiti spricht. Er erzählt von einem Klaggesang auf den Tod eines einzigen Sohnes, welcher schloß (1, 199):

Dicht fallen Regentropfen aufs Antlitz der See,
Nicht Regen; Thränen sinds des Oro.

In einer neuseeländischen Sage (Grey a 15) heißen die Thautropfen Thränen des von der Erde gewaltsam getrennten Himmels, die Nebel Seufzer der Erde; man fühlt wie durch jene mythologische Beziehung das tahitische Klaglied erhoben und verklärt wird.

Die Fabeln, welche wir aus Polynesien haben, stammen von Neuseeland (Taylor 134) und von Samoa. Die neuseeländischen sind kurze Zwiegespräche zwischen einzelnen Thieren, in welchen das denselben Eigenthümliche hervorgehoben, das für sie passende und nicht passende ans Licht gestellt wird. Die samoanischen sind ähnlich: doch erzählen sie mehr wie unser Thierepos, indem sie die Thiere und Pflanzen allerhand Erlebnisse durchmachen lassen, um einzelne Züge ihrer Natur zu erklären. Eine Moral ist häufig wohl in ihnen enthalten, häufig aber auch nicht. So ruft in einer Maorifabel die Eidechse der Ratte zu, sie sollte zum Fruchtsammeln auf die Bäume mit ihr steigen, was aber die Ratte ablehnt, denn, so schließt die Fabel (Tavis 188), „diese beiden Leute, Ratte und Eidechse, gehören auf die Erde, es paßte nicht für sie Bäume zu ersteigen; und das soll das Zwiegespräch zeigen." Früher hatte, erzählt eine samoanische Fabel, die Ratte Flügel, die Fledermaus aber keine; die Ratte borgte sie ihr und bekam sie nicht wieder; welche Fabel geradezu sprichwörtlich geworden ist. Die wilde Banane, lautet eine andere, besiegte die anderen Bananenarten: daher trägt sie allein ihre Früchte aufrecht (Turner 251). — Auch Räthsel hatte man in Samoa: ein Mann steht vor der Thür mit einem Bündel auf dem Rücken — gemeint ist die Banane mit ihrer Fruchttraube. Es steht ein Mann zwischen zwei gefräßigen Fischen: die Zunge zwischen den Zähnen. Vier Brüder sind es, die ihren Vater tragen: der Kopfschemel mit seinen vier Fü-

ßen. Ein Mann ruft fortwährend Tag und Nacht: die Brandung. Wer verläßt den Wald klein und kommt groß zur Küſte? der Papiermaulbeerbaum, aus deſſen Rinde Tapa gemacht wird; u. ſ. w. (Turner 216 nach dem samoan. reporter). Hier ſchließen ſich enge ihre Sprüchwörter an, welche bisweilen ſelbſt räthſelartig — z. B.: „o Sklave eines doppelten Wachsthums, des Aufblühens, des Verblühens", ein Maoriſprüchwort bei Shortland a, 181, 8 den Menſchen bezeichnend — oder fabelartig ſind — z. B. Grey b, 13: „ein fauler Hund bleibt ſo dicht beim Feuer liegen, daß ihm der Schwanz anbrennt; ebenſo machts mancher faule Menſch." Die Reihe von Sprüchwörtern ferner, welche Grey eb. 11. als Zwiegeſpräch zwiſchen Hai und Eidechſe anführt, ſind geradezu eine Fabel, welche indeß zurückgeht auf alte Mythologeme: denn im Mythus von der Erſchaffung der Welt (derſ. a, 1. Erzählung) kommt ganz daſſelbe vor, nur als Zwiegeſpräch zweier Götter.

Die Grey'ſche Sammlung von Maoriſprüchwörtern iſt ein höchſt intereſſantes und äußerſt reichhaltiges Buch. Es enthält alle vier Arten polyneſiſcher Spruchweisheit: hiſtoriſche oder poetiſche, d. h. aus Gedichten entnommene Sprüche, allgemeine Weisheitslehren und eine Reihe von ſtehenden Redensarten abergläubiſchen Inhalts. Eine Reihe ſolcher Sprüche wollen wir hier anführen und zwar zunächſt aus Taylor (126 ff.), Shortland (a 176) und Hochſtetter (518). Die Spinne verbirgt ſich im Netz und der Gedanke im Herzen. Zu Hauſe Muſchel, in der Fremde Papagei (der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande). Die Hand iſt flach, der Schlund tief (von einem der viel ißt und wenig arbeitet). Tapferkeit im Krieg hat unſicheren Erfolg, aber Fleiß im Landbau hat ſicheren Lohn. Der Hund leckt die Hand, die ihn ſchlägt; der Mann züchtigt ſie. Unkraut jäten iſt ſchwer. Der Weg nach Hawaiki iſt abgeſchnitten. Fremde Speiſe iſt Gaumenkitzel; ſelbſterworbene macht ſatt. Die folgenden ſind aus Grey: S. 3: Der Menſch iſt nicht wie ein Tibaum, der abgehauen, wieder aufſproßt), S. 4. Die Gabe iſt klein, doch Liebe gab ſie. 8: zweimal acht iſt ſechszehn, (wie unſer zweimal zwei iſt vier). 12, vergl. 17: Was liegt daran ob er häßlich iſt oder nicht? er iſt der Sohn des großen Fürſten Auripo. 13: Ein feiger Hund nimmt den Schwanz zwiſchen die Beine. 19: Beim Pflanzen ſind die Freunde rar; iſt die Ernte herein, ſo kommen ſie ſchaarenweiſe. 25: Ein Fruchtbaum, der

in einem Misthaufen wächst, gedeiht. 33: Im Frieden sei treu, im Krieg tapfer. 41: Das Holzstück hat den Künstler nichts vorzuschreiben: er macht daraus was er will. 51: Handle wie ein Mann, nicht thöricht, nicht hartnäckig. 58: Ein Haus voll Leute ist voll von Meinungen. Bist du etwa Tawhaki? spöttisch, wie wir den Großmogul anführen. Tawhaki ist ein Hauptheld polynesischer Mythologie. 59: Sie sind verschwunden wie der Moa (Dinornis, Palapteryx). Wie der Moa von Luft leben (der Moa stand immer auf einem Bein; er hatte den Schnabel offen, man glaubte er lebe von Luft). 18: Der Koromiko war der Baum, mit dessen Holz man den Moa kochte. 74: der Moa trat den Ratabaum nieder (was in der Jugend verdorben ist, wird ebenso wenig wieder gut, wie ein vom Moa niedergetretener junger Ratabaum). 61: Weiber und Krieg sind die zwei Klippen der Männer.*) 67: Kannst du mit einem Stock die Sterne vom Himmel holen? d. h. kannst du einen vornehmen Fürsten gefangen nehmen? Wie auch in der oben erwähnten Höflichkeitssprache die Fürsten und ihr Besitz mit dem Himmel und den himmlischen Erscheinungen identificirt werden und z. B. der Kahn der tahitischen Könige stets „Regenbogen" heißt. Man denke auch daran, daß nach dem Tode die Fürsten sich in Sterne verwandeln. 83: Der großäugige Tangaroa sieht dich überall. 91: Eine Menge Sterne stehen am Himmel aber eine sehr kleine Wolke bedeckt viele.

Es ist schwer, sich von diesem höchst interessanten Material zu trennen, und unsere Auswahl beweist schon, daß Greys Sammlung für den Charakter, die geistige Fähigkeit und die Geschichte der Neuseeländer unendlich wichtig ist.

Von den mythologischen Sprüchen wollen wir nur zwei anführen Grey S. 43: die Männer sind nach Wiwi und Wawa, d. h. in alle Winde zerstreut. Wiwi und Wawa, welche auch sonst sprüchwörtlich erwähnt werden (z. B. 63; 64) sollen zwei Inseln sein, welche die Vorfahren der Maoris vor ihrer Einwanderung nach Neuseeland zu besuchen pflegten. S. 50. Denk, wie es Rona ging, weil sie dem Mond fluchte. Rona (Davis 165) wollte im Mondschein Wasser holen: der Mond indeß trat hinter eine Wolke, so daß sie strauchelte. „Verfluchter Mond, rief sie, kannst du nicht scheinen"?

*) So heißt in einem Märchen der Malgaschen (dieses Werkes 2ter Band S. 444 A.) die schöne Königstochter Ifhali, d. h. Streit.

Darüber wurde der Mond böse, stieg vom Himmel und verfolgte sie. Rasch erstieg sie einen Baum, welcher am Strome wuchs: doch der Mond grub ihn aus und nahm ihn sammt der darauf sitzenden Rona mit sich zum Himmel empor. Noch heute kann man sie im Mond auf dem Baume sitzen sehen.

Zwischen epischer und lyrischer Poesie stehen die kleinen Strophen und Lieder, welche die Polynesier auf jedes beliebige Ereigniß sofort improvisiren, kürzer oder länger, meist aber nur zweizeilig. Diese kurzen Gedichtchen verbreiten sich ungemein rasch und werden lange Jahre festgehalten, als historische Ueberlieferung, ja als endgültiger Beweis für irgend etwas Geschehenes. So hörte Ellis (1, 203) noch einen solchen Vers 1822, der während Bligh's Aufenthalt entstanden war:

Solch einer ist ein Dieb und Tareu ist ein Dieb,
Stahl die Boje dem Bligh.

Andere Beispiele stehen bei Cook (1. R. 2, 203) und bei Forster (Bemerk. 407), wo ein solches Liedchen, welches die jungen Mädchen im Mondschein sangen, lautet:

Das Licht vom Monde,
Das Licht hab ich gern.*)

Und ein anderes ebendaselbst:

Vielleicht befreundete dieser Mond
den Banks, der her zu seinen Freunden kam.

Doch hatte man auch größere Gedichte der Art, wie z. B. auf Neuseeland die Einführung der Batate (Dieffenb. 2, 47) und ähnliche Ereignisse besungen waren und wie man auf Hawaii eine ganze Reihe solcher historischer Lieder hatte, welche früher im ganzen Volk durch mündliche Ueberlieferung verbreitet waren, jetzt aber durch die Regierung der Inseln aufgezeichnet und aufbewahrt sind (Jarves 61). Ein ganz eigenthümliches balladenartiges Gedicht, den Gesang eines Geistes, der von seiner Reise ins Land der Seligen zu sprechen scheint gibt Davis 168 und bei Ellis 4, 282 haben wir einen ähnlichen hawaiischen Gesang, welcher die Lebens- und Familienschicksale eines Hawaiers besingt. Er gehört eigentlich schon ganz zu der Gattung der Poesie, zu der wir jetzt übergehen, zum Epos.

Die epische Poesie dieser Völker übersieht zwar Meinecke (104)

*) Forster übersetzt „das Wölkchen im Monde"; allein sein uwa kann kaum etwas anderes sein, als tahit. ao Tag Licht Wolke, nach Hale s. v. ao ursprünglich Himmel. Dann aber liegt hier die Bedeutung Licht näher.

wunderbarer Weiſe ganz wenn er behauptet, außer ihrer Lyrik hätten ſie keine Literatur. Und doch gilt wenn irgendwo ſo gewiß bei ihnen Leſſings Ausſpruch, daß unter jedem Himmelsſtrich Dichter geboren werden. — Zunächſt gehören hierher die uralten mythologiſchen Gedichte, welche auf allen Gruppen verbreitet, zum Theil aber in ſo alterthümlicher Sprache abgefaßt waren, daß ſie nur die Prieſter und kaum dieſe verſtanden. Der Inhalt derſelben betraf meiſtens die Erſchaffung der Welt, der Menſchen; dann die älteſten Thaten der Götter, ihre Kämpfe, die Einrichtungen, welche ſie auf der neubevölkerten Erde trafen — wie z. B. die Areois auf Tahiti (Mörenhout 1, 485 f.) eine Menge dergleichen Lieder hatten, worin die Einrichtung ihrer Geſellſchaft durch die Götter erzählt wurde (Neuſeeland Dieffenbach 2, 57; Tahiti Mörenhout 1, 419; Tonga Mariner 2, 336). Wir haben im vorigen Band (2, S. 205) Bruchſtücke eines ſolchen Liedes von Tahiti gegeben, welches als Probe dienen mag; die ganze Auffaſſung iſt großartig, ja erhaben. Reſte dieſer mythologiſchen Lieder oder wenigſtens nahe verwandt mit ihnen ſind die Zauberformeln, welche Shortland a 111 f. u. 121 f. von Neuſeeland mittheilt, welche ähnlich gewiß überall exiſtirten, gegen Zahnweh, gegen Brand, für guten Wind, für Sieg u. ſ. w., dann für Neugeborene u. dergl.

An dieſ mythologiſchen Lieder ſchließen ſich nun ächt epiſche Geſänge an, welche die Thaten der Ahnen zum Inhalte hatten (z. B. Grey a, 245). Da dieſe Geſänge aber in der Form der Proſa ſehr nahe ſtanden, ſo ſind ſie gar bald in proſaiſche Erzählungen übergegangen, welche noch heut zu Tage überall in Polyneſien erzählt werden.

Die vollſtändigſte Sammlung dieſer epiſchen Erzählungen polyneſiſcher Völker haben wir aus Neuſeeland. Grey hat das Verdienſt ſie geſammelt zu haben und er war freilich wie kein anderer im Stande, eine ſolche Sammlung zu machen; war er doch Gouverneur und hatte er doch bei und trotz ſeiner Stellung das volle Vertrauen auch der Maoris, daher er denn mehr von dieſen heiligen und oft aus religiöſer Scheu und Abneigung gegen die Fremden geheim gehaltenen Mythen und Sagen erfuhr, als irgend ein Anderer (Grey a X). Leute aus allen Enden des Landes erzählten ihm, oft der eine von dorther den Anfang, der andere aus ganz anderer Gegend den Schluß derſelben Erzählung (IX); ſie waren alſo im ganzen Lande bekannt. Wenn nun Grey ſelber (XI) dieſe Ueberlieferungen kindiſch, ihren

Inhalt absurd nennt, so können wir dies Urtheil unmöglich billigen. Freilich sagt er selbst, daß der poetische Werth dieser Erzählungen nicht unter dem altgermanischer oder altkeltischer stehe; allein man kann mit Fug und Recht behaupten, daß sie den indischen, ja den altgriechischen Mythen und Sagen inhaltlich vollkommen ebenbürtig sind, und daß man natürlich immer auf polynesischem Boden steht und daß daher manches Rohe, manches Wüste mitunterläuft. Allein man bedenke, wie auch die griechischen, die deutschen Sagen uns in einer Gestalt überliefert sind, wie sie eine spätere verfeinerte Zeit nach mannigfacher Umänderung erzählte. Und wenn sich in den polynesischen Mythen die Blutrache in der ärgsten Gestalt zeigt und selbst Anthropophagie in diesen Sagen vorkommt, so zeigt sich auf der andern Seite als durchaus charakteristisch für die ganze Sammlung die innigste Familienanhänglichkeit: eine geliebte Schwester, Mutter oder auch Gattin zu suchen wird die Erde durchwandert, die Unterwelt durchsucht und selbst der Himmel erstiegen. Ferner zeigt sich darin eine Zartheit und Innigkeit der Empfindung, welche dem besten der Poesie vieler anderer Völker nichts nachgibt, eine Reinheit und Sicherheit der Zeichnung, eine Kraft und Größe der Phantasie, die den Leser fortwährend in reinem poetischem Genuß hält, den einzelne besonders überraschende tiefere Anschauungen nur erhöhen. Martins Behauptung, die Polynesier hätten zwar Witz und Nachahmungstalent, aber keine Phantasie (303) wird durch Greys Sammlung, welcher möglichst wortgetreu nacherzählt hat (XI), vollständig widerlegt. In ethnologischer wie ästhetischer Beziehung halten wir diese Erzählungen für unschätzbar, und wenn wir ihren hohen Werth hier selbstverständlich nicht erschöpfen können, so mag doch noch gesagt werden, daß sich die Maoris in ihnen als geistig höchst begabt und von großer Gemüthstiefe zeigen; daß sie bei einem Volke in dieser Abgeschlossenheit und Kümmerlichkeit des Lebens eine geradezu einzige Erscheinung sind, welche nur dadurch sich erklärt, daß einst die Maoris höher standen und ein reicheres Leben hatten als zur Zeit der Entdeckung. Diesem unglücklichen Einfluß, einmal der Naturumgebung, dann aber auch der mangelhaften Entwicklung der Sprache, die sich in der großen Einförmigkeit der Verhältnisse nicht weiter entwickeln konnte, ist es auch zuzuschreiben, daß in Neuseeland und überhaupt in Polynesien kein Homer aufgetreten ist, der die verschiedenen Elemente der Sage zu einem größeren Epos umschuf: an und

für sich würden sie dazu vollkommen geeignet und bedeutend genug sein. Auch ist zu bedenken, daß bis auf die neueste Zeit dies alles durch mündliche Ueberlieferung sich vererbt hat. Und so sagt Ellis (1, 330 f.): „ich habe oft bei Anhörung ihrer Sagen und Mythen gedacht .... daß, wenn die Tahitier Schrift gehabt hätten, ihre Mythen ihnen reiches Material zu Legenden geliefert haben würden, welche an Glanz der angewandten Mittel und an Großartigkeit der Ausführung der glänzenden Mythologie der Orientalen sich hätten an die Seite setzen lassen. So roh ihre Sagen auch sind, in den gigantischen Thaten die sie erzählen und in den kühnen und reichen Schilderungen die sie enthalten, weht doch ein Zug von Poesie welcher zeigt, daß das Volk keine minder begabte Phantasie besitzt." Der Mangel an Schrift ist nicht die Haupturſache der stehen gebliebenen Entwicklung; aber was Ellis sonst sagt, gilt von allen Polynesiern und zwar im reichsten Maaße.

Denn ähnliche ja oft ganz dieselben Erzählungen wie in Neuseeland, wo sie zunächst vor der Weltschöpfung, dann hauptsächlich von der Auswanderung aus Hawaiki und den Abenteuern der einzelnen Stammhelden handeln, finden sich durch ganz Polynesien, ganz besonders reich aber wieder in Tonga und Samoa. Wenigstens sind wir von diesen Inseln durch Mariner, Turner (245), Walpole, Hale u. andere besonders genau unterrichtet. Dieselben Eigenschaften, welche die Poesie der Maoris auszeichnen, finden sich dort wieder, so daß wir sehen, diese Vorzüge sind Eigenthum des ganzen polynesischen Stammes. Seit 2000 Jahren meint Grey XII., welcher Zahlenangabe wir ohne zu weit zu greifen noch weitere 1000 Jahre ruhig zufügen können, werden diese Mythen auf allen Inseln erzählt, und noch heute haben sie ihre Lebenskraft, ihre rein menschliche Geltung nicht verloren.

Einige solcher Legenden und Sagen müssen wir zum Beleg des Gesagten hersetzen.*)

Folgenden Tongamythus erzählt Mariner 2, 129—134:

Im Himmel wohnte mit seinen beiden schönen Töchtern der Gott Langi (Himmel). Als dieser einstmals nach Bulotu, dem Wohnsitz der Götter, zu einer Götterversammlung berufen war, ließ er seine

*) Ein außerordentlich schönes Mädchen der Malgaschen siehe Band 2, S. 444.

Töchter vor ſich kommen und ſagte: „ich weiß, daß ihr neugierig ſeid, und meine Abweſenheit gern benutzen möchtet, um nach Tonga hinab zu ſteigen und dort die ſchönen Fürſten zu ſehen und kennen zu lernen. Thut es nicht, denn es würde die ſchlimmſten Folgen haben, wenn ihr hinginget.“ Als ihm nun die Töchter verſprochen hatten zu bleiben, ging er nach Bulotu. Kaum aber war der Vater weg, als die Mädchen untereinander ſprachen: „wir wollen nach Tonga gehen, denn dort erſt wird man unſere himmliſche Schönheit bewundern. Wer aber ſieht uns hier im Himmel an, wo alle Weiber ſo ſchön ſind? darum wollen wir nach Tonga gehen.“ So eilten ſie denn hinab und als ſie die Inſel betreten hatten, ſchmückten ſie ſich aufs herrlichſte mit Blumenkränzen: dann gingen ſie Arm in Arm dahin, wo die Fürſten beim Feſte ſaßen und ſtanden ſchüchtern von fern. Die Jünglinge aber erblickten ſie und erſtaunt von ihrer göttlichen Schönheit ſprangen ſie auf und „mein iſt dies Mädchen“ rief der eine, „mein iſt es“ der andere, und ſo geriethen ſie in heftigen Streit. Immer lauter ward das Getümmel der Zürnenden, ſo daß es endlich die Götter in Bulotu hörten. Erzürnt ſchickten ſie den Langi ab daß er ſeine Töchter zurückriefe und ſie beſtrafe und eilend ſtürmte dieſer nach Tonga. Doch als er ankam, war die eine Tochter ſchon todt, der anderen riß er im heftigen Zorne das Haupt ab und warf es ins Meer. Allein dies ſchwamm weiter und wurde zur Schildkröte; daher Schildkröten zu eſſen ein Frevel gegen die Götter wäre.

Es mag nun eine neuſeeländiſche Erzählung aus Davis (179—187) folgen, welche ſchon dadurch ſehr merkwürdig iſt, daß ſie mit allbekannten indogermaniſchen Sagen große Aehnlichkeit hat.

O laß mich weinen!
Laß mich ausſprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka;
Sieh, das Jahr iſt lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr iſt dein.

Die Männer waren geboren, der ältere und der jüngere Bruder; aber ſie hatten weder Vater noch Mutter, weder Stamm noch Wohnort. Der Name des Jüngeren war Waihuka und der Name des älteren Bruders war Tuteamoamo. Der jüngere Bruder freite ein Weib, Namens Heneitekakara, ein ſehr ſchönes Weib, ſehr ſchön in Wahrheit. Der ältere Bruder wurde neidiſch und ſagte „mein

jüngerer Bruder hat dies schöne Weib davon getragen; was muß ich thun, um sie für mich zu gewinnen"?

Der ältere Bruder dachte nach und fand ein Mittel, den jüngeren Bruder los zu werden, wenn sie zum Fischfang in See führen. Deshalb sagte er zu seinem Bruder: „laß uns zwei ausgehen und Fische fangen", und sein Bruder stimmte zu. Sie ruderten nun weit hinaus, bis die Küste außer Sicht war und sie kein Land mehr sahen. Der jüngere Bruder saß vorn im Schiff, der ältere hinten. Der Anker war herabgelassen, der Köder befestigt und die Angelschnur ausgeworfen. Sie fischten lange, und jeder fing hundert Fische, lauter Wapukus. Als ihre Kähne schwer geladen waren, gedachten sie der Heimkehr. Der ältere Bruder aber hielt an der Absicht fest die er im Herzen sich ausgedacht hatte, seinen Bruder zu tödten und dessen Weib für sich zu nehmen. Der ältere Bruder sagte nun: „zieh den Anker empor in unser Schiff." „Ich kann nicht, antwortete der jüngere Bruder, der Anker ist zu groß". Der ältere Bruder sagte: „zieh ihn dennoch empor." „Ich bring es nicht fertig" sagte der Bruder. Der jüngere Bruder zog an der Leine und machte den Versuch den Anker zu heben, aber er lag unbeweglich am Seegrunde; und er rief aus: „ich kann ihn nicht emporbringen, komm du und zieh ihn heraus." Der ältere Bruder erwiderte: „tauche doch und mach ihn los." „Tauche du selber" war die Antwort des Bruders. „Nein tauche du" sagte der ältere Bruder und ein Streit entstand, wer nach dem Anker tauchen sollte. Zuletzt erreichte der ältere Bruder seinen Wunsch; der jüngere sprang in die See um nach dem Anker zu tauchen. Als er im Wasser und nicht mehr sichtbar war für das Auge seines Bruders, schnitt dieser das Ankertau ab und setzte das Segel bei.

Als der Kahn von dem Ankerplatz sich entfernt hatte, tauchte der jüngere Bruder auf und rief: „komm mit dem Kahn zu mir hierher." Da nahm der ältere Bruder die Kleider des jüngeren, warf sie ins Meer und rief: „deine Kleider da brauche doch als Kahn." Der jüngere Bruder rief wieder: „bring den Kahn hierher." „Nimm dies für den Kahn" sagte der ältere, und warf ihm seine Decken in die See. „O laß mich in den Kahn" rief der jüngere Bruder. Aber der ältere Bruder warf ihm alle seine Habe nach und nach zu und rief: „das soll dein Kahn sein" — die Angelschnur, den Taupflock, das Ruder und den Ausleger. Der jüngere Bruder

ſchwamm nun auf der See und gedachte bei ſich wie er entkommen könnte. Er betete zu den Göttern und dann rief er die Vögel an indem er ſagte: „o Toroa, bring mich ans Land"; aber der Vogel antwortete nicht. Dann ſagte er: „o Karoro, bring mich ans Land! o Kawau, bring mich ans Land." Aber ſie hörten nicht auf ihn.

Dann rief er die Fiſche des Meeres an und keiner von den Fiſchen hörte auf ihn außer dem Walfiſch, denn der Walfiſch war ein Vorfahre von ihm, indem er das heilige Thier Tiniraus, des großen Fürſter dieſer Welt war. Kaum hatte er daher geſagt: „o Walfiſch bring mich ans Land," ſo kam der Walfiſch herbei, ſetzte ihn auf ſeinen Rücken und brachte ihn ans Ufer.

Der ältere Bruder ſegelte vorwärts, bis er ans Land kam und als er ausſtieg, kam die Frau aus ihrem Hauſe und da ſie ihren Mann nicht ſah, ſagte ſie: „wo iſt dein jüngerer Bruder"? „In einem anderen Kahn" war die Antwort. Die Frau dachte, ihr Mann wäre todt; denn plötzlich wurde ſie ſo traurig und ſie ging in ihr Haus um zu weinen. Abends kam der ältere Bruder an ihre Hausthüre und rief: „Heneitekakara, ſchieb den Riegel von der Thür zurück." Und die Frau antwortete:

O laß mich weinen!
Laß mich ausſprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka;
Sieh das Jahr iſt lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr iſt dein.

Die Frau grub, als ſie dies ſagte, ein Loch in die Erde um zu entfliehen und ſie hatte es ſchon bis an ihren Gürtel gegraben.

Nach einer Weile rief der ältere Bruder wieder: „Heneitekakara, ſchieb den Riegel von der Thür."

Und die Frau erwiderte:

O laß mich weinen!
Laß mich ausſprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka,
Sieh das Jahr iſt lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr iſt dein.

Die Grube ging ihr nun bis an die Schultern. Nach einer Weile rief er wieder, aber die Frau gab ihm keine Antwort und als er die Thür aufbrach, ſieh, da war ſie weg.

Als die Frau entflohen war, irrte ſie an der Küſte umher und

suchte die Leiche oder das Gebein ihres Mannes, denn sie dachte, er wäre todt. Da sah sie einen Albatroß und sagte zu ihm: „hast du irgendwo hier einen verwesenden Körper gesehen?“ Der Vogel antwortete: „Nein.“ Dann sah sie den Kawau, den Kakoro und viele andere Vögel und sagte zu ihnen und zu den Fischen des Meeres: „habt ihr irgendwo hier einen verwesenden Körper gesehen?“ „Wir haben nichts gesehen“ antworteten sie alle. Da sah die Frau einen Walfisch und fragte dasselbe und der Walfisch antwortete: „er ist dort am Land.“ Da ging die Frau dahin, wohin sie der Walfisch beschieden hatte, und fand ihren Mann daselbst sitzen und sie fiel ihm um den Hals und sie weinten mit einander. Als sie aufgehört hatten zu weinen sagte der Mann: „laß uns zu unserem Hause gehen.“ Sie gingen zu ihrem Hause und als sie eingetreten waren, weinten sie wieder heimlich, so daß der ältere Bruder ihre Klagen nicht hören konnte.

Dann nahm Waihuka seinen Kamm, kämmte sein Haar und schmückte es mit Federn. Dann nahm er seine besten Kleider, welche er anlegte, ergriff seine beste Lanze und sagte zu seinem Weibe: „schwing ich sie gut?“ „Ja“, sagte sein Weib. Da legte er die Lanze nieder, nahm seine Keule und indem er sie schwang, sagte er: „wie nun, seh ich gut aus?“ „Leg diese Waffe weg“ war die Antwort. Dann nahm er sein Messer und sagte: „sieh mich an, seh ich damit gut aus“? „Nein, schlecht“, sagte die Frau. Da ergriff er wieder seine schöne Lanze, und wie er nur die Erde damit berührte, da regte sich das Eisen und Heneitekakara sagte: „jetzt machst du's recht. Wenn du so thust, so wird dein älterer Bruder dir unterliegen.“

Zur Abendzeit, als es kühl wurde, kam Tuteamoamo an die Hausthür und sagte: „Heneitekakara, riegel auf, riegel auf.“ „Komm herein, Tuteamoamo“ sagte Heneitekakara. Tuteamoamo trat hinein, aber sein jüngerer Bruder sprang vor und durchbohrte ihn. So, das ist das Ende.

Die Entstehung des Brodbaumes erzählte man in Tahiti so (Ellis 1, 68 f.): Zur Zeit eines gewissen Königs, da das Volk noch rothe Erde aß, hatte ein Mann und seine Frau einen einzigen Sohn, den sie zärtlich liebten. Der Knabe war zart und schwächlich, und eines Tages sagte der Mann zu seiner Frau: „unser Sohn thut mir leid, er verträgt nicht die rothe Erde zu essen. Ich will sterben und Speise werden für unsern Sohn.“ Die Frau sagte: „wie willst du

Speise werden?" Er antwortete: „ich will zu meinem Gott beten, er ist mächtig und wird mir Kraft geben es zu thun." Also ging er hin zu seinem Hausgott und trug diesem seine Bitte vor. Er erhielt eine günstige Antwort und am Abend rief er sein Weib zu sich und sprach: „ich werde jetzt sterben; wenn ich todt bin, nimm meinen Leib, zertheile ihn, pflanze mein Haupt an eine Stelle, mein Herz und meinen Magen an eine andere; dann geh ins Haus und warte. Wenn du dann einen Ton hören wirst, zuerst wie von einem Blatte, dann wie von einer Blume, darauf von einer unreifen Frucht und endlich wie von einer reifen vollen Frucht, welche zu Boden fällt, so wisse, daß ich es bin, der ich Speise geworden bin für unseren Sohn. Bald darauf starb er. Sein Weib gehorchte seinen Weisungen, indem sie den Magen, wie er gesagt, beim Hause pflanzte. Nach einer Weile hörte sie ein Blatt fallen, dann die langen Blüthenhüllen, dann eine kleine unreife Frucht, darauf eine ausgewachsene reife. Unterdessen wurde es Tag, sie weckte ihren Sohn, nahm ihn mit hinaus und sie sahen einen großen schönen Baum mit breiten, glänzenden Blättern bedeckt, und beladen mit Brodfrucht. Sie ließ ihn mehrere Früchte sammeln, die ersten dem Hausgott und dem Könige bringen und keine rothe Erde mehr essen, sondern die Frucht des Baumes, der vor ihnen wuchs, rösten und essen.

Diese Erzählungen halten die Polynesier, wie ihre gesammten literarischen Erzeugnisse, selbst sehr hoch. In ihren Gesprächen kommen stets Anspielungen auf dieselben und sprüchwörtliche Redensarten die aus ihnen genommen sind vor und gar nicht selten führen sie Stellen aus ihnen als Beweis an bei streitigen Punkten, die sofort als strenger Beweis anerkannt werden (Ellis 1, 203). In einer religiösen Disputation, welche öffentlich zwischen katholischen und protestantischen Missionären abgehalten wurde, um die Neuseeländer selbst über den Werth der beiden Lehren entscheiden zu lassen, trug der Protestant den Sieg davon, weil er einige Maorisprüchwörter geschickt einzuflechten verstand (Shortland a, 177). Auch bei Rechtsstreitigkeiten machen sie es oft so und Grey (VII) war gerade deßhalb genöthigt, ein besonderes Augenmerk auf ihre Sagen zu richten und kam so dazu, sie zu sammeln. — Neben diesen ernsten, epischen Erzählungen pflegten und pflegen sie auch sonst sich gern durch Erzählungen zu unterhalten, oft aus dem Stegreif, wo sie dann ernstes, schreckliches, komi-

sches oft auch nicht sehr dezentes, oft aber auch sehr anmuthiges vorbringen. Gute Erzähler sind sehr beliebt und daher sehr gesucht (Mörenh. 2, 81). Erfinderisch und phantasiereich sind sie in hohem Maasse. In Tonga bilden häufig Besuche in Bulotu und Schilderungen der Götterheimat, oder erdichtete Reisen ins Land der Papalangi, der Europäer, das mit den tollsten Uebertreibungen, aber oft aufs witzigste geschildert wird, den Inhalt dieser Erzählungen (Mariner 2, 126; 334). Auch den Europäern erzählten sie, anfangs wohl unbefangen, solche Geschichten, womit sie sich zu unterhalten pflegten; als sie aber sahen, daß jene manches davon für baare Münze nahmen, so reizte, sie das immer mehr, da Andere zu necken ihnen große Freude macht und sie erzählten immer ausschweifendere Dinge. Auf solchen Erzählungen mag denn auch folgende tolle Geschichte beruhen, welche Wilson zwar zweifelnd, aber nicht ohne frommen Schauder auf Tahiti hörte (292 Anm.): Cook, so erzählte man ihm, hatte einen großen Affen dort zurück gelassen, den man zum Oberhaupte von Attahuru, einem Distrikte der Insel, machte und ihm ein Weib nebst dreißig Bedienten und Ueberfluß an allen Dingen gab. Man nannte ihn den großen Menschenhund. Als aber sein Weib ihn eines Tages Fliegen, dies verabscheute Ungeziefer, fangen und fressen sah, da ward ihr Abscheu zu groß und sie floh ins Gebirge. Der Affe und seine Diener setzten ihr nach. Allein ein anderer Häuptling begegnete ihnen, und dieser, eifersüchtig auf die Macht des großen Menschenhundes, erschlug ihn.

Daß diese Geschichte, welche nach polynesischen Begriffen fast noch unmöglicher ist als nach unseren, nicht wahr ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber gerade deshalb mußte sie den Hörern witzig vorkommen und gut erfunden ist sie jedenfalls.

In Tahiti zeigen sich denn auch Spuren dramatischer Compositionen noch neben jenen mimischen Tänzen. Meist sind sie komisch und öfters von groteskem Inhalt. So schlug in einem Stück (Forster 409) ein Vater seine Tochter einem Liebhaber ab, das Mädchen aber und der Jüngling begegnen einander in der Nacht, sie entlaufen und in Folge davon erscheint die Tochter gar bald kreißend auf dem Theater. Nach allerhand „Gaukeleien“ kommt das Kind, ein großer Kerl, zur Welt, der sofort mit Nabelschnur und Mutterkuchen, verfolgt von der Hebamme, umherläuft, zu besonderer Ergötzlichkeit der Zuschauer,

bis denn endlich der Vater, durch den Enkel versöhnt, die Heirath zugibt. Es scheint nicht, daß Forster etwas hinzugesetzt hat; die spanischen Berichte von 1775 (Bratring 177) erwähnen ganz ähnliches, indem sie z. B. als Inhalt eines solchen Stückes, die Geschichte einer Tahitierin, deren Mann sehr eifersüchtig ist, angeben. Vieles wird aus dem Stegreif aufgeführt (Forster 403), momentane Satire ist gar nicht selten (Forster eb.) und es war gewöhnliche Sitte, diese auch rückhaltslos über die Häuptlinge zu ergießen (Wilson 480). Nach Mörenhout (1, 134) überwiegt in diesen Vorstellungen mythologischer Inhalt, und so sagt auch Forster, daß auf einer anderen Insel bei Leichenfeiern solche Schauspiele aufgeführt seien; auch hier also hat man denselben Ursprung des Dramas wie überall. —

Auch in der neueren Zeit ist die poetische Fähigkeit der Polynesier nicht erloschen; dieselbe Liederdichtung aus dem Stegreif lebt weiter, Darwins Ankunft auf Tahiti besang ein junges Mädchen in vier improvisirten Strophen, welches die übrigen Mädchen im Chor begleiteten (Darwin 2, 177); Cheever (177) führt ein christliches Gedicht einer hawaiischen Fürstin an und nach Remy ist der Kanaka David Malo der Verfasser der Geschichte von Hawaii, welche z. T. im hawaiian spectator, einer hawaiisch und englisch geschriebenen Zeitschrift 1838 erschienen ist. Auch die Neuseeländer haben eine Zeitschrift in ihrer Sprache, den Maori Messenger.

Die Beredtsamkeit der Polynesier ist gleichfalls nicht unbedeutend und wird in Neuseeland durch eine reiche Bilder- und Geberdensprache, welche die Häuptlinge besitzen — denn Beredtsamkeit ist nur die Sache der Häuptlinge — unterstützt. Durch poetische Anspielungen, Doppelsinniges, Citate u. s. w. werden die Reden oft dunkel und daher schwer verständlich für Fremde (Shortland 169). Und doch sind jene Anspielungen oft wichtig genug, da sie auch in ihren politischen Anschauungen und Forderungen sehr häufig sich auf ihre alten Sagen und Mythen stützen (Grey VII); daher hat sich denn bei den neuseeländischen Reden folgende Form als die gewöhnlichste aller Reden festgesetzt: die Einleitung wird durch Gesänge oder poetische Citate gebildet, dann folgt die Rede in Prosa, auf diese wieder ein poetischer Erguß aus Citaten zusammengesetzt und dann der Schluß.

Auch jetzt noch sind die Maoris tüchtige Redner, daher viele von ihnen Prediger werden (Hochstetter 510) und die politischen Briefe,

welche im letzten Kriege der Maorianführer Thompſon ſchrieb, waren ebenſo beredt als ſchlagend (eb. 497). Auch auf Tahiti blühte die Beredtſamkeit, wie ſie auch auf den Markeſas (Mathias G*** 189) und auf Hawaii (Jarves 61) in hohen Ehren ſtand und viel geübt wurde; nur hat die neuere Geſchichte Tahitis zu ihrer Entwickelung keine Gelegenheit geboten. Doch ſind ſehr viel Tahitier gleichfalls als Miſſionsprediger thätig.

In hoher Blüthe dagegen ſtand die Beredtſamkeit in Tonga und Samoa. Mariner erzählt, daß König Finau, als er der Inſel Vavao den Frieden anbot, eine Stunde lang mit hinreißender Beredtſamkeit geredet habe (1, 178) und die Rede welche der junge Finau hielt, als er ſeinem Vater in der Herrſchaft folgte (Mariner 2, 382; Humboldt 3, 460), iſt gleichfalls durch Form und Inhalt höchſt bedeutend. Denn ſie ſchildert die Segnungen des Friedens und empfiehlt die friedliche Beſchäftigung des Ackerbaues, das ruhige Bleiben im Lande als das Beſte. „Das iſt wahrhaft männliche Geſinnung, ſagt Finau, da wo man ſteht, mit Liebe und Zufriedenheit zu verharren.“ In Samoa ſprachen die Redner in großen Verſammlungen ſtehend, auf einen großen Stab geſtützt, in der Hand einen Fliegenwedel; in kleineren ſitzend. Jeder Redner ſpricht für ſeinen Stamm und ſo herrſchte in der Reihenfolge ihres Auftretens eine ſtrenge Etikette. Die Reden ſelbſt ſind fließend, oft von Beifall unterbrochen oder von anſtändig gemäßigtem Lachen, wenn eine ironiſche Wendung vorkommt (Erskine 73). Auch hier wenden die Redner, wie in Neuſeeland, Allegorien gern und häufig an; ſowie auch hier Anſpielungen auf die Geſchichte des Landes, auf Sagen und Mythen häufig ſind. Sind doch hier die Redner zugleich die Bewahrer der alten Ueberlieferungen, ſowohl für das Land, als für die einzelnen mächtigen Familien, deren jede ihren Redner hat. Ihr Wiſſen iſt geheim und wird vom Vater nur auf den Sohn oder den nächſten Verwandten vererbt. Als Anhaltspunkt für ihre Ueberlieferungen dienen ihnen, wie den Peruanern ihre Knotenſchnüre, gewiſſe äußere Dinge als Geheimzeichen, welche nur die Eingeweihten verſtehen; wie z. B. ein Redner eines der vornehmſten ſamoaniſchen Geſchlechter einen Stab mit verſchiedenen Einſchnitten hatte, welcher ihm den Stammbaum des Geſchlechtes, dem er zugehörte, bezeichnete. (Hood 98). Die Rede eines Häuptlings von Uwea, welche ächt po-

lyneſiſchen Gepräges und den neuſeeländiſchen Reden in ihrer ganzen Art nahe verwandt iſt, gibt Hood 154.

Denn das iſt ein Zug, der durch ihre ganze Beredtſamkeit hindurchgeht, aber auch in ihren ganzen Gedichten ſich findet: ſie lieben ironiſche Wendungen und dieſe Ironie iſt gleichſam bei ihnen verſteinert, indem ſie ſehr häufig, um recht ſtark aufzutragen das Gegentheil von dem ſagen, was ſie meinen. Es hängt dieſer Zug jedenfalls mit ihrer Luſt am Necken zuſammen; ſie necken ſich weit freier und ſcherzhafter als die Europäer untereinander und namentlich Fremde, Europäer ziehen ſie gern auf (Turnbull 297); Spottgedichte waren nicht ſelten bei ihnen und in Samoa hatte jeder vornehme Häuptling angeſtellte Poſſenreißer (Turner 210), welche alle aus ein und demſelben Dorf kommen. Da ſie ſelber tabu ſind, ſo haben ſie die Freiheit die ſich bei Todesſtrafe kein anderer erlauben durfte, das Tabu, welches auf der Perſon der Häuptlinge liegt, durch allerhand zu brechen; ſie dürfen über die Beine der Fürſten wegſchreiten, ihren Herrn beim Eſſen die Speiſen vor dem Mund, um ſie ſelbſt zu verzehren, weg nehmen u. ſ. w. Auch gebraucht man ſie, eben weil ſie tabu ſind zu Boten im Krieg an die feindliche Partei, bei welcher ſie ungehindert Zutritt haben (Hood 102 f.). Auch hatten einzelne Inſeln, wie bei uns viele Städte, ihre beſonderen Beinamen oder Geſchichten, mit denen man ſie neckt; ſo hießen die Tahitier Schildkrötenwürger, weil ſie einſtmals eine in der Schale verborgene Schildkröte hatten mit den Fingern erwürgen wollen; die Huaheiner Scheerenbrater, weil ſie einſt eine Scheere, um ſie zu ſchärfen, im Ofen mitbrieten u. ſ. w. (Ellis 1, 96 f.).

Anhangsweiſe wollen wir gleich hier alles Andere betrachten, was zu den Vergnügungen der Polyneſier gehört, ihre Spiele. Von den Schwimmſpielen, in welchen die Hawaier es den Tahitiern zuvor thaten (Ellis 1, 224) haben wir ſchon geredet. Hierher gehört es auch wenn in Tonga zwei Parteien unter dem Waſſer einen ſehr ſchweren Stein 70 Ellen weit zu einem beſtimmten Ziel wetteifernd ſchleppten, ſo daß die gewannen, welche zuerſt ankamen (Mariner 2, 344); oder wenn in Huaheine ſich drei Männer in ein kleines rundes Schiff ſetzten und dies mit Ruderſchlägen unglaublich raſch ſo lange im Kreis drehten, bis es umfiel (Turnbull 95).

Wettkämpfe im Tanzen, Laufen u. ſ. w. waren häufig (Mö-

renhout 2, 13 f.); aber auch Kampfſpiele hatten ſie vielfach; z. B. Speerwerfen, Ringen, Fauſtkampf, Boxen, Fechten (Ellis 1, 211); 4, 150; Turner 212 f.). Dies letztere wurde auf Samoa oft ſo leidenſchaftlich betrieben, daß es zum Krieg führte; und Wettringen diente in Tonga gar oft in einer Disputation, wo Gründe nicht zur Einigung führten, als letzte Entſcheidung, denn Recht hatte, wer ſiegte (Mariner 2, 8). In Samoa führten meiſt zwei Parteien ein Wettringen auf, nach welchem die beſiegte die Sieger bewirthete. Das Speerwerfen betreiben ſie oft ebenſo (Turner eb.), oft auch ſtellt ſich hier und in Hawaii ein Einzelner den Speerwürfen von mehreren, ja von 6 Männern aus, denen er bloß durch Geſchicklichkeit des Ausweichens entgeht (Ellis 4, 149). Wettſchießen mit Pfeilen, aber ohne eigentliches Zielen, war in Tahiti gebräuchlich, wobei denn junge Leute mit weißen Fahnen anzeigten, wie weit der Pfeil geflogen war. Da aber dies Spiel beſonders heilig war, ſo durften es nur die Fürſten ſpielen und auch dieſe nur, indem ſie eine beſondere Kleidung anlegten, welche ſie vom Marae, dem Tempelplatz, wo ſie für gewöhnlich hing, holen und dorthin zurückbringen, und indem ſie nach dem Spiel ſich durch Waſſer vom Tabu befreiten (Mörenhout 2, 148 f.; Ellis 1, 219). Auch das Ringen war hier ſehr feierlich, ſtets mit Anruf der Götter und großer Ehre für den Sieger verbunden; auch Weiber rangen mit (Ellis 1, 205; 208; Turnbull 206). Ferner waren Ballſpiele verſchiedenſter Art, wobei der Ball bald geſchlagen, bald geworfen, bald mit dem Fuße geſtoßen wurde, ſehr verbreitet (Cook 3. R. 3, 443; Dieffenbach 2, 57; Ellis 1, 213—4; Mörenhout 2, 153; Mariner 2, 344). Brettſpiele hatte man zu Hawaii (Cook 3. R. 3, 440), zu Neuſeeland (Shortland a, 136) wohin es nicht erſt, wie Dieffenbach (2, 58) will, aus Europa eingeführt war; auch hierbei gerieth man oft in Streit. Andere Spiele waren zahllos; da ließ man Drachen fliegen, ſpielte mit Kreiſeln, warf Steine flach übers Waſſer, daß ſie immer wieder aufſprangen (Seejungfern in Mitteldeutſchland) ſprang durchs Seil, verſteckte, ſchaukelte ſich, lief wie zu Nukuhiva und in Neuſeeland Stelzen, ſuchte einen Stein in der Hand vieler im Kreiſe ſtehender Perſonen u. ſ. w. (Ellis 1, 228; Mörenhout 2, 150; Taylor 169 f.; Thompſon 1, 196; Freycinet 2, 604; Turner 215 f.). In Neuſeeland hatte man, wie bei uns die Kinder, eine Geheimſprache durch

Zusatz einer bestimmten Silbe (Shortland a, 135; der noch viel Kinderspiele erwähnt). Eine Art Morraspiel hatten die tonganischen Fürsten; man mußte die außerordentlich raschen Bewegungen der Gegner errathen und gleichzeitig nachahmen; das Volk spielte dies Spiel einfacher (Mariner 2, 240). Ein Spiel der Fürsten auf Hawaii beschreibt Ellis 4, 81: in der Mitte der spielenden Parteien liegt ein Tapatuch, unter welches ein einzelner aus der Partei einen Stein versteckt; die andere schlägt mit Ruthen dahin, wo er liegt und trifft sie den Punkt, so hat sie gewonnen. Es ist interessant, wie man meist aus der Bewegung der Armmuskeln richtig schließt, wo der Stein liegt. Das ganze Volk, oft 7—8000 Menschen, pflegte auf eigens dazu hergerichteten 50—60' langen Flächen einen schweren Holzstab oder einen runden sehr sorgsam aufbewahrten Lavastein zwischen zwei aufgerichteten Pfählen hindurchzuwerfen. Auch dies Spiel ward sehr leidenschaftlich betrieben und oft alles Vermögen dabei eingesetzt (Ellis 4, 198 f.).

Sehr beliebt waren, wie auf den Marianen, auch in Polynesien Hahnenkämpfe. In jedem Haus in Tahiti war ein Pfeiler, an welchem der Hahn, der sehr zärtlich behandelt wurde, mit einem weichen Seil angebunden war (Mörenh. 2, 146 f.). Die Vögel wurden mit Nudeln von Brodfrucht gefüttert (Ellis 1, 222) und ihre Gefechte und Siege in eigenen Gesängen gepriesen (Mörenh. 2, 146 f.). Ganze Distrikte kämpften so miteinander, wobei man die Hähne mit künstlichen Sporen versah und ganz früh, damit sie noch recht frisch wären, kämpfen ließ; auch stand diesem Spiel ein besonderer Gott vor (Ellis eb).

Für die tonganischen Fürsten war früher ein Hauptvergnügen die Rattenjagd, welche mit ihren ziemlich weitläufigen Einrichtungen und Ceremonien Mariner beschreibt. Die Jagenden, welche in einer Reihe gingen, waren in zwei Parteien getheilt, und zwar so, daß der erste, dritte u. s. w. des Zuges der einen, der zweite, vierte u. s. w. der anderen Partei angehörte; jede Partei durfte nur nach einer Seite schießen, und welche von beiden schließlich die meisten Ratten getödte hatte, trug den Sieg davon (Mariner 1, 279 f.). Auch in Neuseeland war diese Art der Jagd früher eine beliebte Unterhaltung (Taylor 83 f.). Auf Samoa dagegen jagte oder besser fing man die Tauben (den Didunculus strigirostris, der jetzt immer seltener wird, da die eingeführten Katzen die Nester zerstören), indem man die

wilden Vögel durch gezähmte anlockte und dann mit Netzen an langen Stangen fing (Turner 212 f.). In Tonga herrſchte dieſelbe Sitte; die Lockvögel waren aber ſchwer zu zähmen und daher ſo koſtbar, daß jedes Paar einen eigenen Wächter hatte, der bei Hungersnoth jegliche Nahrung für ſie tabuiren durfte (Mariner 1, 246 f.; 2, 342).

Dies mag zur Ueberſicht über die Vergnügungen der Polyneſier genügen; allein ſchon aus dem hier Erwähnten, das ſich ſehr vermehren ließe, erhellt zur Genüge, einmal, daß die Polyneſier ein ſehr vergnügungsſüchtiges Volk, wohl das vergnügungsſüchtigſte von allen ſind, dann aber auch, daß ſie mit der größten Leichtigkeit und Kühnheit, ja auch nicht ohne Geiſt ſich jeden Augenblick ihre Unterhaltungen, ihre Spiele zu bereiten wiſſen.

Dieſe Fröhlichkeit herrſcht auch jetzt noch in vielen Gegenden; da überall, wo die Europäer nicht zu feindſelig aufgetreten ſind. So beſuchen ſich in Samoa (Hood 45) die Eingeborenen ſehr häufig dorfweiſe und dann werden ein oder einige Tage in anhaltender Luſtbarkeit verbracht.

Dieſe allgemeine Heiterkeit und frohe Laune, der Wunſch zu gefallen und ſich zu vergnügen war es denn auch, welcher den Europäern vor allen Charakterzügen der Polyneſier zunächſt in die Augen fiel. Sie waren ſtets in eifriger Unterhaltung begriffen, untereinander oder mit den Fremden; ſie äußerten ihre Freude ſo lebhaft, ſie wußten ſich einen ſolchen Anſchein von Unſchuld und Liebenswürdigkeit zu geben, hatten ſo etwas herzliches, zuvorkommendes, biederes, daß die erſten Reiſenden, wie es ja bekannt genug iſt, geradezu davon hingeriſſen und zu ſehr geblendet waren, um ihre Schwächen zu erkennen. Unter ſich waren ſie, wenn kein Krieg war, durchaus friedlich und Schlägereien kamen niemals vor (Turnbull 297; Ellis 1, 96; Brown 45; 46; Paumotu Belcher a I 374; Porter 2, 57) oder wurden wenigſtens gleich von den Umſtehenden geſchlichtet (Forſter Bem. 318). Doch waren die Weiber nicht immer ſo friedfertig (Brown 45). Dieſe fröhliche Liebenswürdigkeit wird auch von einzelnen Paumotuanen, namentlich den Mangarevern und den Bewohnern von Hao gerühmt (Mörenh. 1, 169; Belcher a, 1, 372; Mörenh. 1, 98). Allein wenn wir auch gewiß nicht leugnen wollen, daß eine ſolche Heiterkeit ſie fortwährend umgab, wie ſich dieſelbe ja bis in die jetzigen auch für die Polyneſier nichts weniger als heiteren Zeiten be-

wahrt hat (Darwin 2, 187): so beruhte dieselbe auf der stets leicht angeregten momentanen Lebenslust der Polynesier, auf ihrer leichten Empfänglichkeit für neue Eindrücke, keineswegs aber auf wirklicher Gediegenheit und Reinheit des Charakters. Vielmehr werden sie ebenso leicht zu tiefster Melancholie hingerissen, welche so mächtig werden kann, daß sie den Tod herbeiführt, wie denn Todesfälle durch Einbildung, aus Furcht bezaubert zu sein, eine religiöse Satzung, ein Tabu gebrochen zu haben, gar nicht selten sind (Brown 75); wie überall, auf Hawaii und Tahiti und Neuseeland die Eingeborenen den trüben Glauben an ihren eigenen Untergang haben: „der Hibiskus wächst, die Koralle breitet sich aus, der Mensch stirbt dahin" lautete eine Weissagung auf Tahiti (Ellis 1, 103), welche die verschiedensten Besucher von ihnen aussprechen hörten, und ganz ähnliche Sprüche leben im Mund der Neuseeländer (Darwin. Hochstetter 479).

Auf der anderen Seite aber ist die Heiterkeit nur künstlich gemacht und nur der trügende Deckmantel für Mißtrauen, Falschheit, Verrätherei, welche sehr häufig bei ihnen sind und sich gern hinter dem Schein der harmlosesten Offenheit verstecken. Das Mißtrauen, die Scheu, welche sie oft den Fremden gegenüber zeigten, erklärt sich freilich aus der Ueberlegenheit der Europäer, aus der feindseligen Art wie diese häufig auftreten, sowie aus jenem schon öfters erwähnten Glauben, daß von der See her ihnen ein Unglück drohe, und daß die Weißen Götter wären, ganz vollständig. Allein wie verrätherisch und treulos sie sind, das mußten die Spanier erfahren, welche um 1775 in Tahiti zuerst freundlich aufgenommen, dann jeder Insulte ausgesetzt waren (Bratring 147—167), das erlebte die Mannschaft gar vieler Schiffe, welche plötzlich von den Eingeborenen überfallen wurden, mochte nun der Angriff gelingen oder mißglücken. Freilich waren in den meisten Fällen die Europäer an dem entstehenden Streit schuld; allein fast immer stellten sich die Eingeborenen auch noch nach den Beleidigungen so lange freundlich und ganz harmlos, bis der geeignete Zeitpunkt der Rache ihnen gekommen schien; dann brachen sie los. Auch Virgin nennt die Tonganer wie die Hawaier unzuverlässig (2, 69; 1, 270 f.) und Turnbull (119 vergl. 102) bezeichnet den Charakter der Tahitier als ein Gemisch von Bosheit und Verrätherei. Wenn freilich Mörenhout (1, 226 f.) erlebte, daß die Tahitier ihm Taffawurzeln versprochen hatten und trotz des empfangenen Preises sie ihm nicht brach-

ten, ſo iſt ſeine moraliſche Entrüſtung über ihre Unehrlichkeit lächerlich genug; denn der ehrliche Belgier erzählt kurz vorher, daß alle die Röcke, welche er als Preis gegeben hätte, ſo eng geweſen ſeien, daß kein Tahitier ſie brauchen konnte. Das findet er ganz in der Ordnung, und wundert ſich, wenn jene zuerſt Betrogenen ihn wieder betrügen. Auch wäre es nicht Recht, wenn man aus dem Umſtande, daß die Neuſeeländer ihre Improviſatoren „große Lügner" nennen (Polack 2, 102) ſchließen wollte, die Neuſeeländer ſeien durchaus verlogen geweſen: vielmehr beweiſt gerade dieſer Name, daß ihnen Lügen im gewöhnlichen Leben nicht ſehr geläufig waren. Beiſpiele indeß von abſcheulichem Verrath gegen die eigenen Landsleute erzählt von Tahiti Turnbull 305, von Tonga Mariner, von Neuſeeland Cook 3. R. 1, 148 und Polack narr. 1, 205; 2, 10 und ſolche Beiſpiele ſind nicht ſelten. Die Tahitier verlockten häufig Matroſen zur Deſertion und lieferten ſie nachher für die ausgeſetzte Belohnung aus (Turnbull 296). Ferner iſt bekannt genug, daß die hervorragendſten Polyneſier wahre Muſter von Verſchlagenheit geweſen ſind, ſo Finau auf Tonga, Tamehameha auf Hawaii und Pomare auf Tahiti. Doch kommt es auch vor, daß gerade Verräther im Krieg von den Feinden, zu welchen ſie übergehen, umgebracht werden (Polack 2, 36). Sonſt wird der Krieg aber ganz ihrem hinterliſtigen Charakter gemäß geführt; faſt immer durch heimlichen Ueberfall, durch Hinterhalt, ſelten durch offene Schlacht. Und auch in ihren alten Sagen kommen Ueberliſtungen, ja arge Treuloſigkeiten nicht ſelten vor. Zwar nicht immer iſt ihre Unzuverläſſigkeit ſchlimm gemeint, häufig beruht ſie nur auf ihrer Ungeſchicklichkeit in der Verſtellung, auf ihrer Unfähigkeit, ein Geheimniß zu bewahren. Die Schiffe welche man angreifen wollte erfuhren dieſe Abſicht vielfach durch direktes Ausſchwatzen oder durch unvorſichtiges Betragen der Inſulaner. Ebenſo verrathen ſich Verbrecher meiſt ſelbſt und politiſche Verſchwörungen werden meiſt ausgeſchwatzt (Hale 16). Treibt ſie aber perſönlicher Rachedurſt, ſo ſind ſie im hohen Grade an ſich haltend, ſie verkehren durchaus freundlich oft lange Zeit hindurch mit dem Gegenſtande ihres Haſſes, bis eine der Rache günſtige Zeit kommt. Rachſüchtig ſind ſie alle und vergeſſen angethane Beleidigungen wie die Malaien nie und wenn ſie Jahre lang ſich verſtellen. (Cook 3. R. 1, 148; Thomſon 1, 113; Dieffenbach 2, 110; Mariner 1, 147; 1, 288 und oft). Da-

vis (227) erzählt eine Maorisage, in welcher der Sohn eines ihrer berühmtesten alten Könige, um sich an seinem Vater zu rächen, sich selbst und 140 Begleiter, die tüchtigsten seines Stammes, umbringt. Unter den Neuseeländern kommt auch jetzt noch erbliche Blutrache vor, welche in früherer Zeit, nach den Sagen bei Grey, häufig war; jetzt ist sie selten (Brown 44). Auch auf den andern Gruppen herrschte sie (Kruf. 1, 184).

Wir sehen also als ersten Zug ihres Charakters Heimlichkeit, Falschheit, Hinterlist, welche indeß verdeckt werden durch ihre große Erregbarkeit und Vergnügungslust.

Diese Erregbarkeit ist es denn auch, welche sie in den Ruf der größten Unehrlichkeit gebracht hat und doch sind sie hier „besser als ihr Ruf." Freilich ist Fremden gegenüber Diebstahl, der meist mit großer Schlauheit und Geschicklichkeit ausgeführt wird und oft von erstaunlicher Frechheit ist, fast ausnahmslose Regel. Diebisch nennt Cook (3. R. 1, 176) die Maoris, diebisch nennt er (eb. 1, 202; 2, 98) die Tonganer, die Hawaier (eb. 3, 309), diebisch waren die Tahitier, (Wallis 1, 209; 230; Bratring 147 f.; Cook 1. R. 2, 186 u. s. w.). Die Paumotuaner (Byron 1, 96); diebisch die Markesaner (Wilson 254; Marchand 42), die Bewohner der Nivagruppe (le Maire u. Weltbott 7, 61 f.). Ja Turnbull erzählt Beispiele, wo die Dieberei auf den Gesellschaftsinseln geradezu in offenen Raub ausartet (205; 234 f.). Nur Furcht und zwar nur recht starke Furcht konnte die Insulaner abhalten alles zu stehlen was sie sahen; war die erste Scheu den Fremden gegenüber abgelegt, so stahlen und raubten sie, was sie konnten. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit zogen sie die eisernen Nägel unterm Wasser aus dem Schiffe; sie rissen den Europäern Dinge aus der Hand und sprangen damit über Bord. Allein nun ist zunächst zu bemerken, daß alle Polynesier unter einander fast immer ehrlich sind (Tahiti Turnbull 296; Wilson 441; Tonga Cook 3. R. 2, 98; Mariner 2, 162; Markesas Krusenstern 1, 199; Marchand 150; Hawaii King bei Cook 3. R. 3, 454). Nirgends wurde das Eigenthum verschlossen oder sonst verwahrt und war doch überall vollständig sicher (Bougainville 163; Melville 2, 141; Cook 3, 454). Auch waren sie beim Handel fast immer ehrlich, so namentlich (Cook 3. R. 2, 97) die Tonganer, und die Tahitier brachten, als Wallis Matrosen sie mit Bleinägeln betrogen hatten, ganz treuherzig diese wieder, um

ſie gegen beſſere Waare umzutauſchen, denn ſie glaubten, die Verwechslung ſei nur ein Irrthum (Wallis 234). Auch die Bewohner von Hao (Paumotu) waren ſehr ehrlich (Belcher a 1, 372), ebenſo die Markeſaner (Marchand 1, 148). Wie wenig die Dieberei bei ihnen Charakterzug iſt geht daraus hervor, daß die Inſulaner jetzt durchſchnittlich ehrlich ſind, wenn auch ſelbſtverſtändlich Ausnahmen vorkommen und auch in alter Zeit vorkamen. Aber ehrlich nennt Virgin 2, 69 die Tonganer, Liſianſky und Ohmſtedt 259 die Hawaier, Lutteroth (51) und Ellis (2, 21) die Tahitier. Auch waren es wohl nie die Vornehmen, welche ſtahlen, ſondern ſtets das gemeine Volk; überall wenigſtens nahmen die Häuptlinge den Vorwurf eines Diebſtahls ſehr übel (d'Urville a 2, 424; Cook 1. R. 2, 100; Mariner 2, 162; vergl. Porter 2, 57) und der Diebſtahl galt als gemein; freilich nicht als Verbrechen (Mar. eb. Roquefueil 1, 313). Daher geſtanden die Markeſaner gleich ein, was ſie geſtohlen hatten oder trugen es ganz öffentlich (Marchand 43) und nur der Eifer der Europäer gegen den Diebſtahl und die Furcht vor ihnen ließ die Diebe ſich verbergen. Hatte ſich ein Europäer unter den Schutz der Maoris geſtellt, ſo war er und ſein Eigenthum ſicher (Cruiſe — 1829 — 29; 154; Shortland 203). Ebenſo war es auf Samoa, Tonga und Nukuhiva (Walpole 384; Mar.; Wilſon 254). Auch ſtanden harte Strafen wenigſtens in Tahiti auf dem Diebſtahl, wenn ein Tahitier dem anderen etwas geſtohlen hatte: man ertränkte die Diebe (Forſter Bem. 318) oder hängte ſie auf (Bougainv. 181) Doch auch ſie machten einen Unterſchied: wer den Europäern etwas geſtohlen hatte, bekam nur Stockſchläge und mußte ſeine Beute herausgeben (eb.). Auch waren die Eingeborenen ſchon durch die ſtrengen Tabugeſetze in den meiſten Fällen vor dem Diebſtahl behütet: es wäre das äußerſte Verbrechen gegen die Götter geweſen, wenn ein Mann aus dem Volke einem Fürſten etwas entwendet hätte, während umgekehrt das Eigenthum des gewöhnlichen Mannes dem Fürſten vollſtändig zur Verfügung ſtand.

Die Dieberei den Europäern gegenüber beruht nur auf ihrer unbezwinglichen Begehrlichkeit nach den neuen herrlichen Sachen der Ankömmlinge; dieſe Begehrlichkeit iſt ſo groß, daß ſie die Eingeborenen oft das Aeußerſte wagen läßt.

Die Habgier nach europäiſchem Beſitzthum, welche z. B. bei der

Königsfamilie von Tahiti ganz übertrieben war und in ein sinnloses Aufspeichern der erworbenen Schätze ausartete (Turnbull 202), ist, trotzdem sie sich leicht erklärt, doch auffallend genug: denn alle Polynesier waren freigebig im hohen Grade, geizig sein galt als höchste Schande und Knicker als ärgstes Schimpfwort zu Tahiti (Wilson 441; Thermann und Bennet 1, 176). Seinem Freunde theilte man mit, um was er bat, und wäre es das letzte Besitzthum gewesen (eb.); von ihren Speisevorräthen theilten die Fürsten aus, so lange noch irgend etwas zu theilen war (Forster Bem. 328). Daher war auch die weitgehendste Gastfreundschaft in ganz Polynesien zu Hause. Ueberall, wo die Europäer hinkamen, wurden sie aufs Freundlichste aufgenommen, aufs Reichlichste bewirthet und die europäische Sitte, Bezahlung für eine solche Bewirthung anzunehmen, wurde als gemeinster und schimpflichster Geiz z. B. auf Neuseeland (d'Urville a, II, 407) und noch mehr auf Tonga verhöhnt (Mar. 1, 65). Finau rief, als er weitläufige Nachrichten über das Geld bekommen hatte, nach einigem Besinnen aus: jetzt weiß ich, was die Europäer so habsüchtig macht — das Geld! (Mar. 1, 264). Auch unter den Maoris gilt als wesentlichste Tugend der Vornehmen ihre Freigebigkeit, an die man daher große Ansprüche macht (Polack 1, 37) und die Geschenke derselben pflegen freilich groß genug zu sein (eb. narr. 2, 79). Reisende, welche Lebensmittel brauchen, dürfen aus den Häusern auch in Abwesenheit des Besitzer das Nöthige sich nehmen (Dieffenbach 1, 375; 379). Gäste mußten, so wollte es der Anstand unter den Maoris, wie auf Mindanao und bei den alten Römern (Forrest 218), den Rest ihrer Portion mit nach Hause nehmen (Wakefield 1, 81); auf welche Sitte wir indeß zurückkommen.

Der Verkehr mit den Europäern hat, wie er auf der einen Seite die Habsucht der Eingeborenen steigerte, ihre Gastlichkeit herabgedrückt. Die Maoris sagten, sie hätten die habgierige Freiheit von den Europäern gelernt (Brown 77). Eine interessante Anekdote erzählt Wakefield 2, 138 f., welche den Widerstreit des Alten und Neuen im Herzen der Maoris zeigt — zu Wakefields Zeiten siegte noch das Alte.

Sahen wir schon vorhin den Polynesier ganz und gar von seinen Vorstellungen abhängig, so zeigt sich das in den raschen Uebergängen von einer Stimmung zur anderen. Ganze Gesellschaften können plötz-

lich von der lärmendsten Freude zur tiefsten Trauer übergehen, wenn sie an irgend etwas Trauriges vielleicht ganz zufällig erinnert werden (Polack 2, 165). Und umgekehrt: in eine lärmende Schaar, welche sich in Todtenklagen erging, drängten sich zwei Weiber ein und riefen: wir sind mit Weinen noch nicht fertig, aber wir wollen erst unsere Kartoffeln im Ofen braten, dann kommen wir wieder und setzen das Weinen fort; so wollen wir es machen, riefen alle mit weinerlicher Stimme und so geschah es (Baseler Miss. Magaz. 1836, 613). Ich habe sie, sagt Crozet 68, in derselben Viertelstunde von einer kindischen Freude zur schwärzesten Traurigkeit, von völliger Gemüthsruhe zu ärgster Wuth übergehen und dann wieder in unmäßiges Lachen ausbrechen sehen. Nie blieben sie lange in einer Gemüthsverfassung. Dabei ist an keine Verstellung zu denken, es ist ihr Charakter so und manches, was man ihnen als Verrätherei und lang hingehaltene Absicht ausgelegt hat, dürfte sich mit mehr Recht von diesem Gesichtspunkt aus erklären lassen. Ebenso erhalten wir durch Porters Erzählungen von seinem Aufenthalte auf den Markesas (Vincend. Dum. Marq. 44—92) ein treffendes Bild von einem Volke, welches jedem Natureindruck folgend rasch und unmotivirt von einem zum andern übergeht und nur von Rücksichten auf seinen Vortheil geleitet wird. Auch Marchand (1, 146) stimmt hiermit genau überein. Von Tahiti und Hawaii gilt dasselbe. Auch da, wo die Polynesier scheinbar beharrlich sich zeigen, zeigt sich dieselbe Herrschaft äußerer Eindrücke und psychischer Vorgänge: so zeigen die Sandwichinsulaner einen Eifer und eine Anstrengung bei ihren Spielen, wie sie ihn nimmer mehr bei Feldarbeit, Haus- und Kahnbau zeigen (Ellis 4, 199). Auffallender freilich ist es, wenn Turnbull (313) sagt: „Die Gabe der Beharrlichkeit ist überhaupt das vorzüglichste Talent der Wilden", ein Satz, der in dieser Allgemeinheit völlig unrichtig ist; allein Turnbull fährt fort „im Vergleich mit einem Europäer arbeiten sie zwar hintereinander und in einem Zuge nur sehr wenig, allein mit einer Lieblingsarbeit fangen sie tausendmal wieder aufs neue an und ruhen nicht eher, bis sie damit fertig geworden sind." Ein fortwährendes Hin- und Widerspringen zeigt sich demnach auch hier, und also das gerade Gegentheil von Beharrlichkeit; fertig werden sie, weil derselbe Gegenstand sie stets von neuem reizt, ihre Lebensverhältnisse eng genug sind, so daß sie sich nicht dauernd zerstreuen können und

oft auch die Noth, die sicherste Lehrmeisterin der Menschen, sie zwingt.

Denn man wird sich nicht wundern, daß Faulheit, Indolenz ein Hauptzug ihres ganzen Wesens ist, wie derselbe Turnbull von denselben Tahitiern hervorhebt (212). In ihrer Naturumgebung, bei ihrer Regierungsform mußte dieser Charakterzug sich besonders ausbilden, daher sie auch Ohmstedt 276 viel fauler als die Hawaier nennt. Noch ärger indeß ist die Indolenz auf Paumotu, wo die Männer meist in absolutem Nichtsthun die Tage hinbringen. Trägheit, welche auf geistigem Gebiet besonders groß ist, hat die Missionäre sehr gehemmt (Hawaii*) Cheever 260; Virgin 1, 270; Uwea Gräffe im Ausl. 1868, 530 und sonst). Die Tonganer, Samoaner und Neuseeländer haben diesen letzten Charakterzug am wenigsten.

Die Polynesier lieben mit Ausnahme jener Inseln des westlichsten Zweiges, wie Fakaafo und Tukopia, den Krieg in hohem Maaße. Auch den Europäern sind sie vielfach feindlich gegenüber aufgetreten, wie denn Cook auf seiner ersten Reise in Neuseeland fast überall einen kriegerischen Empfang fand. Allein wo es wirklich zu Blutvergießen in diesen Fällen kam, sind fast immer die Europäer schuld gewesen; wurden doch nach einer Angabe der Missionäre (der Neuseeländer 95) nach Gründung der Mission in ihrer Nachbarschaft nicht weniger als 100 Neuseeländer durch Europäer ermordet und daß es für diese Mörder keine Justiz gab, versteht sich nach dem Auftreten der Engländer unter unkultivirten und schwachen Völkern von selbst. Marions Ermordung 1772 war wahrscheinlich die Folge von Survilles Benehmen (d'Urville a, II 394) an der Ermordung der Mannschaft Fourneaux's, später an der Ermordung der Bemannung des Schiffes Boyd (1809), der Agnes (1816) waren rücksichtslose Beleidigungen welche die Europäer den vornehmsten Eingeborenen zufügten schuld (vergl. Cook 3. R. 1, 143; Dillon 1, 217). Ihre Tapferkeit ist indeß nicht gering. Wenn Yate (Bas. Miss. Mag. 628) und Polack (2, 22) behaupten, sie seien furchtsam, ihre Bravour bestehe nur in Schreien und Lärm, ihre Kriege zwecken nur auf Umbringen, Beutemachen, Gefangennehmen ab, wenn auch Brown (44) und ähnlich Martin (299) sagt,

*) Wenn Turnbull 163 und Simpson 2, 143 die Hawaier „sehr arbeitsam" nennen, so thun sie das nur aus Parteilichkeit. Simpson ist ein heftiger Feind der Missionäre.

sie seien weder kampflustig noch kühn, obwohl sie viel von Krieg redeten, so ist allerdings richtig, daß ihre Kriege weit mehr durch Hinterlist als durch Tapferkeit entschieden werden, daß der große Haufe sehr leicht sich zur Flucht wendet, oft schon beim Kriegsgeschrei der Feinde, sicher aber nach den ersten Verwundungen oder Tödtungen; daß sie freilich von Tapferkeit einen anderen Begriff haben als die Europäer, denn die Tonganer z. B. halten nur den für tapfer, der sein Leben an einen vernünftigen Zweck wagt und kecke Heldenstückchen gelten ihnen keineswegs für rühmenswerth, sie tadeln vielmehr häufig die Europäer deshalb (Mariner 1, 240). Auch die Tahitier halten im Krieg fortzulaufen nicht für schimpflich, wo hingegen ihnen Wunden eher für einen Beweis von Thorheit und Ungeschick als von Tapferkeit erscheinen und sie die Narben daher lieber verbergen (Wilson 472. 479 Note). Allein feige darf man die Polynesier nicht nennen. Wenn es der Drang der Umstände verlangte, haben sie sich stets außerordentlich tapfer gezeigt, wie die Europäer selber oft erfuhren; so fand Porter 1813 auf dem Markesas, wo die Eingeborenen sich in engen Thälern hinter Festungswerken hielten, einen so tapferen Widerstand, daß diese Werke ohne Artillerie nicht zu nehmen waren. Die Tahitier haben sich gleichfalls in den Kämpfen, welche die französische Occupation veranlaßte, so heldenmüthig gezeigt, daß selbst Mörenhout (1, 334) ihre tüchtige und tapfere Haltung rühmend anerkennt. Und kriegslustig waren sie von jeher. Brachten sie doch weit mehr Mädchen als Knaben bei der Geburt um, weil erstere unbrauchbar für den Krieg, letztere aber tüchtige Krieger sein würden; war doch dies das höchste in ihren Augen, was man werden konnte (Ellis 1, 295). Und jene schlimmen Urtheile über Neuseeland sind am schärfsten durch die Kriege widerlegt, welche die Maoris mit den Engländern selbst geführt haben, in welchen sie eine bewundernswerthe Ausdauer, große moralische wie physische Kraft und so große Klugheit gezeigt haben, daß die Engländer mehr wie einmal sich in der mißlichsten Lage befanden. Dazu kommt nun, daß die einzelnen Häuptlinge stets sehr tapfer sind, ja daß sich unter ihnen eine Reihe wirklicher Helden findet. Ein Häuptling antwortete auf die Frage, warum er seine Leute nicht an den Ackerbau gewöhne: wenn ich sie arbeiten heiße, fallen sie in Schlaf; wenn ich sie kämpfen heiße, reißen sie die Augen auf wie eine Theetasse (Neuseeländer 281). Der Häupt-

ling Shonghi erhielt im Kampfe eine Kugel in die Bruſt, doch fiel er nicht augenblicklich. Als nun die Feinde auf ihn eindrangen, rief er mit aller Macht nach ſeinen 200 verſteckten Kriegern. Der Feind ſtutzte. Es zeigte ſich ungefähr ein Dutzend ſtreitbarer Männer, wie Shonghi wohl wußte, Alles, was er entgegen zu ſtellen hatte. Allein Schrecken ergriff die Feinde und die Sieger wurden die Beſiegten (Earle 64). Ferner denke man an Te Heuheu, an William Thompſon und ſo manche andere Namen aus der neuſeeländiſchen Geſchichte; man denke an ihre Sagen, welche gleichfalls ihre Tapferkeit hinlänglich beweiſen, wie denn auch Tapferkeit, nebſt Freigebigkeit, Standhaftigkeit und religiöſer Strenge als Haupttugend der Fürſten galt (Thomſon 1, 113). Wir brauchen über die Tapferkeit der übrigen Polyneſier nicht ſo ausführlich zu handeln; die Namen Finau, Tamehameha, — Hopkins 345 nennt Muth und Tapferkeit geradezu Charakterzug der Hawaier — Pomare und die Kriegsgeſchichte, welche ſich an ſie knüpft, beweiſt ſie zur Genüge. Auch den edlen, ja beinahe heroiſchen Zug, welcher den Neuſeeländern nicht abzuſprechen iſt, finden wir zu Tonga wieder und ebenſo bei einzelnen Männern auch der übrigen Gruppen, obgleich er dort nicht allgemein zu finden iſt. Denn wenn überhaupt in Polyneſien die Kriege grauſam und wüſt geführt werden, wenn die Polyneſier im Allgemeinen gegen Schwache, Hülfloſe wild und unmenſchlich ſind, und im feindlichen Land Weiber und Kinder ebenſo ſchonungslos tödten, wie die Männer, ſo gilt dies beſonders von den öſtlichen Gruppen, von Tahiti (Cook 3. R. 2, 331), Nukuhiva (Kruſenſtern 1, 199), Hawaii (Remy XLVI) und Paumotu (Mörenh. 1, 164; 299).

Indeß auch die Tonganer waren ſehr grauſam und unmenſchlich hart (Mariner 1, 142; 147; 164 f.), auch auf Neuſeeland wurde nie Pardon gegeben (wofür die Sprache gar kein Wort hat, Polack 2, 22 f.) und man zweifelte nicht, daß jede Art von Willkür und Grauſamkeit gegen Gefangene erlaubt ſei, da ja die Götter nicht anders gegen die Menſchen verfuhren; häufig ſind daher die größten Grauſamkeiten, worauf Mundy 2, 219 mit Recht hinweiſt, geradezu durch die Sitte geboten und keineswegs Folge perſönlicher Neigung. D'Urville a 2, 399 hat mehrere Beiſpiele von Edelmuth der Sieger gegen die Beſiegten zuſammengetragen, ſowie auch auf den ſchönen Zug hingewieſen, der in Neuſeeland nicht ſelten iſt, auch den Worten

des Feindes zu vertrauen. Ein Beispiel solches Edelmuthes und Vertrauens gegen Feinde erzählt eine schöne Sage bei Grey a, 299. Auch die Tonganer erkannten alles Gute vom Feinde an (Mariner 1, 229). Sie und die Maoris besitzen die Tugenden tapferer Krieger in höherem Grade als die übrigen Polynesier. Doch sind, wie alle jene Völker, auch die Maoris gegen die Europäer immer friedfertig gewesen; zum Krieg haben sie sich nur aufs äußerste bedrängt entschlossen.

Mit diesen kriegerischen Eigenschaften hängt der Stolz, das hohe Selbstgefühl der Polynesier zusammen, was z. B. Tonganer (d'Ewes 145), Neuseeländer, (Dieffenb. 2, 107, 111), doch auch alle übrigen im reichsten Maaße besaßen; daher die verächtliche Behandlung, welche sie von den meisten Europäern zu dulden hatten, nicht zum wenigsten zu den Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Europäern beigetragen haben und beitragen (z. B. Hochstetter 224 f.; 485). Die Tahitier sind sehr empfänglich für eine wohlwollend freundliche Behandlung und sehr empfindlich für das Gegentheil (Turnbull 252). Selbstmord aus Eifersucht oder sonst beleidigtem Stolze, ist in Neuseeland nicht selten (Polack 2, 36; Dieffenbach 2, 112; vergl. Dillon 2, 135; Turner 470). Dies Selbstgefühl artete häufig in Prahlerei und Eitelkeit aus; so namentlich in Neuseeland (Brown 64; Martin 299) und auch von den Tonganern, welche Mariner (2, 144, 342, 155) ganz frei von diesen Fehlern nennt, erzählt Erskine (159) einen ähnlichen Zug. Auf der anderen Seite befördert er aber auch ihren Unternehmungsgeist, der nicht gering war. Wie viele Polynesier haben die Europäer auf weiten Seefahrten begleitet! der Neuseeländer Shonghi reiste nur nach Europa um dort sich Feuerwaffen zu verschaffen, welchen Plan er indeß sorgfältig zu verbergen wußte (Darwin 2, 193; Neuseeländer 267 f.). Und welchen Unternehmungsgeist und welche Kraft und Energie zur Durchführung besaßen die großen Männer der Polynesier, Tamehameha, Finau, Pomare, William Thompson und andere. „Wäre ich König von England, rief Finau I. aus, Alles sollte mir gehören, alle Inseln der Welt. Nach Tonga käme ich nicht um Schweine und Yams zu erbitten, sondern an der Spitze von Kanonen. Nur Unternehmenden sollten Kanonen gehören, die anderen aber sich diesen fügen" (Mar. 1, 423).

Ueber ihre Mäßigkeit im Trinken haben wir schon oben (S. 61) gespro-

chen: wirklich unenthaltſam ſind ſie nur in der Wolluſt, aber Tonganer, Samoaner und Neuſeeländer ſind auch von dieſem Laſter viel freier als die anderen Gruppen, deren zügelloſeſte Tahiti war. Schamhaftigkeit kannte man zu Tahiti weder in Worten noch in Werken (Cook 1. R. 2, 194; Mörenhout 1, 229); wohl aber auf Neuſeeland (Dieffenb. 2, 161), auf Tonga und Samoa.

Auch religiös waren ſie im hohen Grade und bis aufs peinlichſte gewiſſenhaft im Dienſt der Götter; und ſo zeigen ſie ſich, wo ſie wirklich bekehrt ſind, als Chriſten ebenfalls.

Doch gab es auch Freigeiſter unter ihnen, wie denn z. B. Finau zum Entſetzen ſeiner Unterthanen im hohen Grade irreligiös war (Mar. 1, 159) und ebenſo war es Pomare I. (Turnbull 254). Es iſt ein auffallender Zug, daß die Polyneſier ſich ſo leicht von ihrer Religion, die ſie dann ſelbſt verlachen, abwenden laſſen (Dieffenbach 2, 60); ſie ſcheint ihnen nicht mehr genügt zu haben.

Man hat den Polyneſiern jedes Gewiſſen und ſittliche Gefühl abſprechen wollen, von Dankbarkeit z. B. ſollten die Tahitier nichts wiſſen, weil ſchon das Wort dafür ihrer Sprache fehlt. (So Bennett a. 108; vergl. Martin 298 f.). Wie irrig aber der letzte Schluß iſt, liegt auf der Hand und ſo ſagen denn auch Thermann und Bennett (Journ. 1. 78) ausdrücklich, daß die Tahitier dieſe Tugenden und zwar ſchon in heidniſcher Zeit beſeſſen haben — wie ja ſo mancher Zug bei Cook u. Anderen beweiſt. Und daß auch jene anderen Anklagen zu ſtreng ſind, beweiſt Folgendes. Die Tonganer ſagten: „nach einer guten Handlung hat man ein ſchönes, herrliches Gefühl, deshalb handeln wir gut“ (Mariner, 2, 150) und edle Thaten (Beiſpiele z. B. Mar. 2, 6 f.) entgehen der allgemeinen Bewunderung dorten nicht (eb. 2, 139). Sie haben Sinn fürs Edle, Feine, Großartige (eb. 153), ſie ehren das Alter, die Weiber, die Eltern, ſie lieben das Vaterland (2, 154—6; Erskine 158). Wenn Mariner neben Finau i. zum ſchlafen lag, ſo legte der Fürſt, wenn er glaubte, daß jener ſchliefe, bisweilen die Hand auf ſeine Stirn und ſagte: armer Papalangi (Fremder), wie fern biſt du von deiner Heimath! vielleicht tröſtet ſich jetzt ſein Vater und ſeine Mutter und ſagt: morgen kommt unſer Sohn! (Mar. 2, 40). Strenges Rechtsgefühl zeichnete ihn und die übrigen Fürſten aus (wobei man bedenken muß, kaum als Menſchen galt): weil er ſelbſt außerordentlich

jähzornig war, hatte er einigen aus seiner Umgebung befohlen, ihn bei jedem Anfall solcher Hitze so lange fest zu halten, bis sie verraucht sei (Mar. 1, 426). Auf Neuseeland verwaltete für einen Ansiedler, einen Europäer, der verrückt geworden war, ein Maori dessen Vermögen, bis ein zur Uebernahme desselben Autorisirter kam (Brown 97). Selbstmord aus Scham wegen begangenen Diebstahls ist gleichfalls daselbst vorgekommen (Jameson 319) und Beispiele von Beschämung über undankbares oder ungeschliffenes Betragen, von Reue und dadurch bewirkter gänzlicher Nachgiebigkeit findet man im Miss. Guide book 268, bei A. Earle 192, welcher letzterer (146) auch einen Fall erzählt, dem die feinste Rücksicht gegen Andere zu Grunde lag: um die Weißen in ihrer Sonntagsfeier nicht zu stören, standen die heidnischen Maoris vor Tage auf um zu arbeiten, hörten aber obwohl sie von einem herannahenden Kriegszug gedrängt wurden, in ihrer Beschäftigung auf, wenn die Weißen sich zeigten. — Strenges Rechtsgefühl zeigten auch die Tahitier (Cook 1. R. 2, 102); auch läugnen diese ein Verbrechen das man ihnen vorhält selten ab (Tyermann u. Bennett 1, 78). Züge der innigsten Anhänglichkeit, der treuesten ja aufopferndsten Liebe gegen Europäer sind überall häufig gewesen. Heut zu Tage fand Virgin (1, 270) die Hawaier gutmüthig, träge, leicht aufbrausend, leichtsinnig, gedankenlos, unzuverlässig, eigensinnig, grob und plauderhaft; grobe Verbrechen sind selten. Grob waren auch die Tonganer häufig (Erskine 159). Die heutige Indolenz der Tahitier, über welche viel geklagt wird, ist die nothwendige Folge ihrer Schicksale. Die Neuseeländer im Inneren stehen höher als die an den Küsten und in den europäischen Kolonien, wo sie ein widerliches Gemisch von Dandy und Bettler sind (Dieffenb. 2, 147).

Ueberblicken wir nun alles dieses noch einmal, so werden wir zunächst sehen, daß die Charakterentwicklung eine sehr mannigfaltige ist; ein Beweis dafür, daß die Polynesier auf keiner niederen Stufe stehen. Ein Gesammtbild würde etwa folgende Züge enthalten: die Polynesier, mit Ausnahme der Hochbegabtesten noch ganz unter der Herrschaft ihrer Vorstellungen stehend, sind begehrlich, diebisch, genußsüchtig, unzuverlässig; sie sind freigebig, gastfrei, rachgierig, nicht immer tapfer, immer aber wild und grausam, kalt und rücksichtslos oft gegen die nächsten; großmüthige, edlere Züge finden sich selten; dabei stolz,

ja prahlerisch und eitel und im guten und bösen Sinn sehr empfindlich, bis zur Melancholie, wie denn ein melancholischer Zug ihnen nicht fehlt; mäßig, zum Theil aber durch Wollust entartet; von warmer Religiosität und auch feineren Regungen des Gewissens nirgends unzugänglich; sie zeigen also im Ganzen ein melancholisch-cholerisches Temperament, das zwar leicht sanguinisch erscheint, aber keineswegs sanguinisch ist.

Das niedere Volk bei höchst unfreier Lebensstellung stand tiefer als die Freien, die Fürsten. Am höchsten entwickelt sind wohl die Tonganer und Samoaner, nächst ihnen die Neuseeländer; am geringsten die Tahitier und Paumotuaner.

Aber auch zeitlich ist ein Unterschied; in älteren Zeiten scheinen alle Polynesier höher gestanden zu haben als später, wie mancher Zug in ihrer Religion, in ihren Mythen und Sagen, in ihrem ganzen Leben ausweist.

Jetzt endlich können wir ein Gesammturtheil über das geistige Leben der Polynesier fällen und dies wird, wenn wir unparteiisch sein wollen, kein ungünstiges sein. Freilich haben wir es mit Barbaren zu thun, bei denen die Entwicklung einer wirklich feinen Sittlichkeit nur selten und nur in Anfängen zu finden ist. Was aber in ihren Verhältnissen aus ihnen werden konnte, ist aus ihnen geworden und einzelne Beispiele aus der heidnischen Zeit, sowie fast sämmtliche christliche Polynesier beweisen, daß sie einer höheren moralischen Entwicklung fähig sind und, was nicht unwichtig ist, daß sie dieselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit erreichen können. Durchaus irrig ist daher die Behauptung Forsters (Bem. 501), welcher auch Darwin (2, 196) beistimmt, daß die Neuseeländer in ihrer ganzen Entwicklung nicht viel über den Patagoniern und Eskimos ständen; ein Urtheil, welches Mörenhout 2, 185—97 auch auf die Tahitier ausdehnt — in einseitiger Uebertreibung.

Denn ohne Zweifel sind die Polynesier auch ein Volk von sehr guter intellektueller Begabung, wenn auch anhaltender Fleiß sie schnell ermüdet und ihr Leichtsinn immer durchbricht. Daher erscheinen die Samoaner, welche diesen Leichtsinn in minderem Grade besitzen, begabter als die übrigen Polynesier (Walpole 2, 351) und die ernsteren Neuseeländer zeichneten sich, wie Meinecke mit Recht sagt (224; Nicholas 6 f.), vor allen anderen Südseeinsulanern durch

Bildsamkeit aus. Polack (Narr. 2, 331) erwähnt einen, der vom Kajütenjungen sich bis zum Oberoffizier empor schwang und vollkommen fähig war, ein Schiff zu regieren. Sie sind gute Rechner, haben Handelsschiffe von 10—120 Tonnen an der Küste und den Nachbarkolonien und beträchtliche Summen in der Unionbank (d'Ewes 227). Sie sind besser begabt als die unerzogene Klasse der europäischen Gesellschaft (Power 157) und Urtheile, wie das Thomsons, der 1, 82 ihre Fähigkeit in jeder Beziehung gering und ungünstig nennt, sind falsch. In der Nachahmung und wenigstens äußerlichen Aneignung der europäischen Sitten waren alle Polynesier im hohen Grade geschickt, namentlich die Tahitier, die überhaupt äußerst begabt sind, wenn freilich ihre Fähigkeiten durch ihre Weichlichkeit und Genußsucht sehr gehemmt sind. Als typisches Beispiel für sie kann jener Omai gelten, der nach längerem Aufenthalt in England bei seiner Rückkehr mi Cook nichts gelernt und nichts vergessen zu haben schien (Ellis 2, 365). Doch kennen auch sie jetzt den Geldwerth, sie rechnen gern und leicht, und gar mancher hat sich zu Darwins Zeiten (2, 177) ein tüchtiges Vermögen, bis zu 160 Pf. Sterl., erspart. Noch besser steht es mit den Sandwichinsulanern, die in mancher Hinsicht den Neuseeländern ähnlich sind; ihre große Fähigkeit geht schon mit Sicherheit aus der einzigen Bemerkung Cooks hervor (3. R. 2, 429), daß sie sogleich ohne Stolz und Selbstüberschätzung die Ueberlegenheit der Weißen in den Künsten anerkannten. Alle Polynesier thaten ferner Fragen an die Europäer, welche sowohl von scharfer Beobachtungsgabe als von wirklich tiefem Denken Zeugniß ablegen, wie die Europäer öfters nach ihrem Gott gefragt wurden, wie z. B. Finau II. darüber nachdachte, weshalb die Antipoden nicht herunter fielen und sich erst befriedigt fand, als man ihm die Schwungkraft der Erde an einem umgeschwungenen Schleifsteine verdeutlicht hatte (Mar. 2, 41). Ueberhaupt haben die Tonganer vor allen Ozeaniern wohl die höchste Culturstufe erreicht, wie aus Mariners ganzem Buche hervorgeht. Den richtigen Maaßstab an die geistigen Leistungen der Polynesier kann man aber erst dann anlegen, wenn man ihre großen Männer — und wir kennen nur die des letzten Jahrhunderts — mit in Anschlag bringt. Männer, wie Finau I. u. II., wie Pomare I., wie William Thompson, wie vor allen Tamehameha und noch so mancher würden auch in Europa zu den bedeutenden Männern gezählt werden;

wie viel mehr müssen sie das, da wir ihre oft den Europäern überlegene Klugheit, ihre Feldherrngabe, ihre ganze geistige und sittliche (z. B. Finau II.) Größe aus ihren heimischen Verhältnissen sich entwickeln sehen. So kann man keineswegs für alle Fälle mit Hale 14 sagen, daß die Polynesier mehr durch rasche Fassungskraft und Talent zu mechanischen Künsten, als durch Geneigtheit zu eigentlichem Nachdenken sich auszeichnen. Sie stehen an geistiger Begabung um ein bedeutendes höher, als alle übrigen Naturvölker der Erde, ja sie haben sich verhältnißmäßig so hoch entwickelt, wie kaum ein anderes Volk der Welt. Man bringe aber hierbei die äußerst ungünstige Naturumgebung dieser Völker und die ungeheure Schwierigkeit mit in Rechnung, welche die plötzliche Aufnahme einer so hoch gesteigerten Cultur wie die europäische mit sich bringt; man bedenke ferner, wie englischer Hochmuth, französische Leichtfertigkeit und amerikanische Gewinnsucht den Polynesiern diese Aufnahme, ja ihre eigene Existenz erschwert und vergiftet haben und lasse sich nicht blenden durch Deklamationen wie die Hochstetters (463); „daß nicht die physische Kraft den Kampf ums Dasein entscheidet, sondern die moralische Kraft und die Stärke des Geistes" — denn das Zusammentreffen der Culturvölker, namentlich der Engländermit den Polynesiern, und besonders den Maoris beweist, daß die moralische Kraft, das heißt denn doch die größere moralische Reinheit und moralische Berechtigung den Kampf ums Dasein keineswegs entscheidet, sondern lediglich die physische Kraft und die Kraft des Verstandes. Wir werden hernach sehen, wie die Maoris behandelt sind. Die Weltgeschichte lehrt aber genau dasselbe, denn auch in ihr siegt nur die physische und geistige Kraft, nicht die Moralität. Moralische Kraft ist das Ziel, nach dem die Menschheit sich hinringt, bewußt oder unbewußt, und wäre sie unter den Culturvölkern schon allgemeiner verbreitet und höher entwickelt, die Naturvölker würden richtiger beurtheilt — und behandelt werden.

Doch kommen wir zurück zu der Lebensschilderung der Polynesier, so müssen wir uns zunächst ein Bild ihres Familienlebens machen.

Die Weiber werden im Allgemeinen nicht schlecht behandelt, obwohl sie eine entschieden tiefere Stellung einnehmen als die Männer. In Neuseeland, wo sie an allen öffentlichen Angelegenheiten, auch an den Kriegsberathungen Theil nehmen (Polack 1, 94), begleiten sie den

Mann stets, ja sie gehen oft mit in den Kampf, um die Männer anzufeuern; harte Arbeit liegt der Frau nicht ob, sie pflanzt, flicht Matten, beaufsichtigt die Kinder, während der Mann den Haus- und Kahnbau, die Ackerbestellung, Jagd und Fischfang besorgt (Dieffenbach 2, 38—39). Zank zwischen Ehegatten oder gar Mißhandlung der Frau von Seiten des Mannes kommt nie oder doch selten vor (Brown 33); auch aßen Männer und Weiber hier gemeinschaftlich (Polack 1, 94) und die Mutter findet bei den Kindern denselben Gehorsam wie der Vater (Richol. 280). Alles dies widerspricht sich Forsters Behauptung (Bem. 212), die Maoriweiber litten eine schlechte Behandlung, doch fehlt es an einzelnen Brutalitäten auch hier nicht. Auch in Samoa (Wilkes 2, 148 und Erskine 51) aßen die Männer mit den Weibern (Cook 3. R.2, 116), sie thun selbst bei der niedersten Kaste (Mar. 2, 300) keine harte Arbeit und werden als die Schwächeren mit einer gewissen Feinheit und Aufmerksamkeit behandelt (Mariner 2, 92); sie dürfen in der Volksversammlung reden (eb.1, 15 7), ja sie können sogar an die Stelle eines Stammesfürsten treten und finden strengen Gehorsam (eb. 156; 175). Einzelne Weiber stehen besonders hoch und werden in religiösen wie in politischen Dingen von den Fürsten um Rath befragt (eb. 1, 437) und daß der Mann seine Frau schlägt, steht ganz vereinzelt (eb. 2, 18—19). Doch ist es auch vorgekommen, daß bei einer Hungersnoth ein Mann sein Weib tödtete und — auffraß (eb., eine ähnliche Sage bei Shortland a 178 f., doch als Muster rücksichtsloser Schlechtigkeit). Auf den Markesas ists wie in Tonga; die Weiber essen mit den Männern, arbeiten nur im Hause, nur leichte Arbeit und nur nach Lust und Laune (Porter 2, 116—7; Melville 2, 247), obwohl sie sonst durch manches Tabu eingeschränkt sind (Mathias G*** 113; Melville).

In Hawaii dagegen aßen die Weiber abgesondert von den Männern und die besten Speisen, Schildkröten- und Schweinefleisch, Bananen, Kokos u. s. w. waren ihnen durch ein Tabu verboten (Cook 3. R. 3, 437; Jarves 84 f.) Ihre Arbeiten waren indeß nicht schwer, nur Häusliches wie Mattenflechten u. dergl. lag ihnen ob (Cook eb. Jarves 80). Auch hatten sie politischen und religiösen Einfluß, wie die Geschichte Hawaiis beweist, ja sie konnten selbst an der Spitze des Staates stehen (Jarves 84) und an dem Leben der Männer nehmen sie vielfach Theil. Doch wurden sie oft brutal behandelt und selbst

vornehme Weiber von ihren Männern gemißhandelt (Cook 3. R. 3, 463). Noch ſtrenger war die Scheidung der beiden Geſchlechter in Tahiti. Die Frauen, denen hier dieſelben Speiſen wie in Tahiti verboten waren, durften nicht einmal an demſelben Feuer, mit dem für die Männer gekocht wurde, kochen, nicht dieſelben Gefäße benutzen und mußten in eigenen Räumen eſſen; die heiligen Stätten durften ſie hier ſo wenig wie anderwärts betreten (Ellis 1, 129). Auch kam es hier gleichfalls vor, daß ſie von den Männern (meiſt aus Eiferſucht) gemißhandelt wurden (Cook 3. R. 2, 347). Sonſt indeß war ihre Stellnng nicht ſchlecht; die Arbeit war angemeſſen unter beide Geſchlechter vertheilt (Mörenhout 2, 77), am öffentlichen Leben nahmen die Frauen lebhaft Antheil, ja ſie waren ſogar nicht ohne politiſchen Einfluß (Cook, Bennett a 1, 108). Aehnlich war es auf Mangareva (Mörenh. 2, 72), während im übrigen Paumotu (mit Ausnahme von Bow Belcher a 1, 374) ſie aufs allerſchlechteſte behandelt wurden: alle, auch die ſchwerſte Arbeit lag auf ihnen, — nur Haus- und Kahnbau iſt Sitte der Männer — alle Nahrung gehört den Männern und ſie ſind den roheſten Mißhandlungen ausgeſetzt (Mörenh. 1, 51; 1, 138; 2, 71).

In früheren Zeiten aber ſcheinen die Weiber überall eine höhere Stellung gehabt zu haben. Das beweiſen ſchon die uralten neuſeeländiſchen Mythen bei Grey; das beweiſen ferner die Spuren, daß früher die Erbfolge allgemein eine weibliche war, was ſich am reinſten in Tonga erhalten hat (Mar. 2, 89—97). In Neuſeeland kam durch die Ehe der Mann in den Stamm und den Rang ſeiner Frau, nicht umgekehrt und gehörte dieſem auch im Kriege mit dem Stamm, in dem er geboren, an (Taylor 162 f.; Thomſon 1, 177; Brown 34). Daraus erklärt es ſich auch (Ellis leitet irrig das Gegentheil ab), warum in den ſchlimmſten Flüchen der Tahitier die Mutter vorkommt. Solche Flüche ſind: mögeſt du eine Flaſche mit Salzwaſſer für deine Mutter werden; mögeſt du als Speiſe für deine Mutter gekocht werden; reiß dir's Auge (den Sitz der Seele) aus und gib's deiner Mutter zu eſſen (Ellis 1, 129—30). Auch auf den Markeſas galt es als größte Beleidigung, der Mutter eines anderen zu fluchen (Porter 2, 25) und auch hier zog meiſt der Schwiegerſohn ins Haus ſeiner Schwiegereltern (Mathias G*** 113).

Vor der Ehe leben beide Geſchlechter ſehr ausſchweifend und die

Mädchen können wem sie wollen ihre Gunst schenken. So war es in Neuseeland (Dieffenbach 2, 40; Nicholas 163; Polack 1, 145), doch entzogen sie sich häufig aus Schamhaftigkeit den Blicken der Fremden wenigstens da, wo Europäer noch nicht hingekommen waren (Polack Narr. 1, 133; 164; 214); so auch in Tonga, nur galt es hier doch schimpflich für die Mädchen, die Liebhaber oft zu wechseln und ihre Gunst ist schwerer zu gewinnen (Mariner 2, 174), namentlich für Fremde (2, 23). Die unverheiratheten Weiber schlafen alle in einem Haus zusammen und dort besuchen sie die jungen Männer (J. R. G. S. 3, 194). In Samoa, wo sich größere Schamhaftigkeit schon dadurch ankündigt, daß im Hause die Schlafstellen der Einzelnen durch Matten getrennt sind (Walpole 358), sind die Weiber zurückhaltend, es gab dort 1840 noch keine Syphilis, doch war den Mädchen freier Umgang mit Fremden erlaubt, aber nicht mit Einheimischen (Wilkes 2, 73; 125; 138); und die Bewohnerinnen von Mauna boten der Mannschaft La Perouses ihre Gunstbezeugungen feil (la Per. 2, 186) oder wurden von ihren Angehörigen an die Franzosen verhandelt (2, 219 f.). Indessen ist auch hier — mit Ausnahme der Mädchen höheres Ranges, die ganz streng sind — die Lebensweise durch europäischen Einfluß sehr unkeusch geworden und bessert sich erst jetzt durch den Einfluß der Missionäre (Turner 184). Auf Hawaii fand Cook (vergl. Vankouver 1, 127) die Weiber des geringen Volkes ganz zügellos, während die vornehmeren sich zurückgezogen hielten (3. R. 3, 423). Wie schamlos aber auch diese mit der Zeit geworden sind, beweist ein Beispiel bei Cheever 68. Am schamlosesten sind unstreitig die Weiber in Tahiti, namentlich in den besuchteren Häfen, wo der geschlechtliche Umgang der Hauptgegenstand der Conversation ist und ohne allen bildlichen Ausdruck besprochen wird (Cook 1. R. 2, 204). Doch sollen hier in früheren Zeiten die Weiber viel strenger gewesen sein (Ellis 1, 270) und Forster (Bem. 373, Anm.) behauptet ausdrücklich, daß alte Weiber ausgenommen keine Frau „vom Stande" sich zu vertrautem Umgange hergegeben hätte. Unkeusche Gespräche sind übrigens in ganz Polynesien gewöhnlich und nicht bloß aus Natürlichkeit, sondern als scherzhafte Unterhaltung, wobei in Tonga die Weiber errötheten (Mar. 2, 177; Neus. Brown 36; Sam. Turner 184). Indeß stehen den Bewohnerinnen von Tahiti die Markesanerinnen sowie die Weiber auf Waihu

wenig nach (Forster Reise 1, 225; Behrens 85 f.; Marchand 1, 44). Auf Nukuhiva bot sich mit den anderen Weibern ein junges Mädchen von 8 Jahren auf das dringendste an (Krusenstern 1, 128) und als der Missionär Harris den Bewohnerinnen nicht zu Willen war, kamen Nachts die Weiber zusammen und besahen den Schlafenden, ob er wirklich männliches Geschlechtes sei (Wilson 256). In Tahiti wurde die Begattung, wie Cooks Reisebegleiter sahen, öffentlich vor aller Augen vollzogen, unter gutem Rath der Umstehenden, namentlich der Weiber, worunter die Vornehmsten sich befanden: doch wußte das betheiligte Mädchen — von 11 Jahren — schon allein guten Bescheid (Cook 1. R. 2, 176; andere Beispiele Bougainville 157; 164). Uebrigens erlebte la Perouse ähnliches auf Samoa (2, 220). Sehr häufig zogen sich die Weiber nackend aus, um die fremden Männer zu locken (Waihu Behrens 88; Tahiti Bougainv. 157 und sonst). Auch unnatürliche Laster waren nicht selten: so gab es auf Tahiti Männer, welche als Weiber verkleidet und ganz wie Weiber lebend das schändlichste Gewerbe trieben; indeß waren nur 6—8 solcher „Mahus" auf der Insel und diese hatten ihre Liebhaber nur unter den Vornehmen, von denen Einzelne freilich ganz mit ihnen lebten und diese zogen sie vor (Wilson 277; 319 Note; Turnbull 306). Unter den unbemittelten Männern des Volkes, welche sich keine Weiber kaufen konnten, war dagegen Onanie im hohem Grade verbreitet (Wilson 311). Auch in Hawaii waren unnatürliche Laster nicht selten (Remy XLIII) und in Tahiti gab es eine besondere Gottheit, welche der unnatürlichen Lust vorstand (Mörenhout 2, 168). — Daß solche Zustände durch Ankunft der Europäer sich nur noch verschlimmerten, liegt auf der Hand. Namentlich riß jetzt die Prostitution der Weiber ein, welche von ihren nächsten Verwandten oder ihren Männern für Eisen und dergl. den Fremden angeboten wurden, oft aufs schamloseste: den Preis erhielten dann sehr oft die Männer. So in Neuseeland (Cook 3. R. 1, 132; Cruise 230; Dieffenb. 2, 40), wo sie indeß schon in den 40er Jahren seltener wurde und für schändlich galt (Brown 35). Auf Tahiti war sie im vollen Schwunge (Bougainv. 157): Pomare I. trieb mächtigen Handel mit Weibergunst gegen Pulver (Turnbull 299); auf Paumotu, Nukuhiva (Krusenstern 1, 128 f.), Tonga (Turnbull 310), Hawaii (Freycinet 2, 587) herrschte

dieſe Unſitte gleichfalls. Uebrigens urtheile man hier nicht zu einſeitig über die Polyneſier: Mathias G*** bemerkt (152) ausdrücklich, daß die Proſtitution nur in den von Europäern beſuchten Häfen herrſche; man bedenke, wie die Europäer faſt alles aufs ſchamloſeſte mitgemacht haben, die öffentliche Begattung (Bougainv. 157; 164), die lüderlichſte Unzucht, mit welcher ſich die Schiffe Bougainvilles (157), Marchands (1, 44), Dumont d'Urvilles (4, 6; 17 f.; Roquemaurel eb. 274; Lutteroth 136 f.); Laplaces (Lutteroth 166 f.) und Dupetitthouars (eb. 192) befleckt haben; man denke ferner an die berüchtigte Reiſe der Pandora und man wird ſich wenigſtens vor Einſeitigkeiten im Urtheil hüten.

Uebrigens kommt auch reine, leidenſchaftliche Liebe in Polyneſien vor. Die Neuſeeländerinnen, welche mit den Europäern zu thun hatten, wollten am liebſten Ehe mit ihnen, nach deren Schließung ſie durchaus nicht wollüſtig, aber im hohen Grade treu waren (Dieffenbach 2, 40; Cruise 269; 274). Die Maorimythen bei Grey enthalten ferner ſehr häufig die Schilderung der reinſten und zarteſten Liebesverhältniſſe. Melancholie, ja Selbſtmord aus unglücklicher Liebe kam in Neuſeeland gleichfalls vor (Davis 171) und ebenſo nicht ſelten auf Nive (Hood 22). Auch in Tahiti waren ſolche Fälle häufig und Ellis gibt Beiſpiele, von denen eins freilich zu einer ſehr unglücklichen Ehe führte (1, 267 f.); auch die Tahitierinnen ſchloſſen ſich oft mit der treuſten Zärtlichkeit an Europäer an, wie die Ehen auf Pitkairn und der rührende Fall beweiſen, welchen Wilſon 468 f. erzählt. Eine ſehr romantiſche Liebesgeſchichte von Tonga ſteht bei Mariner 1, 259, der auch verſichert (2, 174), daß in Tonga die Ehe aus Liebe geſchloſſen würde. Wer in Samoa eine heftige Liebesleidenſchaft fühlte, brachte ſich am Arm Brandwunden bei, um ſo ſinnbildlich ſeine Glut auszudrücken (Erskine 50).

Die Ehe iſt inſofern ſtreng, als verheirathete Weiber meiſt keuſch ſind. Geſchloſſen wird ſie auf verſchiedene Art, in Neuſeeland ohne Ceremonien und es genügte, wenn das Mädchen nur in das Haus des Mannes aufgenommen war (Thomſon 1, 177; Polack 1, 141; Grey 243), doch fand bisweilen auch prieſterliche Einſegnung ſtatt (Polack 1, 270). Die Einwilligung des Bruders galt für beſonders wichtig (Thomſon 1, 178), wie nach dem Tode der Eltern der Bruder auch über die Verheirathung der Schweſter ver-

fügt. Sehr gewöhnlich indeß war es, das Mädchen mit Gewalt zu rauben; dabei kam es oft zu sehr erbitterten Kämpfen, in welchen das Mädchen selbst bisweilen verwundet, ja wohl gar, um es nicht der feindlichen Partei zu überlassen, getödtet wurde. Doch auch dann, wenn Niemand sich der Heirath widersetzte, führte man Streit und Versöhnung zum Scheine auf (Taylor 162 f.). Aehnlich erzählt Dieffenbach (2, 36 f.), daß wenn ein Mädchen von zwei Liebhabern umfreit sei, diese die Geliebte je an einem Arme faßten und zu sich hinzögen; der Stärkere habe sie bekommen, doch sei es auch hier bisweilen nicht ohne Verrenkungen abgegangen. Ein Rest dieser Sitte könnte es sein, daß die Neuvermählten von ihren Freunden ausgeplündert und geprügelt werden (Polack narr. 1, 379; Yate Basel. Miss. Mag. 1836, 610). Doch kommt solches Ausplündern bei allen wichtigen Veränderungen in der Familie vor (Yate eb. 718). Ferner versprach man oft Kinder, bisweilen schon vor der Geburt (Polack 1, 135) mit einander, die dann bis zur Ehe, welche man im 18.—20. Lebensjahr schloß, streng Tabu waren (eb.). Die Frau brachte, wie sonst nur in Samoa, die Mitgift mit (Polack 1, 95). Auf Tahiti wurden die Ehen gleichfalls sehr einfach geschlossen: ein junger Mensch, der heirathen wollte, brachte dem Vater der Braut und der Braut selbst (Ellis 1, 270) ein Geschenk — ein solches aber war nothwendig und arme Männer blieben daher unvermählt (Wilson 311); ward er angenommen, so schlief er gleich die Nacht bei seiner Braut und nach einem kleinen Festessen des Morgens darauf war die Ehe fertig, nur daß, wenn der Mann die junge Frau nach drei Tagen ins Haus seiner Eltern brachte, noch einmal ein Festessen abgehalten wurde (Mörenhout 2, 62 f.). Die Vornehmen aber wurden, nach Tänzen und Festlichkeiten Tags zuvor, im Familienmarae vom Priester mit der Frage „wollt ihr einander treu bleiben" und mit Gebeten für das Heil des Paares zusammengegeben. Dann stellte sich dies letztere auf ein Stück Zeug und nach einigen Ceremonien (die weibliche Verwandtschaft stieß sich bisweilen mit einem Haifischzahn blutig, fing das Blut auf einem Stück Zeug auf und legte es zu den Füßen der Braut) wurden sie mit einem anderen Stück Zeug zugedeckt, worauf die Ehe geschlossen und nun durch reichliche Feste gefeiert wurde. Das gebrauchte Zeug, welches für heilig galt, bekam der König oder die Areois. Auch hier kamen Verlöbnisse in der Kind-

heit vor, worauf denn der Verlobte abgesondert schlief und sehr sorgfältig ihre Keuschheit gehütet wurde (Ellis 1, 270 f.). Die Töchter der tonganischen Fürsten wurden immer so behütet, vor und nach der Ehe (Authentic narr. 142). Auf Nukuhiva fehlen der Ehe alle Ceremonien (Math. G*** 113); sie wird durch längeres Zusammenwohnen geschlossen (Lisiansky 82.) Auch hier wurden die Kinder oft sehr frühe verlobt (Bennett a, 1, 327). Auf Hawaii warf der Bräutigam vor den Augen der Verwandten ein Stück Zeug auf die Braut und die Ehe war fertig, welche dann durch ein Fest gefeiert ward (Jarves 80); doch mußte früher jeder vornehme Mann, ehe er sich verheirathete, die verschiedenen Häuser zum Essen, Zeugbereiten, Schlafen u. s. w. bauen (Malo bei Cheever 64). In ganz Polynesien war es dann ferner häufig, daß die Weiber oft die Männer freiten (Cheever 135; Ellis 1, 270 f. u. s. w.).

Auf Tonga und Samoa waren die Hochzeitsgebräuche ziemlich gleichmäßig. Turner (184 f. vergl. Jackson bei Erskine 414) beschreibt die weitläufigen Festceremonien, welche bei Vornehmen im Marae, bei Geringeren im Hause des Bräutigams vor sich gingen und hauptsächlich in Ueberreichung zahlreicher Geschenke, welche hier die Braut brachte, in Tonga dann noch in allerlei Lustgefechten bestand (Mariner 1, 161 f.). In Samoa folgte dann etwas obscönes: der Bräutigam machte „digito admoto", wie Mariner (1, 169) sagt, die Probe auf die Jungferschaft der Braut, was in Tonga nicht geschah. Für eine jungfräuliche Braut gab der Bräutigam große Geschenke; Bräute, welche ihre Keuschheit nicht bewahrt hatten, wurden oft nach der Hochzeit von ihren Freunden heftig geschlagen (Mariner eb.; Turner eb.). Doch kam, an jene alte neuseeländische Sitte des Brautraubes erinnernd, auch in Samoa ein Entführen der Braut, ein Entlaufen des Paares vor: dann sangen die Freunde des Bräutigams, zu seinem Preis, die Entführung laut ab, nannten die Braut und die Eltern mußten ihre Zustimmung geben (Turner 188).

Polygamie war überall in Polynesien zu Haus; auf Samoa galt sie bei den Häuptlingen hauptsächlich wegen der Aussteuer und die Frauen liefen nachher bis auf zwei etwa meist wieder weg. Die Bruderstochter der Frau wurde, aber auch nur der Aussteuer wegen, denn sie konnte leben wie und wo sie wollte, stets die Concubine des Mannes (Turner 189). In Neuseeland kam Polygamie unter den Vornehmen

vor, war aber keineswegs allgemein herrschende Sitte (Dieffenb. 2, 37). So heirathete ein Mann wohl 3—6 Weiber, namentlich leicht mehrere Schwestern, von denen dann die zuerst gewählte (Taylor) oder die Mutter des Erstgeborenen (Thomson) Hauptfrau war. Jede hatte ihr Feld und ihre Besitzungen für sich (Taylor 162—4; Thomson 1, 179; Polack 1, 24 Note). Die Weiber lebten untereinander, aus Eifersucht, nicht sehr friedlich, obwohl Nicholas 120 f. das Gegentheil versichert und behauptet, sie nähmen sich sogar das Säugen gegenseitig ab; die Hauptfrau behandelt häufig die anderen auf das Schlechteste (Polack 1, 146) und Polack erzählt 149 f. eine ergötzliche Geschichte von einem Manne, der durch äußerst listige Behandlung seine Frau dahin brachte, ein zweites Weib zuzulassen. Auf Tahiti war die Polygamie noch viel ausgedehnter; jeder, der sich mehrere Frauen kaufen und sie erhalten konnte, hatte 2—3 oder noch mehr Weiber, wodurch die Aermeren ehelos zu leben gezwungen wurden und die Sittlichkeit der Insel großen Schaden litt. Die erstgewählte Frau oder die vornehmste galt als eigentliche Gemahlin, die übrigen als Nebenweiber. Gleich vornehme Gatten trennten sich öfters, indem der Mann andere Weiber, das Weib andere Männer nahm; war die Frau vornehmer, so hatte nur sie dies Recht, wodurch also die Ehe keineswegs aufgehoben wurde (Ellis 1, 273 f.). Von den Markesasinseln hatte nur Sta. Christina wirkliche Monogamie (Bennett a 1, 327), sonst kam bisweilen aber selten Bigamie (nie mehr) vor (Mathias G*** 111); dagegen war, weil es auf Nukuhiva mehr Männer als Frauen gab, Polyandrie nicht selten daselbst und namentlich vornehme Frauen hatten zwei Männer (Lisiansky 83; Roquefeuil 1, 308; Mathias G*** 111), deren einem sie schon in früher Jugend vermählt wird; und dann nimmt später beide ein reiferer Liebhaber zu sich ins Haus — nach Melvilles Darstellung (2, 122). Die Männer leben, da sie nicht eifersüchtig sind, in Frieden mit einander (Porter 2, 60). In Hawaii war Polygamie gleichfalls nicht selten unter denen, welche mehrere Frauen bezahlen konnten, daher denn das geringe Volk meist in Monogamie lebte (Jarves 80). Unter den Vornehmen fand sie Michelewa y Rojas (131) noch vor.

Die Maoris hielten die Ehe hoch, Trennungen waren selten und Ehebruch wurde an der Frau meist mit dem Tode gestraft (Martin 65; 304). Nach Thomson freilich herrscht Treue in der Ehe meist

nur, wenn Kinder da sind, sonst selten. Ehebruch der Weiber wird nach ihm durch Fortschicken, Schläge oder Tod der schuldigen Frau gestraft; ihr Buhler hat einen dreimaligen Angriff mit der Lanze auszuhalten, worauf er erst, wenn er nicht verwundet ist, sich vertheidigen darf; die erste Wunde entscheidet den Kampf (1, 178). Nicholas 125 gibt an, daß dies Verbrechen mit dem Tode des Verführers gestraft sei, wenn es in dessen Haus, mit dem des Weibes, wenn es außerhalb begangen wäre. Europäischer Einfluß hat diese Strafen gemildert: doch tödtet oft die Frau des Ehebrechers aus Eifersucht dessen Buhlerin, oder der Ehebrecher sich selber aus Furcht vor den Folgen seiner That (Dieffenb. 2, 36—38). In Tahiti trennten sich die Ehen leicht, die Kinder welche von Geburt an entweder dem Vater oder der Mutter gehören, folgen dann dem, welchem sie angehören (Mör. 2, 63); doch sind Trennungen, wo Kinder vorhanden sind, selten (64). Verließ eine Frau den Mann ohne dessen Einwilligung, so konnte er sie gewaltsam zurückbringen; auch vereinigten sich Getrennte öfters wieder (66; 66), was auch in Neuseeland vorkam; wenigstens enthalten die alten Maorisagen derartige Züge (Grey 235). Ehebruch war auch auf Tahiti verpönt und verheirathete Weiber streng — wie Forster Bem. 374 (vergl. 340) versichert und Turnbull (265) sagt ähnliches. — Auch in Nukuhiva hob gegenseitige Einwilligung die Ehe leicht wieder auf, während Ehebruch der Frau streng gestraft wurde (Lisiansky 82); aber trotzdem prostituirten aus Habsucht die Männer ihre eigenen Weiber! Ganz ebenso war's auf Hawaii (Jarves 80; vergl. Cook 3. R. 3, 468). Auch auf Tonga löst sich die Ehe sehr leicht, indem der Mann die Frau fortschickt; diese ist dann ganz frei (Mariner 2, 173), während auf Samoa eine Geschiedene auch nach dem Tod ihres Mannes nie wieder heirathen darf (Wilkes 2, 138; Turner 190), es sei denn einen Bruder ihres Mannes, der auch für die Kinder sorgen muß (Turner eb). Ehebruch führte hier oft zur Tödtung der schuldigen Frau; oft aber tödtete man einen ihrer nahen Verwandten (Turner 186). Auch kam es vor, daß der erzürnte Gatte der Schuldigen die Nase abbiß (337), oder ein Auge, — den Sitz der Seele — ausstach (325). Ehebrecher schlug man todt (310). Auf Tonga kam Untreue der Weiber selten vor; auch hier konnte sie, wenn das Weib nicht durch höheren Rang der Strafe entging, mit dem Tode geahndet werden (Ma-

riner 2, 171; Cook 3. R. 2, 68); Männer waren freier, nur verbargen ſie ihre Liebſchaften vor ihren Weibern und Verführer vornehmer Weiber mußten für dieſe den Tod leiden (Cook eb.; Mariner 2, 175). Auch die Weiber der unterſten Volksklaſſe ſind treu, nur daß ſie bisweilen bei Begegnungen den Wünſchen der Häuptlinge ſich fügen, da dieſen nichts abgeſchlagen werden darf (Mar. 2, 173). Kriegsgefangene Weiber brauchte man gleichfalls, doch ohne Schmach (eb. 176). Die Jünglinge durften unverheirathete Weiber rauben, um mit ihnen zuſammen zu leben. Verheirathete aber oder ſolche die nicht willig folgten, wurden gleich freigelaſſen (eb.); wurden doch die Jünglinge bei feſtlichen Gelegenheiten durch öffentliche Reden zur Keuſchheit namentlich gegen Ehefrauen ermahnt und vor dem Mißbrauch ihrer Kraft dem ſchwächeren Geſchlecht gegenüber gewarnt; (Mar. 1, 138).

Wittwen und Wittwer ſind auf Neuſeeland ſo lange tabu, bis die Gebeine des abgeſchiedenen Gatten an die letzte Ruheſtatt gebracht ſind. Die Wittwen dürfen ſich wieder vermählen und übertragen dann, wenn ihr Mann ein vornehmer Häuptling war, ihren früheren Einfluß auf ihren zweiten Gatten (Dieffenb. 2, 40). Auch in Tahiti durften ſie ſich wieder verheirathen (Wilſon 461) dagegen auf den Markeſas wie zu Samoa nicht, ſie ſchnitten hier, wie auf Savage (Turner 470) das Haar ab und lebten in Zurückgezogenheit (Melville).

Häufig aber war es, daß beim Tode des Mannes die Frau ſich ſelbſt umbrachte, in Neuſeeland meiſt durch Erhängen (Dieffenb. 2, 40; Cruiſe 293). Auf Tonga war es Sitte, beim Tod des Tuitonga, des höchſten Fürſten der Inſel, ſein Hauptweib zu erdroſſeln (Mar. 1, 342); und auch hier erdroſſeln ſich bisweilen andere Weiber, wenn ihr Mann ſtirbt (eb. 355; auth. narr. 78). Früher aber ſo erzählten die Tonganer ſelbſt, wurden alle den Mann überlebenden Weiber gewaltſam getödtet (Mar. 1, 342).

Durch ganz Polyneſien herrſcht eine Sitte, welche ein arges Licht auf das eheliche Leben werfen könnte, welche man aber etwas milder beurtheilen muß; es iſt das die Sitte der Blutsfreundſchaft, welche wie zum Namentauſch, ſo auch zur Mittheilung des Weibes an den Tayo, den Freund, verpflichtet (Neuſeeland Polack 2, 131; Tahiti Hamilton 29 f.; Forſter ebendaſ.; Ellis 3, 124; Sainson bei d'Urville a 4, 358; Gaimard eb. 385; Huahine Cook 1. R. 2,

247; Tonga Cook 3. R. 1, 300; Hawaii Cook 3. R. 3, 320; Remy XLI. vergl. Jarves 80); dieser aber enthielt sich wie ein leiblicher Bruder aller Geschlechtsgemeinschaft mit den Blutsverwandten seines Freundes (Wilson 467). Jeder ist zum Schutz des anderen verpflichtet. Wenn zwei Verbrüderte (oder auch leibliche Brüder) zusammen in den Krieg zogen, so zeigten sie die ganze Kraft ihrer Treue: sie wichen nicht von einander, namentlich nicht in der Kampfesart, in welcher man nicht fliehen durfte; fiel einer, so tauchte der andere seine Hand in das Blut des Freundes und bestrich sich damit, zum Beweise seiner Liebe und seiner Absicht, dies Blut zu rächen (Ellis 1, 290). Auch erben sie von einander, wenn einer von beiden kinderlos stirbt (Hamilton 32; Wilson 468) und was sie haben, müssen sie miteinander theilen (Cook 1. R. 2, 84; Turner 350).

Blutschande war zwar überall verabscheut (Wilson 4, 68), doch kam aus politischen Gründen bisweilen die Ehe zwischen Bruder und Schwester vor, aber nur in der regierenden Familie, weil in derselben bisweilen nur auf diese Weise eine ebenbürtige Ehe geschlossen und dadurch die Streitigkeiten über die Erbfolge vermieden werden konnten (Tahiti Mörenh. 2, 67; Turnbull 15; Markesas Porter 2, 30; Sandwich Ellis 4, 435; Stewart 129; Wilkes 4, 32). Tamehameha war mit nah verwandten Weibern vermählt; Liholiho, sein Sohn, mit der eigenen Schwester und außerdem aus Liebe zu seinem Vater mit einer von dessen Wittwen (Ellis 4, 436; Arago 2, 149 f.). Auch in Neuseeland war die Ehe unter nahen Verwandten nicht selten (Shortland a 119) und ebenso in Tonga (Geschichte 43). In Samoa war sie aber nicht gestattet (Turner 186).

Die Weiber sind während ihrer Periode unrein und von den Männern getrennt (Wilson 461; Nicholas 187); sie gebären in Zurückgezogenheit (Hawaii Campbell 112), auf Tahiti (Mörenh. 2, 53) in einem besonderen Häuschen. — In Neuseeland ist die Frau (und ebenso das Kind Shortland a 122) von der Geburt bis zur Taufe tabu, während welcher Zeit sich beide in einem heiligen Hause aufhielten (Davis 195). Die Mutter oder eine Verwandte säugt (oft sehr lange) das Kind mit großer Liebe, das alsbald einen Namen bekommt nach irgend einer Eigenschaft, die es hat, die man wünscht, nach irgend einem Ereigniß vor oder bei der Geburt (Dief. 2, 25 f.; Grey 247). Oder man hielt dem Kind ein Götterbild

ans Ohr und nannte alle möglichen Namen her; bei welchem es zuerſt nieſte, den bekam es (Taylor 74 f.) Doch war dies nur der erſte Name, den die Mutter oder beide Eltern oder auch die Verwandten gaben. Die Nabelſchnur ward vom Prieſter abgeſchnitten, wobei er beſtimmte Segensformeln über das Kind ſprach (Shortland a 121), dann begraben und ein junger Baum darauf gepflanzt, welchen man das Zeichen des Lebens nannte (Taylor eb.) Auch die placenta ward unter beſtimmten Gebräuchen begraben (Grey 87). In den erſten Monaten ſeines Lebens erhielt das Kind dann einen zweiten Namen beim Feſt der Namengebung (Taylor 156), mit welchem eine Art von Taufe verbunden war (Dumont d'Urville a 2, 443; piec. justif. 682 f.). Der Tohunga (Prieſter) taucht einen grünen Zweig ins Waſſer und beſprengt damit das Haupt des Kindes (wobei die Mutter nicht zuſehen durfte Davis 195) unter geheimnißvollen Segensſprüchen, welche nach dem Geſchlechte des Kindes verſchieden ſind. Dieſe Formeln ſind dialogiſch, aber in ſo alterthümlicher Sprache, daß ſie zum kleinſten Theil nur noch verſtanden werden. Junge Leute wohnten dieſem Feſt nur ſelten bei (Dieffenb. 2, 27—8). Dann wurde das Kind dem Kriegsgott Tu geweiht (Taylor 76). Doch ſind im Norden der Inſeln die Ceremonien etwas anders (eb. 75), wie denn auch in einer Erzählung bei Grey (80) das Kind ganz ins Waſſer getaucht wird; denſelben Gebrauch erwähnt Yate (Baſel. Miſſ. Mag. 1836, 602). — Ein dritter Name wird beim Tode des Vaters angenommen, der als Familiennamen gilt; er bezieht ſich gleichfalls auf Thaten, Schickſale, Beſitzthümer u. dergl. Uebrigens haben Häuſer, Kähne, Waffen, Kleider, Pferde, Kühe, Schweine u. ſ. w. beſondere Namen (Taylor 158).

Erziehung kennen ſie eigentlich nicht. Die Kinder, welche beinahe eher ſchwimmen als laufen lernen, wachſen ziemlich ſich ſelber und der Natur überlaſſen auf. Doch werden ſie von den Eltern wirklich, ja oft leidenſchaftlich geliebt, wie es denn vorgekommen iſt, daß man todte Kinder ausgenommen, ausgeſtopft und ſo mit ſich herumgetragen hat Polack narr. 1, 374). Die Mutter ſingt den Säugling mit hübſchen herzlichen Schlafliedern ein (Dieffenbach 2, 27; 29 f.), der Vater trägt und wartet ihn nicht ſelten ebenfalls (Polack 1, 374); ſpäter nimmt er den Sohn mit auf die Jagd, lehrt ihm die Sagen der Vorzeit u. ſ. w., doch wendet er körperliche Strafen nur ſehr ſel-

ten an (Hochſtetter 469). Wie die Maoris wirkliche Anhänglichkeit haben an Familie und Verwandte, daher auch großen Ahnenſtolz und Stammbäume von 20—30 Generationen, ja bis zum Anfang der Welt beſitzen, welche ſie mit Hülfe von eingekerbten Brettern führen (Taylor 155); wie ſie Liebe zu Land und Volk haben und der, welcher ſeinen Stamm verläßt, für ſehr undankbar gilt, ſo hielten ſie es auch für ein Unglück keine Kinder zu haben und tödteten deshalb die des Feindes (Polack 1, 114; 2, 153; 1, 53). Auch Enkel lieben ſie ſehr (Dieffenb. 2, 40). Sehr zärtlich werden indeß die Kinder nicht behandelt, wie auch Mann und Weib einander keine Zärtlichkeit äußern (Brown 39), aber ſie lieben und achten ihre Eltern und betragen ſich ſelten unruhig oder unartig, faſt immer geſetzt und gut (Dieffenb. 2, 27; 29; Brown 39). Es herrſcht überhaupt unter den Maoris eine große Familienanhänglichkeit; das beweiſen unwiderleglich die Sagen bei Grey, ferner die vielen Klaggeſänge bei Davis und manche andere Beiſpiele; Dieffenbach kannte einen Maori Prieſter, der auf der Stelle, wo ſeine Mutter umgebracht war, ſpäter als er Chriſt geworden, ſtets etwas Religiöſes las (1 149; andere Beiſpiele 168). Der Erſtgeborene hatte in jeder Hinſicht den Vorzug (Taylor 165); dies freilich, wie auch die Sagen bei Grey beweiſen, mag zu manchem Familienzwiſt Anlaß gegeben haben. Iſt ein Knabe 8 Jahr etwa alt, ſo wird er in einen Fluß getaucht, indem man die Götter anruft, daß ſie ihn ſtark und mannhaft machen (Polack 2, 258). Wird er dann mannbar, ſo erhält er die Tättnirung. mit 16 Jahren hat er ſchon ganz die Haltung eines Mannes (Taylor 165), denn in Folge der großen Freiheit in der er aufwächſt, der mit den Männern ganz gleichen Behandlung, die er erfährt, iſt er ſchon ein halber Mann in dem Alter, in welchem bei uns die Knaben in die Schule kommen. Geſchlechtsgeheimniſſe gibt es weder für Mädchen — die nach Brown 33 ſchon mit dem 12. Jahre mannbar werden — noch für Knaben und früher coitus iſt ganz gewöhnlich (Dieffenb. 2, 12).

In Tahiti, wo die Kinder gleichfalls eher ſchwimmen als gehen lernten (Mörenh. 2, 61), wurde die eben entbundene Frau nebſt dem Kinde in ein möglichſt heißes Dampfbad — doch nahm ſie dies nach Anderſon bei Cook 3. R. 2, 238 nur gegen die Nachwehen — und dann gleich ins kalte Waſſer gebracht (Wilſon 462; Mö-

renh. 2, 59); darauf geht sie mit dem Kinde in den Marae, wo nach einem Opfer der Priester die Nabelschnur bis auf ein Stück von 10″ Länge vom Kinde abschneidet. Mutter und Kind bleiben so lange dort, bis dieses Stück von selbst abfällt, worauf es denn wie das erste im Marae begraben wird. Mutter und Kind, welche beide in einem besonders hergerichteten Häuschen wohnen, in das nur der Vater eintreten darf, die übrigen Verwandten nur nach Ablegung aller Kleider, Mutter und Kind sind 6 Wochen bis 2 Monate tabu, bis zu einem großen Feste im Marae, dem Oroafeste, was in Gegenwart der Areois, der Häuptlinge des Bezirks und der Verwandten gefeiert wird. Die Eltern müssen den Areois und den Häuptlingen große Mengen von Tapa geben und ein großes Tapastück, welches auf den Marae gebreitet wird, damit diesen heiligen Platz die Frau betreten dürfe, an den Marae abgeben. Unter Gebeten verwunden sich nun beide Eltern, fangen das Blut auf einem Blatt auf und legen es als Opfer auf den Altar; dann geben die Areois festliche Vorstellungen als Ehrfurchtsbezeugung gegen die Götter, damit diese dem Kinde Glück verleihen (Mörenh. 1, 536—7). So war es bei Kindern vornehmen Geschlechts; ärmere waren nur 2—3 Wochen tabu und kehrten durch 5 Reinigungsopfer wieder in den gewöhnlichen Zustand zurück. So lange die Mutter tabu war, durfte sie nur das Kind säugen, sie selbst mußte gefüttert werden; Alles was das Kind berührte, namentlich mit dem Kopf, wurde sein Eigenthum (Wilson 462). Die Namengebung ist hier ohne Feierlichkeit bald nach der Geburt; die Namen nimmt man, wie in Neuseeland, von irgend einem Gegenstand, irgend einem Ereigniß (Forster Bem. 482) oder aus der Familie. Die Kinder gehörten abwechselnd dem Vater oder der Mutter und erhielten je nachdem den Namen vom Vater und aus seiner, oder von der Mutter und aus ihrer Familie (Mörenh. 2, 64). Doch nahm man auch später noch Namen an oder veränderte den, welchen man hatte; so hieß Pomare ursprünglich Otu, wie eine Art aschgrauer Reiher heißt (eb.), er nahm aber später den Namen Pomare d. h. Nachthusten an, weil, als er sich auf einer Reise ins Gebirge erkältet und deshalb Nachts viel gehustet hatte, den anderen Morgen ein Sclave ihm bedauernd dies Wort sagte.

Die Beschneidung, welche etwa im 8ten Jahr und stets an mehreren Knaben zugleich vom Priester vorgenommen wird, dauert 5 Tage

und ist nicht ohne religiöse Weihe (Forster Bem. 482; Cook 3. R. 2, 349); dann folgt mit der geschlechtlichen Reife die Tattuirung, auf welche namentlich die Mädchen sehnsüchtig warten, denn nicht mannbar sein gilt als Schande für sie (Forster Bem. 374). — Von Erziehung ist auch hier nicht die Rede. Von früh auf sind die Kinder bei allem Unanständigen dabei; die Mädchen wurden dann im Tapamachen unterrichtet und der Schönheit halber vor der Sonne behütet; die Knaben in Waffen geübt und in den Sagen der Vorfahren, in den nautischen Kenntnissen, welche sie besaßen, sowie in ihren praktischen Fertigkeiten unterrichtet (Mörenh. 2, 60; 61; Forster Bem. 377 f.). Es fehlte nicht an Liebe der Eltern zu den Kindern (Wilson 310); dagegen kümmern sich die Kinder um die Eltern so gut wie gar nicht, ja sie vernachlässigen sie im Alter. Das Alter hat nicht nur keine Achtung, es wird vielmehr öffentlich verspottet (Turnbull 260; Wilson 471). Sie kennen keine Pietät (Turnbull 271) und diese muß ja auch schon dadurch untergraben werden, daß die Kinder sogleich nach ihrer Geburt als Familienhäupter betrachtet werden und der königliche wie der adlige Vater bei Geburt eines Sohnes sogleich zu Gunsten desselben aller Würden entäußert und nur als jenen vertretend weiter lebt; daher er sich jeglichem Willen seines Sohnes fügen muß (Ellis 3, 99). Auf Nukuhiva, wo Kinder als Glück gelten (Mathias G*** 108), lieben zwar die Eltern die Kinder herzlich (auch die Väter, Crook bei Wilson 268; Marchand 1, 151) und Adoption von Seiten höher gestellter ist nicht selten: allein die Eltern haben keine Gewalt über die Kinder und diese, welche ihre Rechte früh kennen lernen, betragen sich übermüthig. Sonst ist hier und auf Hawaii, wo das Greisenalter gleichfalls schlecht behandelt wird (Remy XLVI) alles so ziemlich ebenso wie auf Tahiti. In Tonga dagegen wird das Alter sehr hoch geachtet seiner größeren Weisheit wegen (Mariner 2, 89 f.) und ebenso werden die Kinder innig geliebt (Beisp. eb. 2, 50; 1, 362 f.; 1, 93; 298), daher auch Adoption wie in Nukuhiva (die auch in Tahiti vorkommt, Wilson 433) ganz gewöhnlich ist. Namentlich Frauen adoptiren Kinder oder Erwachsene um „Mütter zu werden" wie sie sagen, oft wenn die Mütter der Adoptivkinder noch am Leben sind und ganz in der Nähe wohnen. Diese Kinder werden dann von ihren zweiten Eltern mit der größten Sorgfalt gepflegt (Mariner 1, 90; 2, 99 f. Geschichte

49; Neuſeeland Holman 4, 494). Wöchnerinnen und Säuglinge rieb man mit Kurkuma ein (Wilſon 396), ebenſo die Weiber bei der Periode (Mariner 2, 273); denn Kurkuma iſt ihnen, wie es ſcheint, ein Präſervativmittel. Die Geburt und was damit verbunden iſt, gilt für die Männer als ſtrenges Geheimniß, nur Weiber helfen der Kreiſenden (Wilſon 396; Mariner 2, 273). Auf Uwea folgte dann eine große Feſtlichkeit, wobei man das Haupt des Kindes, wie zu Neuſeeland, mit Waſſer benetzte (Michel. 166 nach annal. de la foi 1841, 1; 14—5). Dagegen ſoll in Nive (nach Hood Append. 256 f.) die ſchauderhafte Sitte geherrſcht haben, daß die bei der Geburt helfenden Weiber den Uterus der Wöchnerin vermittelſt eines Rohres mit Salzwaſſer füllten, und dann die Kranke, den Kopf nach unten, möglichſt heftig hin und her ſchwenkten, an welcher Prodecur, wie leicht begreiflich, die meiſten Frauen geſtorben ſeien. Da das Leben auf Tonga ſittenrein iſt, ſo wachſen auch die Kinder hier in beſſerer Zucht auf; ja man fördert ſie durch ernſte Behandlung auch moraliſch. So werden ſie nie, um ſie nicht eitel zu machen, ins Geſicht gelobt (Marin. 1, 418), wohl aber in Selbſtverleugnung und ſtrengem Anſichhalten wie es die Sitte will, geübt (Beiſp. Mariner, 411) und außerdem hielt man ſie zur Keuſchheit an. Die Mädchen unterrichtete man in Kunſtfertigkeiten, die Knaben, deren feierliche Beſchneidung im 14. Jahre vorgenommen wird, in Leibesübungen (Mar. 2, 302 f.; Geſchichte 48).

In Samoa, wo man die Kinder oft mit wahrer Affenliebe liebt und dadurch daß man ihnen Alles gewährt, ihnen oft ſchadet, ja ihren Tod herbeiführt (Hood 45), betet bei der Geburt eines Kindes der Vater oder der Mann der Wöchnerin für ſie und bringt ein Opfer, deſſen Größe der Prieſter beſtimmt, das aber bisweilen ſogar ein Haus oder ein Kahn war. Hebamme iſt meiſt die Mutter der Wöchnerin; bei beſonders ſchweren Geburten rief man den Gott der Familie an, aus welcher die Mutter ſtammte. Und wie man in manchen Gegenden Deutſchlands die noch ungetauften Kinder mit ſeltſamen Namen belegt, ſo nannte man die ebengeborenen hier Koth (merda) des Familiengottes. War es ein Knabe, ſo hielt man ihm gleich bei der Geburt eine Keule an den Nabel, dem Mädchen dagegen das Brett das zur Tapabereitung diente (Turner 174—5). Am dritten Tag ſtand die Wöchnerin auf und dann wurde ein Feſt gefeiert, wobei das

Kind den Namen erhielt; die Freunde des Vaters brachten dann Geschenke, oloa genannt, — also das tahitische oroa, wonach dort das ganze Fest heißt — für die Freunde der Frau und diese umgekehrt andere Gaben, die tonga hießen, für die Freunde des Mannes. Die Eltern bekamen nichts; die Feier dauerte, alles genau wie in Tahiti, drei Tage mit Aufführungen, Tänzen, Wettkämpfen u. s. w. (eb. 178). — Die erste Nahrung des Kindes ist bis zum dritten Tag Saft des Kokosfleisches, den man ausdrückt. Frauen, welche dafür gut bezahlt wurden, untersuchten indessen die Milch der Mutter mit Wasser und zwei heißen Steinen und wurde nur, wenn sie nicht gerann, das Kind an die Brust genommen. Die Entwöhnung geschah meist im 4ten Monat, wenn nicht der Vater sein Kind dem Familiengott weihte. Dann hieß es Gottes Banane, weil es so dick wurde wie eine Banane; denn das frühe Entwöhnen tödtet viele Kinder (eb. 176). Alle Kinder stehen bis zum 5ten oder 6ten Jahre ganz unter der Aufsicht der Mutter; später lehrt man die Mädchen Wasserholen, Muschelsuchen, Mattenflechten u. s. w., die Knaben aber gehen mit dem Vater hinaus in die Pflanzung, zum Kahn- und Hausbau, zum Fischen u. s. w. und lernen alle Arbeit auf diese Weise (eb. 177). Auch hier sind Adoptionen anderer Kinder, hier aber meist aus Gewinnsucht, sehr häufig; denn die Adoptirenden erhalten von den Eltern und diese von jenen große Geschenke. Daher arbeiten die Missionäre diesem Brauch entgegen (eb. 179). Solche Adoptionen sind auch in Mangareva nicht selten (Michelis 107 nach Caret annal. 1842, 2, V, 13). Das Tattuiren, welches im 17. Jahre bei den Knaben geschah und das sie volljährig machte, ist mit manchen Feierlichkeiten verbunden, nicht aber die Beschneidung im 9.—11. Jahre (Turner 177; 181). Die Mädchen haben ein Fest für sich, wobei man sie beschenkt, beim Eintritt der Mannbarkeit (eb. 184). — Die Anhänglichkeit der Familienmitglieder war in Samoa, wo man auch ferner Verwandte wie Vettern, Neffen, Basen, Nichten, Bruder und Schwester nannte (Turner 315) groß, namentlich aber liebte man die Kinder. Bekehrungen erfolgten oft nach Todesfällen in der Familie; Turner erzählt einen besonders ergreifenden Fall, wo ein Vater nach Verlust von vier Kindern zum Christenthum übertrat (145 f.).

Trotzdem nun, daß innige Liebe zu den Kindern den Polynesiern nicht abzusprechen ist, trotzdem ist der Kindermord in erschrecken-

der Weise durch ganz Polynesien verbreitet. Auf Neuseeland war er minder häufig; hier geschah er meist nur aus Rache, wegen gebrochener Treue, ehelicher Streitigkeiten, harter Behandlung während der Schwangerschaft u. dergl. (Dieffenbach 2, 25), dann aber namentlich aus Trägheit (Polack 2, 92). Namentlich Mädchen entschloß man sich leicht zu tödten (Taylor 165). Auch Abortus war nicht selten (Cruise 288). Zwar sagt Polack (1, 36), daß er Verantwortung nach sich ziehe, da das Kind zugleich als Eigenthum des Stammes, nicht bloß der Eltern betrachtet werde; allein er selbst erzählt 1, 381), daß wenigstens ein Viertel der Weiber, die er kennen lernte, Kindermord begangen hätten. Er ward auch ohne Scheu eingestanden und man hielt über das gemordete Kind die gewöhnliche Todtenklage; mißbildete Kinder scheinen hier aber nicht umgebracht zu sein (d'Urville a 2, 443). Man tödtete die Kinder entweder durch lebendig Begraben (Angas 1, 313), oder durch Erwürgen u. dergl. gleich bei der Geburt (Dieffenb. 2, 25). Hatte das Neugeborene aber nur etwa eine Viertelstunde gelebt, so war es dieser Gefahr entronnen, es durfte dann nicht getödtet werden; was auch auf den anderen Gruppen galt. Seltener war dies Verbrechen auf den Markesas, ja Mathias G*** 108 läugnet es für diese Gruppe ganz und allerdings schweigen unsere übrigen Berichte davon. Allein in früherer Zeit wird man es, wenn auch in minder ausgedehntem Maaße, auch hier ausgeübt haben, denn auch hier werden wir eine den Areois gleiche Gesellschaft finden; die Areois aber mußten alle ihre Kinder tödten. Auch spricht die grenzenlose Liederlichkeit der Markesanerinnen dafür. Gänzlich unbekannt war der Kindermord auf der Herveygruppe nach Williams 560: wenn aber Williams (eb.) und ebenso Wilkes (2, 80) auch Samoa davon frei nennen, so stimmt ihnen zwar Turner (175) hierin bei, fügt aber hinzu, daß künstlicher Abortus (durch Druck) daselbst bekannt war, daß man ihn aus Scham, aus Furcht, aus Faulheit und um seine Schönheit zu bewahren ausführte. Auch auf Tonga kam dies Verbrechen vor, zwar aus Trägheit oder Rohheit nur selten (Mar. 2, 18 f.); um so weniger aber bedachte sich daselbst ein Kranker, ein Kind zu opfern, um dadurch den Zorn der Götter zu beschwichtigen und so am Leben zu bleiben (z. B. Mariner 1, 91). Auch in anderen Fällen opferte man Kinder, namentlich gern solche, die aus einer Mischehe stammen (Mariner 1, 227 f.; Erskine 158).

Nirgends aber war der Kindermord häufiger als zu Tahiti und Hawaii. Auf Tahiti wurden $^2/_3$ aller Kinder, hauptsächlich Mädchen umgebracht; die ersten drei Kinder, sowie Zwillinge, tödtete man immer und mehr wie zwei oder drei Kinder zog Niemand auf. Ellis fand Frauen, welche 10 und mehr Kinder getödtet hatten, Williams erzählt andere noch schrecklichere Beispiele (Wilson 272; 310; Turnbull 293; Ellis 1, 250 f.; Williams 562 f.). Alle Kinder einer Mischehe, namentlich dann, wenn die Mutter vornehmer war als der Vater, wurden in allen Fällen umgebracht (Williams 565) und so kam es, daß die Areois alle Kinder bei Strafe der Ausstoßung aus der Gesellschaft tödten mußten. Die höchsten Areois brauchten indeß nur den ersten Sohn und alle Mädchen umzubringen und die vornehmsten Fürsten durften wenigstens ihren ersten Sohn am Leben lassen (Mörenhout 1, 485 f.). Wurden alle Kinder einer Mischehe getödtet, so behielten beide Eltern ihren Rang (Tyermann u. Bennet 1, 143); blieben sie am Leben, so sank der Vornehmere der beiden Gatten zum Rang des Geringeren herab (Ellis 1, 156). Stand der Mann tiefer, so konnte er sich durch Tödtung der Kinder zum Rang der Frau erheben, die Frau nicht umgekehrt, da alle Vererbung durch weibliche Linie erfolgt (eb.). Die übrigen Motive (über welche, wie über den ganzen Gegenstand Wegener 72 gut gehandelt hat) waren Trägheit, dann Furcht vor den ewigen Kriegen und ihren blutigen Zerstörungen (Williams 562 f.) und Sorge für die weibliche Schönheit, aus welchem letzteren Grund man häufig Abortus bewirkte (Mörenh. 1, 497). Es gab Weiber, welche die Kinder gegen Bezahlung aus dem Wege schafften (Tyermann u. Bennet 1, 143); auch hier aber blieben sie am Leben, wenn sie etwa eine Viertelstunde gelebt hatten. Man schämte sich der That nicht vielmehr gestand man sie offen ein und wunderte sich nur über die Europäer, die sie tadelten (Forster Bem. 481).

Man tödtete die Kinder auf verschiedene Art, durch Ersticken, Durchbohren, lebendig Begraben (Ellis, Williams a. a. O.; Cook 3. R. 2, 345). Eine ganz besonders gräßliche Art beschreibt Williams 567 f.: man brach den Kindern, von den äußersten Gelenken anfangend, die Glieder und erwürgte sie, wenn sie hieran nicht starben! — Auch in Hawaii zog man, außer in den Familien der vornehmsten Häuptlinge nie mehr als 2 oder 3 Kinder auf; Mißgebur-

ten tödtete man gleich; auch ſollen $^2/_3$ der Kinder umgebracht ſein (Stewart 250; Ellis 4, 326—30). Man erwürgte ſie oder begrub ſie lebendig und nicht einmal, wie doch in Tahiti, vor dem Hauſe, nein, oft im Schlafgemach der Eltern ſelbſt, welche letzteren meiſt ſelbſt die grauenvolle That vollbrachten, oft ſchon wenn es krank war oder zu viel ſchrie. Denn hier tödtete man die Kinder oft erſt ein Jahr nach der Geburt oder noch ſpäter. Einen gräßlichen Fall der Art erzählen Ellis (4, 326) und Jarves (73). Auch hier war der Grund der That Trägheit, Eitelkeit der Weiber (Ellis; Jarves 85); auch hier geſtand man die That ruhig ein, welche erſt neuerdings vom Könige und den Häuptlingen als Verbrechen behandelt wird (Ellis 4, 327; 331).

Ellis iſt der Anſicht, daß die ſchreckliche Sitte etwa 50 Jahr vor der Entdeckung, alſo um oder nach 1700, ſich weiter verbreitet habe. Allein da ſie gleichmäßig auf Hawaii wie Tahiti herrſcht, da ſie auf allen Gruppen bekannt war, da wir auf Tukopia, in Mikroneſien ſie gleichfalls in großer Ausdehnung fanden, da ſie auch bei den Malaien herrſchte, ſo ſind 50 Jahre eine viel zu geringe Zahl und Meinicke (59) hat Recht, wenn er dieſe Sitte für eine ſehr alte hält. Mörenhout 1, 496 glaubt den Kindermord als Folge früherer Uebervölkerung und Noth anſehen zu müſſen, wie ja auch Pomare dies als Grund in einem Geſpräch mit Turnbull hinſtellte (288). Mag man dies ab und zu unter den Polyneſiern ſelbſt ſpäter geglaubt haben, ja mag dieſer Grund an manchen Orten in der That gewirkt haben, er iſt keineswegs der eigentliche Urſprung der Sache, wie es ja ſchon hiſtoriſch feſt ſteht, daß dieſer Uebervölkerung früher durch ein anderes Mittel, nämlich durch Entſendung von Colonien abgeholfen wurde. Meinecke (59) iſt denn auch anderer Anſicht als Mörenhout; er glaubt, daß der Kindermord von den höheren Geſellſchaftsklaſſen ausging, da dieſe um die Reinheit des Blutes und die feſten Standesunterſchiede zu erhalten alle in gemiſchter Ehe erzeugten Kinder aus der Welt ſchafften. Wir haben wie den ganzen Gegenſtand ſo auch dieſe Hypotheſe Meinickens an einem anderen Orte, auf den wir hier verweiſen, eingehender behandelt (Ausſterben der Naturvölker 54 f.; 60 f.) und zu zeigen verſucht, daß, ſo viel auch des Richtigen Meinickes Anſicht für ſpätere Zeiten enthält, ſie den eigentlichen Urſprung der Sitte doch noch nicht aufdeckt, daß dieſer vielmehr wohl in religi-

öſen Anſchauungen der Völker wurzelt. Kinderſeelen gelten für beſonders heilig, woher auch die Art, wie man meiſt die Kinder umbrachte, zu erklären iſt, auch jene gräßliche von Tahiti, die Williams erzählt: man wollte nicht gern ſelbſt Hand an ſie legen, ſondern forderte den Geiſt gleichſam auf, ſich zu entfernen; hatte dieſer Geiſt aber ſchon ſelbſtſtändiges Leben durch die erſte Viertelſtunde erlangt, ſo hatte er ſchon ein Anrecht ans Leben, das man ihm nicht mehr nehmen durfte. Kinderſeelen alſo gelten für beſonders heilig; wollte man daher bei den Göttern vermittelnde Schutzgeiſter haben, ſo ſandte man ihnen ſolche Kinderſeelen zu. Dieſen Glauben, welcher wie ſein Vorkommen bei ſo vielen Völkern beweiſt (ſiehe Ausſterben der Naturv. 61) in den graueſten Urzeiten des Menſchengeſchlechtes wurzelt, wird man nicht mit Unrecht auf eine doppelte pſychologiſche Grundlage zurückführen, einmal auf die Liebe, welche auch das roheſte Geſchöpf zu ſeinen Nachkommen hat und zweitens auf das Bewußtſein der Schwäche der Kinder, welches für den durchaus ſelbſtſüchtigen und keineswegs tapferen Naturmenſchen von nicht geringer Gewalt war.

Auch über die Unfruchtbarkeit der Ehen, welche wir faſt überall in Polyneſien finden, haben wir in der erwähnten Schrift (über das Ausſterben der Naturvölker, Leipzig 1868 S. 48; 25 f.) gehandelt, und können deshalb hier um ſo kürzer ſein. Sie beruht in Tahiti, in Hawaii, auf den Markeſas, auf Neuſeeland, kurz überall, wo wir ſie finden zunächſt auf den grenzenloſen Ausſchweifungen der Weiber, auf dem allzufrühen Coitus, auf der ſchlechten Wartung der Neugeborenen, auf zu lange fortgeſetztem Säugen, wobei Hawaierinnen (Remy XLII), Maoriweiber (Holman 4, 494; Hochſtetter 157) und gewiß auch andere Polyneſierinnen noch Thiere, (Schweine, Hunde) mit anlegten, ſie beruht ferner auf der ſchlechten Behandlung, welche z. B. in Paumotu die Weiber erdulden müſſen, in den höchſten Ständen wohl auch auf den Heirathen unter allzunahen Verwandten, woher man z. B. Tamehamehas geringe Kinderzahl in Hawaii ſelbſt erklärte (Ellis 4, 436) und endlich für die ſpätere Zeit auf dem vielfachen leiblichen, namentlich aber geiſtigen Druck, den die Polyneſier durch die Europäer zu erleiden hatten — und haben. Daher ſind Ehen, wo dieſe Gründe nicht gelten, wie z. B. vielfach im Inneren von Neuſeeland — allerdings zu Dieffenbachs Zeit — und Miſchehen zwiſchen Europäern und Polyneſierinnen (Dieffenbach

2, 33; 2, 40) faſt immer und oft ſehr fruchtbar. An eine Raceneigenthümlichkeit, angeborene Schwäche der Bevölkerung u. dergl., wovon man Vieles geredet hat, iſt alſo nicht zu denken.

Es bleibt uns noch übrig, von den polyneſiſchen Sklaven zu ſprechen. In Tahiti und faſt überall waren ſie Kriegsgefangene, in Neuſeeland bisweilen auch verurtheilte Verbrecher. Obwohl man ſie ſtraflos tödten, ja auffreſſen durfte, obwohl man ſie gerne zu Menſchenopfern nahm, oft auch plötzlich ermordete, um ſeine Rache, die man noch vom Krieg her hatte, zu kühlen, ſo war im allgemeinen ihr Loos doch, wenn auch vielfache Ausnahmen vorkamen, ein mildes wie ſchon daraus hervorgeht, daß man nirgends und niemals in Polyneſien Sklavenhandel kannte (Ellis 3, 95 f.). Wirft Ellis namentlich den Maoris Grauſamkeit gegen die Sclaven vor, ſo muß man beachten, daß gerade in Neuſeeland die Sclaven (beſonders gefangene Häuptlinge) ausgetauſcht, losgekauft, bisweilen freigelaſſen und in die Familie des Siegers aufgenommen wurden (Polack 2, 53); ja ſogar zu Häuptlingen ſind dieſe Kriegsgefangenen hier bisweilen durch Heldenthaten in der Schlacht emporgeſtiegen (Polack 1, 35). Holzhauen, Waſſertragen und die verachtete Thätigkeit des Kochens (daher man ſie ſpäter nach dem engliſchen Wort Kuki nannte) war ihre Arbeit; ſie wurden nach Wakefields (1, 382) ausdrücklicher Behauptung zwar verachtet, aber äußerſt milde behandelt. Dem widerſprechen Andere, natürlich, denn die Behandlung war eine ganz willkürliche und hing alſo von der Laune des Herrn ab. Entlaufene Sclaven waren vogelfrei (Polack 2, 107) und fanden nur Schutz, wenn ſie an Weiße verkauft und dieſen entſprungen waren (109). Wir ſprechen über das Loos der Sclaven noch genauer und ſtellen hier nur einige charakteriſtiſche Züge aus dem Leben der Maori zuſammen um die Schilderung des polyneſiſchen Familienlebens dadurch zu ergänzen.

In ganz Polyneſien herrſchen eine Menge Höflichkeitsgeſetze und wenn dieſe auch ſehr von den unſrigen abweichen, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß ſie in ihrer Art gleichfalls berechtigt ſind und jedenfalls das Leben dieſer Völker weit über ein Leben von Wilden emporheben. Während ſonſt überall eine muntere Geſprächigkeit herrſcht, ſo geht dieſe bei Verſammlungen und Verhandlungen ſofort in ein würdevolles Benehmen und eine regelmäßige Ordnung über (Neuſeel. Wakefield 1, 81; Tahiti Ellis an verſchiedenen Orten, Hawaii King bei Cook 3. R. 3. S. 287 f. an verſch. Orten; Tonga Ma-

riner; Cook 3. R. 2, 128), die besonders in Samoa von den Häuptlingen mit viel äußerem Anstand und großem Ceremoniell ausgeführt wird (Wilkes 2, 103; Turner 348). So galt es schon für eine große Unhöflichkeit, wenn Jemand in den allgemeinen Versammlungen zu spät kam (Erskine 52). Kann nun auch die Art und Weise wie man die Europäer bei ihrer ersten Ankunft überall empfing (z. B. Cook in Hawaii 3. R. 3, 287 f.; Tonga eb. 1, 275; auf Hervey und Markes. eb. 1, 198; Wallis in Tahiti, Schouten in Niva 44, 42; Hale in Falkaafo 151) nicht maßgebend sein, da man sie nach einem weitverbreiteten polynesischen Glauben für Götter hielt, so waren doch auch sonst, wenigstens in früheren Zeiten, große Festlichkeiten mit dem Empfang bedeutender Fremden verbunden, nächtliche Tänze, Wettspiele, große Gastereien (Turner 199; Dieffenb. 1, 314), sowie eine Menge von Höflichkeitsceremonien, über die sich schon Schouten (42) wunderte. Nirgends war dies mehr der Fall als in Samoa, wo man auch eine Menge höflicher Gesprächswendungen hatte; daher Erskine nicht mit Unrecht die samoanische Etiquette mit der spanischen vergleicht (72). Doch beruhte sie nicht nur auf Aeußerlichkeiten, sondern wirklich auf einer gewissen Humanität, wie denn z. B. jeder Samoaner, welcher an Arbeitenden vorübergeht, diesen so lange hilft, bis sie selbst sagen: geh weiter (Turner 341). So waren auch die Tahitier und Hawaier gegen alle Fremde, auch von niederem Stande, außerordentlich höflich, anständig und von einnehmendem Betragen (Turnbull 296; King bei Cook 3. R. 3, 308 f.). Der gewöhnliche Gruß in Polynesien wie in Madagascar (Wilkes 2, 12; 337) besteht in Nasenreiben, das zwar auf Tahiti schon 1829 abgeschafft und in Paumotu damals im Schwinden war (Mörenhout 1, 93), welches aber noch Hochstetter (205; 218—9) in Neuseeland vorfand. Ein Häuptling daselbst berührte mit der Nase den geschriebenen Namen seines Sohnes, dessen Todesnachricht er in einem Brief empfing. Als eigentliche Hauptsache hierbei gilt die Vermischung des Athems der sich begrüßenden (Kendall bei d'Urville 2, 558). Auf Samoa galt dieser Gruß gleichfalls; wollte man besonders höflich sein, so drückte man die Nase auf die Hand (Erskine 57). Uebrigens war auch der Kuß gar nichts seltenes. Grüßt ein Tonganer einen höheren Verwandten, so küßt er ihm die Hand, einem sehr hohen den Fuß. Der Kuß besteht hier

wie in Neuſeeland aus einer ſchnüffelnden Berührung mit Naſe und Oberlippe; gleiche legen auch wohl die Lippen auf einander, aber ohne Bewegung. Ueber den europäiſchen Kuß lachen ſie ſehr (Mariner 1, 238; Schouten 44). Auch in Tahiti küßte man die Hand oder den Mund zum Gruß (Wallis 238 und ſonſt). Das Ergreifen oder Schütteln der Hand herrſcht als Gruß überall und iſt nicht erſt, wie Erskine 36 will, von den Europäern eingeführt. Auch hatte man Grußformeln überall. Auf Tahiti rief der Wirth und ſeine Familie wiederholt: „willkommen"; der Gaſt: „ich komme." Wirth: „Gott ſegne dich." Der Gaſt ſetzt ſich dann und ſagt: „hier." Dann fragte man nach dem Grunde des Kommens und ſetzt dem Gaſt eine Bewirthung vor. Auch beim Nieſen ſagt man: „Gott ſegne dich" (Wilſon 473—4). Auf Samoa und Hawaii war der Gruß: „meine Liebe dir", (Cheever 115; Turner 341) den man, wollte man nicht beleidigen, zurückgeben muß (Naut. Mag. 1862; 465). Die Antwort war auf Samoa; „Schlaf und Leben dir" (Turner 341) und das Abſchiedswort: „leb wohl" (Erskine 57). Auf Neuſeeland ſagte man „komm oder gehe geſund"; Kommenden auch „bleibe hier" (d'Urville a, 2, 556 f.). Bei beſonders feierlichem Empfang hielt man längere Reden voll Complimente und Gebete um Wohlergehen des Andern in Neuſeeland (d'Urville a 2, 556). In Greys Sagen finden ſich Beiſpiele (252 f.). Auch legte man in einem ſolchen Fall friſche Matten auf die Flur des Hauſes. Begrüßten ſich zwei, die ſich lange nicht geſehen hatten, ſo begann raſch nach dem erſten Gruß ein langes und heftiges Wehklagen, Tangi genannt, worin Brown (28, Neuſeel.) und Freycinet (2, 589, Hawaii) mit Unrecht Freudenthränen ſieht, vielmehr iſt es eine Todtenklage um alle die, welche geſtorben ſind, während ſich jene nicht ſahen. So faßt auch Taylor (102) dieſe Sitte auf, welche in ganz Polyneſien ſehr gewöhnlich iſt und über die ſchon Cook und ſeine Begleiter ſich wunderten.*) Man überließ ſich hierbei oft einer gewaltigen Leidenſchaft. Allein ſo wie dies fertig war, fing man auch ſogleich an zu eſſen (Hochſtetter 283),

*) 1. R. 2, 103; 227; ebenſo Turnbull 300; Wilſon 312. Es könnte ſeltſam erſcheinen, daß die tahitiſchen Weiber auch mit Cook dieſes Tangi ausübten. Aber an vielen Orten Polyneſiens hielt man die Europäer für die wiederkehrenden Seelen der Verſtorbenen und ſo mag es auch hier geweſen ſein; dann lag es nahe, beim Wiederſehen nochmals ſeine ganze Trauer um den Abſchied darzuſtellen.

in ganz Polyneſien zur Zeit der Entdeckung ſchon im Abſterben war. Auf Tahiti, Samoa, Tonga war er ſchon erloſchen; auf Hawaii, den Markeſas ſchämte man ſich ſeiner und ſelbſt die Maoris erzählten, dieſer ſchändliche Gebrauch ſei keineswegs bei ihnen angeſtammte ſondern erſt in ſpäter Zeit eingeführte Sitte (Thomſen 1, 142) — eine offenbare Erfindung, weil auch ſie des Kannibalismus ſich ſchämten. Daß natürlich die Miſſionäre ihn wo ſie konnten ausrotteten, verſteht ſich und ſo iſt er jetzt ſo gut wie überall erloſchen, mit Ausnahme etwa mancher Paumotu-Inſeln. In Neuſeeland zog er ſich (Brown 55) erſt ins Innere des Landes zurück, dann erloſch er ganz; 1843 kam daſelbſt das letzte Beiſpiel vor (Thomſon 1, 148).

Wie aber, ſo müſſen wir jetzt fragen, konnte eine ſo unnatürliche Sitte überhaupt aufkommen? Man hat gemeint, durch Mangel an Nahrungsmitteln ſei ſie veranlaßt, oder doch wenigſtens gefördert worden (Hawkesworth bei Forſter Bemerk. 288; Quarterly review 1859, 336), eine Anſicht, welche ſchon der ältere Forſter (Bem. 288 f.) treffend widerlegt hat. Meinicke meint (44), auch dieſe Unthat ſei urſprünglich, wie der Kindermord, von den Vornehmen ausgegangen, welche den Leib verzehrt hätten, wie der Gott die Seelen, denn allerdings iſt es vielfach Glaube der Polyneſier, daß die Götter die Seelen nach dem Tode fräßen (Polack 1, 17). Allein wenn dieſer Glaube auch nicht erſt durch die Menſchenfreſſerei der Polyneſier aufgekommen iſt, ſo fragt es ſich doch ſehr, wie er zu deuten, wie er entſtanden ſei; und auf keinen Fall kann er der einzige Grund des Kannibalismus ſein, weil ja an demſelben ſich auch Leute aus dem Volke, bisweilen auch Weiber betheiligen dürfen, was, wenn er nur eine Eigenſchaft der Götter und deshalb ein Vorrecht ihrer Stellvertreter auf Erden, des Adels wäre, unmöglich geſtattet ſein würde. Wir ſahen nun oben ſchon vielfach, daß auch in Ländern, wo er nicht mehr herrſcht, beſonders glühender Haß oder Rachedurſt zum Kannibalismus führte; und dieſer Haß, dieſer Rachedurſt, iſt eines der wichtigſten Motive jener Unſitte — und nicht nur bei „Wilden“ wirkſam. Die morning post vom 13. Nov. 1839 erzählt, daß General Roſas in Montevideo Cullens Lupf und General Aſtrudos Eingeweide bei einem Gaſtmahl ſervieren ließ. Daß auch ſonſt Weiße ſich an dieſem ſcheußlichen Gebrauch thätlich betheiligt haben, erwähnt d'Ewes (150) von Europäern auf Tonga, aus ganz neuer Zeit. Wie es nun in Neuſeeland als beſonders ſchimpf-

lich galt im Kriege durch Sclavenhand zu fallen (A. Earle 212), so glaubten die Maoris, wer nun gar von den Feinden gefressen werde, der komme in ein ewiges Feuer, die anderen aber (und namentlich wer selbst viel Feinde gefressen habe), kämen in den Himmel (Cook 3. R. 1, 148); oder, daß sie durch Auffressen ihren Feinden das Leben nach dem Tode ganz rauben könnten (Nicholas 281). Dazu trat aber noch Anderes. Die Abiponer aßen gern Tiger, Stiere, Wildschweine, weil diese Nahrung Stärke und Muth verleiht; sie verschmähten Hühner, Eier, Schafe, Fische, weil sie feige machen (Dobrizhofer 1, 329); wir selbst sagen wohl auch, daß Mark aus Knochen stark, Taubenherzen melancholisch machen. Die Kalifornier glauben nun durch das Auffressen tapferer Männer selbst tapfer zu werden (la Perouse 1, 376) — und so glauben auch die Markesaner durch das Auffressen des tapferen Besiegten sich dessen Eigenschaften anzueignen (Vinc. Dum. 298).

Diese beiden Motive nun sind es, weshalb man besonders auf das linke Auge (oder, doch seltener, auf das Herz) begierig war; aß man den Sitz der Seele, so aß man die Seele mit und mit ihr alle ihre Eigenschaften, daher man selbst an Klugheit und Einsicht zunahm, während jene aufhörte zu existiren. Thomson (1, 147) will zwar letzteres Motiv nicht gelten lassen und meint nur um Schrecken zu erregen (ein neuer Grund also, der gewiß richtig ist) und aus Haß sei der Kannibalismus ausgeübt (1, 145). Allein dadurch erklärt sich durchaus nicht jenes Verschlingen des Auges und da die Polynesier selbst sagten, durch dies Verschlingen gewänne man an Geist, so ist unsere obige Auffassung unstreitig richtig.*) Dabei bleibt aber immer die Analogie mit dem Auffressen der Seele Seitens der Götter zu beachten.

Daß der Kannibalismus auf allen Inseln früher sehr ausgebreitet war, dafür sprechen schon die zahlreichen Menschenopfer, die wir überall finden. Freilich sagt Ellis (1, 106), auf Tahiti seien diese Opfer erst später eingeführt, allein da wir sie auf allen Inseln gleichmäßig vorfinden, da sie ferner aufs innigste mit den religiösen Anschauungen — man denke nur daran, daß die Götter die Seelen fraßen — und Gebräuchen zusammenhängen, so ist diese Behauptung sicher falsch. Man mag sie freilich in Tahiti aufgestellt haben: denn

*) Remy XLVIII (vergl. 125) sagt, die Leiche guter Häuptlinge sei „aus Liebe aufgefressen." Dies wird auch sonst berichtet und ist, wenn wahr, dann jedenfalls nur eine sinnbildliche Darstellung des Verzehrtwerdens der Seele durch die Götter.

man ſchämte ſich, wie des Kannibalismus, ſo auch ſchon der Menſchenopfer zur Zeit der Entdeckung. Auf Tahiti brachte man beim Beginn eines Krieges 4—5; die Kriegsgefangenen wurden meiſt gleichfalls beim Sieg geopfert (Ellis 1, 276 f.); ja bei gewiſſen Himmelserſcheinungen, wenn die Sonne „im Zuſtand des Kriegs ſtand," mußte ein Menſch geopfert werden (Bougainville 183), wie man die Erſcheinung eines Kometen als göttliche Aufforderung Krieg zu führen in Tahiti und Samoa anſah (Cook 1. R. 2, 278; Turner 344). Ferner brachte man ſolche Opfer bei großen Nationalfeſten, bei der Einführung eines neuen Königs, bei Krankheit eines Fürſten, bei Erbauung von Tempeln (Ellis 1, 346) und bei anderen Gelegenheiten welche Mörenhout 1, 525 angiebt. Früher ruhten die Tempel ganz auf Menſchenleichen, indem jeder Pfeiler auf ein dargebrachtes Opfer geſtellt wurde (Thermann u. Bennet 1, 242); ſpäter gründete man wenigſtens den Mittelpfeiler auf dieſe Weiſe (Ellis 1, 346). Auf dem Markeſas wurden beim Tode eines jeden Prieſters 3 Menſchen geopfert (Liſianſky 81; Vincend. Dum. 228) und jährlich außerdem noch 20 ſolche Opfer gebracht, unter großen Feierlichkeiten (Mathias G*** 65). Hier aß man dieſe Opfer theilweiſe noch (eb. Liſianſky 81). Doch ſcheint man auch hier dieſe Sitte nicht mehr ganz unbefangen angeſehen zu haben; Melville, obwohl er darnach forſchte, konnte nichts davon bemerken (2, 80); man verbarg ſie ihm alſo. Auf Hawaii waren Menſchenopfer gleichfalls häufig, doch ſollen ſie auch hier erſt von einem beſonders kriegeriſchen König eingeführt ſein, der in einem Kriege auf Befehl des Gottes 80 Menſchen tödtete; deshalb ſollen auch ſonſt öfters gerade 80 Opfer geſchlachtet ſein — auch hier wieder eine Erzählung, welche die Sitte gleichſam entſchuldigen ſoll, die ſich aber klärlich als ungenügend ausweiſt: denn war die Sitte nur durch den Krieg eingeführt, wie kam es, daß man bei allen größern Ereigniſſen auch zu Friedenszeiten Opfer brachte? Daß man dieſe Opfer nicht bloß von den Kriegsgefangenen, ſondern aus dem eigenen Volke, natürlich nur aus dem niederen Stande nahm? Dieſe Opfer aber wurden gebracht ebenfalls beim Beginn und Ende eines Krieges, bei größeren Feſten und beim Tode eines vornehmen Mannes, an deſſen Grab man einen Mann und eine Frau ſchlachtete (Jarves 47 f.; King bei Cook 3. R. 3, 460). Doch wurden beim Tode des Königs weit mehr, ſogar 10 Menſchen geopfert

(Cook eb. 459), zunächſt bei der Ausſtellung der Leiche und noch größere Schaaren ſoll das Begräbniß ſelbſt gekoſtet haben (Remy 115). Früher warf man hier Menſchen aus dem Volk als Opfer den hungrigen Haien hin, welche man als Götter verehrte (Thermann und Bennet 1, 422). In Neuſeeland brachte man vor dem Krieg ein Menſchenopfer, um den Ausgang deſſelben vorherzuſehen (Polack 1, 286), ſowie man auch den erſten Gefangenen den Göttern ſchlachtete (eb. 2, 8; Shortl. a, 231; Thomſon 1, 129). Sklaven opferte man daſelbſt, wenn ein Häuptling krank war (der Neuſeeländer 283), und Menſchenopfer brachte man früher am Grabe der Häuptlinge (Taylor 97). Auch Gebäude gründete man auf Menſchenleichen (Taylor 387 f.), ein Gebrauch, der zur Zeit der Entdeckung freilich ſchon abgeſtorben war. Eine eigenthümliche Sitte erzählt Dieffenbach 2, 127: war irgendwo Blut vergoſſen, ſo zog eine Schaar aus, welche ſtreng tabu war, und tödtete den erſten Begegnenden, auch wenn er vom eigenen Stamme war, um die Blutſchuld zu tilgen, wie man auch Leute, die ein Tabu gebrochen hatten, opferte oder ein Menſchenopfer brachte, um irgend welchen Tabubruch wieder zu ſühnen (Jarves 47). Begegnete jener heiligen Schaar aber kein Menſch, ſo warf der Prieſter etwas Gras unter Zauberformeln ins Waſſer und dann genügte auch die Tödtung eines Thieres. Auf Tonga und Samoa herrſchten dieſelben Sitten, Menſchenopfer am Grabe (authent. narr. 78; Mariner 1, 295); bei Krankheiten eines Fürſten, bei Verletzung eines Tabus durch denſelben; nur daß man in beiden Fällen meiſt Kinder umbrachte, um die Götter deſto gewiſſer zu bewegen. Bei Krankheit des Königs genügte es, ein Kind zu opfern; war aber der Tui-tonga krank, das heiligſte Haupt des Staates, ſo war eines nicht hinreichend, man tödtete drei bis vier (Mariner 1, 229; 379; 454). Sonſt nahm man Sklaven, Kriegsgefangene oder Leute aus dem Volke zum Opfer, welche man plötzlich und verrätheriſch überfiel (King bei Cook 3. R. 3, 459); daher denn dieſe unglücklichen, ſobald eine Gelegenheit kam, wo man Menſchenopfer brauchte, ſofort in die Berge flohen, um ſo mehr als man Familien, ja ganze Gegenden, aus welchen man einmal ein ſolches Opfer genommen hatte, als den Göttern geweiht betrachtete und auch fernerhin namentlich gern aus ihnen Menſchen ſchlachtete (Ellis 1, 346 f.). Ellis (1, 360) erzählt eine Geſchichte, die einem ſehr verbreiteten abendländiſchen

Märchen gleicht und welche, weil sie ein Zeugniß ist für den Verfall des Kannibalismus, hier schließlich stehen mag: auf einer kleinen Insel bei Huahine verschwanden öfters besonders kräftige Männer, man wußte nicht, wohin, bis die Königin der Insel durch einen Zufall dahinter kam, daß ihr eigner Gemahl sie heimlich tödten ließ und sie dann auffraß und daß er jetzt eben ihrem Bruder dasselbe Loos bereiten wolle. Die Fürstin theilte diesem die Gefahr mit und er wieder sämmtlichen Raatira, dem zweiten Stand der Insel, welche alle auf Befehl des Gottes Taaroa jenen König zu tödten beschlossen. Das geschah denn auch durch List und seit der Zeit verzehrte man keinen Menschen mehr.

Stände, Verfassung und Rechtsverhältnisse sind in ganz Polynesien ihren Grundlagen nach so ziemlich gleich. Die Gesellschaft zeigt überall zwei ganz scharf geschiedene Stände, Vornehme und Gemeine, zwischen denen sich auf den meisten Gruppen — nur in Neuseeland und Hawaii nicht — noch ein dritter Stand, die Landbesitzer, aus dem ersten entwickelt hat, während man die Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen, als vierten Stand betrachten kann. Ziemlich allgemein findet sich ein Vasallenthum und eine Art Feudalwesen, das von mehreren gleich mächtigen Häuptern abhängt; eine centralisirte Regierung, die festere Einrichtung und größere Ausdehnung besitzt, hat sich nur auf Hawaii, Tahiti und Tonga gebildet. Auf Hawaii hat sie sich erst neuerdings unter wesentlicher Mitwirkung europäischer Einflüsse, welche die Machtmittel lieferte, in europäischer Weise consolidirt. Kämpfe aber, welche die Oberherrschaft zum Zweck hatten, sind auch im heidnischen Polynesien vielfach geführt worden. Die beiden Hauptstände, Vornehme und Gemeine, sind aufs allergrellste überall, doch am wenigsten streng auf Samoa und auf Neuseeland geschieden. Die Vornehmen sind im alleinigen Besitz alles Rechtes, aller Macht, alles Eigenthums, nur sie stehen mit den Göttern im Zusammenhang, denn nur sie haben eine Seele; sie sind die Stellvertreter und Darsteller Gottes auf Erden. Hierfür bringt Hale (19) folgenden wichtigen Beweis bei: überall heißt der Fürst aliki, ariki u. s. w., in Neuseeland aber, wo gar manches Alte bewahrt ist, heißt Aliki der einen besonders heiligen Rang angeerbt besitzt, der im Krieg unverwundbar, der ein „Stellvertreter Gottes" ist, wie Lee im Vocabular das Wort aliki übersetzt; wak-ariki heißt einen Priester

(Stellvertreter Gottes) machen und ebenso samoan. ali'i Häuptling, va' ali'i Priester. Beides also ist ursprünglich gleich. Die Gemeinen sind gänzlich von den Vornehmen abhängig; was sie arbeiten, besitzen, gehört alles den Vornehmen, wenn letztere es nehmen wollen; das Leben der Gemeinen hat gar keinen Werth, mit den Göttern haben sie keinen Zusammenhang, da sie gar keine Seele haben; daher sind die Vornehmen und alles, was ihnen gehört, durch die strengsten religiösen Banngesetze von den Gemeinen geschieden, deren Uebertretung den letzteren den Tod bringt. Dies müssen wir nun im Einzelnen betrachten.

Auf Samoa besteht eine patriarchalisch-aristokratische Verfassung. Jede Adelsfamilie, die stets zu Familienzusammenkünften ein großes eigenes Versammlungshaus hat, wählt sich ein Familienhaupt, dessen Würde jedoch nicht erblich ist. Diese Familienhäupter nun wählen einen aus ihrer Mitte zum Häuptling des Dorfes, in welchem sie zusammenwohnen. Auch seine Würde ist nicht erblich; und wenn es auch oft vorkommt, daß er sterbend seinen Nachfolger bestimmt, so ist es doch nöthig, daß diesen erst wieder die Geschlechtshäupter durch ihre Wahl bestätigen (Turner 280 f.). Aus diesen Häuptlingen über die einzelnen Dörfer wählt man die Distrikthäuptlinge, deren es zehn gibt, wie die Gruppe in zehn Distrikte zerfällt (Turner 290). So sind unter den samoanischen Fürsten drei Rangstufen; zwei oder drei der Häuptlinge sind vom ersten Rang und ihr Einfluß erstreckt sich über die ganze Inselgruppe. Ihre nächsten Verwandten und die Regenten der großen Distrikte bilden den zweiten, die Vorsteher der einzelnen Dörfer den dritten Rang. Jeder Häuptling, von dem eines Dorfes bis zum höchsten Fürsten der Gruppe gilt als Vater seines Volkes und muß sich daher eines jeden Einzelnen, die er alle als seine Kinder betrachtet, mit Rath und That annehmen; daher muß jedes Dorf einen Häuptling haben: es wäre sonst vater- und schutzlos. Dieser wird hoch geehrt: er bekommt bei Kavapartieen die Schale zuerst, er bei Gastmählern die besten Speisen vorgelegt. Wenn er nun auch arbeitet, wie jeder beliebige andere Samoaner, so redet man ihn doch mit besonderer Höflichkeit an (Turner 282—4), wie denn überhaupt jene Rangstufen nicht sowohl durch verschiedene Titel, als durch eine ceremonielle Sprache unter sich und vom Volk verschieden sind. Diese Sprache, über welche wir oben schon redeten, hat je nach dem Rang

andere Worte für die Thätigkeiten, die Körpertheile, das Eigenthum u. s. w. der betreffenden Personen. So wurde der Häuptling „der Schatten des Volkes" (der Schatten, in welchem es ruht) genannt Turner 343); zu einem gemeinen Manne sagt man: ua alu mai, er ist gekommen; zu einem Grundbesitzer ua alala mai; zu einem niederen Häuptling ua maliu mai; zu einem höheren Fürsten ua susu mai; zum vornehmsten Fürsten aber und ebenso in der Anrede an Gott ua afiu mai (Hale 29). Die Namen der Häuptlinge selbst waren bezeichnend, z. B. „Meer und Himmel" oder auf Samoa Maunga, d. h Berg: so lange nun der König, der diesen Namen hat, lebt, so lange fallen die betreffenden Worte aus der Sprache aus und müssen durch andere ersetzt werden (Latham 262, Erskine 44; vergl. 108). Auch in Neuseeland herrscht diese Sitte (Polack 1, 37), deren Grund (wie aus Shortland 32 hervorgeht) darin liegt, daß, wenn die Worte nicht ausfielen, rein zufällig öfters Zweideutigkeiten entstehen könnten, welche entweder Unglück bedeuteten oder gar, wenn auch ganz unabsichtlich, der Würde vornehmer Personen zu nahe träten.

Hale (29) und ähnlich d'Urville (b, 4, 105) vermuthet, daß die Verfassung Samoas früher monarchisch gewesen sei, da der angesehenste und reichste Häuptling mit einem Titel, der nur ihm zukam, tupu genannt wurde. Aber freilich war auch schon zu Hales Zeit alle Macht, welche früher wohl mit diesem Titel verbunden war, gänzlich geschwunden, dagegen hatte sich die Macht einer anderen hohen Würde (so Mein. 90), des Tamafainga erhalten (Williams 326 f. derf. in Baseler Miss. Mag. 1838, 116), in welchem „der Geist der Götter" wohnte; er war bis 1830, wo er erschlagen wurde, der Schreck des Volkes gewesen. Erlosch mit ihm eine Würde, dann sehen wir hier den umgekehrten Gang der Dinge wie in Tonga, wo das geistliche Oberhaupt, der Tui-tonga, zwar in höchsten Ehren, aber ganz ohne Macht weiter bestand, während die Macht alle an den König, an Finau übergegangen war. Nach Turner (98) aber war Tamafainga ein Eigenname, er selber nur ein einzelner von einem mächtigen Kriegsgott inspirirter Mann; und sein Tod daher nur momentan nicht ganz bedeutungslos. Es fehlte an jedem festen politischen Mittelpunkte, daher die Lockerung der Verhältnisse immer weiter vorschritt. Seit dem Aufstand in Upolu 1848 ist aller Zusammenhang der 10 Distrikte aufgelöst:

jeder ſteht jetzt für ſich und vollkommen unabhängig (Turner 290) da. Kein ſamoaniſcher Häuptling hatte unumſchränkte Macht. Denn überall bilden die anderen Häuptlinge und die Haus- und Grundbeſitzer, jener zweite Stand, die hier Tulafale genannt wurden, eine Verſammlung, welche dem erſten Häuptling des Dorfes oder des Diſtriktes berathend und beſchließend zur Seite ſtehen. Alle wichtigen Angelegenheiten eines Dorfes beſtimmt nicht der Häuptling deſſelben, ſondern die Verſammlung aller ſeiner Häuptlinge, aller ſeiner Tulafale; ebenſo haben die Diſtrikte ihre Verſammlungen, welche gebildet ſind aus den Häuptlingen des Diſtrikts, und die Angelegenheiten der ganzen Gruppe werden durch eine Verſammlung der oberſten Häuptlinge beſtimmt, deren jeder einen Grundbeſitzer als Rath und Redner bei ſich hat; denn die Fürſten reden ſelten öffentlich. Die Verſammlungen, in welchen die einzelnen Stämme getrennt ſitzen, ſind im Marae. Der Sprecher, in der Hand als Emblem des Redners einen Fliegenwedel, der aus Haaren geflochten iſt, ſpricht ſtehend, indem er ſich auf einen Stab (auf eine Lanze in Kriegszeiten) ſtützt. Er fängt ſeine Rede leiſe an, ſpricht aber immer lauter und lauter. Da er nicht für ſich, ſondern durchaus nur für ſeinen Diſtrikt ſpricht, ſo iſt die Reihenfolge des Auftretens ſtreng abhängig von der Rangordnung der Stämme, worüber bisweilen Streit entſteht. Die Reden ſind meiſt fließend, öfters unterbrochen von Beifallsrufen oder durch leiſes Lachen; allein ſtets bleibt alles in höchſt anſtändiger Form. Die Verſammlung entſcheidet durch Zuſtimmung oder Verwerfung und zwar wird die Diskuſſion, die in längeren Reden für und wider beſteht, ſo lange fortgeſetzt, bis der größere oder einflußreichere Theil der Verſammlung einſtimmig iſt. Der Tupu beruft die Verſammlung, wenn es nöthig iſt; wenn er aber dieſe Pflicht verſäumte, ſo würde ſie auch ohne ſeinen Ruf zuſammentreten (Hale 29, Erskine 73 f., Turner 287 f. 348). Den Dorfhäuptlingen ſteht eins der Geſchlechtshäupter des Dorfes als beſonderer Helfer für das Berufen der Verſammlungen, der Beſtimmung der Abgaben für Gemeindezwecke u. ſ. w. zur Seite (Turner 285). Auf Samoa iſt jetzt noch aller Beſitz gemeinſchaftlich und wer eine größere Ausgabe hat, wird ſtets von Anderen unterſtützt (264). Land darf allein das Familienhaupt verkaufen: allein wenn er nicht nach dem Willen der Familienglieder handelt, ſo verliert er ſeine Würde (Turner 283).

Aus allem Vorstehenden zeigt sich, daß die Macht der Häuptlinge ziemlich gering ist; auch die vornehmsten Oberhäupter haben keinen großen Einfluß (Erskine 80) und schon La Perouse wunderte sich über ihre Machtlosigkeit: trotz ihrer Befehle und Stockschläge that das Volk doch, was es wollte (La Perouse 2, 223). Nur in Tutuila war nach Erskine (44; 105) ein etwas strengeres Regiment, das in den Händen von 7 Häuptlingen und der entsprechenden Rathsversammlung lag. Sonst hatte der Häuptling nur Freiheit von Abgaben, Anspruch auf ein von der Gemeinde gebautes Haus u. dergl. (Erskine 43), doch genoß er eine fast religiöse Verehrung: es war eine heilige Sitte, ihm die Erstlingsfrüchte zu opfern (Turner 327). Dem höchsten Fürsten, dem König sich zu nahen, war wegen seiner großen Heiligkeit nicht ohne Gefahr: man mußte sich vorher mit reinem Wasser besprengen (Turner 342). Daher ist es begreiflich, zunächst daß die Geschlechtshäupter ihm, wenn er heirathen will, Alles was er dazu braucht geben; dann aber, daß die Familien sich gern mit einem solchen Häuptling durch Heirath verbinden, da ihnen diese Verbindung Ehre und Vortheil bringt. So kam es, daß ein solcher Fürst bisweilen fünfzig- und mehrmal sich verheirathete; doch hatte er selten mehr als zwei Weiber; die anderen verließen ihn wieder. Diese Sitte war indeß den Missionären recht hinderlich (Turner 282 f.).

Geringer geehrt waren die Tulafale; doch wie sie die Hauptmasse des Volkes bildeten, so waren sie auch der mächtigste Stand im Lande. Der dritte Stand, das Volk, hängt ganz von ihnen ab und ist vollständig machtlos (Hale 28). Doch lag hier ein minder schwerer Druck auf ihm wie in anderen ozeanischen Gebieten und das hatte seinen Grund in folgenden Verhältnissen, welche zur Erhebung der Tulafale nicht wenig beigetragen haben.

Auf Samoa bilden sich politische Parteien von großer Heftigkeit, die sich (nach Hales Vergleichung) etwa wie Regierung und Opposition zu einander verhalten. Sie haben trotzdem, daß ihre Anhänger auf der ganzen Insel zerstreut sind, ihre Hauptmittelpunkte. Die stärkere Partei heißt maló, die schwächere, welche von jener nicht durch Abstimmung, sondern im Kampf besiegt ist, vaivai: sie muß sich alles von der stärkeren gefallen lassen, denn diese verbannen, vertreiben die Besiegten, verwüsten, plündern das Land derselben, doch vernichtet man die Gegenpartei nicht, macht sie auch nicht zu Sklaven, da öfters Glie-

der derselben Familie zu verschiedenen Parteien gehören (Hale 29 f.). Diese Kriege sind (Wilkes 2, 150) oft äußerst wild und grausam; und doch kann man ohne einen solchen nicht Malo werden, was doch für jeden Stamm das Ziel des Ehrgeizes ist; den nur der Stamm wird Malo, dem sich ein anderer besiegter mit vielen Ceremonien unterwirft. Die Nachbarstämme helfen meist und so bildet sich auf Seiten des Malo eine lose Verbindung, welche von dem Rath der ersten Häuptlinge beherrscht wird (Erskine 63 f.*) Die beiden Hauptorte sind Aana (Ostküste von Upolu) und die gegenüberliegende kleine Insel Manono, in deren Kämpfen die samoanische Geschichte seit der Entdeckung der Gruppe besteht. Hier haben wir zunächst nur die Folgen dieser Verhältnisse zu betrachten: erstlich die große Milde des Regiments, die hier herrscht, denn die Häuptlinge der Vaivai-partei wagen natürlich nicht, die Ihrigen zu bedrücken, damit diese nicht von ihnen zur Malo-partei abfallen. Die Fürsten aber der letzteren müssen sich aus Furcht vor der Oppositionspartei gleichfalls sehr vor harten und unliebsamen Maßregeln hüten, denn sonst verlieren sie rasch ihre Macht und werden Vaivai. Zweitens geschieht es durch eben diese Verhältnisse, daß nirgends in ganz Polynesien die Standesunterschiede minder schroff sind als hier; Lebensmittel und fröhlicher Lebensgenuß sind für die höheren und niederen Stände hier fast gleich, da sich in diesen ewigen Kämpfen den Fürsten die Nothwendigkeit aufgedrängt hat, das Volk auf ihrer Seite zu haben (Hale 30).

Die drei Stände finden wir auch, freilich in etwas anderen Verhältnissen, auf Tonga wieder. Sie heißen daselbst Egi Adlige, zwischen denen und den Tua, dem Volke, die Matabulen und Mua die Zwischenstufen bilden. Schon die Namen sind bezeichnend: matabule heißt „Auge des Herrschers", mua und tua bedeutet (Hale 31) „die vorn und die hinten." Unter den Tua und außer jeglicher politischen Gliederung stehen die Tamaiveiki, die Sklaven (Geschichte 42). Unter den Egi kann man wieder den hohen Adel vom niederen scheiden. Zum hohen Adel gehören alle diejenigen, welche die höchsten Staatswürden bekleiden oder bekleiden können, also die nächsten Verwandten dieser Würdenträger, die Weiber mit eingeschlossen; die übrigen Egi

*) Caesar (de bello gallico 6, 11 u. 12) fand genau dieselben Verhältnisse in Gallien vor. Seine Nachrichten könnten geradezu für Samoa gelten, wenn man statt der keltischen samoanische Namen setzt.

kann man als niederen Adel bezeichnen und zu ihnen gehört jeder, der irgendwie mit einem der vornehmsten, wenn auch noch so fern, verwandt ist. Der Stand erbt durch die Mutter (authentic narr. 94): die Kinder einer Egi und wenn der Vater ein Tua ist, werden stets wieder Egis, Kinder aber, welche der König selber mit einer Frau von niederem Stande zeugt, gehören dem niederen Stande an (Mar. 2, 101), nur daß man sie besonders gern zu Opfern für die Götter aussucht; vielleicht freilich nur aus dem Grunde, weil man solche Mischlingskinder am liebsten aus der Welt schafft oder aber, weil sie durch ihren Vater den Göttern genehmer und daher bei ihnen wirksamer sind als Kinder, welche nur den niedern Ständen entsprossen sind. Die Rang- und Erbfolge in einer Familie, in der Mann und Frau auf gleicher Rangstufe stehen ist die, daß als erster der Mann, dann die Frau folgt; dann kommt vor der ältesten Tochter der älteste Sohn, beide aber vor dem zweiten Sohn und der zweiten Tochter, welche letztere wieder vor dem dritten Sohn, der dritten Tochter den Vorzug haben u. s. w. Ist die Ehe kinderlos, so haben die Geschwister des Mannes nach dem Alter, doch so, daß stets der Bruder vor der Schwester den Vorzug hat, den ersten Rang und das erste Recht: ist aber die Frau vornehmer, so stehen auch ihre Verwandten nach Rang und Recht denen des Mannes voran (Mariner 2, 89 bis 90; Erskine 128). Das Eigenthum aber, Pflanzungen, Häuser, Kähne und dergl. erbt immer durch die weibliche Linie, in die mütterliche Verwandtschaft (Mariner 2, 97). Die Matabule stammen ab von den Egi, von den jüngeren, nicht erbberechtigten Söhnen derselben. Doch können nach Mariner 2, 90 f. auch solche Männer aus dem Volke, welche sich durch besondere Weisheit oder andere große Thaten den Egi nützlich gemacht haben, zu Matabule erhöht werden; auch ihre Nachkommen bleiben dann in diesem Stande. Die Matabule sind eine Art vornehmer Diener, gleichsam das Gesinde, die Gefolgschaft der Egi; deren jeder eine bestimmte Anzahl Matabule hat und diese, welche darauf zu sehen haben, daß der Wille ihres Herrn geschieht, daß er selbst seine gebührenden Ehren erhält u. s. w., werden je nach dem Rang des Egi, zu dem sie gehören, geehrt. Ihre Söhne und jüngeren Brüder gehören zu dem Stand der Mua und ein solcher Mua wird erst nach dem Tode seines Vaters oder kinderlosen älteren Bruders Matabule: daher die letzteren meist

alle schon in vorgerückterem Alter stehen und es uns einmal nicht wundern kann, wenn sie wegen ihrer Weisheit besonders gepriesen sind; zweitens aber auch, daß sie eine gewisse öffentliche Sittenpolizei ausüben. Sie und die Mua theilen nicht nur bei öffentlichen Festen die Speisen, den Kavatrank aus und sorgen, daß hier alles nach der strengsten Etikette hergeht, die trotz allen europäischen Höfen verwickelt, schwierig und unerbittlich ist: sie haben auch die öffentliche Aufsicht über die jüngeren Egi, denen sie an allen Festen oder öffentlichen Zusammenkünften Reden zu halten verpflichtet sind, um sie zur Keuschheit an- und von Gewaltthätigkeiten gegen Weiber, gegen das niedere Volk, die Tua, abzuhalten; und man schenkt ihren Worten stets Gehör. Ihrer Weisheit wegen ist es ferner ihre Pflicht, die religiösen, astronomischen, geographischen, kurz alle Kenntnisse des Volkes dem jüngeren Geschlechte zu erhalten und zu lehren. Auch einzelne Gewerbe treiben sie, welche besonderes Geschick verlangen und von besonderer Würde sind: eine bestimmte Zahl unter ihnen sind Kahnbauer, andere Walzahnschneider, wieder andere Besorger der Leichenfeiern, wozu wiederum eine sehr genaue Kenntniß einer ausgedehnten Etikette gehört. Die Söhne oder jüngeren Brüder der Mua sind Tua, werden aber ebenfalls nach dem Tode des Vaters oder älteren Bruders Mua; auch sie gehören zu einzelnen Egi; auch sie haben bestimmte Handwerke, wie z. B. die Steinarbeit, das Netzflechten, den Fischfang, den Hausbau, das Tattuiren, Keulenschneiden, Barbieren; doch sind diese Handwerke keineswegs erblich, sondern man wählt sie beliebig als Beruf.

Anders ist es bei der Abtheilung der Tua, welche nicht Mua werden können; sie haften an der Scholle (d'Urville a 4, 241) und machen die unterste Klasse des Volkes aus. Da sie so gut wie gar keine persönliche Geltung haben (Hale 32), so müssen sie sich mit den geringsten Handwerken, welche in gar keiner Achtung stehen begnügen; und so liegt auf ihnen der Feldbau und das Kochen, denn die Köche sind, wenn auch der des Königs ein gewisses Ansehen hat, hier wie überall in Polynesien die verachtetste Menschenklasse. (Mariner 2, 90—96). Vollkommen rechtlos sind die Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen.

Zeigt diese Gliederung der Gesellschaft schon ganz deutlich, worauf Meinicke mit Recht hingewiesen hat, (82), daß die Grundlage derselben

die Familie ist; die Matabule sind die Seitenverwandten der Egi, die Mua der Matabule, die Tua der Mua: so zeigt sich dies patriarchalische Verhältniß auch in der politischen Verfassung des tongaischen Staates. Er steht unter der Herrschaft einer ganzen Reihe von Fürsten. Diese aber nennen sich untereinander (Hale 31) Großvater, Vater, Oheim, Bruder, nicht etwa mit Berücksichtigung wirklicher Verwandtschaftsverhältnisse, sondern rein als Titel: und wie streng diese so familiär bezeichneten Abstufungsverhältnisse immer gehalten werden, geht daraus hervor, daß nach Hales (31) Bericht vom Jahr 1840 Taufahau, der König von Habai und Vavau, beim Kavatrinken nicht unter den Häuptlingen sitzen durfte, sondern nur unter den Mua, weil er als Enkel galt. Dies stimmt genau: gilt der Egi als Vater, so sind die Matabule Söhne, die Mua Enkel. Weil man aber den Rang aufs allerstrengste beachtete, so durften Verwandte von ungleichem Rang nicht in einem Kavazirkel sitzen; der minder vornehme mußte ihn verlassen und sich unter dem Volk aufhalten (Mar. 1, 238).

An der Spitze aller dieser Fürsten stand nun als höchster Herrscher der Tui-tonga, der wie schon sein Name bezeichnet als Herr von ganz Tonga galt, obwohl ihm der Distrikt Mua ganz speciell zugehörte (d'Urville a 4, 91). Zur Zeit der Entdeckung war seine Macht nicht mehr das, was sie ursprünglich bedeutete, denn ein weltliches Fürstenthum hatte sich neben oder aus ihr entwickelt und ihr war eigentlich nur noch eine religiöse Geltung verblieben. Ursprünglich aber war der Tuitonga ganz ohne Zweifel (so auch Meinicke 74) zunächst der höchste weltliche Herr der Gruppe und ebendeshalb auch das höchste geistliche Oberhaupt. Für seine weltliche Macht spricht schon sein Name, denn in Samoa wie in Tonga wird der Häuptling über jede Insel, ja über jedes Dorf dadurch bezeichnet, daß man dem Ortsnamen das Wort tui, Herrscher vorsetzt (z. B. Samoa Hood 30; Tonga d'Urville a 4, 239); für seine geistliche Würde aber der Umstand daß er weder beschnitten noch tattuirt war, eben weil man ihn als Vertreter der Gottheit selbst ansah (S. 37); daß sich bei seinem Tode allein die Trauernden keine Wunden, als Zeichen ihres Schmerzes schlagen, denn wie er göttlicher Abkunft ist, so stirbt er auch eigentlich nicht (Mariner 2, 225); daß ferner Kranke, wie man sie in die Tempel aller Götter und zu den Gräbern Verstorbener, deren Geist

bei den Göttern Einfluß hat, herumträgt, auch in das Haus des Tuitonga gebracht werden, ob er ihnen helfe. Finau I. wurde dort, obwohl er ſchon todt war, als Zeichen tiefſter Demüthigung über die Kochgrube gelegt, ob dies vielleicht den feindſeligen Götterzorn, der ſeinen Tod herbeigeführt hatte, banne (Mar. 1, 385). Auch die geſchichtlichen Ueberlieferungen der Tonganer, auf welchen die Nachrichten bei Erskine 126 f. beruhen, erzählen, daß „vor 16 Generationen“ die weltliche Macht des Tuitonga, welcher damals den ganzen Tongaarchipel und Uwea und die Nivainſeln beherrſcht haben ſoll, verfallen ſei. Allein ſeine göttliche Natur und Würde konnte man ihm nicht nehmen; ſie blieb bis zur Zeit der Entdeckung und Mariner ſchildert ſie noch als vollſtändig beſtehend. In früherer Zeit hatte der Tuitonga wie es ſcheint noch einen Hofſtaat von geringeren aber gleichfalls göttlich verehrten Würden um ſich; von denen ſich auch noch Spuren erhalten haben. Denn zu Mariners Zeit gab es noch neben dem Tuitonga den Beatſchi (bei Erskine 160 Feaki, bei Wilſon 369 Beardſchi), welcher eine ähnliche wenn auch geringere religiöſe Bedeutung hatte. So berichtet Mariner 2, 141, daß ſowohl der Tuitonga wie auch der Beatſchi faſt nie von einem Gott (wie Prieſter und Häuptlinge ſo oft) begeiſtert würden, weil beide zu „vornehm“ wären, d. h. weil beide ſelbſt als lebende Götter angeſehen wurden. Beide ſollen Abkömmlinge hoher Götter ſein, welche einſt Tonga beſuchten, doch weiß man von ihren Müttern nichts; beide hatten zwar politiſch gar keinen Einfluß mehr, ja Finau I. verwies es dem Tuitonga, als dieſer ſich in eine öffentliche Angelegenheit gemiſcht hatte (Mariner 2, 142); allein ſie genoßen doch höhere Ehre als der König, welcher ſobald er einem von ihnen begegnet, ſich wie es die Etiquette gegen einen Vornehmeren in Polyneſien will, niederſetzen mußte; daher denn eine ſolche Begegnung gern vermieden wurde (Mar. 2, 81—2). Wenn der Tuitonga bei Kavafeſten zugegen war, ſo hatte er nicht nur den Vorſitz, ſondern auch einen ganz abgeſonderten Platz; die dienſtthuenden Matabule mußten ſich 6' von ihm entfernt halten und ſelbſt die höchſten Häuptlinge, welche ſonſt ſtanden, mußten zum Zeichen, daß ſie niedriger ſeien als er, ſitzend trinken (Mariner 1, 199; 204). Eine ſolche Verehrung zollte man dem Beatſchi, wenn er auch höher als der König ſtand, nicht (2, 85), ja bei Kavafeſten erhielt er erſt den achten Platz nach dem Tui-kano-

kuboln, (d'Urville a 4, 73) aus dessen Würde sich das heutige tonganische Königthum entwickelt hat. Wenn es vorkam, daß auch der Tuitonga dem Veatschi Ehren erwies, welche einer höher tabuirten, einer heiligeren Person zukamen (d'Urville a 4, 92): so geschah dies nur dann, wenn der Veatschi der Abkömmling einer Tante oder älteren Schwester des Tuitonga war und die Verehrung galt seiner Person, nicht seiner Würde. Die Glorie aber, welche den Tuitonga umgab, zeigte sich noch in Folgendem. Zunächst gebrauchte man gegen ihn eine ganz besondere Sprache, welche man gegen keinen Häuptling anwendete (Mariner 2, 84). Ferner bekam er eine sehr reichliche Abgabe, welche in Gestalt eines Ernteopfers im Oktober gebracht wurde und inatschi d. i. Theil hieß (Mar. 2, 207 f.).

Bei diesem Feste, zu welchem alle Inseln ihre Abgaben schickten, wurden auch Menschenopfer und zwar nicht weniger als zehn gebracht (Cook 3 R. 2, 58). Merkwürdig ist das Inatschifest, welches Cook (eb. 39—58) beschreibt: der Sohn Paulahos, des damaligen Tuitonga, war zur Mannbarkeit herangewachsen und ihm zu Ehren ward es wie Cook (57) ganz richtig sagt, als Huldigungsfest begangen; man brachte aber die Gegenstände, zu deren Einlieferung sich das Land verpflichtet zeigte, nicht in Wirklichkeit dar, sondern theils in Nachbildungen, theils nur andeutungsweise, indem die Körbe, die man herbeitrug, leer waren (47; 56). Ein solches Fest fand jedesmal statt, wenn der Sohn des Tuitonga, der die Würde des Vaters erben sollte, herangewachsen und nun selbst heilig genug war, um mit dem Vater essen zu dürfen (eb. 55).

Auch die Vermählung des Tuitonga war außerordentlich feierlich und mit seltsamen Ceremonien verbunden, welche Mariner 1, 134—138 schildert und von denen wir wenigstens das merkwürdigste, da seine Deutung schwierig ist, anführen wollen. War die äußerst reich bekleidete Braut — sie ist in so viel feinste samoanische Matten gewickelt, daß ihr die Arme vom Leibe stehen und sie sich nicht setzen kann*) — war die Braut mit ihren ähnlich nur minder reich gekleideten Brautjungfern zum Hause des Tuitonga hingegangen, wo dieser auf sie wartet und sie sich nebst ihrer Begleitung vor ihm niedersetzt, so

*) Ellis 3, 114 f. erzählt, daß man auch bisweilen die Könige in Westpolynesien durch ein möglichst unförmiges Umhüllen durch Kleider ehrte.

tritt eine Frau, deren Antlitz mit einer Matte verhüllt war zwischen ihnen auf und geht in das Haus des Tuitonga, wo sie einer anderen Frau, die dort mit einer großen aufgerollten Matte, mit einem Kopfschemel zum Schlafen und einem Körbchen voll Oelflaschen sitzt, den Schemel und die Matte nimmt, sich auf ersteren legt, mit letzterer zudeckt und sich anstellt als ob sie schliefe. Darauf führt der Tuitonga die Braut ins Haus, setzt sich und läßt auch sie aber auf seiner linken Hand dicht neben ihm sich niedersetzen. Darauf werden Schweine sehr kunstvoll zerlegt und an die anwesenden Häuptlinge vertheilt, welche indeß das Fleisch, da es streng tabuirt ist, nicht essen dürfen; indeß erhebt sich nun jene schlafende Frau und nimmt alle diese Speisevorräthe mit sich. Darauf führt der Tuitonga seine Braut in das für sie bestimmte Haus seines Gehöftes, wo sie nun bleibt, während vor dem Haus ein großes Fest gefeiert wird, welches aber sofort durch Heroldsruf geschlossen wird, wenn Abends der Tuitonga seine Braut zu sich kommen läßt und sich mit ihr zurückzieht. Auch bei seinem Tode ist ein großes und noch sonderbareres Fest. Zunächst wird bei den Festlichkeiten, welche einen Monat dauern, soviel gegessen, daß Schweine, Hühner, Kokosnüsse u. s. w. auf 8 Monate etwa tabuirt werden müssen, um sie nicht ganz auszurotten. Wollte man aber weniger essen, so würde der Zorn der Götter groß werden und sich durch den plötzlichen Tod einiger Häuptlinge Befriedigung schaffen (Mariner 1, 120). Die verschwendeten Vorräthe sind daher als solche anzusehen, welche man dem Todten zu seiner Ausrüstung mit ins Jenseits gab. Auch das Weib des Tuitonga wurde früher am Grabe erwürgt (Mar. 1, 321), was indeß Finau abschaffte (eb. 2, 221). Doch herrschte die Sitte, die Frauen des Abgeschiedenen zu tödten, auch beim Begräbniß anderer hoher Würdenträger noch zu Wilsons Zeiten, welcher dem Begräbniß des Hata-kalawa Mumui beiwohnte und zwei von dessen Weibern erwürgen sah (Wilf. 355). Beim Begräbniß des Tuitonga kamen die sonst so üblichen Trauerverwundungen nicht vor. Allein einen Tag nach dem Tod schnitten sich alle Bewohner der vom Tuitonga bewohnten Insel, Mann, Weib und Kind die Haare ganz und gar ab; und jeder legt etwas von seinem besten Besitz mit ins Grab. Die Trauerzeit dauert für Alle 4 Monate; das Tabu aber, welches durch die Berührung der Leiche oder der Dinge entsteht, welche zu ihrer Aufbewahrung und Aus-

in ganz Polyneſien zur Zeit der Entdeckung ſchon im Abſterben war. Auf Tahiti, Samoa, Tonga war er ſchon erloſchen; auf Hawaii, den Markeſas ſchämte man ſich ſeiner und ſelbſt die Maoris erzählten, dieſer ſchändliche Gebrauch ſei keineswegs bei ihnen angeſtammte ſondern erſt in ſpäter Zeit eingeführte Sitte (Thomſon 1, 142) — eine offenbare Erfindung, weil auch ſie des Kannibalismus ſich ſchämten. Daß natürlich die Miſſionäre ihn wo ſie konnten ausrotteten, verſteht ſich und ſo iſt er jetzt ſo gut wie überall erloſchen, mit Ausnahme etwa mancher Paumotu-Inſeln. In Neuſeeland zog er ſich (Brown 55) erſt ins Innere des Landes zurück, dann erloſch er ganz; 1843 kam daſelbſt das letzte Beiſpiel vor (Thomſon 1, 148).

Wie aber, ſo müſſen wir jetzt fragen, konnte eine ſo unnatürliche Sitte überhaupt aufkommen? Man hat gemeint, durch Mangel an Nahrungsmitteln ſei ſie veranlaßt, oder doch wenigſtens gefördert worden (Hawkesworth bei Forſter Bemerk. 288; Quarterly review 1859, 336), eine Anſicht, welche ſchon der ältere Forſter (Bem. 288 f.) treffend widerlegt hat. Meinicke meint (44), auch dieſe Unthat ſei urſprünglich, wie der Kindermord, von den Vornehmen ausgegangen, welche den Leib verzehrt hätten, wie der Gott die Seelen, denn allerdings iſt es vielfach Glaube der Polyneſier, daß die Götter die Seelen nach dem Tode fräßen (Polack 1, 17). Allein wenn dieſer Glaube auch nicht erſt durch die Menſchenfreſſerei der Polyneſier aufgekommen iſt, ſo fragt es ſich doch ſehr, wie er zu deuten, wie er entſtanden ſei; und auf keinen Fall kann er der einzige Grund des Kannibalismus ſein, weil ja an demſelben ſich auch Leute aus dem Volke, bisweilen auch Weiber betheiligen dürfen, was, wenn er nur eine Eigenſchaft der Götter und deshalb ein Vorrecht ihrer Stellvertreter auf Erden, des Adels wäre, unmöglich geſtattet ſein würde. Wir ſahen nun oben ſchon vielfach, daß auch in Ländern, wo er nicht mehr herrſcht, beſonders glühender Haß oder Rachedurſt zum Kannibalismus führte; und dieſer Haß, dieſer Rachedurſt, iſt eines der wichtigſten Motive jener Unſitte — und nicht nur bei „Wilden" wirkſam. Die morning post vom 13. Nov. 1839 erzählt, daß General Roſas in Montevideo Cullens Kopf und General Aſtrudos Eingeweide bei einem Gaſtmahl ſervieren ließ. Daß auch ſonſt Weiße ſich an dieſem ſcheußlichen Gebrauch thätlich betheiligt haben, erwähnt d'Ewes (150) von Europäern auf Tonga, aus ganz neuer Zeit. Wie es nun in Neuſeeland als beſonders ſchimpf-

lich galt im Kriege durch Sclavenhand zu fallen (A. Earle 212), so glaubten die Maoris, wer nun gar von den Feinden gefressen werde, der komme in ein ewiges Feuer, die anderen aber (und namentlich wer selbst viel Feinde gefressen habe), kämen in den Himmel (Cook 3. R. 1, 148); oder, daß sie durch Auffressen ihren Feinden das Leben nach dem Tode ganz rauben könnten (Nicholas 281). Dazu trat aber noch Anderes. Die Abiponer aßen gern Tiger, Stiere, Wildschweine, weil diese Nahrung Stärke und Muth verleiht; sie verschmähten Hühner, Eier, Schafe, Fische, weil sie feige machen (Dobrizhofer 1, 329); wir selbst sagen wohl auch, daß Mark aus Knochen stark, Taubenherzen melancholisch machen. Die Kalifornier glauben nun durch das Auffressen tapferer Männer selbst tapfer zu werden (la Perouse 1, 376) — und so glauben auch die Markesaner durch das Auffressen des tapferen Besiegten sich dessen Eigenschaften anzueignen (Vinc. Dum. 298).

Diese beiden Motive nun sind es, weshalb man besonders auf das linke Auge (oder, doch seltener, auf das Herz) begierig war; aß man den Sitz der Seele, so aß man die Seele mit und mit ihr alle ihre Eigenschaften, daher man selbst an Klugheit und Einsicht zunahm, während jene aufhörte zu existiren. Thomson (1, 147) will zwar letzteres Motiv nicht gelten lassen und meint nur um Schrecken zu erregen (ein neuer Grund also, der gewiß richtig ist) und aus Haß sei der Kannibalismus ausgeübt (1, 145). Allein dadurch erklärt sich durchaus nicht jenes Verschlingen des Auges und da die Polynesier selbst sagten, durch dies Verschlingen gewänne man an Geist, so ist unsere obige Auffassung unstreitig richtig.*) Dabei bleibt aber immer die Analogie mit dem Auffressen der Seele Seitens der Götter zu beachten.

Daß der Kannibalismus auf allen Inseln früher sehr ausgebreitet war, dafür sprechen schon die zahlreichen Menschenopfer, die wir überall finden. Freilich sagt Ellis (1, 106), auf Tahiti seien diese Opfer erst später eingeführt, allein da wir sie auf allen Inseln gleichmäßig vorfinden, da sie ferner aufs innigste mit den religiösen Anschauungen — man denke nur daran, daß die Götter die Seelen fraßen — und Gebräuchen zusammenhängen, so ist diese Behauptung sicher falsch. Man mag sie freilich in Tahiti aufgestellt haben: denn

*) Remy XLVIII (vergl. 125) sagt, die Leiche guter Häuptlinge sei „aus Liebe aufgefressen." Dies wird auch sonst berichtet und ist, wenn wahr, dann jedenfalls nur eine sinnbildliche Darstellung des Verzehrtwerdens der Seele durch die Götter.

man schämte sich, wie des Kannibalismus, so auch schon der Menschenopfer zur Zeit der Entdeckung. Auf Tahiti brachte man beim Beginn eines Krieges 4—5; die Kriegsgefangenen wurden meist gleichfalls beim Sieg geopfert (Ellis 1, 276 f.); ja bei gewissen Himmelserscheinungen, wenn die Sonne „im Zustand des Kriegs stand," mußte ein Mensch geopfert werden (Bougainville 183), wie man die Erscheinung eines Kometen als göttliche Aufforderung Krieg zu führen in Tahiti und Samoa ansah (Cook 1. R. 2, 278; Turner 344). Ferner brachte man solche Opfer bei großen Nationalfesten, bei der Einführung eines neuen Königs, bei Krankheit eines Fürsten, bei Erbauung von Tempeln (Ellis 1, 346) und bei anderen Gelegenheiten welche Mörenhout 1, 525 angiebt. Früher ruhten die Tempel ganz auf Menschenleichen, indem jeder Pfeiler auf ein dargebrachtes Opfer gestellt wurde (Tyermann u. Bennet 1, 242); später gründete man wenigstens den Mittelpfeiler auf diese Weise (Ellis 1, 346). Auf dem Markesas wurden beim Tode eines jeden Priesters 3 Menschen geopfert (Lisiansky 81; Vincend. Dum. 228) und jährlich außerdem noch 20 solche Opfer gebracht, unter großen Feierlichkeiten (Mathias G*** 65). Hier aß man diese Opfer theilweise noch (eb. Lisiansky 81). Doch scheint man auch hier diese Sitte nicht mehr ganz unbefangen angesehen zu haben; Melville, obwohl er darnach forschte, konnte nichts davon bemerken (2, 80); man verbarg sie ihm also. Auf Hawaii waren Menschenopfer gleichfalls häufig, doch sollen sie auch hier erst von einem besonders kriegerischen König eingeführt sein, der in einem Kriege auf Befehl des Gottes 80 Menschen tödtete; deshalb sollen auch sonst öfters gerade 80 Opfer geschlachtet sein — auch hier wieder eine Erzählung, welche die Sitte gleichsam entschuldigen soll, die sich aber klärlich als ungenügend ausweist: denn war die Sitte nur durch den Krieg eingeführt, wie kam es, daß man bei allen größern Ereignissen auch zu Friedenszeiten Opfer brachte? Daß man diese Opfer nicht bloß von den Kriegsgefangenen, sondern aus dem eigenen Volke, natürlich nur aus dem niederen Stande nahm? Diese Opfer aber wurden gebracht ebenfalls beim Beginn und Ende eines Krieges, bei größeren Festen und beim Tode eines vornehmen Mannes, an dessen Grab man einen Mann und eine Frau schlachtete (Jarves 47 f.; King bei Cook 3. R. 3, 460). Doch wurden beim Tode des Königs weit mehr, sogar 10 Menschen geopfert

(Cook eb. 459), zunächst bei der Ausstellung der Leiche und noch größere Schaaren soll das Begräbniß selbst gekostet haben (Remy 115). Früher warf man hier Menschen aus dem Volk als Opfer den hungrigen Haien hin, welche man als Götter verehrte (Thermann und Bennet 1, 422). In Neuseeland brachte man vor dem Krieg ein Menschenopfer, um den Ausgang desselben vorherzusehen (Polack 1, 286), sowie man auch den ersten Gefangenen den Göttern schlachtete (eb. 2, 8; Shortl. a, 231; Thomson 1, 129). Sklaven opferte man daselbst, wenn ein Häuptling krank war (der Neuseeländer 283), und Menschenopfer brachte man früher am Grabe der Häuptlinge (Taylor 97). Auch Gebäude gründete man auf Menschenleichen (Taylor 387 f.), ein Gebrauch, der zur Zeit der Entdeckung freilich schon abgestorben war. Eine eigenthümliche Sitte erzählt Dieffenbach 2, 127: war irgendwo Blut vergossen, so zog eine Schaar aus, welche streng tabu war, und tödtete den ersten Begegnenden, auch wenn er vom eigenen Stamme war, um die Blutschuld zu tilgen, wie man auch Leute, die ein Tabu gebrochen hatten, opferte oder ein Menschenopfer brachte, um irgend welchen Tabubruch wieder zu sühnen (Jarves 47). Begegnete jener heiligen Schaar aber kein Mensch, so warf der Priester etwas Gras unter Zauberformeln ins Wasser und dann genügte auch die Tödtung eines Thieres. Auf Tonga und Samoa herrschten dieselben Sitten, Menschenopfer am Grabe (authent. narr. 78; Mariner 1, 295); bei Krankheiten eines Fürsten, bei Verletzung eines Tabus durch denselben; nur daß man in beiden Fällen meist Kinder umbrachte, um die Götter desto gewisser zu bewegen. Bei Krankheit des Königs genügte es, ein Kind zu opfern; war aber der Tui-tonga krank, das heiligste Haupt des Staates, so war eines nicht hinreichend, man tödtete drei bis vier (Mariner 1, 229; 379; 454). Sonst nahm man Sklaven, Kriegsgefangene oder Leute aus dem Volke zum Opfer, welche man plötzlich und verrätherisch überfiel (King bei Cook 3. R. 3, 459); daher denn diese unglücklichen, sobald eine Gelegenheit kam, wo man Menschenopfer brauchte, sofort in die Berge flohen, um so mehr als man Familien, ja ganze Gegenden, aus welchen man einmal ein solches Opfer genommen hatte, als den Göttern geweiht betrachtete und auch fernerhin namentlich gern aus ihnen Menschen schlachtete (Ellis 1, 346 f.). Ellis (1, 360) erzählt eine Geschichte, die einem sehr verbreiteten abendländischen

Märchen gleicht und welche, weil sie ein Zeugniß ist für den Verfall des Kannibalismus, hier schließlich stehen mag: auf einer kleinen Insel bei Huahine verschwanden öfters besonders kräftige Männer, man wußte nicht, wohin, bis die Königin der Insel durch einen Zufall dahinter kam, daß ihr eigner Gemahl sie heimlich tödten ließ und sie dann auffraß und daß er jetzt eben ihrem Bruder dasselbe Loos bereiten wolle. Die Fürstin theilte diesem die Gefahr mit und er wieder sämmtlichen Raatira, dem zweiten Stand der Insel, welche alle auf Befehl des Gottes Taaroa jenen König zu tödten beschlossen. Das geschah denn auch durch List und seit der Zeit verzehrte man keinen Menschen mehr.

Stände, Verfassung und Rechtsverhältnisse sind in ganz Polynesien ihren Grundlagen nach so ziemlich gleich. Die Gesellschaft zeigt überall zwei ganz scharf geschiedene Stände, Vornehme und Gemeine, zwischen denen sich auf den meisten Gruppen — nur in Neuseeland und Hawaii nicht — noch ein dritter Stand, die Landbesitzer, aus dem ersten entwickelt hat, während man die Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen, als vierten Stand betrachten kann. Ziemlich allgemein findet sich ein Vasallenthum und eine Art Feudalwesen, das von mehreren gleich mächtigen Häuptern abhängt; eine centralisirte Regierung, die festere Einrichtung und größere Ausdehnung besitzt, hat sich nur auf Hawaii, Tahiti und Tonga gebildet. Auf Hawaii hat sie sich erst neuerdings unter wesentlicher Mitwirkung europäischer Einflüsse, welche die Machtmittel lieferte, in europäischer Weise consolidirt. Kämpfe aber, welche die Oberherrschaft zum Zweck hatten, sind auch im heidnischen Polynesien vielfach geführt worden. Die beiden Hauptstände, Vornehme und Gemeine, sind aufs allergrellste überall, doch am wenigsten streng auf Samoa und auf Neuseeland geschieden. Die Vornehmen sind im alleinigen Besitz alles Rechtes, aller Macht, alles Eigenthums, nur sie stehen mit den Göttern im Zusammenhang, denn nur sie haben eine Seele; sie sind die Stellvertreter und Darsteller Gottes auf Erden. Hierfür bringt Hale (19) folgenden wichtigen Beweis bei: überall heißt der Fürst aliki, ariki u. s. w., in Neuseeland aber, wo gar manches Alte bewahrt ist, heißt Aliki der einen besonders heiligen Rang angeerbt besitzt, der im Krieg unverwundbar, der ein „Stellvertreter Gottes" ist, wie Lee im Vokabular das Wort aliki übersetzt; wak-ariki heißt einen Priester

(Stellvertreter Gottes) machen und ebenso samoan. ali'i Häuptling, va' ali'i Priester. Beides also ist ursprünglich gleich. Die Gemeinen sind gänzlich von den Vornehmen abhängig; was sie arbeiten, besitzen, gehört alles den Vornehmen, wenn letztere es nehmen wollen; das Leben der Gemeinen hat gar keinen Werth, mit den Göttern haben sie keinen Zusammenhang, da sie gar keine Seele haben; daher sind die Vornehmen und alles, was ihnen gehört, durch die strengsten religiösen Banngesetze von den Gemeinen geschieden, deren Uebertretung den letzteren den Tod bringt. Dies müssen wir nun im Einzelnen betrachten.

Auf Samoa besteht eine patriarchalisch-aristokratische Verfassung. Jede Adelsfamilie, die stets zu Familienzusammenkünften ein großes eigenes Versammlungshaus hat, wählt sich ein Familienhaupt, dessen Würde jedoch nicht erblich ist. Diese Familienhäupter nun wählen einen aus ihrer Mitte zum Häuptling des Dorfes, in welchem sie zusammenwohnen. Auch seine Würde ist nicht erblich; und wenn es auch oft vorkommt, daß er sterbend seinen Nachfolger bestimmt, so ist es doch nöthig, daß diesen erst wieder die Geschlechtshäupter durch ihre Wahl bestätigen (Turner 280 f.). Aus diesen Häuptlingen über die einzelnen Dörfer wählt man die Distrikthäuptlinge, deren es zehn gibt, wie die Gruppe in zehn Distrikte zerfällt (Turner 290). So sind unter den samoanischen Fürsten drei Rangstufen; zwei oder drei der Häuptlinge sind vom ersten Rang und ihr Einfluß erstreckt sich über die ganze Inselgruppe. Ihre nächsten Verwandten und die Regenten der großen Distrikte bilden den zweiten, die Vorsteher der einzelnen Dörfer den dritten Rang. Jeder Häuptling, von dem eines Dorfes bis zum höchsten Fürsten der Gruppe gilt als Vater seines Volkes und muß sich daher eines jeden Einzelnen, die er alle als seine Kinder betrachtet, mit Rath und That annehmen; daher muß jedes Dorf einen Häuptling haben: es wäre sonst vater- und schutzlos. Dieser wird hoch geehrt: er bekommt bei Kavapartieen die Schale zuerst, er bei Gastmählern die besten Speisen vorgelegt. Wenn er nun auch arbeitet, wie jeder beliebige andere Samoaner, so redet man ihn doch mit besonderer Höflichkeit an (Turner 282—4), wie denn überhaupt jene Rangstufen nicht sowohl durch verschiedene Titel, als durch eine ceremonielle Sprache unter sich und vom Volk verschieden sind. Diese Sprache, über welche wir oben schon redeten, hat je nach dem Rang

andere Worte für die Thätigkeiten, die Körpertheile, das Eigenthum u. s. w. der betreffenden Personen. So wurde der Häuptling „der Schatten des Volkes" (der Schatten, in welchem es ruht) genannt Turner 343); zu einem gemeinen Manne sagt man: ua alu mai, er ist gekommen; zu einem Grundbesitzer ua alala mai; zu einem niederen Häuptling ua maliu mai; zu einem höheren Fürsten ua susu mai; zum vornehmsten Fürsten aber und ebenso in der Anrede an Gott ua afiu mai (Hale 29). Die Namen der Häuptlinge selbst waren bezeichnend, z. B. „Meer und Himmel" oder auf Samoa Maunga, d. h. Berg: so lange nun der König, der diesen Namen hat, lebt, so lange fallen die betreffenden Worte aus der Sprache aus und müssen durch andere ersetzt werden (Latham 262, Erskine 44; vergl. 108). Auch in Neuseeland herrscht diese Sitte (Polack 1, 37), deren Grund (wie aus Shortland 32 hervorgeht) darin liegt, daß, wenn die Worte nicht ausfielen, rein zufällig öfters Zweideutigkeiten entstehen könnten, welche entweder Unglück bedeuteten oder gar, wenn auch ganz unabsichtlich, der Würde vornehmer Personen zu nahe träten.

Hale (29) und ähnlich d'Urville (b, 4, 105) vermuthet, daß die Verfassung Samoas früher monarchisch gewesen sei, da der angesehenste und reichste Häuptling mit einem Titel, der nur ihm zukam, tapu genannt wurde. Aber freilich war auch schon zu Hales Zeit alle Macht, welche früher wohl mit diesem Titel verbunden war, gänzlich geschwunden, dagegen hatte sich die Macht einer anderen hohen Würde (so Mein. 90), des Tamafainga erhalten (Williams 326 f. derf. in Baseler Miss. Mag. 1838, 116), in welchem „der Geist der Götter" wohnte; er war bis 1830, wo er erschlagen wurde, der Schreck des Volkes gewesen. Erlosch mit ihm eine Würde, dann sehen wir hier den umgekehrten Gang der Dinge wie in Tonga, wo das geistliche Oberhaupt, der Tui-tonga, zwar in höchsten Ehren, aber ganz ohne Macht weiter bestand, während die Macht alle an den König, an Finau übergegangen war. Nach Turner (98) aber war Tamafainga ein Eigenname, er selber nur ein einzelner von einem mächtigen Kriegsgott inspirirter Mann; und sein Tod daher nur momentan nicht ganz bedeutungslos. Es fehlte an jedem festen politischen Mittelpunkte, daher die Lockerung der Verhältnisse immer weiter vorschritt. Seit dem Aufstand in Upolu 1848 ist aller Zusammenhang der 10 Distrikte aufgelöst:

jeder steht jetzt für sich und vollkommen unabhängig (Turner 290) da. Kein samoanischer Häuptling hatte unumschränkte Macht. Denn überall bilden die anderen Häuptlinge und die Haus- und Grundbesitzer, jener zweite Stand, die hier Tulafale genannt wurden, eine Versammlung, welche dem ersten Häuptling des Dorfes oder des Distriktes berathend und beschließend zur Seite stehen. Alle wichtigen Angelegenheiten eines Dorfes bestimmt nicht der Häuptling desselben, sondern die Versammlung aller seiner Häuptlinge, aller seiner Tulafale; ebenso haben die Distrikte ihre Versammlungen, welche gebildet sind aus den Häuptlingen des Distrikts, und die Angelegenheiten der ganzen Gruppe werden durch eine Versammlung der obersten Häuptlinge bestimmt, deren jeder einen Grundbesitzer als Rath und Redner bei sich hat; denn die Fürsten reden selten öffentlich. Die Versammlungen, in welchen die einzelnen Stämme getrennt sitzen, sind im Marae. Der Sprecher, in der Hand als Emblem des Redners einen Fliegenwedel, der aus Haaren geflochten ist, spricht stehend, indem er sich auf einen Stab (auf eine Lanze in Kriegszeiten) stützt. Er fängt seine Rede leise an, spricht aber immer lauter und lauter. Da er nicht für sich, sondern durchaus nur für seinen Distrikt spricht, so ist die Reihenfolge des Auftretens streng abhängig von der Rangordnung der Stämme, worüber bisweilen Streit entsteht. Die Reden sind meist fließend, öfters unterbrochen von Beifallsrufen oder durch leises Lachen; allein stets bleibt alles in höchst anständiger Form. Die Versammlung entscheidet durch Zustimmung oder Verwerfung und zwar wird die Diskussion, die in längeren Reden für und wider besteht, so lange fortgesetzt, bis der größere oder einflußreichere Theil der Versammlung einstimmig ist. Der Tupu beruft die Versammlung, wenn es nöthig ist; wenn er aber diese Pflicht versäumte, so würde sie auch ohne seinen Ruf zusammentreten (Hale 29, Erskine 73 f., Turner 287 f. 348). Den Dorfhäuptlingen steht eins der Geschlechtshäupter des Dorfes als besonderer Helfer für das Berufen der Versammlungen, der Bestimmung der Abgaben für Gemeindezwecke u. s. w. zur Seite (Turner 285). Auf Samoa ist jetzt noch aller Besitz gemeinschaftlich und wer eine größere Ausgabe hat, wird stets von Anderen unterstützt (264). Land darf allein das Familienhaupt verkaufen: allein wenn er nicht nach dem Willen der Familienglieder handelt, so verliert er seine Würde (Turner 283).

Aus allem Vorstehenden zeigt sich, daß die Macht der Häuptlinge ziemlich gering ist; auch die vornehmsten Oberhäupter haben keinen großen Einfluß (Erskine 80) und schon La Perouse wunderte sich über ihre Machtlosigkeit: trotz ihrer Befehle und Stockschläge that das Volk doch, was es wollte (La Perouse 2, 223). Nur in Tutuila war nach Erskine (44; 105) ein etwas strengeres Regiment, das in den Händen von 7 Häuptlingen und der entsprechenden Rathsversammlung lag. Sonst hatte der Häuptling nur Freiheit von Abgaben, Anspruch auf ein von der Gemeinde gebautes Haus u. dergl. (Erskine 43), doch genoß er eine fast religiöse Verehrung: es war eine heilige Sitte, ihm die Erstlingsfrüchte zu opfern (Turner 327). Dem höchsten Fürsten, dem König sich zu nahen, war wegen seiner großen Heiligkeit nicht ohne Gefahr: man mußte sich vorher mit reinem Wasser besprengen (Turner 342). Daher ist es begreiflich, zunächst daß die Geschlechtshäupter ihm, wenn er heirathen will, Alles was er dazu braucht geben; dann aber, daß die Familien sich gern mit einem solchen Häuptling durch Heirath verbinden, da ihnen diese Verbindung Ehre und Vortheil bringt. So kam es, daß ein solcher Fürst bisweilen fünfzig- und mehrmal sich verheirathete; doch hatte er selten mehr als zwei Weiber; die anderen verließen ihn wieder. Diese Sitte war indeß den Missionären recht hinderlich (Turner 282 f.).

Geringer geehrt waren die Tulafale; doch wie sie die Hauptmasse des Volkes bildeten, so waren sie auch der mächtigste Stand im Lande. Der dritte Stand, das Volk, hängt ganz von ihnen ab und ist vollständig machtlos (Hale 28). Doch lag hier ein minder schwerer Druck auf ihm wie in anderen ozeanischen Gebieten und das hatte seinen Grund in folgenden Verhältnissen, welche zur Erhebung der Tulafale nicht wenig beigetragen haben.

Auf Samoa bilden sich politische Parteien von großer Heftigkeit, die sich (nach Hales Vergleichung) etwa wie Regierung und Opposition zu einander verhalten. Sie haben trotzdem, daß ihre Anhänger auf der ganzen Insel zerstreut sind, ihre Hauptmittelpunkte. Die stärkere Partei heißt maló, die schwächere, welche von jener nicht durch Abstimmung, sondern im Kampf besiegt ist, vaivai: sie muß sich alles von der stärkeren gefallen lassen, denn diese verbannen, vertreiben die Besiegten, verwüsten, plündern das Land derselben, doch vernichtet man die Gegenpartei nicht, macht sie auch nicht zu Sklaven, da öfters Glie-

der derselben Familie zu verschiedenen Parteien gehören (Hale 29 f.). Diese Kriege sind (Wilkes 2, 150) oft äußerst wild und grausam; und doch kann man ohne einen solchen nicht Malo werden, was doch für jeden Stamm das Ziel des Ehrgeizes ist; den nur der Stamm wird Malo, dem sich ein anderer besiegter mit vielen Ceremonien unterwirft. Die Nachbarstämme helfen meist und so bildet sich auf Seiten des Malo eine lose Verbindung, welche von dem Rath der ersten Häuptlinge beherrscht wird (Erskine 63 f.*) Die beiden Hauptorte sind Aana (Ostküste von Upolu) und die gegenüberliegende kleine Insel Manono, in deren Kämpfen die samoanische Geschichte seit der Entdeckung der Gruppe besteht. Hier haben wir zunächst nur die Folgen dieser Verhältnisse zu betrachten: erstlich die große Milde des Regiments, die hier herrscht, denn die Häuptlinge der Vaivai-partei wagen natürlich nicht, die Ihrigen zu bedrücken, damit diese nicht von ihnen zur Malo-partei abfallen. Die Fürsten aber der letzteren müssen sich aus Furcht vor der Oppositionspartei gleichfalls sehr vor harten und unliebsamen Maßregeln hüten, denn sonst verlieren sie rasch ihre Macht und werden Vaivai. Zweitens geschieht es durch eben diese Verhältnisse, daß nirgends in ganz Polynesien die Standesunterschiede minder schroff sind als hier; Lebensmittel und fröhlicher Lebensgenuß sind für die höheren und niederen Stände hier fast gleich, da sich in diesen ewigen Kämpfen den Fürsten die Nothwendigkeit aufgedrängt hat, das Volk auf ihrer Seite zu haben (Hale 30).

Die drei Stände finden wir auch, freilich in etwas anderen Verhältnissen, auf Tonga wieder. Sie heißen daselbst Egi Adlige, zwischen denen und den Tua, dem Volke, die Matabulen und Mua die Zwischenstufen bilden. Schon die Namen sind bezeichnend: matabule heißt „Auge des Herrschers", mua und tua bedeutet (Hale 31) „die vorn und die hinten." Unter den Tua und außer jeglicher politischen Gliederung stehen die Tamaiveiki, die Sklaven (Geschichte 42). Unter den Egi kann man wieder den hohen Adel vom niederen scheiden. Zum hohen Adel gehören alle diejenigen, welche die höchsten Staatswürden bekleiden oder bekleiden können, also die nächsten Verwandten dieser Würdenträger, die Weiber mit eingeschlossen; die übrigen Egi

*) Caesar (de bello gallico 6, 11 u. 12) fand genau dieselben Verhältnisse in Gallien vor. Seine Nachrichten könnten geradezu für Samoa gelten, wenn man statt der keltischen samoanische Namen setzt.

ann man als niederen Adel bezeichnen und zu ihnen gehört jeder, der rgendwie mit einem der vornehmsten, wenn auch noch so fern, verwandt ist. Der Stand erbt durch die Mutter (authentic narr. 94): ie Kinder einer Egi und wenn der Vater ein Tua ist, werden stets ieder Egis, Kinder aber, welche der König selber mit einer Frau on niederem Stande zeugt, gehören dem niederen Stande an (Mar. 2, 101), nur daß man sie besonders gern zu Opfern für die Götter ussucht; vielleicht freilich nur aus dem Grunde, weil man solche Mischlingskinder am liebsten aus der Welt schafft oder aber, weil sie urch ihren Vater den Göttern genehmer und daher bei ihnen wirksamer sind als Kinder, welche nur den niedern Ständen entsprossen ind. Die Rang- und Erbfolge in einer Familie, in der Mann und Frau auf gleicher Rangstufe stehen ist die, daß als erster der Mann, ann die Frau folgt; dann kommt vor der ältesten Tochter der älteste Sohn, beide aber vor dem zweiten Sohn und der zweiten Tochter, elche letztere wieder vor dem dritten Sohn, der dritten Tochter den orzug haben u. s. w. Ist die Ehe kinderlos, so haben die Geschwister des Mannes nach dem Alter, doch so, daß stets der Bruder or der Schwester den Vorzug hat, den ersten Rang und das erste echt: ist aber die Frau vornehmer, so stehen auch ihre Verwandten ach Rang und Recht denen des Mannes voran (Mariner 2, 89 90; Erskine 128). Das Eigenthum aber, Pflanzungen, Häu-, Kähne und dergl. erbt immer durch die weibliche Linie, in die tterliche Verwandtschaft (Mariner 2, 97). Die Matabule stamab von den Egi, von den jüngeren, nicht erbberechtigten Söhnen lben. Doch können nach Mariner 2, 90 f. auch solche Mänaus dem Volke, welche sich durch besondere Weisheit oder andere Thaten den Egi nützlich gemacht haben, zu Matabule erhöht n; auch ihre Nachkommen bleiben dann in diesem Stande. Die bule sind eine Art vornehmer Diener, gleichsam das Gesinde, efolgschaft der Egi; deren jeder eine bestimmte Anzahl Matat und diese, welche darauf zu sehen haben, daß der Wille Herrn geschieht, daß er selbst seine gebührenden Ehren erhält ., werden je nach dem Rang des Egi, zu dem sie gehören, geIhre Söhne und jüngeren Brüder gehören zu dem Stand der nd ein solcher Mua wird erst nach dem Tode seines Vaters derlosen älteren Bruders Matabule: daher die letzteren meist

alle schon in vorgerückterem Alter stehen und es uns einmal nicht wundern kann, wenn sie wegen ihrer Weisheit besonders gepriesen sind; zweitens aber auch, daß sie eine gewisse öffentliche Sittenpolizei ausüben. Sie und die Mua theilen nicht nur bei öffentlichen Festen die Speisen, den Kavatrank aus und sorgen, daß hier alles nach der strengsten Etikette hergeht, die trotz allen europäischen Höfen verwickelt, schwierig und unerbittlich ist: sie haben auch die öffentliche Aufsicht über die jüngeren Egi, denen sie an allen Festen oder öffentlichen Zusammenkünften Reden zu halten verpflichtet sind, um sie zur Keuschheit an- und von Gewaltthätigkeiten gegen Weiber, gegen das niedere Volk, die Tua, abzuhalten; und man schenkt ihren Worten stets Gehör. Ihrer Weisheit wegen ist es ferner ihre Pflicht, die religiösen, astronomischen, geographischen, kurz alle Kenntnisse des Volkes dem jüngeren Geschlechte zu erhalten und zu lehren. Auch einzelne Gewerbe treiben sie, welche besonderes Geschick verlangen und von besonderer Würde sind: eine bestimmte Zahl unter ihnen sind Kahnbauer, andere Walzahnschneider, wieder andere Besorger der Leichenfeiern, wozu wiederum eine sehr genaue Kenntniß einer ausgedehnten Etikette gehört. Die Söhne oder jüngeren Brüder der Mua sind Tua, werden aber ebenfalls nach dem Tode des Vaters oder älteren Bruders Mua; auch sie gehören zu einzelnen Egi; auch sie haben bestimmte Handwerke, wie z. B. die Steinarbeit, das Netzflechten, den Fischfang, den Hausbau, das Tattuiren, Keulenschneiden, Barbieren; doch sind diese Handwerke keineswegs erblich, sondern man wählt sie beliebig als Beruf.

Anders ist es bei der Abtheilung der Tua, welche nicht Mua werden können; sie haften an der Scholle (d'Urville a 4, 241) und machen die unterste Klasse des Volkes aus. Da sie so gut wie gar keine persönliche Geltung haben (Hale 32), so müssen sie sich mit den geringsten Handwerken, welche in gar keiner Achtung stehen begnügen; und so liegt auf ihnen der Feldbau und das Kochen, denn die Köche sind, wenn auch der des Königs ein gewisses Ansehen hat, hier wie überall in Polynesien die verachtetste Menschenklasse. (Mariner 2, 90—96). Vollkommen rechtlos sind die Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen.

Zeigt diese Gliederung der Gesellschaft schon ganz deutlich, worauf Meinicke mit Recht hingewiesen hat, (82), daß die Grundlage derselben

die Familie ist; die Matabule sind die Seitenverwandten der Egi, die Mua der Matabule, die Tua der Mua: so zeigt sich dies patriarchalische Verhältniß auch in der politischen Verfassung des tonganischen Staates. Er steht unter der Herrschaft einer ganzen Reihe von Fürsten. Diese aber nennen sich untereinander (Hale 31) Großvater, Vater, Oheim, Bruder, nicht etwa mit Berücksichtigung wirklicher Verwandtschaftsverhältnisse, sondern rein als Titel: und wie streng diese so familiär bezeichneten Abstufungsverhältnisse immer gehalten werden, geht daraus hervor, daß nach Hales (31) Bericht vom Jahr 1840 Taufahau, der König von Habai und Vavau, beim Kavatrinken nicht unter den Häuptlingen sitzen durfte, sondern nur unter den Mua, weil er als Enkel galt. Dies stimmt genau: gilt der Egi als Vater, so sind die Matabule Söhne, die Mua Enkel. Weil man aber den Rang aufs allerstrengste beachtete, so durften Verwandte von ungleichem Rang nicht in einem Kavazirkel sitzen; der minder vornehme mußte ihn verlassen und sich unter dem Volk aufhalten (Mar. 1, 238).

An der Spitze aller dieser Fürsten stand nun als höchster Herrscher der Tui-tonga, der wie schon sein Name bezeichnet als Herr von ganz Tonga galt, obwohl ihm der Distrikt Mua ganz speciell zugehörte (d'Urville a 4, 91). Zur Zeit der Entdeckung war seine Macht nicht mehr das, was sie ursprünglich bedeutete, denn ein weltliches Fürstenthum hatte sich neben oder aus ihr entwickelt und ihr war eigentlich nur noch eine religiöse Geltung verblieben. Ursprünglich aber war der Tuitonga ganz ohne Zweifel (so auch Meinicke 74) zunächst der höchste weltliche Herr der Gruppe und ebendeshalb auch das höchste geistliche Oberhaupt. Für seine weltliche Macht spricht schon sein Name, denn in Samoa wie in Tonga wird der Häuptling über eine Insel, ja über jedes Dorf dadurch bezeichnet, daß man dem Ortsnamen das Wort tui, Herrscher vorsetzt (z. B. Samoa Hood 30; Tonga d'Urville a 4, 239); für seine geistliche Würde aber der Umstand daß er weder beschnitten noch tattuirt war, eben weil man ihn als Repräsentanten der Gottheit selbst ansah (S. 37); daß sich bei seinem Tode nicht die Trauernden keine Wunden, als Zeichen ihres Schmerzes schlugen, denn wie er göttlicher Abkunft ist, so stirbt er auch eigentlich nicht (Mariner 2, 225); daß ferner Kranke, wie man sie in die Tempel aller Götter und zu den Gräbern Verstorbener, deren Geist

bei den Göttern Einfluß hat, herumträgt, auch in das Haus des Tuitonga gebracht werden, ob er ihnen helfe. Finau I. wurde dort, obwohl er schon todt war, als Zeichen tiefster Demüthigung über die Kochgrube gelegt, ob dies vielleicht den feindseligen Götterzorn, der seinen Tod herbeigeführt hatte, banne (Mar. 1, 385). Auch die geschichtlichen Ueberlieferungen der Tonganer, auf welchen die Nachrichten bei Erskine 126 f. beruhen, erzählen, daß „vor 16 Generationen" die weltliche Macht des Tuitonga, welcher damals den ganzen Tongaarchipel und Uwea und die Nivainseln beherrscht haben soll, verfallen sei. Allein seine göttliche Natur und Würde konnte man ihm nicht nehmen; sie blieb bis zur Zeit der Entdeckung und Mariner schildert sie noch als vollständig bestehend. In früherer Zeit hatte der Tuitonga wie es scheint noch einen Hofstaat von geringeren aber gleichfalls göttlich verehrten Würden um sich; von denen sich auch noch Spuren erhalten haben. Denn zu Mariners Zeit gab es noch neben dem Tuitonga den Beatschi (bei Erskine 160 Feaki, bei Wilson 369 Beardschi), welcher eine ähnliche wenn auch geringere religiöse Bedeutung hatte. So berichtet Mariner 2, 141, daß sowohl der Tuitonga wie auch der Beatschi fast nie von einem Gott (wie Priester und Häuptlinge so oft) begeistert würden, weil beide zu „vornehm" wären, d. h. weil beide selbst als lebende Götter angesehen wurden. Beide sollen Abkömmlinge hoher Götter sein, welche einst Tonga besuchten, doch weiß man von ihren Müttern nichts; beide hatten zwar politisch gar keinen Einfluß mehr, ja Finau I. verwies es dem Tuitonga, als dieser sich in eine öffentliche Angelegenheit gemischt hatte (Mariner 2, 142); allein sie genoßen doch höhere Ehre als der König, welcher sobald er einem von ihnen begegnet, sich wie es die Etiquette gegen einen Vornehmeren in Polyneſien will, niedersetzen mußte; daher denn eine solche Begegnung gern vermieden wurde (Mar. 2, 81—2). Wenn der Tuitonga bei Kavafesten zugegen war, so hatte er nicht nur den Vorsitz, sondern auch einen ganz abgesonderten Platz; die diensthuenden Matabule mußten sich 6' von ihm entfernt halten und selbst die höchsten Häuptlinge, welche sonst standen, mußten zum Zeichen, daß sie niedriger seien als er, sitzend trinken (Mariner 1, 199; 204). Eine solche Verehrung zollte man dem Beatschi, wenn er auch höher als der König stand, nicht (2, 85), ja bei Kavafesten erhielt er erst den achten Platz nach dem Tui-kano-

kubolu, (d'Urville a 4, 73) aus dessen Würde sich das heutige tonganische Königthum entwickelt hat. Wenn es vorkam, daß auch der Tuitonga dem Beatschi Ehren erwies, welche einer höher tabuirten, einer heiligeren Person zukamen (d'Urville a 4, 92): so geschah dies nur dann, wenn der Beatschi der Abkömmling einer Tante oder älteren Schwester des Tuitonga war und die Verehrung galt seiner Person, nicht seiner Würde. Die Glorie aber, welche den Tuitonga umgab, zeigte sich noch in Folgendem. Zunächst gebrauchte man gegen ihn eine ganz besondere Sprache, welche man gegen keinen Häuptling anwendete (Mariner 2, 84). Ferner bekam er eine sehr reichliche Abgabe, welche in Gestalt eines Ernteopfers im Oktober gebracht wurde und inatschi d. i. Theil hieß (Mar. 2, 207 f.).

Bei diesem Feste, zu welchem alle Inseln ihre Abgaben schickten, wurden auch Menschenopfer und zwar nicht weniger als zehn gebracht (Cook 3 R. 2, 58). Merkwürdig ist das Inatschifest, welches Cook (eb. 39—58) beschreibt: der Sohn Paulahos, des damaligen Tuitonga, war zur Mannbarkeit herangewachsen und ihm zu Ehren ward es wie Cook (57) ganz richtig sagt, als Huldigungsfest begangen; man brachte aber die Gegenstände, zu deren Einlieferung sich das Land verpflichtet zeigte, nicht in Wirklichkeit dar, sondern theils in Nachbildungen, theils nur andeutungsweise, indem die Körbe, die man herbeitrug, leer waren (47; 56). Ein solches Fest fand jedesmal statt, wenn der Sohn des Tuitonga, der die Würde des Vaters erben sollte, herangewachsen und nun selbst heilig genug war, um mit dem Vater essen zu dürfen (eb. 55).

Auch die Vermählung des Tuitonga war außerordentlich feierlich und mit seltsamen Ceremonien verbunden, welche Mariner 1, 134—138 schildert und von denen wir wenigstens das merkwürdigste, da seine Deutung schwierig ist, anführen wollen. War die äußerst reich bekleidete Braut — sie ist in so viel feinste samoanische Matten gewickelt, daß ihr die Arme vom Leibe stehen und sie sich nicht setzen kann*) — war die Braut mit ihren ähnlich nur minder reich gekleideten Brautjungfern zum Hause des Tuitonga hingegangen, wo dieser auf sie wartet und sie sich nebst ihrer Begleitung vor ihm niedersetzt, so

*) Ellis 3, 114 f. erzählt, daß man auch bisweilen die Könige in Westpolynesien durch ein möglichst unförmiges Umhüllen durch Kleider ehrte.

tritt eine Frau, deren Antlitz mit einer Matte verhüllt war zwischen ihnen auf und geht in das Haus des Tuitonga, wo sie einer anderen Frau, die dort mit einer großen aufgerollten Matte, mit einem Kopfschemel zum Schlafen und einem Körbchen voll Oelflaschen sitzt, den Schemel und die Matte nimmt, sich auf ersteren legt, mit letzterer zudeckt und sich anstellt als ob sie schliefe. Darauf führt der Tuitonga die Braut ins Haus, setzt sich und läßt auch sie aber auf seiner linken Hand dicht neben ihm sich niedersetzen. Darauf werden Schweine sehr kunstvoll zerlegt und an die anwesenden Häuptlinge vertheilt, welche indeß das Fleisch, da es streng tabuirt ist, nicht essen dürfen; indeß erhebt sich nun jene schlafende Frau und nimmt alle diese Speisevorräthe mit sich. Darauf führt der Tuitonga seine Braut in das für sie bestimmte Haus seines Gehöftes, wo sie nun bleibt, während vor dem Haus ein großes Fest gefeiert wird, welches aber sofort durch Heroldsruf geschlossen wird, wenn Abends der Tuitonga seine Braut zu sich kommen läßt und sich mit ihr zurückzieht. Auch bei seinem Tode ist ein großes und noch sonderbareres Fest. Zunächst wird bei den Festlichkeiten, welche einen Monat dauern, soviel gegessen, daß Schweine, Hühner, Kokosnüsse u. s. w. auf 8 Monate etwa tabuirt werden müssen, um sie nicht ganz auszurotten. Wollte man aber weniger essen, so würde der Zorn der Götter groß werden und sich durch den plötzlichen Tod einiger Häuptlinge Befriedigung schaffen (Mariner 1, 120). Die verschwendeten Vorräthe sind daher als solche anzusehen, welche man dem Todten zu seiner Ausrüstung mit ins Jenseits gab. Auch das Weib des Tuitonga wurde früher am Grabe erwürgt (Mar. 1, 321), was indeß Finau abschaffte (eb. 2, 221). Doch herrschte die Sitte, die Frauen des Abgeschiedenen zu tödten, auch beim Begräbniß anderer hoher Würdenträger noch zu Wilsons Zeiten, welcher dem Begräbniß des Hata-kalawa Mumui beiwohnte und zwei von dessen Weibern erwürgen sah (Wilf. 355). Beim Begräbniß des Tuitonga kamen die sonst so üblichen Trauerverwundungen nicht vor. Allein einen Tag nach dem Tod schnitten sich alle Bewohner der vom Tuitonga bewohnten Insel, Mann, Weib und Kind die Haare ganz und gar ab; und jeder legt etwas von seinem besten Besitz mit ins Grab. Die Trauerzeit dauert für Alle 4 Monate; das Tabu aber, welches durch die Berührung der Leiche oder der Dinge entsteht, welche zu ihrer Aufbewahrung und Aus-

ſtattung gehören, viel länger. Während der Trauerzeit darf ſich Niemand raſiren, Niemand urſprünglich wohl auch waſchen, denn man ſalbt ſich nur des Nachts; es tritt alſo ein Trauern ein, welches mit manchem uralten indogermaniſchen Brauch, ſo wie mit dem hebräiſchen „in Sack und Aſche“ große Aehnlichkeit hat. Das Begräbniß geht Abends vor ſich, die ganze Menge ſitzt mit brennenden Fackeln ums Grab, welche dann ſpäter alle zuſammengelegt werden. Dann wird der Platz um das Grab gereinigt und während darauf die anderen weggehen, Lieder in einer ganz unbekannten Sprache (die ſich als uraltes, dem Volk nicht mehr verſtändliches Tonganiſch ausgewieſen hat) von beſtimmten Sängern geſungen. Was nun folgt, iſt ſeltſam. Denn nun kommen 60 Männer und dazu aufgefordert von denen, welche das Grab beſorgen, ſetzen ſie ſich im Dunkeln um dieſen Platz und kacken. Dieſen Koth ſchaufeln die vornehmſten Frauen noch in der Nacht fort; welche Ceremonie 14 Tage hindurch allnächtlich wiederholt wurde (Mariner 2, 222 f.).

Die Bezeichnung Tuitonga iſt nur ein Titel, ſo daß natürlich jeder, der dieſe Würde bekleidete, noch ſeinen Familiennamen hatte. Das Geſchlecht, aus welchem zu Cooks und Mariners Zeiten die Tuitongas ſtammten, war das der Fatafehi (Mariner 2, 81; Cook 3. R. 2, 135; 127; d'Urville a, 4, 91). Nun vererbte Rang und Würde in weiblicher Linie, daher kommt es, daß die älteren Schweſtern des Tuitonga oder ſeine Tanten geheiligter und vornehmer als er ſelber und ſeine Frau ſind und daß ſie daher vor dieſer letzteren die höchſten weiblichen Ehrentitel Tamaha und Tuitonga-faſine, d. h. weiblicher Tuitonga führen (Erskine 127 f.). Auch größere Ehrenbezeigungen empfingen ſie, als der Tuitonga ſelbſt (Wilſon 355). Ja dieſer mußte ihnen und ihren Nachkommen gegenüber, auch wenn dieſe keineswegs ſehr hohen Rang bekleideten, wie z. B. der bei Cook erwähnte Latulibulu, deſſen Name wohl nur „Herr einer Inſel“ zu deuten iſt (vergl. Wilſon 348), er mußte ihnen gegenüber ſich ebenſo ſehr demüthigen, wie das übrige Volk vor ihm (Cook 3. R. 2, 130; 135; d'Urville a, 4, 236). Wenn die Hauptgemahlin des Tuitonga, die natürlich immer dem höchſten Adel angehörte, einen Sohn gebar, ſo hieß dieſer Fohatabu, „heiliger Sohn“ und folgte dem Vater in der Würde nach. Gebar ſie eine Tochter, ſo galt dieſe für heiliger als ſie ſelbſt, für ſo heilig, daß ſie keines ſterblichen Mannes

Gemahlin werden konnte, obwohl sie mit Männern ungehindert den vertrautesten Umgang haben durfte. Bekam nun wiederum die Tochter selber aus diesem Verkehr eine Tochter, so galt diese für noch heiliger als sie selbst; die Tochter, die Enkelin also des Tuitonga ward Tamaha, während die Tochter nur Tuitonga-fafine blieb (d'Urville a, 4, 274; Geschichte 43 f.), natürlich, da der Adel durch die Mutter vererbt. Die Ehrfurcht vor der Tamaha und ihre Bedeutung hat sich noch bis auf neuere Zeit erhalten (Brierly in J. R. Geogr. Soc. XXII, 98); doch als 1852 die letzte Trägerin dieser Würde in einem Alter von 80 Jahren starb, ist mit ihr auch ihre Würde erloschen (Geschichte 44)*).

So war also der Tuitonga ursprünglich der weltliche und daher auch der geistliche Herr des tonganischen Gebietes und so fand Cook, dessen Nachrichten über die Verfassung (3. R. 2, 125 f.) allerdings dunkel genug sind, 1777 die Verhältnisse noch vor, wenn sie auch kurze Zeit nach ihm vollends zusammenbrachen. Das Königthum des Tuitonga war also eine patriarchalisch-theokratische Würde mit vollständig absoluter Gewalt, welche jedoch — in späterer Zeit — durch Herkommen und Fürstenmacht mannigfach beschränkt war. Die Würde blieb in demselben Geschlecht, so lange sie dasselbe behaupten konnte; wie denn nach Cooks Berechnung das der Fatafehi mindestens 135 Jahre regiert hatte (eb. 133). Sie ging über von einem Geschlecht zum anderen, entweder durch Erbfolge beim Aussterben der einen Familie oder aber durch gewaltsames Niederwerfen dieser durch irgend eine andere mächtigere. Von der früheren Geschichte Tongas wissen wir nichts, doch mag auch in früheren Jahrhunderten schon ähnliches vorgekommen sein, wie es sich kurz nach Cooks Anwesenheit in Tonga vollzog; Ereignisse, welche Mariner zum Theil mit eigenen Augen geschehen sah. Ein mächtiges Fürstengeschlecht verdrängte das bis dahin herrschende. Denn neben dem Tuitonga stand noch eine ganze Reihe anderer Würdenträger in bestimmt gegliederter Abstufung des Ranges. Jeder einzelne Ort und jeder Distrikt, dann wieder jede einzelne Insel hatte ihren Tui, und zwar waren die Ortshäuptlinge den Bezirkshäuptlingen und diese wieder den Häuptern der Insel unter-

*) Der Name Tama-há scheint mit dem samoan. Titel Tama-fainga, vielleicht auch mit dem mikroneſischen tamo-l verwandt zu sein.

geben, welche letztere dann schließlich alle abhingen vom Tui-tonga. Die Vornehmsten dieser Fürsten bekleideten öffentliche Aemter. Der Herr des Distriktes Ardeo, der Tui-ardeo (d'Urville a, 4, 92; Wilson 369), war zu gleicher Zeit Veatschi; genaueres als wir schon von seiner Würde gesagt haben, läßt sich nicht mehr bestimmen. Vielleicht ist die Verehrung, die er genoß, nur der Rest einer vor langen Zeiten großen politischen Macht. Dann folgte das Amt des Tui-hatakalawa — Hata-kalawa ist ein Distrikt auf Tonga, der sonst auch Hogi genannt wird, d'Urville a, 4, 93 — welches Amt etwa einem Premierminister entsprochen zu haben scheint (eb.). Es stand in naher Berührung mit dem des Tui-kana-kabolo (d'Urville; Kanokubolu Geschichte 42), welcher Häuptling eines Theiles des Distriktes von Hifo war, der Kanakabolo hieß und nur in dem Hauptorte des Landstriches Kanakabolo, in Pangai mit seiner Würde bekleidet werden konnte (d'Urville a, 4, 94). Beide Würden hatten eine nur civile Bedeutung (eb. 237), obwohl ihnen die Kriegsverwaltung und die öffentliche Polizei oblag (eb. 94; Cook 3. R. 2, 132). Daher kommt es auch, daß man den Tui-kanakabolo meist ohne weiteres den König nennt. Die höchste kriegerische Würde war die des Hata (d'Urville 73; 96; 237), welcher an der Spitze aller Truppen und überhaupt des gesammten Kriegswesens stand. Als letzter mag hier noch der Lavaka, der Oberpriester der ganzen Gruppe, genannt werden (eb. 73). Auch diese Würden scheinen im Besitz bestimmter Geschlechter gewesen zu sein, in welchen sie sich vererbten, und dadurch, daß beide Würden, die des Tui kanakabolo und des Hatakalawa in die Hände der Familie Tubo (eb. 238) gekommen waren, dadurch erlangte diese, wie es scheint, einen so großen Einfluß, daß von dieser Familie wohl schon seit langer Zeit die Macht des Tuitonga zurückgedrängt wurde und ihrem rüstigsten Vertreter Finau die Familie der Fatafehi und die Würde, welche sie bekleidete, endlich ganz unterlag. So sagt denn auch d'Urville (eb. 237), daß der Titel Tuihatakalawa ungebräuchlich geworden sei kurz vor dem Sturze des Tuitonga, und zwar deshalb, weil er in der Würde des Tuikanakabolo und in derselben Familie aufging; womit Erskine 126 f. genau übereinstimmt. Auch erläutert d'Urville das Emporkommen des Geschlechtes der Tubo und das Zurückdrängen der Tuitongas sehr treffend durch die Vergleichung der ersteren mit den Hausmeiern, der

letzteren mit den Königen des Frankenreiches. Wenn Mariner (2, 87) den König, also den Tuikanakabolo Hau, d. h. Eroberer nennt (welchen Namen ihm auch d'Urville 94 beilegt), so verdient er diesen Namen, den man natürlich nicht als Titel auffassen darf, vollständig: denn er hatte ja die Macht gewaltsam an sich gerissen, er herrschte ja als Eroberer (Erskine 126). Daß aber die tonganische Geschichte solcher Hau schon in früherer Zeit gesehen (Mariner 2, 87; Erskine eb.; Meinicke 75; 89 f.), lag um so mehr in der Natur der Sache, als der eigentliche Herrscher, der Tuitonga, ursprünglich nicht mit in den Krieg ziehen durfte wegen seiner allzugroßen Heiligkeit (d'Urville a. 4, 91; Meinicke 81). Wenn nun berichtet wird (Geschichte 42 f.), Tuikanokubolu heiße eigentlich Herr aller Inseln und die Würde sei dadurch aufgekommen, daß vor Zeiten ein Tuitonga sein zwiefaches Amt, die Leitung des religiösen und politischen Lebens zu schwer befunden habe und deshalb die letztere in die Hände seines Bruders niedergelegt habe, der dadurch Tuikanakabolo geworden sei: so entstellt dieser Bericht die Verhältnisse nach mehr als einer Seite hin und beruht nach allem so eben Dargestellten auf handgreiflichen Irrthümern.

Die ursprünglichen Verhältnisse waren also die: es herrschte über Tonga ein König, dessen Macht auf göttlichen Ursprung zurückgeführt wurde. Er war umgeben von einer Reihe mehr oder minder mächtiger, einander selbst wieder untergeordneter Häuptlinge, von welchen einzelne wieder besonderen Aemtern vorstanden und diese Art der Verfassung steht der Verfassung mancher mikronesischen, mancher Insel des nordwestlichen Polynesiens gleich, wie sie überhaupt die Grundform des polynesischen Staates darstellt. Nach und nach aber — und ähnliches finden wir gleichfalls in Polynesien wie Mikronesien — trat die Macht des Königthums in Schatten vor der Macht einzelner besonders hervorragender Häuptlinge, welche immer mehr und mehr hervortraten, bis ein einzelner unter ihnen, Finau, dessen Thatkraft seinem Ehrgeiz gleichkam, alle Macht an sich riß. Finau hob geradezu das göttliche Königthum des Tuitonga auf, sehr erwünscht dem Volke, welches dadurch das inatschi-Opfer nicht mehr zu bringen brauchte; daher verschiedene Tui-tongas, welche später noch auftraten, um die alte Würde wieder zu erlangen, durchaus keinen Anklang fanden und nichts ausrichteten (Erskine 128). Doch da dem Tuitonga

seine göttliche Würde blieb, so lag es nahe, daß gerade dem weltlichen neuen Herrscher daran liegen mußte, die nächste Verwandtschaft mit dem Tuitonga zu unterhalten. Der neue König war vom höchsten Adel; der Tuitonga konnte sich nur mit einem Weibe des höchsten Adels vermählen. Diese beiden Gründe, indem sie dieselbe auf ihr rechtes Maß zurückführen, erläutern die wohl übertriebene Nachricht (Geschichte 43), daß der Tuitonga stets die Tochter des weltlichen Herrschers habe heirathen müssen. Daß übrigens dieser Verfall der alten Königswürde des Tuitonga dem Lande nicht zum Heil gereichte, zeigte sich schon darin, daß nach dem Tode jedes Herrschers meist ein allgemeiner Streit der mächtigsten Geschlechter um die hervorragendste Stellung begann (Mariner 1, 368). Selbst Finaus gewaltsame Besitzergreifung, die er nur seinem Ehrgeiz, seiner Rücksichtslosigkeit und Kühnheit verdankte, hatte nicht sofort diesen Uebelstand beseitigt, wie denn d'Urville 1827 drei Häuptlinge an der Spitze der Gruppe fand, welche alle ihre Macht sich erst durch Kämpfe errungen hatten. Der Rang geht erst nach dem Tod des Vaters auf den Sohn über, nicht schon gleich bei der Geburt des letzteren (Mariner 2, 90 f.; Cook 3. R. 2, 133). Jedes einzelne Geschlecht scheint einen besonderen Namen gehabt zu haben, den zwar jeder bei der Namengebung nebst seinem gewöhnlichen Rufnamen bekam, der aber als Rufname nur vom Geschlechtshaupte geführt werden durfte. Daher kommt es auch, daß Niemand den Namen Finau führen darf, der nicht König ist, obwohl alle männlichen Verwandten des Geschlechtes Finau heißen (Mar. 1, 383). Nicht ganz gleich ist die Annahme des Namens Pomare bei den tahitischen Herrschern. — Der Adel ist stets umgeben von seinem Gefolge, zunächst von Matabules, welche Sainson (bei d'Urville a, 4, 350) nicht mit Unrecht die Räthe und die Leibgarde der Adligen nennt. Doch bestand keineswegs die Kriegsmacht des Adels aus ihnen; und in Tonga hatten die höchsten Häuptlinge öfters eine Art Leibwache von Fidschimännern um sich (Thomas bei Meinicke 81). Allein jeder der hohen Häuptlinge hat sein kau nofo, d. h. eine Schaar untergeordneter Häuptlinge und Matabules stets bei sich, wie diese meist auch auf seinem Gehöfte oder seinen Pflanzungen wohnen, seltener und nur die niederen Egi auf ihrem eigenen Grundbesitz, welcher ihnen häufig erst von ihren Fürsten gegeben war. Die Matabule und die zu ihrer Familie ge-

hörigen Mua wohnten, da man sie stets brauchte, auch stets bei ihren Herrn. Jeder der kleineren Häuptlinge hatte nun wieder sein Kau tangata, d. h. Schaar von (fechtenden) Männern bei sich, meist Muas, doch auch einzelne zu letzteren gehörige Tuas. Diese Gefolgsmannschaften, welche fürs Leben des einzelnen Fürsten blieben und die für die vornehmen Häuptlinge fast der einzige Umgang waren, da diese einander nur bei feierlichen Kavafesten oder anderen solennen Gelegenheiten, sonst aber nicht besuchten: diese Gefolgsmannschaften entstehn aus Jugendbekanntschaft, aus altem Familienanhang (Mar. 2, 297 f.). Doch wird auch bei ihnen nie der höhere Rang oder richtiger die größere Heiligkeit der Häuptlinge außer Acht gelassen; jeder muß, auch jedes Kind geringeren Standes, das mit einem Häuptlingskind spielt, nach irgend einer Berührung des Vornehmeren die ziemlich weitläufigen Ceremonien durchmachen, welche nöthig sind, um das Tabu, das für den Geringeren durch diese Berührung, diesen Umgang entsteht, fortzunehmen (eb. 299). Dasselbe muß aber auch der Tuitonga thun, wenn er mit jenen vornehmeren weiblichen Verwandten zusammentrifft; dasselbe die Frau, welche einen vornehmeren Mann, der Mann, welcher eine höherstehende Frau geheirathet hat, sobald sie mit einander essen, dasitzen, kurz bei jedem näheren Verkehr (Mar. 2, 98).

Die vornehmsten Häuptlinge, auch der Tui-tonga (Cook 3 R. 2, 126), wohnten alle auf der einen Insel Tonga, wie wir ähnlich auch in Mikronesien z. B. in Kusaie die Fürsten auf einer kleinen Insel abgesondert wohnend fanden. Auf Tonga wurden sie alle auch begraben — und so könnte man mit Cook (eb.), Mariner (2, 81 f.) und Meinicke (89) wohl annehmen, daß die Insel deshalb Tongatabu, heiliges Tonga hieß. Doch könnte auch die Insel deshalb, weil sie schon heilig war, zum Aufenthalt der Fürsten geworden sein; und hierzu stimmt es, wenn die Sage die göttlichen Vorfahren des Tuitonga und Veatschi zuerst in Tongatabu landen läßt. Von hier aus verbreitete sich vielleicht die Bevölkerung über den ganzen Archipel. Doch ist nicht außer Acht zu lassen, daß auf jeder Insel die Häuser der auf ihr heimischen Häuptlinge (minder hohen Ranges) stets an einem Ort, den man mua (vorn) nannte, zusammengebaut waren (Marin. 1, 14). Auch der vornehmste Distrikt der Gruppe, der dem Tuitonga angehörte, hieß Mua.

Das Volk war zu bestimmten Abgaben an die Häuptlinge, die

niederen Häuptlinge zu ebensolchen an die höheren verpflichtet. Der Tribut an den höchsten Häuptling einer Insel, eines Bezirkes bestand in Matten, Tapa, in Yams, Fischen, Vögeln u. s. w., und die Menge dieser Abgabe wurde selten vom Häuptling selbst bestimmt, meist nur vom Ermessen des einzelnen Tributpflichtigen, welcher nach seinem Vermögen beisteuerte. Diese Abgaben wurden zweimal im Jahre gegeben, einmal im Oktober beim Inatschifest, wo die Eingeborenen auch dem Tuitonga steuerten, zweitens mehr beliebig zu Zeiten, wo man irgend eine Frucht oder dergl. gerade recht in Fülle hat und dann mehr in Form eines Geschenkes. Diese letztere Form hatten die Abgaben der niederen Häuptlinge an die höheren immer (Mariner 1, 243 f.). Fremde waren vom Tribut frei, außer bei besonders feierlichen Gelegenheiten, wie beim Inachi, wo auch sie mit steuern mußten (eb. 1, 310). Eine andere mehr indirekte Auflage war die, daß bei einer öffentlichen Versammlung, einem Fono, mochte sie nun zu welchem Zweck auch immer gehalten werden, die umwohnenden Landbesitzer verpflichtet waren, die nöthigen Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse zu beschaffen. Baut z. B. ein Fürst einen Kahn, wozu immer eine größere Zahl Menschen sich versammelt, so muß der eine der nächstwohnenden Grundbesitzer, mag er nun Egi, Matabule oder auch Mua sein, die Versammlung mit Lebensmitteln versehen, der zweite steuert das Plankenholz bei, ein dritter liefert die Stämme zum Kiel, ein vierter gibt das nöthige Flechtwerk (Mariner 1, 286). Man sieht, daß hier die Fonos allerdings ganz anders als die zu Samoa sind, weil die Fürsten hier eine viel größere Macht über das Volk haben (Erskine 155 f.). Dort waren es berathende Versammlungen, in denen viel geredet wurde, hier ist dies nicht der Fall und die geringere Uebung, welche die tonganischen Fürsten im Vergleich zu den samoanischen in der Beredtsamkeit haben, beruht wesentlich auf ihrer anderen Stellung zum Volke. Daher fehlen hier auch die vielen und ausgesuchten Höflichkeitsformen und ceremoniellen Reden der Samoaner. Da nun auch kleinere Häuptlinge ihre Angelegenheiten durch solche Fonos besorgen lassen (287); da auch dann ein solcher gehalten wird, wenn das Betragen junger Männer von Stande irgend einen Tadel, eine Ermahnung durch einen Matabule nöthig erscheinen läßt (288); kurz, da fast alle 14 Tage eine solche Versammlung stattfindet: so liegt freilich auf der niederen Klasse des Volkes, welche zumeist dies

alles beschaffen muß, eine nicht geringe Last von Arbeit und Abgabe. Eigenthumsrecht hatten die Tua und wohl auch die niederen Mua gar nicht, vielmehr waren sie verpflichtet, alles was von ihrer Habe den Fürsten anstand diesen auszuliefern; wie diese denn z. B. alle die Geschenke, welche die Europäer den Leuten niederen Standes machten, von denselben für sich einforderten (Forster Bemerk. 323) und wie sie allein im Besitz aller wirklichen Kostbarkeiten, z. B. der höchstgeschätzten Walfischzähne waren (Mariner 1, 311 f.). Aber auch sonst lag ein schwerer Druck, eine durchaus willkürliche Behandlung von Seiten der Fürsten auf den Tua (authent. narrat. 160): ihre Weiber mußten den Fürsten bei zufälligen Begegnungen, wenn diesen das Gelüste kam, sofort zu Willen sein (Mariner 2, 173); man mißhandelte die Männer auf das rücksichtsloseste (Cook 3. R. 1, 261), ja man schoß sie, wie Finau, beliebig nieder, wenn sie einem gerade unbequem waren (Mariner 1, 142; Dentrecasteaux 1, 283 f.). Und warum auch nicht? War es doch religiöser Glaube, daß der Tua keine Seele habe (Mariner 1, 55 Note; 1, 432) oder doch, daß diese Seele gleich nach dem Tode von einem Vogel Lota, der auf dem Begräbnißplatz verweilte, gefressen werde oder sich sonst irgendwie verwandele (Cook 3. R. 2, 124). Und doch scheinen sie diesen Druck nicht allzusehr zu empfinden; ja Mariner berichtet (7, 287) ausdrücklich, daß ihnen Vermögen und Gelegenheit zu eignem behaglichem Leben übrig blieb — so stark war einmal die Macht der Gewohnheit, andererseits freilich auch die Gunst des Klimas.

Daß nun das Volk, da es so tief unter den Egi stand, diesen alle möglichen Höflichkeiten bezeigen mußte, ja daß beide Stände durch jenen religiösen Bann, durch das Tabu, von einander geschieden waren, begreift sich leicht. Erwähnt werden mag noch, weil es einigermaßen im Widerspruch zu stehen scheint mit dem, was wir oben (S. 40) über den Ursprung der Beschneidung sagten, daß man sich nie vor einem höheren Häuptling (dem Vertreter eines Gottes) oder einem Grabe (wo ein Gott sein könnte) entblößen darf; daher legt man, wenn man sich daselbst umkleiden muß, schnell einen Laubschurz um (Mariner 1, 269). Es ist leicht ersichtlich, wie dieser Gebrauch in nicht mehr ganz ursprünglicher Zeit, als das Schamgefühl erwacht war, aufgekommen ist. Schwieriger und wichtiger ist dagegen die Nachricht, daß Finau einen vornehmen Fürsten, der von ihm abfiel, zum

gemeinen Mann degradirt habe, eine Nachricht, welche wir dem so zuverlässigen Mariner (1, 207—8) verdanken. Man sollte glauben, daß, wie dem Tuitonga seine göttliche Würde nicht mit der weltlichen geraubt werden konnte, so auch ein Fürst, der ja doch auch mit den Göttern in Beziehung steht, der eine Seele hat, nicht in das seelenlose Volk herabgestoßen werden konnte. Doch Mariner erwähnt auch sonst noch ähnliches; so erzählt er (1, 359) von einem großen Fest, das um einem aufrührerischen Häuptling zu verzeihen von Finau angesetzt war; hier erschien jener Häuptling nun aufs alleräußerste demüthig, allein nur, wie es die Sitte verlangte: denn je höher er stand, um so tiefer und länger mußte er sich demüthigen. Diese Demüthigung besteht aber eben darin, daß er sich alle dem unterzieht, was ein Mann aus dem Volk einem Fürsten gegenüber von Devotion und Selbsterniedrigung zu thun schuldig ist. Denken wir nun ferner daran, daß auch die Chamorri auf den Marianen, welche doch gleichfalls nur dem Adel, nicht dem Volk eine Seele zuschrieben, öfters einen Adligen zur Strafe ins Volk hinabstießen, so wird uns auch jene Nachricht von den Tongainseln glaubwürdig erscheinen: um so eher, als sie an und für sich ganz begreiflich ist. Der Tuitonga konnte nicht ungöttlicher werden, als er war, weil er die höchste Stelle unter diesen irdischen Göttern einnahm; wohl aber konnte, wie der Gott nach polynesischem Glauben die Seelen frißt und dadurch vernichtet, der mächtigere Vertreter des Gottes auf Erden, der Häuptling, dem minder mächtigen die Seele rauben, ihn zum Volke degradiren.

Eine genaue Betrachtung der politischen Verhältnisse von Tonga ist deshalb so besonders wichtig, weil die tonganische Verfassung die Grundzüge der polynesischen Urverfassung, wie sie etwa zur Zeit der Einwanderung bestand, am genauesten bewahrt hat. Dieselben Verhältnisse finden wir freilich ähnlich wieder in Samoa, doch ist hier die Auflösung des Ursprünglichen viel weiter vorgeschritten und daher die Gestaltung des Ganzen minder scharf zu erkennen. Beide Gruppen aber, Tonga und Samoa, sind politisch einander nahe verwandt.

Ihnen gegenüber stehen nun zwei andere Gruppen polynesischer Lebenscentren, welche beide eine Umänderung, eine Weiterbildung dieser ursprünglichen Verhältnisse zeigen, auf der einen Seite Tahiti, Rarotonga und Hawaii, auf der anderen Neuseeland, Nukuhiva und Paumotu. Dort hat sich das Königthum stark erhalten und steht seiner

urſprünglichen Machtfülle noch nahe: hier iſt es ſo gut wie ganz verdrängt durch das Emporkommen des zweiten Standes. Jene Gruppen zeigen alſo nähere Verwandtſchaft mit Tonga, dieſe mit Samoa. Daß auf Neuſeeland, Nukuhiva und Paumotu gleiche Verhältniſſe beſtehen, beruht auf der gleichen Einwirkung der Bodenbeſchaffenheit dieſer Inſeln, nicht auf irgend welchem Zuſammenhang derſelben untereinander: in ganz Polyneſien aber drängt der organiſche Gang der Entwickelung zu einer beſonders reichen Entfaltung des zweiten Standes, der ſich beſonders lebenskräftig zeigt. Am meiſten zurückgehalten iſt er auf Tonga und Hawaii, auf Samoa und Neuſeeland am meiſten vorgeſchritten. Betrachten wir nun zuerſt jene zuerſt genannte Entwickelungsgruppe und beginnen wir mit Tahiti.

Die Bevölkerung zerfiel hier in folgende drei Klaſſen: in die Arii, die königliche Familie und ihre nächſten Verwandten, den hohen Adel; in die Raatira oder Landbeſitzer und in die Manahune, das gemeine Volk. Dieſe letzteren, die Manahune, ſtehen in durchaus keiner verwandtſchaftlichen Beziehung weder zu dem hohen Adel, den Arii, noch zu dem niederen Adel, zu den Raatira. Sie ſind alſo nach polyneſiſchen Begriffen eine ganz andere Art von Menſchen: denn nur der Adel hat mit den Göttern Zuſammenhang, ſie nicht — was natürlich ihre ganze politiſche Stellung bedingt. Ihr Name bezeichnet „Diener der Machthaber", ſo daß ihn alſo Cook (3 R. 2, 364) und Wilh. von Humboldt (Buſchmann aperçu 109) treffend mit „Vaſallen" überſetzen. Grundbeſitz hatten ſie nicht, wohl aber wurde ihnen bisweilen ein kleinerer Landſtrich lehensweiſe übertragen (Cook 1. R. 2, 240), den ſie und ihre Familie zwar eigenhändig aber auch ſelbſtändig für ſich bebauten (Forſter Bem. 309 f. Wilſon 439). Hauptſächlich aber beſtand ihre Thätigkeit darin, daß ſie für die höheren Stände arbeiteten: ſie bebauten die Ländereien der Häuptlinge, zwar perſönlich frei und ungebunden, wie ſie denn ihren Wohnſitz ändern und von einem Herrn zum anderen übergehen konnten, aber verpflichtet zu ſehr umfaſſenden Abgaben; ſie verfertigten ferner den Fürſten das nöthige Tapa, ſie bauten die Kähne, errichteten die Häuſer u. ſ. w., (Wilſon 439). Von niederen Dienſten waren ſie indeß frei, ſie dienten als Krieger, ja ſie konnten nach Forſter ſelbſtändig einen Kriegskahn befehligen — wenn nicht Forſter ſie mit den Raatira hier verwechſelt. Denn ſchon in heidniſcher Zeit gab es eine Verbindung

dieſer beiden Stände, indem die Fiſcher und Künſtler (Kahn- Hausbauer u. dergl.) theils zu den Manahune, theils zu den Raatira gehörten (Ellis 3, 96). Und noch mehr hat die neuere Zeit die ſcharfe Trennung zwiſchen beiden aufgehoben (Ellis 3, 96); denn daß die Zahl der Manahune zu Ellis Zeiten (um 1820) im Verhältniß zu den übrigen Ständen nicht mehr ſo zahlreich war wie früher, kam daher, daß in Folge der endloſen und blutigen Kriege, welche im Anfange dieſes Jahrhunderts geführt wurden, eine Menge Manahune ſich eigenen Landbeſitz errungen hatten und dadurch ſelbſt zu Raatira geworden waren. Cook und Forſter (3 R. 2, 364; Bem. 309) ſtellen nun zwar, indem ſie die Raatira ganz übergehen, die Manahune als zweite Rangklaſſe hin und fügen ihnen als dritte die Sklaven bei. Das iſt falſch. Man kann die Bevölkerung in zwei Theile abſcheiden, in Adel und Volk; will man aber eine Dreitheilung annehmen, ſo kann man als geſondert nur jenen vermittelnden Stand, die Raatira, anführen. Denn alles was Diener oder Sklave war, gehörte zu den Manahune, zunächſt die Diener, die Teuteu (Wilſon 439; Ellis 3, 95), dann die Titi oder Sklaven und ebenſo die Tute. Die Teuteu waren Manahune ohne Lehen und ohne die Kenntniß irgend einer Kunſt, welche in Abhängigkeit und eigentlich in Leibeigenſchaft der Vornehmen ſtanden (Forſter Bem. 324), auf deren Gütern ſie feſt wohnten; ſie konnten nicht beliebig ihren Wohnſitz und ihren Herrn vertauſchen. Auch ſie bebauten das Land; auch ſie bereiteten Zeug und dienten, wie und womit ſie konnten; ſie ruderten, ſie kochten und ſervierten die Speiſen: Häuſer aber, wie Forſter (Bem. 310) will oder Kähne haben ſie wohl nur in den ſeltenſten Fällen zu bauen vermocht, da dieſe Künſte, hochgeachtet bei den Polyneſiern, hauptſächlich im Beſitz der Manahune, der Rangatira waren. Aus alle dieſem erſieht man den Unterſchied zwiſchen ihnen und den Manahune, der indeß ein fließender war; jedenfalls aber ſtanden ſie tiefer als die Manahune. Die Tute, welche Wilſon (440) erwähnt, ſind Diener, welche allein die Weiber bedienen, doch waren es oft junge Arii oder Raatira, welche ſich dazu hergaben, obwohl ſie dadurch, indeß wohl nur zeitweiſe, die Vorrechte, das Tabu ihrer höheren Geburt aufgaben: natürlich, denn die Weiber ſelbſt waren davon ausgeſchloſſen und hatten mit ihren Dienern ihre Feſte für ſich (Wilſon 439). Dieſe Tute waren aber, wie ſchon ihr Name ſagt, der abjectus und in leicht be-

greiflicher Uebertragung auch merda bedeutet, sehr wenig geachtet, wie sie sich diesem Dienste auch gewiß nicht aus reinen Motiven unterzogen. Wir thun wohl nicht unrecht, wenn wir sie neben die Teuten und noch unter die Manahune stellen. Die abscheulichen Mahu, von denen schon oben die Rede war (S. 124), werden wohl auch nur dem niederen Volke angehört haben, höchstens den Raatira; und auch sie müssen mit unter den niedersten Ständen der Gesellschaft erwähnt werden, denn man achtete sie auch in Tahiti nicht hoch, wenn sie auch stets mit den Fürsten (Turnbull 307) umgingen; da sie aber ganz und gar in deren Gefolge und Dienstbarkeit waren, so galten sie sicher nur als Teuteu. Die Titi, die Sklaven, theils selbst Kriegsgefangene, theils Unterthanen unterworfener Häuptlinge, waren nebst Weib und Kind vollkommenes Eigenthum des Siegers, sie wurden, wie in Neuseeland, zwar bisweilen plötzlich ermordet aus nachträglicher Rache oder wenn man ein Menschenopfer gebrauchte; im allgemeinen aber wurden sie milde behandelt, ja öfters sogar mit der Freiheit beschenkt und in ihre alte Heimat entlassen (Ellis 3, 95 f. Vincend. Dum. Tahiti 302).

Die Raatira hatten ihren Grundbesitz nicht als Lehen vom König, sondern als Eigenthum, das durch Erbschaft von den Vätern her auf sie gekommen war (Ellis 3, 97; Mörenhout 2, 11). Ellis (eb.) unterscheidet zwei Klassen unter ihnen, welche sich durch die Größe ihrer Ländereien unterschieden. Die geringeren Raatira bebauten öfters das Land der Mächtigeren neben ihrem eigenen Grundbesitz, denen sie dafür zur Kriegsfolge, so wie zu einigen Abgaben verpflichtet waren. Dies setzte sie zwar in ihrer öffentlichen Geltung nicht herab: allein man sieht denn doch auch hier, daß die Grenzen zwischen ihnen und den Manahune nicht sehr fest waren. Sie hatten (Wilson 437*) das Recht, über ihr Gebiet ein Tabu auszusprechen, was sie gewöhnlich thaten, wenn durch ein Fest oder sonst eine Veranlassung die Lebensmittel knapp waren. Auch einen einzelnen Gegenstand konnten sie durch ein Tabu dem Gebrauch entziehen und ihn auf diese Weise schützen, z. B. bei einer Mißernte die Brodfrucht, bei Unergibigkeit des Fischfanges die Fische u. s. w. Durch ein bestimmtes Fest wurde dann später das Tabu, wenn es nicht mehr nöthig war, aufgehoben. In der Staatsgemeinschaft hatten sie eine wichtige, ja auch hier die wichtigste Stellung: einmal, weil sie schon

der Zahl nach den eigentlichen Kern des Volkes bildeten, dann aber, weil sie im Besitz der wichtigsten Lebensmittel schon dadurch für den Adel, den sie an Mäßigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit übertrafen, und für seine religiös nothwendigen Feste von größter Bedeutung sein mußten. Ihr Reichthum schaffte ihnen auch nach anderer Seite hin Macht: denn eine Menge Leute, welche nur durch sie lebten, schlossen sich deßhalb natürlich auf das festeste an sie an. So wurden sie auch für Kriegszeiten sehr wichtig, da sie die Hauptmacht des Heeres bildeten, da sie an Kraft nicht nur, sondern auch an Verläßlichkeit die Leibwache des Königs bei weitem übertrafen; ja sie hatten von allen Eingeborenen die meiste Liebe zu dem heimischen Boden, auf dem sie freilich auch fester wie alle übrigen Stände wurzelten. Durch alles dies waren sie sehr häufig ein durchaus heilsames Gegengewicht gegen die Willkür und Uebermacht des obersten Herrschers, da dieser ohne sie nur wenig ausrichten konnte: daher hatten die Redner in den öffentlichen Versammlungen, welche den Staat herkömmlich und häufig mit einem Schiff verglichen, wohl Recht, wenn sie den König zwar mit dem Mast, die Raatira aber mit den Tauen verglichen, welche den Mast halten (Ellis 3, 97—98). Ihrem und der Häuptlinge Willen widersetzte sich der König nie (Hale 34), vermochte es auch um so weniger, als sie nicht (wie die Matabule in Tonga) in einem Lehnsverhältniß zu ihm standen (Ellis 3, 115); und so unbeschränkt er auch der Theorie nach ist und so wenig es verfassungsmäßig war, Versammlungen der Großen zu berufen, so war doch thatsächlich seine Macht häufig nur eine nominelle, bisweilen sogar ganz und gar nichtig: sie hing von den Umständen und seiner persönlichen Bedeutung ab (Hale eb.; Ellis eb.). — Schließlich sei noch bemerkt, daß die Raatira in ihrem eigenen Familientempel die Priesterwürde bekleideten, daß auch die meisten öffentlichen Priester zu ihnen gehörten (Ellis 3, 98).

Wir gehen nun zur Betrachtung des höchsten Standes, der Arii oder Eri über, zu welchen auch der König und seine Familie gehört. Dieser Stand zerfällt in drei Abtheilungen: erstlich der König und die Seinen, zweitens die hohen und drittens die niederen Häuptlinge. Letztere, welche Wilson Tohha nennt (437), sind Mörenhouts Tavana (2, 9 f.); Cook (3. R. 2, 182) nahm das Wort, das er Tohah oder Towha schreibt, irrthümlich als Eigennamen. Sie waren (Wilson eb.) die jüngeren Brüder oder Verwandten der vor-

nehmeren Fürſten, denen ſie untergeordnet und zu mancherlei Dienſten verpflichtet ſind, daher ſie den Raatira nahe ſtehen. Namentlich eine Art von polizeilicher Aufſicht hatten ſie. Die vornehmeren Häuptlinge ſtanden an der Spitze der einzelnen Diſtrikte, deren ſie entweder mehrere oder nur einen oder mit mehreren Standesgenoſſen gemeinſchaftlich einen beherrſchten (Wilſon 437; Forſter Bem. 311), der dann wieder in mehrere kleinere Abtheilungen zerfiel (Wilſon 437). Dieſe kleineren Abtheilungen nannte ein Tahitier auf Wilſons Befragen (301) Wateina, d. h. ein Haus, eine Wohnung, zu der wegen des Ranges ihres Beſitzers oder wegen ihrer Lage eine Anzahl anderer Häuſer gehörten. Jedes Mateina errichte auf dem gemeinſchaftlichen Marae ein Ti'i, d. h. ein Götzenbild, wodurch es berechtigt ſei, auf dieſem Marae den Göttern zu dienen; und da die von ihm abhängigen Häuſer durch dies Bild zu demſelben Recht gelangen, ſo nenne man die Häuſer nach den Bildern gleichfalls Ti'i. Die Zahl der von einem Mateina abhängigen Ti'i oder Häuſer war verſchieden. — Nach Bonechea (bei Bratring 104) gab es 10—12 ſolcher vornehmeren Arii's; und wenn Olmſtedt (291) behauptet, die eigentliche Macht habe in den Händen von 7 Richtern geſtanden, welche ſelbſt den König hätten zur Rechenſchaft ziehen können, wenn er von Polizeibeamten unter ihnen ſpricht, welche alle Vagabunden aufgreifen mußten: ſo ſind damit nur die höchſten Fürſten und die Tavana gemeint und die Zahl iſt inſofern zufällig, als Olmſtedt gerade 7 beſonders mächtige Fürſten vorfand, deren Zahl aber mit der Zeit ſich änderte. Nach Ellis ſind meiſt 8 Diſtrikte und ebenſo viel hohe Häuptlinge auf den Inſeln (3, 120). Dieſer Stand war nicht ſehr zahlreich, aber außerordentlich vornehm, vom Volk ſehr hoch, ja heilig geachtet wegen ſeiner Abſtammung von den Göttern; und dies letzte war der urſprünglichſte und hauptſächlichſte Grund, weshalb die Arii ſelbſt ſo ſehr auf die Reinheit ihres Blutes achteten und z. B. Kinder aus einer Ehe, die ein Arii mit einer Frau eines geringeren Standes geſchloſſen hatte, getödtet werden mußten (Ellis 3, 98). Dem König, den man Arii rahi, d. h. großer Fürſt nannte (Cook 1. R. 2, 239; Hale 34), ſtand zunächſt im Rang die Königin, dann ſeine Brüder, ſeine Eltern, darauf ſeine anderen Verwandten. Die Würde war erblich, auch in weiblicher Linie. Der König ſowohl wie jeder Häuptling verzichtete ſofort auf den Thron und jegliche Würde, ſowie der Erbfolger geboren

war: dieſer beſaß dann den Rang, die Würde und die Titel, wenn auch noch alle Macht vom Vater ausging, aber nur, weil er für das unmündige Kind ſtellvertretender Regent wurde (Ellis 3, 99 f.; Cook 1. R. 2, 152; 241 u. oft). Ellis (3, 101) und Hale (34) meinen, dieſe auffallende Sitte ſei aus dem Beſtreben hervorgegangen, die Erbfolge zu ſichern, Unordnungen, Bürgerkriege zu vermeiden; Mörenhout (2, 14), man habe dadurch die Macht der Familien conſolidiren wollen. Allein dieſe Anſichten werden ſchon dadurch widerlegt, daß nirgend nur entfernt eine ähnliche Rückſicht ſich ſonſt in Tahiti, ja in ganz Polyneſien zeigt: die Sitte erklärt ſich richtiger und befriedigender theils aus der Göttlichkeit der Königsfamilie überhaupt, in Folge welcher ein Kind ja ebenſo gut regierungsfähig ſein mußte als ein Erwachſener; theils aus dem Glauben, daß der Sohn, der einen Ahnen mehr zählt als der Vater, eben deshalb höheren Rang, eine größere Heiligkeit hat als der letztere, der alſo nach der Geburt des Vornehmeren dieſem an Würde nachſtehen muß. Und dieſe Würde und die Ehrenbezeugungen, welche ihr gebührten, waren allerdings nicht gering. Zwar im äußeren zeichnete ſich der König in nichts vor dem übrigen Adel aus, weder in Wohnung, noch Kleidung, nur daß die Matten, die er um hatte, bisweilen feiner waren (Ellis 3, 116); und mit dem allerniedrigſten ſeiner Unterthanen pflegte er durchaus vertraulich zu ſprechen: aber jeder, der ihm nahte, ja der auch nur an ſeinem Hauſe vorüberging, mußte den Oberkörper bis zur Hüfte entblößen, ſelbſt ſeine nächſten Verwandten, ja ſeine eigenen Eltern (Wilſon 435; Cook 1. R. 2, 153). Doch ſagt Cook (3. R. 2, 363), daß ſich die Weiber der königlichen Familie nur vor den Töchtern nicht vor den Söhnen des königlichen Hauſes entblößen. Wer aber dieſe Ehrfurchtsbezeugung, mit welcher man auch den Göttern und ihren Tempeln huldigte, verſäumte, oder auch nur mit ihr zögerte, der war des Todes ſchuldig. Kam der König unverſehens, ſo daß er die Leute noch in den Kleidern traf, ſo zerriß man dieſe ſofort und brachte ihm ein Geſchenk zur Buße (Ellis 3, 105 f.; alle Quellen oft). Da nun ferner der König tabu iſt, ſo wird alles, was er berührt, gleichfalls tabu und daher dem Gebrauche des gemeinen Lebens für immer entzogen. Die Gefäße, aus denen er gegeſſen oder getrunken hat, werden meiſt zerbrochen (Vankouver 1, 81) oder müſſen für ſeinen ausſchließlichen Gebrauch aufgehoben

werden; das Haus eines Anderen, welches er betreten, wird sein Eigenthum oder muß zerstört werden, alles, was die höchsten Fürsten selber gebrauchten, alle, die sie bedienten, die mit ihnen umgingen, waren tabu, und nur solche tabuirte Personen durften ihre Häuser betreten, sie selber berühren. Wer nicht tabu war und eins von diesen Dingen doch that, über ihnen stand oder mit der Hand über ihrem Haupte herfuhr, war des Todes schuldig (Ellis 3, 102). Die Sprachveränderungen, welche bei jedem Thronwechsel eintraten, haben wir schon öfters erwähnt; Vankouver (1, 104) sagt, daß bei Otus Thronbesteigung alle Anführer die Namen änderten, daß etwa 50 andere Worte, die mit den früheren Synonymen gar keine Aehnlichkeit hatten, aufkamen, daß man aber im Verkehr mit den Europäern die alten Worte ruhig weiter brauchte. Ferner hatte man eine ganz besondere Sprache der Etikette dem König gegenüber. Wie wir Majestät, Höchstdero, hoch- und höchstselig anwenden, so nennen die Tahitier die Häuser des Königs die Wolken, abendlichen Fackelschein in diesen Häusern den Blitz, des Königs Stimme den Donner, seinen Kahn — mythologisch bedeutsam genug, wie diese ganze Sprache mythologisch zu deuten ist — den Regenbogen, sein Reisen durch das Land Fliegen (Ellis 3, 113—4): so daß, wenn ein Tahitier sagte: schon leuchtet der Blitz in den Wolken des Himmels, aber der Sohn Oros ist fern: kehrt er auf dem Regenbogen heim oder wird er zurückfliegen zu den Wolken? so daß dieser Satz in gewöhnlicher Sprache hieß, schon brennen die Fackeln im Hause des Königs, der noch fern ist, wird er zu Kahn oder zu Lande zurückkehren? Betrat nun dieser heilige Fürst den Boden der Insel, so weit er nicht ganz besonders ihm angehörte und also schon tabu war, so würde die ganze Insel tabu geworden und dadurch unbewohnbar geworden sein. Deshalb durften diese heiligsten Personen nicht zu Fuße durch das Land gehen, sondern sie wurden von bestimmten Männern fortwährend getragen, auf deren Schultern sie saßen, während ihre Beine über die Brust der Träger hinabhingen. Dabei pflegten König und Königin sehr gern die Läuse ihrer Träger aufzusuchen und zu essen (Wilson 436*). Mehrere solcher Träger folgten immer, wenn der König reiste und häufig stieg er, wenn der eine ermüdete, auf die Schultern des anderen, doch stets ohne die Erde zu berühren. Die Träger selbst waren frei von anderer Arbeit und hochgeehrt (Ellis 3, 102 f.). Doch fiel diese unbequeme Art

des Reisens weg, sobald der junge König öffentlich anerkannt und beschnitten war (Vancouver 1, 110; Turnbull 287) — was wieder ein Licht auf die religiöse Bedeutung der Beschneidung wirft. Andere Beschränkungen, welche sowohl dem König als dem übrigen Adel in Folge seiner Heiligkeit auflagen, werden wir später sehen, wenn wir eingehender vom Tabu handeln. Hier wollen wir zunächst die Machtstellung des Königs zeigen, welche, wie wir schon erwähnten, zur Zeit der Entdeckung keineswegs eine ganz unbeschränkte wie früher gewiß war. Ja früher scheint der tahitische König dieselbe religiös-politische Doppelstellung gehabt zu haben, wie der Tuitonga in älterer Zeit, was wir schon aus dem strengen Tabu, welches den König umgab, noch mehr aber daraus schließen können, daß der Tamatoa von Raiatea geradezu zum Gott geweiht wurde (Therm. u. Bennet 1, 524) und als solcher die Opfer empfing (Ellis 1, 342). Seine Einkünfte, durch welche er seinen und seiner Umgebung Aufwand bestritt, zog er zunächst aus seinen eigenen Domänen; dann aber durch Abgaben, welche er von den Häuptlingen empfing und deren Zeit obwohl sie gesetzlich nicht feststand, doch durch den Gebrauch geregelt war (Ellis 3, 116—7). Allein da der König tabu war und seine Berührung alles tabuirte, also auf seinen Gebrauch beschränkte; so konnte er sich hierdurch schon, wie es die polynesischen Fürsten so oft machten, in den Besitz einer Menge von Dingen setzen, die er brauchte oder wünschte. So haben in der ersten Zeit der Bekanntschaft mit den Europäern alle die Geschenke, welche die letzteren an Leute aus dem Volke machten, stets ihren Weg in die königlichen Schatzkammern gefunden, aus welchen sie theuer genug an die Unterthanen vermiethet wurden (Forster Bem. 324). Turnbull (286) sagt geradezu, daß das gemeine Volk wenig oder gar kein Eigenthum besitzt; denn wenn jemand irgend etwas besonders werthvolles habe und der König erfahre es, so lasse er es sogleich dem Eigenthümer abfordern, der es dann nicht verweigern könne; ja die Begleiter des Königs gäben genau Acht, wo irgend ein werthvoller Gegenstand sich befinde, um sofort den König zu benachrichtigen oder auch, um ihn für sich zu rauben: denn auch den Häuptlingen gegenüber stand dem Volk kein Eigenthumsrecht zu. Wie rücksichtslos man bei diesem Geschenkeintreiben oder besser bei diesen Plünderungen verfuhr, davon giebt Ellis (3, 128 f.) uns schreckende Berichte. Rechnet man nun

hinzu, daß dem König Kahn-, Haus-, Feldbau und jede ſonſt nöthige Arbeit von den Manahune beſorgt wurde: ſo ſieht man, daß ihm nach dieſer Seite hin die alte göttlich-abſolute Gewalt ſo ziemlich geblieben war. Er hatte einen Vicekönig oder Stellvertreter in jedem Diſtrikt, dem er, wenn er etwas bedurfte, ſeine Aufträge ſandte. Die verſammelten Häuptlinge theilten ſich dann entweder in die Arbeit oder der König theilte ſie jedem einzelnen einzeln zu (Ellis 3, 127).

Anders aber verhielt ſich dies in politiſchen Dingen, denn die Macht der übrigen Häuptlinge und der Raatiras war groß genug, um hier dem König ein Gegengewicht zu bieten und da er thatſächlich für den Krieg völlig von ihnen abhing, zu welchem ſie ja, wenn er auch der Anführer war, die Truppen ſtellten (Cook 1. R. 2, 241), ſo wurde kein Krieg begonnen, keine Flotte ausgerüſtet, kurz kein größeres politiſches Unternehmen angefangen, bevor nicht der Rath d. h. die Zuſtimmung dieſer mächtigen Ariſtokratie eingeholt war. Keineswegs erfolgte dieſe immer: ja es kam wohl dazu, daß dieſe Rathsverſammlungen ſich in feindliche Heere auflöſten oder daß gar in ihnen ſelber Blut vergoſſen wurde (Ellis 3, 117—8). Erließ der König irgend einen Befehl, ſo entſandte er zu den Häuptlingen der verſchiedenen Diſtrikte ſeinen Boten mit einem Bündel von Kokoslaub, der jedem Fürſten ein ſolches Blatt nebſt dem Befehl überbrachte: die Annahme des Blattes war das Zeichen, daß man gehorchte (Ellis 3, 122). Der Befehl hierbei konnte von mannigfaltigſter Art, vielleicht nur eine Berufung zu einer Nationalverſammlung ſein. Verweigerung der Annahme führte oft zum Krieg (eb.). Auch juriſtiſche Oberhoheit hatte der König (Forſter Bem. 311), ſowie das Recht an die Stelle verbannter Häuptlinge und Raatiras oder ausgeſtorbener Familien einen anderen Eigenthümer in die ſo erledigten Ländereien zu berufen, nicht aber dieſelben an ſich zu ziehen (Ellis 3, 120). Solche Verbannungen ſelbſt aber konnte der König nicht allein vollziehen, ſondern nur nach vorhergehender Beſchlußnahme durch die anderen Häuptlinge, weil es ihm an Macht fehlte (eb.). Ueberhaupt hatten die einzelnen Fürſten in ihren Diſtrikten größere Macht, als der König ſelber — nicht nach urſprünglicher Einrichtung, ſondern durch allmähliche Aneignung; wollte daher der König etwas durchſetzen, ſo war Vorſicht und Schlauheit Noth. Daher erlangten die Könige, je verſchlagener ſie waren, um ſo größere Macht und ſo iſt Pomare I ein wahres

Muſter an Verſchlagenheit geweſen (Turnbull 254; 290). Allein immer blieb die Macht des Königs abhängig von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften; woraus ſich das Schwankende der Verhältniſſe zu Tahiti und die mannigfachen Kriege daſelbſt hinlänglich erklären. Daß die Manahune und Teuteu politiſch ganz ohne allen Einfluß waren, verſteht ſich von ſelbſt. Doch konnten einzelne beſonders begabte oder ſonſt bevorzugte Individuen dieſes unterſten Standes durch Verdienſte, durch Kriegsthaten zu den höheren Ständen emporſteigen, höchſtens aber nur zu den Tavana und meiſt nur zu den Raatira (Wilſon 440). Auch einen Hofſtaat von ſtehenden Begleitern hatte der König. Hierzu gehörten zunächſt außer ſeinen Teuteu und ſonſtigen Dienſtleuten die Areoi, welche ihn meiſt auf ſeinen Reiſen begleiteten (Ellis 3, 129); dann aber hatte er ſtets einige ihm beſonders vertraute Häuptlinge in ſeiner nächſten Umgebung, welche ihm als Miniſter oder Rathgeber dienten (Ellis 3, 117). Auch ſie waren gewiß mit einbegriffen unter die Hoa, d. h. die Freunde des Königs, wie man die vornehmſten Diener deſſelben nannte. Zu den Hoa gehörten auch die Boten, welche der König mit den verſchiedenſten Aufträgen ausſandte (Forſter Bem. 311). Die Stellvertreter des Königs, welche er in den einzelnen Diſtrikten hatte, ſind ſchon erwähnt: ſie übten ihre Macht, welche der des Königs gleich kam, oft ſehr drückend aus (Turnbull 287). Einen ganz ähnlichen Hofſtaat hatten die Häuptlinge um ſich (Cook 1 R. 2, 240).

Ueberhaupt, wie der König über den hohen Häuptlingen, ſo ſtanden dieſe wieder über den Tavana, den niederen Häuptlingen, letztere wieder über den Raatira und dieſe über den Manahune. Man mag daraus ermeſſen, was alles von Abgaben und Laſten auch hier auf dem Volke lag (Schilderung bei Ellis 3, 127 f.); und wenn dies letztere trotzdem an dieſe Verfaſſungsform und an ſeine Vornehmen anhänglich, wenn es dabei doch fröhlich blieb, ja auch in ſeinem Gehorſam nichts ſklaviſches hatte (Wilſon 440), ſo erklärt ſich dies hier wie in Tonga und überall in Polyneſien einmal durch den religiöſen Glauben, den man an dieſe Einrichtungen hatte und durch die lange Gewöhnung an dieſelbe: dann aber auch durch das bequeme Klima, in welchem Wohnung und Kleidung kein dringendes Bedürfniß und ſie wie auch die Nahrung leicht beſchafft ſind. Welchen traurigen Einfluß die Eheloſigkeit des gemeinen Volkes hatte, die nothwendige

Folge seiner Armuth, das haben wir oben (S. 124) schon gesehen. Auch den Charakter konnten diese Verhältnisse nur herabdrücken; und daß das Volk nicht wirklich unter ihnen gedeihen konnte, daß es dabei einer langsamen Vernichtung entgegenging, bedarf kaum des Beweises (Aussterben der Naturvölker S. 80). Doch hat dieser Druck auch wieder eine gute Seite gehabt: er ist es vorzüglich gewesen, der die Herzen dem Christenthum, das zuerst seine wahren Anhänger im Volke fand, geöffnet hat, wie aus gar manchem dankbaren Ausspruch der Bekehrten selbst hervorgeht; er war es, welcher das Bedürfniß nach Gesetzen den Halbcivilisirten besonders fühlbar machte — wie es nirgends reiner und ergreifender ausgesprochen ist, als in Chamissos herrlichem Gedichte „der Gerichtstag auf Huahine" (vergl. Ellis 3, 213). Und so hat man gerade diese alte Verfassung sehr leicht aufgegeben; die Art und Weise wie jetzt die Abgaben für die Königin eingefordert und geleistet werden, ist eine sehr milde (Arbousset 224). Uebrigens kamen auch Empörungen gegen die allzustrenge Macht des Königs vor, wie z. B. 1853 auf Raiatea (Perkins 257).

Damit haben wir die Grundlagen der Tahitischen Verfassung gezeichnet. So einfach auch die ursprünglichsten Züge derselben sind, so verwickelt war doch alles durch eine Geschichte von vielen Jahrhunderten mit der Zeit geworden; und daß die geschilderten Zustände in der Wirklichkeit und den Schwankungen des Tages die verwickeltsten Verhältnisse herbeiführen konnten, ja mußten, das bedarf keines Beweises. Ehe wir aber weiter gehen, ist es indeß noch nöthig einen Blick auf die Ceremonien der Krönung zu werfen, da diese höchst merkwürdig sind. Das eigentliche Zeichen der königlichen Würde ist der maru uru, der Gürtel von rothen Federn und ein Kopfputz ta-umata genannt (Mörenhout 2, 22). Der Gürtel, der im Heiligthum zu Attahuru aufgehoben wurde, war aus den Fibern der Ficus religiosa (Ellis 3, 108) geflochten und als ihn Cook sah, 15′ lang und 15″ breit, an eine Flagge des Capitän Wallis angenäht; am einen Ende mit hufeisenförmigen Federzierrathen, die mit schwarzen Federn eingefaßt waren, am anderen gabelförmig in zwei lange Zipfel auslaufend. Er war dicht mit rothen und gelben Federn bedeckt, welche in zwei Reihen viereckiger Felder übereinander standen. An ihn wurden, wenn der König in Besitz neuer rother Federn kam, diese angesetzt, so daß er fortwährend wuchs (3 R. 2, 191; vergl. 163 f.); wenn aber ein

neuer König damit bekleidet wurde, so mußte er durch ein ganzes Stück verlängert werden, so daß er also ähnlich wie die peruanischen Knotenschnüre als geschichtliches Dokument dienen konnte. Zu dieser Verlängerung waren die Häuptlinge verpflichtet die nöthigen rothen Federn einzuliefern. Drei Menschenopfer (nach Ellis 3, 108 öfters freilich nur zwei) wurden bei der Bereitung des Gürtels geschlachtet, das erste für das Reinigen der Federn, das zweite fürs Nähen und das dritte für die Vollendung des Gürtels (Mörenh. 2, 22). Andere Menschen wurden geopfert, um unter den Pfeiler des kleinen Tempels gelegt zu werden, der zu dieser Gelegenheit errichtet wurde, um das Bild des Hauptgottes, des Oro aufzunehmen (eb.). Die Häuptlinge mußten für den neuen König vier Kähne bauen; war dies alles geschehen, so wurden zwei Fahnen durch das Land geschickt, sie annehmen hieß den König anerkennen, ablehnen aber, sie zurückweisen oder gar zerreißen bedeutete Auflehnung gegen den Herrscher und führte zum Krieg (Mör. 2, 24). Am Krönungstag selber zog der neue König festlich gekleidet umgeben von den Areoi, welche gleichfalls im höchsten Staatskleid erschienen, gefolgt von allen Häuptlingen durch die dicht gedrängte Volksmasse, welche aber trotzdem ganz ruhig und feierlich dastand und natürlich bis zum Gürtel entblößt war, zum Marae, d. h. zum heiligen Tempelplatz, der gleichfalls festlich geschmückt war. Dort setzte sich der König neben den Altar, die Fürsten ihm gegenüber, das Volk saß in angemessener Entfernung rings umher. Nachdem nun die Feier durch den Klang der Muscheln und Trommeln, welche die Priester ertönen ließen, eröffnet war, wurde ein neues Menschenopfer vor den Altar und das Bild des Gottes gelegt, dessen linkes Auge der Priester, nachdem er und der König lange Gebete gesprochen hatte, dem letzteren auf einem Bananenblatt darbot. Der König öffnete den Mund während der Gebete, welche diese Ceremonien begleiteten, aß jedoch das Auge nicht, welches vielmehr wieder zum Leichnam gelegt wurde. Das rechte Auge opferte man der Gottheit. Man glaubte, daß durch diesen Akt der Feierlichkeit der König an Kraft und Weisheit zunähme. (Mörenh. 2, 24 f.). Auch Büschel vom Haupthaar des Opfers waren mit zu dem Auge gewickelt, welches man dem Könige darbot (Cook 3. R. 2, 185). — Nun wurde „das große Bett des Oro" (Ellis 3, 109), eine Art Tragbahre, welche aus einem Stück Holz künstlich geschnitzt war, vor den Sitz des Königs gestellt und dann

erhob ſich dieſer, um zum Meere zu gehen. Voraus zog der Prieſter, welcher, nach Ellis (eb.), das Bild des Oro trug, während nach Mörenhout dies auf der Bahre ſtand, die nach ihm (eb.) vor dem König her, nach Ellis von vier vornehmen Fürſten ihm nachgetragen wurde. So zog man ans Meer, wo die heilige Pirogue, feſtlich geſchmückt, den Prieſter und das Götterbild aufnahm, während der König ſelbſt, von den Prieſtern ganz entkleidet, auf ein beſtimmtes Zeichen ins Meer ſtieg. Der Prieſter des Oro ſchlug ihm den Rücken mit einem benetzten heiligen Zweig unter Gebeten zu Taaroa. Hierdurch wurde der König von jeglicher Schuld befreit. Dann beſtieg er den heiligen Kahn und ward unter erneutem Gebet mit dem heiligen Gürtel bekleidet. Dies Gebet ging an: „breit aus die Macht des Königs über das Meer bis zu der heiligen Inſel"; es ſchloß: „dies iſt dein Vater, o König", womit Oro gemeint war. Darauf erfolgte lautes Jauchzen des Volkes, Muſik der Prieſter und der Kahn mit dem König ruderte weit hinaus in das Meer, um die Macht des neuen Herrſchers über daſſelbe zu zeigen. Während dieſer Fahrt kamen Tuumao und Tahui, Meeresgottheiten in Geſtalt von Haien, um den König zu begrüßen. Dieſe Haie erſchienen bei jedem rechtmäßigen König und galten für friedlich und ungefährlich (Ellis 3, 110—2; Mörenh. 2, 24—26). Dann wurde der neue Herrſcher auf dem Bette des Oro unter fortwährendem Jauchzen der Menge, unter Tanz und Muſik der Prieſter zurückgetragen zum Meere und dort wieder vor den Altar geſetzt. Die widerwärtigen Ceremonien, die nun folgten, verſchweigt Ellis aus Zartgefühl: wir aber müſſen ſie ohne Hülle ſchildern, weil ſie gerade ethnologiſch von Wichtigkeit ſind. Nackte Männer und Frauen aus dem Volk drangen auf den Marae und umtanzten den daſitzenden König auf das allerſchamloſeſte; dabei ſuchten ſie ihn fortwährend mit ihrem Körper, namentlich mit den unanſtändigen Stellen deſſelben zu berühren und ihn mit ihrem Urin und ihrem Koth zu beſudeln, welcher Theil der Feier durch einen Trompetenſtoß des Prieſters ſchloß. Mit ihm war das Ganze beendet (Mörenh. 2, 27). Weil nun der Prieſter den König als ſolchen verkünden mußte, ſo hielt die königliche Familie was an ihr lag Frieden mit ihm. Dies war die ſtehende Art der Königswahl, die auch ſtattfand, wenn zwei kriegführende Partheien um Friede zu ſchaffen gemeinſchaftlich einen neuen König wählten (eb. 28).

Schließlich bleibt nur noch zu erwähnen, daß der König bei allen Menschenopfern zugegen sein muß, daß ohne seine Anwesenheit kein solches gebracht werden kann (Cook 3. R. 2, 194. 362).

Die westlichen Inseln des Gesellschaftsarchipels bildeten eine politische Einheit für sich, wenn sie auch unter tahitischer Oberhoheit gestanden zu haben scheinen (Ellis 2, 146), wenigstens in späterer Zeit. Ursprünglich war aber das Verhältniß eher das umgekehrte und Raiatea mit dem höchsten Nationalheiligthum des Archipels, dem Marae von Opoa der eigentliche Mittelpunkt der Gruppe, deren religiöse Geltung sich bis in die späteste Zeit erhielt (Williams 186; Meinicke 130). Doch hatte noch der 1831 verstorbene König von Raiatea über Tahaa Borabora und Huaheine geherrscht, welche Macht er erst durch die selbständige Erhebung der Häuptlinge dieser Inseln verlor, deren jede nun selbständig blieb (Tyermann und Bennet 1, 519). Die politischen Verhältnisse entsprechen übrigens hier bis ins einzelne den tahitischen. Der König, dessen Name stets Tamatoa (vergl. oben S. 178 Anm.) war (Tyerm. u. Bennet 1, 530), wurde zu Opoa, wo er auch residirte, gewählt und dieselben schmutzigen Ceremonien wie in Tahiti fanden auch hier statt, wie auch hier der König durchaus göttliche Verehrung genoß. Es ist ein sehr beachtenswerther weil gewiß uralter Zug, daß er diese göttlichen Ehren hier erst nach jenen schmutzigen Ceremonien und durch dieselben erlangt, (eb. 526), wodurch auch auf die tahitischen Gebräuche ein neues Licht fällt*). Alle übrigen Verhältnisse waren gleich.

Auf Rarotonga finden wir dieselben vier Klassen der Bevölkerung wie anderwärts: an der Spitze des Staates steht der Ariki, der König der schon seit einer langen Reihe von Jahren den Familienamen Makea führt (Williams 199); ihm sind zunächst die Mataiapo oder Distrikthäuptlinge untergeben. Dann folgen die Rangatira und schließlich die Unga, die Diener welche die Güter der Vornehmen zu bearbeiten, ihre Häuser, ihre Kähne zu bauen, ihre Netze zu flechten, für ihren Unterhalt durch Abgaben zu sorgen und jeden ihrer Befehle zu vollstrecken haben (Williams 216). Je mehr Landbesitz Jemand

*) Wir haben oben gesehen (S. 153), daß auch bei Friedensschlüssen Männer und Weiber den König zu küssen versuchen, welcher hiergegen von seinen Wachen vertheidigt wird. Diese Ceremonie scheint mit jenen schmutzigen bei der Krönung verwandt zu sein.

hat, um so mächtiger ist er (eb. 215). Die Zahl der Hauptdistrikte betrug drei, doch zerfielen diese wieder in kleinere (eb. 216) und zwischen den einzelnen Distrikten lagen in heidnischen Zeiten unbebaute Streifen Landes, auf welchen man die Kriege führte (eb. 210). Seltsam war hier die Abdankung des Vaters zu Gunsten des neugeborenen Erben gestaltet: war der Sohn, der Erbe, herangewachsen, so focht und rang er mit dem Vater und behielt, wenn er diesen besiegte, das Eigenthum der väterlichen Güter (eb. 138). Weiber folgten nur selten als Erbinnen (eb. 215).

Auf den Sandwichinseln herrschte zwar dieselbe Eintheilung der Bevölkerung, indem die königliche Familie, die hohen Häuptlinge, welche ganzen Distrikten vorstanden und die kleinen Grundherren, die haku aina denen man die Priester zuzählte, den Adel bildeten, welchem das dienende Volk gegenüberstand (Jarves 33; Ellis 4, 412 f.; Hill 46; Hale 36 f.; Cook 3. R. 3, 450): darin aber ist diese Gruppe eigenthümlich, daß hier nicht der niedere Adel (die haku aina, den Rangatira und Matabule entsprechend), sondern der Despotismus der Könige zur Entwickelung und größten Macht gelangt ist, obwohl auch hier dieser Mittelstand die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachte (Chamisso 148). Und zwar finden wir diesen Despotismus schon in alter Zeit: die einheimische hawaiische Geschichte hat wenigstens die Namen gar mancher alten Könige aufbewahrt, welche sich besonders durch Unterdrückungen und Grausamkeit ausgezeichnet haben, z. B. den des Huakau, welcher alle grausam tödtete, die schöner waren, als er und der auch noch anderer Sünden halber durch eine Verschwörung getödtet wurde (Jarves 32). So war denn auch zur Zeit der Entdeckung die Regierung durchaus despotisch. Es gab zwar Gesetze: allein der König konnte willkürlich von ihnen dispensiren (Jarves 32) und ebenso die Häuptlinge, von denen freilich an den König appellirt werden konnte, denn dieser war die oberste juristische Behörde (Ellis 4, 422), sein Wille galt in jeder Beziehung als höchstes Gesetz (eb.). Er war, so wie jedes Mitglied einer fürstlichen Familie, Mann oder Weib, umgeben von einer Art Gefolgschaft, die politisch keine Rechte hatte, dem König aber theils als Freunde, theils als Diener nahe standen und ihrem Herrn gleich bei der Geburt zugetheilt wurden (Jarves 33). Sie waren ihrem Herrn und Freund aufs engste verbunden: sie lebten und starben mit ihm (Lisiansky 123). Das

Tabu der Fürsten war hier womöglich noch strenger als zu Tahiti, wenigstens wurde es noch rücksichtsloser durchgeführt. Man warf sich vor dem König zu Boden und ebenso vor den Dingen, die er in unmittelbarem Gebrauch hatte; fiel Jemandes Schatten auf ihn, oder ging ein Mensch im Schatten des königlichen Hauses mit bedecktem Haupt oder bekleidetem Oberkörper, so mußte er sterben (Jarves 35). Die Entblößung des Oberleibes war hier gleichfalls Sitte (Chamisso ges. Werke 1, 208); ja frühere Könige sollen so sehr tabu gewesen sein, daß man sie nie bei Tag sehen durfte (Cham. 149). Rechte der Person, des Eigenthums gab es dem Adel oder gar dem König gegenüber nicht (Jarves 35; Ellis 4, 422) und der einzige Schutz, den die Leute aus dem Volk hatten, beruhte erstlich auf dem besseren Naturell mancher Herrscher (Ellis eb.; Jarves 32) und zweitens darin, daß kein Häuptling die Diener eines anderen schädigen oder strafen durfte und daß der Herr die Diener — denn natürlich war das Volk den Fürsten zu jeglichem Dienst auch hier verpflichtet — oft des wohlverstandenen eigenen Vortheils halber schützte (eb. 32). Alles Land gehörte dem König. Wegen mannigfacher Streitigkeiten wollte einer der alten Herrscher, Puiakalani, sein Recht aufgeben und alles Land dem Volk schenken, damit er nicht immer dafür zu sorgen brauche. Allein das Volk gab alles Land dem König wieder zurück und so blieb dieser der alleinige Eigenthümer (Hawaiische Ueberlieferung aus Haw. spect. II, 438 bei Hale 37; Jarves 29). So ging denn alle Belehnung mit Land vom Könige aus, der jede Insel irgend einem vornehmen Fürsten gab, der sie verwaltete und ihm Abgaben zahlte. Jede Insel selbst zerfiel dann in verschiedene Distrikte (Hawaii z. B. in 6), an deren Spitze wieder ein oder zwei Häuptlinge standen, welche ebenso wie die Vorsteher der kleinen Distrikte und Dörfer, in welche die großen Landesabtheilungen zerfielen, vom Regenten der Insel eingesetzt wurden. Doch gab es auf jeder Insel eine Menge Grundstücke, welche dem König gehörten und unter seiner eigenen Verwaltung standen. Die Abgaben an den König kamen jährlich oder halbjährlich ein: der Regent bekam ebensolche von den Häuptlingen unter ihm und diese wieder von ihren Untergebenen. Jetzt zahlt man öfters in Dollars oder auch in Santelholz: früher in Naturprodukten, Kähnen, Matten, Netzen u. s. w. Die Höhe der Abgabe ist beliebig; sie wird nach dem Bedürfniß bestimmt (Ellis 4, 414 f.). Nebenbei

erhielt der König sowohl als die Häuptlinge „freiwillige“ Geschenke von ihren Untergebenen und vom Volke, auch von den Bewohnern der wenigen Landstriche, welche von allen Abgaben befreit waren, was in Folge außerordentlicher Verdienste ihrer Besitzer geschehen konnte und dann als ewiger Vortheil an dem Landestheil, nicht an der Person oder an der Familie haftete (eb. 417). Eine andere Abgabe erfolgte, wenn ein Fürst ein neues Haus gebaut hatte. Bezog er es, so kam die gesammte Bewohnerschaft der Gegend, vom Vornehmsten bis zum Geringsten: und Niemand durfte das Haus betreten ohne Geschenk, Niemand aber auch dem Eigenthümer seinen Besuch vorenthalten. Liholiho nahm bei einer solchen Gelegenheit 2000 Dollars ein (Ellis 4, 418 f.). Wer zu Markte ging, mußte zwei Drittel seiner Waaren als Abgabe geben, oft aber nahm man ihm auch Alles (Stewart 151). Auf alle Weise wurde das Volk beraubt und gepreßt (Stewart 142). In neuerer Zeit hat der König noch eine große Einnahme durch einen Hafen- und Lotsengeld, welches Tamehameha 1816 nach europäischem Muster einrichtete (Ellis 4, 418). Das Volk haftete nach Ellis 4, 417 und Jarves 34 an der Scholle, was freilich Chamisso 149 und Campbell 98 läugnen, aber wohl mit Unrecht: wurde ein Land einem Fürsten verliehen, so erhielt er damit auch die volle Gewalt über das Volk daselbst, welches erst in neuerer Zeit Freizügigkeit erhalten hat. Aber wenn der Herr des Landes mit den Kanaka (dem Volke), die es bebauten, nicht zufrieden war, so konnte er sie einfach wegjagen (Ellis 4, 417). Verkauft werden konnten sie nicht (Cham. 149). Die Bewohner besiegter Distrikte wurden Sklaven (Ellis 4, 417). Außer jener schon genannten Gefolgschaft hatte der König noch bestimmte Häuptlinge in seiner unmittelbaren Umgebung, welche ihm als berathender Körper zur Seite stehen und deren Rath er, wenn er gleich ihn keineswegs beachten muß, doch in den meisten Fällen folgt (Ellis 4, 424). Bei besonders wichtigen Angelegenheiten wird sogar eine Versammlung aller Fürsten und Häupter zur Besprechung des Gegenstandes zusammenberufen, deren Entscheidung der König sich fügt. Die Verhandlungen waren geheim und fast nie drang etwas davon ins Volk (eb. Jarves 34). Man sieht also, der hohe Adel hatte seine Geltung: ja seine Macht hat die bisher geschilderten Verhältnisse im Lauf der Geschichte vielfach getrübt, indem öfters einzelne oder mehrere Inseln, an deren

Spitze mächtige Fürſten ſtanden, vom König abfielen. Daher war eigentlich ein ewiger Kampf, welcher dauernd erſt durch Tamehameha beendet iſt (Ellis 4, 414; Chamiſſo 149).

Jeder Rang, alſo auch die königliche Würde, war erblich in weiblicher Linie (Jarves 33), doch ſagt Stewart 125, daß der Rang des Kindes ſich nach dem der beiden Eltern, Vater und Mutter beſtimmte. Auch Cham. 150 läßt den Rang des Vaters auf den des Kindes Einfluß haben; auch Weiber konnten die höchſte Würde erben (Ellis 4, 412). Nach Wilkes jedoch (4, 31) gab es hier früher keine geſetzlich beſtimmte Nachfolge, denn wenn auch die Kinder der Hauptfrau die meiſten Anſprüche auf den Thron hatten, ſo konnte doch der König ſeinen Nachfolger ſelber ernennen, wodurch es dann öfters zu heftigen Kämpfen kam. Man könnte in dem, was Freycinet 2, 602, Stewart 216 und Ellis 4, 177 erzählen, daß nämlich nach dem Tode des Königs oder eines Fürſten eine allgemeine Anarchie mit Strafloſigkeit aller Verbrechen ausgebrochen ſei, man könnte hierin eine Beſtätigung für Wilkes Behauptung ſehen wollen: allein dieſe Anarchie ſcheint nichts weiter geweſen zu ſein, als das Zeichen der allgemeinen Landestrauer, das ſich ſelber Wunden ſchlägt, wie nach dem Tode eines Privatmannes der einzelne Verwandte. Ein Aufſteigen vom Volk zum Adel war nach Chamiſſo 149 unmöglich; doch konnten ſich Leute vom niederſten Adel bis zum höchſten aufſchwingen durch beſondere Verdienſte, Gunſt des Königs u. dgl., wofür Karaimoku, (William Pitt) von Geburt ein Haku-aina als Beiſpiel dienen mag (Ellis 4, 412).

Die Fürſten verkehrten untereinander mit Feinheit und Höflichkeit; die verſchiedenen Rangſtufen unter ihnen ſpiegelten ſich auch in Sprache und Benehmen (Jarves 34). Gegen den König betrugen ſich auch die Vornehmſten oder ihm Befreundetſten mit der größten Ehrfurcht (Ellis 4, 414). Vom Volke aber waren ſie ganz geſchieden: ihre Nahrung, ihr Feuer (Liſianſky 127), ihre Wohnungen, ihre Kleidung (Freycinet 2, 578), ihre Badeplätze, kurz ihr ganzes Leben mußte ein anderes und von dem des Volkes aufs ſtrengſte abgeſondertes ſein. Das zeigte ſich auch äußerlich: die Vornehmen waren koloſſal, fett, ſtolz, kühn und unverſchämt, die Leute aus dem Volk mager, elend, furchtſam und knechtiſch, geiſtig und leiblich verkommen, beide aber grauſam und träge: jene opferten Hunderte um ein übertretenes Tabu zu ſichern oder aus Vergnügen; dieſe ermordeten ihre Kinder, um ſie

nicht ernähren zu müssen oder um sie von dem Druck der auf ihnen lastete zu befreien (Hale 37). Dieser Druck ist natürlich in neuer Zeit, wenn er nicht ganz aufgehört hat, viel milder geworden: so fand es Olmstedt 1840 (195). Doch berechnet Michelewa y Rojas die Abgaben, welche man dem König an Landesprodukten geben mußte, auf 10 Procent (61), obwohl derselbe einfach eingerichtet war und weder Silbergeschirr noch Kostbarkeiten besaß (eb. 119).

Betrachten wir nun die Entwickelung der politischen Verhältnisse auf Neuseeland, Nukuhiva und Paumotu. In Neuseeland finden wir die ursprüngliche Verfassung in einem solchen Verfall, daß der ganze Staat in lauter fast gleiche Elemente aufgelöst erscheint: Hale (33) und Meinicke (91 f.) haben dies zuerst und sehr gut nachgewiesen. Allein ursprünglich waren hier dieselben Abstufungen verschiedener Würden und Stände wie zu Tonga und im übrigen Polynesien und es erwächst daher für uns die Aufgabe einmal die zu Grunde liegende Verfassung in ihren Hauptzügen wieder aufzufinden, dann zu sehen, wie sich aus ihr die Zustände zur Zeit der Entdeckung entwickelt haben. Beginnen wir mit der Schilderung dieser letzteren.

Cook fand 1769 (1. R. 2, 325; 3, 61) die Bevölkerung im Osten der Nordinsel abhängig von einem Häuptling Teratu, dessen Herrschaft sich weit erstreckte und dem wieder mehrere andere Oberhäupter untergeben waren, welche alle selbst schon bejahrte Männer, über die anderen einen großen Einfluß hatten: sie wurden hoch geehrt und übten richterliche Gewalt ziemlich rücksichtslos aus. Ihre Würde, so hörte er, sollte erblich sein. Aehnlich war es auch nach Dillon noch 1805 oder 1806, indem er (1, 215) von einem obersten Häuptling, dem andere untergeben waren, erzählt. Teratu scheint über mehrere Stämme geherrscht zu haben, jener Häuptling bei Dillon wohl nur über einen einzigen; und das war der gewöhnliche Zustand. So schildert Ellis (3, 343) die Verfassung Neuseelands: jeder Häuptling, sagt er, steht an der Spitze seines Stammes, vollkommen unabhängig von jedem anderen Standesgenossen und derselbe Zustand des Landes zeigt sich uns auch in allen Erzählungen Dillons. Die Bevölkerung zerfiel in lauter einzelne Stämme; und alle diese Stämme waren zur Zeit der Entdeckung unabhängig von einander oder doch nur in einzelnen seltenen Fällen durch irgend eine gemeinsame Herrschaft wie die Teratus verknüpft. Doch ist wohl zu beachten, daß

Cook von diesem Fürsten nur nach dem ersten Augenschein berichtet; daß wir also keineswegs ein allzubedeutendes Gewicht auf seine Nachricht legen dürfen. So sehr nun auch in damaliger Zeit die Stämme in der That von einander unabhängig waren, so wußten doch die Eingeborenen noch recht gut von einer Zusammengehörigkeit der Stämme zu größeren Ganzen und hatten von einer festen Gliederung dieser größeren Einheiten wenigstens noch sagenhafte Kunde; ja diese letzteren hatten sich nominell erhalten. Denn nach den Berichten der Eingeborenen bei Hale 32 gibt es 104 Stämme der Maori welche in 4 Abtheilungen zerfallen: die erste, 35 Stämme umfassend, wohnt auf der Nordhalbinsel bis zur Landenge von Manukoa und diese Stämme heißen die Ngapuhi. Sie waren durch Krieg und Krankheit arg mitgenommen. Die zweite Abtheilung, die Ngatimaru, umfaßte nur 14 Stämme; welche von jener Landenge bis zum Ostkap wohnen. Die dritte Abtheilung, die Ngatikohungunu, ist bei weitem die zahlreichste. Sie umfaßt 49 Stämme und bevölkert das Land von der Ostküste bis zur Cookstraße. Die vierte Abtheilung, die Ngatiruanui, 9 Stämme, wohnt von der Cookstraße bis zur Landenge von Manukoa. Dieser Theil des Landes ist am dünnsten bevölkert (Hale 32). Die Südinsel war so gut wie unbewohnt; nur ihr Nordrand war von einigen verkommenen Stämmen besetzt, die jedenfalls dorthin von mächtigeren und kriegslustigen Nachbarn von der Hauptinsel vertrieben waren. Die Vorsatzsilbe Ngati oder Nga und Ngai bedeutet „Nachkommen, abstammend von“*); die einzelnen Stämme selbst hatten den Namen Waka d. h. Kahn, was sich darauf bezog, daß einst die einwandernden Vorfahren der Maoris in 4 Kähnen gekommen sein wollten und die Nachkommen der Insassen je eines Kahnes bildeten eine große Gemeinschaft, deren Unterabtheilungen Iwi genannt wurden; jede Iwi aber zerfiel wieder in kleinere Unterabtheilungen, die man Hapu nannte. Die einzelnen Waka sowohl wie auch die Iwi hatten ihren Namen für sich, nachdem die Waka nach dem Hauptführer des Kahns oder nach der gemeinsamen Abstammung der Insassen eines solchen; die Iwi nach den einzelnen Insassen selber und die Hapu oder einzelnen Stämme wieder nach dem Fürsten, der bei ihrer Lostrennung ihr Haupt war (Shortland a 208), also z. B. Ngati-rengu Söhne des Rengu, Ngai-tama, Nachkommen des

*) nga-ati, nga-aiti; nga ist Plural des Artikels.

Tama u. ſ. w. (Hale 32). Jetzt ſind dieſe größeren Abtheilungen nur noch Namen, ohne politiſche, nur von hiſtoriſcher Bedeutung und nur die Stämme haben politiſche Wichtigkeit (Hale eb.). Allein gerade ihre geſchichtliche Bedeutung macht dieſe Eintheilung doch auch praktiſch wichtig, denn, wie die engliſche Colonialregierung oft genug erfuhr, zum Abſchluß eines Landkaufes, der in den Augen der Maori rechtliche Geltung haben ſoll, iſt genaue Kenntniß dieſer Genealogien nöthig; da nach ihnen ſich das Anrecht der einzelnen Stämme oder Familien auf den rechtlichen Beſitz des Landes beſtimmt (Shortl. eb.). Daraus geht nun ſchon ganz unzweifelhaft hervor, was freilich auch ſonſt als durchaus wahrſcheinlich anzunehmen wäre, daß einſt jene großen Abtheilungen ſelber politiſche Bedeutung gehabt haben. Die einzelnen Stämme ſind von 300 bis 3000 Köpfe ſtark (Polack 1, 23).

Innerhalb der einzelnen Stämme nun war die Verfaſſung, wie ſie ſich bei der Entdeckung zeigte, folgendermaßen. Es gab thatſächlich nur 2 Menſchenklaſſen: die Rangatira, die Freien und die Taurekareka (oder Tononga Shortl. a 210), die Sklaven (Hale 33, Meinicke 91 f., Cruiſe 277, Darwin 2, 195). Letztere (vergl. S. 142) waren Kriegsgefangene und deren Weiber und Kinder, daher man ſie als eigenen Stand kaum rechnen kann. Sie waren ganz Eigenthum ihrer Herren, denen ſie auf Lebenszeit angehörten, welche ſie todtſchlagen konnten und oft auch todtſchlugen, ſei es um ſie aufzufreſſen wie Ellis behauptet, welcher Anſicht aber Dieffenbach aufs beſtimmteſte widerſpricht (2, 130), ſei es um ſich durch ihren Tod an dem feindlichen Stamm, dem ſie angehörten, zu rächen, ſei es, daß ſie einem geſtorbenen Familienhaupt ins Grab folgen ſollten (Hale 33, Angas 2, 171, Thomſon 1, 149.) Die härteſte Arbeit lag natürlich auf ihnen, ſie mußten das Feld bebauen, im Krieg Waffen tragen und kochen (Hale 33), welches letztere für die ſchimpflichſte Beſchäftigung und eines Mannes ganz unwürdig gehalten wurde. Von dieſer Beſchäftigung ſtammt der Name, welchen Nicholas für die Sklaven angibt, Kuki, ein Wort, das entlehnt iſt aus dem Engliſchen und das man wohl Nicholas antwortete, um ihm die Stellung der Sklaven möglichſt deutlich zu bezeichnen. Durch die ewigen Kriege gab es eine große Anzahl ſolcher Taurekareka, nach Thomſon (1, 149) bildeten ſie ein Zehntel der Bevölkerung. Der Rechtsgrundſatz, daß ſie Eigenthum ihrer Herren ſeien, war ſo ſtreng, daß wenn es einmal

einem von ihnen glückte, zu entfliehen und zum eigenen Stamme zurückzukehren, der eigene Stamm den Flüchtling auslieferte (Dieffenb. 2, 113)! In den meisten Fällen war dann Tod sein Loos (z. B. Ellis 3, 347). Ja und fand, wie es bisweilen vorkam, Austausch eines Sklaven statt: wer einmal Taurekareka gewesen war, erhielt zu Hause nie Rang und Einfluß zurück (Thomson eb.). Doch kam auch vor, daß ein besonders mild gesinnter Sieger Gefangene von besonderer Bedeutung frei ließ — wofür Dillon (1, 186 f.) ein Beispiel gibt. Daß ein Sklave nicht tattuirt werden, die angefangenen Muster nicht weiter geführt werden durften, ist oben schon erwähnt. So war das Loos dieser Unglücklichen allerdings hart und schwer genug, doch ist es eine Uebertreibung wenn Ellis sagt, es sei härter und schwerer gewesen als die Lage der Negersklaven (3, 343 f.). Denn im Allgemeinen und abgesehen davon daß ihr Leben namentlich zu Kriegszeiten stets gefährdet war, wurden sie (Thomson 1, 149) nicht schlecht behandelt; sie lebten so ziemlich dasselbe Leben wie ihre Herren (Dieffenb. 2, 141) nur daß andere Arbeit ihnen zukam. Es ist offenbar, daß die Maori in den vielen blutigen Kriegen verwildert sind; und so treten sie uns als furchtbar rohe Barbaren in gar vielen Berichten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts entgegen. Doch darf dabei ja nicht außer Acht gelassen werden, daß öfters die Berichterstatter selbst, meist englische oder amerikanische Seefahrer nebst ihren Matrosen oder wenigstens die letzteren die Eingeborenen in ihren Barbareien unterstützten, ja wohl gar die letzteren mitmachten. In früheren Zeiten aber standen die Neuseeländer um vieles höher und waren keineswegs so roh; wie dies unwiderleglich aus den von Grey gesammelten Sagen und Erzählungen hervorgeht, wie ferner das Leben der im Innern wohnenden Stämme zeigt. Auch die Stellung der Sklaven ist in diesen alten Sagen eine viel freundlichere und bessere, als später; und daß durch das Christenthum die Sklaverei zunächst sehr erleichtert und dann nach und nach abgeschafft ist (Thomson 1, 149), wer will das bezweifeln oder übersehen!

Gehen wir nun zu dem Stande der Rangatira, der Freien über. Sie stehen dem zweiten Stand des übrigen Polynesiens gleich, dem Stand der Landbesitzer, wie ja diesen zu Tahiti und Rarotonga der gleiche Name bezeichnet. Sie sind aber auf Neuseeland der allein herrschende Stand geworden und jeder Stamm besteht fast nur aus

linien. Wie weit gekommen. ist schwer zu erklären durch die ewigen Kriege. Man bedenke daß wahrscheinlich nur durch mündige Volksversammlungen sich auf der Insel befunden, wenige wissen gewiß unter jeder Herrschaft standen, oft waren sie von einander abgeschieden. Denn über jedem sie durch die Eifersucht der Häuptlinge zu Wanderungen getrieben und einander in Stamm unter sich immer dem anderen die Wage. In Summa wahrlich man zu Summa besonders mächtig werden. Es müssen ferner die Häuptlinge eines jeden Stammes ganz ähnlich wie die Fürsten auf Samoa von Kriegen besonders wilde behandelt, wie denn auch die Kriegen in den Kriegen selber sich zu verheeren sich verschworen. Nicht zu gedenken die neue Feindschaft hatten: so waren nur Kommunikationsmittel die Häuptlinge oder wie sie auf Neuseeland heißen die Ariki unter dem ganzen Stamme gerade und kein einziger Stamm wie bei z. B. in Tonga geschah sich mit seinem Geschlecht mit seinem Stamm und vielleicht der ganzen Bevölkerung wirklich großer Bedeutung schufen. Denn sie noch daß gewiß schon sehr viele einzelne Wild und jener mehrfach durch den Kriegsgeschmack in eine Menge einzelner Stämme gerfiel worauf es schon Jahrhunderte immer schwieriger wurde. Und doch mehr es schon große die Kriegslust so heftig gewesen. Denn wie Hauptsache Gefecht durch Tomahawkes Mord so verhältnismäßig wenig gewesen ist — wie ganz anders würde ein geübtes Neuseeländer einem neue noch auf so beschränktem Raum England gegenüber gestanden sein. Da es aber nun es geschehen mußte, dahin kam daß die Rangatiras die Kriegsmacht der Arikis, die Hauptbedeutung hatten, so groß natürlich die Zersplitterung immer weiter um sich: denn jeder Rangatira der eine durch hervorragende Kriegsthaten besonders mächtig war konnte seine Anhänger zusammennehmen, mit diesen einen eigenen Bezirk und so Begründer eines neuen Stammes werden (Dieffenb. 2. 115. Mit der eben dargestellten Entwickelung stimmt auch noch ein anderer Umstand überein, nämlich daß diejenigen Rangatira, welche durch besonderen Kriegsruhm ausgezeichnet waren, eine ganz besonders hervorragende Stellung unter ihres Gleichen bekamen, ja daß sie der erste Häuptling des Stammes, der Rangatira rahi wurden. Diese letzte Würde beruhte zwar sehr häufig auch auf hervorragender Einsicht oder größerem Reichthum, sie war nicht erblich, allein in der Familie, in welcher sie einmal war, blieb sie meistens

(Hale 33, Darwin 2, 195, Ellis 3, 341, Dieffenbach 2, 112 f.) und so konnte sie leicht den Schein der Erblichkeit gewinnen (Brown 29). Von dieser Art waren die meisten Häuptlinge, mit denen die europäischen Besucher bekannt wurden. Man fügte sich ihnen ohne weiteres und hing ihnen mit der größten Treue an (Cook 1. R. 3, 61. Dillon 1, 220). Und so wie die einzelnen Häuptlinge, so hoben sich auch einzelne Familien vor den übrigen des Standes, mit denen sie ursprünglich ganz gleich waren, durch Kriegstüchtigkeit, Reichthum, Einsicht u. s. w. hervor. So theilte sich dieser eine Stand scheinbar in zwei und von den Rangatira, wie man nun die vornehmeren ausschließlich nannte, schied man die unbedeutenderen, obwohl sie ursprünglich ebensogut Rangatira waren wie jene anderen, durch einen besonderen Namen ab; man nannte sie tangata Leute oder tangata ware. Gewiß ist diese Eintheilung, welche wir bei Nicholas, bei Shortland a 210, bei Thomson 94 und sonst finden, nicht eine nur von den Europäern erfundene, etwa nur nach Analogie der übrigen polynesischen Verfassungen: die Eingeborenen machten sie vielmehr selbst, ja sie umgaben die vornehmeren Rangatira, also die Rangatira im späteren, engeren Sinn, nach alter polynesischer Auffassung des höheren Standes, von der sie nicht loskamen, mit einem höheren Tabu. Doch ist es ein Irrthum, wenn Shortland (eb.) die Rangatira ohne weiteres Edle, Häuptlinge nennt. Wohl aber ist was er weiter sagt, vollkommen richtig: daß nämlich besonders tapfere oder besonders einsichtige tangata ware in jenen ersten Stand der Rangatira aufstiegen und umgekehrt, daß Mitglieder des ersten Standes durch Feigheit und Untüchtigkeit zu den tangata ware herabsanken. Natürlich: der Unterschied dieser beiden Stufen war ja eben nur auf größerer Tüchtigkeit und Tapferkeit gegründet. Auffallender ist jene schon oben erwähnte Notiz Browns (29), daß auch Sklaven Häuptlinge werden konnten: allein man wird sie nicht unglaublich finden, wenn man bedenkt, daß Sklaven, Kriegsgefangene, bisweilen als freie Stammgenossen gehalten wurden und daß sie ihrer Geburt nach auch zu den Rangatira, nur eines anderen Stammes, gehörten.

Neben oder vielmehr über diesen Rangatira aber gab es nun ursprünglich auch noch einen Stand, der dem Adel des übrigen Polynesiens entsprach, die Ariki. Diese hatten freilich zur Zeit der Entdeckung schon fast alle ihre Macht verloren, ja es scheint fast, als ob

das Bekanntwerden mit den Europäern ihnen den letzten Stoß versetzt hat. Wenigstens wäre das begreiflich genug, da die Rangatira schon ihrer größeren Zahl nach, dann aber wegen der größeren Bedeutung ihrer einzelnen Standesgenossen viel reichlicher mit den Europäern zusammenkamen und sehr leicht von diesen für den Adel des Landes genommen werden mußten. Etwas später, zu Anfang dieses Jahrhunderts und bis 1840 hin, hatten die Ariki schon gar keine politische, sondern — wie der Tuitonga — nur noch religiöse Geltung und deshalb, trotz ihrer Ohnmacht, eine sehr große Ehre bei ihrem Stamme und weit über ihren Stamm hinaus (Hale 33). Man glaubte, sie kehrten nach ihrem Tod an einem Ort in der Gegend des Nordkap zu den Göttern zurück (Polack 1, 37; 58). Die lebenden Ariki waren öfters von hohem Ahnenstolz durchdrungen (Wakefield 2, 225) und besaßen sehr weit zurückgehende Stammbäume (Taylor 155; oben 133). So fand es auch Dieffenbach (2, 112 f.): ihre Würde war in männlicher und weiblicher Linie erblich und auch hier galt der Vater für minder vornehm als der Sohn, wenn er auch nicht gleich bei Geburt des letzteren zu dessen Gunsten abdankte (Polack 1, 27). Sie genossen als Kind schon die größte Auszeichnung und Ehre; sie waren auch bei fremden Stämmen von gleichem Ansehen als zu Haus, sie wurden im Krieg geschont und im Frieden sandten ihnen Verwandte und Freunde oft sehr bedeutende Geschenke (Dieffenb. 2, 112 f.). Diese Gaben waren zwar herkömmlich, aber frei, ursprünglich jedoch waren sie sicher pflichtgemäß und mußten von jedem gegeben werden, denn in ihnen bestand der Tribut an die Fürsten. Vielleicht auch bestand neben jenen Geschenken noch eine fest bestimmte Abgabe: und als diese wie das Inatschi des Tuitonga aufhörte, blieben jene gerade, weil sie freier waren. — Diese neuseeländischen Ariki stehen also ganz den Egi von Tonga, den Arii von Tahiti gleich; nur während der Adel dieser beiden Gruppen sich mächtig erhielt und alles neben sich wenn auch nicht erdrückte so doch in volle Unterthänigkeit hinabzwang, geschah auf Neuseeland das Gegentheil, der Adel wurde unterdrückt und der zweite Stand bekam die höchste Macht. Damit fällt die Polemik Shortlands (a 212) gegen Ellis, daß dieser arii mit „König" übersetze. Ellis hat ganz Recht; was einst die neuseeländischen Ariki waren, aber jetzt nicht mehr sind, das sind die tahitischen Arii geblieben. Auch bei den Maori waren

einſt dieſelben mannigfaltigen Abſtufungen unter dem Adel, wie wir ſie im übrigen Polyneſien finden (d'Urville a 2, 97 f.; 410 f.). Thomſon (94) gibt folgende Scheidungen: 1) der Oberhäuptling des ganzen Stammes, der hier wie überall zugleich der oberſte Prieſter war; er war der Vornehmſte im Land. An ihn ſchloß ſich 2) ſeine Familie an, minder vornehm und heilig als er, heiliger als 3) die Stammeshäuptlinge, der Adel, die Ariki im weiteren Sinn. Dann rechnet er unter 4) und 5) die beiden Klaſſen der Rangatira, unter 6) die Sklaven. Das höchſte Oberhaupt des Volkes ſtammt in gerader Linie von einem Kahnführer der erſten Einwanderer ab; ſeine Würde war erblich, zunächſt für die Söhne, doch wenn kein Sohn da war, auch für die Töchter (d'Urville a 2, 172). Dieſe vornehmſte Familie ſtammte urſprünglich von den Göttern ab und ſie ſelbſt galten für heilig, ihr Gebot für Götterwillen. Als nun ſpäter die urſprünglich Untergeordneten eine ſo hervorragende Bedeutung bekamen, ſo war doch noch das eine geblieben, daß dies eigentliche Oberhaupt bei der Dispoſition über den Landbeſitz des Stammes die wichtigſte Stimme hatte (eb. Martin 75). Denn gerade in den Rechts- und Beſitzverhältniſſen hat ſich, beachtenswerth genug, die größte Macht des alten Adels erhalten, wie wir gleich betrachten werden. Auch Martin ſchildert die politiſche Verfaſſung der Maori nicht anders als Thomſon, ja vielleicht noch genauer, wenn er das Volk in fünf Klaſſen theilt: 1) Stammeshäuptling; 2) Häuptlinge der einzelnen Familien, der 3ten Klaſſe Thomſons, der Ariki im weiteren Sinne wie wir ſie nannten entſprechend; 3) Nachkommen der Häuptlinge; 4) Freie und 5) Sklaven. Seine 3te und 4te Abtheilung entſpricht der 4ten und 5ten bei Thomſon. Dieſe Nachkommen d. h. Seitenverwandten der Häuptlinge, dieſe Freien — welche wiederum die Nachkommen jener ſind und alſo den tonganiſchen Matabule und Mua entſprechen — bilden eben die Rangatira, deren urſprüngliche Geltung und Entſtehung hierdurch genau bezeichnet iſt. Jeder Ariki hat Einfluß je nach ſeiner Geltung auf ſeinen Stamm oder jene Iwi genannte Mehrheit von Stämmen (Shortland a 211) und ſicher hatte jede Waka, jede der 4 großen Hauptabtheilungen, urſprünglich einen ſolchen oberſten Fürſten, der als heiliges Haupt an der Spitze der Geſammtheit ſtand. Ja es ſcheint, als ob jener von Cook erwähnte Teratu ein ſolches Oberhaupt einer Waka geweſen ſei: wenigſtens fällt die Ausdehnung

seiner Herrschaft, wie sie Cook beschreibt (vom Kap Kidnappers bis zur Bay of Plenty, 1 R. 3, 61) nahe mit dem Gebiet zusammen, welches nach Hale die 3te Waka, zugleich die größte, inne hat. Es wäre durch dies Zusammentreffen auch begreiflich, warum gerade hier sich diese Würde so lange erhielt: weil eben jene Abtheilung die größte, festeste war. Diese obersten Fürsten hatten dann, auch den Einrichtungen des übrigen Polynesiens entsprechend, einen besonderen Kriegsanführer (Nicholas 198), der aber keineswegs selber von vornehmer Abkunft zu sein braucht (Dieffenb. 2, 115). Doch bekriegten sich zur Zeit des Verfalls der höchsten Würde die kleineren Stammeshäupter ganz nach Belieben und überhaupt schränkte sich die Geltung des Ariki immer mehr und mehr auf rein persönliche Geltung ein (Rich. eb.). Wichtige Dinge wurden öffentlich besprochen, in einer Versammlung aller freien Männer (Shortl. 2, 211); und daher nennt Shortland (eb.) ihre Verfassung eine patriarchalisch beschränkte Demokratie, Ellis dagegen (3, 341) aristokratisch oder feudal — und beides anstatt sich zu widersprechen ist wahr. Denn ursprünglich war sie allerdings eine durchaus despotisch-aristokratische und nur insofern patriarchalisch, als das Verhältniß der Herrschenden zu den Beherrschten ursprünglich auf der Familie beruhte. Später aber entwickelt sich hieraus durch das Emporkommen des zweiten Standes, der freien Rangatira, welche dem eigentlichen Adel nur fern verwandt waren, sowie durch die Zurückdrängung des Adels eine demokratische Verfassung, welche dadurch patriarchalisch gefärbt wird, daß auch bei ihr noch die Familienbande Geltung haben. Doch war schon zur Zeit der Einwanderung das alte despotisch-aristokratische System, obwohl es damals wie aus Greys Sagen und Mythen hervorgeht, noch in voller Blüthe war, insofern einigermaßen verändert, als die Einwanderer nicht unter einem, sondern unter vier Oberhäuptern kamen und diese vier Oberhäupter gleiche Geltung in der neuen Heimath behielten, durch deren Natur die Spaltung sich mehrte und die späteren Zustände herbeigeführt wurden. Diese Spaltung in vier Häupter veranlaßt noch die Frage, ob sie schon in der alten Urheimat oder erst durch die Einwanderung, welche ja vielleicht zu verschiedenen Zeiten erfolgte, entstanden ist. Allerdings weist der Umstand, daß wir auf den anderen Gruppen, soweit wir ihre Geschichte zurückverfolgen können, gleichfalls eine despotisch-aristokratische Verfassung finden, darauf hin,

daß diese Spaltung erst durch die Einwanderung erfolgt sei. Allein hiergegen sprechen Greys Sagen auf das entschiedenste, welche alle einstimmig die Haupteinwanderung gleichzeitig geschehen und nur einen ganz untergeordneten Zuschuß zur Bevölkerung später nachkommen lassen. Auch kamen, diesen Sagen zu Folge — deren Treue in diesen Dingen für ebenso groß anzuschlagen ist, als wir sie für chronologische Bestimmungen für gering erachten müssen — die Einwanderer selbst in so häufige Berührung, sie kannten einander so genau, daß wir nicht etwa durch Landen an verschiedenen Orten und isolirtes Heranwachsen der vier einzelnen Hauptstämme der Insel jene Zerklüftung erklären können. Bedenken wir nun ferner, daß durch das religiöse Element der polynesischen Verfassung das Emporkommen Einzelner sehr leicht geschehen konnte: denn war der Fürst Vertreter, ja Inkarnation der Gottheit auf Erden, mußte so alle Macht von ihm ausgehen; trat aber ein anderer auf, der mächtiger war oder wurde, was war nothwendiger, als daß man diesen für den wahren Vertreter der Gottheit, für die Inkarnation eines mächtigeren Gottes hielt und sich diesem, schon rein aus religiösen Gründen zuwandte? Alle diese Gründe lassen Folgendes als die richtige Antwort auf unsere Frage erscheinen: Schon zur Zeit der Auswanderung waren einzelne besonders mächtige Häupter neben den eigentlichen Herrschern aufgekommen, trotzdem daß dieser letzteren Macht damals noch ganz streng theokratisch-despotisch war. Viele von diesen strebten nach größerer Bedeutung, als sie unter jenem Herrscher haben konnten und da ihnen im Mutterlande dies nicht gelang oder Schwierigkeiten bereitete, so wanderten sie aus, gemeinschaftlich, einer vom anderen gerufen, aber jeder dem anderen gleich an Macht, an Selbständigkeit. Durch das Auseinandergesetzte erledigt sich auch der Einwand, den man aus der so sehr frühen Zeit dieser Einwanderung herzunehmen geneigt sein könnte. Die urälteste Gestalt der polynesischen Verfassung war eben keine allzustrenge; sie war despotisch, war theokratisch, aber eben aus letzterem Grund die Verhältnisse noch flüssiger, welche sich erst im Lauf der Jahrtausende an verschiedenen Orten des Gebietes zu absoluter Herrschergewalt der Könige verdichteten.

Mit den neuseeländischen Zuständen haben die Verhältnisse auf den Markesasinseln die größte Aehnlichkeit (Ellis 3, 343; Meinicke 86). Denn auch hier finden wir die ursprüngliche Verfassung

nur noch in Trümmern; auch hier ist keine Centralgewalt, die Gruppe zerfällt in lauter einzelne selbständige Inseln, die Inseln in lauter scharf geschiedene Stämme, welche alle für sich wieder unter je einem Oberhaupte stehen; auch hier ist dies Oberhaupt sehr wenig einflußreich und die Stände sehr wenig von einander geschieden (Forster Reise 2, 263; Bem. 337; Wilson 249; 260; Porter 2, 65; Krusenstern 1, 167 f.; Hale 36; Ellis 3, 93; Bennett a, 1, 319; Melville 2, 97). Doch wird der höhere Rang des Häuptlings stets geachtet (Porter 2, 65), obwohl er sich äußerlich nur durch einige Kleinigkeiten in der Kleidung auszeichnete (Melv. 2, 112). Hatten doch besonders angesehene Fürsten auch bei feindlichen Stämmen und selbst in Kriegszeiten freien und ungefährdeten Zutritt (Melville). Die Häuptlinge bekommen zwar Abgaben, aber keine Dienstleistungen außer ganz freiwilligen; auch haben sie keine richterliche Gewalt (Stewart im Baseler Miss. Mag. 1839, 62). Wenn nun Melville (2, 112) versichert, daß den — stets milde ausgesprochenen — Befehlen derselben stets und sofort Folge geleistet sei, Krusenstern (1, 183) aber im Gegentheil erzählt, man hätte ihre Befehle, weit entfernt ihnen zu folgen, nur verlacht: so läßt sich dieser Widerspruch dadurch erklären, daß beide an verschiedenen Theilen der Insel (Nukuhiva) mit den Eingeborenen verkehrten, Melville in dem abgeschlossenen Taipithal, das wegen der kriegerischen Wildheit seiner Bewohner gefürchtet mit europäischen Bewohnern wenig in Berührung kam, Krusenstern dagegen in den Küstengegenden, welche den meisten Verkehr mit den Europäern hatten. Die Fürsten erhielten überall größere Ehren auch nach dem Tode (Melville 2, 84 f.; Wilson 246) und nur ihre Seele, so glaubte man, kam in den Himmel (Math. G*** 40). Die Bevölkerung zerfällt in lauter einzelne Stämme, deren jeder seinen Häuptling, freilich auch seine Götter und Priester — ein Beweis, daß diese Trennung der Bevölkerung sehr alt sein muß — für sich besitzt (Porter 2, 29). Doch haben sich Spuren erhalten, wonach anzunehmen ist, daß früher die Bevölkerung wenigstens der einzelnen Inseln unter einem Oberhaupt standen (Meinicke 94), wie z. B. Wilson (260) einen Fürsten vorfand, der über vier „Distrikte" herrschte und auch Ellis (3, 317) hier Herrscher erwähnt, welche zugleich das Oberhaupt mehrerer Stämme waren, ohne daß dadurch ihr Einfluß und ihre Macht größer war.

Auch war die Stellung des Königs, der Häuptlinge ursprünglich hier ebenso wie anderwärts: er selbst wie seine Kinder und Enkel sind „Etuas", d. h. Götter und seine Enkelin — der Rang vererbte auch hier in weiblicher Linie — war so heilig, als es nur immer die tonganische Tamaha sein konnte (Krusenst. 1, 140; Vincend. Dum. Marqu. 226). Einzelne dieser irdischen Etuas, welche in der Zurückgezogenheit leben, genießen geradezu göttliche Ehren: ja sie erhalten Menschenopfer, so oft sie verlangen (Stewart a im Baseler Miss. Mag. 1839, 65). Wird dem König oder einem Häuptling ein Sohn geboren, so gehen Rang und Titel des Vaters sofort auf das Kind über, der Vater behält nur stellvertretend als Regent, so lange der Sohn unmündig ist, die Macht (Math. G*** 103). Weil nun eben der Häuptling eine göttliche Würde besitzt (eb. 100), so zieht Verletzung dieser seiner Heiligkeit, der Bruch des Tabus, das seine Person umgibt, den Tod nach sich (eb. 104). Nur die Verwandten des Königs bildeten auch hier den eigentlichen Adel, der deshalb nicht sehr zahlreich war (Krusenstern 1, 167). Dem Könige standen untergeordnete Häuptlinge zur Seite (Melville 2, 115). Auch gab es hier einzelne Würdenträger: so der Toa oder Tua (Hale 36; Meinicke 95; der Name stimmt zum tahitischen toha, towha, tavana, wohl aber nicht zu den tonganischen Tua), der Kriegsoberste, der jedoch zur Zeit der Entdeckung nur noch wenig Einfluß hatte, so daß jeder im Krieg sich hielt, wie es ihm selber beliebte und Krusensterns Behauptung (1, 183), die tüchtigsten Krieger seien jedesmal Anführer, keinen Widerspruch enthält. Wenn Math. G*** erzählt, daß der Oberpriester, der Tana einen sehr großen politischen Einfluß hat, daß er meist aus der Familie der Häuptlinge gewählt wird, daß es nur einen Taua (dem dann die Tahuna, die anderen Priester untergeordnet sind) für jeden Stamm gibt: so ist dies dem Namen nach gewiß jener Toa. Allein wie stimmen die Angaben über die Geltung der Würde? Der Taua scheint eine ähnliche Stellung zu haben, wie der Tuitonga: er war vielleicht das ursprüngliche Haupt der Insel und ist erst später verdrängt. Jener Toa hatte im Kriege nur noch wenig Einfluß. Lag sein Einfluß vielleicht nach einer anderen Richtung hin und lassen sich so die Angaben vereinigen? Wir lassen dies unentschieden und erwähnen nur noch, daß Krusenstern noch einen anderen vornehmen Beamten nennt, den „Feuermacher" des Königs (1, 186),

welcher dem König immer zu Händen sein, ja bei nur etwas längerer Abwesenheit desselben ihn vertreten muß und zwar nicht nur in Regierungsgeschäften, sondern auch bei seiner Gemahlin. Allein diese Schilderung scheint sich nur auf einen Tayo (oben S. 130) zu beziehen und keine allgemeine Geltung zu haben. Doch sagt auch Radiguet revue des deux mondes 1859, 2, 613, daß den Fürstinnen Polyandrie erlaubt sei.

Der Titel der Fürsten war aïki (neuseel. ariki tah. arii) oder häufiger noch hakaïki (Hale 36). Allein nur das erstgeborene Kind, Knabe oder Mädchen, wird selbst wieder hakaïki (Radiguet rev. des deux mondes 1859, 2, 607). Ihre Seitenverwandten waren hier wie überall die Landbesitzer (Hale 36) und auch ihre Seelen gingen noch zum Himmel ein; und sie konnten selber zum Stande eines Hakaïki durch besonders ausgezeichnete Kriegsthaten, durch Heirath, durch Adoption, welche hier so häufig war, wie in Tonga, emporsteigen (Rad. eb.). Man nannte diesen zweiten Stand hier, zu welchem auch die jüngeren Kinder der Haka-iki gehörten, die Kikino (Radiguet eb.) Das geringe Volk und seine Seelen gelangten nach dem Tode nur in die Unterwelt, welche hier Hawaiki genannt wird (Math. G*** 40). Dieser dritte Stand hatte die Stellung wie überall das Volk in Polynesien: seine Mitglieder besaßen den Hakaïki gegenüber kein Eigenthumsrecht, vielmehr konnten ihnen diese noch außer den Abgaben, welche sie erhielten, nehmen, was sie wollten, sie aus ihren Besitzungen vertreiben, um sie selbst inne zu haben, sie durch aufgelegtes Tabu nach allen Seiten hin beschränken u. s. w. (Radig. eb.). Sklaven waren hier selten (Hale 36); sie waren wie die Fremden, die man ausnahmslos als Feinde betrachtete, rechtlos und konnten ganz willkürlich behandelt, also auch getödtet werden (Mathias G*** 106).

Wir sehen hier also dieselbe Verfassung wenigstens in den Grundzügen, wie überall in Polynesien. Die Macht der eigentlichen Fürsten und des hohen Adels war freilich sehr geschwunden, und auch sonst waren die Unterschiede zwischen den Ständen sehr verwischt (Melville 2, 97), und zwar aus denselben oder doch ganz ähnlichen Gründen wie auf Neuseeland, aus der Zerspaltung der Bevölkerung in lauter einzelne Stämme und der scharfen Isolirung dieser letzteren, welche noch dazu keine sehr hohe Kopfzahl hatten. Dazu kamen nun die ewigen Kriege, welche durch diese Isolirung zuerst mit veranlaßt

und später nur noch verschlimmert wurden. So trat auch hier die Klasse der Bevölkerung, die den eigentlichen Kern ausmachte, die Landbesitzer, hervor und nach und nach auf die Machtstufe, welche früher die Häuptlinge allein inne hatten und welche sie nun mit ihnen theilten. So sagt denn Mathias G*** 101 ganz richtig, daß die Häuptlinge Landeigenthümer und von einander unabhängig (eb. Ellis 3, 93) sind und nur bei Kriegen oder großen nationalen Festen mit einander in Verbindung treten (Vergl. Vincend. Dumoul. Marq. 227). Wer dann sich unter ihnen durch Reichthum, welcher häufig den größten Einfluß gibt (Krusenstern 1, 183), oder durch Kriegsruhm sich auszeichnet, tritt an ihre Spitze als mächtigster Fürst. Wir finden also hier die neuseeländischen Rangatira aufs genaueste wieder. Auch verpachten sie öfters Land nach Roquefeuil 1, 316 und wenn dieser letztere hinzufügt, daß diejenigen, welche das meiste Land besitzen, nicht immer die mächtigsten sind, so ist das leicht zu begreifen. Wer größeren Kriegsruhm hatte oder wer von vornehmeren Geschlechte war — denn die Verehrung der höheren, göttlicheren Abkunft erlosch nie — hatte natürlich größere Geltung als andere. Auch ist Landbesitz in diesen unentwickelten Verhältnissen keineswegs immer das, was als höchster Reichthum gilt. Und so besaßen auch viele der Geringeren, Geltungsloseren Grundeigenthum (Krusenst. 1, 168).

Wie auf den Markesas, so waren die Zustände auch auf der kleinen Insel Waihu (Forster Bem. 331): hier gab es zwar einen König über die ganze Insel (Eri, Hariki) allein er hatte keinen Einfluß und genoß auch wenig Ehrerbietung (Forster R. 2, 231); doch waren auch hier die Gräber der Könige heilig (eb. 217). Die Verhältnisse waren hier so armselig, daß eine Ordnung der Gesellschaft kaum Geltung haben konnte; und dieser Satz, den Forster (Reise 2, 232) allerdings nur von Waihu ausspricht, gilt in noch höherem Maaße von fast allen Inseln des Paumotuarchipels. Jede einzelne Insel steht unabhängig für sich da und ist kaum in Berührung mit irgend einer benachbarten. Doch hatte jede Inselgruppe einen Häuptling, Arii oder Areki rahi genannt, welcher zugleich Priester war und von dem die kleineren Häuptlinge, die Vorsteher der einzelnen Inseln, welche ihren Tribut zahlten, abhingen (Mörenhout 1, 110). So gering war indeß die Ehrerbietung und der Einfluß, welche diese Häuptlinge besaßen, daß man sie bei eintretender Hungersnoth wohl gar

ausplünderte (eb.) und daß Belcher (a 1, 375) auf der Insel Hau zu der Vermuthung kam, es gäbe gar keinen Häuptling daselbst. Etwas anders haben sich die Verhältnisse im Anfang dieses Jahrhunderts auf den westlichen Inseln des Archipels gestaltet, indem sich hier ein politischer Mittelpunkt dadurch bildete, daß um diese Zeit die Bewohner von Anaa durch einen Kriegszug 38 Inseln unterjochten und die Einwohner als kriegsgefangene Sklaven nach ihrer eigenen Insel schleppten. Zwar haben sie, als sie um 1810 Christen wurden, die Gefangenen wieder freigelassen, und diese sind zum Theil auf ihre Inseln zurückgekehrt (Wilkes 1, 343; Hale 35). Doch aber ist der Einfluß von Anaa nicht geschwunden, selbst da nicht, als es selber (1817) unter tahitische Oberhoheit, die freilich nicht schwer lastete, gebracht wurde (Mörenhout 2, 371); er dauert noch heute (Arbousset 286). Anaa selber hatte keinen König, wohl aber verschiedene Häuptlinge, deren Einfluß auf vornehmer Abkunft oder großem Reichthum oder besonderer Klugheit beruhte (Hale 35). Sehen wir nun auf diesen ärmlichen Inseln die Grundzüge der polynesischen Verfassung gleichsam im letzten Erlöschen, so sind sie vollständig, ja vollständiger wie auf vielen anderen Centren ozeanischen Lebens erhalten auf der bedeutendsten Gruppe Paumotus, auf Mangareva. Hier hatte, wie Lesson (Mang. 116) sagt, der Hohepriester das höchste Ansehen, neben welchem ein König aus dem Geschlechte der Tongaiti (eb. 125) stand, dessen Würde nie von einem Weibe bekleidet werden konnte (eb. 117). Dieser Hohepriester ist aber sicherlich nichts anderes als etwa der Tuitonga war, ein Herrscher, der nur noch religiöse Geltung hat, weil neben ihm ein anderer weltlicher Herrscher aufgekommen ist. Der König war früher alleiniger Landeigenthümer und bekam ein Drittel, die Hälfte oder soviel er wollte von allen Landeserzeugnissen, von welcher Abgabe nur seine Verwandten frei waren (d'Urville b, III, 176). So waren die Verhältnisse gewiß zu jener Zeit, als der Priester und der König noch eine Person, das heißt als das alte polynesische Königthum hier noch völlig unversehrt war. Als später jener König, von dem Lesson erzählt, das alte Herrschergeschlecht seiner weltlichen Macht beraubte, so trat damit eine Veränderung der Verhältnisse, welche sich langsam vorbereitet hatte und dem Gang der Ereignisse auf anderen Gruppen des Ozeans völlig gleicht, nur endlich zu Tage: der zweite Stand, der bei weitem zahlreichste, die dem Herrscherhaus durch Seitenlinien ver-

wandten Adelsgeſchlechter hatten die größere Macht erlangt. Dieſe waren nun die Landbeſitzer, da nun das Land nicht mehr wie früher alleiniges Eigenthum des geheiligten Fürſten war; und ſie verpachteten ſehr häufig ihre Ländereien an den dritten Stand, an das gemeine Volk, die Arbeiter (Leſſon Mangar. 121). Gewiß aber aus älteſter Zeit ſtammt eine Eigenthümlichkeit, welche ſich hier erhalten hat und welche ſo recht die alte Heiligkeit des Königthumes zeigt. War dem König der erſte Sohn, welcher ſtets den Thron erbte, geboren, ſo verlor wie zu Tahoi und Nukuhiva ſofort der Vater ſeine Würde und galt nur noch als Regent, das Kind aber als König, welches in einem abgeſonderten Hauſe erzogen wurde (Marescot bei d'Urville b, 3, 428). Dies Haus lag auf einem hohen Berg, auf welchem in derſelben Art alle Vorfahren des Königs aufgewachſen waren. Man ſagte dem Kinde, daß alles Volk zu ſeinen Füßen wohne und ihm gehorche; daß die ganze Welt, die er ſähe, ihm gehöre. Iſt der Knabe in dieſen Geſinnungen, die ihn zum abſoluten Herrſcher allerdings trefflich vorbereiteten, zum Jüngling herangereift, ſo ſteigt er von dem Berge herab und alles Volk zieht ihm in feierlicher Proceſſion, um ihn einzuholen, entgegen (Caret in den annal. p. propag. d. l. foi 1842, 51, 0—11; daher bei Michelis 99).

Nachdem wir ſo das Einzelne betrachtet haben, kommen wir nun noch einmal auf jene allgemeine Betrachtung, mit der wir unſere Darſtellung der polyneſiſchen Verfaſſung eröffneten, zurück. Der überall herrſchende Grundſatz, daß es zwei Menſchenklaſſen oder Stände gebe, deren eine mit den Göttern verwandt und ſelbſt Atuas oder Götter ſeien, deren andere nur der Erde angehörig, nicht einmal eine Seele hätten, war auf den verſchiedenen Inſeln zu mehr oder minder ſchroffer Geltung gelangt: näher ſpecialiſirt ergibt er folgende äußerſt wichtige Folgen:

1) Die Stände ſind erblich ohne die Möglichkeit der Verſetzung aus einem in den anderen. Wo eine ſolche eintritt, beruht dies auf ſpäterer Entartung.

2) Vermiſchung derſelben mußte als Verunreinigung des göttlichen Blutes, welches in den Adern des Adels floß, angeſehen und deshalb vermieden werden. — So tilgte man die Früchte einer ſolchen Verbindung durch Tödtung derſelben gleich bei der Geburt. Auf Hawaii verlor eine Frau von Adel denſelben, wenn ſie einem Manne aus dem Volke ein Kind gebar (Chamiſſo 149).

3) Nur der Adel konnte daher zum Gottesdienſt zugelaſſen werden: nur er durfte die den Göttern heiligen Stätten betreten, nur er Götterbilder haben (Chamiſſo 150).

4) Weil der Adel ſelber göttlicher Natur war, ſo hatte er urſprünglich, wenigſtens in ſeinen Hauptvertretern, auch prieſterliche Kraft. So war der König oft auch in Tahiti (Ellis 3, 94) hoher Prieſter; und in Neuſeeland fehlten eigentlich die Prieſter, weil jeder Freie daſelbſt Prieſter war. Ein ſelbſtändiger Prieſterſtand konnte zu keiner hervorragenden Bedeutung gelangen. Er gehörte meiſt nur den mittleren Ständen an. Der Adel waren eben die Mittelperſonen zwiſchen Göttern und Volk.

5) Daher nahm er auch als Stellvertreter der Götter Gaben und Huldigungen an, ſo daß auch die vielfachen Bedrückungen einen religiöſen Grund haben (Vincend. Dum. Taiti 302).

6) Weil er göttlicher Natur war, ſo mußte eine ſtrenge Scheidung zwiſchen ihm und dem unheiligen Volke ſein: daher das weitläufige Tabuſyſtem, das den Adel umſchanzte.

7) Daher mußte die Verfaſſung ein reiner Despotismus ſein, und alle die Conſequenzen des Königthums von Gottes Gnaden, hieher gehörten ſie, denn hier floſſen ſie logiſch aus dem Grundbegriff des Adels.

8) Wie es Gliederungen unter den Göttern, mächtige und minder mächtige gab: ſo mußte es auch Stufen unter dem menſchlichen Adel geben. Wer den höchſten Göttern am nächſten ſtand, mußte über alle andern herrſchen. So entwickelte ſich das Königthum.

9) Beſonders hervortretende Herrſcher wurden nach ihrem Tode zu ſelbſtändigen göttlichen Weſen (Beiſp. bei Jarves 40, 54).

10) Aber auch da, wo der König oder der hohe Adel ſeine Macht verloren hat, auch da bleiben ihm wenigſtens die Ehrenbezeugungen wie früher: denn ſeine göttliche Natur kann er nicht verlieren.

11) Weil nun der Adel ſo ſcharf geſchieden war: ſo iſt es begreiflich, daß er, und wäre es bloß um Tabubrüche zu vermeiden, gern abgeſondert wohnte. So fällt von hier aus auf Tonga tabu und die dort wohnenden Fürſten ein neues Licht.

Dies etwa ſind die Grundzüge deſſen, was wir jetzt überall mehr oder weniger verändert finden. Bei mehreren Inſeln können wir die Entwicklung einige Jahrhunderte zurückverfolgen, indem wir die Sagen und Ueberlieferungen der Eingeborenen zu Hülfe nehmen; und hierbei er-

giebt sich als gewiß beachtenswerthes Resultat, daß wir überall dieselben Zustände schon seit Jahrhunderten finden. So auf Tonga; auf Hawaii; auf Tahiti, welches um 1600 monarchisch regiert wurde (Mörenhout 2, 388; Vincend. Dum. Taiti 338). Dieselben Schwankungen, welche die Zustände dieser Inseln zur Zeit der Entdeckung zeigten, finden wir die 4—5 Jahrhunderte hindurch wieder, von denen wir Kunde haben. Die neuseeländischen Zustände können wir durch die Sagen Greys viel weiter zurückverfolgen; aber wenn gleich diese Sagen die Macht der Fürsten noch sehr gegen die der Rangatira hervortreten läßt, so finden wir doch die Grundlagen, auf welchen sich alles Spätere zu seiner Gestalt entwickeln mußte, schon in ihnen sehr klar und deutlich angegeben.

Nun ist es eine Thatsache, deren Nachweis hauptsächlich Meinickes Verdienst ist, daß im geistigen Leben der Ozeanier eine große Veränderung eingetreten ist: daß sie nämlich ihre alten Götter gegen neue, welche durch die Vergötterung ihrer Fürsten entstanden, zurücktreten ließen. Sollte diese Veränderung nicht auf ihre politischen Zustände Einfluß gehabt, nicht dieselben vielleicht erst hervorgerufen haben? Vielmehr das umgekehrte ist richtig. Die Fürsten standen mit den Göttern in so naher Verbindung, daß man sie selber für Atua, für Götter hielt und ihnen auf Erden deshalb schon eine göttliche Stellung einräumte. Je mächtiger sie nun auf Erden waren und wurden, um so mehr mußte man ihnen auch nach ihrem Tode Bedeutung beilegen, um so näher ihre Beziehung zu den Göttern annehmen. So hielt man ihre Geister erst für untergeordnete Gottheiten, deren Macht aber mehr und mehr wuchs und endlich die alten Götter zwar nicht ganz verdrängte, aber doch in den Hintergrund rückte. Daß dadurch, aber erst in zweiter Linie, auch ihr irdischer Einfluß wuchs, wer wollte es bezweifeln? wollte man dagegen von der umgekehrten Annahme ausgehen, ihre irdische Macht sei erst durch ihre Vergötterung entstanden, so wird dies dadurch unmöglich, daß die Seelen aller Gestorbenen als einflußreiche Geister weiter lebten, daß also die besondere Macht einzelner Geister dadurch unerklärt bliebe.

Auch war die Macht der Fürsten keineswegs in den ältesten Zeiten so ganz absolut, wie später vielfach. Denn die ursprünglichste Grundlage des polynesischen Staates, welche freilich in das graueste Alterthum zurückreicht, ist die Familie. Der Vater steht an der Spitze, der, weil er die Be-

ziehungen der Familie zu den Göttern oder dämoniſchen Mächten regelt, weil er der Hauptſchutz der Familie iſt, den Göttern als beſonders nahe ſtehend angeſehen wurde; alles andere gliedert ſich nun nach den näheren oder ferneren Graden der Verwandtſchaft wie im Hauſe, ſo in dem aus ihm erwachſenen Staate. Die Diener des Hauſes, urſprünglich wohl Kriegsgefangene oder ſonſt erbeutete Menſchen oder ſolche, die theils aus Armuth, vielleicht auch aus religiöſen oder rechtlichen Gründen ſich an das Haus und ſeinen Herrn anſchloſſen, werden im polyneſiſchen Staatsleben durch das Volk vertreten. Daß ſich aber ein ſo zahlreiches und doch ganz rechtloſes Volk neben dem Adel bilden konnte, beweiſt mehr als alles Andere für das graue Alterthum der polyneſiſchen Stämme und ihrer Einrichtungen. Denn urſprünglich — die phyſiſche Gleichheit beweiſt es — muß das Volk doch ebenfalls vom Adel ausgegangen, ihm verwandt geweſen ſein: die Kluft, welche nun dennoch zwiſchen beiden Ständen ſich gebildet hat, ſetzt endloſe Zeiträume der Entwicklung voraus. Auf dieſer patriarchaliſchen Grundlage des Staates beruht ferner noch ein Zug, welcher durch ganz Polyneſien hindurch geht und die verſchiedenſten Erklärungen hervorgerufen hat. die Vererbung durch die weibliche Linie. Man hat dieſe Einrichtung als Folge der polyneſiſchen Ausſchweifungen betrachtet (ſo z. B. Jarves 33). Allein einmal finden wir ſie auch da, wo die Polyneſier keineswegs ſo ausſchweifend ſind, zweitens war die Ehe faſt überall ſtreng und drittens waren in früheren Zeiten die Ausſchweifungen ſicher minder arg, in welchen dieſe Einrichtung ſchon beſtand. Wie verträgt ſich ferner mit jener Annahme die hervorragende Stellung, welche die Weiber in Polyneſien hatten (S. 124)? Auch dieſe Einrichtung geht vielmehr auf die alte Grundlage des polyneſiſchen Staatslebens, auf die Familie zurück: hier iſt es freilich die Mutter, auf welcher der Fortbeſtand der Familie beruht und dieſen Grundſatz oder beſſer dieſe uralte Anſchauung hat man beibehalten bis in die ſpäteſten Jahrhunderte.

Mit den politiſchen Einrichtungen nahe verknüpft, ja vielfach von ihnen abhängig, ſind die Rechtsverhältniſſe. Freilich ſind dieſe ſchwankend genug und häufig durch die Gewalt der Herrſchenden durchbrochen; denn wie auf Hawaii der König — ganz conſequent, wenn er der Stellvertreter Gottes war — von den Geſetzen dispenſiren konnte (Ellis 4, 422), ſo herrſchten nach Mörenh. (2, 17)

auch auf Tahiti nur Willkür und das Recht des Stärkeren. Ueberall gab es nur Gewohnheitsrechte. Das meiste war bestimmt durch den religiösen Bann, durch das Tabu, dessen Verletzung nach dem bestimmten Glauben der Eingeborenen unfehlbar Tod brachte. Was außerdem noch zu sagen ist, mag in Kürze folgendes sein.

Recht sprechen und Strafe bestimmen ist überall Sache der Häuptlinge und, wo ein solcher existirt, des diesen übergeordneten Königs, an welchen man in Hawaii sogar appelliren konnte (Tonga Cook 3. R. 2, 133. Samoa Turner 285. Tahiti Ellis 3, 122—3. Markesas Math. G*** 104. Hawaii Ellis 4, 422). Eben deshalb entschied in Neuseeland die Mehrzahl der Stammgenossen (Dieffenb. 1, 93; 2, 105; Shortland a, 216), doch hatten auch hier die Häuptlinge trotz ihrer gesunkenen Macht besondere juristische Geltung (Taylor 384. Polack narr. 2, 55. Cook 1. R. 3, 61). Doch gab es auch eine Menge Fälle, in welchen der Einzelne sich selber Recht nehmen durfte, überall da nämlich, wo er den Frevler (Dieb, Ehebrecher u. s. w.) auf der That ertappte. Die Strafen waren meist hart: Todesstrafe, ebenso grausame Verstümmelungen waren nicht selten (Tonga Cook 3. R. 2, 133. Samoa Turner 285; 325. Tahiti Bougainville 181. Forster Bem. 318. Markesas Math. G*** 104 f. Hawaii Ellis 4, 421). Auch mit Hunger strafte man in Samoa oder damit, daß der Schuldige eine widerwärtig schmeckende Frucht, eine brennende Wurzel essen mußte (Hood 18), daß er nackt herumgeführt oder mit Armen und Beinen an einen Pfahl gebunden zu dem Beleidigten hingetragen wurde, daß er sich längere Zeit der Sonne aussetzen mußte u. s. w. (Turner 287). In jetziger Zeit sind von den Missionären meist Arbeitsstrafen eingeführt und die Wege, welche die Sträflinge anlegen müssen, nützen dem gemeinen Besten sehr.

Ueber die Strafe des Ehebruchs ist schon (S. 129 f.) geredet. Diebe bestrafte man in Tahiti mit Ersäufen — auch auf Rarotonga war dies die Strafe (Ellis 3, 127) — oder Erhängen (Forster Bem. 318; Boug. 181; Ellis 3, 126) oder mit sofortigem Niederstoßen Ellis 3, 125), obwohl ein eigener mächtiger Gott, Hiro, der Sohn Oros, die Diebe schützte. Eine gewöhnliche Strafe war ferner (auch für andere Verbrechen) das Ausplündern des Thäters, welcher dann (Earle 107; Ellis 3, 126) keinen Widerstand leistete.

So war es auf den Markeſas Matth. G*** 105), auf Neuſeeland Polack 2, 101; Brown 24), wo man auch Unglückliche ausplünderte, weil man Unglück für eine göttliche Strafe, die davon Betroffenen alſo für Verbrecher anſah (eb.); auch ganze Stämme wurden ausgeplündert (Dieffenb. 1, 93), theils zur Strafe, theils aber auch nach dem Tode eines Häuptlings (d'Urville a, 2, 546). Auch in Hawaii traf den Dieb dieſe Strafe; Tod jedoch, wenn er ſich am Eigenthum eines Fürſten vergriffen hatte (Ellis 4, 420 f.). Man ſtieß ihn dann hier und in Tahiti gebunden in einem lecken Kahn ins Meer: d. h. man entſandte ihn in die Heimath der Götter, damit dieſe ihn beſtraften, denn an ihnen hatte er gefrevelt, als er an ihren irdiſchen Stellvertretern ſich vergriff. Daher war das Ausplündern, eine rein irdiſche Strafe, in Tahiti nur unter dem niederen Volke gebräuchlich (Ellis 3, 126). Auch ſonſt gab es Vermögensſtrafen: auf Samoa wurde dem Schuldigen oft ſein Haus verbrannt (Turner 315 f.), Thiere, die ſich auf das Eigenthum eines anderen verlaufen hatten, wurden getödtet oder geblendet (eb. 206); Geldbußen wurden auferlegt (eb. 293). Die ebenerwähnte Sitte der Plünderung kam auch bei anderen Gelegenheiten vor: in Rarotonga war es ein Mittel, ſich Vermögen zu verſchaffen, indem man einfach von ſeinem Lande Beſitz nahm, was man Land-eſſen (kai kainga) nannte und was fortwährenden Streit hervorrief (Williams 139). Hatte jemand in Neuſeeland die Sklavin eines anderen geheirathet, ſo wurde er von dieſem ausgeplündert (Neuſeeländer 181 nach Rutherford); nach Todesfällen kam es vor, daß das Haus des Todten geplündert wurde und jedem gehörte das an, was er erhaſchte: daher die Angehörigen oft das Beſte bei Seite ſchafften. Mit dieſer Sitte ſcheint auch das Scheingefecht benachbarter Diſtrikte beim Tode eines Häuptlings zu Tahiti (Mörenh. 1, 551) zuſammenzuhängen und dies Alles ſowie jene Stammesplünderung zu Neuſeeland erinnert an die allgemeine Anarchie nach dem Tode eines Fürſten zu Hawaii. Diebſtahl galt übrigens nur dann für ſchimpflich, wenn er entdeckt wurde, ſonſt durchaus nicht (Polack 2, 87); nach drei Tagen wird unentdecktes geſtohlenes Gut Eigenthum des Diebes (der Neuſeel. 182). Häuptlinge raubten, wenn ſie einen Unfall erlitten hatten, häufig ihren Untergebenen etwas, um ſich ſchadlos zu halten (Polack 2, 87) und Diebſtahl aus Rache kam gar nicht ſelten vor (Shortl. a, 134; Neuſeel. 190).

Beruht dies letztere wie auch die Ausplünderung der Diebe auf einer Art von Wiedervergeltung, so herrschte das jus talionis auch sonst im ganzen Ozean, namentlich bei schweren Verbrechen, bei Mord, bei unsühnbaren Beleidigungen. Keine volle Genugthuung für irgend eine Beleidigung zu verlangen und zu erhalten gilt als feige und unehrenhaft. Die Sagen und die Geschichte aller Inseln bringen eine solche Menge von Beispielen für das Vergelten von Blut durch Blut, daß wir hier nicht aufs einzelne einzugehen brauchen. In Neuseeland nannte man diese Wiedervergeltung utu, welche bei den verschiedensten Gelegenheiten angewandt, bei Mord aber durch mehrere Geschlechter festgehalten und aufs grausamste ausgeführt wurde (Polack 2, 64 f. Shortland a 214).

Sehr häufig traf diese Wiedervergeltung nicht einmal den Schuldigen selbst, sondern nur einen Verwandten desselben, oft unschuldige Kinder (Angas 2, 171; Sagen bei Grey): denn in ganz Polynesien mußte die Familie, die Partei, ja der ganze Stamm für den Einzelnen haften. Letzteres war in Neuseeland Sitte (Thomson 1, 98) und hat viel Krieg und Elend herbeigeführt. Einen Mord konnte man dorten nicht mit Geld büßen (eb. 124) — obwohl häufig für ein Verbrechen z. B. für Ehebruch eine Geldsumme oder Geldeswerth als Compensation genommen wird (Shortland a 224) — wie überhaupt vergossenes Blut in Neuseeland nicht nur alle Verwandten zur Rache rief, sondern so stark wirkte, daß z. B. einem auf der That ertappten aber blutig geschlagenen Dieb der ganze Acker gehörte, von dem er gestohlen hatte (Taylor 352). War ein Verbrecher entlaufen, so zahlte die Familie die Strafe (Wakefield 2, 108): auch fühlte sich die ganze Familie im Einzelnen mitbeleidigt (Tahiti Wilson 441; Neuseeland z. B. Shortl. a 224). Wegen dieses Zusammenhaltens der Familie wurden in Tonga und Samoa womöglich alle Verwandten des Mörders umgebracht; nur selten nahm man Wergeld (Mariner; Wilkes 2, 150). — Eigenthümliche Ausartung des Wiedervergeltungsrechtes war es, wenn in Neuseeland nach einem Morde bisweilen Befreundete des Getödteten auszogen, um den ersten besten, der ihnen in den Wurf kam, mochte es nun Feind oder Freund sein, zu erschlagen (Dieffenb. 2, 127) — was etwas an das malaiische Amoklaufen erinnert. Auch hat man dort das eigenthümliche Billigkeitsgesetz, daß die Bezahlung für einen geleisteten Dienst nicht nach

dem absoluten Werth desselben, sondern nach dem Vermögen dessen abgeschätzt wird, dem er zu Gute kommt (Shortland 183). — Fremde waren überall rechtlos: ihr Eigenthum galt als Eigenthum der Götter des Landes und wurde deshalb ganz gewöhnlich ihnen genommen; und daß Strandrecht galt, darüber wird man sich nicht wundern können (Mariner 1, 308; Mathias G*** 106).

In Samoa wurden unentdeckte Diebe öffentlich und privatim verflucht (Turner 293) und wollte man den Thäter irgend eines Verbrechens auffinden, so wandte man daselbst zunächst einen feierlichen Reinigungseid an (eb.) In Tonga, wo niedere Häuptlinge bei den vornehmeren Fürsten schwuren, indem sie die Hand auf deren Fuß legten (Mariner 1, 155), leisteten die Vornehmsten Entlastungseide auf eine Kavaschale, welche dem Gott Tui fua bolotu geweiht und zu Nichts anderem im Gebrauch war, in Samoa auf einen heiligen Stein oder eine heilige Kokosschale und da ihre meineidige Berührung Tod bringt, so zeigte sich, wer sie zu berühren verweigerte, als schuldig (Mariner 1, 155; Cook 3. R. 2, 25; Turner 241; 118). Ein ähnliches Verfahren mit einer Schale voll Wasser, welches bei der Berührung des Schuldigen Wellen schlug, hatte man zu Hawaii. Auch andere Ordalien kamen daselbst vor (Ellis 4, 423): zu Tonga mußte der Verdächtige durch einen Meeresarm schwimmen, in welchem Haie waren (Mar. 2, 221). Ferner suchte man durch Zauberei den Schuldigen zu ermitteln; wollte man nur den Thäter strafen, wer es auch sei, so wurde über ein auf besondere Weise angezündetes Feuer von den Priestern ein Gebet gesprochen, daß der Frevler von den Göttern getödtet werden sollte. Der König verkündigte öffentlich, daß Diebstahl begangen und der Schuldige verflucht sei: und so groß war die Furcht vor dem Götterzorn, daß der Thäter sehr häufig aus Angst starb (Jarves 36). In Hawaii waren die rechtlichen Institutionen wohl am vollständigsten: man hatte ein bestimmtes Gewohnheitsrecht, welches zwar nur mündlich überliefert, aber nicht minder zwingend war, auch für die Häuptlinge. Es betraf die Sicherheit des Eigenthums und der Person, den Grundbesitz, die Arbeit, zu welcher jeder einzelne dem Häuptling verpflichtet war, es gab Regeln für den Handel und die Bewässerung des Landes; auch gegen Häuptlinge wurde es streng inne gehalten (Ellis 4, 419; 423). Arbeiter für größere Unternehmungen dingte man im Voraus, oft indem man mit einem Dorfhäuptling

akkordirte; auch der Lohn ward voraus bezahlt, thaten sie aber ihre Arbeit nicht, so wurden sie geplündert (eb. 421). Jeder war hier sein eigener Vertheidiger, jeder klagte in eigener Person und die Verhandlungen wurden meist sehr geschickt geführt (423). Daß jeder sich selbst vor Gericht vertrat, welches in Hawaii im Hause des Königs gehalten wurde (Ellis 4, 422) war übrigens im ganzen Ozean Sitte. In Tahiti (Ellis 3, 123) gab es keine bestimmten Gesetze oder Gerichtshöfe; jeder einzelne half sich wie er konnte und die Häuptlinge entschieden und straften nach Gutdünken (eb.). Wenn es nun auch im Tahitischen kein bestimmtes Wort für „Gesetz" gab (eb. 3, 176) und mit dem Wort auch der Begriff desselben von den Tahitiern nicht klar vorgestellt wurde; wenn ferner die Strafe für dasselbe Verbrechen verschieden war je nach dem Stande des Verbrechers: so dürfen wir daraus nicht schließen, daß die Tahitier, die Polynesier kein strenges Rechtsgefühl gehabt hätten. Es war durch vielerlei getrübt. Machte der Stand einen Unterschied in Beziehung auf die Strafe (Meinicke 79), so ist das nur eine streng rechtliche Folge von der größeren Heiligkeit, der Gottverwandtschaft der höheren Stände. Daher kommt es auch, daß Aufruhr, ja sogar schon verächtliche Reden über den König oder die Regierungshandlungen ein so schwerer Frevel war, daß außer der Verbannung oder dem Tod des Frevlers auch noch ein Menschenopfer nöthig war, um die Götter zu versöhnen (Ellis 3, 123). Im Allgemeinen aber haben die Polynesier ein strenges Rechtsgefühl, wie der Eifer beweist, mit welchem sie der Gesetzgebung durch die Missionäre entgegen kamen (Ellis 3, 133 f.); und daß diese Gesetze gehalten wurden, dafür mag die Geschichte des Tahute (Chamisso Ges. W. 4, 63; Ellis 3, 213) ein Beispiel sein.

Auf Tahiti gab es bestimmte Landmarken, welche häufig durch geschnitzte Götterbilder bezeichnet waren; ihre Verrückung galt als schwerer Frevel (Ellis 3, 116). Auch die Neuseeländer hatten feste Landmarken (Pol. 2, 70) und diese sind allgemein und genau bekannt (Taylor 384 f.). Nirgends ist mehr über das Landeigenthum geredet, geschrieben und gestritten, als auf Neuseeland. Wir berühren diese Verhältnisse nrut kurz, so wie sie für unsere Zwecke von Wichtigkeit sind. Jedes Eckchen Land hat hier seinen bestimmten Eigenthümer (Dieffenb. 2, 114), wer derselbe aber ist, das läßt sich oft nur durch die weitläufigsten Untersuchungen ermitteln. Denn

das Eigenthumsrecht beruht lediglich auf Vererbung, diese aber gilt und muß berechnet werden von dem ersten Besitzergreifer an (Taylor 384 f.), also von den Häuptern der ersten Einwanderung. Man muß daher, um die Rechtsansprüche genau zu kennen, die Genealogien und Sagen so weit als möglich zurück verfolgen können: und dies war der praktische Grund, weshalb Grey die Sagen und Ueberlieferungen der Maori zu sammeln unternahm, denn mit diesen alten Ueberlieferungen wird das Eigenthumsrecht stets vertheidigt (Shortland 93). Und nichts ist den Neuseeländern heiliger als dies Besitzrecht an sein Land: wer ein ihm gehöriges Gebiet zeitweise an einen Anderen abtritt, fordert doch jährlich eine Portion Rattenfett, um seine Ansprüche geltend zu machen, oder schießt sich selber dorten ein paar Tauben (Yate im Basler Miss. Mag. 1836, 614). Denn freilich geht der Besitz der Ländereien vom Einen auf den Anderen dadurch über, daß der Andere das betreffende Land längere Zeit benutzt, zum Fischen — daher man Fischplätze, um sie als Eigenthum zu bezeichnen, mit Pfählen absteckte (Nicholas 62) — zum Phormiumschneiden, zum Pflanzen oder Ernten (Polack 2, 82). Ein solches Benutzen aber durch Andere konnte leicht vorkommen, da die Ackerwirthschaft der Maori ein fortwährendes Wechseln des Bodens nöthig machte; obwohl man das einmal benutzte, das eigene Land nie anders verläßt, als in der bestimmten Absicht, dahin zurückzukehren (Schirren 7). Hatte eine Kriegsschaar auf einem bestimmten Gebiete öfters ihren Kriegstanz getanzt, so hatte sie ein Eigenthumsrecht an denselben (Polack 2, 82); und das Land, wo ein Häuptling Ratten gejagt hatte, gehörte diesem (Dieffenb. 2, 114). Das Land konnte entweder einem Einzelnen oder einer Familie oder einem ganzen Stamme gehören, in welchem letzteren Falle natürlich alle Stammesangehörige dasselbe zum Jagen, Fischen, Pflanzen, Ernten benutzen konnten. Wird ein solches Land verkauft, so wird der Kaufpreis an den Häuptling bezahlt, der ihn aber an die einzelnen Stammesgenossen vertheilt. Ebenso ist es, wenn eine Familie der Eigenthümer ist: dann bekommt jedes Familienglied — die Verwandtschaft rechnet man aber vom ersten oft mythischen Ahnherrn an, so daß sie meist sehr weitläufig ist — seinen nach der Nähe der Verwandtschaft abgemessenen Antheil am Kaufgeld (Taylor 384 f.). War der ganze Stamm Eigenthümer, so ist es leicht ersichtlich, daß der Privatbesitz des Einzelnen wechseln konnte; jedenfalls

blieb der Stamm, auch wenn der Einzelne das Land okkupirt hatte, der Eigenthümer deſſelben (Darwin 2, 195) und nur er konnte es verkaufen, nicht aber beliebig der Einzelne. Auch frühere Beſitzer eines Landes werden reſpektirt (Taylor 384 f.); daher erhoben Beſiegte, welche ihr Land an die Sieger verloren haben, ihre Anſprüche von neuem, wenn dieſe das Land an die Europäer verkaufen wollten (Shortl. 260) und bisweilen ſo gegründet, daß ihnen die Europäer nachgaben (eb. 263): wären ſie doch ſonſt auch rechts- und heimathslos und dadurch freilich eine arge Geißel für die Europäer geworden. Auch gab es Strecken, welche zwei Stämme beanſpruchten (eb.), und deren Verkauf natürlich nur zu erweiterten Streitigkeiten führte. Dieſe Rechtsverhältniſſe ſind alſo ſehr verwickelt und daß bei ihnen ein in den Augen beider Partheien rechtsgültiger Kauf nur höchſt ſchwierig zu Stande gebracht werden konnte, iſt begreiflich. Dazu kam, daß die Maori das Land eigentlich für unveräußerlich hielten (eb. 280). — Geſammteigenthum konnte auch noch mancher andere Gegenſtand ſein: mehrere Maori kauften bisweilen z. B. einen Kahn, ja ſogar Waffen auf gemeinſchaftliche Koſten, welche ihnen dann natürlich auch gemeinſchaftlich gehörten (Shortland 19 f.). Man vererbte den Grundbeſitz nur an die Söhne, an Töchter gaben die Brüder bisweilen Grundſtücke, aber ſelten genug, zur Ausſteuer mit, doch fielen dieſe wieder an die Familie der Frau zurück, wenn dieſe ſelbſt keine Söhne hatte (Shortl. 256 f.). Auch in Tahiti hatte jeder Fleck Land ſeinen beſtimmten Beſitzer, häufig auch die einzelnen Bäume und oft gehörte der Baum einem anderen als der Grund wo er wurzelte (Ellis 3, 116). Auch hier erbten gewöhnlich die Kinder; waren aber keine da, ſo konnte der Eigenthümer den Grundbeſitz und alles übrige Vermögen jedem Beliebigen vermachen (Vinc. Dum. Taiti 307), wozu er wohl meiſt ſeinen Tayo erwählte. Ein ſolches Teſtament geſchah mündlich im Beiſein der Verwandten und Freunde und galt als heilig (Ellis 3, 116). Auf Hawaii fiel alles durch Tod erledigte Land an den König zurück, der es dann dem Sohn des Verſtorbenen oder aber irgend einem Anderen verleihen konnte (Ellis 3, 420). Was ſonſt noch über die Erbverhältniſſe Polyneſiens zu bemerken, iſt ſchon geſagt.

Die Darſtellung der polyneſiſchen Mythologie, zu welcher wir jetzt übergehen, hat beſondere Schwierigkeiten; denn bei der Hei-

ligkeit des Gegenstandes hielten die Eingeborenen den Fremden gegenüber, welche noch dazu aus Unkenntniß das Heiligste oft verletzten, sehr zurück und andererseits, wenn sie auch redeten, so war der Gegenstand selbst wegen seiner Ungreiflichkeit schwer für die Vorstellung und schwer für den Ausdruck und, was noch wichtiger ist, die Anschauungen, die Mythologeme waren theils unklar, entweder von Anfang an oder doch zur Zeit der Entdeckung, theils wechselnd und so mußten sich die Nachrichten widersprechen. Auch die Reisenden selbst trugen dazu bei, das schon Verwirrte noch mehr zu verwirren: einmal, indem sie, was ihnen erzählt wurde, bei mangelhafter Sprachkenntniß mangelhaft auffaßten, dann, weil sie von ihrem Standpunkt aus auf den „wirren und thörichten Aberglauben" als auf etwas Unwichtiges, Albernes herabsahen und sich öfters kaum Mühe gaben, recht zu hören; und endlich, weil sie nicht selten diese Mythologeme mit dem ihrigen versetzten, indem sie dieselben theils zu abstrakt, zu modern und philosophisch auffaßten, wogegen Georg Forster in seiner Uebersetzung von Cooks dritter Reise eifert, theils mit Gewalt Mosaisches, Christliches heraushörten oder hineindeuteten. Dahin gehört es, wenn man die neuseeländischen Mythen nach gewissen einzelnen Spuren für mosaisches Ursprungs halten wollte (Quarterly review 1859, 333), denn auch dorten sei das Weib aus der Rippe des Mannes gebildet (Nicholas 39; Swainson 14), daher dies erste Weib hevih, d. h. Bein, Knochen heiße; wie wir denselben Namen und Mythus auch auf Fakaafo (Turner 323; 526; Bd. 5, S. 197) fanden, dessen wahre Darstellung und Deutung uns später beschäftigen wird. Auf Wilsons Darstellung der tahitischen Hauptgötter hat sicher die Trinitätslehre Einfluß gehabt, denn wenn er nur drei Hauptgötter annimmt, wenn er diese nennt Tani te Madua Tani der Vater, Oromatua Tua ti te Meidi Oromatua, Gott in dem Sohn und Taaroa Manu ta Hua der Vogel, der Geist; so sieht man deutlich, wie er Vorstellungen der Eingeborenen, welche ganz anders aufzufassen waren, nach seiner Anschauung des Göttlichen geformt hat.

Eine andere große Schwierigkeit für die Darstellung entsteht aus dem großen Götterreichthum des polynesischen Himmels, welcher nicht minder belebt ist als der jedes beliebigen indogermanischen Volkes, so daß zu einer mythologisch erschöpfenden Darstellung desselben ein Buch für sich nöthig wäre: und dies um so mehr, als vielfach die einzelnen

Gestalten nicht scharf von einander getrennt, als sie durch die Verbreitung der Polynesier über die einzelnen Inselgruppen des Ozeans mannigfach verändert sind, als durch die Beschaffenheit der neuen Heimathen und durch die historischen Schicksale der Völker neue Göttergestalten zu den alten hinzugetreten sind. Bei diesen Umständen kann es uns also nicht einfallen, eine vollständig erschöpfende polynesische Mythologie zu geben, so wichtig eine solche Arbeit auch ethnologisch wäre: vielmehr beschränken wir uns hier nur auf die Hauptzüge, welche für das Gesammtbild der Polynesier unerläßlich sind; und auch für diese Hauptzüge geben wir, was von kritischen Vorunterſuchungen nöthig ist, nur in der möglichsten Knappheit und öfters zwischen den Zeilen.

Können, ja müssen wir die polynesische Mythologie nach den verschiedenen Inselgruppen eingetheilt betrachten, stellt sich als zweite Eintheilung die nach dem historischen Entstehen der einzelnen Götter hin: so bleibt eine dritte noch wichtigere über, nämlich die nach dem Wesen der Götter selbst, und nach dieser wollen wir uns den unendlichen Stoff gliedern, doch so, daß wir in diesen Haupttheilen stets jenen anderen Eintheilungen und Unterschieden gerecht werden. — Drei Abtheilungen aber sind es, in welche die polynesischen Götter ihrem Wesen nach zerfallen: wir haben zunächst eine Reihe hoher Gottheiten, welchen die Erschaffung der Welt zugeschrieben wird, welche selbst theils unerschaffen, theils von einander abstammend gedacht werden. Sie werden durch den ganzen Ozean verehrt, wenn gleich mit mannigfachen Verschiebungen und Modifikationen; sie sind wie die ältesten so die heiligsten Götter der ozeanischen Welt. Ihnen gegenüber steht die unendliche Schaar der niederen Gottheiten, der Elementargeister, der Feen, Riesen und der Diener jener hohen Gottheiten, welche wir gleichfalls überall in Polynesien finden werden. Eine dritte Klasse aber hat sich neben und unter jenen beiden entwickelt und zwar wird sie durch vergötterte Menschen gebildet, deren Verehrung zwar nicht wie in Mikronesien an einzelnen Punkten die alte Lehre ganz verdrängt, wohl aber sie bedeutend verdunkelt, verschoben, verwirrt hat und auch dies im ganzen Ozean, wenn wir den nordwestlichen Stamm der Polynesier, den wir im vorigen Band (198 f.) schilderten, ausnehmen.

Beginnen wir nun mit der Schilderung der hohen Götter. Den ersten Platz unter ihnen nimmt Tangaloa ein, der eigentliche Haupt-

gott aller Polynesier, den wir deshalb auf allen Inseln verehrt sehen. Wir finden ihn auf Samoa (Turner 244; Hale 22; 24; Williams 548; Schirren 69; Meinicke 13 f.), auf Tonga (Wilson 390; Mariner 2, 104; 116; authent. narr. 152; Geschichte 46; Hale 22; 24), auf Hawaii unter dem Namen Kanaloa (Jarves 40; Hale a. a. O.), auf Tahiti als Taaroa (Forster Bem. 466; Mörenh. 1, 419; 443; 462; 562 u. s. w.; Ellis 1, 323 f.), ebenso auf Raiatea (Ellis 2, 315), den übrigen Gesellschaftsinseln (eb. 1, 325; Cook 3. R. 2, 368), den Hervey- und Australinseln (Williams 52; 62; 104; 109; 201); und schließlich auf Neuseeland als Tangaroa (Grey 1 f.; Taylor 18 f.), während er auf Nukuhiva, aber nur dem Namen nach, zu fehlen scheint. Von besonderer Wichtigkeit aber ist, daß wir ihn auch auf den Inseln des nordwestlichen Stammes der Polynesier finden, auf den Tokelau- und Ellieeinseln (Band 5, 2, 194 f.), sowie auf Tukopia (d'Urville a Phil. vocab. de Tukopia s. v. Dieu), auf welches letztere Eiland er aber gewiß nicht, wie Schirren will (69), erst von Tonga oder Samoa hin „verpflanzt" ist. Dagegen spricht schlagend die Verehrung, welche er auf den übrigen Inseln des nordwestlichen Stammes fand, sowie das durchaus selbständige Leben dieser Abtheilung der Polynesier, wie wir es im vorigen Band geschildert haben. Auch haben wir ebendaselbst (135 f.) schon auf manche sehr schlagende Uebereinstimmung des mikronesischen Mythus und des Mythus von Tangaloa hingewiesen, welcher letztere Gott sich wohl unter so allgemeinen Namen wie Tabueriki (heiliger Herr 139) oder in dem namenlosen Donnergott zu Ponapi, dem unsichtbaren Gott auf Ratak, dem blinden auf Bigar verbirgt.

Und fast überall nun in dem weiten Gebiet, das er beherrscht, fand dieser Gott die höchste Verehrung, galt er für höher und heiliger als alle seine übrigen Mitgottheiten. So vor allen Dingen auf Tahiti. Dort hörte ihn Cook schon auf seiner ersten Reise als höchsten Gott nennen (2, 236; Forster Bem. 466), von dem alle übrigen Götter sowohl, als auch die Menschen geschaffen seien. Auch aus dem Namen den ihm Wilson (450) beilegt, der Vogel, der Geist, geht seine höhere Stellung hervor: er schwebt als Geist über den anderen Göttern, welche persönlicher, menschlicher gedacht wurden. Daher ist es auch begreiflich,

daß man zu ihm nicht häufig betete (Cook a. a. O.), da er in seiner Abgezogenheit zu hoch und heilig war: nur in höchster Noth wendete man sich auch an ihn (Wilson 450), wie man auf Vaitupu seinen Namen, da er zu heilig sei, nie aussprach (Hale 156). Die Tahitier und die übrigen Gesellschaftsinsulaner nannten ihn geradezu den größten Gott, der unerschaffen am Anfang aufgetaucht sei aus der Urnacht und alle Dinge geschaffen habe (Ellis 1, 323; Mörenh. 1, 437; Tyermann u. Bennet 1, 313). Denn das ist seine Hauptthätigkeit: er hat die Welt erschaffen und er erhält sie fortwährend — ein Mythus, welcher in den verschiedensten Gestalten umlief. So soll er mit seinem Weibe o-te-Papa, einem Felsen, alle Götter gezeugt haben, von denen dann Mond, Sterne, Meer, Winde entstanden, so daß also auch diese von Taaroa abstammen (Forster Bem. 466; Ellis 1, 324). Verwirrter und ganz allein stehend ist die Version bei Wilson (451), in welcher Taaroa weiblich gedacht auftritt und mit Tani (dem Vater, wie ihn Wilson nennt) zunächst das Wasser in seinen verschiedensten Gestalten, dann den Himmel und die Nacht zeugt, aus welcher sonst der polynesische Mythus die Götter alle ableitet. Es scheint also, als habe Wilson manches mißverstanden. Cooks Bericht (1. R. 2, 236 f.) schließt sich ziemlich genau an Forster an, doch nicht ohne interessante Abweichungen; die Sterne sind bei ihm theils unmittelbare Kinder des ersten Paares, theils haben sie sich unter einander fortgepflanzt; und ganz ebenso ist die Entstehung der Pflanzen. Auch alle Untergötter sind die Kinder Taaroas und Papas und von diesen Untergöttern stammen die Menschen, deren erster rund wie eine Kugel geboren, von seiner Mutter aber so lange gereckt und geformt wurde, bis er seine jetzige Gestalt hatte (ebenso Forster Bem. 477). Interessant ist es auch, daß nach Cook das Jahr (Tettaumatatayo) eine Tochter jener Ureltern war, die dann mit ihrem eigenen Vater Taaroa die Monate zeugte: die Kinder dieser letzteren sind die Tage. Haben wir in dieser Angabe gewiß nur einen sehr jungen Zug zu sehen, so beweist doch gerade er für das Uebergewicht Taaroas über die anderen Götter: man würde sonst nicht noch in später Zeit solche Mythologeme an ihn angeknüpft haben. Die Inseln bildete Taaroa gleichfalls, wenn auch unwillkürlich: denn als er sein Weib, den Felsen, durch die See schleppte, brachen verschiedene Stücke davon ab, welches eben die einzelnen Inseln sind (Forster Bem.

477). Nach anderen Erzählungen (Wilson 451 Anm.) sind die vielen Eilande freilich anders entstanden, die Götter nämlich zerbrachen einstmals im Zorn das große Festland, welches damals die ganze Welt einnahm und so bildete sich der Archipel (Ellis 1, 112). Doch nicht blos te-Papa soll die Gemahlin Taaroas gewesen sein: ein altes Lied (Mörenh. 1, 423 f.) giebt ihm verschiedene Göttinnen zu Weibern, mit denen er die verschiedenen Dinge zeugt, so mit seiner Tochter Hina den Himmel, die Erde, die See (Ellis 1, 325) und viele Götter (Ellis 1, 326), mit der „Hina des Meeres" den Nebel (Mörenh. 1, 565), mit der Ofeufeumaiterai den Oro und andere Gottheiten (Ellis 1, 324), mit einem anderen Weibe die Bewohner der verschiedenen Inseln (Tyerm. und Bennet 1, 524). Nach anderen Mythen formte er übrigens den Menschen aus rother Erde, welcher deshalb rothe Erde aß, bis nach dem oben (S. 97 f.) erwähnten Mythus der Brodbaum geschaffen war (Ellis 1, 110). Wenn nun auch in Tahiti „von Einigen" erzählt wurde, daß aus des Mannes Rippe (ivi) das erste Weib Ivi gemacht war: so hat Ellis (eb.) ganz recht, wenn er diese Erzählung für modificiert durch Europäer hält; das Einheimische, woran sie anknüpften, mag ein Mythus wie der von te Papa gewesen sein. Nach dem Menschen schuf Taaroa die Thiere der Erde, die Vögel der Luft, die Fische des Wassers (Ellis 1, 77). Doch wird die Erschaffung des Himmels, der Wolken, Sterne, Winde, der Pflanzen, Thiere, Bäche, der Korallen, Fische, des Meeres auch seinem Sohne Raitubu, d. h. Himmelsverfertiger zugeschrieben. Noch merkwürdiger ist eine andere Mythe, welche hauptsächlich auf den westlichen Inseln des Gesellschaftsarchipels, aber auch in Tahiti zu Haus war, nach welcher er, anfangslos und unsichtbar, in der Ewigkeit lebte und nach unendlichen Jahren seine Schale, das Aeußere seines Körpers abstreifte (Ellis 1, 325); auf Raiatea hieß es, er lebe wie in einer Muschel, die er von Zeit zu Zeit abwerfe und dadurch die Welt vergrößerte (Tyerm. u. Bennet 1, 523). Oder es soll ein Ei gewesen sein, in welchem er vom Himmel herabhing, bis er es zerschlug und verließ; aus den Stücken entstanden, so berichtet gleichfalls die raiatanische Sage, die Inseln (eb. 2, 31). Die Menschen erzeugte der Gott aus seinem Rücken: und diese trägt er dann, in einen Kahn verwandelt, über die See, sein Blut aber, den Kahn füllend, färbt See und Himmel. Sein Leichnam wird auf die Erde

gelegt, den Rücken nach oben, woraus die Wohnung der Götter entsteht; wie man auf Neuseeland glaubte, der Berg Tangariro sei das Rückgrat des Tupuna, des Ahnherrn (Dieffenbach 1, 347). Auf den Herveyinseln zeigte Taaroa sich auch dadurch als Herr über die Menschen, daß er mit einem Netz und Speer um ihre Seelen zu fangen und zu tödten dargestellt war (Williams 109). Auch in jenem alten tahitischen Lied, welches wir im vorigen Band (205) besprachen, wird die Welt die Schale, das Aeußere Taaroas genannt, welcher selbst sich in die Welt und alles einzelne verwandelte. Bei der Schöpfung war seine Anstrengung so groß, daß sein Schweiß in Strömen herab rann; so bildete sich das Meer mit seinem Salzgeschmack (Ellis 1, 112), wie er es auch war, der zornig die Sündfluth über Tahiti hereinbrechen ließ (Ellis 1, 386). Auch der Wohnsitz Taaroas spricht für seine besondere Heiligkeit: es gibt mehrere Himmel übereinander und in dem höchsten derselben, welcher Reva heißt, da wohnt er allein (Ellis 1, 325). Auch die Sonne gilt als sein Wohnsitz (Forster 467); wie er denn ausdrücklich auch Schöpfer der Sonne heißt (Ellis 3, 170; Forster 467). Höchst merkwürdig ist die Version, in welcher dieser Mythus auf Hawaii umlief. Jarves erzählt sie 26: Die Hawaier wurden unter Kana im Kriege vom tahitischen König besiegt und dieser beraubte sie zur Strafe der Sonne: Kana aber machte sich durch das Meer nach Tahiti auf, wo Kahoaalii der Verfertiger der Sonne lebte, von dem er sie wieder erhielt und sie wieder einsetzte. Kahoa-alii ist Tahitisch Taroa-alii, d. h. König Taroa, Taaroa, Tangaloa. Der galt also in Hawaii als Sonnenverfertiger und zwar als wohnhaft in Tahiti: zum klaren Beweis, aufs neue, daß die Hawaier aus Tahiti abstammen. Auch Träger der Welt mit allem was in ihr lebt und webt, ist Taaroa: den gewaltigen Felsen auf welchem die Erde ruht, hält und erhält er mit seiner gewaltigen Macht (Ellis 1, 325.).

Wir haben (Bd. 5. 2, 218 f.) Tahiti als Mittelpunkt des östlichen Polynesiens gesehen; von ihm gingen die Bevölkerungen der sämmtlichen Gruppen des Ostens aus, welche Thatsache auch für die Erforschung des religiösen Glaubens nicht unwichtig ist. Wir finden nämlich außer auf den Hervey- und Australinseln den Gott Taaroa nirgends in der Bedeutung, weder auf Hawaii noch Nukuhiva noch Paumotu, wie zu Tahiti; was uns freilich nicht eben wundern

kann, wenn wir die mannigfachen Schicksale der Auswanderer bedenken, durch welche gar manche Aenderung ihrer Vorstellungen aufkommen mußte. Auf Hawaii galt er als einer der höchsten Götter (Jarves 40), wie man ihn auch als einen der Götter nannte, aus welchen die christliche Dreieinigkeit bestehen sollte: denn als die Missionäre zuerst kamen, hielt man sie für Zauberer ähnlich den einheimischen hawaiischen Zauberern, nur daß ihre Götter besonders mächtig seien. Mit Kanaloa zusammen ließ man Kane und Maui die Dreieinigkeit bilden (Jarves 203 Anm.). Man hatte aber hier nicht mehr so viele Erzählungen von ihm, er lebte nicht mehr so frisch im Gedächtniß des Volkes als in Tahiti. Auch aus den Mythen, welche früher seine herrlichsten Thaten verkündet hatten, war sein Name geschwunden: denn wenn in Tahiti Tangaroa schon vorherrschend unter dem Bilde eines Vogels gedacht wurde (Wilson 451), wenn er ferner in einem Ei sich befand, durch dessen Zertrümmerung er die Welt schuf; so ist wohl kein Zweifel, daß wir jenen hawaiischen Riesenvogel, der vor Erschaffung des Landes ein ungeheures Ei auf das Wasser des Meeres legte, welches zerfiel und die Inseln des Archipel bildete (Ellis 1, 116; Jarves 26; Michelewa y Rojas 81), daß wir diesen namenlosen Vogel auf Kanaloa deuten müssen. Auch auf den Markesas finden wir nur Spuren, nicht aber den Namen Taaroas, und zwar diese Spuren in dem Mythus von Atea oder Akea, dem Gott der Steine, welcher einen gewaltigen Felsen aus dem Meere emporzog, als er mit der Angel fischte. Wenn nun auch Mathias G*** (44), dem wir die Erzählung verdanken, leider nicht erwähnt, ob der Gott die Inseln aus diesem Felsen bildete, so ist dies doch als wahrscheinlich anzunehmen und dann bezieht sich auch dieser Mythus, auf den wir noch zurückkommen, aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich auf Tangaloa.

Auf Neuseeland dagegen hat sich der Gott nicht ganz verdrängen lassen, aber freilich gilt er hier nicht für die mächtigste Gottheit, sondern nur für einen unter vielen gleichen, für den Sohn von Rangi und Papa (Himmel und Erde) und zwar für den Vertreter des Meeres und seiner Geschöpfe, der sich freilich an der Weltschöpfung betheiligt, aber sie nicht allein hervorbringt (Grey 1 f.). Auch wird er sonst in den Sagen bei Grey nicht erwähnt, wohl aber kommt er in Beschwörungen vor, welche sich auf Fischfang und glückliche Fahrt

beziehen (Dieffenbach 2, 116 f., Shortl. a 8; 111. Grey 136 f.), denn Tangaroa bezeichnet Fische und Reptilien jeder Art, für deren Vater er gilt (Grey 1 f., Taylor 18 f.). Daher ist es nicht unwichtig, daß man in Neuseeland eine schöne grüne Eidechse, welche man vorzugsweise als Atua d. h. Gott verehrte, anflehte um Sonnenschein, Wind, um gutes Wetter, ferner aber um Glück im Krieg und im Fischfang (Dieffenb. 2, 116—8). Auch soll, nach einem anderen merkwürdigen Mythus bei A. Earle 266, nach dem Heraufziehen des Landes eine Eidechse einen Menschen bei den Haaren aus dem Wasser gezogen haben, welcher der Stammvater aller Neuseeländer wurde. Und wie wir in diesen mythischen Zügen gewiß mit Recht Spuren des Tangaloa-Mythus finden, so müssen wir ebenso zuverlässig die Sage bei Polack (1, 19), die Menschen stammten aus einem Ei, welches ein Riesenvogel auf das Wasser legte, auf diesen Mythus beziehen, den wir ja ganz in derselben Gestalt schon auf Tahiti kennen lernten. Auch in Tahiti war er der Erzeuger des Meeres; in Rarotonga war ihm gleichfalls das Meer untergeben, denn ihn vorzüglich flehten die Priester, als sie die erste Kunde von Cook erfuhren, mit Gebeten an; „o großer Tangaroa, send uns dein großes Schiff ans Land, daß wir die Kukis (Cooks Leute, die Engländer) sehen!“ (Williams 201). In Tonga war die Auffassung des Gottes eine ähnliche. Tongaloer, sagt Wilson 390, war der Gott, der Himmel und Wetter beherrschte; nach anderen Nachrichten (auth. narr. 152) rief man diesen Gott bei Wassersnoth an, dessen Name sicher nur aus Tangaloa entstellt ist. Aus dieser seiner Beziehung zum Meere ist es aber ferner zu erklären, wenn wir ihn als Gott der Zimmerleute und Handwerker auf Tonga und Zimmerleute als seine Priester finden (Mar. 2, 117 f. d'Urv. a 4, 292; Geschichte 47). Ursprünglich war er Gott der Kahnbauer, da ihm das Meer heilig war; und weil der Kahnbau das wichtigste Handwerk war, so sank er später, als sein Wesen immer mehr verblaßte, zum Gott der Handwerker herab. Nannten doch die Rarotonganer die großen Schiffe geradezu Tangaloas Schiffe (vergl. Gesch. 47). Welches Meer, welche Schiffe ursprünglich gemeint waren, werden wir gleich sehen. Allein er hatte auch noch andere Geltung bis in die späteste Zeit. Er wohnte in der Luft, die er beherrschte, von wo er Donner und Blitz herniedersendete und stets im Gewitter einen Häuptling tödtete, um ihn

zu ſich zu rufen (Geſch. 46). Noch mehr in ſeiner urſprünglichen Macht und Bedeutung zeigt ihn der Mythus, welcher ihn zum Erſchaffer der tonganiſchen Inſelwelt macht; denn dieſe ſoll er an einer Angel aus dem Meere herausgefiſcht haben (Mariner 2, 104; Erskine 160); leider aber riß, als die gewaltige Maſſe ſich eben über den Meeresſpiegel gehoben hatte, die Schnur der Angel und was ſonſt ein großes Feſtland geworden wäre, blieb nun eine Anhäufung einzelner Inſeln (Hale 24). An einem Felſen der Küſte wurde noch Marinern das Loch gezeigt, welches der Angelhaken des Gottes gebohrt hatte, ja dieſer Haken ſelbſt war noch im Beſitz des Tuitonga (Marin. eb. und nach ihm D'Urville a 4, 296). Iſt er nun ſo der Weltenſchöpfer, ſo erſcheint er in den uralten Ueberlieferungen, welche wir Mariner verdanken (2, 175) folgerichtig auch als der Herr und Rufer der erſten Menſchen, als der Bevölkerer der Inſeln und zugleich als der höchſte Beherrſcher der Götterheimath Bulotu. Denn ſo lautet der merkwürdige Bericht Mariners: Tangaloa, welcher in Bulotu dem Paradies im fernen Weſten wohnte, ſchickte ſeine zwei Söhne mit ihren Weibern aus, um das neugeſchaffene Land, welches er ſo eben mit Pflanzen und Thieren von Bulotu aus belebt hatte, auch mit Menſchen zu bevölkern. Der jüngere der beiden Brüder, Vaka-aku-uli war klug und geſchickt und verfertigte mit großem Fleiß täglich neue nützliche und ſchöne Dinge, ſo daß ihn Tubo, der ältere, welcher faul war und ſtets nur aß oder ſchlief oder umherlungerte, immer mehr beneidete und ihn endlich aus Neid tödtete. Erzürnt kam Tangaloa aus Bulotu herbei und ſagte zu der Familie des Erſchlagenen: laßt eure Kähne ins Meer und fahrt „ki tokelau“ nach Oſten zu dem großen Land, welches ihr dort findet. Euer Herz iſt rein und gut und deshalb ſoll auch eure Haut helle ſein und weiſe ſollt ihr bleiben und Aexte verfertigen und andere Koſtbarkeiten und große Aexte. Ich werde den Wind von eurem Land nach Tonga wehen laſſen, ſo daß ihr kommen könnt wenn ihr wollt, Tubo aber nicht zu euch. Und zu Tubo ſprach er: Du ſollſt ſchwarz ſein, denn dein Herz iſt böſe und elend ſollſt du ſein, nur wenig beſitzen und keinen Handel treiben können nach deines Bruders Land. Denn deine Schiffe ſind zu ſchlecht: er aber ſoll nach Tonga kommen können, wenn es ihm beliebt. Mariner glaubte erſt, die Geſchichte von Kain und Abel zu hören, nach europäiſchen Erzählungen in ein poly-

nesisches Gewand gekleidet; allein die ältesten Männer kannten die Geschichte und versicherten auf sein Forschen, sie von ihren Vätern gehört zu haben. Jedenfalls ist die Stellung Tangaloas hier eine andere als sonst: hier zeigt er sich ganz entschieden als die Hauptgottheit der Gruppe. Doch gab es auch noch eine andere Erzählung über den Ursprung der Menschen: als Tangaloa Tonga geschaffen hatte, wandelte die Götter in Bulotu Neugier an, dies neue Land kennen zu lernen und deshalb fuhren einige von ihnen hin und beschlossen, da es ihnen gefiel eine Zeit lang daselbst zu wohnen. Allein plötzlich starben drei von ihnen: und den überlebenden, welche über dies Unerhörte entsetzt waren, ward verkündet, sie hätten von der Frucht der Erde gegessen, deshalb gehörten sie dieser und der Sterblichkeit an. Der Versuch, Bulotu wieder aufzufinden, mißglückte: sie mußten bleiben und so entstanden die Menschen (Mariner 2, 127).

Derselbe Mythus vom Auffischen der Erde durch Tangaloa herrschte nach Hale (24) auch auf Samoa, wo man nach demselben Berichterstatter auch einen Felsen, der von der Angel des Gottes durchbohrt war, zum Beweis der Erzählung zeigte. Doch gab es auch noch andere Versionen hier. Der Himmel, so heißt es, war in alter Zeit allein bewohnt, die Erde mit Wasser bedeckt, aus welchem nur zwei Felsen, die Inseln Savaii — es ist beachtenswerth, daß es gerade diese so wichtige Insel war — und Upolu hervorragten. Doch erzählt ein anderer Bericht, daß auch diese beiden Felsen Tangaloa erst vom Himmel herabgeschleudert und dadurch das erste Festland gebildet habe. Um dies Land nun zu bevölkern sendete Tangaloa seine Tochter Turi oder Tuli aus, welche als Schnepfe vom Himmel herabschwebend sich auf dem neuen Lande nieder ließ. So wie sie es betrat, ward es größer und größer, der nackte Fels bedeckte sich mit Erde und eine kriechende Pflanze, welche der Gott durch seine Tochter vom Himmel herabgesendet hatte, breitete sich immer weiter aus. Endlich welkte sie und aus den faulenden Stengeln und Blättern entwickelten sich Würmer und aus diesen, da sie Tuli mit ihrem Schnabel entzwei pickte, endlich die Menschen (Turner 244). Nach Hale (24) bedeckte sich die Erde von selbst mit Pflanzen, unter anderen auch mit einem rankenden Weinstock, aus dessen Stamm der Gott Ngai den ersten Menschen machte. Uebrigens hatte auch sonst

Tangaloa hier große Achtung: er galt für den Spender alles Guten weshalb bei großen Festen sobald die Speisen vertheilt wurden ein öffentlicher Redner auftrat, alle Speisen laut aufzählte und dann ausrief „Dank dir hierfür, großer Tangaloa". So berichtet Williams 548 f. nach Mittheilungen, welche ihm in Samoa gemacht waren. Man beachte dabei, daß die Samoaner sonst für gottlos galten, wie denn auf Rarotonga „ein gottloser Samoaner" sprichwörtlich war (Williams 542).

Wir können jetzt uns ein Urtheil bilden über Tangaloas ursprüngliche Eigenthümlichkeiten und über die Bedeutung des Gottes. Er wohnte unerschaffen und ewig im höchsten Himmel oder im reinen Luftraum, wo er wie ein Vogel schwebte und hatte Macht über die übrigen Götter, welche meist seine Kinder waren. Von ihm geht die Erschaffung der Welt mit Sonne, Mond und Sternen, mit Pflanzen und Thieren, kurz mit allem Zubehör aus und ihm verdankt auch der Mensch seinen Ursprung. Wie er die Welt und alles Lebende erhält, so sind auch die Menschen ihm Dank für alles Gute schuldig von ihm geht aller Segen aus; weshalb man ihn in Neuseeland auch um Kriegsglück anflehte. Steht er in allen diesen Aeußerungen seines Wesens dem griechischen Zeus gleich, so werden wir auch auf eine ähnliche Grundanschauung geführt, auf welchem dies sein Wesen beruht: wir haben in ihm eine Personifikation des leuchtenden Himmelsgewölbes, des strahlenden, oft stürmisch bewegten Luftkreises (vergl. Mörenh. 1, 563). Zu dieser Auffassung stimmen alle Züge seines Wesens. Zunächst daß er im höchsten Himmel wohnt; daß er in Samoa geradezu Tangaloa langi d. h. Himmel also himmlischer, im Himmel wohnender Tangaloa und ebenso auf Fakaafo Tangaloa i lunga i te langi Tangaloa der oben im Himmel genannt wurde (Hale 22). Auch ist es natürlich, daß man diesen höchsten Himmelsgott als Vater der übrigen Götter ansieht, welche ja alle himmlische Wesen sind und also vom Himmel stammen; und ferner, daß man ihn als den Erschaffer der ganzen Welt ansah, da ja der Himmel die ganze Welt einzuschließen und zusammenzuhalten scheint. Als Weltenschöpfer wirft er entweder das Land vom Himmel herab (Samoa) oder zieht es aus der Tiefe empor zu sich auf, zum Himmel: und gerade dies Auffischen aus der Tiefe ist von Wichtigkeit. Die Erde ist damit nur aufgefaßt als ein unten liegendes im Vergleich zum Himmel, gewiß

nicht als ein in der Unterwelt gebildetes. Ein unten Liegendes im Vergleich zum Himmel ist sie, der Gott will sie empor ziehen, doch ehe er sie zu seiner himmlischen Höhe hinaufbringt, reißt die Schnur und die Erde bleibt tief liegen. Man bedenke, daß diese Mythen sich in Polynesien, also auf den kleinen Inseln in dem unermeßlichen Ozean, ausbildeten, und zwar ausbildeten unter der Tropenzone, wo die wundervolle Klarheit der See den Blick weithin in die blaue Tiefe einzudringen erlaubt, einmal wird man das Bild des Auffischens für das allernatürlichste halten; und zweitens sich nicht wundern, daß es der Himmel ist, der auffischt, der Himmel, dessen leuchtendes Bild stets aus dem Meere widerstrahlte. Daß dann ferner die Inseln das Bild des Zerbrochenen an die Hand geben, bedarf kaum der Erwähnung. Und hier wird nun jener schon obenerwähnte Mythus von Raiatea für uns wichtig, nach welchem das Blut Taaroas die See nicht nur, sondern auch den Himmel röthet und sein Leib, den Rücken nach oben auf die Erde niedergelegt, die Wohnung der Götter und das Vorbild aller irdischen Tempel bildet. Er selber bildet das Himmelsgewölbe, denn dies ist mit dem Haus der Götter gemeint; sein Blut strahlt in der Morgen- und Abendröthe flammend über den ganzen Himmel, spiegelt sich flammend in der See.

Allein vom Himmel wehen und stürmen ferner die Winde; die unermeßliche Luft mit ihren schwimmenden Wolken gehört ganz und gar zum Himmel. Daß die mythenbildende Phantasie dem Sturmwind Flügel gab, lag nahe: wenn aber Tangaloa, der Gott des Himmels, der Gott der bewegten Luft so vielfach als Vogel, der über den Wassern schwebt, gedacht wird, oder wenn er den weltbildenden Genius in Gestalt einer Schnepfe herabsendet (Samoa), so hat dies vielmehr darin seinen Grund, daß man die Götter vielfach in Vogelgestalt dachte. Das Ei, welches dieser Vogel legt, braucht ursprünglich nicht die Sonne bedeutet zu haben, sondern einfach die Inseln selbst oder aber die ganze Wölbung des sichtbaren Alls, welche sich ja durch die Erdfläche auf der einen Seite der Eiform nähert; und sicher bedeuten auch die Schalen, welche Tangaloa abwirft, die Muschel, in welcher er sitzt (Tahiti) nichts als eben das Himmelsgewölbe. Doch hat sich schon früh mit dieser Vorstellung eines Welteies der Gedanke an die Sonne verknüpft und vermischt, ohne das wir deshalb Tangaloa selbst als eine Personifikation der Sonne, wie Schirren vielfach thut, auf-

fassen darf. Denn wenn Forster (Bem. 467) sagt, man stelle sich auf Tahiti den Gott Tangaloa, der in der Sonne wohne, als einen großen Mann mit schönem, bis zu den Füßen wallenden Haar vor, womit natürlich die Sonnenstrahlen gemeint sind: so beruht diese Angabe entweder auf einem leicht erklärlichen Irrthume Forsters, vielleicht auch auf einem Mißverständniß der Fragen, die er der Sprache nicht recht kundig that seitens der Eingeborenen: oder aber, wir haben es hier mit einer Uebertragung zu thun, die uns gleich noch weiter beschäftigen wird, mit der Verwechselung nämlich Mauis und Tangaloas, welche in ganz Polynesien eine durchaus häufig vorkommende ist. Wichtiger für unsere Auffassung ist es, wenn man die Sonne als linkes Auge, d. h. als Sitz der Seele Tangaloas auffaßte, also nur als Theil seines Körpers, nicht als ihn selbst. Tangaloa ist nicht die Sonne. Dazu paßt von alledem, was wir besprochen, eigentlich nichts, wenigstens nicht bei naturgemäßer ungekünstelter Erklärung; während sich uns alle Mythen ganz von selber lösen, wenn wir ihn als Gott des Himmelsgewölbes auffassen. Nur dann können wir auch begreifen, wie er zugleich Gott des Meeres werden konnte. Als er die Welt schuf, schwitzte er so sehr, heißt es, daß die Ströme seines Schweißes das Meer bildeten. Hiemit sind gewiß die Wassergüsse aus den Wolken, die tropischen Regenströme gemeint, wie wir den Gott auch als Herr der Gewitter, als Schleuderer der Blitze fanden. Strömte so das unermeßliche Wasser vom Himmel nieder, was lag näher als den Himmel, welcher „das Meer zu gebären" schien, aufzufassen als den Schöpfer und Herrn des Meeres, das wenn ruhig, nur das leuchtende Bild des Gottes zeigte, wenn aber bewegt und stürmisch, durch niemanden anders bewegt wurde, als eben durch den Gott des Himmels und der Luft, durch seine Stürme. Wichtiger aber als Alles dies ist der Umstand, daß wie wir gleich ausführlicher sehen werden, man den Himmel selbst in seiner unergründlichen Bläue als ein zweites Meer ansah: und da nun Tangaloa Herr des Himmels war, so war er auch Heer des Meeres „über der Feste", von dem so oft das Wasser in Regengüssen herabfiel. So ward er wie er als Herr des Wetters angesehen wurde, auch Herr der Schiffahrt und des Fischfanges: wollte man glückliche Fahrt haben, zu Reisen, zum Fischfang, ihn mußte man anrufen. Daß man ihn aber als Herrn der Schiffahrt ansah, ihn als Sender des großen Wunderschiffes der Kukis (Rarotonga),

sollte das nicht noch einen anderen Grund haben? sollte man nicht „die eilenden Wolken, die Segler der Lüfte“ für Schiffe angesehen haben? und für Schiffe wessen anders als des Gottes der Luft, als Tangaloas? und waren nun die Wolken Tangaloas Schiffe, was lag näher, als daß man ihn als Gott des Schiffbaues und später jegliches Handwerkes dachte? War doch Schiffbau und Hausbau und alle ähnlichen Arbeiten tabu, d. h. den Göttern besonders heilig. Daß man nun die Wolken als Schiffe Tangaloas ansah, dazu mochte der Passatwind nicht wenig beitragen, der einen so großen Theil des Jahres beherrschte, und die glänzenden Sommerwolken immer in einer Richtung, nach Westen zu, also nach der Götterheimath hintrieb, denn diese dachte man sich im Westen; während umgekehrt die meisten Gewitter, die feindseligen Regengüsse, die wilden Stürme von Westen, also direkt vom zürnenden Gott gesendet kamen. Diese glänzenden Zauberschiffe des Himmels waren es, die man erwartete; ja in Neuseeland sprach man geradezu davon, daß ein Schiff aus den Wolken kommen werde, freilich (nach späterer Verfinsterung der Mythe) in feindlicher Absicht, um die Eingeborenen zu entführen; aber aus den Wolken erwartete man es (Dillon 1, 242). Und ebenso glaubten die Nukuhiver (Krusenstern 1, 191), daß die europäischen Schiffe aus den Wolken stammten; ja in rascher Weiterbildung dieser Auffassung erklärten sie sich nun den Donner als verursacht durch das Geschütz jener Schiffe. Daher erklärt es sich denn auch, weshalb man so vielfach heftige Angst hatte, wenn ein Schiff in Sicht war; weshalb man mit Gebeten u. dergl. seine Landung lieber abzuwenden suchte. Man fürchtete eben jenes Götterschiff, denn die Götter, wie wir bald sehen werden, fraßen die Menschen. Darauf mag sich auch der Name, welchen die Fremden im Ozean führen, Papa-langi beziehen, wenn man ihn richtig mit „Himmelssprenger“ übersetzt hat; es wären dann solche, welche den Himmel, um ihn zu verlassen, öffneten (doch vergl. S. 250).

Auch der Name des Gottes spricht für das Gesagte. Unzweifelhaft ist dies, wenn Tangaloa „gewaltiger Athem“ (Schirren 71) bedeutet, wir haben es dann mit einem Wuotan, einem Gott des sturmumbrausten Himmels zu thun. Mörenhout (1, 439) übersetzt und deutet das Wort als der fernwohnende, was sich auf das Thronen im höchsten Himmel beziehen würde.

Haben wir nun so das ursprüngliche Wesen des Gottes Tangaloa

erkannt ist. Hier muß schließlich noch die Veränderungen zu erwähnen sein, welche ihn im Laufe der Zeit in der polynesischen Auffassung selbst betroffen haben. Zuletzt müssen wir auch diese nach unserer Auffassung Tangaloas prüfen. Daß er in Neuseeland als Gott der Feste und Kernte gilt, ist eine einfache Folgerung aus seinem Wesen als Segen. Es setzt aber eins voraus, was wir namentlich in Neuseeland aber auch fast überall in Polynesien finden: daß der Gott seine alte Macht, sein altes Ansehen vielfach eingebüßt hat. Wie kam das? wie konnte der mächtigste Gott so seine Macht verlieren? Die Antwort auf diese Frage müssen wir einer allgemeinen Betrachtung polynesischer Mythologie, auf welche wir näher ausführlicher eingehen, vorweg entnehmen: wie in Mikronesien war auch in Polynesien der Kultus der hohen Götter (nicht bloß Tangaloas allein) verdrängt durch die Verehrung der Seelen Verstorbener, der Ahnen. Es lag aber nahe, anzunehmen, daß diese Geister, wenn man ihnen überhaupt die betreffende Macht zuschrieb, sich eingehender und genauer, menschlicher um das Schicksal der Menschen kümmerten: so wuchs ihr Einfluß und ihre Macht täglich auf Kosten der alten heiligeren Götter, welche dadurch zurückgedrängt wurden. Taaroa, dessen Macht man pries und rühmte, mischt sich nicht, so war die Meinung der späteren Tahitier, in die irdischen Dinge: weshalb er auch keinen Cultus erhielt (Mörenhout 1, 462), weshalb man auch nur selten zu ihm betete. Ja weil man sich bewußt war, daß die meisten Götter ursprünglich Menschen gewesen waren, so kam man gewiß erst in ganz später Zeit auch dazu, den Taaroa selbst für einen Menschen, der erst später vergöttert sei, zu halten; wie das einzelne Tahitier thaten (Ellis 1, 323). Auf etwas anderer Anschauung beruht es, wenn man auf Tahiti und Tonga das Festland und die ganze sichtbare Schöpfung für eben so alt, ja für älter hielt als die Götter (Mariner 2, 98; 104; Ellis 1, 327): man faßte eben die Götter als Götter, als wirkliche Personen auf, man sah nicht mehr im Himmelsgewölbe selbst den Gott, sondern wußte, daß er hoch über der blauen Wölbung wohne: daher dachte man diese gesondert von ihm und natürlich, da der Gott doch irgendwo sein mußte, ebenso ewig oder noch älter als ihn selbst. Einer verwandten Anschauung, welche aber noch größere Stärke im mythischen Personificiren hat und also älter ist, gehört es an, wenn in Tahiti erzählt wurde, Tangaloa habe mit dem Sand der

Küste oder mit dem Felsen, der Erde (Papa) die Götter, Menschen und Dinge erzeugt. Auch hier tritt ihm die Welt schon als etwas fertiges entgegen und zwar als weibliches Princip. Der Himmel dagegen mit seinen Leben bringenden Regentropfen wird für das männliche Princip angesehen und so auch der Gott, in dem er personificirt ist. Die Trennung und Gegenüberstellung des Gottes aber von dem, was im ursprünglichen urältesten Mythus sein eigentlichstes Wesen war, ist auch hier vollzogen. Und dies ist denn auch der Punkt, von welchem aus wir die schwierigste Verschiebung des Tangaloamythus, die er und zwar in Neuseeland erfahren hat, wieder zurecht rücken können. Dort ist nämlich Tangaloa zum Sohn Langis des Himmels und Papas der Erde geworden und — doch wir müssen den ganzen Mythus nach Grey (1—15) erzählen, der zugleich ein neuer Beweis für die hohe dichterische Kraft der Maori sein mag.

Das erste Menschenpaar entsprang von Rangi und Papa, welche früher so fest auf einander lagen, daß alles in dichteste Finsterniß gehüllt war. Schon lange waren ihre Kinder damit unzufrieden, aber vergeblich. Daher ist das Sprichwort: Finsterniß war von der ersten Abtheilung der Zeit bis zur zehnten und hundertsten und tausendsten; und alle diese Zeitabschnitte galten als abgeschlossen für sich und jeder als ein Po; und so lange herrschte Finsterniß. — Das konnten die Kinder Rangis und Papas nicht länger ertragen und endlich sagte Tumatauenga, der stolzeste unter ihnen: laßt uns Rangi und Papa erschlagen; Tane-mahuta aber, der Vater der Wälder und alles, was in ihnen lebt, sagte: wir wollen sie nicht erschlagen, nur trennen und ihm stimmten alle bei, nur Tawhiri-matea der Vater der Winde und Stürme nicht, weil er die Eltern mehr liebte als seine Brüder. Nun versuchten die Götter, Himmel und Erde zu trennen; Ronga-ma-tane, der Vater der zahmen und Haumia-tikitiki, der Vater der wilden Nahrungspflanzen, Tangaloa, der der Fische und Reptile und Tu-matauenga, der Vater der stolzen Menschen mühten sich ab, aber alle umsonst, bis zuletzt Tane-mahuta sich mit dem Rücken gegen die Mutter, mit dem Bein gegen Rangi seinen Vater stemmt und so die Trennung bewirkt. Noch heute streckt er deshalb die Beine (die Wälder) gen Himmel empor. Nun ward es helle und nun kamen die Kinder Rangis und Papas zwischen beiden zum Licht. Allein der Gott der Winde zürnte seinen Brüdern. Er verabredete sich mit dem Vater, setzte

seine Kinder, die Winde, in die verschiedenen Himmelsgegenden fest und begann nun einen furchtbaren Kampf mit den Geschwistern, zunächst mit Tanemahuta, dessen Forsten er zertrümmerte, dann mit Tangaloa, dem Gott des Meeres und seinen Kindern und Nachkommen. Dieser letztere entzweite sich im Kampf auch mit Tane: daher mit Holz und Bast, den Erzeugnissen des Waldes, Tangaloas Brut, die Fische gefangen werden und Tangaloa mit seinen Fluthen die Wälder zu zerstören, die Holzkähne zu verderben sucht. Die Väter der zahmen und wilden Nahrungspflanzen verbargen sich vor der stürmenden Wuth der Winde in der Mutter, der Erde Schooß; und nur Tu-matauenga blieb mit seinen Kindern unbesiegt. Dann legte sich der Zorn des Himmels und die Wuth Tawhiris. — Damals waren die Menschen unsterblich, bis durch Maui-tikitiki der Tod in die Welt kam, indem er Hine-nui-tepo zu betrügen suchte. Was nun noch folgt, ist die Erzählung wie Tumatauenga seine Brüder bekriegte, besiegte und ihre Kinder den seinen, den Menschen, unterthan machte. Nur den Tawhiri, den Gott der Winde besiegte er nicht, daher dessen Söhne, die Winde und Stürme, den Krieg mit den Menschen weiter führen. Namentlich drei seiner Söhne, Regenschauer, Landregen und Hagelsturm vernichteten und versenkten einen großen Theil des trockenen Landes. Ihre Kinder waren Nebel und Thau, welche letzteren freilich am Schluß derselben Erzählung als die Seufzer der Erde, die Thränen des Himmels erklärt werden, welche beide im Schmerz über ihre Trennung entsenden. Tumatauenga nahm nach Besiegung seiner Brüder von jeder Eigenschaft, die er im Kampfe entwickelt hatte, einen Namen an: Tu-karii, Tuka-nguha u. s. w.; sein eigentlicher Name also ist Tu. Auch lehrte er die Menschen Zauberformeln, um seine besiegten Brüder leicht und ihre Kinder reichlich in die Gewalt der Menschen zu bringen und jede Zauberformel hieß nach dem Namen dessen, gegen den sie gerichtet war: Tane war die gegen Tane-mahuta, gegen die Wälder und Waldthiere, Tangaloa die gegen Meer und Fische; auch Zauberformeln und Gebete für günstigen Wind, gutes Wetter und reichliche Ernte lehrte er sie.

So weit Grey. Dieselbe Sage erzählt mit einigen Abweichungen auch Taylor. Nach ihm (18 f.) entsprangen dem Ehebündnisse Rangis und Papas zunächst die Farnkrautwurzel und die Kumara, dann **Tane, der Schöpfer der Bäume und ihrer Bewohner, der Vögel;**

Tiki der Vater der Menschen, Tutengauahau, der Urheber des Bösen, Tahu, der des Guten, Tawhirimatea, der Vater der Winde und Tangaloa, des Meeres, der Fische. Nach Taylor stützt dann ferner Tane durch seine Bäume den emporgeschobenen Himmel, damit er nicht wieder herabfalle: das übrige wie bei Grey. Die Erklärung dieses Mythus wird uns erleichtert werden, wenn wir die gesammte Schöpfungsgeschichte betrachten, wie sie Taylor nach den dunkelen dichterischen Worten der Eingeborenen ausführlich darstellt (14 f.). Sie geschah in sechs Zeiträumen. Als Feinstes entstand zuerst vor allem Wirklichen der Gedanke. Dieser wuchs und nahm zu und so bildete sich das Begehren, alles noch in der Urnacht. Aehnlich berichtet Swainson 13, der als erstes den Gedanken, dann den Geist und als drittes die Materie hinstellt. Aus dem Nichts (Taylor eb.) aber ging der Himmel hervor mit seinen beiden Augen, mit Sonne und Mond, welcher mit Havaiki zusammen wohnend das feste Land erzeugte. Nun erst entstanden die Götter und erst nach diesen schließlich die Menschen. Die Götter theilt er dann wieder in zwei Klassen: die ältesten sind die von der Nacht geborenen, die Kinder der großen Mutter Nacht, der Hine-nui-te-po und zweitens die jüngeren, welche dem Licht entsprossen sind, die Kinder Rangis und Papas.

Betrachtet man diese Mythen genauer und vergleicht man sie mit denen von Tahiti, so wird man gleich zu der Erkenntniß kommen, daß sie einer späteren Zeit angehören, ja z. Th. einer schon reflektirenden, künstlerisch oder philosophisch alles zurechtlegenden Zeit. Wir finden hier alles auf den Menschen und zwar ganz natürlich auf den neuseeländischen Menschen bezogen. Zunächst fehlt der Glaube an einen Gott und Schöpfer; der Himmel ist bevölkert durch eine ganze Schaar Götter, von denen der eine dies, der andere jenes geschaffen hat, wie auch unter den Menschen der eine dies, der andere das schafft (Taylor 13). Dann ferner, das Himmelsgewölbe das man früher selbst als allmächtigen Gott auffaßte, ist jetzt selbständig den Göttern gegenüber getreten. Man kannte die Götter; man wußte daß sie im Himmel lebten, daß man aber früher den Himmel selbst, das Weltall selbst personificirt hatte, daß aus dieser Personifikation des bald donnernden und stürmenden bald glänzend strahlenden Himmels sich die Götter entwickelt hatten, das wußte man nicht mehr. Man personificirte nun von neuem. Durch den Regen, der vom Himmel

fällt, wird die Erde befruchtet; Pflanzen wachsen. Thiere sind ohne Pflanzen, Menschen ohne beides nicht zu denken; man sah also wie sie vom Himmel stammten und so ward Himmel und Erde zum heiligen Götterpaar, dem man nun auch jene alten Götter als Söhne zutheilte. Ein fernerer Beweis für das spätere Alter jener neuseeländischen Sagen liegt in der Stellung, welche die Menschen jetzt schon haben. Sie stehen vollständig im Mittelpunkt; ihr Gott, Tumatauenga, besiegt alle übrigen Götter, er ist der stolzeste; wir sehen hier also einmal, wie der Mensch der Natur gegenüber sich sicher fühlt, wie er sie nicht mehr als das übermächtige allein göttlich belebte Wesen ansieht, sondern wie er sie beherrscht, trotzdem, daß jeder einzelne Zug des Lebens noch von Göttern geleitet ist. Zweitens sehen wir aber ein bewußtes dichterisches Auffassen, Erklären und Zusammenfügen der Thatsachen, welches entschieden erst einer späteren Zeit angehören kann. Man denke, ganz abgesehen von jener sentimentalen Deutung des Nebels und des Taues nur an die Auffassung und Schilderung oder besser gesagt mythologische Darstellung des Zwiespaltes in der Natur. Daß nun gar die Version bei Taylor, nach welcher der Schöpfung erst der Gedanke und dann das Wollen vorausging, einer sehr späten Zeit angehört, das liegt auf der Hand. Uebrigens ist nicht nöthig, bei ihr an europäischen Einfluß zu denken. Daß erzählt wird, der Himmel habe mit Havaiki das feste Land erzeugt (Taylor 14 f.) weist ferner auf eine spätere Zeit dieser Mythenbildung, als die Maori schon in Neuseeland, dem neuen Festland wohnten; denn nur dann konnte ihnen dieses als Kind der alten Heimath, Havaikis und des alles schaffenden Himmels erscheinen. Daß aber der Mythus von Tangaloa älter ist, als jene eben erzählten, daß er wirklich der älteste polynesische ist, den wir kennen, auch das dürfte sich beweisen lassen. Zunächst durch die weite Verbreitung seines Namens, der überall in ganz Polynesien herrschte, und zwar überall als Weltbildner geherrscht haben muß, da wir auf den Markesas noch die Sage vom Auffischen der Inseln, auf Neuseeland noch die von dem Vogel, der das Weltei legt, vorfinden, freilich ohne Namen des Gottes. Dann aber ist ein sehr großes Gewicht darauf zu legen, daß wir gerade in den Centralpunkten polynesischen Lebens, in Samoa und Tonga einerseits und Tahiti andererseits den Gott noch in seinem alten Leben fanden. Als die Polynesier noch alle in Samoa

wohnten, galt der Mythus noch, auch noch als sie nach Tahiti wanderten, wo man ihn gleichfalls festhielt; den späteren Auswanderern verschob er sich durch ihre anderweitigen Schicksale. Dabei ist noch auf zwei Punkte aufmerksam zu machen: einmal darauf, daß auch in Tonga, obwohl man dort in einzelnen Sagen das Alte, Aechte aufbewahrt hatte, doch gleichfalls Tangaloa herabgesunken war zum Schutzpatron der Handwerker; und umgekehrt, daß man in Neuseeland doch auch noch eine Ahndung hatte von seiner alten Herrlichkeit: denn Taylor scheidet ja eben zwischen den Göttern und trennt die alten, die Söhne der Nacht, zu denen Tangaloa gehört, als ganz geschieden von den späteren, den Söhnen des Lichts, des Himmels.

Wir haben so das Wesen Tangaloas vollständig betrachtet; ehe wir aber zu dem zweiten Hauptgott der Polynesier kommen, wollen wir Einiges noch, was im Vorhergehenden erwähnt werden mußte, gleich vollständig abhandeln, zunächst die Lehre von der Schöpfung und dann was noch über Rangi und Papa zu sagen ist. — Auf Samoa ward von der Trennung des Himmels und der Erde ganz Aehnliches erzählt, wie unter den Maoris. Der Himmel war der Erde so nah, daß die Menschen kriechen mußten. Taro und andere Pflanzen drängten ihn dann freilich empor, allein immer noch stießen die Menschen mit den Köpfen an. Dann kam ein Mann der zum Dank für einen Trunk, welchen ihm eine Frau reichte, den Himmel emporstieß: den Ort, wo die Pflanzen wuchsen und die Fußstapfen des Mannes welcher nach einigen Tikitiki hieß, zeigt man noch (Turner 245). Dieser Mythus mag auch auf Tonga bekannt gewesen sein; doch erwähnt ihn Mariner nicht (gegen Schirren 42). Es ist sehr zu beachten, daß in dieser Sage Himmel und Erde als durchaus ungöttlich und unpersönlich erscheinen. Die ganze Welt stellen die Samoaner sich als durch Streit geworden vor. Den Gott der Tiefe Fe'e (Feke) besiegte der Meeresgrund, diesen die höheren Felsen, sie wieder die vulkanischen Gesteine, die Erde die letzteren; die Erde ward besiegt durch die Steine, diese durch die Pflanzen, die Pflanzen durch die Raupen, die Reptile durch die fliegenden Vögel. Daher sind auch die Menschen in ewigem Krieg und besiegen einander (Turner 250). Auch auf Tahiti und Rarotonga sind Himmel und Erde in ihrem dichten Aufeinanderliegen durchaus unpersönlich gedacht; durch eine niedere und unscheinbare Pflanze (Teva, Dracontium polyphyllum) emporgehoben, wird der Himmel auf

Tahiti vom Gotte Ru zur jetzigen Höhe aufgerückt (Ellis 1, 116), zu Rarotonga aber durch einen Menschen, der sich aufs äußerste gegen ihn stemmt, erst bis zur Höhe der Tevapflanze, dann bis zu der eines Baumes (einer Feigenart, der Ficus religiosa verwandt), darauf bis zu den Bergspitzen und endlich bis zur jetzigen Lage emporgestoßen, weshalb der Mensch als „Himmelsheber" (vgl. papa-langi) göttlich verehrt ward (Williams 544). Hier ist also der Mythus noch mehr vermenschlicht. Anders ists zu Raiatea: da hielt ein Seeungeheuer, ein Tintenfisch, den Himmel auf der Erde fest; nach seiner Tödtung durch den Gott Maui flog der Himmel empor. Dem Himmelsheber auf Rarotonga halfen dagegen zahllose Libellen, die Stricke, mit denen Himmel und Erde verbunden sind, zu lösen (Williams eb.). Diese Stricke sowie den Tintenfisch findet man auch in neuseeländischen Mythen.

Die Personifikation des Langi oder Rangi, wie wir sie zu Tonga — den sehr schönen Mythus, der sich an den Namen des Gottes knüpft, haben wir S. 93 f. erzählt — auf Neuseeland und Tahiti (hier heißt Langi Rai; Ellis 1, 201, und vielleicht ist der Gott Raa 285; 325 dasselbe Wort) finden, ist nach alle dem Vorstehenden, welches Himmel und Erde, Rangi und Papa stets unbeseelt zeigt, entschieden erst späteren Ursprungs. Das geht schon daraus hervor, daß Langi nicht, wie alle Götter, wie auch Tangaloa, in Bulotu wohnt, sondern im Himmel selber. Wäre er einer der alten ächten Götter, wir fänden ihn ebenso gut in Bulotu wie die übrigen; das geht auch schon aus seinem ganz und gar deutbaren, man möchte sagen materiellen Namen hervor, denn Langi heißt überall Himmel.

Ganz anders aber finden wir es mit einer anderen Gottheit, deren Namen wir bei den Schöpfungsmythen schon erwähnten und der erstaunlich oft in Polynesien genannt wird, da er weitaus die lebensvollste Figur polynesischer Mythologie ist, bei Maui.

Maui, so erzählen die Tonganer, trägt die Erde auf seinem Rücken; daher entstehen, wenn er sich bewegt, Erdbeben und man schlägt daher, wenn die Erde zu beben anfängt, unter dem heftigsten Geschrei mit Stöcken auf den Boden, damit Maui sich ruhig verhalte (Wilson 390; authent. narr. 152; Mariner 2, 120; Hale 23; Wilkes 3, 23). Nach Mariner liegt er flach, die Erde auf ihm und sie bebt, wenn er sich wenden will; nach anderen Berichten (Geschichte 46) trägt er sie auf den Schultern und sein

Einnicken erregt die Erschütterungen. Besonders wichtig ist es, daß er zugleich als Emporzieher des Festlandes gilt, wie Tangaloa; er fischt es an der Angelschnur empor, zunächst Ata, dann Tonga, dann die Habaigruppe, schließlich Vavau, wobei zu beachten, daß in dieser Reihenfolge die Inseln von Süden nach Norden streichen; die Ebenen hat sein Fuß platt getreten, wo er nicht hinkam, blieben Berge (Geschichte 45). Und nun wird von ihm derselbe Mythus erzählt, welcher in Samoa von der Tochter Tangaloas berichtet wird: die aufgefischte Insel bedeckt sich mit einer Pflanze, aus deren modernden Theilen ein Wurm entsteht; dieser von Maui (der die Gestalt eines Vogels angenommen hat) zerpickt, wird zu zwei Männern, den Stammvätern der Tonganer, welchen die Frauen aus Bulotu zugeführt werden (Sarah Farmer bei Schirren 35). Man nahm drei Mauis an, Vater, Sohn und Enkel oder Neffe; mit Beinamen Maui Motua, Atalonga und Kitschikitschi. Dieser letzte, der eigentliche Held, folgt heimlich seinem Vater durch eine Höhle nach Bulotu, wo ihn dieser hinschickt, von Maui Motua Feuer zu holen. Mehrmals bläst er es aus, um sich jedesmals neues zu erbitten; dadurch und weil er den Ahn auch sonst noch reizt, geräth er mit ihm in Streit und zerbricht ihm die Knochen, so daß der Alte, Maui Motua, matt und lahm unter der Erde liegt. Maui Atalonga verbietet seinem Sohn, das Feuer mitzunehmen, dieser aber ungehorsam setzt alles in Brand, woher die Menschen nun für immer Feuer, um Speise zu kochen, haben (eb.). Nach anderer Version ist Maui Kitschikitschi der Bruder des Atalonga, welcher Feuer von der Erde erhält und es in die Bäume bannt, damit es nie verloren gehe. Den Eisenholzbaum (Toa) schafft er erst, der einst in den Himmel hineinreichte, so daß der Gott Etumatubua daran hinabstieg (Geschichte 45; vergl. Wilkes 3, 23). Zur Zeit des Vaters beider Maui, der unter der Erde wohnt, die er trägt, war ewige Nacht und nur der Mond schien (Lawry bei Schirren 36).

Die tonganische Sage, welcher der Bericht von Rive genau entspricht (Turner 255), häuft vieles auf Maui, was die samoanische noch gesondert hält. Talanga, erzählt Turner 253, war ein Freund des unterirdischen Gottes Mafuike, welcher die Erdbeben hervorrief. Er besuchte ihn durch einen Felsen, den er durch Zaubersprüche öffnete und zuschloß. Sein Sohn aber, Ti'iti'i, schleicht dem

Vater gegen dessen Willen nach, um Mafuike Feuer zu holen; schon hat er es erhalten, schon kocht er seine Speise, als ihn Mafuike angreift und ihn nur, nachdem er selber den einen Arm verloren, in Besitz des Feuers läßt: er könne es überall leicht finden, denn es stecke in jedem Holz, aus welchem man es hervorreiben könne. Nach diesem Kampfe kann Mafuike, der Samoa trägt, es nur noch auf einem Arm halten. Das ist gut, sagen die Samoaner bei Erdbeben, daß Mafuike nur einen Arm hat, sonst würde es uns schlimm ergehen. Denselben Mythus, nur minder ausgeführt, erzählt auch Wilkes; und Mafuike wird, indem man sich auf die Erde wirft und sie aufgräbt, bei Erdstößen aufs heftigste bedroht, daß er Ruhe halte und die Erde nicht zerbreche (Williams 444). Es ist daher wohl nur eine irrthümliche Namenvertauschung, wenn Williams (auf derselben Seite) hinzufügt, Tiitii ataranga trage die Erde und Mafuike habe ihm den Arm gebrochen im Kampfe. Er trägt die Insel Savaï in seinem linken Arm, und das ist gut, denn trüge er sie auf seiner Rechten, so würde er die Insel längst zertrümmert haben, und allen Männern ist der linke Arm schwächer, wie der rechte, weil er dem Gott zerbrochen wurde (eb.). Mit Recht zieht Schirren 37 hierher auch die Mythe, welche Walpole 2, 381 f. erzählt; Tati und Opolu wohnten in einer Höhle, Tati hielt Samoa auf seiner linken Hand, welches damals vielfach von den Göttern besucht wurde; ja Itu zog einen Felsen aus dem Wasser, damit die Menschen sich die Haare trocknen könnten. Eine Menge Regen löschte alles Feuer, nur Tati behielt seinen Feuerstein, um welchen mit ihm Opolu rang und ihm außer beiden Beinen den rechten Arm abhieb. Dann gab er Samoa Feuer und legte die Insel in des Gottes linke Hand; in der rechten hätte er sie gleich zertrümmert. Auch Opolu zog sich vor der Schlechtigkeit der Menschen in die Erde zurück. Der böse Geist wollte die Insel verderben; aber vergeblich.

Und auch folgender andere Mythus, den uns gleichfalls Walpole (2, 375 f.) erzählt, gehört, wie sich gleich zeigen wird, in Mauis Kreis. In Samoa lebte einmal ein Mann, der wie der weiße Mann immer unzufrieden war mit dem, was er hatte. Der Poe (gegohrene Brodfrucht) war ihm nimmer gut genug und er plagte seine Familie sehr mit neuen Einfällen. Zuletzt war ihm auch sein Haus nicht mehr gut genug und er beschloß, ein neues von Stein

zu bauen. Von großen Steinen soll es sein, sprach er, und soll ewig dauern. Er stand früh auf und arbeitete bis in die Nacht, aber die Sonne ging zu schnell am Himmel, die Steine waren schwer und weit entfernt, so daß seine Arbeit nur langsam vorwärts rückte. Tag für Tag plagte er sich so, aber die Sonne lief immer schneller und schneller. Da kam er eines Abends auf den Gedanken, daß, weil die Sonne immer desselben Wege ginge, er sie anhalten könne, bis seine Arbeit fertig wäre. Er stand also vor Tage auf, stach in See und warf der Sonne ein Seil um den Hals, aber die Sonne ließ sich nicht aufhalten und ging ihren Weg. Er stellte Netze, wo sie heraufkam, aber sie stieg doch in die Höhe. Er verbrauchte alle seine Matten dazu, aber vergebens. Die Sonne nahm ihren Lauf und verlachte seine Anstrengungen mit heißen Winden, die sie schickte. Unterdessen stand der Hausbau still und der Mann verzweifelte fast. Endlich erbarmte sich der große Itu (eine zähe Schlingpflanze) seiner, da sie sein Geschrei hörte und versprach ihm Hülfe. Die Ranken der Pflanzen wuchsen größer und größer, der arme Mann machte eine Schlinge daraus und begab sich mit seinem Kahn aufs hohe Meer. Es war die schlechte Jahreszeit, wo die Sonne trübe und schläfrig ist. Müde kam sie herauf, sah nicht umher und steckte den Kopf in die Schlinge. Sie zog und riß daran, aber Itu hatte den Strick zu stark gemacht. Jetzt baute der Mann sein Haus; die Sonne schrie und schrie und ertrank beinahe, aber erst als der letzte Stein eingefügt war, durfte sie ihren Lauf fortsetzen. Das Seil des Itu vermag Niemand zu zerreißen — das war die Nutzanwendung, von welcher ausgehend und mit welcher der samoanische Führer Walpolen die Legende erzählte, als dieser eine Itu-Ranke, welche ihm hinderlich war, zerreißen wollte. Auch Turner (249) berichtet dieselbe Geschichte, zwar nur ganz kurz, aber dennoch in einigen Hauptzügen anders: ein Jüngling fing auf den Rath seiner Mutter die aufgehende Sonne in einem Strick und hielt sie so lange fest, bis sie versprach, langsamer zu gehen, damit jene ihre Arbeiten vollenden konnten. Und so mag denn noch ein anderer Sonnenmythus aus Turners Werk (248) hier angeführt werden: ein Mädchen, schwanger von der aufgehenden Sonne, gebar einen Sohn. Als dieser herangewachsen heirathen will, schickt sie ihn zu seinem Vater, dem Sonnengott, daß er ihn berathe; der aber schenkt ihm einen Kasten, welcher voll verschie-

denes Segens ist. Dieser Mythus lebte auch auf Tonga, hier aber stumpfer. Die Jungfrau, von der Sonne schwanger, gebiert gleichfalls einen Knaben, den man, da er sehr unbändig war, in einem Kahn fortschickt, daß er mit seinem Vater in der Luft lebe: die Mutter wurde zum Felsen, welchen man noch auf Tonumea, der südlichsten Insel der Habaigruppe zeigt (Geschichte 47—8). Auch auf Neuseeland kannte man Aehnliches: eine Jungfrau gebar einem Gott aus ihrem Arme einen Sohn, der gleich nach der Geburt zur Sonne aufflog; von dort kam er in einem Kahn zurück (Brown 82). Reichlicher und fast noch ursprünglicher lebt Maui in den Sagen der vom samoanischen Centrum ausgewanderten Polynesier. Auf Tahiti hieß der Urheber der Erdbeben, der Erschaffer der Sonne Maui, wie Forster 467 berichtet, indem er in Maui nur einen anderen Namen Tangaloas sieht. Und wirklich galt auch als Mauis Gattin der Felsen Papa; wirklich ward auch von Maui erzählt, er habe ihn nach Osten durchs Meer geschleppt, wobei dann einzelne Stücke, die Inseln des Archipels, von ihm abgebröckelt seien, dessen Hauptmasse noch jetzt als Festland im Osten liege, ein Mythus, der im gesammten Archipel galt (Forster Bem. 135). Nach anderen Berichten soll auch er es gewesen sein, welcher die Erde an einem Angelhaken aus der Tiefe auffischte (Mörenhout 1, 450) und Tahiti war nach einem Mythus bei Ellis 1, 167 ein Fisch gewesen, ein Hai, dessen einzelne Theile die Eingeborenen erkennen sollten. Was nun in Samoa nur von einem namenlosen Mann gesagt wurde, das wird in Tahiti geradezu von Maui berichtet, welcher mit ungeheuerer Kraft die Sonne in Stricken halte, daß sie nicht schneller als er wolle zu gehen vermöchte (Wilson 289), oder wie Mörenhout (1, 450) den Mythus erzählt, er befestigte die Sonne, als die Menschen unter der allzuweiten Entfernung derselben litten. Dasselbe erzählt Ellis 3, 170 (Thermann und Bennet gleichfalls), nur daß hier Maui, mehr vermenschlicht, als Priester oder Häuptling der Vorzeit auftritt, der einen Marae bauen wollte. Er mußte ihn noch vor Nacht vollenden und als nun die Sonne sinken wollte, ehe er fertig war, ergriff er sie bei ihren Strahlen und band sie mit einer Schnur an den Marai oder einen Baum fest, bis er fertig war. Seitdem geht die Sonne langsamer. Sonst denkt man sich die Sonne als Feuerball, der Abends ins Meer fällt, so daß man auf den westlichsten Inseln bis-

weilen ihr Ziſchen gehört hat; ſie eilt dann unter dem Meere her, um Morgens wieder aufzugehen (Ellis 3, 170). Maui war es übrigens auch (Bericht von Raiatea, Tyerm. und Bennet 1, 526), welcher jenes Ungeheuer, das den Himmel auf der Erde feſthielt, tödtete und dadurch das Auffliegen des Himmels bewirkte. Ferner faßten ihn die Tahitier noch als alten Weiſſager auf, der in längſt vergangener Vorzeit die Ankunft eines Schiffes ohne Ausleger — wie zu Rarotonga Tangaloa — und ferner eines Fahrzeuges auch ohne Takelwerk vorher verkündet und auf rein techniſche Weiſe die Möglichkeit eines ſolchen Schiffes glaublich zu machen verſucht habe (Ellis 1, 382 f.).*)

Die Mangarever, deren Hauptgötter Tangaroa, Oro, Mahui (Maui) ſind (Mörenh. 1, 110), erzählten, daß ihre Inſel durch Maui aus der Tiefe aufgefiſcht, daß die erſten Menſchen ferner von Maui in allem nützlichen unterrichtet ſeien (Leſſon Mang. 114). — Auch auf Nukuhiva war Maui bekannt. Denn die dortigen Areois begannen ihre Freudenfeſte im Anfang Oktober, um „die Rückkehr Mauis“ zu feiern; ſie legten am Ende der fruchtbaren Jahreszeit gegen Ende April oder Anfang Mai das Trauergewand an, um wegen des Abſchiedes der Götter zu trauern und trugen es bis zu Mauis Wiederkehr (Mörenh. 1, 501 f.).

Auf Hawaii herrſchte vor undenklich langen Jahren, ſo erzählt die einheimiſche Chronik, das Epos Mo' oölelo Hawaii bei Hale (133; 23), ein König Namens Atalanga, der vier Söhne hatte, Mau-imua, Maui-hope, Maui-tiitii und als vierten und jüngſten, der ihm in der Regierung folgte, Maui-atalanga. Dieſer letztere ſtieg zur Sonne empor, um ihre Strahlen einzufangen; auch wollte er die

*) Andere Mythen, welche entweder zum Maui- oder zum Tangaloakreis gehören, ſind folgende. Tatuma und Tapuppa, ein männlicher und ein weiblicher Felſen, die Träger der Erde, erzeugten den Totorro, der getödtet und zertheilt wurde. Die Theile ſeines Körpers bildeten die einzelnen Inſeln; ſeine nachgeborenen Geſchwiſter Otea (männlich) und Oru (weibl.) erzeugten zuerſt andere Länder, dann Götter. Nach Oteas Tod heirathete Oru ihren Sohn, den Gott Teorraha, welcher noch mehr Land, die Thiere und die Lebensmittel ſchuf, ſowie den Himmel. Dieſen tragen Männer, welche Tiſ-e-rai heißen (Cook 3. R. 2, 359). Auch den Mythus vom Aufiſchen Tahitis erzählt Cook (358), doch ohne zu ſagen, wer der Fiſcher war.

Inseln des Archipels zu einem großen Festland einigen, weshalb er sie in einen Kahn packte und diesen an einen Haken hinter sich herzog; allein der Haken riß, die Einigung unterblieb. Eine Insel hat von ihm den Namen erhalten. Der Zug, welchen nach Jarves 29 König Kana unternahm, um von dem Sonnenverfertiger Kahoa alii die im Krieg verlorene Sonne wieder zu erobern, wird von Mörenhout 1, 450 dem Maui beigelegt. Und so erzählt auch Jarves 26, daß Maui die Sonne in ihrem Lauf angehalten habe, damit sein Weib eine angefangene Arbeit noch vor Nacht vollende.

Am reichsten fließen unsere Quellen in Betreff Neuseelands und zwar zunächst wieder bei Grey, der in der ersten Mythe (10) sagt, daß Makea-tu-tara (männlich) und Taranga (weiblich) vier Söhne, alle Maui genannt, gehabt hätten, darunter den jüngsten Maui-tikitiki. Grey erzählt ferner von S. 15—59 die Abenteuer dieses jüngsten Maui, wie er als Frühgeburt von seiner Mutter mit einer ihrer Haarlocken umwunden ins Meer geworfen aber wunderbar erhalten den Namen Maui-tikitiki-a-Taranga d. h. Maui gebildet in der Haarflechte der Taranga (so erklären die Maori den Namen) annimmt; wie er dann seiner Mutter Weg, die alle Nacht um ihn zu pflegen kommt und Morgens verschwindet, erkundet, wie er ihr als Vogel nachfliegt in die Unterwelt, dort von ihr und seinem Vater erkannt und anerkannt wird; wie ihn der letztere tauft, aber mit einem kleinen Verstoß gegen die Taufceremonien, so daß die erzürnten Götter Mauis Tod bestimmen. Dann bringt er seiner Ahnin, der zauberkräftigen, aber menschenfressenden Göttin Muriranga-wenua (Hinter-Himmel- und -Erde) ihre Speise und diese welche ihn endlich als ihres Stammes erkennt, schenkt ihm einen zauberkräftigen Kinnbacken. So ausgerüstet zieht er zunächst gegen die allzurasch wandernde Sonne, fängt sie in neuerfundenen Stricken, verwundet sie aufs heftigste mit jenem Kinnbacken und zwingt sie so langsamer zu gehen. In Todesangst rief damals die Sonne aus: warum wollt ihr Tama-nui-te-Ra (das große Kind des Lichtes) tödten? und so verrieth sie ihren zweiten heiligen Namen, welchen Niemand zuvor kannte. — Nach langem unthätigen Sitzen geht er endlich auf die Vorwürfe der Seinen mit seinen Brüdern zum Fischfang; jener Kinnbacken, mit seinem eigenen Blut bestrichen ist sein Köder und nun zieht und zieht er unter Zauberformeln den „Fisch des Maui", ika te Maui, d. i. Neuseeland selbst

heraus; weil ſeine Brüder aber ſich dieſer Beute nahen, ſo ſträubt der Fiſch die Floſſen und ſpringt hin und her; daher die Inſel auch heute noch ſo zerriſſen und gebirgig iſt. Der Fiſchhaken iſt noch heute in einem Felſen der Habichtsbucht zu ſehen. Der Berg Hiko-rangi (Himmelsſchwanz) iſt es (Dieffenb. 2, 89 f.); nach Polack narr. 1, 358 eine Inſel. — Eine andere intereſſante Verſion der Erdfiſchung theilt Servant (ann. p. l. prop. d. l. foi 1844, V, 15 f. und daher Michelis 69) mit: Maui, der von der Göttin Hina zwei Kinder hatte, tödtete beide und fiſchte mit ihren Kinnbacken Neuſeeland, welches eine Taube ihm vollends aufziehen mußte. Die rechten Augen der getödteten Kinder wurden Morgenſtern (Matariki) und Abendſtern (Rare-ahiahi). — Dann macht er ſich auf, das Feuer Mahu-ikas (weiblich; ſamoan. Mafu-ike männl.) zu holen, wohin ihm ſeine Mutter Taranga den Weg zeigt. Die Göttin des Feuers erkennt ihn als ihren Enkel, reißt ſich einen Fingernagel aus, den ſie ihm, damit er Feuer habe, übergibt. Er aber löſcht die Gluth und ſo zwanzigmal, bis ſie ihm den letzten Nagel auch der Füße gegeben hat: da im Zorn ſteckte ſie die Welt in Brand. Allein Maui ruft ſeine Ahnen Tawirimatea (Gott der Winde) und Wati-tiri-ma-takataka zu Hülfe, welche das Feuer Mahu-ikas trotz ihres Wehklagens auslöſchen; nur einige Funken deſſelben rettet Maui in das Holz einiger Bäume, von denen man es daher immer bekommen kann. — Nachdem nun Maui noch ſeinen Schwager Irawaru (d. h. der achtfleckige) in einen Hund verwandelt hat, ſucht er ſeine Ahnin Hine-nui-te-po (die große Greiſin Nacht), deren Augen feurig durch den Himmel ſtrahlen und die ihm Verderben droht, zu beſiegen: ſie wohnt, wo Himmel und Erde aneinanderſtoßen. Er kriecht, um ſie zu vernichten, in ſie hinein: gegen ſein Verſprechen aber lacht einer der Vögel, welche zuſehen, laut auf, Hine erwacht, beißt zu und ſo ſtirbt Maui, deſſen Nachkommen an verſchiedenen Orten der Welt leben.

Es kann uns hier nicht einfallen, alle die mannigfaltigen Mauiſagen Polyneſiens zu erzählen, ebenſo wenig als man in einer culturhiſtoriſchen Schilderung Griechenlands alle Herakles̃ſagen anführen würde. Nur einzelnes, was zur Ergänzung des Geſagten nöthig iſt, fügen wir noch bei. So war es Maui, welcher die ganze Welt ausmaß, indem er ſie mit raſchen Schritten durchwanderte (Davis 193). Anderwärts gilt er für den großen Lehrer des Volkes, den man

Kahn- und Hausbau u. s. w. verdankt, ja der, ein Geist, auch Himmel und Erde geschaffen oder wenigstens bei der Entstehung der Erde durch Rangi und Papa geholfen habe (Dieffenb. 2, 90; 100), welcher letztere Zug vielleicht sich auf eine ähnliche That bezieht, als sie der raiatanische Mythus erzählt, auf die Tödtung eines Unthiers, wodurch die Trennung von Himmel und Erde erst ermöglicht ward. Taylors Bericht stimmt genau zu Grey: nur ist nach ihm Maui der jüngste von 6 Brüdern. Mahuika aber nicht seine Großmutter, sondern männlich gedacht und also sein Großvater; und da er Hine-nui-te-po zu besiegen vorhatte, versuchte er erst Sonne und Mond zu löschen; durch seinen Tod brachte er den Tod unter die Menschen (24—31). Drei Brüder nennen Nicholas (1, 56) und Shortland (a 42 f.) sie heißen bei letzterem Maui mua (alter Maui, welcher nach D'Urville a 2, 513 die Welt auffischt, während Mauipotiki sie dann erst formt) Maui tike-tike-o-te-rangi (Maui dick wie der Himmel) und Maui potiki (junger Maui) und dieser ist der Hauptheld der weiteren Geschichte, in welcher Maui potiki das Feuer von Hine-nui (nicht von Mahu-ika) holt und dabei seine ihm feindlichen Brüder umkommen läßt; Hine-nui stirbt gleichfalls dabei und zwar in einer Feuersbrunst, welche Maui selbst anzündet. Bei Brodie 163 wird auch Rangi-wenua männlich gedacht. Mehrfach wird erzählt, Maui hätte Feuer in die Hand genommen, dieses aber sofort wieder weggeschleudert; nach Yate ging damals die Sonne zuerst unter, welche Maui dann am Morgen zurückbringt und sie nun an den Mond bindet, so daß man nun immer Licht hat, außer wenn Maui erzürnt seine Hand vor den letzteren hält. Nach Polack mann. 1, 15 entstehen aus diesem weggeschleuderten Feuer die Vulkane; nach demselben Berichterstatter fischt Maui keinen Fisch, sondern gleich das Land, welches er an die Sonne festknüpfte; beim Heraufziehen erhielt dies Ai na Maui (Mauis Erzeugtes) Risse und Schrunden, das sind die Berge und Thäler; oder er ließ nach Hale das Land, da er es nicht allein zu heben vermochte, durch eine Taube aufziehen. Diese und viele andere Sagen und Versionen findet man zusammengestellt bei Schirren 29 f.

Gehen wir nun zur Deutung dieses Mythenkreises. Aus dem Umstand, daß es mehrere Maui, 3—6 Brüder gibt, welche alle nur durch Beinamen verschieden sind, ist gewiß nicht mit Dieffenbach

(2, 88; Nicholas 38) zu schließen, daß wir es hier mit einem vergötterten Menschen zu thun haben; richtiger ist wohl der Schluß, daß der Name später zu einer Art von Appellativum und Abstraktum wurde, da die Veränderlichkeit der Sage vielleicht schon ehe dies geschah, aus einer Person mehrere gemacht hat. Jedenfalls aber haben wir es hier mit dem ausgedehntesten und wandelvollsten Mythus Polynesiens zu thun, denn Maui wird von Schirren mit Tangaloa „identificirt" aber außerdem auch noch eigentlich mit jedem beliebigen anderen Gott, denn Maui ist ihm (85) „der vorzüglichste Repräsentant" der polynesischen Götterwelt. Schon Forster (Bem. 467) sagt, daß Tangaloa als Urheber der Erdbeben Maui hieße; und so meint auch Hale (24) daß die Polynesier ursprünglich wohl nur eine Gottheit verehrt hätten, allein nach den verschiedenen Thätigkeiten des Gottes unter verschiedenen Namen: Tangaloa als Weltschöpfer; als Welthalter Maui, in seinem Verkehr mit den Menschen Tiki; und daß diese Namen mannigfaltig untereinander gewirrt seien. Allein wäre nun schon eine solche monotheistische Auffassung des Göttlichen höchst auffallend, so fragt es sich doch zunächst, was heißt das, ein Gott ist identisch mit einem anderen? Doch sicher nur, die erste mythenbildende Thätigkeit eines Volkes hat dieselbe ihr zu Grunde liegende Erscheinung (sei dies nun eine rein natürliche oder eine ethische) zweimal sich durch Personifikation zur Anschauung gebracht, so daß diese beiden so entstandenen Gottheiten nur in Beziehung auf den Namen und andere Nebendinge verschieden sind. Oder: zwei Personifikationen, zwei Gottesbegriffe, an und für sich auf verschiedener Anschauung beruhend, sind im Lauf der Zeiten sich einander immer mehr genähert und durch Uebertragung von einem auf den andern immer mehr ausgeglichen worden, bis zuletzt kein Unterschied zwischen den beiden ursprünglich verschiedenen mythologischen Gestalten war. Keine von beiden Gleichstellungen paßt auf Maui und Tangaloa oder irgend einen anderen polynesischen Gott, da beiden nur einzelne und keineswegs wichtige Züge oder nur einzelne Thaten gemeinschaftlich zugeschrieben werden. Schirren geht hier mit völlig mangelnder Kritik viel zu weit. Und was Hale sagt, ist unklar. Denn nennt eben ein Volk den Weltschöpfer Tangaloa, den Weltalter Maui (obgleich dieses Prädikat auf Maui gerade gar nicht paßt, sondern nur durch eine Verwechselung mit Rafuike entstanden ist), so faßt es damit nicht einen Gott in

verſchiedener Thätigkeit auf, vielmehr perſonificiert es verſchiedene Anſchauungen zu verſchiedenen Perſonen, welche alſo die Mythologie von einander trennen muß. Wollte man einer anderen Auffaſſung folgen, ſo müßte dieſe ſehr ſorgfältig und ſtreng bewieſen ſein; was denn doch für die Polyneſier unmöglich ſein dürfte.

Aber jedenfalls iſt es richtig, daß wir manche Züge und Thaten Tangaloas auch als Thaten und Züge Mauis berichtet finden. So gelten beide als Weltenfiſcher, Tangaloa auf Tonga, Samoa, vielleicht auf Nukuhiva, Maui auf Neuſeeland, Tahiti, vielleicht auf Hawaii (Hale 23), beide auf Tonga; ferner iſt wohl zu beachten, daß auch tahitiſche Mythen den Tangaloa und Maui in ſehr nahe Wechſelbeziehung die Erdſchöpfung betreffend ſetzen: ſo ein kosmogoniſches Lied bei Mörenhout (1, 449), deſſen Ueberſetzung Schirren (70) berichtigt hat. Beide ſind ferner Herren und Schöpfer der Sonne, ſo nach Forſter auf Tahiti, auf Hawaii, wo ſie Maui vom Sonnenverfertiger Kaaroa-alii wiederholt, beide gelten (Forſter Bem. 467; 135) als Gatten des Felſen Papa, durch welchen ſie die Inſeln entſtehen laſſen; und während ſonſt Tangaloa den Himmel wölbt oder ihn (Neuſeeland) emportreiben hilft, ſo thut dies zu Raiatea, vielleicht auch zu Neuſeeland in anderen Mythen Maui, wie die Wolkenſchiffe vielfach dem Tangaloa, in Tahiti aber dem Maui gehören.

Ferner iſt es aber auffallend, daß Maui ſo viele und ſo bunte Schickſale durchzumachen hat, wie kein anderer Gott. Zahlloſe und oft höchſt wunderliche Abenteuer häufen ſich auf ihn. Ja er hat entſchieden etwas Menſchliches. Er wird geboren, er ſtirbt, er hat Brüder, irdiſche Nachkommen (Grey 15), in einigen Ueberlieferungen einen menſchlichen Stammbaum. Und doch iſt er wieder zu göttlich, als daß wir ihn für einen erſt ſpäter vergötterten Menſchen halten könnten. Er gilt als Nachkomme von Rangi und Papa, als Verwandter oder Enkel von Hine-nui auf Neuſeeland, in Bulotu wohnt nach tonganiſchem Glauben ſein Vater — und ſo ließe ſich noch viel zuſammenſtellen. Merkwürdig und alſo wohl zu beachten iſt dann ſchließlich noch, daß er nirgends einen Tempel, nirgends Prieſter oder irgend welchen Cultus hat; denn das hawaiiſche Idol Mai bei Cook (3. R. 3, 457) gehört nicht hierher; und was wir von den Feſten der markeſaniſchen Areois oben erzählten — Verwandtes werden wir auch in Tahiti finden — das iſt kein Cultus, welchen Maui unmittelbar empfing.

Wir haben jetzt alle Schwierigkeiten, welche zu lösen sind, uns vorgelegt und können nun zur Lösung selbst schreiten. Der Mythus von Maui ist, wie das Andere (Schirren, Mörenhout) schon längst gesehen haben, ein Sonnenmythus. Alle einzelnen Züge dieses Mythus zu deuten, wäre überflüssig; denn wer verkennt in dem rastlos schreitenden, im feuerbringenden, im meergeborenen, durch die Nacht sterbenden Maui die Sonne? Ebenso liegt es nahe, daß der Sonnengott Gewalt über die Sonne hat, daß er sie fesseln, den Mond an sie befestigen, den Mond verdunkeln kann; daß ferner durch ihn erst Himmel und Erde getrennt werden. Und wer wollte nach den Gebräuchen der markesanischen Areois, welche bei Mauis Wiederkehr ihr Festgewand anlegten bis „zum Abschied der Götter", bis zum Winteranfang der südlichen Halbkugel, worauf sie bis zur Wiederkehr Mauis trauerten, wer wollte hiernach noch zweifeln, daß Maui die mythische Personifikation der Sonne sei? Auch ist das meiste dieser Bezüge von Schirren auf das Umfassendste erklärt worden, wenn gleich er sich nicht immer in den Schranken einer besonnenen Kritik hält. Uns aber bleiben noch andere Schwierigkeiten.

Zunächst müssen wir von Mafuike, Mahuika sprechen, welche man vielleicht mit Maui identificirt hat, von jenem ungeheuren Gott, welcher die Welt trägt. Wäre es nun auch schon höchst seltsam, wenn die Mythen so verwirrt wären, daß Mau in ihnen mit sich selbst kämpfen müßte: so wird doch jeder Gedanke an die Gleichstellung durch die neuseeländischen Mythen unmöglich, in welchen ja Mahu-ika als weibliche Gottheit auftritt (als männliche freilich bei Taylor); er wird unmöglich durch die Uebereinstimmung, mit welcher wir diese Gottheit in Samoa und Neuseeland finden. Man könnte nach der Namensform Mahui, unter der Maui bei Mörenhout auftritt, diesen Mafuika (tah. Mahu-ia) auch in diesem südöstlichen Theil Polyneſiens wiederzusehen glauben, und dann auch in Tonga, wo Mariner von einem Mo-ooi, welcher die Erde trägt, redet; doch sind diese Formen wohl nur Entstellungen des Namens Maui, wie denn auch von beiden von Mahui wie von Mooooi die wesentlichsten Züge des ächten Maui erzählt werden. Indeß ist es möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß der Mythus von Mafuike auch hier ursprünglich bekannt, später aber mit dem von Maui vermischt sei. Mafuike gilt nun als Gott der Erdbeben, des unterirdischen Feuers, der gereizt auch wohl

die ganze Welt in Brand zu setzen vermag, der seinen welterschütternden Zorn auch in tosend erregten Wogen zeigen kann (Mörenhout 1; 451) — denn bei Erdbeben geräth auch das Meer in Aufruhr. Allein von dem allmächtigen Sonnenlicht ist er trotzdem besiegt und ohnmächtig gemacht, welches ja täglich in die Tiefe hinabsteigt, aus der Tiefe sich erhebt. Die vulkanische Thätigkeit, das unterirdische Feuer der meisten Südseeinseln findet also in Mafuike ihre mythische Erklärung, welches denn doch vom ewigen strahlenden Tageslicht sowohl an Dauer wie an Glanz übertroffen wird.

Auch die vielfachen Berührungen mit Tangaloa sind nun leicht zu erklären, wenn wir zuvor noch einen Umstand wohl beachtet haben. Die Mythen, welche Maui betreffen, sind alle jünger, als die von Tangaloa: sie gehören überhaupt erst einer späteren Zeit der polynesischen Mythenbildung an. Denn erstlich gehört Maui durchaus nicht zu den Göttern, welche aus der Nacht entstanden sind, ja nicht einmal (in Neuseeland) zu den unmittelbaren Abkömmlingen Rangis und Papas, vielmehr setzt ihn die Sage mit diesen und mit den älteren Gottheiten (Hine-nui-te-po) durch künstliche Mittelglieder oder einfach durch eine Verwandtschaftsbezeichnung entfernteren Grades in Verbindung. Zweitens hat Maui keinen Cultus; drittens sind alle Sagen von ihm sehr viel menschlicher ausgebildet und fest eingeflochten in die Heldensage der verschiedenen Länder; und viertens, auch was man von ihm erzählt, ist theils ethisch gefärbt — er ist der große Lehrer der Menschen in Neuseeland und Mangareva — theils schon auf cultivirtere Lebensverhältnisse zurückgehend, als wir sie bei den ältesten Mythen finden. Kam aber diese neue Mythengruppe erst auf, als das leuchtende Himmelsgewölbe schon in Tangaloa mythisch personificirt, war, so mußte mancher Berührungspunkt sich von selbst ergeben mancher durch die Einrückung Manis, durch die Verwirrung, die Anziehung entstehen, welche bei so verwandten Vorstellungen eintreten mußten. Maui mochte nun, wie einst Tangaloa als Schöpfer der Sonne neben jenem auftreten; der Wolkenkahn konnte jetzt auch von Maui entsendet, die Erde von Maui aufgefischt werden, entweder (mit Schirren), weil er sie erst erhellt oder aber und wohl richtiger, weil das Meer, aus welchem die Erde hervorgezogen wird, gar nicht das irdische, sondern das himmlische Luftmeer war. Ist letzteres richtig, so stimmen auch die Mythen vom Auffischen und Herabwerfen der Erde, ja auch die von

dem Weltenei weit mehr zusammen. Später freilich faßten die Polynesier das Meer, aus welchem die Erde aufsteigt, als das wirkliche irdische Meer auf, in welches ja Maui täglich niedersteig, aus welchem er täglich sich erhob, in welchem man ihn täglich leuchtend verweilen, d. h. sich spiegeln sah. Auch war es wohl möglich, daß eine Verehrung der Sonne die des Himmelsgewölbes ganz verdrängte, weil die Sonne für den Beschauer stets der Centralpunkt des Himmels ist. Uebertragungen also von Tangaloa auf ihn mußten zahlreich stattfinden, während sie von ihm, dem jüngeren, auf jenen den älteren Gott, der noch dazu das Allgemeinere, Größere bezeichnete, nicht wohl eintreten konnten.

Woher kommt es aber, daß Maui gerade in der polynesischen man darf wohl sagen Heldensage eine solche Rolle spielt? Daß auf ihn eine solche Masse von Thaten gehäuft sind, die meist als höchst grandios, bisweilen aber als nicht ganz frei von Uebermuth, ja Bosheit geschildert werden? Es ist dies ein höchst merkwürdiger Punkt der Betrachtung. In allen Mythologien ist die Sonne verkörpert als ein streitbarer übergewaltiger Held, der die wunderbarsten Thaten verrichtet. So zeigte sich in Griechenland Bellerophon, Perseus und vor allen die Gestalt, welche dem polynesischen Maui am meisten entspricht, Herakles; so in der semitischen Mythe Simson, dessen thatkräftiger Eselskinnbacken wunderbar genug zu dem bezauberten Kinnbacken stimmt, welchen Maui besitzt*).

So hätten wir das Wesen Mauis und die auf ihn bezüglichen Mythen wohl hinlänglich erklärt, um weiter gehen zu können. Zunächst aber wollen wir auch hier einige untergeordnete Gottheiten nur kurz einschieben, die im Mauimythos erwähnt werden. Da ist zunächst Hine-nui-te-po, die große Greisin Nacht, die Mutter der urältesten neuseeländischen Götter (Taylor 16). Maui will sie besiegen, die als seine Ahnin gilt, es gelingt ihm aber nicht, ein Vogel oder sein Schwager, der ihn begleitet (Brodie 165), lacht, als er in das Innere der Göttin hineinkriecht und sie tödtet ihn. Wenn sie bei

*) Wir haben in einem kleinen Heft „altgriech. Märchen in der Odyssee" Magdeburg 1869, ausführlicher über die Sonnenhelden gehandelt und daselbst auch vielfach polynesische Mythen berührt. Doch verdient der Gegenstand eine ausführlichere und umfassendere Darstellung, wie wir sie weder dort noch hier geben konnten; wir hoffen, anderes Orts darauf zurück zu kommen.

Shortland (a, 44) als Göttin des Feuers erſcheint, ſo iſt dies nur ſpätere Uebertragung davon hergenommen, daß das unterirdiſche Feuer Nachts am gewaltigſten leuchtet oder aber daß man ſich das Reich der Nacht unterirdiſch dachte. Dieſe Göttin iſt nun auch auf Tahiti bekannt genug, wo ſie Hina heißt und Taaroas Tochter iſt, mit welcher er unendliche Zeiten allein lebte und dann mit ihr Himmel und Erde und Meer ſchuf (Ellis 1, 325). Als ſpäter einmal der Schatten eines Brodfruchtlaubes, welches Taaroa ſchüttelte, auf ſie fiel, ward ſie ſchwanger und gebar den Oro (eb. 326); auch die Tii ſind ihre und Taaroas Söhne (Mörenh. 1, 458 f.), wie es in einem alten tahitiſchen Gedichte beſungen war, in welchem ſie Hinnu-nui-te-marama „die große Hine des Mondes" (eb. 460) heißt. Als Mondgöttin zeigt ſich Hina auch in einem anderen Liede bei Mören-hout (eb. 428):

Sprach Hina zu Fatu (Erde):
Laß wieder auferſtehn die Menſchen.
Sprach die Erde:
Ich werde ſie nicht wieder erwecken.
Wird ſterben die Erde,
Sterben die Pflanzen, ſterben die Menſchen.
Sterben die Sonne.
Sterben die Erde, eine andere werden,
Enden, um nie zu erſtehen.
Spricht Hina: Das genügt,
Mach' wie Du willſt; ich, ich werde
Erſtehen laſſen den Mond.
Blieb Hina; es ſtirbt
Was Erde war; der Menſch muß ſterben.

Vielleicht iſt es die Auffaſſung dieſes Gedichtes oder eine ähnliche, welche jenen vielfach erwähnten Ausſpruch der Polyneſier: die Koralle breitet ſich aus, der Baum wächſt, aber der Menſch muß ſterben, richtiger in ſeiner urſprünglichen Faſſung erklärt, als die ſentimentale Deutung, welche man ihm, von europäiſcher Seite mit Vorliebe, gegeben hat. — Der Name dieſer Göttin ſteckt auch vielleicht im Inſelnamen Hua-hine, welcher denn zu überſetzen wäre „Schaum, Fluth der Hine" (Hina) oder „Inſel der Hine"*) und man könnte ſich dabei zugleich an die hawaiiſche Mythe erinnert fühlen, in welchem der Name Hine vorkommt: eine gewaltige Ueberſchwemmung vernichtete alle Menſchen, bis auf zweie, welche in einem Kahn auf dem Maunakea landeten; man nennt dieſe Fluth die Fluth der Hina-lii, d. h. der zornigen Hina**) (Jarves 26). Ma-hina heißt in Tonga,

*) Entweder von hua Flüſſigkeit, Fluth oder hua Schaum, oder hua hua zertrümmert, vergl. Hale s. vv. sua, suka, sunga.

**) Siehe Hale s. v. lili; doch könnte man auch an lil klein (Hale s v. liki) denken, was nur minder in den Sinn paßt, wenn man nicht an den Gegenſatz der großen Sonne denkt. Allein Ellis 4, 248; 441 ſchreibt

Tahiti, Hawaii, Neuſeeland, ma-'ina auf Mangareva und ma-sina auf Samoa der Mond (Hale s. v. sina). Ja die Tahitier glaubten, daß Hina den Mond geſchaffen habe und daß ſie im Monde wohne: man erkannte ſie in den dunkeln Flecken (Forſter Bem. 466). Und ſo finden wir denn auf Samoa jene Hina unter dem Namen Sina in folgendem Mythus bei Turner 247: Eines Abends während einer Hungersnoth arbeitete Sina mit ihrem Kind im Freien, als der Mond einer Brodfrucht ähnlich aufging. Zornig ſprach ſie: warum kommſt du nicht herab, daß mein Kind von dir ißt? Da ſtieg der Mond erzürnt hernieder und nahm ſie ſammt ihrem Kinde und ihrem Arbeitszeug in ſich hinauf, wo man ſie noch erkennen kann. Ein ähnlicher Mythus wird in Neuſeeland von einer gewiſſen Rona erzählt, welche den Mond verfluchte (Davis 165). Doch kommt der Name Mahina dort noch in einer anderen merkwürdigen Mythe vor: ſie findet einen rothen herrlichen Kopfſchmuck, den ein anderer weggeworfen, am Strande, weigert ſich aber ihn zurückzugeben, was ſprichwörtlich geworden iſt (Grey 148). Die Tonganer erkannten in der Zeichnung des Mondes ein altes Weib, welches Tapa bereitete (Mar. 2, 134). Der Gewinn hieraus für uns iſt folgender. Tangaroa bezeichnete urſprünglich das Himmelsgewölbe einſchließlich der Sonne, was ſich uns ſchon aus vielem anderen zeigte, ganz deutlich aber daraus hervorgeht, daß er mit Hina, ſeiner Tochter, alles übrige ſchafft. In dem Mythus vom Schwangerwerden der Hina durch den Schatten eines Brodfruchtlaubes zeigt ſich ein Reſt des alten Glaubens der Tahitier, daß während einer Mondfinſterniß oder des Neumondes der Mond ſich begatte (Wilſon 453), daß gerade ein Brodfruchtlaub gewählt iſt, iſt Folge der brodfruchtähnlichen Geſtalt des Mondes. Hina, die Mondgöttin, war alſo urſprünglich eine ſegensreiche, milde, aber immerhin, denn ſie wandelte in der Nacht, eine gefährliche Gottheit, deren Zorn ſchreckliche Folgen haben konnte. Die

das Wort, welches Jarves kaiaka-Hinalii gibt, tai-a-Kahina'rii und überſetzt „See des Kahina'rii." Tai, Kai heißt Meer; doch braucht ka keineswegs zum Eigennamen zu gehören, vielmehr iſt a-ka gewöhnliche Genitivpartikel (Buſchmann bei Humboldt 3, § 540). Die Endung des Wortes könnte auch „Herrſcher" (a'rii) gedeutet werden. Jedenfalls ſtößt die Form bei Ellis unſere Deutung nicht um. Die Fiſcher welche ſo oft des Nachts thätig waren, verehrten ferner eine Göttin Hina auf Hawaii (Ellis 4, 117), welche natürlich dieſelbe Mondgöttin war.

Mythe von Sina oder Rona, in der die Mondgöttin dem Monde ſelbſt gegenübertritt, iſt die jüngſte Entſtellung des Mondmythus; eine andere ältere die, daß der Mond die Gemahlin der Sonne, alſo Manis, und vom Sonnengott die Mutter der Sterne ſei (Ellis 3, 171; Wilſon 453). Noch ſpätere Mythen oder eigentlich ſchon Dichtungen vom Mond ſind die, daß in ihm ein ſchönes Land ſich befinde, in welchem die heilige Feige, der Aoabaum wild wachſe — man ſieht ihn in den dunklen Flecken im Mond — der von dort durch einige Vögel nach der Erde verſchleppt ſei (Ellis 3, 171; 1, 36; Wilſon 453; Cook 3. R. 2, 359, letzterer etwas abweichend). Nach ſamoaniſcher Sage erſteigen einſt zwei Jünglinge den Mond: der eine Punifanga, an einem Baum emporkletternd, der andere Tafaliu durch den Rauch eines mächtigen Feuers emporgetragen und eher ankommend als jener (Turner 247). Ein ſolches Aufſteigen zum Himmel wird öfters auch im neuſeeländiſchen Mythus erwähnt. Eine Mond- oder Sonnenfinſterniß hielt man gewöhnlich — denn jene oben erwähnte uralte Deutung ſchwand nach und nach — für die Folge einer Bezauberung des Mondes, weshalb man mit Opfern zu den Tempeln lief. Oder man glaubte, daß ihn irgend welche Götter, welche durch Vernachläſſigung erzürnt waren, verſchluckt hätten; auch hier brachte man ſofort Opfer und jedesmal mit dem beſten Erfolge. (Ellis 1, 331; 3, 171). Die Tonganer, nüchterner und vernünftiger, ſchrieben die Verfinſterung einer dicken Wolke zu, welche vor dem Mond herzöge (Mar. 2, 134 f.). Auch dem Aberglauben diente der Mond, man weiſſagte aus ſeinen Verfinſterungen (Wilſon 453) und ſtanden ſeine Hörner nach oben, ſo bedeutete das Kriegsglück zu Tahiti und zu Neuſeeland (Cook 3. R. 2, 358; Grey 6; Ellis 1, 378). — Doch kommen wir zu Hina ſelbſt zurück. Daß ſie in alter Zeit als höchſt mächtige Göttin, ja als weibliches Princip des Tangaloa und faſt von gleicher Macht galt, das zeigt ſich deutlich in den Mythen. Sie wandelt in der ſo gefährlichen Nacht, ſie galt als Hauptgöttin der Nacht und ſo hat ſie ſich früh ſchon mit der Nacht ſelbſt vereint, oder beſſer, erſt ſpäter wurde das Po (Nacht) von der Hina (Mond) wirklich getrennt: urſprünglich bildeten beide eine furchtbare Göttin, die Hine-nui-te-po, wie ſie in Neuſeeland noch heißt, „die große Greiſin Nacht. Taylor überſetzt die „gute Mutter Nacht;“ hina heißt aber nach Hale weiß, grau von Haaren, ſtrahlend, hell. Po

und Hine also waren gewiß einmal, aber in urälteſter Zeit, eine Geſtalt, wie der Name Hine te Po beweiſt, die Nacht mit dem Mond umfaſſend, wie Tangaloa den Tag, das leuchtende Himmelsgewölbe mit der Sonne darſtellte. Das folgt mit Gewißheit daraus, daß die Kinder der Hine (Neuſeeland) auf Tahiti und ſonſt Kinder des Po heißen, daß Tangaroa ſelbſt als ihr Sohn galt (Ellis 1, 323); daß wie von der Hine alles geſchaffen ſein ſoll, nach anderen Mythen alles aus dem Po hervorging. Das Po bezeichnet urſprünglich das nächtliche Dunkel und da aus dieſem alles ſichtbare allmorgendlich hervorgeht, die Mutter der Dinge. So heißt es in einer Maorilegende bei Shortland a 39 f.:

Im Anfang war das Po; das Po erzeugte das Licht; das Licht erzeugt nun erſt verſchiedene Arten des Lichts, dann aber das Nichts und ſeine Stufen; das Nichts zeugt die Feuchtigkeit, dieſe den Himmel; der Himmel mit der Erde den Nebu (Nebel), den Tane und die Paia und dieſe beiden letzteren den Menſchen.

Allein weit iſt die Perſonifikation des Po nicht gediehen, eine eigentliche Geſtalt hat ſie ebenſo wenig angenommen, wie etwa Skotos, Nyx, Erebos bei den Griechen. Natürlich auch: denn die Negation alles beſtehenden, das Dunkel, faßt ſich nicht leicht in eine Geſtalt. Wir finden das Po deshalb entweder ganz unbeſtimmt gedacht, wie z. B. in der Bezeichnung der Götter kanau po nachtgeboren oder in dem Ausdruck für eine unendlich lange Zeit „vom Po bis jetzt“ d. h. vom Anfang der Dinge an (Ellis 4, 247); wie man auch die mythiſchen Länder im Po liegend denkt z. B. Pu-lotu, Mitte des Po und wie man das ſpäter mythiſch gewordene Havaiki ins Po nachträglich verſenkt; oder aber man denkt es räumlich, als einen finſteren Ort unter der Erde oder auch ganz unbeſtimmt irgendwo. So war es auf Raiatea eine geheimnißvolle Höhle, deren Eingang auf den Bergen lag (Tyerm. und Benn. 1, 538), unſern Opoa. Ein grauſamer König wollte vor alter Zeit einmal hineinſteigen; weil man ihn aber los ſein wollte, ſo ließ man die Stricke, an denen er gehalten wurde, los und ihn fallen. Er lebt noch jetzt in der Höhle (Arbouſſet 258). Auch zu Neuſeeland lag das Po unter der Erde, wohin die Geiſter durch eine Höhle Rainga am Nordkap hinabſpringen (Taylor 40); und nun iſt es merkwürdig was Taylor weiter ſagt, daß nämlich Rainga bisweilen für Hine-nui-te-po einträte; woraus dann freilich auf Hine-te-po als auf die Verkörperung des nächtlichen

Dunkels das hellste Licht fällt. Im Po halten sich die unheimlichen Geister der Verstorbenen sowie die Götter die mit ihnen zu thun haben auf (Cook 3. R. 2. 353; Tyerm. und Benn. 1, 522). Da die Polynesier nun die einzelnen Sternbilder unterschieden, auch für einzelne Planeten Namen hatten; so ist es natürlich, daß sich auch hier manche Mythe gestaltet hat. „Vorläufer des Tags" hieß zu Tahiti der Morgenstern; der Abendstern „Taurua der Dämmerung"; die Plejaden kleine Augen; ein längerer Mythus knüpft sich an die Zwillinge an, welches Sternbild man auch hier die Zwillinge nennt und — wie Rafael im Vatikan sie gemalt hat — als Jüngling und Jungfrau auffaßt. Sie heißen Pipiri und Rahua und Ellis, dem wir alle diese Notizen (3, 171 f.) entnehmen, erzählt (172) eine lange Geschichte, wie beide Kinder, denen die Eltern einmal bei einer Fischmahlzeit nichts gaben, den Eltern entflohen und mit ihnen an den Himmel versetzt wurden; deshalb heißen sie auch die Ainaun, die Begehrlichen. Als die Kinder schon droben waren, hiengen ihre Gürtel herab: an diesen schwangen sich die Eltern nach, so daß wir auch hier wieder das Bild der Ranken oder Stricke haben, welche vom Himmel zur Erde herabhängen. Einen ähnlichen Sternenmythus von Hikotoro, der sein Weib sucht und dann mit ihr gleichfalls an einem Strick zum Himmel emporgezogen wird, erzählt Nicholas von Neuseeland (Schirren 41). — Rehua tritt als mythische Gestalt uns auch in Neuseeland entgegen: als allwissender Luftgeist, der im zehnten Himmel wohnt und dessen Sohn, durch Zufall getödtet, mit seinem Blute (wie Tangaloa) den Abendhimmel röthet (Grey 81—89); zu ihm steigen Maui (oder Rupe) und seine von ihm lange gesuchte Schwester Hinauri oder Hine — also Sonne und Mond — empor, ihm reinigt Maui den schmutzbedeckten Hof (eb.), d. h. die Kraft der Sonne löst die Wolken des Aethers auf und so paßt auf's genaueste in diesen Anschauungskreis, wenn in dem schon erwähnten Mythus bei Shortland (40) Rehu den Nebel bezeichnet und wenn er gedacht wird als Sohn von Himmel und Erde. Auch der Regenbogen war mythisch verklärt und zwar zunächst als Weg der Götter (Tahiti Mörenh. 1, 485; Neuseel. Polack narr. 1, 273), daher auch das königliche Schiff zu Tahiti „der Regenbogen" hieß (Ellis 1, 155). In Samoa, wo er wie in Neuseeland auch für den Aberglauben Bedeutung hatte, galt er als Zeichen eines Gottes (Turner 242); in Neuseeland be-

wohnte ihn der Gott Uenuku, welcher auch in den Wolken des östlichen und westlichen Himmels thront (Davis 227). Der Name, welcher (Schirren 162, 4) der Segelnde bedeutet, stimmt genau zum tahitischen Mythus. Uenuku tritt auch bei Grey auf (123—131), wo er sich durch einen besonders schönen Gürtel auszeichnet; er wird dort in Verbindung mit einer Reihe anderer Heroen genannt, welche Schirren (61) mit Recht wohl als Personifikation der Winde faßt. Auch derartige Personifikationen von Wind, Wolke, Wetter haben gewiß die anderen Inseln auch vielfach gehabt, besitzen sie auch vielleicht jetzt noch; allein nur von Neuseeland liegen reichere Sammlungen vor, welche auch die Heldensage mit ihren halbmythischen Gestalten umfassen. Uebrigens geht Schirren in seiner Deutung auch hier zu weit, was auszuführen indeß hier unsere Aufgabe nicht sein kann. Genug, wir haben auch solche Wind- und Wolkengeister von größerer oder geringerer Bedeutung, deren viele erst wohl durch absichtliche Dichtung entstanden sind. Auf Tahiti wohnten die Winde, welche alle einzeln benannt sind im Westen und Osten des Horizontes in Höhlen eingeschlossen (Mörenh. 1, 291); auch gab es einen besonderen Gott der Winde (Forster Bem. 466).

Die Milchstraße nannte man auf Tahiti „den langen blauen wolkenfressenden Hai" (Ellis 3, 172). Forster (Bem. 442) übersetzt freilich den Namen mit „Segel", indeß wohl nur durch einen Irrthum, denn sein t' eiya, welches er nach englischer Aussprache schreibt, ist gewiß nichts anderes als tahit. t' ia, Fisch, und so stimmt seine Angabe genau zu Ellis; er verwechselte mit ia Fisch ie Segel. Uebrigens scheint auch sie von einem Gott bewohnt gewesen zu sein, wenigstens erwähnt Forster (Bem. 467) einen tahitischen Gott Tēutia, „den Diener, Begleiter des Fisches", welcher Name zu dem wahren Namen der Milchstraße genau stimmt. Auch hier also haben wir wieder die Auffassung des Luftraumes als eines Meeres, den wir schon öfters begegnet sind, wozu es stimmt, daß die Neuseeländer in einem Sternbild ein vollständig ausgerüstetes Schiff sahen (Davis 172), und man bisweilen jenes Götterschiff statt aus den Wolken von den Sternen erwartete. Ferner nun erwäge man die hawaiische Mythe von Hinalii, nach welcher der Mond eine gewaltige Ueberschwemmung verursachte. Nach alle dem wird es wohl nicht zu kühn sein, wenn wir alle Fluthsagen, welche auch in Polynesien zahllos sind, hierher ziehen und sie

als Mythen, welche sich auf das Himmelsgewölbe, nicht auf die Erde beziehen, bezeichnen.

Anders hat sich Schirren ausgesprochen, der, wie er in allem die Sonne sieht, auch in den Sündfluthmythen einseitig genug Sonnenmythen, welche den Untergang der Sonne darstellen, sehen will. Allein gewichtige Hauptzüge der Sage werden dadurch nicht erklärt, denn — doch erst müssen wir uns einige dieser Sagen vorführen, von denen Schirren (187 f.) eine Reihe zusammenstellt. Zunächst von Tahiti: Taaroa, im Zorn, stürzte die ganze Welt ins Meer, wodurch er die ganze Erde so überschwemmte, daß nur die höchsten Spitzen überblieben, die jetzigen Inseln — ein Mythus, welcher die Gestalt des stillen Ozeans fast ganz wie Darwin erklärt. Dann landete ein Mann auf Eimeo in einem Kahn und errichtete einen Marae (Ellis 1, 386). Eine andere Version lautet (eb. 387—9; vergl. Mörenh. 1, 573): Ueberschwemmung brach ein über Tahiti und alle Steine und Bäume trug der Wind gen Himmel. Nur ein Mann und eine Frau waren übrig: die nahmen von allen (auf Tahiti lebenden, also nicht zahlreichen) Thieren junge mit und flohen nicht auf den Orofena (die höchste Spitze von Tahiti), denn der war überschwemmt, sondern auf den Pito-hiti, einen mythischen Berg*) und da wurden sie gerettet. Als nun die Wasser sich verliefen, ließ auch der Wind nach und nun fielen alle Steine und Bäume zur Erde wieder herab. Jene beiden retteten sich vor diesem Steinregen durch Erbauung eines unterirdischen Gemachs. Dann gebar die Frau zwei Kinder, welche ohne Nahrung aufwuchsen; wieder gebar sie und noch keine Nahrung! Endlich trugen die Bäume Frucht: und in drei Tagen war die Insel voll Speise. Das Land bedeckte sich mit Menschen, welche von jenen abstammten. Eine dritte Darstellung gibt Ellis 3, 89 (vgl. Mörenhout 1, 573): kurz nach der Bevölkerung der Erde durch Taata (Mensch) ward Ruahatu, der Gott der See, von einem angelnden Fischer, dessen Angel in die Haare des Gottes gerieth, zum höchsten Zorn aufgeregt, in welchem er das Land und seine Bewohner zu vernichten drohte. Dem reumüthigen Fischer verzieh er und mit Weib und Kind rettete er ihn nach Toamarama, einer ganz kleinen Insel bei Raiatea, wohin der

*) pito Nabel, Endpunkt, hiti Aufgang, also etwa zum „Mittelpunkt des Aufgangs" zur Sonne? oder nur Nabel des Lebens, Raum, wo stetes Leben herrscht?

Fiſcher außer einem Freund auch Thiere von allen Arten mitnahm. Bei Sonnenuntergang ſtieg die Fluth und tödtete alles; der Gerettete ward ſpäter der Ahnherr eines neuen Geſchlechtes. Die Eingebornen ſtützen ſich zum Beweis für die Wahrheit dieſer Geſchichte auf den Umſtand, daß man eine Menge Muſcheln und Korallen (foſſil) auf der höchſten Spitze Tahitis findet. Mörenhout (1, 571) gibt noch eine neue Verſion: die Menſchen waren gottlos, weshalb der Gott Ru alles überſchwemmte: nur eine Familie, welche gerade im Kahn war, wurde gerettet: ſie kam nach Tahiti, wo ſie einen Marae baute. Der moraliſche Anfang dieſer Geſchichte beruht gewiß auf europäiſcher angleichender Umdeutung eines ſolchen Zuges etwa, wie ihn die obige Verſion von Taaroa oder von Ruahatu bietet. Derſelbe Gott Ru, „der Gott des Oſtwindes" zerriß ferner einmal das ganze Land in gewaltiger Ueberſchwemmung, ſo daß nur kleine Inſeln übrig blieben (Mörenh. 1, 445 f.). Hierher gehört auch der hawaiiſche Mythus von der Fluth der Hinalii, welche wir vorhin erwähnten. Auch Michelewa y Rojas (81) hörte auf Hawaii eine Sage von einer großen Fluth, nach welcher, aber erſt mehrere Jahrhunderte ſpäter, weiße Menſchen die man als Götter verehrte kamen, eine Nachricht, welche er überpragmatiſch auf die Spanier oder Japaneſen deutet. Deutlich zeigt ſich das Verhältniß dieſer Fluthſagen zum Himmelsgewölbe auch hier: denn man erzählte auch, daß bei einem ſolchen Unheil die Erde vierzig Tage verdunkelt geweſen ſei (Cham. 148). Von Neuſeeland berichtet Grey 59 f., daß Tawhaki, von ſeinen Schwägern ermordet, von ſeiner Gattin wieder belebt, die Götter gebeten habe, ihn an jenen zu rächen: und dieſe ſenden eine Ueberſchwemmung, in welcher alles ertrinkt, die Ueberſchwemmung des Mataaho genannt. Und Tavis erzählt 227 eine Legende, welche vielleicht hierhergehörig nur eine beſchränktere Verſion des tahitiſchen Mythus von Ruahatu iſt: Ruatafu lud, von ſeinem Vater beleidigt, die Veſten der Mannen deſſelben zu einer Schiffahrt. Seinen Kahn aber hatte er durchbohrt und dieſe Oeffnung, welche er erſt mit dem Fuß bedeckte, öffnete er auf hoher See, ſo daß alle außer Paikea ertranken. Dieſer aber verwandelte ſich in einen Fiſch und kam ſo nach Neuſeeland.

Es ſcheint uns nun, als hätten wir es hier nur mit Mythen zu thun, welche durch das Bild des Himmels entſtanden ſind. Daher

würde ſich auch die allgemeine Verbreitung dieſer Mythen hinlänglich erklären. Man hielt Sonne und Mond für Mann und Weib; man hielt die Wolken, auch die Sterne bisweilen für Schiffe; durch den Regen, der von oben kam, wurde man ſo häufig überzeugt, daß es auch „Waſſer über der Feſte“ gebe; man hielt alſo den blauen Himmelsraum für ein unendliches Meer, in welchem Sonne und Mond bald als Kähne, bald als Menſchen, die ſich allein gerettet hatten — daher immer nur zwei —, bald aber auch als feſte Punkte in dem ungeheuren Meer, wohin man ſich retten konnte, gedacht wurden. Hierbei iſt nicht zu vergeſſen, daß die Erde aus dem Meere gefiſcht oder vom Himmel geſchleudert wurde, was wir ſchon oben (S. 242) als weſentlich dieſelbe Auffaſſung erkannten, und ferner, daß Taaroa die Ueberſchwemmung herbeiführt, er, welcher der Herr des Himmels iſt; auch lag es für den Polyneſier nahe, die am Ozean zerſtreuten Inſeln mit jenen zerſtreuten Himmelskörpern zu vergleichen, daher der Mythus ſich irdiſch lokaliſirte und erzählt wurde, bei dieſer Ueberfluthung ſeien nur die Spitzen des Landes als Inſeln geblieben. Wie nun die Sterne als Kinder von Sonne und Mond galten, ſo ſah man in ihnen, die am Himmel auftauchten, die Geretteten beiden, welche im Mittelpunkt „des Aufganges“, d. h. alſo da, wo Sonne und Mond ſich erheben gerettet ſind. Toamarama heißt der Ort, wo ſich die Gefährdeten hinflüchten: der Name bedeutet aber „Baum des Mondes“ — toa Kaſuarina, Eiſenholz; dabei denke man an jenen tonganiſchen Mythus, nach welchem Maui den Baum Toa bis an den Himmel wachſen ließ, ſo daß der Gott Etumatabua von ihm herabſtieg (Geſchichte 47); auch an jene ſamoaniſche Legende von einem Baum, der bis zum Himmel wuchs, von einem Jüngling, der an einem Baum empor in den Mond kletterte (oben 266) — der Name bedeutet alſo „Baum des Mondes“ und man dachte ſich den Mond bedeckt mit Bäumen. Auch dieſe Sage wurde ſpäter bei Raiatea lokaliſirt. Auf Hawaii hieß die Fluth geradezu Fluth des Mondes; und zu Neuſeeland Fluth der Sonne, denn Mataaho heißt Auge des Lichtes, des Tages. Faßte man aber die Sonne als wandernden Helden, ſo konnte man auch die Sündfluthſage in gleicher Weiſe rein menſchlich beſchränkt faſſen: und dann haben wir jene Legende von Ruatafu, welche Davis erzählt. Indeß könnte man zur Erklärung dieſer Sagen auch an die Regenwolke denken, welche den Himmel mit

ihrem Waſſer finſter überdeckend, Sonne, Mond und Sterne in größte Gefahr bringt. Daß hier ſich nun vieles Mythiſche lokaliſirte, vieles Lokale ſpäter einflocht, daß geſchichtliche Ereigniſſe zu legendenhaften Zügen wurden, wen kann das wundern? und noch dazu in einem Gebiet wie Polyneſien, das ganz im Meere liegend, den Stürmen, den Fluthen ausgeſetzt und dabei ſo vulkaniſch war? Schließlich liegt auf der Hand (denn wir müſſen uns aufs nöthigſte beſchränken), daß man von hier aus die übrigen Mythen anderer Völker ſich ſchon erklären kann; und daß unſere Deutung minder gewaltſam und minder einſeitig als die Schirrens iſt. — Denken wir nun an Toamarama in der eben gegebenen Bedeutung, dann werden wir auch eine andere Legende, welche ſich in Polyneſien (und nicht bloß da) findet, ebenfalls nicht vom wirklichen Meer, zu deſſen meiſt unermeßlicher Tiefe ſie ohnehin nicht recht paßt, ſondern vom Meer des Aethers deuten, die Legende, welche Cook 3. R. 2, 356 erzählt, daß Ertrunkene im Meer in ein ſchönes Land kommen, wo ſie alle nöthigen Lebensmittel und Pflanzen und Thiere ganz wie auf Erden finden. Man übertrug dies Land erſt ſpäter auf das irdiſche Meer: urſprünglich iſt nichts als die Götterwohnung im Himmel damit gemeint und jenes Land iſt daſſelbe wie Bulotu.

Nun müſſen wir noch über den neuſeeländiſchen Tawaki ſprechen, in welchem wir auch einen zum Kreis des Himmels gehörigen Elementargott erblicken. Von ihm heißt es (Davis 76), daß bevorzugte Geiſter zu ihm kämen und nicht in das Po. Er hatte eine Zeit lang in dieſer Welt verweilt und ſein Leib, ſchon von den Vögeln zerfreſſen, ward durch Zufall gefunden. Als man ihn aufnahm, fügte ſich alles wieder wie im Leben zuſammen, Tawaki lebte auf und ſtieg dann an einer Spinnewebe gen Himmel. Die Prieſterceremonien, die ihn — der häufig nur der gute Mann heißt — betreffen, ſind ſehr heilig. Er iſt das Bild der höchſten Schönheit, keine Blume ſei ſchön wie er, das Leuchten ſeines Körpers gleicht dem Blitz und ſein Blut der rothen Tupakihibeere. Im Mythus bei Grey (59—80) vermählt er ſich mit einer himmliſchen Jungfrau, welche ihn ſpäter verläßt; er ſteigt zum Himmel empor in fremder Geſtalt, bis er endlich erkannt wird und als Gott im Himmel bleibt: Donner und Blitz entſtehen, wenn er durch den Himmel ſchreitet (Grey 80). Er gilt ferner als Manis Bruder, ſein rechtes Auge als Polarſtern; er ſoll

das Festland erschaffen haben, die Erde als Hüter des unterirdischen Feuers erbeben machen (Schirren 74). Schirren, der ihn richtig als Donnergott auffaßt, sieht zu gleicher Zeit in ihm einen Vertreter der Sonne: er ist ihm „identisch mit Maui" (eb.). Aber mit Unrecht. Tawaki ist weiter nichts als Gott der Wolken: die Wolken werden aus einzelnen Theilen zusammengesetzt, wie sein zerstückter Leib; die Wolken lösen sich auf in Nichts und erstehen wieder, wenn er erschlagen und von neuem belebt wurde; die Wolken steigen als Nebel wie an Spinneweben gen Himmel; die Wolken glänzen herrlich und röthen sich im Abend- oder Morgenschein; die Wolken sind segensreich, denn

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,

daher Tawaki der Gute heißt; sie sind aber furchtbar, denn

Aus der Wolke, ohne Wahl
Zuckt der Strahl,

daher die auf ihn bezüglichen Ceremonien besonders heilig und feierlich waren. Derselbe Gott wurde auch auf den Hervey-inseln verehrt unter dem Namen Taau, hier aber nur als Donnergott, welcher den Donner durch das Schlagen seiner gewaltigen Schwingen erregt. Fliegt er, so donnert es (Williams 110).

Wir haben bis jetzt Tangaloa und Maui betrachtet nebst einem Kreis ihnen untergeordneter oder verwandter Gottheiten. Als dritte wichtige Göttergestalt müssen wir jetzt Tane erwähnen. Tane gilt auf Tahiti als einer der nachtgeborenen ewigen Götter (Ellis 1, 325) und namentlich auf Huahine ward er verehrt, welcher Insel Schutzgeist und höchster Gott er war (eb.; Cook 3. R. 2, 368); seine Gemahlin hieß hier Taufairei und seine acht Söhne galten selber wieder als mächtige Götter, ja einer davon, Tameharo, war der Schutzgott Pomares und seiner Familie (Ellis eb.). In Marae zu Huahine stand sein Bild in der Mitte der Bilder seiner acht Söhne (Tyerm. und Bennet 1, 262 f.). Doch gab es über seine Entstehung auch andere Berichte: auf Neuseeland gehörte er zu den Göttern der zweiten Periode (Taylor 17), zu den Kindern Rangis und Papas und zwar galt er als Gott der Wälder und Forsten, der mit Tawiri-matea, dem Windgott und mit Tangaloa, dem Gott des

Meeres in Streit war; sein voller Name ist Tane-mahuta (Grey 1, 15). Er und sein Weib Paia galten hier auch als die Erzeuger der Menschen (Shortl. a, 39 f.). Auf Huahine dagegen hielt man ihn für den ersten Menschen — Tane heißt Mensch — welchen Taaroa geschaffen hatte (Tyerm. und Bennet 1, 313) und doch war er so sehr der Hauptgott der Insel, daß alle übrigen Götter in dem sehr großen Marae, wo sein Lager und Bild stand, angekleidet und geheiligt wurden (Tyerm. u. Benn. 1, 267), wie er auch im übrigen Tahiti als im höchsten, im zehnten Himmel wohnend gedacht wurde, man ihm also die höchste Stellung unter den Göttern einräumte (Ellis 3, 169). Ja Wilson (450) nennt ihn geradezu Tani ti Medua, Tane den Vater. Er galt als höchst gütiger Gott, als Feind und Zerstörer böses Zaubers (Ellis 1, 333); und wohl deswegen war es Sitte, daß wenn jemand von königlichem Geschlecht sich vermählen wollte, die Ehe im Tempel des Tane geschlossen werden mußte (eb. 271). In seinem besonderen Schutz standen die Kahnbauer und Zimmerleute und alle Holzarbeiter (Ellis 1, 333), wodurch er seiner neuseeländischen Geltung als Gott der Wälder nahe rückt*).

Aber auch feindselig trat er auf. In früheren Zeiten war er auf Tahiti der Gott der Krieger, welcher die Feinde schreckend mit in die Schlacht zog (Ellis 1, 285) und so ward er in den Kriegsliedern öfter erwähnt (z. B. eb. 1, 200). In Hawaii ferner, wo er gleichfalls hoch verehrt wurde (Jarves 40), hieß er der erderschütternde Tane (Kaneruruhonua, Ellis 4, 117) und zu gleicher Zeit galt er als eine vulkanische Gottheit im Gefolg der Pele und hieß Tane-hetiri (bei Jarves 42 Kane-kekili) donnernder Tane — wenn hier nicht Tane als Appellativum steht und einfach „Gemahl des Donners" oder „Donnergott" bedeutet (Ellis 4, 248). Dies wird wahrscheinlich, da die anderen vulkanischen Götter alle ganz allgemeine Namen haben: der König des Rauchs, Nachtregen, feuereingiger Kahnbrecher u. s. w. und es doch auffallend wäre, wenn in dieser Schaar sich einer der Hauptgötter befände. Aber allerdings erscheint Tane feurig, durch die Luft fliegend, wenn er von einem Marae zum anderen will oder sich ein Land, um es zu zerstören, aussucht

*) Er hieß als dieser Beschützer nach Ellis Tane etehia; nach Mör. 1, 452 f. Tane ite haa, welches letztere bedeutet der werkzeugkundige Tane.

(Ellis 4, 119). Er ist geschwänzt und sein Schwanz verwickelt sich öfters zu Huahine in den Bäumen (Therm. und Bennet 1, 267 f.); nach Meinicke 16 sieht man ihn, wenn ein Meteor durch die Luft fliegt. Auch die Nukuhiver sahen in jedem Meteor einen Gott, der zur Erde fliegt, um irgendwo Frieden zu stiften (Radiguet rev. d. d. mondes 1859, II, 627): ob dieser Gott ursprünglich Tane war? Ellis (4, 393) erzählt einen Mythus, welchen Jarves gleichfalls berichtet, von einem Riesen Kana, der nach Tahiti ging und von Kahoalii die Sonne wiederholte. Ob in diesem Kana aber wirklich Tane steckt, ist doch nicht so ohne weiteres wie Schirren 80 will, sicher; vielleicht ist es nur ein ähnlicher Name, denn jener Gott heißt beständig Tane, Kane, woneben sich nur noch die Form Kani findet (Wilson 450).

Auch zum Meere hat er Beziehung. Zwar was in jenem Kriegslied (Ellis 1, 200) von Stürmen gesagt wird, die das „Schiff des Friedens" umtosen und deren Herr Tane ist, das beweist nicht allzuviel, denn da es ein gewöhnliches Bild in Polynesien ist, den Staat mit einem Schiff zu vergleichen, so lag es nahe, die Kriegsgefahren unter dem Bilde von Stürmen zu beschreiben. Wohl aber verehrten die hawaiischen Fischer den Kane-apua und den Naeapua als Hauptgötter der See (Ellis 4, 90). Kane-nui-akea (großer und weit sich breitender Kane) hieß er auch sonst auf Hawaii (eb. 117) und man erzählte (eb. 394; Jarves 25), daß er einem seiner Priester, der zu Kohala lebte, erschienen sei und ihn aufgefordert habe, nach Tahiti zu reisen, worauf jener in vier Doppelkähnen abgefahren und nach fünfzehn Tagen wiedergekommen sei. Sie waren in Haupo-kane (d. h. nach Ellis eb. und Schirren 80 Bauch des Kane; doch ist vielleicht zu trennen Hau-Po-kane), wo sie das herrlichste, üppigste Land, bevölkert von schönen Menschen fanden und in dem Lande des wai ora roa, d. h. das Wasser des ewigen Lebens, welches Badende jung und gesund und schön macht. Dreimal machte jener Priester Kana-pii-kai (Kind, fahren, See, Ellis 4, 394) die Fahrt: das viertemal kam er nicht wieder. Jarves hält es für möglich, daß dieses Märchen auf Erzählungen der ersten spanischen Besucher der Sandwichinseln beruhe, was schon an und für sich wenig glaublich ist, dadurch aber gänzlich widerlegt wird, daß wir dieselben Mythen in Tonga wiederfinden werden.

Auch mit anderen Göttern zusammen wird Tane genannt. So

heißt es in jenem Lied bei Mörenhout 1, 449: „es ruderte Maui Tane den Kahn"; und Ellis legt (1, 333) dem Gott zugleich den Namen Roo bei, sowie er (326) von einem „Gott des Friedens" Rootane spricht, während er 327 beide Roo und Tane wieder trennt. — Auffallend ist es, daß wir diesen Gott, der doch im ganzen übrigen Polynesien vertreten ist, auf Tonga und Samoa nicht finden. Und doch, da wir ihn auf Neuseeland sowohl, wie zu Tahiti und Hawaii antreffen, so muß er auch auf der Gruppe bekannt gewesen sein, von welcher der Osten und der Westen des Ozeans bevölkert wurde. Wir finden ihn denn auch, aber unter fremden Namen: der samoanisch-tonganische Hiku-leo ist wohl derselbe. Schon Cook (3. R. 2, 124; Wilson 391) erwähnt den letzteren unter dem Namen Gulehu als Herrn von Bulotu, dem nicht nur die Tonganer, sondern auch die Fidschiinsulaner, die Weißen, kurz alle Menschen unterworfen sind. Sein Land liegt im Westen und ist mit allem Köstlichen und Herrlichen ausgeschmückt. Nach Mariner (2, 113 f.) war er der Familiengott des Tuitonga, also der Hauptgott der Insel, doch hatte er weder Priester noch Tempel und stieg nie auf die Insel herab — was alles nur darauf hindeutet, daß wir es mit einem der ältesten Götter zu thun haben, dessen Verehrung schon etwas zurückgetreten, dessen Heiligkeit sich aber eher noch vermehrt hatte. Doch erhielt er Opfer, ja sogar Menschenopfer nach Geschichte 46; und wenn es ebendaselbst heißt „dieser Gott hat seine Geistertempel, wo alle den Göttern dargebrachte werthvolle Opfer niedergelegt werden", so ist damit wohl nur gemeint, daß er als Vorsteher der Götter auch höchster Herr der großen Maraes ist, ohne daß ihm ein eigener Tempel zugehörte. Ausführlich berichtet Sarah Farmer über ihn und nach ihr die Geschichte der Mission auf Tonga (46 f.). Er ist Mauis Bruder, wie Tane auch Maui Tane hieß; und wie Tane geschwänzt war, wie sein Schwanz sich in Bäume verwickelte, wie derselbe als Meteor sichtbar war: so war auch Hikuleo geschwänzt und wenn er ausging, so blieb sein Schwanz zu Haus und hielt Wacht; daher er seinen Namen empfing, der „wachsamer Schwanz" bedeutet. Man mag sich diesen als eine Schlange gedacht haben, in welcher Gestalt unterirdische Götter öfters erscheinen. Auch Hikuleo ist unterirdisch und wohnt in einer Höhle, doch ist ein starker Strick um ihn befestigt, dessen Enden Tangaloa und Maui halten, damit er nicht

zu viel Schaden anrichte. Denn er, der Herr von Bulotu, würde sonst alle Menschen dahin holen, da alle ihm unterworfen sind und zwar so gänzlichst, daß alle seine Geräthschaften und wären es die Pfosten seines Zaunes aus Menschenseelen und zwar aus den Seelen der Häuptlinge und Matabule bestehen. Neben seiner Wohnung — und das spricht vornehmlich für seine Gleichheit mit Tane — befand sich jene Quelle, zu welcher der hawaiische Tane seinen Priester schickte, das Vai-ola*), das Wasser des ewigen Lebens, welches alle Gebrechen heilte, Tugend und Unsterblichkeit verlieh, sowie der sprechende Baum Akaulea, welcher die Todesbotschaft an die ausrichtet, welche der Gott zu sich berufen will. Ganz derselbe Gott ward zu Samoa geglaubt, und zwar unter dem Namen Savea Siuleo; auch er war König von Bulotu und nur sein menschlich gestalteter Oberleib war sichtbar, nicht aber sein Unterkörper, welcher in eine Schlange auslief. Auch hier laubte man, daß sein Haus von lebenden Menschenseelen anstatt Pfosten getragen wurde und zwar von den Allervornehmsten; während man aber in Tonga sich vor ihm fürchtete, so freuten sich vielmehr die samoanischen Edeln, ihm dienen zu dürfen (Turner 237). — Die Punkte, welche er mit Tane gemein hat, haben wir zum Theil schon hervorgehoben, zum Theil springen sie von selbst in die Augen: auch er gilt als einer der höchsten Götter und wie Tane im Po wohnt, so er im Pu-lotu. Auch der Name spricht eher für als gegen diese Gleichstellung: gewiß hieß der Gott früher auch auf Samoa und Tonga Tane und der umschreibende Name Hikuleo oder Savea (Herr?) Siuleo ist ursprünglich nur ein Epitheton zu Tane gewesen. Daß Hikuleo, wie Meinicke meint (16), ein vergötterter Mensch sei, halten wir durch Alles Vorstehende für widerlegt.

Schwierig ist es, Tane zu deuten. Er scheint, um nur ganz kurz einiges anzugeben — ursprünglich der Gott des Sturmes gewesen zu sein (vergl. Meinicke 14). Hierfür spricht seine nahe Beziehung zu Maui sowohl wie zu Tangaroa, welcher ihn als den ersten Menschen oder ersten Gott nach einigen Ueberlieferungen geschaffen haben soll; hiergegen spricht nicht seine Entstehung aus der Nacht, dem Po. Man flehte ihn auch geradezu um guten Wind an (Cook 1. R. 2, 246).

*) Einen Ort Vai-ora weist Schirren 96 auf Neuseeland nach.

Auch sein Verhältniß zum Meere, sowie die Epitheta der Meererschütternde und der Gemahl des Donners erklären sich leicht; und wenn er in Neuseeland der Gott der Wälder ist, so hat man das daher auf ihn übertragen, weil man den Sturm als Vogel dachte — daher er als Gott alles Geflügelten gilt — und weil der Schutz und Wohnort der Vögel die Wälder sind. Auch tritt sein Kampf mit Tangaloa, der auf Neuseeland das Meer vertritt, dadurch in ein etwas anderes Licht. Daß er zugleich Herrscher von Bulotu ist, erklärt sich erstlich daher, weil man die Seelen sich als Windhauch und vom Wind fortgeführt dachte; dann aber auch, weil der Wind aus der Höhe weht und man sich ursprünglich Bulotu in der Höhe dachte — Tane wohnt im zehnten Himmel. Auch ist nicht zu vergessen, daß Stürme mit oft so furchtbarer, alles vernichtender, d. h. nach Bulotu führender Gewalt wehten. Auch daß sein Schweif sich in die Bäume verwickelt, paßt zu ihm dem Windgott; daß man den Schweif sich schlangenförmig dachte, mag sich aus dem langen gleichmäßigen Wehen des Windes erklären; daß der Schweif wachsam zu Haus blieb, aus der niemals verlöschenden Kraft des Windes. In Tahiti hatte der eine der beiden Windgötter, welche Kinder Tangaloas sind und gleichfalls unter der Erde wohnen, einen ganz ähnlichen Namen: er hieß Vero-matautorn, „der Dreigeschwänzte"; sein Bruder hieß Tai-ri-bu und beiden waren die plötzlichen Stürme, die heftigen Orkane unterthan, daher man ihnen während dieser Opfer brachte; daher Schiffer sie vielfach anriefen; daher man bei feindlichen Einfällen zu ihnen betete, sie möchten die Flotte der Feinde zerstören (Ellis 1, 329 f.).

Doch kehren wir zu Hikuleo-Tane zurück. Schwierig ist seine Beziehung zu den Menschen, mit welcher jedenfalls das Baiola, das Lebenswasser, das er besitzt, in Zusammenhang steht. Doch steht ihm dies mit Recht als Gott der Wiedergeburt in Bulotu und daher, weil er der Herr der Seelen ist, gilt er auch als der Herr der Menschen Als Analogie mag auch Hermes, Saramejas angeführt werden, der auch der Windgott und der Seelenführer ist.

Allerdings gab es noch andere Windgötter, wie deren bei Schirren 60 f. aus neuseeländischen Mythen eine ganze Schaar angeführt ist, natürlich, denn die Winde sind ja zahllos und häufig genug mit einander im Kampfe. Weil nun auf Neuseeland sich die Stellung Tanes verschoben hatte und er aus dem Windgott der Gott

der Wälder geworden war (doch mag sein Emporstoßen des Himmels mit seiner Kraft als Gott des Sturmes im Zusammenhang stehen), so trat dort ein anderer Gott in seine Stellung, der schon genannte Tawiri-matea.

Wie sich Tane als Meteor zeigt, so zeigte sich auf Hawaii ein anderer Hauptgott, der Kriegsgott der Insel, Namens Tairi (oder mundartlich Kaili), der Familiengott Tamehamehas, der ihm deshalb auch einen großen Heiau (Tempelplatz) erbaut hatte (Ellis 4, 119; Jarves 46; Meinicke 14). Ihm steht wohl der tahitische Kriegsgott Tearii tabu tura (der heilige verehrte Te Arii, d. h. der Herr), der Sohn Tangaloas (Ellis 1, 326) gleich, dessen Name aber nicht in dem eben erwähnten Titel enthalten ist, sondern wohl gleichfalls Teiri war; wenigstens erwähnt Ellis (1, 327) einen tahitischen Gott dieses Namens, den er eb. 276 Tairi nennt und als Kriegsgott aufführt; der sich denn auch wohl mit dem eben genannten Windgott Tairi-bu berührt. Dadurch aber wird man fast gezwungen, auch den neuseeländischen Windgott Tawiri-matea für denselben zu halten: taïri heißt tahit. schlagen und der Fliegenwedel, Begriffe, denen freilich die Bezeichnung eines geflügelten Windgottes nahe genug steht. Sprachlich steht nichts im Wege: denn neuseeländisches w, welches für tonganisch-samoanisches f steht, geht im Tahitischen sehr häufig in h über und dies h ist nicht von starkem Hauch; tairi ist also gleiche Schreibart wie das häufige taïti für Tahiti; ebenso z. B. samoan. tafito, neuf. tawito, tah. tahito alt. So hätten wir hier schon wieder einen Windgott; freilich ist ein solcher zur Bezeichnung des ungestümen Kriegsgottes passend genug, aber namentlich lag diese Uebertragung den Polynesiern nahe, welche den Wind täglich mit den Wogen kämpfen sahen, welche so oft von der feindlichen Gewalt der Winde so furchtbares zu dulden hatten. Andere tahitische Kriegsgötter waren Maahiti (ma'a Stein, schlagen, schleudern, hiti aufgehen?), Tetuahuruhuru (welcher Name auch in einer neuseeländischen Heldensage bei Shortl. a 49 vorkommt; in Tahiti galt er zugleich als Gott der Chirurgie, Ellis 1, 333) und Rima-roa (Großhand), Söhne des Taaroa und zu den ältesten Gottheiten gehörig (Ellis 1, 276). In Neuseeland galt als Kriegsgott Maru, der auch auf Hawaii verehrt wurde (Taylor 35); auch Shortland (a 41) erwähnt ihn als Vater

[illegible]le und Meeraale, wohingegen Te-Maru auf Tahiti mehr

friedliche Geltung hatte (Ellis 1, 333), allein welche ist schwer zu bestimmen. Beides aber vereint sich: denn maru heißt Schutz, als schützender Gott tritt Maru auf bei Grey 213; er schützt im Krieg und sonst vor Unheil.

Indeß der hauptsächlichste Kriegsgott Neuseelands war Tu, den wir auf Hawaii als Ku wieder finden (Jarves 40; Meinicke 14). Dieser Tu spielt auf Neuseeland eine große Rolle; er, der stolzeste seiner Brüder, schlug vor, Rangi und Papa zu tödten; er besiegte alle seine Brüder und machte ihre Kinder seinen Kindern unterthan; und gar furchtbar schildert ihn ein neuseeländisches Lied bei Dieffenbach 2, 64. Daher nahm er eine Menge Beinamen an (Grey 1—15); ihm als dem Kriegsgott weihte man alle Knaben gleich bei der Geburt (Taylor 76). Nach Taylors philosophisch gefärbtem Bericht (18) war er der Urheber des Bösen unter dem Namen Tuenganahau; auf Tahiti haben wir ihn wieder in jenem Te-Tuahuruhuru, der auf Neuseeland Tu-huruhuru heißt (Shortl. a 41 Grey 99), wie er auch in jenem schon erwähnten Kriegslied genannt wird und zwar Tu, der „Krieger des Himmels" (Ellis 1, 200). Tu-mataroa (großäugig) und Tu-horotua in demselben Lied (201) ist wohl derselbe Gott, ebenso Tu-tavae (eb. 311), welchen man nach beendetem Kriege durch feierliches Gebet ins Po zurückzukehren aufforderte. In einem Liede bei Shortl. a 139 heißt das Meer die Heimat des Tu und auf Tahiti galt Tua-raa-tai (raa in, tai Meer?) ein Sohn des Tangaloa als Gott des Meeres (Ellis 1, 326). Tu heißt schlagen: für den Meeresgott und den aus ihm abgeleiteten Kriegsgott eine passende Etymologie. Weil das Meer so feindlich an die Küste schlägt, mag man ihn später als den Urheber alles Feindseligen, alles Bösen gefaßt haben.

Ein anderer Gott des Meeres war Rua-hatu (Ellis 1, 389), den wir schon vorhin als Erreger der großen Flut kennen lernten; und jener landüberschwemmende Ru ist gewiß derselbe und ebenso der ungeheure Rua-nua (Mörenh. 1, 416), welcher im Meere auf dem Grund ruht, kahlköpfig und so häßlich ist, daß er nur Nachts seine Frau besucht; von dessen Kopf man Stücke abschlagen kann wie große Felsen, ohne daß man ihn beschädigt. Auch er galt als Sohn Tangaloas (Mörenh. 1, 444) und ist wohl derselbe, welchen Ellis 1, 326 te fatu „den Herrn" nennt, denn f und h wechseln tahitisch sehr

oft (Humboldt 3, 495—6; Hale 232) und Rua heißt ja geradezu Rua-hatu. Allerdings trennt Ellis in seiner Aufzählung den Fatu von Rua-nua: jener ist ihm der dritte, dieser der fünfte Sohn Tangaloas. Doch kann diese Trennung sich leicht durch die verschiedene Benamung gebildet haben, ohne in den ursprünglichen Anschauungen zu beruhen; wofür der Umstand spricht, daß Fatu sonst nicht wieder genannt wird, Rua aber noch oft. So gleichfalls in jenem tahitischen Kriegslied:

Und großer Ru, der zu Mauarahu erhebt den Himmel,
Götter werden eintreten und Finsternis dort sein,
Dort wird sein die Nacht der Finsternis.
Unser Anprall wird sein wie die rollende See,
Unser Kampf ein mühvoll Ringen,
Laß es sein wie stürmende See,
Wie die See sich erhebt bei plötzlichem Sturm.

Auch hier tritt er als Seegott und als Gott des Krieges auf, obwohl nicht nur Kriegsgötter in Kriegsliedern angerufen werden. Wenn wir nun einen Gott Ruai-faa-toa finden, der den Hahnenkämpfen vorsteht (Ellis 1, 273), und dessen Name „tapfermachender Ruai" (Schirren 77, 3; doch heißt toa auch Hahn nach Hale) bedeutet; wenn dieser Rua als einer der ältesten der unteren Gottheiten bezeichnet wird: so mögen wir wohl in ihm denselben alten Meeres- und Kriegsgott sehen, dessen Bedeutung hier auf den höchst beliebten Hahnenkampf beschränkt ist. Auch Ruharuhatai (Ellis 1, 333), welcher zu den gütigsten Gottheiten gehörte, die man gegen Zauberei anrief, möchte hierher gehören: denn gerade das Wasser galt als Lösemittel. Aber auch in wichtigerer Beschäftigung finden wir ihn und zwar zunächst in Neuseeland. Ruai-mako hieß der Gott, der im Innern der Erde sitzt und der, wenn er sich bewegt, Erdbeben verursacht (Davis 19) und gleichfalls bedeutsam genug ist es, daß er auch in Tahiti zugleich als Aufrichter des Himmels galt; so in jenem Kriegslied, so in einem anderen Bruchstück bei Ellis 1, 116, so in einem Hymnus bei Mörenhout, welchen Schirren (77) richtiger übersetzt und in welchem Rua in der Finsterniß der Erde wohnend mit seinem Weibe die Welt, das Licht, die Himmelskörper zeugt. Auch Ellis (1, 324) gibt nach Berichten der vornehmsten Eingeborenen an, daß Ru-mia ein Gott gewesen sei, höher als alle übrigen, selbst als Tangaloa, doch nur eine verlorene Reminiscenz und die Priester und Sänger

wußten nichts von ihm zu berichten. Und so mag denn auch Schirren recht haben, wenn er jenen Himmelsaufrichter bei Ellis, den ai-tubu, den ungenannten Sohn Tangaloas für Ru erklärt. Und da nun Rua bei Mörenhout geradezu tubua nui te tuma (d. h. großer Aufrichter der Höhe) genannt wird, so zieht Schirren wohl gleichfalls mit Recht den tonganischen Gott E-tuma-tubua hierher, dessen Namen dann nur appellativ zu fassen ist. Und müßte dann nicht auch der tonganische Tupo-totai, Tubo der Segler, der Schutzgott Finaus (Mariner 2, 114), sowie der Gott Teku-rai, der (Arbouss. 284) die Paumotuinseln aufzog und im Wirbelwind über die See ausstreute, hierher gestellt werden, trotz seiner umgekehrten Thätigkeit? Der Name scheint gleichfalls „Himmelsstoßer" zu bedeuten; und vielleicht hat er auch dies Geschäft neben dem Erdfischen gehabt, wie Maui. Bestätigt sich auch diese Gleichstellung, so wäre das wichtig. Denn dann würde auch dieser Gott über ganz Polynesien ausgebreitet sein, welcher bei oberflächlicher Berechnung nur auf Tahiti und dem ganz von Tahiti abhängigen Herveiarchipel verehrt zu werden scheint. An den letzteren Ort soll er von Raiatea gekommen und ein Mensch gewesen sein, der nachher zum Gott erhoben und atua taitai tere „Gott der strömenden Flut" genannt wurde (Williams 110; Schirren 78, 5): d. h. mit den Ansiedlern von Tahiti kam auch der Kult dieses Gottes, der hier abermals sehr deutlich als Meeresgott auftritt, nach den Herveiinseln.

Schirren leitet den Namen des Gottes von ru erschüttern her (77), gewiß mit Recht; mit Unrecht aber sieht er in ihm einen Windgott, er ist vielmehr, wie aus allem gesagten hervorgeht, eine Personifikation des Meeres. Wie aber ist sein Verhältniß zu Tu? Seiner Bedeutung nach ist er ihm durchaus gleich; beide, ursprünglich Meergottheiten, sind zu Göttern des Kriegs, merkwürdig genug auch zu Himmelserhebern geworden. Aber auch sprachlich steht er ihm gleich, denn ru, schlagen, stoßen, erschüttern, ist nur eine andere Form für tu in derselben Bedeutung, wie tahitisch bisweilen r und d in einander übergeht (Humboldt 3, 496—7). Wir haben also denselben Gott mit verschiedenen Namen, welcher indeß eben durch die Namensverschiedenheit in zwei einander allerdings wesentlich gleiche Personen auf Tahiti geschieden ist. Wie aber kommt es, daß er als Erheber des Himmels gefaßt wurde? Das ist leicht zu sagen. Man sah den

Ozean auf Erden und die Massen der Wolken in der Höhe; man sah die Dünste, die Nebel nach oben steigen: man sah also zwischen Himmel und Erde das Wasser, so daß die Anschauung, in der Personifikation dieses Wassers den Trenner Himmels und Erden zu sehen, nahe genug lag. Auf späterer Uebertragung beruht es sicherlich, wenn der Gott der Wälder und Bäume den Himmel emporrückt; und so ist auch Etumatubua ursprünglich wohl nicht an einem Baum vom Himmel herabgestiegen, sondern wohl eher im Nebel oder in der Wasserhose*); auch der bis zum Himmel wachsende Baum wird späteres Ursprungs sein — wenn nicht diese Bäume aus den Stricken entstanden sind, welche Himmel und Erde zusammenknüpfen. Sie aus Wolken und Nebelgebilden entstanden zu denken wäre doch gesucht, wohl aber sind die Stricke des Himmels vielleicht selbst ursprünglich weiter nichts, als Nebelstreifen. Daß nun Rua in Tahiti gar als Schöpfer die Welt und die Sterne (Mörenh. 1, 563) erzeugt, daß er höher als Tangaloa galt, ist ein Uebergreifen des einen Mythenkreises in den anderen, wie wir es bei Tangaloa auch finden, nur umgekehrt, wenn er Gott des Wassers wird. Und ebenso ist der neuseeländische Mythus bei Davis (19) zu erklären, nach welchem der Gott Ruaimako im Innern der Erde wohnt und diese erschüttert, so oft er sich in seinem Bette bewegt. War Rua der Gott des erderschütternden, weltumfassenden, himmelspiegelnden Meeres, so sind solche Uebertragungen gar leicht begreiflich. Ebenso auch die, daß man ihn so vielfach die Erregung der Sündflut veranlassen läßt: wenn man das ursprünglich himmlische Phänomen später irdisch dachte und lokalisirte, so mußte dem Gott des Meeres diese Rolle zufallen.

Derselbe Gott, Tu oder Ru, mag denn auch in einer anderen wenig hervortretenden Götterfigur verborgen sein, nämlich in dem Rii, welchen Mörenhout (1, 446) gleichfalls als Himmelerheber nennt. Sicher ist er derselbe wie Te Iria, der vierte Sohn des Tangaloa, der ein Kriegsgott war (Ellis 1, 376). Der Name beider bedeutet der zürnende, übelwollende; so galt auch Tu als der Urheber des Bösen und jener Name paßt für das zürnende stete Dräuen des Meeres sehr gut;

*) Die Maori glaubten, daß wenn Wassermangel im Himmel sei, eine Wasserhose entsteht, um das nöthige Wasser hinauf zu schaffen (Polack v. 1, 273).

auch hier ist dann wieder, ächt polynesisch, der Meeresgott zum Kriegsgott geworden.

Es bleibt uns von den Hauptgöttern nur noch einer zu besprechen, der auf Hawaii Lono, auf Tahiti Roo, Rongo auf Aitutaki und Neuseeland heißt*). Auf Hawaii gehörte er zu den Hauptgöttern (Jarves 40), und hatte daselbst eine Menge geheiligter Plätze (eb. 44). Alte Lieder sangen von ihm: wie er in alten Zeiten mit seinem Weibe Kaikilani Alii zu Kealakeakua wohnend eifersüchtig gemacht wurde und in der Leidenschaft sein Weib tödtete. Dann zog er vor Schmerz wie rasend auf der Insel umher und nachdem er Spiele zum Gedächtniß seines Weibes gestiftet hatte, verließ er in einem dreieckigen Kahn die Insel, mit der Weissagung, er werde wiederkommen aus einer sehr fruchtbaren Insel (Jarves 41 f.). Er soll nach Tahiti — tahiti bedeutet Fremde — gezogen sein (Ellis 4, 135). Weltbekannt ist es, daß nun, als Cook ankam, die Hawaier diesen für den Gott hielten. Vier Männer gingen vor ihm her, welche fortwährend riefen o-Rono, o-Rono und Cook erhielt ganz die Ehren des Gottes (3. R. 3, 292 f.). Diesem geheiligt war „eine geschlossene Priestergesellschaft" in der Bai Karakakua, welche in abgesonderten Häusern wohnte, unter einem Vorstand, welcher stets den Titel Orono führte (eb. 455). Nach Hines 209 war Lono in Streit mit der Vulkangöttin Pele gerathen und floh von ihr verfolgt ins Meer — was wohl keine Verwechselung mit Kahavari oder mit Tamapuaa ist, von denen wir später reden. — Auch auf Tahiti und den näher zu ihm gehörigen Gruppen, auf Paumotu und den Hervey-inseln spielt Rongo eine große Rolle. In der Zusammenfügung mit Tales, an Roo-tane nennt ihn Ellis den ersten Erschaffenen des Taaroa (Mörenhout 1, 444, freilich Tane den dritten, ihn den vierten) und den Gott des Friedens (1, 326), als welchen man ihn auch unter dem Namen Roo-nui: (großer Roo) nach jedem Krieg zurückrief als Herrn

*) Nach Lepsius Standardalphabet haw. lono, Tahit. lo̯o. Lepsius will zwar nach dem Vorgange vieler anderer gar kein Zeichen im Tahitischen für Gemeinpolynesisch n setzen, meint also, letzteres sei im tahit. ganz geschwunden. Daß dies irrthümlich ist, beweist die Schreibart Wilsons Orohho für Roo, wie Ellis schreibt. Der Laut ist nur sehr schwach gewesen: denn bei Ellis findet sich neben Roo 201 auch Ro, wenn das kein Druckfehler ist. Wir wählen für den Laut das Zeichen, was Lepsius für das sanskritische Anusvara braucht.

der Welt (311). Doch tritt er auch als Kriegsgott auf, denn das ſchon öfters erwähnte tahitiſche Kriegslied fährt unmittelbar nach der vorhin angeführten Stelle, welche ſich auf Ru bezog, folgendermaßen fort:

Roo, der erſtgeborene Gott, wird Zerſtörung bereiten:
Die Häupter der Männer werden erbeutet ſein wie Fiſche im Netz;
Ruft den Namen Ro's zur rechten und zur linken,
So werden wir die Häupter der Feinde umſtricken.

Auch Wilſon kennt dieſen Gott unter den Namen o-Rohho (451), ohne etwas weiteres hinzuzuſetzen; von Ellis erfahren wir noch (1, 333), daß er einer jener gütigſten Götter war, welche man zugleich auch gegen Zauberei anrief. Doch hatte er auch ſchlimmes bewirkt: denn er und Teahoroa hatten den ſchlummernden Ruahatu geweckt und dadurch jene Flut veranlaßt. (Gaussin 255). Er galt als Vater der Wolken nnd als Gott des Morgens (Ellis 1, 344). — Auf Mangareva galt ko-Rungo als Gott des Regens (Meinicke 14). Auf Aitutaki galt Te-Rongo als einer der großen Götter, welche man kai-tangata d. h. Menſchen-eſſer nannte (Williams 109): deshalb, weil ſie die Seele nach dem Tode in ihre Gewalt bekamen. Es iſt damit nichts anderes geſagt, als daß Te-Rongo ein Gott des Po, ein Gott der höchſten, ewigen, wirklich göttlichen Ordnung war. Seine Prieſter wurden (Williams 109) durch den Hai begeiſtert: man dachte alſo den Gott in dieſer Form.

Mehr wiſſen wir über ſeine Geltung in Neuſeeland. Auch hier tritt er uns in der Vereinigung mit Tane entgegen: denn Rongo-ma-tane erſcheint bei Grey 1 f. als Vater der zahmen Nahrungspflanzen. Er war ferner (Rongo-mai) unter den Göttern, welche ſpäter und heimlich von der alten Heimat nach der neuen gebracht wurden, denn die alten Auswanderer „hatten nur die Götter für Speiſen und Gebete und Zauber mitgenommen, nicht aber die für Menſchen“ (Grey 164). In dem Bruchſtück eines Liedes, welches Schirren 82 mittheilt, tritt Rongo-mai als Donnergott auf und Rongo-ta-kawiu formt im Meere den Wakatau aus dem Gürtel einer Frau. Rongo-mai-mua und Rongo-mai-hiti werden in der Verſion der Arawaſage bei Shortl. 6 f. angerufen.

Auch in Mikroneſien finden wir denſelben Gott wieder. Denn jener Rongala, der Gott zu Fais und Mo-rogrog (rog iſt wohl auszuſprechen), der auf den weſtlichen Karolinen als vom

Himmel auf die Erde verjagt und als Bringer des Feuers galt (Bd. 5, 2, 137), ſind wohl eins mit unſerem polyneſiſchen Rongo.

Wer iſt nun dieſer Rongo?*) Ko-Rungo gilt als Gott des Regens auf Mangarewa; im Gewitter ſteigt Rongo-mai herab; Rongo na roa (Rongo gewaltiger Regen) heißt ein mythiſches Weib, die Mutter des Regenbogens bei Schirren 82, 6; den Tahitiern ſelbſt galt er als Gott der Wolken (Ellis 1, 342). Sehen wir ihn hier durchaus nur als Perſonifikation des Regens, ſo löſt auch dieſe Annahme überhaupt alle ihn betreffenden Mythen. Er iſt der Vater der Wolken; er ruft die Sündflut hervor: die Regenwolken verwandeln den Himmel in eine flutende See und wenn er mit Ruahatu in feindliche Beziehung gebracht iſt, ſo iſt das eine nahe liegende Uebertragung, da der Regen ins Meer fällt, dieſes aber bei den tropiſchen Gewitterſtürmen heftig aufbrauſt. Rongo als Donnergott und ſo auch das rotumaniſche oña Blitz (eigentl. dann Donner) erklären ſich daher leicht. Auch wäre es begreiflich, warum Morogrog vom Himmel verjagt und als Bringer des Feuers gedacht wurde; ſtürzt doch der Regen vom Himmel, bringt doch der Gewitterguß den Blitz mit ſich. Und auch die hawaiiſche Sage erklärt ſich, in der Lono ſein Weib erſchlägt und ins Meer entflieht: die furchtbare Entladung eines tropiſchen Gewitterſturmes, welcher die Erde verwüſtet, iſt gemeint, nach welchem das Waſſer brauſend aus allen Thälern ins Meer ſtürzt und die unheilſpendende Wolke ſelbſt übers Meer davoneilt — in die Ferne, nach Tahiti. So dürfte denn auch die ſchon erwähnte Nachricht bei Hines, daß Lono vor Pele, der Göttin des Feuerſees Kilauea, ins Meer floh, ſich als richtig beſtätigen: ein tropiſcher Regenſturm in dieſer vulkaniſchen Gegend mußte allerdings einen Aufruhr verurſachen, der einen ſolchen Mythus von Vertreibung des Regens

*) loño Sam. ɦaw. oño Tong. Gerücht, roroga Fidſchi Geräuſch; rogorogo Fidſchi Botſchaft; rogo Fiſchi hören, Sam. ſa'a roño, Neuſ. Rarot. roño ɦaw. loño, Tab. ſa'a roʒo, Nukuh. oko, oño. Rotumo oña Blitz (?). Auch mikroneſiſch: Tarawa un, una hören; Ratak ruṅgeruṅg; Wolea eruṅgeruṅg; Cap go-rungar; Chamorri hungug (wohl 'uṅg'uṅg). Auch in den malaiiſchen Sprachen iſt das Wort zu Haus, mit dem wohl auch te-linga Ohr zuſammenhängt.

Daneben hat Hale tong. loño, loloño ruhig, neuſ. hohou-roño Friede machen. Der Göttername ſtammt ohne Zweifel von der erſten Wortfamilie, wenn nicht beide (vielleicht durch den Gott ſelbſt zu ermitteln) eins ſind. Schirren (82) ſagt, daß die Erde häufig Rongo hieße, worüber wir uns des Urtheils enthalten.

durch das Feuer wohl veranlassen konnte. Werden wir doch nachher dasselbe Ereigniß in anderer mythischer Fassung finden. Auch die Etymologie des Wortes stimmt: Rongo bezeichnet ursprünglich das Geräusch der fallenden Tropfen, vielleicht des rollenden Donners. Erscheint nun aber Rongo als Gott der Nahrungspflanzen, wer sähe nicht, wie trefflich dies auf den Gott des Regens paßt? Seine Kinder sind die durch ihn gedeihenden Nahrungspflanzen, wie auf Somoa (193) Sonne, Stürme, Raupen, alles was Miswachs verursacht, Kinder O-le-Sa's des Heiligen sind. Auch sonst tritt Rongo lebenspendend auf, weil der Regen fruchtbar ist. Tu, der Gott des Meeres, zerstört Rongo's Kinder: das Meer verwüstet die Pflanzungen. Auch daß der Pandanus auf den Karolinen in mystischer Beziehung zum Regen stand (Kittl. 2, 111), dürfte sich jetzt erklären: der Pandanus galt dort für das schönste Gewächs, seine Blüthe für den herrlichsten Schmuck, wie er vielfach auch nützlich, ja in schlechten Zeiten oder auf unfruchtbaren Inseln fast die einzige Nahrungspflanze ist: sie war daher dem pflanzenschaffenden Gott besonders heilig, dem Gott des Regens. Ferner, der Regen strömt oft heftig herab, alles vernichtend: wohl konnte der Gott, der ihn darstellte, ein Gott des Krieges sein. Doch auch friedlich strömt er, segenspendend, die Regenwolke trägt den Regenbogen und strahlt im neuen Lichte: so konnte er als Gott des Friedens, der nach dem Krieg herbeigeführt werden mußte, gelten. Daß wir ihn mit Tane nicht blos in Tahiti, sondern in Neuseeland gleichfalls verbunden sehen, muß auffallen: indeß scheint es, als hätten wir in diesem tane ein anderes Wort als den Eigennamen Tane und dann wären beide durchaus getrennt. Daß sich übrigens Regen und Wind gleichfalls nahe berühren, liegt auf der Hand.

Die genannten Götter waren allen Inseln gemeinsam und sind es geblieben bis zum Christenthum, oder ihre Bedeutung ist schon früher an einigen Orten verblaßt und nur in einzelnen Theilen des großen Gebietes haben sie sich als Götter erhalten. Wir müssen nun jetzt noch ganz kurz einzelne Gottheiten betrachten, welche nur einzelnen Theilen des Gebietes angehören. In Samoa gehört hierher der obengenannte O-le-Sa, der Heilige, der erzürnt Miswachs veranlaßt, dessen Diener Sonnenbrand, Sturm und Raupen, dessen Schmuck und Avaopfer die Thautropfen sind (Turner 193); sodann (eb. 334) ein Gott des Reichthums, zu welchem man bei Handelsunternehmungen zu

beten pflegte. Doch ist es möglich, daß in beiden — denn O-le-Sa ist nur appellative Bezeichnung*) — andere Götter, die wir schon besprochen haben, verborgen sind. Auf Tonga wird unsere Ausbeute größer sein, denn sie hatten mehr Götter als die „gottlosen" Somoaner. Dahin gehört die mächtige Windgöttin „Kalla feilatonga" (Wilson 389; auth. narr. 152; Kallofutonga bei Cook 3. R. 2, 122), welche im Himmel wohnt, zürnend die Ernte verdirbt und bei Sturmesnöthen angerufen wird. Sonst ist sie wenig beachtet und Mariner erwähnt sie gar nicht. Denn Tali-aï-Tubo, gleichfalls im Himmel wohnend, Gott des Krieges und Kriegsanführer (Cook eb. 123; Wilson 388; Mariner 2, 113; D'Urville a 4, 290). Minder mächtig als er war Tui fua Bulotu (Herr von ganz Bulotu) nach Cook (eb.) Gott des Nebels, der Wolken; er ward von den Vornehmsten in häuslichen Unfällen angerufen (Mariner 2, 113); Tubo Totai (Tubo der Segler), welcher Reisende und Kähne schützt und zugleich Finaus Familiengott war (Mar. 2, 114); Alai Balu, von Kranken oft gerufen; Alo Alo (alo wehen) Gott über Wind und Wetter, Ernte und Wachsthum, den man bei schlechtem Wetter täglich, bei gutem einmal im Monat anrief (116); dann untergeordnete Meeresgötter Hala api api, Togi Ukumméa u. s. w. (117). Man zählte hier an 360 Götter, deren meiste indes unbekannt und nur Familiengötter, d. h. vergötterte Menschen waren. Aber keineswegs alle. So ist es gar nicht nothwendig, daß der Futafähi oder Futafua (Fatafahi) wie Meinicke 16 (der auch Hikuleo irrthümlich als vergötterten Menschen auffaßt) will, nur Vergötterung des Tuitonga sei: das Geschlecht konnte auch nach ihm heißen und dies wird wahrscheinlich, da ihn Cook den vornehmsten Meergott und sein Weib Faikawa-Kadschiha nennt (3. R., 2, 123). Ebenso wenig sind die einzelnen Bezirksgötter (Wilson 388) vergötterte Menschen; denn so war Alo Alo Gott von Hapai (Cook eb.), Tali-aï-Tubo von Ahifo (Wilson eb.) und Futafähi gilt zugleich als Gott von Mua und von Tubludha (eb.). Was wir vorhin (S. 180) über die Verfassung Tongas sagten, bestätigt sich hier: der Fürst ist der leibliche Vertreter des Gottes, der vornehmste des höchsten, der geringere des geringeren Gottes, und so stuft sich auch die Macht der Fürsten ab. Meer- und Windgötter

*) Sā sam. heilig; an das Wort ra Sonne ist nicht zu denken, da dies samoan. la heißt.

gab es noch viele: unter ihnen war Hea-Moana-uli-uli als Herrscher der See in der Gestalt einer Wasserschlange verehrt (vergl. Williams 548) und namentlich von Fischern angerufen, da die Fische ihm angehören (Geschichte 47), auch Erd- und Luftgötter waren zahlreich, von denen außer Tongaloer Wilson 390 noch Finaulonga erwähnt. Fremde, nicht einheimische Götter hießen Feiga; sie erhielten, je nach dem Erfolg der Gebete zu ihnen, oft größere Ehre als die einheimischen (Wilson eb.).

Auch der neuseeländische Götterhimmel ist unerschöpflich; doch da er keine besonders hervorragende Gestalt weiter bietet, da wir ferner schon Vieles von ihm erwähnt haben und drittens, da alle diese Göttergestalten in die Heldensage übergegangen sind, so erwähnen wir hier nur noch den Gott Tahu, den „Urheber des Guten" (Taylor 18 f.) und übergehen das Uebrige; was wir um so leichteren Herzens können, als gerade Neuseeland mit besonderer Vorliebe mythologisch behandelt ist (Schirren, Grey, Taylor u. s. w.). Dagegen müssen wir auf Tahiti noch einiges besprechen, zunächst den Gott Hiro. Er war Gott der Diebe, der von jedem gestohlenen Schwein ein Stück vom Schwanze als Dank erhielt (Tyerm. und Bennet 1, 91). Wunderbare Geschichten gehen von ihm: zu seinem Vergnügen bohrte er Löcher in die härtesten Felsen. Er befreite eine von Riesen bewachte Jungfrau, indem er durch Ausreißen der Bäume den Bann des Zauberortes brach und die beiden Hüter, Taupiri und Mariva tödtete. Mit mehreren Hunden und Kriegern schiffte er auf einem Doppelkahne weg, um den maro uru — den rothen Maro, Gürtel, der das Symbol des Feuers und der Göttlichkeit war; Uenuku, der Gott des Regenbogens, trug ihn, wie wir sahen; der König wird damit als dem Emblem seiner Würde bekleidet — um diesen Gürtel zu holen, zog Hiro aus. Er kam an viele Inseln; Nachts bekämpfte er mit seinen Hunden die Ungeheuer und Riesen am Boden des Meeres. Einst war er unten in einer Grotte eingeschlafen, als die Götter der Finsternis, seine Feinde, sein Schiff und dadurch ihn vernichten wollten: allein noch zur rechten Zeit ward er von einem treuen Hunde geweckt, hob sein Haupt aus den Wogen und zerstreute seine Feinde. Man zeigte auf einer Insel noch sein Schiff, sein Ruder und seine Hunde als Berge und Felsen (Mörenhout 1, 447 f.), und zwar sein Schiff und seine Hunde zu Tahaa, sein Ruder aber auf einer Bergspitze Huahines (Ellis 1, 328). Auch mit den Stürmen kämpfte er.

Die Ungeheuer der Tiefe hatten ihn trügerisch eingeschläfert, um ihn zu vernichten, und hätten es vollbracht, wenn nicht ein befreundeter Geist ihn geweckt hätte. Auch als Kriegsgott ward er hoch gepriesen und das schon öfters erwähnte Kriegslied wendet sich hauptsächlich an ihn (Ellis 1, 200). Er galt als Sohn Oros (Ellis 3, 112) und soll nach Ellis (eb.) und Thermann und Bennet (1, 255) ein Mensch, ein Raiateaner gewesen sein, auf welcher Insel auch sein Schädel zu Opoa bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, wo er verloren ging, aufbewahrt wurde: er war bei Lebzeiten ein sehr mächtiger Räuber (1, 255), weshalb er als Gott der Diebe verehrt wurde. Nach allem Obigen hat die ursprüngliche Menschlichkeit Hiros wenig glaubwürdiges: eher mag er ein Wind-, Sonnen- oder Mondgott gewesen sein, mit welchem man später den Namen eines Menschen verschmolz. Dafür spräche auch sein Schlaf, während dessen ihm Todesgefahr droht, wenn er nicht geweckt sein Haupt wieder erhoben hätte: denn der Gedanke an eine Sonnen- oder Mondfinsterniß liegt hierbei sehr nahe. Man könnte an den neuseel. Wiro denken, der ganz allgemein einen bösen Geist bezeichnet, aber nach Meinicke 15 erst nachchristlicher Entstehung ist.

Als Hiros Vater gilt Oro und auch Oro wird meist als Mensch angesehen. Sein Kult soll erst im vorigen Jahrhundert eingeführt sein (Beechey 221, Ellis 1, 276, Meinicke 15), allein er war eigentlich der Hauptgott Tahitis, hinter dem alle übrigen zurücktraten. Er wird mit Taaroa und Tane als höchster Gott der Insel genannt (Ellis 1, 323). Ja er soll sogar, wie Taaroa selbst, im Po entstanden sein (eb.) und wenn der höchste Berg auf Tahiti Orohena, Flosse des Oro hieß (Arbousset 328), so beweist dieser Name, daß man auf ihn auch die Weltaufsischung übertragen hat. Wilsons Oromatua (450), der ihm als Gott der Sohn gilt, meint wohl gleichfalls den Oro. Nach bestimmten Mythen war er der erste, nach allen aber ein Sohn des Taaroa. Er selbst erzeugte mit seinem Weibe zwei Söhne und von ihnen allen stammt die übrige Welt (Ellis 1, 323—4). Geboren war er zu Opoa auf Raiatea (eb. 370) und dort war sein Heiligthum, was als Nationalheiligthum für die ganze Gruppe galt. Von dort aus gab er seine wichtigsten Orakel; doch gab er auch sonst seinen Willen vielfach zu erkennen, indem er Priester oder Fürsten begeisterte und durch sie sprach. Er war für jede Thätigkeit dadurch wichtig; zunächst aber doch für den Krieg, dem er hauptsächlich vorstand, wes-

halb er auch die Menschenopfer vor und nach demselben erhielt (Ellis 1, 276) und ihm auf Rarotonga sehr oft ebengeborene Knaben geweiht wurden (Williams 545). Er war es denn auch, welcher die Ceremonien bei der Thronbesteigung des Königs leitete; von ihm gesendet kamen die Haifische, um den König als Beherrscher des Meeres zu begrüßen, ihm wurden die Menschenopfer, welche bei dem Fest nöthig waren, gebracht (Ellis 3, 108 f. Mörenh. 2, 22); er galt als Vater des Königs, wie in Tonga der mächtigste Herrscher Vertreter des mächtigsten Gottes war. Er herrschte (nach dem Glauben auf Raiatea und den nahe gelegenen Inseln) auch im Po, denn er fraß die Todten und entließ sie gereinigt aus seinem Leibe (Tyerm. und Benn. 1, 522). Der Regen galt als Thränen des Oro (Ellis 1, 199; Williams 188). — Wie werth man die Bilder des Gottes hielt, das beweist der fürchterliche Krieg des Jahres 1802 auf Tahiti, welcher sich um ein Bild des Oro entzündet hatte, und der Krieg der Heiden mit den Christen, welche den Götzen verbrannt hatten, auf Raiatea (Williams 187). Schließlich darf nicht vergessen werden, daß die ebenso ausgedehnte und mächtige als heilige und alte Gesellschaft der Areoi den Oro als ihren Stifter und höchsten Herrn ehrten Mörenhout 1, 485). Auch alle gesellschaftlichen Einrichtungen, die Stellung der Weiber u. dergl., führte man auf ihn, allerdings auch auf Tane zurück (Ellis 1, 129). — Auch auf Mangarewa galt Oro (neben Tangaloa und Maui) als Hauptgott (Mörenh. 1, 110). Alles das macht es eigentlich unmöglich, in Oro einen vergötterten Menschen zu sehen; dazu kommt, daß nach Mörenhout (1, 445) überhaupt solche Vergötterungen in früherer Zeit sehr selten gewesen sind, ja vor vier bis fünf Menschenaltern vor der Entdeckung noch gar nicht stattgefunden haben sollen. Sei dem wie es sei: Ellis, der den Oro für einen ursprünglichen Menschen hält, sagt (1, 326): Oro war der erste Gott der vierten Classe der Götter (also der niederen Götter) und scheint eine vermittelnde Stellung zwischen Menschen und Göttern gehabt zu haben. Darin liegt der Schlüssel für sein Wesen. Oro ist freilich keiner der alten, nachtgeborenen Götter, aber er ist dazu geworden, entweder, weil er der Gott Raiateas war und durch irgend ein altes geschichtliches Ereigniß diese Insel besondere Macht und also ihr Gott besondere Geltung bekam — war sie doch der Ausgangs-

für die Bevölkerung des Archipels, was allein schon zur Erklärung

genügt — oder weil er eben der Vermittler war und nach und nach vor ihm, der den Menschen näher stand, das Bild der älteren Gottheiten verblaßte.

Andere tahitische Gottheiten waren Tefatu, die Erde (Mörenhout 1, 428), gleichfalls ein Kind Taaroas (Ellis 1, 326; Mörenh. 1, 444). Dann der Gott Raa, dessen Abkömmlinge die dritte Götterklasse bildeten (Ellis 1, 326) und der ebenfalls ein Sproß Tangaloas (Mör. 1, 444) war. Auch er erscheint als Kriegsgott (Ellis 1, 285). Auf Neuseeland muß er gleichfalls bekannt gewesen sein: denn Swainson 13 nennt Ra nach Berichten einheimischer Häuptlinge als „Erheber der Berge". Noch andere tahitische Gottheiten werden uns genannt, die wir übergehen, da wir außer dem Namen nichts von ihnen wissen.

Auf Hawaii tritt nun eine Gruppe ganz besonders vor, die vulkanischen Götter, die Göttin Pele und ihr Gefolge. Sicher ist sie nebst allen den ihrigen erst entstanden in Hawaii selbst und so gewiß es nach Youngs Ausdruck unmöglich war, daß die Heiden die Sonne nicht anbeteten: eben so unmöglich war es, daß die wundervollen vulkanischen Erscheinungen Hawaiis, die wundervollsten der Erde, nicht mythologisch aufgefaßt wurden. Aus der Fremde, von Tahiti kamen diese vulkanischen Götter (und zwar kurz nach der oben erwähnten Sündfluth), wie die Kanaka aus der Fremde einwanderten (Ellis 4, 248) und nahmen im Maunaloa ihre Wohnung und hier wieder wählten sie als ihren Hauptort den Feuersee Kilauea, in welchem eine Menge kegelförmige Krater hervorragen: das sind ihre Häuser, das Grollen, Zischen und Prasseln des Vulkans ihre Tanzmusik, die wogenden Flammen die Brandung, durch welche zu schwimmen sie sich vergnügen. Pele verließ auch und ebenso ihre Untergötter bisweilen ihren Palast: Erdbeben, Feuerausbrüche bezeichneten ihren Weg. Ellis zählt einige Untergötter auf: Ka-moho-arii (König Moho, d. h. Dampf); Ta-poha-i-tahi-ora, Explosion im Hause des Lebens; Te-ua-a-te-po, Regen der Nacht; Tane-hetiri, Gemahl des Donners; Te-o-ahi-tamataua, feuergerüsteter Sohn des Krieges; dies waren Brüder, zwei von ihnen hinkend; und Peles Schwestern Makore-wawahi-waa, feueraugige Kahnbrecherin; Hiata-wawahi-lani, himmelbrechende Wolkenhalterin; Hiata-noholani, himmelbewohnende Wolkenhalterin u. s. w.*) Man

*) Die übrigen Namen sind Hiala-hoi-te-pori-a Pele, Wolkenhalterin, welche den Busen der Pele küßt; Hiata-taarava-mata, glanzaugenbewegende

hatte vor ihnen allen große Scheu und der Mythus von Kahavaris Flucht vor Pele — Kahavari hatte die Göttin erzürnt, und sie verfolgte ihn, sein Volk, seine Angehörigen bis zur Küste, wo er ins Meer entkam (Ellis 4, 300f.) — war allerdings geeignet, Furcht einzuflößen. Auch politisch war dies wirksam: Tamehameha war befreundet, Keaua, sein Gegner, verfeindet mit Pele, weshalb sie sein Volk tödtete und ihm Unglück sandte (Ellis 4, 252). Weil die Göttin leicht zürnte, deshalb hatte sie überall ihre Tempelplätze, wo geopfert werden mußte; geschah nicht genug, so drohte sie mit Zerstörung und wenn irgend Gefahr einer nahen Eruption war, warf man todte und lebende Schweine vielfach als Opfer in den Krater (Jarves 43). Ihr Tabu zu brechen, sie zu beleidigen wagte Niemand. Ihr war eine rothgelbe Art Heidelbeere heilig, welche auf dem Berg wächst: nie aß ein Eingeborener eher von diesen Früchten, als bis er einige in den Krater geworfen hatte als Opfer (Ellis 4, 234; 236; Wood 172). Die Eingeborenen, welche Ellis begleiteten, glaubten sicher, die Göttin werde Nachts im Krater erscheinen und thaten alles, um ihren Zorn zu vermeiden (4, 253). Einen sonderbaren vulkanischen Auswurf, langgezogen wie gesponnenes Glas, hielten sie für das Haar der Pele, welcher Name auf der ganzen Insel bekannt war (eb. 263; Wood 184). Ein merkwürdiger Mythus ist noch der von Tamapuaa (Sohn des Schweines), der halb Schwein und halb Mensch, aber riesengroß war und seinem Kampf mit Pele. Tamapuaa war von Oahu aus weit jenseits des Horizonts und des Himmels gewesen und als er nun auf seinen Fahrten auch nach Kilauea kam, freite er um Pele, die ihn abwies. Beide kämpften: anfangs siegte er, indem er den Krater mit Wasser füllte: dann aber wurde er besiegt, denn Pele trank das Wasser und trieb ihn ins Meer (Ellis 4, 251; Jarves 43). Tamapuaa kämpfte auch einst mit einem König von Oahu, welcher ihn und seine Mannen in einem engen Felsenthal einschloß. Da aber stützte er seine Vorderbeine auf den Felsen und über seinen Rücken entkamen die Seinen, worauf er mit Leichtigkeit nachsprang: seine Fußspuren (Wasserrinnen) zeigt man noch

---

Wolkenhalterin; Hiata-tabu-enaena, rothglühender, wolkenhaltender Berg; Hiata-tareiia, bekränzte Wolkenhalterin; Hiata-opio, junge Wolkenhalterin. Wir führen nach Ellis 4, 248 alle diese Namen an, weil auch sie für die ungemeine poetische Kraft der Polyneſier ein schlagendes Zeugniß sind.

(Jarv. 44). Wir haben hier wie in den griechischen Centauren eine mythische Personification der Wolkenbildung, des tropischen Gewittersturms über dem Vulkane und so würde dies nur eine andere Wendung des Mythus von Lono sein, der vor Pele floh (Hines 209). Nach einer anderen Version war er Sieger und Gemahl der Pele geworden; daher dann keine gewaltigen Feuerausbrüche mehr, aber auch keine neuen Inseln entstanden (Jarves 44). Von poetischer, wenn gleich wilder Kraft, sind auch diese Mythen.

Die Götterwelt dieser Inseln zerfiel nun in verschiedene Klassen. Zunächst scheiden sich jene nachtgeborenen höchsten Götter aus, die wir genannt haben, mit Tangaloa an der Spitze. Maui wird nicht unter sie gerechnet: vielmehr steht er selbständig. Er ist ein später zur Geltung gekommener Gott und mag vielleicht jenen Raa (Sonne) verdrängt haben, daher der heilig-unbekannte Name der Sonne Tama-nui-te-Ra war (oben 256). Auf Tahiti nahm man außer jener ersten Klasse noch drei andere an: Die Götter der zweiten dienten als Herolde zwischen Göttern und Menschen, die dritten waren Nachkommen des Raa, zahlreich und verschiedenartig, theils Götter des Krieges, theils der Heilkunst. Die vierte Klasse, Oro an der Spitze, stand zwischen Göttern und Menschen (Ellis 1, 326) und allen diesen vier Klassen gegenüber stehen dann erst die Geister, die gottgewordenen Seelen.

Von diesen untergeordneten Gottheiten müssen wir nun einige erwähnen. Auch in Polynesien hatte man eine Menge Naturgötter. Menschenfressende und andere Riesen waren auf Tahiti ganz bekannt (Cook 3. R. 2, 358—9; Mör. 2, 447); ebenso auf Samoa, Turner 361; 467; Hood 24), Tonga, den Hervey-inseln. Ein anderes Märchen erzählt von Geistern, welche einen Berg von Tahiti nach Raiatea bringen wollten, in der Nacht: als aber die Sonne aufging und sie noch nicht fertig waren, ließen sie ihre Arbeit im Stich und entflohen. Der Berg stand früher im Innern der Insel: jetzt steht er am Hafen Tatu, weil ihn dort die Geister fallen ließen (Ellis 1, 332, Wilson 454). Nach Mörenhout wollten sie ein neues Land bauen, womit sie aus demselben Grund nicht zu Stande kamen (1, 569). Ein weithin sichtbares Loch in einem Felsen ist dadurch entstanden, daß ein Geist seinen Speer hindurch warf (Ellis 1, 332). Auch untergeordnete Meeresgötter gab es zahlreich, nach Forster dreizehn, jeder mit besonderen Namen und

besonderem Geschäft (Bem. 466). Namentlich in Haigestalt zeigten sie sich. Luftgottheiten waren gleichfalls zahlreich, welche man z. Th. in Vogelgestalt dachte (Ellis 1, 329). Dann gab es Gottheiten der Thäler, Berge, Abhänge, Schluchten u. s. w., von deren Namen einige bezeichnend sein sollen: leider hat sie Ellis nicht mitgetheilt (1, 330). Auch Baumgeister gab es: als wenigstens der ehrliche Mörenhout die uralten heiligen Calophyllums bei einem Marae umhauen ließ, glaubten die Eingeborenen, die sehr ungern an diese Arbeit gingen, daß der nächste Bach von Blut fließen werde (Mörenhout 1, 295—6). Auf unbewohnten Inseln, nahm man an, wohnten Geister, welche Fülle an allen Vorräthen, aber böse Gesinnung hätten und den Besuchern durch Zauber schadeten (Bougainv. 192. Ellis 1, 331). Zwei Inseln nannte der Tahitier Aoturu, Enuamotu und Tupai, die als geheiligt galten, deren Geister aber die Besucher tödten: sie liegen nach verschiedener Richtung und etwa fünfzehn Tagereisen entfernt (Bougainv. 193). Auch an jene unterseeischen Paradiese (Cook 3. R. 2, 356) mag erinnert werden.

Solcher Geister gab es nun auch in Neuseeland viel. Die Maori glaubten an mancherlei Ungeheuer, an haarige Waldmenschen, von denen schreckliche Geschichten umliefen (Taylor 49), und Bäume, Felsen, Flüsse, dann auch Thiere, wie z. B. große Aale wurden verehrt und erhielten Opfer (eb. 53). Schreckliche Ungeheuer, drachenhaft, dachte man sich namentlich auf den Spitzen der hohen Berge die man schon deshalb zu besteigen sich sehr fürchtete (Shortl. 53 f. Dieffenb. 1, 29; 156). Bergverehrung findet sich vielfach in Polynesien; kein Tahitier bestieg gern den Orohena, kein Hawaier den Maunaloa oder Maunakea, weil man sie für die Wohnung von Geistern hielt. In Neuseeland war das ebenso, der Tongariro galt für heilig und durfte nicht bestiegen werden, weil er das Rückgrat war von Tupuna (dem Ahnherrn; Dieffenb. 1, 347). Ob dies nicht überhaupt der erste Grund ist für die Bergverehrung, daß man in ihnen die Knochen und Glieder des Gottes sah, der aus sich (wie Tangaloa) die Welt gebildet hatte? Auch sonst personificirte man Berge in Neuseeland: der Berg Pisanga am Taupose galt als Tongariras Weib (eb. 343); der Tongariro und der Taranaki galten als Geschwister, welche sich entzweit und getrennt hatten (eb. 158, vergl. Shortl. App. 282 Note). — Wenn dann ferner

eine groteske Felsengruppe auf der Nordzunge Kapowaiura, Geist der „zu Nacht" d. i. vernichtet wurde heißt: so erinnert dies an jene berg-abtragenden tahitischen Genien. Auch Feen oder elbenartige Geister gab es vielfach, welche eher als die Maori im Lande gewesen sein sollen. Sie gleichen den Menschen an Lebensweise und Beschäftigung, doch sind sie stets weiß — daher Albinos für ihre Kinder gelten — und riesenhaft; und obwohl sie sich bisweilen mit den Menschen vermischen, weichen sie doch vor letzteren zurück (Taylor 46 f.). In einem Feenmärchen bei Grey 292—6 kommen sie in einem großen Trupp Männer, Weiber und Kinder Nachts über einen Berg, mit fortwährendem Gesang, der wie die Stimmen der Heimchen tönt, sie sind lustig und schön, den Europäern ähnlich; schöne Menschen sehen sie gern, das Licht scheuen sie: von dargebotenen Dingen nehmen sie nur den Schatten mit. Auch sind sie sehr kunstreich, aber nur durch List lernt man von ihnen, wie Kahukura das Netzflechten ihnen ablauschte (eb. 287—91). Halbgötter der Berge, der Thäler, der Bäume und Bäche gab es auch auf Nukuhiva (Radiguet rev. d. d. mondes 1859, II. 626), auf Hawaii war es nicht anders, wie schon jene Feuerschaar Peles beweist; daneben gab es Riesen (Freycin. 2, 594), Götter der Winde, der Ernte, der steilen Bergwände, aller gefährlichen Plätze an Wegen und jedes bedeutenderen Naturgegenstandes (Jarves 40). Auf Tonga und Samoa wußte man, daß nordwestlich von Fidschi eine Insel liege, nur von weiblichen Gottheiten bewohnt: allein ihre allzugroße Freundlichkeit gegen die Anlandenden, sowie die verzehrende Hitze des Klimas machen einen Besuch sehr gefährlich:*) ein Märchen mit ächt mythischer Grundlage, welches aber auf Samoa und Tonga selbst kaum noch geglaubt wurde (Mar. 2, 128).

Sahen wir auf diese Weise Mythen gebildet durch phantasiereiche Naturbetrachtung, so finden wir auf der anderen Seite eine Reihe Götter, welche zum Theil in abergläubischer Aengstlichkeit, zum Theil in kühlster Nüchternheit wurzeln und daher eine große Aehnlichkeit mit vielen Gestalten der römischen Mythologie haben. Was Radiguet (rev. des d. mondes 1859 II. 626) von Nukuhiva sagt, daß dort alle Dinge ihre Götter hätten, der Krieg, der Frieden, aber auch das Tattuiren, der Gesang, der Tanz, der Kahn und das Haus: dasselbe gilt von Tahiti und wohl in noch erhöhterem Maaße.

*) Altgriech. Märchen in der Odyssee S. 23 f.

Denn hier hatte eben alles seinen Gott. Der Hahnenkampf z. B. wie wir schon sahen; dann alle übrigen Spiele, fünf bis sechs Götter, an deren Spitze Urutaetae stand, den wir noch als Todtengeleiter der Areoi kennen lernen werden; ebenso die mechanischen Künste. Da war Oihanu oder Ofanu der Gott der Haushaltung; Nenia und Topea die Götter der Dachdecker; und ferner Heva der Gott der Geister und Erscheinungen, Hiro der Diebe. Und so hatte jedes Laster (Mörenh. 1, 440), ja selbst die unnatürliche Wollust ihren Gott (eb. 2, 168). Ebenso das Tattuiren (Ellis 1. 262f.), die Ehe (unter Oros und Tanes Schutz eb. 271), der Fischfang (Tamai oder Tahaura, Teraimateti eb. 140), der Haus- und Kahnbau (Tane-tehia 333), aber auch das Netzmachen (Matatine oder Autâ 140) das Schwimmen in der Brandung (Huaouri heißt der Gott eb. 226), die dramatische Kunst (Mörenh. 1, 453) u. s. w. Ebendaher kommt es auch, daß sie außerordentlich peinlich, ja pedantisch in der Erfüllung jeder religiösen oder abergläubischen Pflicht sind (Cook 3. R. 2, 357, Mörenh. 1, 438), daß sie eine Menge Zauber-sprüche haben, eigentlich für Alles. Namentlich in Neuseeland waren diese gebräuchlich, sie waren keine Gebete, sondern nur Mittel sich vor Unheil zu sichern und Glück zu erlangen beim Fischen, bei der Rattenjagd u. s. w. (Taylor 71 f. 83 f.; Shortland a 111 f). Auch dort hatte (Swainson 13) der Zimmermann, der Kahnbauer, der Hausbauer, der Grobschmidt u. s. w. jeder seinen eigenen Gott: wie auch die More-ore auf den Chathaminseln ihren Gottes-begriff in lauter solche einzelnste Einzelheiten gespalten hatten (Travers bei Peterm. 1866, 63).

Halb phantastisch, halb nüchtern ist es denn auch, wenn sie den Thieren nicht nur, sondern allen Dingen, auch den leblosen, wie Bäumen Pflanzen, (Ellis 1, 77) ja Steinen u. s. w. Seelen zuschreiben, welche wenn diese Dinge zerschlagen oder gegessen werden, dann zur Gottheit aufsteigen und in besondere Himmel kommen (Cook 3. R. 2, 35). So hieß der Himmel für die Schweine (welche nach dem Tode des ersten Menschen aus den Würmern, die ihn verzehrten, erwuchsen) Ofetuna (Ellis 1, 77). Allerdings waren die Schweine die hauptsächlichsten Hausthiere Polynesiens, deren jedes seinen eigenen Namen, also eine Art von persönlicher Geltung hatte (eb.).

Wir sind so, allerdings gleichsam durch den Schweinestall, zu

dem Aufenthalt der Geister gelangt und müssen nun diesen sowie die Geister selbst, das Leben der Seele nach dem Tod und ihre Verehrung näher betrachten. Dabei wird sich auch noch eine Art von Göttern zeigen, die wir bis jetzt nicht besprochen haben, weil sie mit den Seelen der Abgeschiedenen in zu nahem Verhältniß steht, wir meinen die Schutzgötter.

Die tahitischen Götter wohnen entweder im Po und die Seelen der Todten versammeln sich dort zu ihnen (Mörenh. 1, 430): oder aber sie wohnen, nach ihrem Rang geschieden in sieben verschiedenen Himmeln (Mörenh. 1, 443), nach Ellis (3, 169) in zehn, deren höchster der Himmel des Tane hieß und als das Po galt. Nach Arbousset (289) theilte man die Welt überhaupt in drei „Schichten" ein, deren oberste die seligen Götter, die mittlere die Menschen, die unterste, unterirdische die verworfenen Geister bewohnten. Außerdem gab es noch ein Paradies Rohutu, unsichtbar auf einem Berggipfel Raiateas der, von bedeutender Höhe, nahe am Meere lag und „strahlender Temehani" hieß. Man nannte dies Rohutu das wohlriechende, Rohutunoanoa; doch gab es nach Williams 559 noch ein anderes, das stinkende Rohutu (Rohutu namunamua), welches man auf's Ekelhafteste beschrieb. In jenes erstere konnten nur die Areois, selten und nur nach großen Opfern auch andere Häuptlinge hineingelangen. Es war mit allen Reizen und Genüssen ausgestattet (Ellis 1, 215 f. 397; Mörenh. 1, 431). Ein anderes Paradies, welches er weiter nicht schildert, nennt Ellis 1, 397 Miru. Das gemeine Volk aber gelangte wieder an einen anderen Ort, nach Tamahobu (Forster Bem. 480). Nach Miru gelangten gleichfalls die Areoi und gewisse Priester (Ellis 1, 367). Auf Nukuhiva kannte man dies Rohutu gleichfalls, doch lebten auch hier die Götter im Po (Mörenh. 1, 502). Daneben hatte man noch das Zauberland Tiburones, jenseits des Meeres gelegen, mit allen Herrlichkeiten angefüllt, dessen Schilderung der Inhalt vieler Erzählungen war (Radiguet rev. des d. m. 1859, II. 627). Auf Hawaii lebten die Götter gleichfalls im Po (Jarves 38); für die Seelen aber gab es noch einen anderen Aufenthaltsort, das Reich des Akea und Miru, welches gleichfalls finster war, aber unterirdisch (eb. Ellis 4, 368). Es hieß Ka papahanau-moku d. h. inseltragender Fels; die einzige Nahrung waren Eidechsen und Schmetterlinge, man trank

Waſſer aus mehreren dort fließenden Strömen. Auf Neuſeeland war der Aufenthalt der Götter gleichfalls das Po; doch hat ſich dies ſchon früh mit dem Reinga, dem Ort gemiſcht, wo die Geiſter leben oder von wo aus ſie in's Po kommen (Taylor 40). Reinga (wörtl. ſegeln) wird bald nur als Durchgangspunkt zur Unterwelt, bald aber auch als Unterwelt ſelbſt gefaßt (Taylor 103, Dieffenb. 2, 67). In einem Lied bei Davis 168, das freilich die Situation nicht klar ſchildert, erzählt ein Geiſt von ſeinem Wege zur Unterwelt, welche inſelartig jenſeits des Meeres gedacht wird, (vergl. auch Taylor 103). Götter leben daſelbſt nicht außer Ngahue, welcher Häuptling in Hawaiki geweſen ſein, aber eine Fahrt nach Neuſeeland gemacht haben ſoll (Davis 227 f.). Doch auch unterirdiſch dachte man jenes Reinga, von feindſeligen Geiſtern, keineswegs aber von Göttern bewohnt (Shortl. a 128); oder man glaubte, die Geiſter kämen in den Himmel zu Tawaki (Davis 76; Taylor 100); vielfach auch hatte man die Anſicht, die Fürſten würden zu Sternen (Dieffenb. 2, 67). Nirgends nun wird erwähnt, obwohl ja Rangi (Himmel) ſelbſt ein Gott und zugleich der Wohnplatz von Tawiri und ſeinen Söhnen iſt, daß die Seelen dort mit ihnen gemeinſchaftlich lebten. — Die Anſchauungen der Tonganer ſcheinen gleichfalls den Aufenthalt der Götter von dem der Seelen zu trennen. Allerdings heißt es bei Mariner (2, 127; 129), daß Bulotu der Aufenthalt der Götter ſei, die Schilderung aber, welche er von Bulotu macht (2, 110), daß es ein herrliches Land ſei voll von Früchten, die gepflückt gleich wieder wachſen, von Schweinen, die geſchlachtet und gegeſſen dennoch weiter leben; man kann nur mit dem Willen der Götter darthin kommen und als einſt einige Tonganer wirklich ankamen, fanden ſie zwar alles viel herrlicher wie auf Erden, aber alles ſchattenhaft, wie im neuſeeländiſchen Feenmärchen die Feen nur den Schatten der Dinge mitnehmen; durch die Bäume, die Häuſer, ja durch die begegnenden Geiſter konnten ſie hindurchgehen; in ungemein raſcher Zeit ſegelten ſie heim, wo ſie ſehr bald ſtarben, denn die Luft in Bulotu verträgt kein Sterblicher: — dieſe Schilderung erwähnt keine Götter, wenn ſie auch Mariner ſo nennt, ſondern nur Geiſter, wie wir gleich ſehen werden. Dazu kommt, daß unſere übrigen Berichte in Bulotu, dem Sammelplatz der Todten nur einen Gott kennen, den Herrſcher des Todtenreiches Hikuleo (Cook 3. R. 2, 124;

Wilson 391; authent. narr. 151; vergl. Geschichte 46). Es war also auch hier eine doppelte Auffassung: ein Seelenland und ein Götteraufenthalt, welche sich jedoch vermischten. Beides denkt man westlich übers Meer gelegen; oder aber unterirdisch, denn Hikuleo wohnt in einer Höhle (Geschichte 46). Die Götter aber wohnten vielfach auch im Himmel, wie Tangi und seine Töchter und die himmlischen Geister ihrer Umgebung (Mar. 2, 129 f.). Auch auf Samoa galt nur Savea Siuleo als König von Pulotu und dies als Aufenthalt der Seelen (Turner 237); ein anderes Paradies nahm man im Himmel an (246). Die Götter, wenigstens Tangaloa und die Seinen wohnten gleichfalls im Himmel (Turner 244), aber von einer Gemeinschaft zwischen ihnen und den Seelen ist nirgends die Rede.

Und so kommen wir zu folgenden Ergebnissen: der Aufenthalt der Geister und Götter ist ursprünglich geschieden, letztere wohnen im Po, im Himmel, d. h. im Unendlichen irgendwo, welchen Ort man sich nicht klar dachte, daher man ihn auch wohl auf Erden lokalisirte, und mit dem Todtenreich vermischte, wie man umgekehrt auch das Todtenreich zum Po erhob. Die Hawaier versicherten ausdrücklich, daß sie über das Todtenreich so gut wie nichts wüßten (Ellis 4, 366) und so lag diese Gleichstellung nahe. Dies letztere, das Todtenreich, entweder (und so wohl ursprünglich überall) unter der Erde oder jenseits des Meeres oder aber selten und wohl erst später auch im Himmel gedacht, war nur von den Seelen bewohnt, unter dem Vorsitz eines Gottes, in Tahiti des Oro (Tyerm. und Bennet 1, 523), der auch dem Paradies der Areois Rohutu vorsteht, denn zu ihm kehren die todten Areoi zurück (Ellis 1, 245), in Neuseeland des Ngahue oder Tawaki, der Donnergott ist, wie in Tonga der Donner durch den Streit der Verstorbenen entsteht (Mar. 2, 117), in Tonga und Samoa des Hikuleo, Siuleo, in Hawaii des Akea und Miru. Auch führte die Todten häufig ein bestimmter Gott hin: so in Tahiti Hiro oder Urutaetae, welcher aber nur die Areoi geleitet (Ellis 1, 245). Auch der Vogel Lota, welcher die Seelen des gemeinen Volkes auf Tonga fraß (Cook 3. R. 2, 124), ist nur die Inkarnation eines Gottes, vielleicht Hikuleos selber, welcher ja auch die Seelen gewaltsam zu sich abholte (Geschichte 46). Dafür, daß man dies Todtenreich als für sich bestehend und nicht mit dem Aufenthalt der Götter gleich ansah, spricht auch, daß die Seelen der anderen Dinge, der Schweine,

Steine, Bäume, alle an besondere nur ihnen zustehende Räume hingingen (Ellis 1, 77; Cook 3. R. 2, 356).

Diese Voruntersuchung ist wichtig für das Verhältniß der Seelen zu den Göttern: denn man hat ja in Polynesien selbst viele der Hauptgötter nur für vergötterte Menschen erklärt, und es ist bekannt, daß die Verehrung der Ahnen den Göttern selbst den größten Abbruch gethan hat. Namentlich in Mikronesien; und hier wieder besonders auf den Marianen.

Wir müssen nun zunächst sehen, wie die Polynesier die Seele und ihr Leben nach dem Tode auffaßten. Eine doppelte Art werden wir da finden; einmal eine rein mythische ältere und dann eine mehr philosophische und natürlich jüngere. Letztere finden wir besonders auf Tonga vertreten, denn die Tonganer halten die Seele für die ätherische Seite, gleichsam für den Duft des Leibes, sie ist überall, wenn auch ihr Hauptsitz in der rechten Herzkammer ist. Das Gehirn gilt, um dies hier beiläufig zu erwähnen, als Sitz des Gedächtnisses. Die Leber (welche bei linksgewöhnten links, bei beidhändigen in der Mitte, bei Tapfern besonders groß gedacht wird) als Sitz des Muthes (Mar. 2, 135) und des Willens, denn wer unrecht thut, wird von den Göttern an der Leber gestraft. Doch auch die mythische Auffassung der Seele findet sich hier. Nach dem Tode dauern allerdings nur die Seelen der höheren Stände selbstständig fort; das niedere Volk hat keine Seele oder sie bleibt wenigstens nicht im individuellen Leben (Mariner 1, 432; 2, 135 f. Geschichte 48), vielmehr frißt sie gleich nach dem Tode, sowie sie den Körper verlassen, der Vogel Lota, der stets an Grabplätzen verweilt, oder sie geht irgendwie in Thiere über (Cook 3. R. 2, 124). Einzelne Tua indes glaubten schon zu Mariners Zeiten (2, 136), auch sie hätten eine bleibende Seele. Die Seelen der Häuptlinge und aller, welche eine solche besitzen, fuhren nach dem Tode in einem großen und sehr schnellen Kahn geraden Weges nach Bulotu, zum Gott Hikuleo (Wilson 391). Dort leben sie weiter wie auf Erden auch, mit allen Neigungen, mit derselben Körpergestalt, welche sie auf Erden besaßen und mit der Fähigkeit, die sie mit den Göttern theilen, nach Tonga zurückzukehren und dort helfend, warnend oder strafend weiter zu wirken (Mar. 2, 106; 117; Geschichte 48). Nach Mariner 2, 118 erscheinen den Muas und Tuas nur die Seelen der Matabule, eine ganz folgerichtige

Widerspiegelung der tonganischen Verfassung, wie denn natürlich die Seelen auch im Jenseits ihren Rang enthalten (Gesch. 48). Eine Vergeltung im Jenseits gibt es durchaus nicht und kann es nicht geben, weil ihre Götter kein moralisches Interesse haben und nur dann zürnen, wenn ein Tempel, ein Opfer verletzt ist (Geschichte 48; Mariner 2, 137). Ja sie sind sogar der Ansicht, daß sie selber kaum Schuld an irgendwas Unrechtem sind: denn alles Böse kommt von bösen, alles Gute von guten Geistern her (Gesch. 48). Doch glaubten Andere, daß den Göttern allerdings Gutes gefalle und Schlechtes nicht (Mar. 2, 149); allein jedenfalls ist die erstere Ansicht die ältere. Auch kamen irdische Strafen der Götter wohl vor, weshalb man sehr auf ihre Huld bedacht war (Cook 3. R. 2, 122), aber auch nur irdische (Mar. 2, 107). Ja alles Uebel, was den Menschen trifft, ist solche Strafe, die er sich durch Verletzung religiöser Pflichten zugezogen hat (eb.). Die Seele nannte man Otua (eb. 124; Gesch. 48) und so hießen nicht nur die schattenhaften Geister in Bulotu (Mar. 2, 110), sondern auch der Schutzgeist, welchen jeder einzelne hatte (Wilson 390) und der vernachlässigt und erzürnt Krankheit schickte und deshalb durch Verstümmelung (Abschneiden des kleinen Fingers u. s. w.), welche die Verwandten des Kranken an sich vollzogen, versöhnt werden muß (eb.). Auch gibt es böse Geister, welche gleichfalls Hotua (so schreibt Mariner) aber Hotua Pou heißen (2, 119 f.). — Die ganz ähnlichen Vorstellungen der Uweaner haben wir schon im vorigen Bande (5, 2, 175) geschildert. — Im Samoaarchipel war der Eingang zur Unterwelt auf Sawaii und zwar durch eine große Felsenhöhle am Westende der Insel. Dorthin mußten die Geister auch von allen übrigen Inseln des Gebietes eilen: sie eilten dann erst an das Westende ihrer Heimatsinsel, wo sie vom „Springsteine" ins Meer sprangen, dies bis zur nächsten Insel durchschwammen, darauf auch diese durcheilten, vom Springstein sich abermals ins Meer stürzten u. s. w., bis sie in Sawaii und jener Grotte waren, welche man Fasa nannte. Dort wuchs ein Kokosbaum, welchen die Seelen zu berühren suchten: glückte dies, so kehrte sie ins Leben zurück. Doch gab es auch noch eine andere kleinere Höhle ebendaselbst, durch welche die Leute vom Volk die Oberwelt verließen. Weil man nun glaubte, daß die Todten von einer ganzen Schaar anderer Geister abgeholt würden, so wagte man sich, wenn irgendwo ein Sterbender lag, nicht vor's Haus, damit man

nicht selbst von jenen Geistern geholt würde. Die Häuptlinge gehen natürlich nach Pulotu, die übrigen bleiben in einer unterirdischen Welt, welche indes ganz wie die irdische beschaffen ist (Turner 235—6). Indes nur den Todten wurde dies Glück zu Theil, welche begraben waren: unbeerdigte Todte irren umher und man hört sie Nachts im kläglichen Tone wimmern „hu! wie kalt, wie kalt!" (Turner 233; Hood 142). Weil sie nun aber, wenn sie nicht begraben werden, zurückkommen und den lebenden Angehörigen strafen (Hood eb.), so thun diese alles Mögliche, um sich davor zu bewahren. Ist also einer im Kampfe gefallen oder ertrunken, so setzen sich seine Verwandten und Freunde hin, breiten ein Tuch vor sich aus und nach dem Anruf an die Götter: „ihr Götter, seid gnädig! gebt uns die Seele dieses jungen Mannes", warten sie, ob nicht irgend ein Thier auf ihr Tuch kriecht. Kommt dann nun eine Ameise, eine Heuschrecke oder etwas der Art, so ist dies die Seele des „jungen Mannes" und das Thier wird mit aller regelrechten Feierlichkeit begraben; kommt nichts, so denkt man der Geist zürne den Dasitzenden, Andere lösen diese ab und endlich kommt ja auch ein Thier (Turner 233). Die Todten können nach Samoa zurückkehren, namentlich Nachts, wo sie zu Feuerfunken werden und als solche aufsteigen; daher man sich mit einem Sterbenden gern vor dem Tode versöhnt, damit er nicht wiederkomme und schade. Krankheit, plötzlicher Tod ist die gewöhnliche Folge des Geisterzornes: wer in plötzlichem Tode starb, der wurde, so nahm man an, von einem Geiste gefressen (Turner 236—7). Sehr gewöhnlich auch war es, daß der rückkehrende Todte sich einem anderen einverleibte und ihn zum Weissagen begeisterte (eb. 237).

In Neuseeland, wo man die Seelen öfters auch als Feuerfunken dachte, denn so erschienen sie bei Beschwörungen (Dieffenb. 2, 59), ging die Seele entweder in den Himmel oder unter der Erde oder aber sie blieb im Heine, dem Dorfe nahe, wo ihr Leib begraben war (Taylor 100). Der Begräbnißplatz selbst war sehr heilig und vielfach wurde dort geopfert. Doch begrub man Viele auch gleich in ihrem Haus, welches dann roth angestrichen und dem Todten ganz überlassen blieb — wie auch das Haus, in welchem ein Geist sich gezeigt hatte, fortan unberührt blieb (Shortl. a 78) — daher den Todten die Hälfte des Dorfes gehörte (eb.). Geht die Seele unter die Erde, so muß sie Reinga passiren, wohin sie als Sternschnuppe

geht. Dort war ein alter Metrosiderosbaum, welcher den Weg bezeichnete (Dieffenb. 2, 67). Vorher mußte sie den Fluß Waioratane, nach dem Sprung von Reinga das Meer passiren, um in die Unterwelt zu gelangen, wo sie endlich vernichtet wird (Taylor 103 f.). Doch waren die Berichte verschieden: nach anderen lebte sie weiter, mußte sich aber von Koth und Fliegen (wie in Hawaii von Eidechsen und Schmetterlingen) nähren (eb.). Man konnte aber, wie die Seelen Lebender im Traum das Reich des Po besuchten (Taylor 74), auch von dort zurückkehren, meist aus Theilnahme an Verwandten: und die Frau bei Shortland a 128, welche um ein unmündiges Kind der Familie zu pflegen wieder zurückgeschickt ward, erzählte, sie sei bei Reinga zunächst einen steilen Weg hinabgestiegen, wobei sie sich an die langen, dort herabhängenden Ranken einer Schlingpflanze gehalten habe. Von einem furchtbaren Vogel (dem tonganischen Lota?) bedroht kam sie an ein Wasser, über welches sie fuhr und nun in ein Dorf gelangte, dem ihrigen ganz gleich, von ihren verstorbenen Verwandten bewohnt, die ganz aussahen, wie auf Erden. Diese setzten ihr einen Korb voll Menschenkoth als Speise vor und überredeten sie mit tückischer Schadenfreude, davon zu essen: ihr verstorbener Vater aber verwehrte es, der ihr auf den Rückweg auch zwei riesige Kumarawurzeln mitgab, allein vergebens: denn zwei besonders tückische Geister, Kindergeister, verfolgten sie so lange, bis sie ihnen die Kumaras zuwarf. Bei Reinga hört man oft die Geister, die auch hier schattenhafte ungreifbare Wesen sind (Brown 81), fliegen, nach einer Schlacht in ganzen Schaaren (Shortl. 128); ebenso deutete man einen heftigen Wirbelwind als die schnelle Abreise der Geister nach dem Todtenland (Polack narr. 1, 223). Fürsten jedoch steigen (Dieffenb. 2, 67) erst zum Himmel, wo ihr linkes Auge (der Sitz der Seele) als Stern bleibt — in welchem Bericht zwei Vorstellungen vermischt sind. Zurückkehrende Geister, welche den Priestern und Häuptlingen erscheinen, häufig im Traum, und sie zu allerhand auffordern, haben eine flüsternde, zirpende Stimme, welche oft von mehreren gehört wird (Dieffenb. eb.); und da nach tonganischem Glauben die Götter sich ebenso offenbaren, so war auf Tonga deshalb das Pfeifen verboten (D'Urville a 4. 295). Doch flüstern auch in Neuseeland die Götter wie die Geister (Shortl. 64). Shortland wohnte in Neuseeland einst der Berufung und Ankunft eines solchen Geistes bei

und seine Erzählung hiervon (66—80) ist äußerst interessant. Das Haus, in welchem man die Erscheinung erwartete, wurde erst von allen Speiseresten gereinigt und nur ein Aschenhaufen durfte leuchten: nach langem Warten, nachdem der Beschwörer den Geist deshalb heftig gescholten hatte, hörte man plötzlich etwas schweres auf die First der Hütte fallen, dann ein raschelndes Geräusch wie von einer Ratte bis über den Punkt herlaufen, wo Shortland saß. Das alte Weib, welchem die Hütte gehörte und das öfters von Geistern Besuch empfing, verhüllte sich und nun sprach der Geist mit wispernder Stimme durch den Mund des alten Weibes, wie Shortland erprobte, der von den anwesenden Maori aufgefordert seine Hand auf ihren Mund legte. Zeigen will sich der Geist nicht, weil er eine Eidechse ist und weil er den Fremden nicht beschädigen will. „Steig nur auf seinen Rücken", ruft einer: „stirbt er, so ist er selber Schuld". Nach Erbittung eines Geschenkes versprach der Geist einen anderen Geist zu schicken, der aus Freundschaft zu ihm aus einem anderen Geisterstamm zu dem seinen übergegangen war. Wieder dasselbe Geräusch auf dem Dach: dann kam das Rascheln zur Thüre herein, lief auf einem Dachbalken hin und hielt über der alten Frau still; auch dieser Geist zeigte sich nicht, weil er Spinnengestalt hatte; er sprach einen anderen Dialekt, verkündete aber über Shortlands Erlebnisse Falsches, wenn auch gerade so zu Vermuthendes. Dann ließ sich eine quäkende Stimme vernehmen, die eines Kindergeistes, welche besonders boshaft sind: er schimpfte aufs aller unanständigste und entfernte sich lachend. Das Haus wurde nun als streng tabu für immer von seiner Bewohnerin, jener alten Frau, geräumt. Noch schlimmer als die Kindergeister sind die, welche aus einem Abortus entstehen, sobald er ins Wasser*) kommt oder unbeachtet bleibt: dies ist die Entstehungsart aller bösen Geister, weshalb man einen Abortus sorgfältig und unter ganz besonderen Formeln und Ceremonien begraben mußte (Grey 18). Die allergefährlichsten Geister aber sind die, welche aus Vernachlässigung des Menstrualbluts, welches den Menschenkeim enthält, entstehen, wenn es nicht sorgfältig bei Seite geschafft wird (Shortl. 95; Append. 276). — Die Seelen hießen wairua, jener Seelenweg von Reinga abwärts verenga wairua; und vielleicht ist auch an jenen Fluß waiora-tane zu denken; sie können

*) Die lebenspendende Kraft des Wassers sahen wir schon oben beim Mythus vom neuseeländischen Rongo-ta-kawiu.

ſich als unkörperliche Dinge, als Sonnenſtrahl, Schatten, Regen zeigen (Dieffenb. 2, 118), doch auch, wie in jener Erzählung bei Shortland, als Eidechſe, Spinne, als Schlange, Fiſch, Vogel und auch in Menſchengeſtalt traten ſie auf (Taylor 32; Thomſon 1, 113; 202). Die Götter, welche atua (tongan. otua) heißen, erſcheinen in derſelben Geſtalt, z. B. als Wolke, als Eidechſe, als Fiſch, als jedes beliebige Thier, als Menſch (Dieffenb. 2, 116; Taylor 32). Doch auch das Barometer, der Compaß u. ſ. w. gelten als Atua (Dieffenb. 2, 118). Sklaven, ſo nahm man vielfach an, hatten keine Seelen und waren daher nicht unſterblich (Cruiſe 282), womit es freilich im Widerſpruch ſteht, wenn Sklaven, was in älteren Zeiten häufig geſchah, am Grabe ihrer Herren getödtet wurden (Taylor 99). Wairuas, namentlich von Kindern, ſind es denn auch hier, welche Krankheit bereiten: denn jede Krankheit gilt als Aufgefreſſenwerden von einem Geiſte (Shortl. a 94); doch werden ſie auch durch Atuas bewirkt, neue Krankheiten von neuen Atuas, z. B. von denen der Weißen (eb. 98).

Auf Tahiti glaubte man, um dies einleitend zu bemerken, daß in allen Stoffen, Steinen, Pflanzen, Holz u. ſ. w., auch im Menſchen Feuer ſei, welches ein Gott aus den verſchiedenen Theilen ſeines Körpers mittheilte, dem Menſchen aus ſeinem Kopf. Etwas anders als die Tonganer legen ſie Gedächtniß und Geiſt in den Magen oder Leib (Mörenh. 1, 430-1). Die Auffaſſung der Seele aber und ihres Lebens nach dem Tod war nach den verſchiedenen Orten des Archipels ſehr verſchieden (Therm. und Bennet 1, 251). Nach Forſter flattert die Seele, e-Tihi genannt, nach dem Tode erſt um den Leichnam her, bis ſie ſich zuletzt auf den hölzernen Menſchenbildern an den Grabplätzen niederläßt. Doch glaubt man auch an ein ewiges glückliches Leben in der Sonne (Forſt. Bem. 462) und zwar in Geſellſchaft mit Maui, welches Leben ſie Te-rua-te-rai, Zuſammenkunf des Himmels nennen. Dies trifft jedoch nur die Vornehmen: die Tautau verſammeln ſich in Taya-hobu, von welchem Ort Forſter jedoch nichts näheres erfuhr, wie ihm denn ſelbſt in ſeinen Berichten nach ſeinen eigenen Worten manches dunkel blieb (eb. 480). Daneben aber herrſchte auch hier jener tonganiſche Glaube, daß die Seelen der Fürſten irgend ein Hausrath im Hauſe der Götter wurden (Therm. und Bennet 1, 331); welches Loos man als ein ehrenvolles und

glückliches anſah. Nach Anderſon (bei Cook 3. R. 2, 353) wird die Seele, gut oder bös, denn von einem Gericht nach dem Tod wiſſen ſie nichts, von einem Gott gefreſſen und geht erſt, nachdem ſie aus ſeinem Leibe gereinigt wieder entwichen iſt, ins Po. Dieſer Reinigung bedarf nicht, wer ſich einige Monate vor dem Tode der Weiber enthält. Doch erzählte er auch (355) von einem großen Hauſe, Taurua,*) wo die Seelen aus ihren kleinen Hütten ringsher ſich verſammeln. Dort bleiben alle irdiſche Verhältniſſe, Feinde kämpfen weiter, Mann und Weib kennen einander und wohnen fürderhin beiſammen, zeugen auch Kinder, wenn auch nicht auf leibliche Art — wenn dies letztere nicht ein muthwilliger Zuſatz des erzählenden Tahitiers war. Strafen nach dem Tode nahm man nicht an, wohl aber verſchiedene Stufen in der Glückſeligkeit je nach dem Lebenswandel. Der Geiſt wird gleich beim Sterben vom Vogel e-Atua (Gott) verſchlungen, der auf den Begräbnißplätzen umherfliegt; er wird gereinigt, indem er durch ihn hindurch geht, dann zu Gott kommt und beliebig, um Krankheit zu ſenden u. dergl. zur Erde zurückkehrt (Wilſon 452-3). Denn jede Krankheit iſt ihnen Folge des Götterzornes, namentlich iſt es der böſe Dämon Ti, der ſie erregt, gegen deſſen Einfluß ſie freilich der Schutzgeiſt, den jede Familie und jeder Einzelne hat und den man gleichfalls Ti nennt, behüten kann. Dieſer Schutzgeiſt iſt die Seele irgend eines ihrer Anverwandten, der ſeiner Tugenden wegen zum e-Atua erhoben iſt. So Wilſon 451-3. Das Wort Atua (Gott) iſt begrifflich durchaus von varua (Geiſt) geſchieden, obwohl man bisweilen auch die Götter, aber nur im verächtlichen Sinn varua nennt. Beide Worte ſind geſchieden von dem Ausdruck, mit welchem man die Seelen Abgeſchiedener jegliches Verwandtſchaftsgrades bezeichnet, von den oramatua tii, die von den Eingeborenen ſehr gefürchtet und deshalb ſehr geehrt werden, denn ihr ſehr leicht erregbarer Zorn verurſacht augenblicklich Krankheit und Tod. Auf den weſtlichen Inſeln des Archipels waren die hervorragendſten Oramatuas die Geiſter beſonders furchtbarer Krieger, jeder hatte ſein Bild, durch welches er ſeinen Einfluß aus-

*) 9. 356 wird es mit „Verſammlung" überſetzt. Es iſt alſo daſſelbe wie Forſters Terua und bezeichnet die Vereinigung der Geiſter im Himmel. Dort leben die Geiſter wie auf Erden, ſie wohnen alſo in kleinen Häuſern, haben aber ein großes Verſammlungshaus, auf welches Anderſon jenen Namen übertragen hat.

übte; gleichen Einfluß hatten die Geister und die Schädel früherer Könige. Sie hatten ein Haus für sich, wo sie aufs sorgfältigste gepflegt wurden. Einige Vögel waren es, Reiher, Königsfischer und Spechte, in deren Gestalt die Götter sich häufig zeigten (Ellis 1, 333-6). Tod war so sehr Folge nur vom Zorn der Götter, daß, wenn einer an Gift oder am Schlage einer Waffe starb, man annahm, ein Gott sei in den giftigen Gegenstand gefahren, um ihn giftig, in die tödtliche Waffe, um sie tödtlich zu machen (Ellis 1, 395-6). Die aus dem Körper abscheidende Seele wurde nach ihrem Glauben von den Dramatuas oder den Atuas und Varuas — alle drei Worte werden in dieser Beziehung ganz gleich verwendet (Ellis 1, 396) — aus dem Leibe gezogen, in feindseliger Absicht, und dann ins Po gebracht: dort schabten die Geister der Vorfahren das Fleisch des Geistes mit einer Muschel (die Tellermuschel war deshalb heilig, Therm. und Benn. 1, 522) von den Knochen und aßen ihn dreimal auf: dadurch ward er rein genug, um selbst ein Gott zu sein. Nach Thermann und Bennet 1, 522 war es aber Niemand anders, als Oro selber, welcher die Seelen in sich aufnahm und reinigte. Ein Unterschied nach bös und gut fand im jenseitigen Leben nicht statt (Ellis 1, 398). Doch haben wir schon vorhin gesehen, daß einige Seelen gleich ins Po gelangten, andere erst gereinigt werden mußten. Dieser Unterschied zeigte sich gleich nach dem Tode. Denn zunächst eilte die Seele ähnlich wie in Tonga und Neuseeland, nach einem kleinen Vorgebirge im Westen Tahitis, welches in zwei Felsenspitzen emporragte. Setzte sie sich nun auf den Fels zur Rechten, so war sie unschuldig, dann gelangte sie gleich ins Po; setzte sie sich aber auf den zur Linken, dann hatte sie gesündigt — die einzige Sünde bestand in Nichtbeachtung des Tabu oder der Götter — dann mußte sie jenen Proceß der Reinigung durchmachen (Mörenh. 1, 432 f.). Auch über die Dromatua — so schreibt er, nicht wie Ellis Dramatua — gibt Mörenhout noch einige wichtige Nachrichten. Sie strafen Zank in der Familie durch Krankheit des Anfängers oder durch den Tod seiner liebsten Angehörigen: und die varua, die Geister, werden nach ihrem Tode (und jener Reinigung) zu Dromatuas, Erwachsene sowohl wie auch Kinder, deren Geister auch hier besonders heilig waren; doch am mächtigsten waren auch hier die Geister der bei der Geburt ermordeten Kinder, welche zu Heuschrecken wurden (Mörenh. 1, 554—5). Dro-

matua nannte man nun aber auch die Schutzgeiſter der einzelnen Menſchen, die meiſt wie auch die Götter oft in Thiergeſtalt auftreten — vielleicht weil man die Thiere durch Metamorphoſe entſtanden oder von abgeſchiedenen Geiſtern beſeelt glaubte. Zeigte ſich einem kranken Tahitier ſein Schutzgeiſt, d. h. das Thier, in deſſen Geſtalt er ſeinen Schutzgeiſt ehrte, ſo mußte er ſterben; zeigte ſich dies Thier nach dem Tode irgend Jemandes, ſo iſt es ſeine Seele, und wird deshalb von der Mutter des Todten eingeladen, gepflegt und unter Thränenſtrömen entlaſſen. Sie ſind daher auch ſehr milde gegen Thiere, welche ſie nie quälen (Mörenh. 1, 456-8).

Das rarotonganiſche Paradies war, ähnlich dem tahitiſchen Taurua bei Wilſon, ein ſehr großes Haus in herrlichſter Umgebung und aller Freuden voll; die Strafe im Jenſeits (doch iſt dies vielleicht erſt eine moderne Auffaſſungsweiſe, darauf beruhend, daß urſprünglich nur genügend Beſtattete ins Paradies kamen) beſtand darin, daß man aus dieſem Paradies ausgeſchloſſen war, aber ſich in der Nähe aufhalten und alle Seligkeiten mit anſehen mußte, unter den ſtets vergeblichen Verſuchen, in jenen Ort ſelbſt einbrechen zu können (Williams 557). Moraliſche Tugenden oder Fehler waren es nicht, welche hineinführten: nur ein richtiges Begräbniß war nöthig. Man legte auf den völlig geſchmückten Todten ein ganzes gebratenes Schwein und vegetabiliſche Speiſen und der nächſte Verwandte ſprach dann: „ich habe dich im Leben lieb gehabt, ich habe deine Krankheit zu heben verſucht; nun biſt du todt, nimm nun dein momoe o (Mitgift zur Zulaſſung), geh, gewinn dir damit den Zugang zu Tikis Haus — ſo hieß das Paradies, deſſen Gott Tiki war — und komm nicht wieder, uns zu quälen". Dann begrub man den Leib und die Speiſen; hörte man aber in den nächſten Tagen beim Grab eine Grille, ſo begann ſofort ein gewaltiges Heulen und einer rief: „ach, unſer Bruder! ſein Geiſt iſt nicht ins Paradies gekommen: ihn hungert, ihn friert" — und neue Opfer ſuchten den Schaden gut zu machen (Williams 558-9). Wir finden in dieſer Darſtellung lauter uns ſchon bekannte Einzelnheiten, aber freilich in neuer und lehrreicher Zuſammenſtellung.

Auf Mangareva dachte man ſich, wie berichtet wird, die Böſen geſtraft, die Guten belohnt: doch iſt die ethiſche Auffaſſung gewiß nur Zuſatz der Berichterſtatter. Die Guten kommen in das Paradies Po-rotu, aber nur, wenn die Verwandten eine genügende

Leichenfeier hielten, welche bei Häuptlingen oft 17 Tage dauerte und bei der man des Verstorbenen und seiner Vorfahren Thaten sang. Die Bösen — d. h. nur die, welche nicht so bestattet wurden — kamen in das Po-Kino, einen brennenden Vulkan oder tiefen Pfuhl, aus welchem Rettung unmöglich war (Caret annal. de la prop. de la foi 1842, V, 7 bei Michaelis 81; eb. 94). Hier also, wo man auch einzelne modernisirte Zusätze abrechnen muß, war es ganz wie auf Rarotonga.

Auf den Markesas, wo die Götter ebenfalls nur ceremonielle, nicht moralische Vergehungen bestrafen (Math. G*** 39) und diese nur auf Erden, nicht nach dem Tode (Radiguet rev. d. d. m. 1859, V, 626): auf den Markehas verläßt die Seele, für deren Sitz man hier gleichfalls den Bauch hält (Math. G*** 48 und die man sich öfters in Vogelgestalt dachte Wilson 246) die Welt begleitet von den Seelen ihrer Besitzthümer und ihrer Todtenopfer, nur daß diese nicht an einen Ort für sich (wie in Tahiti) sondern mit ihr gemeinschaftlich gehen. Es gibt ein Paradies im Himmel wo die hohen Götter, gestorbene Wöchnerinnen, gefallene Krieger, Selbstmörder und alle Vornehmen in Ueberfluß und Freude leben; und eins unter der Erde für die untergeordneten Götter und das gemeine Volk. (Radig. eb.). Dieser unterirdische Aufenthalt hieß Hawaiki (M. G*** 40). Man lebt dort wie auf der Erde. Die Seele fährt in einem Kahn an ein Vorgebirge im Kanal, zwischen Tahuata und Hivaoa: dort steht ein Felsen, wo ein böser und ein guter Geist um die Seele streiten: siegt der böse, so frißt er sie auf und sie hört auf zu sein, während der gute sie ins Paradies führt (Radig. eb). Nach Porter (2, 113) gehen jedoch die gefallenen aber dem Feind entrissenen Krieger zur See auf eine ferne Insel. Die Götter, die Weißen und die verstorbenen Priester (sehr häufig Häuptlinge, Math. G*** 47) werden Otua genannt (Porter 2, 49). Hausgötter und Schutzgeister sind zahlreich, allein sie werden ohne Achtung behandelt (eb. 2, 113); auch kennen sie eine Masse zauberübender Dämonen (114), die gewiß von jenen Otuas nicht unterschieden sind. Alle Krankheiten sind von ihnen oder den Göttern verursacht (Math. G*** 228).

Ziemlich ebenso war der Glaube auf Hawaii. Entweder die Seelen gingen ins Po, wo sie von den Göttern gegessen wurden: oder

in jenes ſchon geſchilderte Reich des Akea und Miru, wo Miru herrſchte und das Leben dem auf der Oberwelt glich. Miru ſendete auch die Seelen öfters mit Aufträgen zur Oberwelt zurück, welche dann den Prieſtern im Traume erſchienen: doch ſcheinen auch zu ihm nur die Vornehmen gelangt zu ſein, da das Volk nach dem Tode nicht weiter lebte (Ellis 4, 366 f. Jarves 38, 40). Die Fürſten kamen nach ihrem Tod in den Himmel (Jarves 39) und wurden dorthin geleitet von Kaonohiokala (Augapfel der Sonne) und noch einem anderen Gott (eb.). Ebenſo hat jeder Vornehme ſeinen eigenen Atua, aber kein Mann aus dem Volke, welche dafür irgend einen Vogel oder ſonſt ein Thier als Schutzgeiſt verehren (Chamiſſo 150). Auch die Atuas dachte man ſich als Vögel (Cook 3. R. 3, 458.) Seltſam iſt der Glaube, der ſich hier findet, daß jeder zwei Seelen haben, eine, welche ſtets beim Körper verweile, eine andere, welche ihn zu guten und böſen Zwecken, um zu helfen oder anderen zu ſchaden verlaſſen kann (Jarves 39); es ſcheint dies keineswegs eine beſonders moderne Anſicht zu ſein.

Nachdem wir nun ſo das Material zuſammengeſtellt haben, können wir an eine Prüfung und Erklärung desſelben gehn. Zunächſt zeigt ſich, daß hier vieles unklar und widerſprechend iſt, wovon ſich nur manches löſen wird, manches nicht: denn vielfach ſtehen eben verſchiedene Anſichten nebeneinander.

Als das erſte und wichtigſte ergibt ſich nun der Unterſchied zwiſchen Göttern und Seelen ganz klar. Urſprünglich ſind ſie durchaus geſchieden und erſt ſpäter iſt eine Vermiſchung beider Welten durch Verwiſchung ihrer Grenzen eingetreten. Schon ihr Aufenthalt, wie wir dies oben einleitend ausführten, war ein getrennter: die Götter wohnten urſprünglich im Himmel, die Seelen in der Tiefe, unter der Aufſicht irgend eines Gottes, welcher letztere Aufenthalt ſich ſchon aus dem Namen des Paradieſes erweiſen läßt. Auf Mangareva hieß der Aufenthalt der Unbeſtatteten Po-Kino d. h. ſchlechtes Po (die eigentl. Form iſt po-Kiro nach Hale s. v. Kino), der Aufenthalt der Beſtatteten dagegen po-rotu, was natürlich gleich dem tonganiſchen Bulotu, Pu-lotu iſt. Durch dieſe Uebereinanderſtellung zeigt ſich, daß lotu gleichfalls ein Adjektivum iſt, kein Subſtantivum, und dadurch ſchon ſchwindet Meinickes Deutung „Nacht des Gebetes“, (b, 1 9), wie ſie auch für polyneſiſche Begriffe viel zu abſtrakt iſt. Aber auch

seine Deutung „Mitte des Po", der wir oben (Band 5, 2, 214) Beifall gaben, dürfte bei genauerer Prüfung sich nicht bestätigen. Erstlich sprechen jene mangarevischen Formen dagegen: zweitens aber auch die sprachliche Form des Wortes, denn die polynesischen Sprachen setzen in Zusammensetzungen das bestimmende Wort nach*) und also mußte das Wort loto-po heißen. Dies loto, lotu ist also ein Adjektivum, allerdings dasselbe, von welchem auch loto, Mitte stammt: loloto nämlich heißt sam. tong. (Hale) tief und daß dies Wort nur adjektivische Bildung von loto (roto, oto mundartlich) „Mittelpunkt, Mitte" (Hale) ist, (zu welchem Begriff auch die Bedeutung „Geist, Gesinnung" gehört), das ist klar. Allein da loto im sam. tong. rarotong. tahit. und haw. nach Hale zugleich See, Teich bedeutet, so kann seine Grundbedeutung nicht „Mitte" sein — jene Inseln sind allesammt hoch und haben keine Lagune in ihrer Mitte — sondern wohl nur „Tiefe" denn aus ihr leiten sich alle obigen Bedeutungen des Wortes sehr gut ab. Die reduplicirte Form wie loloto nehmen Adjektiva sehr gern, keineswegs aber nothwendig an: ebensogut kann auch die einfache Grundform adjektivische Geltung haben und so ist denn die Deutung des po-rotu oder lotu keine andere als „tiefliegendes Po, Po der Tiefe". Dies Po der Tiefe nun kann nur einem anderen Po gegenüber so benannt sein: man würde sonst nur Po gesagt haben. Dies andere Po ist eben das Po der Höhe, das Po an und für sich, wo die Götter wohnen, der zehnte Himmel: dort aber gingen die Seelen der Abgeschiedenen ursprünglich nicht hin. Hierfür sind folgendes die Beweise: erstlich hat sich an den abgeschiedensten Theilen des Gebietes diese Auffassung bewahrt und dort finden wir sie: so auf Mangareva, auf Rarotonga, auf Tukopia, denn jenes Geisterhaus daselbst (Bd. 5, 2, 198; Dillon 2, 136) stellen wir gleich mit dem rarotonganischen Haus des Tiki, nur daß es auf Tukopia aus der Phantasie in die verkörperte Wirklichkeit getreten war. Gingen aber die Seelen nach ursprünglicher Auffassung zu den

*) Hale 285, § 79. Beispiele: Samoan. lau-ulu tahit. ro-uru Laub, Kopf d. i. Haar; tua-sivi Rücken, Gebein, Rückgrat (wir müßten sagen Kopflaub, Gebeinsrücken); tong. manava-tii Adern, wenig d. i. Furcht. Rarotonga nutu-pa Mund, Wand, d. i. Thür. Tahit. maïri-raa Untergang, Sonne, Sonnenuntergang u. s. w.

Göttern, so ist durchaus unbegreiflich, wie jene so viel lockendere Auffassung einer so düsteren sollte gewichen sein. Aber auch wenn beide gemischt vorkommen, begreift man das Verdrängen der besseren so wenig, daß man vielmehr von ihr die schlechtere verdrängt erwarten mußte. Und doch finden wir zweitens auf allen Inseln die Ansicht von dem unterirdischen Todtenreich als die bei weitem vorherrschende, auf Samoa, Neuseeland, Tahiti, Nukuhiva, Hawaii, ja auf Neuseeland nannte man das unterirdische po das po nui, das große Po (d'Urville a 2, 229), gewiß weil es im Gegensatz zu jenem himmlischen Po für alle Menschen war. Drittens finden wir in jenem himmlischen Reich nur eine ganz bestimmte Auswahl menschlicher Seelen, von denen es sehr begreiflich ist, warum sie gerade in eine besonders glückliche Lage kamen: im Wochenbett gestorbene Frauen, welche für besonders tabu, d. h. also den Göttern geheiligt galten, wie auch Kindergeister von besonderer Geltung waren; Selbstmörder (Nukuhiva) wegen ihres Muthes, Fürsten wegen ihrer Vornehmheit. Viertens gab es keine Inselgruppe, wo man nicht einen Theil der Götter wenigstens im Himmel dachte: woher das aber, wenn das Po der Götter gleichfalls unter der Erde lag?

Von unserer Annahme eines getrennten Po, des unterirdischen für die Menschenseelen, des überirdischen für die Götter lösen sich aber alle vorkommenden Anschauungen. Denn dachte man sich das Po als ein glückliches Land mit allem Ueberfluß versehen: so unterschied es sich von dem Aufenthaltsort der Götter außer der Lage gar nicht, den man ebenso dachte und so mußte beiden um so leichter verschmelzen, je größere Wichtigkeit man den Seelen nach und nach zugestand. Daß aber auch das tonganische Pulotu ursprünglich kein Götter- sondern nur ein Geister-, ein Seelenreich war, geht aus der Schattenhaftigkeit aller Dinge daselbst hervor, während doch die Götter selbständig und schöpferisch waren, wie der weltbildende Tangaloa, oder die Götter, welche mit sterblichen Weibern Kinder zeugen. Die Otuas ferner, welche den Tonganern begegnen, zeigen schon durch ihre größere Zahl und ihre Namenlosigkeit, daß sie eigentlich Seelen, nicht Götter sind und dann spricht hier ganz besonders stark der Name für ein Seelenreich, denn er heißt po-loto, Po der Tiefe. Dies Po der Tiefe aber wurde nach und nach, mit der wachsenden Bedeutung der Seelen als Revenants immer mehr auf die Erde selbst emporgehoben; und dem lag auch

eine noch höhere Erhebung bei besonders heiligen Seele nahe: so lag Roohutu entweder auf einem raiateanischen Berg oder in der Höhe der Luft. Bergspitzen, der Himmel waren eben heilige Orte. Doch gingen auch die Areoi nach anderen Vorstellungen unter die Erde, nach Miru, wo alle ihre Geister sich am ewigen Rundtanz erfreuten (Ellis 4, 467). Miru lag aber gewiß auch auf Tahiti unter der Erde, wie es auf Hawaii (eb. 366) unterirdisch war und wie die Neuseeländer nach Mira durch das Reinga gelangten (Lesson voy. 182).

Wie dachte man sich nun nach Vorstehendem die Seelen? Sie verließen den Körper gleich nach dem Tode, wo sie von anderen Geistern oder einem Gotte gewaltsam weggeführt wurden. Ihre Gestalt war schattenhaft, und dann von menschlicher Form; oder sie nahmen Thierformen an, am gewöhnlichsten die der Eidechsen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Vögel. So treten sie wohl nur Tags auf: Nachts erscheinen sie, obwohl man sie auch als Licht (Diffenb. 2, 59) oder Feuerfunken denkt, meist als gespenstige Menschen. Sie halten sich besonders gern an den Begräbnisplätzen auf, daher diese von allen Polynesiern Nachts aufs Höchste gefürchtet sind und weil die Geister auch sonst umgehen so wagt es Niemand Nachts allein und ohne Licht auszugehen. Denn diese zurückkehrenden Geister sind von höchst feindseliger Gesinnung, nicht nur, daß sie die Leute, welche sie sei es im Traum oder im Wachen begeistern, gewaltsam angreifen, sie plagen und necken auch, wen sie können, sie ziehen (Ellis 1, 396) dem ihnen Begegnenden die Seele aus dem Leib oder erwürgen ihn, weshalb man zu Rarotonga sowohl wie zu Huahine beim Begräbnis betete „komm nicht wieder, uns zu erwürgen" — sie sind es, von denen alles Unglück, jede Krankheit kommt, sie, welche den Tod bringen. In Tonga und Samoa kannte man fünf bis sechs Hotua Pow (nach Mariners Schreibung 2. 120 *), welche stets unsichtbar sind, aber sich dem Wanderer auf-

*) Der Name kann nicht bezeichnen „Geister der Nacht": sonst hätte Mar. Po geschrieben. Hotua pou heißt wörtlich „Pfahlgeister". Die verstorbenen Seelen wurden oft zum Hausrath der Götter gemacht; waren sie besonders vorzüglich, so blieben sie lebende Wesen. Die schlechtesten oder am mindesten geehrten, vielleicht also die unbeerdigten wurden zum schlechtesten Hausrath, ja zu Zaunpfählen. „Pfahlseele" könnte also einen schlechten Geist bedeuten, der deshalb auch besonders schädlich wäre. Doch geben wir diese Deutung selber zweifelnd.

hocken, Alpdrücken und böse Träume verursachen, ja in Samoa wenigstens öfters auch die Weiber beschlafen und schwängern. Ganz besonders tückisch aber sind die Seelen, je jünger sie vom Leben abscheiden mußten; am hämischsten daher die Seelen der Menschenkeime. Weiber bewahrten sich dadurch vor schlechter Behandlung Seitens der Männer, daß sie sagten, sie würden den Geist eines Kindes beleidigen: der aber würde sich bitter an der Familie gerächt haben (Mörenh. 1, 538). Daher ist auch der Selbstmord aus Rache, der öfters in Polynesien vorkam, zu erklären: das Sterbende wurde dann ein Plagegeist für den, der ihn im Leben erzürnt hatte. Nächtliches Lärmen, Geheul, Gewinsel, Thiergeschrei geht von den Geistern der Todten aus. Namentlich scheinen es die Unbeerdigten zu sein, welche so bösartig auftreten, oder die, welche nicht genug Ehre und Opfer nach dem Tode erhalten, wenigstens lassen darauf die rarotongenischen und paumotuanischen Gebräuche schließen sowie die ganz excentrischen Trauergebräuche, die wir später betrachten. Sehr früh aber schon muß dieser Unterschied veranlaßt sein, denn später galten alle Geister ohne besonderen Grund für bös. Und doch hatte man Schutzgeister, welche gleichfalls Seelen Abgeschiedener waren. Die Völker selber haben hier nicht genau geschieden, doch läßt sich vielleicht noch einiges genauer bestimmen: feindlich waren natürlich schlecht geehrte Geister Angehöriger, sowie alle fremde Seelen: verwandte aber, welche ehrenvoll bestattet waren, hatten keinen Grund zu zürnen, sie wurden also wohl zu Schutzgeistern (Wilson 451), wenn auch nicht immer, denn auch vor ihnen fürchtete man sich oft genug. Ebenfalls hatten die Seelen schon längst Abgeschiedener keinen Grund, ihren fernen Enkeln, die mit ihnen in gar keiner Beziehung standen, zu zürnen: im Gegentheil, da sie so lange das Geschlecht hatten bestehen lassen, so zeigten sie sich entschieden als gute Geister, daher man auch sie vielfach als Schutzgeister verehrte. Solche Schutzgeister der letzteren Art scheinen die Oramatua in Tahiti gewesen zu sein, denn das Wo[illegible] bedeutet „Vorfahren", und wir sehen sie z. B. Zank in der Fami[illegible] verhüten oder strafen; aber keineswegs waren sie immer von freun[illegible]lichem Einfluß oder ihre Bedeutung hat sich schon frühe verwischt, [illegible] trübt. Letzteres ist auf jeden Fall geschehen: denn sie sind von d[illegible] übrigen Geistern begrifflich kaum mehr unterschieden. Der Schutzg[illegible] half in Nöthen; er widersetzte sich dem Einfluß feindlicher Geis[illegible]

(Wilson 453) oder böser Zauberei; er gab Segen und Vortheil — kurz er benahm sich, wie sich Schutzgeister in der ganzen Welt benehmen. Allein Kranke rief er auch zum Tode ab durch seine Erscheinung — und auch hier kam er ursprünglich wohl tröstlich. Daß diese Schutzgeister in Thiergestalt erscheinen, ist nicht wunderbar, da die Seele in dieser Gestalt erschien. Auffallender ist es, daß der Sterbende selber später in der Thiergestalt seines Schutzgeistes auftrat (Mörenh. 1, 456 f.).

Die Auffassung der Schutzgeister hat aber noch eine andere Schwierigkeit. Keineswegs ist der Schutzgeist immer der Geist eines Vorfahren: häufig genug müssen wir in ihm einen Gott sehen. So war Temeharo, Tanes Sohn, der Schutzgeist der Familie Pomare (Ellis 1, 325); und so hatte jede Familie von irgend welcher Bedeutung, jeder einzelne Fürst seinen Schutzgott, welcher keineswegs ein varua, ein abgeschiedener Geist, sondern wirklich ein atua, ein Gott war (eb. 333). Ebenso hatte jeder einzelne seinen aitu (etu), einen Gott, zum Schutzgeist, namentlich auf Samoa (Turner 138; Williams 436 f.; 547), wo man bei der Geburt eines Kindes die Götter der Reihe nach anrief; der nun, welcher gerade bei dem Hervortreten des Kindes angerufen wurde, der war sein Schutzgeist fürs Leben (Turner 238). Gerade diese Götter nun zeigten sich immer als Thiere, als Vogel, Fisch, Aal, Eidechse, Fliege, Seeschlange, Seespinne u. s. w. (Turner 104), wie sie auch in Tahiti fast immer Thiergestalten annahmen, in Hawaii aber, wo jeder Einzelne ebenfalls einen Schutzgeist hat, sich auch als Baum, als Stein darstellen. Auch hier, wo der Schutzgeist in jedem Gehöft ein eigenes Haus erhielt (Remy 163; 165), hieß er Atua, also Gott (Chamisso 150). Niemand durfte das Thier, welches sein „Etu" war, essen, wenn er nicht augenblicklichen Tod erleiden wollte (Williams 437; 438): es war ein gefahrvolles Unternehmen, als die christlichen Häuptlinge Samoas zu Williams' Zeiten ihre Etus feierlich aßen, um ihren christlichen Sinn zu bewähren: sie thaten es mit Zittern, und daß ihnen diese Aale und Fische und wilde Enten u. s. w. gut bekamen, war ein gewaltiger Hebel für die Ausbreitung der neuen Religion. Uebrigens hatten, wie jeder Einzelne und ganze Familien, ebenso auch Inseln oder ganze Stämme ihre Schutzgeister, für welche in Neuseeland zum Theil die Seelen früherer, besonders bedeutender

Helden dies Amt übernahmen (Taylor 23). Und so mächtig war der Einfluß dieser Geister, daß Kriegsgefangene, Sklaven ganz ohne Verpflichtungen gegen die Götter waren, denn dem Schutzgeist des siegreichen Stammes gingen sie nichts an und ihr eigener hatte sie verlassen (Swainson 20). Götter, welche den einzelnen Häusern vorstanden, gab es hier nicht, Stammesgötter aber, deren jeder Stamm seinen eigenen hatte (Polack narr. 2, 226), dachte man sich in Vogelgestalt (Polack 1, 233). Solche Distriktgötter waren, wie wir schon gesehen, auch zu Tonga und Samoa. Hier hatte jedes Dorf seinen besonderen Gott, als dessen Eigenthum die Bewohner des Dorfes galten und welcher der Schnelle, Zerstörung, der Heilige, der große Seher, der König von Pulotu u. s. w. hieß. Ein solcher Schutzgott freilich der ganzen Insel war zu Upolu wohl der von Erskine (100 f.) erwähnte Pili, dessen Name merkwürdig an die hawaiische Pele anklingt. Er hatte die Bevölkerung der Insel in einzelne Stämme getheilt und jedem einzelnen das ihn auszeichnende Emblem gegeben. Nicht minder war dies der Fall im Gesellschaftsarchipel, wo jede einzelne Insel, jeder größere Bezirk einen besondern Schutzgott hatte, Huahine und Taha den Tane, Raiatea den Uro, Bolabola und Taiarapu (Klein-tahiti) den Orra, Tahiti-nui (Groß-tahiti) den Uru, Tabuai-manu den Taaroa, Maitea den Tubu und Raimaräwa u. s. w. (Turner 240; Cook 3. R. 2, 368). Die meisten dieser Götter sind uns schon bekannt, Tubu ist gewiß jener Rai-tubu, jener Himmelsaufrichter, worauf auch der zweite Name, Rai-maräwa zu deuten scheint. Orra, Uru, Uro sind wohl dieselbe Gottheit und Niemand anders als Oro selbst. Kleinere Distrikte, die sogenannten Maheinas, von denen oben die Rede war, errichteten ein Ti'ibild im Marae, wodurch sie das Anrecht erhielten, dort ihren Gottesdienst zu verrichten (Wilson 301): d. h. sie stellten daselbst das Bild ihres Schutzgeistes auf, durch den sie daselbst eingeführt und vertreten wurden. Dieser Schutzgott war bei einem kleinen Distrikt ein unwichtiger, wohl namenloser Gott, eben nur ein Ti'i. So gehört denn auch hierher, was Shortland 57 von Neuseeland erzählt, daß dort jede Küstengegend einen Schutzgeist in Gestalt eines riesigen Seethieres, das man sich walfischgleich dachte, gehabt habe, so der Bezirk Hauraki den Ureia, der Bezirk Manukau den Haumia — Haumia tiketiki ist bei Grey 1 f. Vater der wilden Nahrungspflanzen — welcher letztere auf Ureias Betrieb durch die Mannen der Hauragegend [1]

getödtet wurde, wodurch Krieg entstand. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es gewiß mit Tiniraus, eines neuseeländischen Fürsten (Grey 90 f.) Walfisch, welcher gerufen aus fernster Ferne herbeikam, seinem Herrn Stücke von seinem eigenen Fleisch zur Nahrung gab, die Aufträge desselben ausführte, aber von dem Zauberer Kae getödtet wurde; Tiniran ermordete aus Rache den Kae, verlor aber in dem Krieg, welcher hierüber ausbrach, seinen eigenen Sohn. Dieser Walfisch blieb nach andern Sagen wohl ewig am Leben, denn in der oben (96) angeführten Sage heißt es, daß Waihuka durch einen Walfisch gerettet wurde, denn der war sein Vorfahr, das heilige Thier Tiniraus, des großen Fürsten dieser Welt. Aehnliche Arionfahrten waren auch in Tahiti bekannt (Ellis 1, 329), wo die Haifische auch als Götter der Schiffahrt galten (Mörenh. 2, 452). Ueberall war ferner der Haifisch heilig, der in Tahiti vorzüglich als Götterbote galt — man beachte, daß auch die Milchstraße der lange blaue Hai (Squalus glaucus) hieß —, Priester von anderen Menschen zu unterscheiden wußte und sie nie fraß, wie er überhaupt keinem Menschen während der Feierlichkeiten schädlich wurde, welche die Annahme des rothen Gürtels begleiteten (Ellis 1, 329. 167). Ebenso glaubte man in Tonga, daß der Hai Unschuldige nicht fresse: worauf eine eigene Art von Gottesgericht gegründet war (Mar. 2, 221); Tabuverletzer aber waren hier und zu Samoa ganz besonders den Bissen der Haie ausgesetzt (s. 99; Turner 294). Nach 1862 (Hood 131) gab es in Samoa in einem kleinen Hafen zwei Haie, welche herbeigeschwommen kamen, sobald man sie mit dem Namen zweier sagenhafter Häuptlinge rief. Denn die heiligen Haifische wurden vielfach gefüttert. In Mikronesien waren Haifische gleichfalls ungefährlich an Plätzen, welche den Göttern geheiligt waren (Bd. 5, 2, 137). Allerdings sagt Ellis 1, 329, daß der Hai nicht selber ein Gott gewesen sei und so mag die Anschauung in den letzten Zeiten des Heidenthumes gewesen sein: allein sowohl zu Tahiti (Ellis 1, 167) als zu Hawaii (4, 90) waren einem Gott in Haigestalt, der zu Hawaii Mo'o ali'i, d. h. Herr der Lurche hieß, Tempel gebaut und ein Opferdienst eingerichtet, ja Tahiti selbst soll ein Hai gewesen sein, im Osten bei Matarafau war das Haupt, im Westen bei Faaa der Schwanz und der Oro-hena war die Rückenflosse. In Aitutaki scheint er das Symbol Rongos gewesen zu sein, wenigstens wurden die Priester dieses Gottes von einem

Hai begeiſtert (Williams 109) und den Namen Kai-tangata, Menſchenfreſſer, den in Aitutaki Rongo führte, trug in Samoa ein großer heiliger und daher zahmer Aal von 9' Länge (Hood 131). Auch die Schutzgottheiten ganzer Diſtrikte und Dörfer in Samoa traten in Thiergeſtalt auf, trotz ihrer Namen „der Heilige, Zerſtörung, der Gott vom Himmel, der große Seher, der König von Pulotu". Zeigte ſich das betreffende Thier bei einem Dorfe, ſo wurde ein allgemeines Opfer- und Freudenfeſt angeordnet; fand man dagegen die Inkarnation des Dorfgottes todt, ſo überließ man ſich der heftigſten Trauer, während welcher das gefallene Thier aufs feierlichſte beerdigt wurde (Turner 240; 242).

Wir können jetzt uns ein Urtheil erlauben über das Weſen der Schutzgeiſter. Urſprünglich ſind ſie wohl nur Götter, welche zu dem einzelnen Menſchen ſchon von der Geburt an in ein beſtimmtes Verhältniß treten, theils durch Fügung der Götter ſelbſt, wie zu Samoa, theils nach freier Wahl der Menſchen durch Weihung des Kindes, wobei man den Geiſt des Gottes, welchem man das Kind weihte, in einer Art Schlinge fing, häufig ſchon während der Schwangerſchaft (Tahiti Ellis 1, 260; Hervey Williams 545). Daß zur Zeit der Mannbarkeit erſt dies Verhältniß eingetreten oder wenigſtens erneuert und inniger geworden wäre, dafür findet ſich nirgends ein Zeugniß und doch müſſen wir es ſchließen, wenn das oben (34 f.) über die Tattuirung geſagte richtig war. Moko, Eidechſe, Schlange hieß ſie zu Neuſeeland: und nun denke man an den hawaiiſchen Mo'o-ali'i und daran, daß die Götter ſo häufig als Schlange, Eidechſe, Fiſch gedacht wurden. Brachte aber, urſprünglich wenigſtens, die Tattuirung ein engeres Verhältniß zum Schutzgott, ſo haben wir als uralte und freilich ſpäter ſehr verkommene Sitte der Polyneſier ganz dieſelbe, welche wir in Amerika (Bd. 3, 118 f. 191) und in Neuſeeland (Grey 2, 225 f.) finden: daß jedem einzelnen bei beſtimmten Lebensmomenten ein Gott in Thiergeſtalt erſcheint, der ſein Schutzgott wird und den er nicht eſſen darf (Ausſterben 35); daß ganze Stämme, Dörfer u. ſ. w. gleichfalls ſolche Götter haben, von denen ſie vielleicht (obgleich darüber polyneſiſch nichts berichtet iſt) abſtammten, wie z. B. der Walfiſch Tiniraus der Ahnherr Waihukas war. Ueberall traten die Schutzgeiſter nur in Thiergeſtalt auf, ſelbſt Oro und Hiro, denn man ſuchte dieſe, um ihnen Kinder zu weihen, in Schlingen

zu fangen; man dachte sie also als Vögel. Das aber zeigt uns, daß wir es hier mit einem der ältesten Stücke polynesisches Glaubens zu thun haben: denn je sinnlicher eine Vorstellung von den Göttern ist, je älter ist sie und hier sehen wir sie noch aufs allersinnlichste gestaltet: die Thiere mit ihrem geheimnißvollen selbständigen Leben, ihrem oft nützlichen, oft schädlichen Einfluß sind hier noch die einzigen Götter. Sie mögen einst auch die mächtigsten gewesen sein, daher die polynesischen kanau po die Nachtgebornen so gern als Aal oder Schlange gedacht wurden: und erst in späterer Zeit traten menschlich gedachte Personifikationen allgemeinerer Art an ihre Stelle. Nun finden wir auch die Seelen der Abgeschiedenen, der Geschlechtshäupter vielfach als Schutzgeister. Ueberall jedoch verräth dieser Gebrauch sein jüngeres Alter. Wirkliche feierliche Ceremonien für den Schutzgeist beziehen sich nur auf die Götter; bei der Geburt ruft man nur die Götter an, weiht man nur ihnen das Kind; Schutzgeister größerer Distrikte sind in den meisten Inseln (Tonga, Samoa, Tahiti, Hawaii) nur Götter, oft die mächtigsten und nur in Neuseeland ist der Glaube, daß die Seelen der Stammeshelden die Schutzgeister des Stammes sein, weiter verbreitet; hier aber hat sich auch gerade Mythologie und Heldensage am allerinnigsten vermischt.

Man nannte nun diese Schutzgeister und ihre Bilder sehr häufig Tiki: daher es jetzt an der Zeit ist auf diesen Namen und was er bezeichnet näher einzugehen. Nach den wunderlichen Ueberlieferungen, welche Ellis von Tahiti 1, 111-114 zusammenstellt, waren die Ti'i Geister, welche zu Raiatea lebten, und die ersten Menschen — denn vorher war das Land nur von Geistern bewohnt — erschufen, oder sie waren selbst das erste von den Göttern geschaffene Menschenpaar und Ti'i hieß sowohl der Mann als die Frau, welche letztere aber auch nicht selten den Namen Hina hatte; wenn sie starben, so blieben ihre Geister am Leben, immer mit demselben Namen und so dehnte sich der Name Ti'i auf alle Geister der Todten aus (111). Nach einem anderen Bericht war Ti'i ein Enkel Taaroas, der seine eigene Schwester heirathete und so Vater der Menschheit wurde (112). Die Tahitier selbst (eb. 111) identificirten den Taaroa mit Ti'i, wie der Gott denn auch mit Hina unter dem Namen des Tii Maara ata (Ti'i, der sich aufs Meer erstreckt; ein anderer Ti'i hieß Ti'i Maara auta, der sich aufs Land erstreckt) einen Sohn, wieder Ti'i genannt,

erzeugte, welcher mit seiner später geborenen Schwester vermählt Vater des Taata, d. h. des Menschen wurde. Taata, mit der verjüngten Großmutter, mit Hina verheirathet, erzeugte den Ouru und die Fana und von diesen beiden stammen die Menschen (113-4). Oder Taaroa schuf die Welt, Tii aber die Menschen zu Opoa auf Raiatea und zwar zunächst ein Weib, von welcher dann die Menschen stammen. Nahm man nun an, daß Ti'i und Taaroa dasselbe Wesen sei, so wohnte doch bei dieser Annahme Taaroa im Po, Ti'i in der Welt des Lichtes (114). Uebrigens nannte man die Oramatua, die Geister der Vorfahren, stets Oramatua tii (eb. 334) und so sagt denn Forster gerade zu, daß man die Seelen so nenne (Bem. 469) und die Schutzbilder auf ihren Kähnen, welche Schutzgeister bedeuten (eb. 399). Die Ti'i nennt auch er entweder männlich oder weiblich, nach dem Geschlechte der verstorbenen Person, der sie angehört haben: meist treten sie feindselig auf, sie kriechen Nachts in die Hütten, um den Schlafenden Herz und Eingeweide abzufressen (470), wie sie denn auch Cook (3. R. 2, 352) feindselige Geister nennt. Sie wohnen in den hölzernen Bildern, welche um den Marae aufgestellt sind (Forster, Bem. 470), und welche selbst wieder Ti'i heißen (eb. 472). Jede Familie hat ihren besonderen Ti'i, ihren Schutzgeist, dessen Bild sie auf den Marae stellen; es sind ursprünglich ihre Anverwandten, welche zu Geistern geworden sind und meist feindlich, doch auch freundlich wirken (Wilson 150; 451; 453). Jede Seele wird nach den Reinigungen, welche das Durchgehen durch den Gott, der sie frißt, bewirkt, selber zum Ti'i (eb. 452) und so gilt sie als untergeordneter Gott, welcher aber mit den hohen Göttern in gutem Vernehmen steht, welcher Gefahr sowohl als Schutz sendet; daher man ihre Bilder überall am Rande des Marae, des Dorfes, der Insel aufstellt, und zwar besonders groß nach einer besonders großen durch ihren Schutz aber glücklich abgewendeten Gefahr: man schlägt aber, beschimpft, zerbricht ihr Bild und wirft es weg, wenn sie nicht den Willen der Bittenden erfüllen oder wenn sie Unglück und Gefahr nicht abwenden (Tah. Mörenhout 2, 458 f.; Paumotu eb. 2, 97; 1, 110; Markesas Porter 2, 113 f. Math. G.*** 42; 52). So waren denn natürlich auch jene riesenhaften Figuren in Waihu, welche die Insel umgaben, nichts als solche Tiki, welche nach irgend einem glücklich abgewendeten Unheil etwa am Ende des 17. Jahrhunderts aufgestellt waren, da sie schon Roggeveen

vorfand; Raubzüge unternahmen ja nicht nur die Polyneſier untereinander, ſondern auch damals ſchon die Spanier, die Engländer, wie Dampier, und Roggeveens des Holländers Beſuch war auch kein Glück für Waihu. Daher erklärt es ſich denn auch, weshalb ſpätere Beſucher ſie nicht mehr fanden: die Eingeborenen haben ſie wohl ſelbſt umgeworfen, denn freilich vor den Raubzügen der Weißen ſie zu ſchützen, dazu war keine Schutzgottheit mächtig genug — man vergleiche nur was Kotzebue (1. Reiſe) und Chamiſſo von den Schickſalen der Inſel berichten. — Sehen wir ſo die Tiki mit den Seelen in naher Berührung, ſo finden wir das ähnlich aber doch anders in Rarotonga: dort galt (Williams 558) Tiki für den König des Paradieſes. Doch galt er auch hier, ganz wie in tahitiſcher Auffaſſung als erſter Menſch. Auf Hawaii, wo jeder Häuptling ſeinen Atua hatte, deſſen Bild er aufſtellte, hießen die Bilder ebenfalls Tiki (Cham. 150; Hale 24). — In Neuſeeland heißt auf der Nordinſel der Ahnherr der Menſchen, der ein Sohn Rangis und Papas war, Tiki (Taylor 18f.), oder Tiki-ahua und daher die Menſchen ſelbſt Tikis Nachkommenſchaft, Aitanga a Tiki, womit man namentlich gern Perſonen guter Herkunft bezeichnet (Shortl. a. 40) und mit Recht ſtellt Schirren (65) mit dieſem Tiki den Tiki-tawito-ariki (Tiki der alte, der Herr) zuſammen, welcher bei Grey (a 14) als Anfang des neuen, des jetzigen Weltalters und daher wohl auch als Ahnherr der Menſchen gilt. Merkwürdig iſt es, daß Tiki nebſt Pani bei Dieffenbach (2, 61) in einem Gebete um Geſundheit angerufen werden, wie dieſe beiden es auch ſind, Tiki jedoch weiblich gedacht, welche die erſten Kumara aus Tawai nach dem damals noch nahrungsloſen Neuſeeland brachten, und daß auch bei Grey (a 1f.) Haumia-tikitiki der Gott der Nahrungspflanzen, aber freilich der wilden heißt (Dieffenbach 2, 47; Angas 1, 306). Gott der Pflanzen war er auch auf den Markeſas, denn er hatte ſie, ſowie die Fiſche, geſchaffen und wurde hoch daſelbſt verehrt (nouv. ann. des voyages 1847, II, 123), wie er denn auch Gott des Tattuirens und der Götzenbilder war, welche hier Tiki heißen (Mathias G*** 42). Auch zu Tahiti galt Ti'iti'i-po als Lehrer der Tattuirkunſt (Ellis 1, 262). Ebenſo heißen Tiki die kleinen monſtröſen Grünſteinbilder, welche die Maori faſt alle um den Hals trugen, allerdings ihrem Glauben nach nur deshalb, weil Tiki einer ihrer Vorfahren geweſen ſein ſoll. Dieſe Bilder, wenn

gleich erblich in den Familien, sind keineswegs unveräußerlich (Dieffenb. 2, 55). — Nach allem Vorstehenden können wir keineswegs in Tiki oder den Tikis nur eine Personifikation der menschlichen Seele sehen: denn wie käme diese dazu, der Gott der wilden Nahrungspflanzen, der Bringer der Kumara zu sein, um nur dies eine zu erwähnen? Vielmehr müssen wir Meinicke zustimmen, welcher (11) die Tiki, freilich zweifelnd, für eine eigene Klasse von Göttern ansieht. Da wir Ti'i mit Tangaroa gleichgesetzt, als Erschaffer der Welt, der Pflanzen, der Fische gepriesen, als Herr der Unterwelt verehrt sehen, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wir es mit einem Gott, nicht mit einem menschlichen Wesen zu thun haben: aber es fragt sich, mit welcher Art von Gottheit. Auch dies läßt sich beantworten: die Tiki sind ursprünglich nichts als Schutzgottheiten und die Atua als Schutzgottheiten hießen stets Tiki. Daher erklärt es sich, daß die Bilder dieser Gottheiten überall Tiki heißen, daher auch, und das ist namentlich wichtig, daß Tiki zugleich Gott des Tattuirens war, wodurch sich auch aufs neue unsere Erklärung dieser Sitte bestätigt. Denn war die Tattuirung ursprünglich nur ein aufgezeichnetes Bild des Schutzgottes, so verstand es sich ja von selbst, daß dies Bild, diese Aufzeichnung dem Gotte heilig war: und so hat es sich in Nukuhiva bewahrt. Wenn nun jeder einzelne Mensch seinen Schutzgeist hatte, so mußte es eine Menge Tikis geben; allein auch jeder Stamm, jedes Dorf hatte seinen Schutzgott und also gab es mächtigere neben unwichtigeren Tikis. Allein auch die Menschheit als solche mußte einen Schutzgeist haben und so tritt Tiki als einzelne mächtige Gottheit auf, ganz folgerichtig und sehr schön in Tahiti als Gott des Tages, des wirklichen Lebens gegenüber dem Po der Götter, denn die Menschen entstehen erst in dem Reiche des ao, des Lichtes und können nur in ihm existiren; ganz folgerichtig aber auch in Neuseeland als Anfang und erster einer neuen Welt, welche der Welt der Götter entgegengesetzt ist; denn so tritt Tiki-Tawito-ariki bei Grey auf, so Tiki-ahua, und wenn namentlich vornehme Personen Tikis Nachkommen heißen, so steht das mit dem Glauben der Polynesier, daß nur die Vornehmen mit den Göttern in wirklicher Beziehung sind, im engsten Zusammenhang. Da nun der Mensch ohne Nahrung nicht leben kann, da ferner auf Neuseeland Pflanzennahrung die vorherrschende ist, so sehen wir klar, warum den Maori als Gott der wilden — der ursprünglichen,

zugleich der zahlreichsten — Nahrungspflanzen und der Kumara, die man besonders hoch hielt und am meisten baute, verehrt wurde; auf den Markesas fügte man noch die Fische, das zweite Hauptnahrungsmittel hinzu. Auch in der Heldensage tritt ein Tiki auf, in der schönen Erzählung von der Jungfrau von Roturua (Grey 234—45), um welche Tutanekai wirbt und in dieser Werbung durch seinen Freund Tiki unterstützt wird: Tiki ist hier der Mensch gewordene Schutzgeist, von dem rein menschlich erzählt wird; ursprünglich stand er zu Tutanekai wohl ähnlich wie der Engel zum Tobias. Daß dann späterhin die Seelen der Menschen mit ihrem Schutzgeist vereinigt werden, ist gar nicht anders zu erwarten: so finden wir Tiki als Gott der Unterwelt in Rarotonga. Daher stammt auch das monströse in der Darstellung ihrer Bilder, welche alle sich durch ein mehr oder weniger fürchterliches Maul auszeichnen — wodurch denn auch, beiläufig gesagt, die oben (147) erwähnten Kriegsgötter sich als Tikis ausweisen. Und warum hatten sie diese abschreckende Gestalt? weil der Gott die Seele des Sterbenden frißt, um sie zu reinigen; weil dies Gefressenwerden, der Tod für die Lebenden etwas Fürchterliches war. Daß man daher die Tikis nun auch als bösen Geister fürchtete, wen wird es wundern? Diese nahe Berührung mit den Seelen zeigt sich nun auch darin, daß die Oramatua auf Tahiti geradezu Oramatua ti'i heißen, daß die Maori in ihren Tikibildern, welche sie als Amulete trugen, Abbildungen ihrer Vorfahren sahen; ja Dieffenbach (1, 391) behauptet sogar, alle Bilder in Neuseeland stellten nur Vorfahren, nie Götter dar. Das ist nur nach unserer Erklärung richtig: man hielt die Tikis für Menschenbilder und bildete keinen Gott außer dem Schutzgott ab, am eigenen Leib als moko und als selbständiges Götzenbild. Da man nun aber noch das Gefühl hatte, daß Tiki ursprünglich ein selbständiges bedeutendes Wesen war und da man ihn doch zugleich für die Menschenseele hielt: so entstand daraus jener etwas künstliche tahitische Mythus von Ti'i und seiner Frau, deren Geist nach dem Tode stets am Leben blieb und die natürlichere Auffassung, daß Tiki der erste Mensch, der Stammvater des Menschen sei. Ursprünglich war der Gott wohl wirklich Stammvater der Menschen, d. h. er bildete ihn, aus rother Erde, aus Sand; und so erklärt sich der Name Tiki-ahua, denn ahua heißt Aussehn, Gestalt und Tiki-ahua also gestaltender Tiki. Er der erste Mann, bildete sein Weib selber (Swainson 14), welcher My-

thus in Fakaafo (5. Bd. 2, 197) und auf Tahiti (Ellis 1, 110 f.), hier allerdings von Taaroa erzählt wurde. War er der erste Mensch, so mußte er ein Weib haben: dazu ward ihm entweder eine Schwester (dann ist er der Sohn Tangaloas) gegeben, oder, was wir für wesentlich dieselbe Auffassung halten, sein Weib wird aus demselben Stoffe gebildet wie er — daher sie ivi heißt, Gebein, vielleicht nur Festes, wie auch der erste Mann ein Fels war in Fakaafo — oder er bildete sich selbst aus diesen Stoffen sein Weib, indem er den Sand, oder einen Felsen umarmt. Man bedenke, daß auch Tangaloas Weib der Fels Te Papa oder der Küstensand ist. Dadurch schwindet die Aehnlichkeit mit der mosaischen Mythe oder rückt sich wenigstens auf ihr rechtes Maaß zurück, welche Aehnlichkeit natürlich die Missionäre besonders betonen. Daß wir in Tahiti einen zweifachen Tiki finden, einen fürs Meer und einen fürs Land, erklärt sich daraus, daß der Schutzgott auf beiden Gebieten durchaus verschiedenartig auftreten mußte, denn die Gefahren waren ganz verschieden. Nun aber heißt auch Maui noch öfters Maui tikitiki. Woher kommt das? weil man in Maui eine schützende Macht sah, in dem Sonnengott, der nicht zu den ältesten Göttern gehört, der Licht brachte und also die Nacht mit ihren Gefahren verscheuchte, der die Früchte reifte, die Nahrungspflanzen gedeihen ließ. Es ist also dieser Name von dem älteren Tiki auf ihn übertragen. Er vermittelt uns auch die samoanisch-tonganische Auffassung. Nicht als ob es eben sehr wunderbar wäre, wenn hier kein Tiki vorkäme: denn dieser Name ist ursprünglich nur appellativ (obgleich seine Bedeutung zu ermitteln schwierig ist) und konnte demgemäß verdrängt oder gar nicht angewandt sein auch da, wo man die Tiki genannten Gottheiten wohl kannte. Allein auch hier findet sich der Name: denn auf Samoa holte Ti'i ti'i der Sohn des Talanga das Feuer aus der Unterwelt des Mafuike, besiegte diesen und beraubte ihn des Armes, so daß nun die Insel nicht mehr von ihm gefährdet ist. Auch hier sehen wir das Walten des Schutzgeistes in schönster Geltung: er rettet die Insel in den höchsten Gefahren, er gibt den Menschen das Nöthigste, das Feuer, das er, wie Prometheus, den Göttern abringt: und so tritt sein Bezug zu Maui doch wohl noch in ein anderes Licht. Denn wie er Feuer, Wärme und Licht spendet, so spendet auch Maui Feuer, Wärme und Licht, jener aus den Tiefen der Erde, dieser aus den Luft: und so lag eine Vermischung beider so nahe, daß sie

geradezu eintreten mußte. Ja in Tonga hat Maui den Namen des Tiki ganz und gar an sich gerissen: er lebt hier nur noch in der Zusammenstellung Maui kitschi-kitschi, wie Maui als Feuerbringer heißt (Geschichte 45): denn jene Form ist nur eine lautliche Umänderung von Tiki (vergl. Hale 233 § 3 und 5; 234; 230 § 1). Und nun fällt hier auch das richtige Licht auf die verschiedenen Maui: freilich war dieser Maui kitschi-kitschi ein anderer als der Maui-atalanga: denn er war ursprünglich — so noch in Samoa — ein selbständiger Feuerholender Gott, in mehr als einer Beziehung dem Prometheus gleich, der Schutzgeist der Menschen, der erst später mit dem immer mächtiger werdenden Sonnengott verschmolz. In den neuseeländischen Mythen heißt es denn ferner (Grey a 1 f.), daß Maui-tikitiki die Hine-nui-te-po zu betrügen versuchte, indem er durch sie hindurchschlüpfen wollte: sie aber beißt ihn todt und dadurch werden auch die Menschen sterblich. Auch hier tritt er als Tiki, d. h. als Schutzgeist der Menschheit auf. Wie so? Man bedenke zunächst die nahe Beziehung, welche zwischen dem Schutzgeist und der Seele des Menschen stattfindet: und ferner, daß Hine-nui die Personifikation des Po ist. Dazu kommt, daß die polynesischen Götter die Seelen auffressen, durch Verdauen reinigen und sie dadurch zu unsterblichen Wesen machen. Geht nun ein Wesen durch die Gottheit des Po lebend hindurch ohne verdaut zu werden, so ist er eben dadurch rein und unsterblich und wenn der Schutzgeist der Menschen dies thut, der Vertreter der menschlichen Seele, so hat natürlich diese letztere dieselben Eigenschaften. Auf Maui wurde dieser Mythus übertragen, weil man (nach Schirrens richtiger Deutung) im Untergehen der Sonne ein Verschlungenwerden durch Hine-nui-te-po sah; durch diese Gleichheit rückten beide Gottheiten, Tiki und Maui, wieder aufs nächste zusammen, Maui schien nur der thatsächlich ins Leben getretene Tiki. Also auch hier eine Uebertragung von Tiki auf Maui.

Wenn nun auf Neuseeland (z. B. Grey a, 1 f.) die Menschen vorzugsweise Söhne des Tu heißen, der alles thut, um sie groß und herrlich zu machen: so erklärt sich das aus den ewigen Kriegen der Neuseeländer, denn Tu war Kriegsgott, für Krieger also nichts erwünschter, als vom ihm abstammend in seiner besonderen Hut zu stehen. Auch die Wohlthaten, die er den Menschen erweist, werden fast durch Kampf und Sturm gegen die anderen Götter errungen.

Die Seelen, so glaubte man, wurden im Po von den Göttern gefressen um geläutert zu werden: hierauf müssen wir noch einmal zurückkommen. Wie kam man zu dieser Auffassung, welche nicht einmal ganz correct ist in Beziehung auf die ihr zu Grunde liegende Anschauung, und die auf den ersten Blick doch auch gar so absurd dem sonst entwickelten Verstand der Polynesier so gar nicht entsprechend scheint? Folgendes ist zu beachten. Die urältesten Auffassungen, haben sich in Polynesien wegen seiner abgeschiedenen Lage bewahrt. Man dachte sich den Schutzgeist in Thiergestalt und meist als größeres Thier, Schlange, Vogel, Haifisch u. s. w., die Seele aber — dem entsprechend — als kleines Thier, als Spinne, Insekt u. s. w. Man sah wie der vermeintliche Schutzgeist die vermeintliche Seele fraß. Das Schauerliche und Schreckenerregende spielt bei der Entstehungsgeschichte der Mythologie eine höchst bedeutende Rolle, wenn auch Bastian (Zeitschr. für Ethnologie 1, 190) seine Bedeutung einseitig übertreibt. Die Thiere nahm man als Schutzgeist eigentlich wohl nur aus Furcht vor ihnen: die Seelen dachte man als Thiere, weil die Schutzgeister als Thiere gedacht wurden. Der letztere fraß, zum Entsetzen der Zusehenden, die Seele: und so bildete sich jener Mythus aus. Mag er aber auch anders entstanden sein: jedenfalls erklären sich aus ihm folgende Züge. Zunächst die Nahrung der Seelen. Sie nährten sich in dem unterirdischen Lande des Miru nach dem Glauben der Hawaier nur von Eidechsen und Schmetterlingen: allein beide Thiere waren nichts anderes als selbst wieder Darstellungen von Seelen: sie verzehrten also die eben ankommenden, noch nicht geläuterten Seelen, um sie zu läutern, waren sie geläutert, so erhielten sie nach jener Thiergestalt wieder menschliche Glieder. Weil nun auch die Götter diese Seelen fraßen so hießen sie Kai-tangata, Menschenesser, und weil dies für sie eine besonders ruhmvolle Thätigkeit war, so konnten dies einmal nur die höchsten Götter sein und zweitens wurde Kaitangata eine Art von Ehrenname für sie. Und wenn es im neuseeländischen Märchen heißt, daß der neuangekommenen Seele höhnisch von den übrigen Geistern Menschenkoth angeboten wäre, daß aber ihr Vater sie davor behütet hätte: so ist jener Koth die richtige Geisterspeise, die ursprünglich gewiß nicht höhnisch sondern als gut und selbstverständlich unbefangen gegeben wurde, er bedeutet nichts anderes, als die Seele, welche von einem Geiste schon verdaut, nun ihren Weg durch einen andern

machen muß; und daß der Vater die Tochter zurückhält, geschieht nicht, um ihr eine Wohlthat zu erweisen, sondern weil sie zur Oberwelt zurück soll: hat sie aber erst jene Geisterspeise gegessen, so kann sie nicht zurückkehren. Von hier aus erhellt sich denn nun auch eine andere höchst wunderliche und widerliche Sitte der Tonganer. Es gehörte zu den feierlichsten Begräbnißceremonien des Tuitonga (oben S. 177; Mariner 2, 229 f.) daß 60 der vornehmsten Männer aufgefordert von den Hütern des Grabes sich vierzehn Tage lang allnächtlich um das Grab setzten und daselbst kackten; und daß dann die vornehmsten Frauen den Koth wegschaufelten. Man hat hierin wohl eine symbolische Handlung zu sehen, das Verdautwerden der Seele des Tuitonga durch die Götter darstellend; vielleicht glaubte man auch durch diese symbolische Handlung der Seele das Tuitonga raschere und bequemere Seligkeit zu verschaffen. Auch jene Gesellschaft, auf Tahiti und Eimeo, von der Wilson (470 Amn.) jedoch selber nur zweifelnd berichtet, welche beständig Menschenkoth aß, wäre also immer möglich und religiös zu deuten. Sie soll von den Tahitiern selbst aufgehoben sein. Und schließlich erklärt sich auch jener oben (136) angeführte Name, welchen die neugeborene Kinder auf Samoa führten: sie hießen Götterkoth. Neugeborene Kinder aber waren Eigenthum der Götter; man scheint also nach jenem Namen geglaubt zu haben, die Kinderseelen seien Seelen, welche vom Gott durch dessen Verdauung gereinigt seien, man scheint in der Geburt ein Bild jenes Wiederhervorbringens durch den Gott gesehen zu haben. Auf dieser Anschauung beruht denn auch vielleicht die größere Heiligkeit der Kinderseelen. — Auch an die schmutzigen Ceremonie, mit der sich die Einsetzung des Königs beschloß, sei wenigstens erinnert, da auch sie vielleicht hier ihre Lösung findet: der König war Vertreter der Gottheit, ihm kam Götterspeise zu: die Götter aßen Seelen, auch schon verdaute, zwei-, dreimal: wie wenn jene Besudelung mit Menschenkoth bloß ein Symbol dafür gewesen wäre, daß dem König solche Götterspeise zukomme?

Wir müssen jetzt noch über das Verhältniß der Seelen zu den Göttern im allgemeinen sprechen. Bis jetzt hatten die Götter nach unserer ganzen Betrachtung gar sehr das Uebergewicht und die Seelen waren ihnen durchaus untergeordnet, durchaus, auch wenn sie ewiges Leben erlangten, ungöttlich, auch lebten sie nicht mit den Göttern zusammen; kurz, die Seelen hatten ursprünglich keine bedeutende Geltung.

Aber die Grenzen veränderten sich: die Seelen bekamen größere Geltung. Dies mußte geschehen, sobald man angefangen hatte, die Seelen als Revenants zu fürchten und dann diesen feindlichen Geistern gegenüber auch als Schutzgeister zu lieben oder wenigstens zu verehren. So hatten sie also eine doppelte Macht, aber gerade die, welche sie besonders bedeutsam machte: denn da sie mit den Sterblichen in näherer Beziehung standen, so hatten sie auf das Leben und auf jeden einzelnen einen viel größeren Einfluß, als eigentlich die Götter selbst und das machte sich auch praktisch immer mehr und mehr geltend. Die Götter waren bei weitem nicht so gefährlich als die Abends umgehenden heulenden und mordbegierigen Seelen, die schon deshalb die Lebenden zu tödten suchten, weil Seelen ihre Speise waren. Dabei waren diese bösen Geister so zahlreich und auf der Erde selbst umherwandelnd, während der Gott nur im Himmel wohnte. Sie waren es, welche in den Menschen hineinfuhren, um Krankheit zu bewirken: sie waren es aber auch andererseits, welche gegen diese bösartigen Einflüsse den sichersten Schutz gewährten, welche den feindlichen Dämon verjagten, den Lebenden schützten, den Kranken heilten. Allerdings thaten dies ursprünglich die Tiki: allein schrieb man erst den Seelen jene feindselige Gewalt zu, dann lag es auch nahe, ja es war der unmittelbare, psychologisch nothwendige Anschauungsreflex, daß man ihnen diesen schützenden Einfluß gleichfalls zuschrieb, daß sie die Tiki verdrängten oder mit ihnen verschmolzen. Da sie aber mit den mächtigen Göttern, den Po-entstandenen, nicht verschmelzen konnten und doch thatsächlich mächtiger waren: so verdrängten sie auch diese immer mehr und mehr, aus dem Cultus zunächst und dann auch aus dem Herzen der Eingeborenen. Cook (1. R. 2, 237) sagt, daß man meist nur zu dem milderen Tane, nicht nur zu den übrigen Gottheiten gebetet habe. Dies braucht auf keinem Irrthum, wie Forster will (Bem. 468), zu beruhen: Cook fand es vielleicht bei einzelnen Eingeborenen so, wie ja Tane auf einzelnen Inseln mehr gefeiert ward, als auf anderen. Groß aber kann die Verehrung auch dieses Gottes nicht gewesen sein: denn Wilson (450 f.) erzählt ausdrücklich, wie man zu diesen hohen Göttern nur in der Zeit der größten Noth, nur bei ganz besonderen Vorfällen gebetet habe, während man die Ti'i, die Seelen der Vorfahren täglich und sehr eifrig verehrte; und Forster (Bem. 468), welcher ganz dasselbe wie Wilson berichtet, bezeichnet

jene Ansicht Cooks geradezu als einen Irrthum. So waren die Götter zwar überall noch gekannt, allein verehrt fast nur noch die Seelen der Vorfahren, welche sich geradezu in schwer löslicher Verbindung mit den niederen Gottheiten mischten und daher selbst den Namen Atua empfingen. Am stärksten waren die Götter auf Neuseeland, dann aber auch auf Nukuhiva und den Paumotuinseln aus dem Bewußtsein verdrängt, mehr wußte man von ihnen auf Tahiti und Hawaii, sowie auf Samoa und Tonga. Am allerfestesten hielten sie sich auf jenen nordwestlichen Stamm, welchen wir die Tokelauinseln mit einem Namen nannten: dort ist der Seelenkultus nicht recht durchgedrungen. Auf allen andern Inseln aber hat er sich sogar in die höchste Götterwelt eingemischt: denn die vielfachen Angaben, welche wir finden, daß jene nachtgeborenen Götter ursprünglich Menschen gewesen seien, beruhen hierauf. So soll Tani auf Huahine der erste Mensch gewesen sein (Tyerm. und Bennet 1, 313), ja Taaroa selber galt bei einigen auf Tahiti nur als vergötterter Mensch und ebenso (Ellis 1, 327) Ro'o, Tane, Teiri, Atuma u. s. w., kurz, eigentlich alle Götter zog man aus ihrer Höhe hinab oder ließ sie später, durch die Macht der Seelen und eigene vernünftelnde Ueberlegung geleitet, zu ihrer Höhe erst aus menschlichen Anfängen aufgestiegen sein. Ganz derselbe Glaube herrschte in Hawaii zur Zeit der Entdeckung und daher kommt es, daß auch Jarves (40 vergl. auch 29) sagt: alle diese Götter (Lono, Tii, Tane, Taaloa) scheinen ursprünglich Menschen gewesen zu sein. Vielmehr das umgekehrte ist richtig: ursprünglich waren sie Götter, sanken aber im Lauf der Jahrtausende, als die mythenbildende Kraft längst abgestorben war, in der nun auch matteren Auffassung des Volkes so weit herab, daß man auch in ihnen ursprüngliche Menschen sah. Dazu mußte außer jener Seelenlehre auch die Stellung der Fürsten, welche ja, kraft ihrer Vornehmheit den Gott auf Erden vertraten, ganz besonders anregen. Die Häuptlinge wurden nach einer Auffassung in Neuseeland zu Sternen und damit zu Göttern erhoben: sie glänzten mehr oder weniger hell nach der Anzahl der von ihnen getödteten Feinde, deren Augen (den Sitz der Seele) sie verschlungen hatten (Taylor 40) — auch sie also waren in ihrem geistigen Sein nach dem Tode wie die anderen Seelen an die Seelennahrung, an das Verzehren anderer Seelen gebunden. Gerade in Neuseeland waren

(Taylor 13; 32) eine Menge Göttergestalten vermenschlicht und in die Heldensage herabgezogen, wie Schirren dies schlagend nachgewiesen hat. Namentlich Maui war überall von diesem Schicksal betroffen.

Die Seelen also lebten nach dem Tode weiter, zunächst nur im Po, in einem freudlosen Dasein, welches aber in späteren Zeiten immer mehr und mehr dem irdischen gleichgedacht wurde. Sie konnten als Schreckbilder nach dem Tode zurückkehren; weshalb man sich vor den Begräbnißplätzen und wilden einsamen Orten oder im Dunkeln sehr fürchtete; sie konnten als Schutzgeister auftreten. Weil man nun aber die Verhältnisse des Lebens auf die Todten übertrug; weil die Fürsten den Göttern näher standen als das Volk; so mußten ihre Seelen mächtiger, vornehmer sein als die des Volkes, und so mischten sie sich zunächst unter die niederen Götter, ja sie verdrängten einige, wie die Tikis fast ganz aus ihrer Stellung und drangen auch wohl noch höher, daß man sie im Himmel mit den übrigen Göttern wohnend glaubte. Diese Seelen nun waren die wirksameren, thätlichen eingreifenden Gewalten. Dadurch aber wurden die übrigen Götter mehr und mehr aus dem Cultus, nicht aus dem Glauben verdrängt: wohl aber, da ihre Majestät einmal verletzt war und nichts unheilbarer ist, als verletzte Majestät, wohl aber sah man auch in ihnen mehr und mehr nur vergötterte Menschen, man hielt sie für Seelen uralter Vorfahren, man vermenschlichte sie, wie man die Menschen vergötterte.

So werden wir, nach dieser Darstellung, es nicht auffallend finden, wenn nach Mörenhout (1, 445) Häuptlinge, welche wirklich zu Göttern, d. h. zu mehr als Schutzgeistern geworden wären, nicht vorkommen; ja wenn er diese Vergötterung der Menschen für ziemlich jung und vor 4—5 Generationen, also etwa vor 300 Jahren noch nicht bestehend annimmt. Mag er hierin die Grenze auch zu enge ziehn: das steht fest, daß hohe Götter nicht aus Menschenseelen geworden sind. Wie sollte das auch? die hohen Götter wurden auf allen Inseln verehrt — wie sollten sie Menschen gewesen sein? Nur über einen Gott müssen wir hier noch sprechen, welcher so vielfach (z. B. von Meinicke 15) als vergötterter Mensch angesehen wird, nämlich über Oro: auch dieser ist ursprünglich ein Gott und erst später vermenschlicht und die umgekehrte Auffassung ist falsch.

Dem sein Kult erst im vorigen Jahrhundert, wie Meinicke will, eingeführt ist, so bleibt vollkommen unbegreiflich, wie er sich dann in so rascher Zeit so ungemein ausbreiten konnte, so tief eindringen konnte in Glauben und Leben nicht nur der Tahitier und Gesellschaftsinsulaner, sondern auch der Paumotuaner, der Eingeborenen der Hervyinseln. Auch ist es ganz unglaublich, daß erst kurz vor Wallis die Menschenopfer ihm zu Ehren aufgekommen seien, denn solche Opfer sind immer alt und noch dazu läßt sich im ganzen stillen Ozean das Bestreben nachweisen, sie abzuschaffen oder wenigstens den Fremden sie zu läugnen, sie als etwas Unbedeutendes, Junges hinzustellen. Wollen wir nun Oros Gleichstellung mit den höchsten Göttern, mit Tangaloa und Tane nicht betonen, obwohl wir nirgends ein zweites Beispiel haben, daß vergötterte Menschen einen solchen Rang unter Göttern erreicht hätten; wollen wir auch davon absehen, daß man alle Lebenseinrichtungen, das gesammte öffentliche und private Leben auf ihn zurückführte: so sind doch namentlich einige Züge in seiner ganzen Stellung, weshalb er gar nicht Mensch gewesen sein kann — zunächst, daß man im Regen seine Thränen sah und dann ganz besonders der Umstand, daß er der Vorsteher des Todtenreiches und er es war, welcher den gestorbenen Geistern im Po das Fleisch abschabte, sie verbrannte und in seinem Bauche läuterte. (Tyermann und Bennet I, 522). Dies konnte auf keinen Menschen übertragen werden, am allermenigsten auf einen erst eben vergötterten, da ja gerade diese Thätigkeit der menschlichen völlig entgegengesetzt ist und auf der wesentlich unterschiedenen göttlichen Natur beruht. Allein die Seelen nährten sich ja auch von Seelen? Gewiß: doch erst in späterer Uebertragung. Denn sollten sie weiter leben wie auf Erden, so mußten sie etwas essen: im Todtenreich gab es nichts, als was der Gott desselben aß; also bekamen auch sie dieselbe Speise. Auch scheint es fast, als ob sie zunächst nur die vom Gotte schon verdauten Seelen als Nahrung genossen hätten, denn Menschenkoth verzehren sie an verschiedenen Orten. Dann aber finden wir sie sehr häufig auch mit gewöhnlicher menschlicher Nahrung bedacht, wie man diese selbst den Todten mitgab.

Den also haben wir nach allen erwähnten Gründen für einen Gott und ganz seiner ursprünglichen Bedeutung nach für keinen anderen als den Beherrscher des Todtenreiches, denn aus dieser Annahme erklärt sich wie zunächst sein oben geschildertes Wesen, so auch seine ganze

Stellung in Tahiti. Er war thatsächlich der Hauptgott der Insel, keineswegs aber der vornehmste. Die Seelen aber und ihr Cult hatten auch dieselbe Geltung erlangt: man kannte sie als untergeordnete Wesen ihrem Range nach, aber als sehr wichtig was ihre Macht betraf und so verehrte man sie, auch viel ängstlicher und andächtiger, ganz abgesehen davon, daß sie beiweitem die zahlreichsten Gottheiten waren; sie waren es, welche den Einzelheiten des täglichen Lebens vorstanden und erst in Fällen, wo ihre Macht nicht ausreichte, wandte man sich an höhere Götter. Daher erklärt sich zunächst die große Macht Oros: ihn, den Beherrscher dieser guten und bösen Geister, welcher dieselben abschicken konnte wie er wollte, ihn mußte man vor allen Dingen gnädig wissen, so der einzelne wie der ganze Staat und dies um so mehr, je mehr die Macht und das Ansehen der Seelen wuchs. So mußte auch Oros Macht immer wachsen und darauf beruht die Angabe, seine Macht sei erst später entstanden. Um so mehr mußte man ihn sich geneigt machen, als man einem um so besseren Leben nach dem Tode entgegenging, je reiner und besser man ihm gegenüberstand: denn danach richtete sich die Zahl der Reinigungen, welche man durchzumachen hatte. Auf der anderen Seite beruht auch auf dieser seiner Stellung gerade die Vermenschlichung, die ihn so vorwiegend vor allen übrigen tahitischen Göttern betroffen hat. Denn wie man in den Bewohnern seines Reiches, in seinen unmittelbaren Dienern, den zu Halbgöttern gewordenen Seelen nur menschliche Wesen sah und sehen konnte, so lag es nahe, auch in ihm, dem Beherrscher dieser Wesen ein gleiches nur mächtigeres zu sehen und so betraf es ihn gerade vorzugsweise, daß man ihn für einen nur vergötterten Menschen hielt. Auch daß Oro der hauptsächlichste Kriegsgott war, erklärt sich leicht, denn er nahm die Seelen der Gefallenen in Empfang. Ueber Hiro und weshalb wir auch ihn für einen Gott halten, haben wir schon oben geredet: nur wiederholen wir hier, daß vergötterte Menschen, Seelen also, nirgends über die Sphäre von mehr oder minder mächtigeren Schutzgeistern sich erhoben haben.

Dies sowie das über Oro gesagte ist denn auch der Grund, weshalb wir den hawaiischen Akea und Miru (ob. S. 299) nicht für vergötterte Helden, sondern für wirkliche Götter halten. Miru gilt auf Tahiti als Name des Ortes, nicht als der des Vorstehers dieses Ortes (Ellis 1, 397), während er auf Hawaii Sohn und Nachfol-

ger des Akea ist. Dieser Umstand ist merkwürdig; wir haben hier eine ähnliche Uebertragung, wie die bekannte Insel im hawaiischen Archipel nach dem Gott Maui genannt ist; wie wir jenen samoanischen Götternamen Opolu im Inselnamen Upolu wieder finden; wie vielleicht auch der Name Akea im Inselnamen Rai-atea steckt, der übersetzt Himmel des Atea (tah. t = haw. k) heißen kann. Bei Miru kann man kaum umhin an den tahitischen Hiro zu denken, der in ähnlichem Verhältniß zu Oro steht, wie Miru zu Akea: wie dieser der Sohn und Nachfolger Akeas und dadurch der Beherrscher der Todten ist, so ist jener gleichfalls der Sohn Oros und zugleich der Todtenführer. Sprachlich aber sind beide so ähnlich lautende Formen nicht zu vereinigen. Wie dem auch sei, jener Akea findet sich als höchst wichtiger Gott auf Nukuhiva wieder. Dort ist es Akea, der „Gott der Steine", welcher das Land aus dem Meere hervorgezogen hat (Mathias G*** 44). Und was vollends für die Göttlichkeit des hawaiischen Akea beweist, ist der Umstand, daß in Hawaii Akea ein Beiwort des Tane war, der zugleich (S. 276) Tane-nui-Akea, wie Ellis übersetzt, großer und weit sich breitender Tane hieß. Demnach ist Akea nur ein Beiwort und Tane damit gemeint. Dann aber muß das, was wir oben über den nukuhivischen Akea gesagt haben, doch wohl auch (wenngleich nicht mit zwingender Nothwendigkeit; so konnte ja auch noch manch anderer Gott genannt sein, der weitreichende) auf Tane sich beziehen und dies um so mehr aus folgendem Umstand. Ist Tane der hawaiische Akea, also zugleich der Gott der Unterwelt: so tritt nun erst unsere Verbindung des Tane mit dem Hikuleo der Tonganer (S. 277) ins rechte Licht und wird bedeutend gesichert. Nun heißt es, Akea habe Nukuhiva hervorgezogen aus Hawaiki, welches die Markesaner als Unterwelt faßten und den Akea nannten sie den Gott der Steine. War aber Nukuhiva — nach späterer Fassung — aus der Unterwelt aufgestiegen: was lag näher, als den Gott der Unterwelt dies Aufsteigen bewirken zu lassen? Die Erde, glaubte man, ruhe auf großen Steinen, weshalb derselbe Gott der Gott der Steine hieß; und die Uebertragung dieses Aufziehens von Tangaloa auf Tane mußte erfolgen, sobald das Festland als von der Unterwelt emporgestiegen galt. Daß aber Tane Gott der Unterwelt sein konnte, trotz seiner ursprünglichen Geltung als Sturmgott, haben wir schon oben auseinandergesetzt (S. 279). Die Uebertragung des Aufzieh-

mythus auf ihn kann übrigens auch deshalb, weil er Gott der Stürme war, die Himmel und Erde trennen, erfolgt sein. Die Ansicht, Nukuhiva sei aus der Unterwelt aufgestiegen, ist jedenfalls eine jüngere: denn wie hätten die Nukuhiver annehmen können, ihr sonniges schönes Land, in welchem ihr tägliches fröhliches Leben zu Hause war, sei aus dem unterirdischen Todtenreich, wo nur Nacht und Mangel herrscht, heraufgezogen? Jedenfalls muß auch Akea für einen Gott gehalten werden, trotz der entgegenstehenden Ueberlieferung der Hawaier selbst.

Wir haben jetzt den Umfang der Götterwelt durchlaufen, die einzelnen wichtigeren Gestalten betrachtet. Ueberblicken wir dies Alles noch einmal, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

Die Religion der Polynesier hat mehrere Entwicklungsstufen durchlaufen. Zuerst kennt sie nur die Tiki, die Schutzgeister, welche ursprünglich wohl immer in Thiergestalt verehrt wurden, und zwar in der ältesten Zeit so, daß jedes besonders gefährliche oder besonders begehrenswerthe Thier, später aber, daß ein bestimmtes unter bestimmten Umständen erscheinendes Thier Schutzgeist wurde. Dieser Glaube galt noch, als schon bestimmte Staatsformen bestanden: denn auch diese größeren oder kleineren Vereinigungen haben ihre Schutzgeister. Ursprünglich aber hatte nur der einzelne seinen Tiki. Diese religiöse Anschauung beruht noch ganz auf Furcht oder den ursprünglichsten Bedürfnissen, denn nur deshalb wurden die Thiere Schutzgeister, weil man sie fürchtete oder weil sie die nothwendigste Nahrung boten; später, weil man das fremdartige Leben in ihnen scheute: und dies fremdartige Leben machte sie zu Göttern, welche aber alle individuell noch nicht geschieden sind. Dies zeigt sich noch deutlich in der Religion jenes alten Nebenstammes der Maori, der More-ore, der Bewohner Warekauriinseln: diese kennen nur Schutzgeister, d. h. jede Wohlthat, jeder Vortheil, den sie genossen, war die Gabe eines Atua, unter dessen Schutz sie stand (Travers bei Peterm. 1866, 63) — ganz die Tikilehre in ihrer einfältigsten Form. Doch haben die Moreore wohl auch eine reichere Mythologie gekannt, dieselbe aber auf so ganz einförmigen, kleinen, abgeschiedenen Inseln später vergessen.

Die zweite Stufe steht völlig unter der Herrschaft der Eindrücke, welche die Betrachtung der schon sicherer beherrschten Welt auf die Phantasie des Volkes macht. Jetzt entstehen im Geiste der Betrachtenden durch schöpferisch ungenaues Abstrahiren, Verknüpfen und Perso-

steiren die mächtigen Gestalten seiner Hauptgötter, welche nun alle individuell verschieden sind und bestimmte, wohl geschiedene Charaktereigenthümlichkeiten zeigen. Hier ist nicht mehr die Furcht, der Nutzen, also nicht mehr die rohste Sinnlichkeit, die mythenbildende Kraft: sie liegt vielmehr in der Phantasie und auf diese wirkt minder das Furchtbare, als das Erhabene, das Schöne; und niemals einzelne mehr oder minder rasch vorübergehende Ereignisse, sondern wie Schirren sehr richtig sagt (169), das gleichmäßig Wiederkehrende, das täglich erscheinende Wunderbare. Diese Stufe, wie sie die höchste Bedeutung hat, hat auch die längste zeitliche Ausdehnung; alle deutlich vorgestellten mythisch und poetisch ausgeschmückten Göttergestalten gehören ihr an.

Die dritte Stufe ist nicht mehr so schöpferisch. Sie hat die Gottheiten alle, sie steht mit ihnen in ethischem Zusammenhang, aber sie sieht sie nicht mehr in unmittelbarer Anschauung: die Personifikation hat sich losgelöst und steht als selbständiges Wesen außer, über der Natur, ja sie verblaßt wohl auch ganz und gar und minder allgemein verbreitete, minder lebhaft aufgefaßte Götterbilder werden undeutlich, vermischen sich mit anderen, schwinden ganz oder bis auf geringe Reste; andere oder eigentlich alle werden anders gedeutet und oft nach mehr oder minder nüchterner Deutelei — denn die erste Verstandesthätigkeit, noch vielfach ungeschickt und kindisch, erwacht und macht sich auch ihnen gegenüber geltend — verschoben und getrübt, dabei aber bisweilen vertieft. Ja man kann sagen, das Bild der Götter, wie es aus der Natur emporstieg, verfliegt auch wieder in die Natur, welche die Polynesier in gleichartigster Einförmigkeit durch so lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende umgab, ohne Anregung zu weiteren, höheren Abstraktionen. Statt der Naturgottheiten tritt ein neues Element auf: die menschliche Seele, welche man in ihrer Einheit und Bedeutung immer mehr fühlt, erhält göttliche Würde, sie, den Menschen näher stehend und fühlbarer als jene Naturpersonifikationen und Abstraktionen, tritt mehr und mehr an die Stelle der letzteren, freilich meist gefürchtet, seltener geliebt und segnend, weil sie immerhin ein unbekanntes Etwas ist, das unsichtbar im Dunkeln wohnt und ungern die sonnige Freude der Oberwelt verlassen hat. Der Glaube an Schutzgeister, von der Vorzeit her, ist noch nicht ausgestorben: an ihn schließt sich dieser Seelenkultus an, welcher in seinen ersten Anfängen möglicherweise bis in jene Urzeit hinaufsteigt. Mächtig

aber und einflußreich wird dieser Dämonenkult erst zur Zeit des sinkenden Heidenthums, d. h. zu der Zeit, wo dem gereifteren Geist der Völker die phantastischen Abstraktionen und Personifikationen, mögen sie auch nicht ohne logische Kraft, nicht ohne poetische Herrlichkeit, ja nicht ohne eine gewisse sittliche Tiefe sein, nicht mehr genügen.

So hat denn diese letzte Zeit eine außerordentlich große Menge mythischer Anschauungen, welche zusammengeflossen sind aus allen drei Stufen; daher Widersprüche, Dunkelheiten, Halbheiten in ihr durchaus häufig sind und mit Naturnothwendigkeit häufig sein müssen. Zur Zeit der zweiten Stufe — diese Zeiträume sind aber außerordentlich lang anzusetzen und jeder der beiden ersten zählt nach vielleicht vielen Jahrtausenden — zur Zeit der zweiten Stufe war es, als sich die Polynesier von den Mikronesiern trennten: doch schon ziemlich am Ende derselben, denn schon war der Glaube an die Einwirkung der Seelen im Aufblühen. Durch die Einwanderung der Polynesier in ihre neue Heimath — zunächst Samoa — erhielt ihre Phantasie durch so bedeutende neue Eindrücke einen neuen Schwung und so dauerte die mythenbildende Zeit bei ihnen länger wie bei den Mikronesiern, welche in der Heimath blieben und dort den Seelenglauben immer weiter ausbildeten, bis auch sie nach Osten vorrückten. Es ist zu beachten, daß ihre östlichsten Stämme, welche am frühsten fortgegangen sind, eine farbigere Mythologie erhalten haben, als die übrigen; am farblosesten (so weit unsere Quellen reichen) war die der Marianer, welche am spätesten ausgewandert sind und bei welchen daher die Seelenlehre ausgebildeter ist als irgend sonst in Ozeanien. Zu Anfang der dritten Stufe, welche also im eigentlichen Polynesien später beginnt als in Mikronesien, wie denn natürlich die Anfänge dieser Epochen sich stets nach der Individualität und den Schicksalen eines Volkes richten und daher sehr verschieden fallen, wanderten die Polynesier weiter nach den einzelnen Inseln und auch hier wurde z. B. in Hawaii die alte mythenbildende Kraft noch einmal durch jene wunderbaren Naturerscheinungen, die auf der Welt nicht ihres Gleichen haben, mächtig erregt, sie war also nicht abgestorben, doch im Absterben: denn die übrigen Inseln haben keine wirklich bedeutenden neuen Götter aufzuweisen. Nie aber darf man vergessen, daß diese drei Stufen weder nach Anfang noch nach Ende sich scharf abgrenzen lassen; vielfach laufen sie nebeneinander her, wie z. B. die Schutzgeister bedeutsam geblieben sind

bis zum Christenthum. So hat sich auch gewiß Vieles von jenen uralten Tikis auf die Götter der zweiten und dritten Stufe übertragen. Dahin rechnen wir, daß die großen Naturgötter, Tangaroa, Tane u. s. w. den Namen Kai-tangata Menschenfresser führen. Der uralte Schutzgeist war ein Kai-tangata: er fraß den Schutzbefohlenen auf und dadurch starb dieser. Wir haben diese Anschauung oben (328) nach Vorgängen in der äußeren Natur erklärt. Psychologisch richtiger und in größerer Allgemeinheit erklärt sie sich gewiß so: der Einzelne stand in fortwährender engster Beziehung zu seinem Tiki, der ihn so lange er lebte keinen Augenblick verließ. Hörte das Leben des Einzelnen nun auf, wie wollte man es sich anders erklären, als daß er zu seinem Tiki gegangen war? Dies aber faßte man nach urältester Weise grobsinnlich auf: der Tiki fraß ihn. Diese Art wie man es auffaßte, ist wohl zu beachten: beim Urmenschen überwiegt die Anschauung des Essens ebenso wie kleinste Kinder alles mit dem Munde zu thun versuchen. Hier also liegt der Grund, weshalb auch die späteren Götter Kai-tangata sind; zugleich wohl aber auch der Anfangspunkt dafür, daß man die Seelen für so überaus feindlich gegen die Lebenden glaubte, daß man auch sie die Lebenden fressen ließ. Und daß sich gleichfalls die Lehre von jener Läuterung der Seelen im Po dadurch, daß sie ein Gott frißt, von hier aus erklärt, bedarf nicht des Beweises.

Was wir hier als die Grundzüge der polynesischen Mythologie dargestellt und hoffentlich nachgewiesen haben, das sind die Grundzüge der Entwickelung des religiösen Glaubens bei allen Völkern der Welt, nur daß sich dieselben bei allen einzelnen Völkern individuell verschieden darstellen, wohl nirgends aber in solcher Reinheit wie gerade in Polynesien. Denn wenn wir auch auf jenen wichtigen allgemeinen Satz hier natürlich nicht eingehen können, das muß gesagt werden, daß gerade die Polynesier man könnte sagen das naturgemäß entwickelte und deshalb und nach dieser Richtung hin das vollkommenste Heidenthum von allen Völkern zeigen: denn nirgends hat sich ein Volk so ohne historische Schicksale, welche in die natürliche Entwickelung immer verschiebend, sei es hemmend oder fördernd, eingreifen, entwickelt, als es die Polynesier gethan haben. Und so zeigen sie uns nicht bloß mythologisch den Urtypus der Menschheit: sondern überhaupt, in ihrer ganzen Entwickelung. Sie zeigen, was der Mensch unter Verhältnissen, die seiner physischen Existenz nicht hinderlich sind,

aus ſich ſelbſt heraus leiſten und werden — konnte und mußte. Weil aber die Polyneſier von der früheſten Zeit her in dieſer Abgeſchiedenheit ſich entwickelt haben, daher iſt eine genaue Kenntniß ihres Weſens für die Geſchichte der Menſchheit von äußerſter Wichtigkeit: denn in polyneſiſchen Sitten, Einrichtungen und Gedanken findet ſich oft der Schlüſſel zu manchem, was bei anderen Völkern unverſtändlich ſich erhalten hat.

Nach alle dem auseinandergeſetzten wird es klar ſein, daß und in welchem Sinne wir Meinickes Behauptung, die Religion der Polyneſier ſei zur Zeit der Entdeckung ſchon im Verfall geweſen, zuſtimmen. Es iſt dies der Grundgedanke ſeiner durch und durch vortrefflichen Abhandlung über die Südſeevölker und das Chriſtenthum (vergl. daſ. S. 17, 18.) In's einzelne auf ſeine Anſichten einzugehen iſt nicht nöthig: das Obige zeigt ſchon, wo wir abweichender Anſicht ſind (vergl. Meinicke 21 f.). Die Perſonificationen der Natur waren nach pſychologiſch nothwendiger Entwickelung verblaßt ohne zum Monotheismus ausgebildet zu ſein: die Seelenlehre, die Lehre von den Schutzgeiſtern, mochten dieſe nun Götter oder Seelen ſein, bot keinen Erſatz und ſo iſt es begreiflich, daß die chriſtliche Religion den günſtigſten Boden fand. In Tonga (Wilſon 390) nannte man, wie ſchon erwähnt, alle fremden Gottheiten Feiga: und man ſtand nicht an, ſie für beſſer als die eigenen Gottheiten zu halten, wenn ſie ſich mächtiger und tüchtiger erwieſen.

Hierin zeigt ſich eine gewiſſe Nüchternheit der religiöſen Begriffe, die wir auch ſonſt ſchon vielfach in Polyneſien fanden. Doch war ſie es auch gerade, welche den Polyneſier zu dem gläubigen und devoten Menſchen machte, der er war. Die Gottheit rechnete ſtreng: alſo mußte man ſtreng ſeine Pflichten erfüllen. Dies half den Miſſionären, es war aber auch ein Zug, welcher ihr ganzes Heidenthum durchdrang und ſich merkwürdig genug äußerte, wie wir erkennen werden, wenn wir jetzt das Verhältniß der Polyneſier zu ihren Göttern etwas näher betrachten.

Trotzdem daß ihr moraliſches Gefühl ziemlich wenig entwickelt iſt, bildete ihre religiöſe Scheu und Empfindung doch den Mittelpunkt wie ihrer öffentlichen Einrichtungen ſo ihres Privatlebens, denn auch die allgewöhnlichſte Handlung war durch Beziehung auf irgend eine göttliche Macht beſtimmt und geleitet, die Religion war ihre wichtigſte Angelegenheit, der alles andere weichen mußte. So war es auf

Tahiti (Ellis 1, 321), ſo in Tonga (Mariner), ſo überall. Die Götter erhielten auf Mangareva reichliche Opfer ſelbſt zu Zeiten, wenn die Menſchen hungerten (Leſſon Mangar. 119). Dieſe religiöſe Gewiſſenhaftigkeit zeigt ſich auf's Allerſtrengſte in den Beobachtungen aller noch ſo verwickelten Religionsſatzungen: doch iſt ſie moraliſch — wenigſtens in der ſpäteren Zeit — nicht ſehr hochſtehend, denn Verletzungen gegen die religiöſen Satzungen iſt auch das einzige was die Götter ſtrafen, und ſonſt iſt man ihnen gegenüber von allen moraliſchen Pflichten gänzlich frei (Tonga Wilkes 3, 22; Tah. Mörenhout 1, 440; Mark: Vincend. Dum. 259). Zu beachten aber iſt, daß wirklich bekehrte Polyneſier eine wirklich reine und tiefe Frömmigkeit, welche keine Opfer ſcheut, an den Tag gelegt haben; und ſo mag auch in früheren Zeiten ihre heidniſche Frömmigkeit minder äußerlich geweſen ſein. Trotz aller Aengſtlichkeit aber war man keineswegs, wenn man ſo ſagen darf, gegen die Perſon der Götter ſehr demüthig oder ergeben: vielmehr hatten die Prieſter Gewalt über die Götter, welche ſie in Tonga oft derb anfuhren und ausſchalten (Mariner 1, 364) und ebenſo ſchalt man bei öffentlichen Unglück in Neuſeeland die Götter (Polack 1, 234 f.) ja man verbrannte wohl gar zur Strafe Tempel und Götzen, wenn die Götter nicht ihre Schuldigkeit thaten (Portlock bei Forſter R. 3, 69); man machte im Gebete hier Verſprechungen, die man nie zu halten gedachte, man entſchuldigte ſich lügneriſch und beſchuldigte ebenſo lügneriſch ſeine Feinde, um ſie bei Gott verhaßt zu machen (Polack 1, 234 f.). Die Tahitier ſagten zu ihrem Gotte, zu dem ſie beteten, wohl: wenn du uns nicht hilfſt, werden wir dich fernerhin nicht mehr verehren (Ellis 1, 317), ſie warfen wohl gar ſein Bild aus dem Tempel und zerſchlugen es (eb. 350), ja auch Bezirksgötter wurden bei politiſchem Unglück abgeſetzt und mit anderen vertauſcht (Anderſon bei Cook 3. R. 2, 350). Die Bewohner von Hao warfen, wenn er nicht half, ihren Gott weg (Beechey 179), die Markeſaner prügelten das Götzenbild, wenn es nicht antwortete (Melville 2, 92), die Hawaier ſchoben ein Tabu auf oder verkürzten es, wenn ſie wegen irgend eines Unglücksfalles den Göttern zürnten (Vankouver 2, 147); auch mißhandelten, verſchenkten ſie ihre Götzenbilder und vertauſchten, wenn er nicht half den Schutzgeiſt raſch mit einem anderen (Cook 3. R. 3, 457). Hierher gehört es auch, wenn man in Tonga

die Erde schlägt, damit Mani ruhig liege. — Der Gott ferner, der minder guten Erfolg gab als ein anderer, wurde diesem auch in der Ehre untergeordnet. So hielten Tonganer die Götter der Weißen für mächtiger und deshalb gefährlicher als ihre eigenen Götter (Mar. 1, 321) und die Maori, welche sonst die Begräbnißplätze für sehr heilig halten, scheuten sich nicht, die Heiligthümer des überwundenen Feindes und seiner nun gleichfalls überwundenen Götter zu verwüsten (Polack 1, 42); auch das Herausrufen der Götter des Feindesgebietes, welches man bekriegen wollte, war nicht selten (Ellis 1, 316). Diese schlechte Behandlung traf indeß meist nur die Tikis oder die Seelen, selten oder wohl nie wandte man sich gegen wirklich hohe Götter mit einer solchen Drohung. Und die untergeordnete Stellung dieser Halbgötter mochte zuerst den Anlaß zu jener achtungslosen Behandlung geben. Indeß auch reinere Auffassungen herrschten. Der Oberpriester von Hawaii (Byron Bl. p. 201) hatte eines Tages das gewöhnliche Opfer an Fisch und Poe dem höchsten Gotte hingelegt. Sein Sohn, der den ganzen Tag unglücklich gefischt hatte, kam hungrig nach Hause und verschlang das Opfer. Aber vorher legte er seine Hände auf die Augen des Götzenbildes und fand, daß sie nicht sahen, dann steckte er seine Hand ihm in den Mund, aber er biß ihn nicht; darauf warf er seinen Mantel über das Bild und aß; nachher stellte er das Gefäß wieder hin, nahm seinen Mantel und ging fort. Da ihn sein Vater deshalb schalt, antwortete er: „Vater ich habe ihn angeredet, aber er hörte nicht; ich habe Tapa über seine Augen geworfen und er sah nicht: da lachte ich über ihn und aß." „Mein Sohn", sprach der Priester, „Du hast nicht recht gethan: es ist wohl wahr, daß das Holz nicht sieht, noch hört, aber der Geist da droben sieht alle unsere Handlungen." Denn man glaubte überall, daß der Geist des Gottes sich in das Götterbild, das Thier sich niederließe, nicht aber, daß das Bild, das Thier u. s. w. der Gott selber sei — womit die Wegwerfung des Bildes, die Zerstörung des Tempels nicht im Widerspruch steht, vielmehr in etwas anderes Licht gerückt wird: half das Bild nicht, so war es wohl eben nicht bewohnt von einem Gotte. Zerstörte man den Ruheplatz des Gottes, der sich feindlich erwiesen hatte, so war er eben dadurch verhindert, wieder zu erscheinen und so vermied man seine schädlichen Einflüsse. Diese Auffassung vergröberte sich dann freilich und man glaubte den Gott zu schlagen, wenn man das Bild schlug. Doch sind

solche derbsinnliche Vorstellungen von der Gottheit seltener: im allgemeinen faßte man sie geistig auf. Ein Neuseeländer antwortete auf die Frage, wie er sich den Atua vorstelle: „wie einen unsterblichen Schatten" (d. Neuseel. 213 nach Marsden): ein Anderer nannte ihn einen allmächtigen Hauch und stieß seinen Athem aus, um dies zu verdeutlichen. Und da man zu Tonga die Seele für einen Hauch ansah, so dachte man sich die Götter, die man hier und zu Samoa bildlich kaum darstellte, gewiß nicht materieller: wie schon die Schilderung der Schattenwelt Bulotu beweist. Derber dachten die Rarotonganer. „Wenn Euer Gott Himmel und Erde erfüllt", sagten sie zu einem Missionär, einem eingeborenen Tahitier, „so wäre er dick genug, daß wir ihn sähen; unsere Götter sehen wir doch!" „und daß wir gegen ihn stießen", fügte ein Anderer hinzu (Williams 175).

Die eigenthümlichste und zugleich allgemeinste Form, in welcher sich religiöse Verehrung kundgibt, ist das Tabu oder (mundartlich) Tapu. Man versteht darunter ein Gesetz oder eine Beschränkung, welche durch die Religion geheiligt ist: also einen religiösen Bann, dessen Uebertretung zugleich Sünde und Verbrechen ist. Man hat nun — so Vincendon-Dumoulins Marqu. 259 — den Ursprung des Tabu in dem Bestreben des Adels gesucht, sein Eigenthum zu sichern und auch Hale (19f.) hält, wenn er von einem Tabucodex und seinem Urheber spricht, das Tabu für eine willkührlich und von einem Einzelnen gemachte Einrichtung, der freilich schon in der Urheimath der Polynesier seine Gesetze gegeben haben und gottbegeistert gewesen sein soll; daher es sich erkläre, daß man das Tabu als etwas Göttliches auffasse. Aehnlich äußerte sich auch Dieffenbach 2, 86f. Und freilich wurden die Tabugesetze vielfach wie eine Art von Polizei- oder Schutzeinrichtung benutzt. So ward abgetretenes Land gewöhnlich tabuirt, damit es um so sicherer dem Gebrauche der Eingeborenen entzogen wäre, deren keiner es nur berühren durfte, (Polack 2, 76, Dieffenb. 1, 129) ebenso Fischereien und Felder, so lange die Ernte darauf stand (Polack 1, 275) nebst den Fischern und den Bebauern (Diffenb. 2, 48), welche dann ihre Arbeit nicht eher einstellen konnten, bis sie vollendet war (Taylor 57). Der Wald war tabu so lange die Jagd oder das Einsammeln von Früchten und Beeren währte (eb. 55). Diese Gebräuche, welche hier von Neuseeland erzählt werden, gehen durch ganz Polynesien durch. Ueberall

geſchah es, wenn ankommende Fremde ihre Schiffe frei von Beſuch haben wollten, daß man ein Tabu darüber ausſprach (Mark. Kruſenſtern 1, 130 Haw. Jarves 51 und oft). Als auf einem Berg unſern Honolulus Bergkriſtalle, die man für Diamanten hielt, gefunden waren, erklärte Tamehameha den Berg für tabu, damit er dieſe Schätze allein beſitze. Und als er einſt einen Eroberungszug machte, ſo belegten die Fürſten, die ihm folgten, all ihre Grundſtücke und ihr Eigenthum mit Tabu, ſo daß die anweſenden Europäer keine Landesprodukte kaufen konnten (Broughton 34). Sollten unreife Früchte geſchützt werden, ſo belegte man ſie mit Tabu, wie es z. B. Erskine (45) auf Samoa fand; daſſelbe geſchah mit Schweinen, Hühnern, wenn ſie etwa nach großen Feſten, zur Vermeidung einer Hungersnoth, geſchont werden ſollten (Tonga Mariner 1, 129; 2, 222) und ebenſo war es auf 10 Jahr mit den von Vankouver eingeführten Hausthieren zu Hawaii geſchehen, ſo daß ſie prächtig gediehen (Vankouver 2, 175; Broughton 35). Fiſche, welche man gemeinſchaftlich gefangen hatte, waren bis zur Vertheilung ſtreng tabu (Melville 2, 153). Ja und als einſt zu Uwea ein Europäer ſich ſchlecht betragen hatte, belegte ihn der König der Inſel mit einem Tabu: wovon die Folge war, daß der Frevler ausgeſchieden von allem Verkehr und Umgang in die ſchlimmſte Lage gerieth (Hood 167). Auch Privatleute konnten ſich dadurch ihr Eigenthum — etwa einen Baum voll reifender Früchte und dergl. — auf's allerſicherſte ſchützen daß ſie ihn tabuirten (Melville 2, 179; Kruſenſtern 1, 191). Alſo iſt es der Wirkung nach allerdings ganz richtig, wenn Taylor das Tabu für einen religiöſen Gebrauch, der einen politiſchen Zweck hat, erklärt; oder Thomſon (in Beziehung auf Neuſeeland 1, 101) und Mathias G*** (von Nukuhiva 143) das Tabu als Polizei und bürgerliches Geſetz gelten laſſen. So gebrauchte man die Einrichtung vielfach, wenn dieſe auch urſprünglich einen anderen Sinn und Zweck hatte. Welches war dieſer aber? Er war ein rein religiöſer und beabſichtigte nie vollſtändige Scheidung des Göttlichen und Reinen von dem Ungöttlichen und Unreinen. Das zeigt ſich an vielen Zeichen. Zunächſt iſt alles Tabu, was den Göttern gehört, der Tempel der Marae, das Opfer u. ſ. w. und nur der Prieſter oder der Fürſt kann ein Tabu auferlegen oder aufheben (Ellis 4, 385 f.; Tah. Mörenhout 1, 529 f. Haw. Vankouver 154; Neuſeel.

Dieffenb. 2, 100f. Tonga Mar. 2, 83): Sodann brachte jede Berührung mit Leuten höheren Standes Tabu, denn dieser war selbst göttlicher Abkunft (Meinicke 28), während umgekehrt zu Nukuhiva wer ein Tabu brach, degradirt und Kikino wurde (Krusenstern 1, 192). Die Strafen, welche einen Tabubruch bestrafen, gingen entschieden vom Zorne der Götter aus. Die Tempel also durfte das Volk und namentlich die Weiber nie betreten; wer es doch that, wurde streng bestraft, meist mit dem Tod, ja sogar mit dem Feuertod, wie dies letztere in Hawaii vorkam (Ellis 4, 385; Nukuh. Melville 1, 176; Porter 2, 39; Tahiti Mörenh. 1, 532; Wilson 459; Tonga Williams narr. 321; Neuseel. vergl. Meinicke 23), denn das Unreine mußte aus der Gesellschaft der Götter ausgemerzt werden. So waren in Hawaii die rothen Ohelobeeren der Göttin Pele heilig und deshalb für die Menschen tabu: ebenso alle heißen Quellen, alle vulkanischen Plätze (Ellis 4, 220). Und weil die Maraes den Göttern heilig waren, so wurden es auch die Männer, welche sie betraten — natürlich nur die, welche sie betreten durften — und daher kam es, daß die heiligen Plätze der Götter und aus demselben Grund die Häuser der vornehmsten Häuptlinge Asyle waren für Flüchtige (Tahiti Wilson 459; Turnbull 290). Doch waren in Hawaii nur zwei heilige Plätze, welche für Asyle galten (Ellis 4, 167; 363); in Tonga nur einer, das Heiligthum von Mafanga, wo indeß selbst die erbittertsten Feinde die Waffen niederlegen mußten (Mariner 1, 88: Pigeard nouv. ann. des voy. 1845, 4, 152). Da nun Speise zu sich nehmen eine Handlung ist, welche leicht Entheiligung bringt, so durfte in Neuseeland nicht in der Nähe von heiligen Plätzen gegessen werden, aber auch nicht in der Wohnung und Kranke brachte man deshalb vor die Wohnung, damit sie nicht zu verhungern brauchten (Nicholas 187; Polack 1, 239). Auch andere seltsame Sitten erklärten sich aus dem Tabu: so galt es für Frevel auf Tahiti, zu schlafen, indem die Füße dem Marai zugekehrt waren (Bratring 146). Da nun die Götter sich um Gefangene nicht mehr kümmern, denn der Schutzgeist des eigenen Stammes hat ihn verlassen, der des siegreichen nimmt ihn nicht auf (Shortl. 294f.): so ist ein Sklave durchaus keiner Tabuverletzung mehr fähig, und sie können alles thun, was für Andere verboten ist, z. B. Speise auf dem Rücken tragen, kochen u. s. w. (eb. 63). Krankheit ferner entsteht

dadurch, daß ein Atua oder ein Geist in den Kranken weilt; und so sind auch die Kranken tabu (Taylor 55) und manches, was wie eine große Härte in ihrer Behandlung aussieht, erklärt sich daraus. So schon, daß man ihre Nähe meidet, um das Tabu nicht zu brechen, wodurch es öfters kam, daß sie verlassen Hungers starben; daß man sie vors Haus schleppte, damit man sich ihnen nahen dürfe und dergl. Natürlich war auch die Speise der Kranken sowie das Feuer, mit dem sie gekocht wurde, tabu (Brown 23), während sonst gerade Speise und Feuer, bei welchen man Speise kochen könnte, eine enttabuirende Kraft hat; daher man in der Nacht zum Schutz gegen die Geister ein Feuer anzündete, daher nächtliche Wanderer einen Brand vom Kochfeuer bei sich trugen, um die Geister zu verscheuchen, (z. B. Shortl. a 83), daher zu Samoa, wenn eine Leiche im Hause war oder auch nach dem Begräbniß ein Feuer angezündet wurde, welches die Leiche oder das Grab bescheinen mußte (Turner 232f.) wie man glaubte und aussprach zu Ehren des Todten, ursprünglich aber gewiß nur, um die Seele desselben unschädlich zu machen und fern zu halten. Noch mehr war alles tabu, was mit den Leichen irgendwie im Zusammenhang stand, zunächst der Begräbnißplatz (Nuk. Melville 2, 84; Nuk. Tah. Forster Bem. 494; Tonga Mar. 1, 227; Hawaii Vankouver 2, 146f. Cook 3. R. 3, 464; 461.), dann die Leiche selbst (Samoa Turner 228), deren Anblick schon die Neuseeländer tabuirte (Polack 1, 108). Nach dem Rang der Leiche war das Tabu stärker (länger dauernd) oder schwächer (Tonga Mar. 1, 150.) Deshalb besorgten in Neuseeland (und ähnlich war es in Tonga Mar. 1,415 und in Samoa Turner 231) alte Weiber die Leichen, damit nur sie und Niemand sonst vom Tabu derselben, das auf Neuseeland nie von selbst aufhören konnte wie doch manches andere Tabu, betroffen würden (Brown 11). Auch die neugebornen Kinder gehörten dem Gott an und waren daher streng tabu und ebenso die Wöchnerinnen und es bedurfte überall bestimmter Feierlichkeiten und Gebräuche, um dies Tabu aufzuheben (Neuseel. Shortl. a 122; Tahiti Mörenh. 1, 536f. Wilson 469, Tonga Wilson 396; Mar. 2, 273; Samoa Turner 174f. 178). Noch strenger Tabu freilich waren die Embryonen, welche im Menstrualblut enthalten waren, wie man annahm; und da die Maoriweiber die mit diesem Blut befleckten Lappen häufig in das Flechtwerk der Wände

ſtrecken, ſo wagte es Niemand in Neuſeeland ſich an eine Wand zu lehnen, damit er nicht dies Tabu bräche (Shortl. a 95; 276; 92). Wenn wir oben Recht hatten, in der Tattuirung das aufgeprägte Zeichen des Schutzgeiſtes zu ſehen, ſo würde auch mit der Tattuirung ein Tabu verbunden ſein müſſen — und das iſt es denn auch. Während der Operation und kurz nachher war jeder tabu und mußte, da er in dieſem Zuſtande kein Eſſen berühren durfte, gefüttert werden. (Neuſeel. Rutherford bei Reyband 68; Nuk. Melville 2, 181); und da das Tabu anſteckende Kraft hatte, auch meiſtens mehrere Jünglinge gemeinſchaftlich der Tattuirung unterzogen wurden, ſo war das ganze Dorf derſelben zugleich mit tabu (Taylor 152). Natürlich war denn auch überall das Thier, in welchem dem Einzelnen ſein Schutzgott erſchienen war, für dieſen tabu und durfte nicht von ihm gegeſſen werden (Samoa Williams 436 f. Turner 238; Hawaii Remy 163; Tahiti Mörenh. 1, 451; Tukopia Gaimard b. D'Urville b 5, 305-7). In Tonga waren die Schildkröten, welche von einer Göttin ſtammten und manche Fiſche tabu (Mar. 2, 233) und ebenſo die Schildkröten zu Tahiti (Ellis 2, 93) wobei dann gleich bemerkt werden mag, daß auch das Zeichen, wodurch ein Gegenſtand als tabuirt bezeichnet wurde, häufig ein Geflecht in Hai- oder Eidechſengeſtalt war (Mariner eb. D'Urville a 4, 304); daß ferner denjenigen, welcher ein Tabu gebrochen hatte, die Haie fraßen, worauf man, wie wir ſchon oben ſahen, eine Art von Gottesgericht gebaut hatte (eb. 305). Nun war der Hai ſehr häufig aber die Inkarnation des Tiki: und ſo hätten wir auch hier den Glauben, daß dieſe Inkarnationen tabu ſeien, das Tabu behüteten. So wie nun der einzelne dieſe Thiere nicht eſſen durfte, ſo war es gleichfalls eine Folge des Tabu, wenn den Weibern die beſten Nahrungsmittel verboten waren. Die Weiber ſtanden in keinem ſo nahen Verhältniß zu den Göttern als die Männer und deshalb durften ſie das heiligſte Gericht, Menſchenfleiſch, nie koſten, aber auch vom übrigen Fleiſch nur wenig, nur unter beſtimmten Ausnahmen (vergl. oben 121; Hawaii Ellis 4, 386; Cook 3. R. 3, 422; 437; Tahiti Mörenh. 2, 94; Tyerm. und Bennet 1, 267; Nukuhiva Mathias G*** 72) daher aßen auch die Weiber auf Hawaii und Tahiti nicht mit den Männern; und wenn in Neuſeeland Nukuhiva, Tonga, Samoa auch einer freieren Sitte zu Folge

beide Geſchlechter gemeinſchaftlich aßen, ſo war es früher, wie Meinicke 23 ſehr richtig aus einzelnen Spuren ſchließt, auch hier nicht anders. Waren doch die Weiber in Tonga von allen Heiligthümern auf's ſtrengſte geſchieden (Williams 321), galten ſie doch auch in Neuſeeland für noa d. h. zum allgemeinen Gebrauch beſtimmt, unheilig, nicht tabu, ohne Beziehung zu den Göttern; aßen ſie doch bei den More-ore, ſicher einer alten Abzweigung der Maori, getrennt von den Männern (Travers bei Peterm. 1866, 63). Daß nun die Kähne, welche den Göttern gehörten, tabu waren, verſteht ſich (Ellis 4, 387); auf den Markeſas aber waren die Kähne überhaupt tabu und deshalb nie von Weibern zu betreten; weshalb dieſe ſtets ſchwimmend die Europäer beſuchten (Melville 2, 5; Meinicke 25); ja ſelbſt der Binnenſee, auf welchen Melville ein Boot ſetzte, ward dadurch tabuirt (Melv. 2, 5).

Man ſieht alſo, alle Dinge waren entweder tabu, geheiligt, mit den Göttern in Beziehung, oder noa, dem allgemeinen Gebrauch erlaubt. Woher kommt es, daß die Weiber alle noa waren, wenigſtens alle unverheiratheten (Taylor 59)? In Samoa, Tonga, Neuſeeland ſtanden die Frauen der Vornehmen den Männern gleich (z. B. Grey a).; in Tahiti aber nur die der allerhöchſten Fürſten, welche ſogar von jener ſtrengen Abſonderung im Eſſen frei waren (Vankouver 1, 105; Turnbull 264). Dieſe geringere Heiligkeit der Weiber kommt wohl daher, weil ſie die ſchwächeren waren; wären nun auch ſie tabu geweſen, ſo war niemand da, welcher die geheiligteren Männer bediente. So waren z. B. auf Rapa alle Männer tabu und durften nur von den Weibern gefüttert eſſen — und das noch 1839 (Mörenh. 1, 138)! Dann aber konnten die Männer der Weiber nicht entbehren, einer tabuirten Frau aber hätte man ſich nicht nahen, geſchweige ſich mit ihr begatten dürfen. Mußten ſich doch Männer, welche ein beſonderes Tabu auf ſich nahmen, der Weiber ſtreng enthalten (Vankouver 2, 154; Taylor 78 f. Dieffenb. 2, 85) und waren doch umgekehrt ſchwangere oder menſtruirende Frauen ſtreng tabu (Nuk. Melville 2, 181; Tah. Wilſon 461; Neuſ. Shortl. a 276). Ebenſo hieß wahine (Weib) tabu jedes Mädchen, welches von ſeinen Eltern ſchon früh einem Knaben verlobt und deswegen beſonders ſorgfältig bewacht wurde, ſo wie jede verheirathete Frau (Dieffenbach 2, 36. Wakefield 1, 257). Tabu

war auch, wer ein besonders wichtiges Geschäft hatte, sowohl in Friedens- wie auch in Kriegszeiten; er durfte nicht rauchen, nur Lebensmittel, die in seiner Heimath gewachsen waren verzehren und mußte sich der Weiber enthalten (Dieffenb. 2, 85-6 Neuseel.). Auf den Markesas waren ähnlich gestellte oder besonders beliebte Personen auch des feindlichen Stammes selbst während des Krieges gleichfalls tabu (Melville 2, 20; oben S. 153).

So wie nun alles, was in besonderer Nähe, in größerer Verwandtschaft, in engerem Schutz der Götter stand, tabu war, so waren es denn natürlich auch die Vornehmen, der Adel in Beziehung auf das Volk und zwar umsomehr, je vornehmer einer war. So waren zunächst die Häuptlinge und die Leute aus dem Volke persönlich streng geschieden. Alles was ein Häuptling berührte wurde tabu für minder Vornehme. Daher kam es, daß zu Tahiti früher die Vornehmsten gefüttert wurden, damit sie durch Berührung der Speisen dieselben nicht dem ganzen übrigen Volk entzogen, (Mörenhout 1, 138) daß sie außer auf ihrem eigenem Grundstück nicht gehen durften und deshalb stets getragen wurden, damit das Land nicht durch ihre Berührung dem gemeinen Brauche ganz entzogen würde (Ellis 3, 102 f. Wilson 436); daß sie in kein Haus gehen durften, als in ihr eigenes, denn sonst hätte es Niemand mehr betreten dürfen (Tah. Ellis 3, 102 Tonga Cook R. 2, 131); daß Niemand sie berühren, Niemand aus dem Gefäß, das sie benutzt hatten, essen oder trinken durfte (Ellis 3, 102; Vankouver 1, 81). Selbst ihr Eigenthum durfte man auf Neuseeland nicht berühren, (Taylor 56) ohne sich des Todes schuldig zu machen (Taylor 89) und floß eines Fürsten Blut zufällig in einen Kahn oder auf irgend einen Gegenstand (Haus, Feld u. s. w.), so ging dieser letztere in des Fürsten Besitz über (eb. 59 f.) Ein Beispiel hierzu gibt Dieffenbach 2, 85, f. Ruheplätze, wo große Fürsten einmal auf Reisen oder sonst geruht hatten, wurden tabu (Taylor 62). Natürlich waren die Fürsten selbst dadurch sehr beschränkt, denn konnten sie nichts gebrauchen, ja nichts berühren, ohne es tabu zu machen, so wurden sie dadurch nicht nur in ihrem Thun vielfach behindert, sondern ihr Leben auch vielfach gefährdet. Geschieht nämlich ein Tabubruch in der Umgebung eines Fürsten oder durch ihn und sein Thun veranlaßt, und er straft ihn nicht, so begeht er dadurch selbst einen Tabubruch, den die

Götter an ihm rächen und zwar um so schwerer, je vornehmer er ist, (Shortl. a 85). Dieser Einfluß des Ranges auf das Tabu zeigt sich auch sonst. Ein Mächtigerer konnte jedes Tabu, das ein minder Vornehmer entweder absichtlich aufgelegt oder durch seine bloße Anwesenheit hervorgerufen hatte, brechen; er konnte, was einem minder Vornehmen gehörte, sich ruhig aneignen, ohne Strafe der Götter zu fürchten, indem er es entweder berührte oder durch Benennung nach irgend einem Theile seines Körpers tabu und dadurch zu seinem Eigenthum machte (Taylor 59 f.). Hier liegt auch der Grund, weshalb die polynesischen Fürsten sich so schwer beleidigt fühlten, wenn man in der besten Absicht sie zu ehren ihre Namen auf Schiffe und dergl. übertrug; er war zu heilig dazu, und hätten sie es zugelassen, sie hätten sich eines schweren Tabubruches schuldig gemacht. Oder sie glaubten nach Uebertragung des Namens auch das volle Eigenthumsrecht über den Gegenstand zu haben: auch dieser Anspruch kam vor (Ellis 1, 155). Es ist ferner begreiflich, daß die Fürsten, denen das Tabu eine so ungemein große Machtfülle gab, gegen das Christenthum, welches die Tabubestimmungen aufhob, schon aus diesem Grunde feindlich gesinnt waren (Taylor 62); daß ferner ältere Personen noch jetzt — nach Shortlands Bericht (a 91) — an dem Tabu festhalten, denn so tiefgewurzelte Bestimmungen wurden nicht mit einem Male ausgerottet. Der König hatte natürlich so wie überall, so auch im Tabu den höchsten Rang. Deshalb betrat er, wenn ein neuer Tempel geweiht werden sollte, denselben zuerst, was man später auch auf christliche Kapellen übertragen hat (Tyermann und Bennet 1, 539, Tahiti). Da nun die Fürsten so heilig waren, so wurde auch ihr Name tabu und die Worte, welche ihn bildeten, durften in der gewöhnlichen Sprache nicht angewendet werden (Dieffenb. 2, 326, Taylor 94; Ellis 3 101; Vankouver 104; Meinicke 25). Doch auch sonst wohl konnten Worte aus irgend welchem Grunde tabu werden, wie dann z. B. Dieffenbach am See Rotorua für das Wort wai Wasser, welches tabu war, noni, für kai essen tami im Gebrauch stand; und so hieß auch der Ort wai-keriri damals noni-keriri (1, 396). Wohl mag sich dadurch, wie Dieffenbach meint (2, 326), manche dialektische Eigenthümlichkeit gebildet haben Daß hawaiischen Fürsten eine Sprache für sich hatten und daß man in

 Polynesien mit Vornehmeren eine andere Sprache redete, beruht

zum Theil auf demſelben Grunde. (Bd. V. 2, 227; oben). Beſonders heilig war das Haupt und das Haar, letzteres weil es auf dem Kopfe wächſt und dieſer nach Meinicke 26 f. weil er der Sitz des Denkens iſt. Daher erklärt auch Meinicke die ganz beſondere Gier, die man überall in Polyneſien nach Feindesköpfen hatte, deren Schädel man ſehr ſorgſam aufhob — wobei man an das in Malaiſien ſo ſehr verbreitete Koppenſchnellen denken mag. Auch die Schädel der Angehörigen wurden deshalb beſonders feierlich aufgehoben, ja wohl gar göttlich verehrt. Aber auch das Haupt der Lebenden wurde beſonders hoch gehalten. (Dieffenb. 2, 100 f.). Wurde einem Häuptling das Haar geſchnitten, ſo geſchah das unter beſtimmten Feſtlichkeiten und nachher wurde das Haar geſammelt und entweder feierlich auf dem Begräbnißplatz begraben oder wie die Schädel Verſtorbener aufgehängt (eb. 2, 56; 100 f. Shortl. a 91). Da nun aber nichts für einen irgendwie Tabuirten gefährlicher war, als Speiſe auch nur zu berühren, geſchweige zu eſſen; ſo durfte kein Maori mit den Händen eſſen, wenn er ſich kurz vorher die Haare geſchnitten oder auch nur gekämmt hatte (Savage 23) und eben deshalb wird als die höchſte und ſündhafteſte Beleidigung, welche die Geiſter mit ſchweren Strafen rächen müſſen, bei Shortland a 76 angegeben, daß Einer des Andern Kamm geſtohlen und in's Kochhaus getragen habe. Als ärgſter Fluch und größte Beſchimpfung gilt es, den Kopf Jemandes zerbrochen oder gefreſſen zu wünſchen (eb. 30). Kaum geringer aber iſt die Beleidigung, wenn man irgend etwas zum Eſſen gehöriges mit dem Kopfe eines Menſchen in Berührung bringt; daher einſt ein ganzer Stamm für den Scherz eines Weißen, der einen kleinen Meſſingkeſſel auf den Kopf eines Häuptlings geſtellt hatte, empfindliche Rache nahm (Wilkes 2,197). und als einſt ein Miſſionär einem Maori ein Stück Knochen mit einer Scheere aus dem Halſe zog, wo es beim Eſſen ſtecken geblieben war, verlangte dieſer, ſobald er nur wieder ſprechen konnte, die Scheere für ſich als Sühne des gebrochenen Tabu (Taylor 317): Daher fielen denn vor allen Dingen die Worte, welche den Namen eines Häuptlings bildeten, aus der Sprache aus, wenn ſie irgendwie Speiſen oder dergl. bezeichneten. Denn wenn man etwas, was ſich auf eine Speiſe auch nur bezieht und wäre es ganz unabſichtlich, von einem Andern ausſagt, ſo iſt ſchon dies ein ſo ſchwerer Fluch, daß er nur mit dem Tode gebüßt werden kann (Taylor 94-5). Auf

dieſer Vorſtellung beruht es auch, daß häufig die Vornehmen ſo tranken, daß ſie die Flüſſigkeit nicht mit den Lippen berührten, ſondern ſie ſich in die Hände, welche ſie vor den Mund hielten, einſchütten ließen. (Shortl. a, 88). Selbſt die Aſche, woran ein Vornehmer ſeine Pfeife angezündet — welche letztere ſeinen Mund, alſo den Kopf berührt, ſelbſt dieſe Aſche war tabu und natürlich aller Kopfſchmuck und namentlich die Kämme (eb.). Ein vornehmes Kind war einſt ſo voll Läuſe, daß es jeden, der es ſah, erbarmte: ſeine Mutter durfte ihm aber das Haar nicht ſchneiden, denn ſein Kopf war heilig, ſie ſchickte es deshalb zu ſeinem Vater. Allein auch dieſer durfte es nicht, da der Großvater des Kindes noch lebte und dieſer erſt ſchor und reinigte das arme Weſen, das nur wegen ſeines hohen Ranges ſo ſchmutzig war, aus Mitleiden, obwohl er ſelbſt dadurch tabu wurde und nun gefüttert werden mußte (eb. 88 f.). Auf dem Kopfe oder Rücken durfte kein Vornehmer etwas tragen, namentlich aber keine Speiſe und daher kam es vielfach und nicht bloß aus Roheit, daß Frauen oft ſchwerer belaſtet wurden, als die Männer, da die Frauen noa waren (Taylor 56; Shortland a 85; 30, 294; Tahiti Mörenh. 2,92 f.) — Derſelbe Glaube herrſchte überall. Auf Tahiti durfte Niemand etwas auf dem Kopfe tragen und eine Berührung deſſelben galt als Beleidigung; abgeſchnittenes Haar ward im Marae vergraben (Wilſon 462), öfters auch, wenn dem König bei ſeiner Krönung das Auge des Menſchenopfers dargereicht wurde, eingewickelt mit dargeboten (Cook 3. R. 2, 185). Je heiliger eine Perſon iſt, um ſo heiliger iſt ſein Kopf: berührt den Körper eines neugebornen Kindes irgend etwas, ſo wird dies dem Kinde heilig; berührt es aber den Kopf, ſo wird es an einem geweihten Ort, der für das Kind umzäunt iſt, niedergelegt, wenn es ein Baum iſt, ſo wird er gefällt und verletzt derſelbe im Fallen die Rinde eines anderen, ſo muß auch dieſer gefällt werden (Wilſon 462 Anm.) Ebenſo mußte, wer höher als der König — alſo über ſeinem Haupte — ſtand oder gar mit der Hand über ſeinem Haupte herfuhr, ſterben (Ellis 3, 102) und der katholiſche Miſſionär Laval erzählt (in den ann. de la propag. d. l. foi 1838, II 24-5; daher bei Michelis 76) daß die Greiſe auf Mangareva, welche noch Heiden waren, auf der Stelle flohen, ſobald man ihr Haupt berühren wollte; ein Prieſter, dem ein Franzoſe aus Freundlichkeit die Hand auf's Haupt legte, ver-

lor die Sprache, die Augen drehten sich auf eine schreckliche Weise, sein Herz „schlug laut auf.“ Schon irgend etwas mit einem Menschenhaupte zu vergleichen, war ein Frevel (Wegener 82). Nicht anders war es auf den Markesas (Math. 9 ***48) und Hawaii (Ellis 4, 387); über den Kopf eines Andern herzureichen, oder die Pflanzenfasern, aus welchen man die Kopfbedeckungen machte, zu zerpflücken war streng tabu auf Nukuhiva (Melville 2, 178), und auf Hawaii stand gleichfalls Tod darauf, sich über den König zu stellen oder die Hand auf sein Haupt zu legen, (Jarves 35). Dieselben Gesetze galten in Tonga: Paulaho, der König, trug Bedenken, in die Schiffskajüte hinabzusteigen, damit nicht Jemand über seinen Kopf hinweggehe (Cook 3. R. 1, 300). Aus dieser Heiligkeit des Kopfes und des Haares erklärt sich auch vielleicht noch eine Sitte der Tahitier etwas anders, als wir sie bisher erklärt haben: nämlich das Ausraufen des Körperhaares, welches man auf so vielen Inseln findet: Das Haar war zu heilig, als daß es irgend wo anders wachsen durfte als auf dem Kopfe. Und war das Haar wie der Kopf tabu, so mußte es allerdings im Gebrauch des Körpers sehr hinderlich sein, namentlich z. B. den Frauen gegenüber, welche ja noa waren.

Vieles andere, welches wegen ihrer größeren Heiligkeit den Fürsten zukam, haben wir schon oben besprochen (S. 192), wozu sich noch manches hinzufügen ließe: daß man ihnen aus dem Weg gehen mußte (z. B. auf der tonganischen Rattenjagd), daß man ihre Badeplätze, ihre Lieblingsquellen vermeiden mußte, daß man selbst vor ihren Häusern und todten Besitzthümern sich niederwerfen mußte (Mar. 1, 279 f.; Ellis 4, 387; Jarves 35; 52). Die oben erwähnte Entblößung des Oberleibes vor besonders heiligen Personen oder Gegenständen war übrigens auch in Tonga üblich (Cook 3. R. 2, 41). Wir müssen hier nun noch zunächst von dem Verhältniß der Speisen zum Tabu reden. Tabuirte durften die Speisen nicht anrühren und mußten sich füttern lassen oder nur solcherlei essen, was im Marae gleichfalls tabuirt war (Vankouv. 2, 154); vielfach aßen Weiber und Kinder ganz abgeschieden und in Tonga durfte man weder selbst in Gegenwart des Königs anders als mit abgewendetem Gesicht essen (Mar. 2, 235) noch dem essenden König zusehen, welchem daher das Volk den Rücken zukehrte (Cook 3. R. 2, 55).

Auch daß die beſſere Speiſe den Göttern heilig und alſo nur den Männern erlaubt iſt, daß ganz beſondere Formen der Nahrungsmittel, wie ſchwarze oder rothe Schweine (Ruk. Melville 2, 181; Math. G*** 143) tabu waren, das begreift ſich. Aber warum durfte man nirgends in einem Wohnhauſe eſſen (Dieffenb. 2, 44; Taylor 59, 56; Ellis 1, 129; Remy 165)? denn wenn Brown 14 ſagt, weil ein Häuptling in demſelben geweſen ſein könnte, ſo genügt der Grund nicht, warum mußte die Küche überall vom Hauſe getrennt ſein? Warum durfte man nicht mit einem anderen aus einem Geſchirr eſſen, ja nicht einmal die Speiſen für zwei in demſelben Geſchirr bereiten und auftragen? Warum durfte ein Nichttabuirter keine Speiſe eines Tabuirten und umgekehrt kein Tabuirter Speiſe die noa war, berühren ohne in Gefahr zu ſein, zu ſchwellen und zu ſterben (Marin. 1, 150)? Warum durfte man zu Samoa nicht im Hauſe wo ein Todter ſtand, eſſen, ohne Strafe der Götter, die meiſt in Zahn- und Haarloſigkeit beſtand, alſo das Haupt traf, zu befürchten (Turner 228)? Und ſo könnte man noch lange weiter fragen: dieſe aber und ähnliche Fragen beantworten wir mit Folgendem. Zunächſt ſcheinen in urſprünglicher Zeit alle Häuſer und der Hausbau überall tabu geweſen zu ſein, gewiß nicht bloß (Meinicke 27), weil er wie der Schiffbau in den Händen der Fürſten war. In Neuſeeland konnte nur ein Freier, d. h. alſo einer der von Adel war, ein Haus beſitzen (Mein. 25); Reſte eines Hauſes, eines Kahnes oder eines Zaunes ſind tabu und ſolches Holzwerk darf daher nicht zum Kochen gebraucht werden (Dieffenb. 2, 43; 2, 100 f.), alſo auch hier iſt jede Beziehung des Tabugegenſtandes zum Eſſen ſorgſam vermieden. Nun wurden für einen Tabuirten die nöthigen Speiſen in einem kleinen Hausmodell, welches auf vier Ständern im Hofraum ſtand, aufgehoben (Shortl. a 86): alſo auch hier das Tabuirte in dem was tabu war, die Speiſe in dem Haus. Und überall herrſchte die gleiche Sitte. Warum nun alſo verſcheucht das Tabu ſo alle Speiſe? Da müſſen wir noch weiter zurückfragen, um hier klar zu ſehen: was iſt denn eigentlich das Tabu überhaupt? Wir finden es auch in Malaiſien. Auf den Molukken (van Schmidt in Tydſchr. V, 1843, 2), gab es Zaubermittel, um Diebe abzuſchrecken, da ſie in Folge derſelben krank wurden oder ſonſt ins Unglück geriethen. Krankheit aber verurſachte eben entweder der Tiki oder der Geiſt eines

Verstorbenen und ähnlich waren gewiß die Zaubermittel von gleicher Wirkung auf Dschilolo (Tydschr. 1856, II, 218), auf Aru, wo man einen Pfeil als Zauber aufhing (Brumund in Tydschr. VII, 1845, 2, 283), auf Amboina (Valentyn 3, 11). Ganz dasselbe, was in Polynesien unter Tabu verstanden wird, bezeichnet auf Timor und den Nachbarinseln das Wort pamali (Beth 2, 315). Es ist das stehende Beiwort der Tempel auf Timor, der zugleich die Schätze des Königs sowie die erbeuteten Feindesköpfe bewahrt, und wo die Kinder der Rajahs ihren Namen erhalten (Freyc. 1, 638). Bei dem fast zwei Monate langen Feste, welches auf ein günstig ausgefallenes Koppenschnellen folgt, ist der, welcher die Köpfe erbeutet hat, pamali: er darf weder mit seiner Frau verkehren noch mit eigener Hand essen; vielmehr müssen ihm die Speisen von Frauen in den Mund gesteckt werden (Sal. Müller b 269), also ganz wie in Polynesien. Nach Sal. Müller (b 249) ist pamali ursprünglich ein javanisches Wort, bedeutet Verbot und war früher auch in Java für die gleiche Sitte gebräuchlich, so wie ebenfalls in Sumatra (Hollander 610). Ganz ebenso galt es unter den Ot Danom (Schwaner 2, 148), den Hügeldajaken um Pontianak, Sambas und Sadang (Low 248) und sonst auf Borneo (Proceed. R. G. S. II, 348). Den Hügeldajaken war ein Sterbehaus für 12 Tage pamali, indem Niemand in dasselbe eintreten, nichts aus demselben geholt werden durfte; bei ansteckenden Krankheiten tritt eine Pamali von 8 Tagen ein, während dessen jede Thätigkeit, selbst Opfer aufhören; auch die Angehörigen eines Kranken übernehmen bisweilen ein solches Pamali, um ihn zu retten (Low 260) Wöchnerinnen waren hier, auf Celebes und sonst gleichfalls pamali (Wallace 1, 309). Auf den Pagehinseln sind bestimmte Handlungen z. B. das Dorf zu verlassen, gewisse Speisen zu essen, Handel zu treiben, einen Fremden ins Dorf zu führen und dergl. für die Arbeiter, welche an einem Hause bauen, für die Frauen nach dem Wochenbette, für die Verwandten eines Gestorbenen verboten (Hollander 531). Aehnlich fanden wir, woran hier noch erinnert werde, die Einrichtungen im nordwestlichen Polynesien sowie in Mikronesien.

Also auch hier knüpft sich das Tabu oder Pamali an den Hausbau, an Krankheiten, Tod, Geburt, an Tempel und Krieg sowie an die Nahrungsmittel an, ganz wie in Polynesien. Alle diese Dinge aber standen unter ganz besonderer Aufsicht der Götter und namentlich

der Schutzgötter. In Polyneſien nun war es ein ganz gewöhnliches Mittel, daß man das Tabu durch aufgerichtete Tikibilder, d. h. Bilder der Schutzgötter bezeichnete (Neuſeel. Michelis 89; Tah. Ellis 3, 106) oder wie in Tonga und Samoa durch Geflechte und Tapaſtücke in Geſtalt einer Eidechſe oder eines Haies (Mariner 2, 274; d'Urville a 4, 304; Turner 294-5) — was ganz dasſelbe iſt, denn Eidechſe und Hai waren nur Bilder der Schutzgeiſter. Brach aber einer das Tapu, ſo fraß ihn der Fiſch auf: d. h. ſo fiel er in die Gewalt des Gottes, welchen der Fiſch darſtellte. Auch das Wort läßt ſich erklären; ta heißt neuſeel. ſehr, pu bezeichnen tapu alſo bedeutet „ſtreng bezeichnet, verboten" (Shortl. a 81) — und wenn wir nach allem Vorſtehenden zur Deutung dieſer Sitte gehen ſollen, ſo war die ihr zu Grunde liegende Anſchauung wohl folgende: Alles, was den Göttern geheiligt iſt, angehört, ſteht über menſchlichem Gebrauch: wer es von den Menſchen berührt, muß ſterben.

Alſo ſind Tempel, Idole, die vornehmen Menſchen und alles was mit ihnen in Berührung kommt, tabu. Das Tabu hing aber ganz vorzugsweiſe mit den Schutzgöttern zuſammen und iſt von dieſen wohl ausgegangen. Denn ſollte der Schutzgott wirklich ſein, was er um den einzelnen zu beſchützen ſein mußte, ſo war es nöthig, daß, wo er auftrat, ſofort jede Gefahr aufhörte. Da nun bloß die vornehmen Geſchlechter eine Beziehung zu den Göttern hatten, ſo konnten auch ſie nur einen Schutzgott haben: und ſo iſt es auch der Schutzgeiſt, welcher im Tabu der Vornehmen wirkſam iſt. Von den Schutzgeiſtern übertrug ſich erſt dieſer Gebrauch auf die übrigen Götter. So ſehen wir alſo im Tabu ein Zugehören zum Schutzgeiſt, ein Getrenntſein von allen menſchlichen Einflüſſen: war nun aber Krieg, ſo lag es nahe, ſich dem Schutzgeiſt beſonders zu empfehlen, den man ja mit in den Krieg nahm — man war alſo tabu. Der Hausbau ſtand unter beſonderem Schutz des Familiensgottes, dem des Haus heilig war: alſo tabuirte er die Betheiligten. Daher mußten neugebaute Häuſer durch den Prieſter erſt exorciſirt, d. h. dem Gotte entzogen und den Menſchen bewohnbar gemacht, enttabuirt werden (Nuk. Langsdorff 1, 110; Hawaii Jarves 68). War nun aber das Tabuiren nichts anderes, als ein beſonders enger und ſtrenger Schutz des perſönlichen Schutzgeiſtes, den man herbeirief, ſo erklärt ſich hieraus — aber auch nur hieraus, denn wie hätte man die übrigen Götter mit ſo perſönlichen

Dingen behelligen können — die Möglichkeit, daß jeder was er wollte von ſeinem Eigenthum tabuiren konnte, hieraus auch die Leichtigkeit, mit welcher das Tabu ſich mittheilte, da der Schutzgeiſt überall zugegen iſt und vielleicht auch die beſondere Heiligkeit des Kopfes und des Haares, in welchem man den Schutzgeiſt wohnend dachte. Nur aus dieſer Annahme erklärt ſich ferner der ſeltſame Gebrauch, das Tabu durch Tikibilder, ſei es in Menſchen- oder Fiſchgeſtalt, zu bezeichnen; und nur durch ſie der höchſt merkwürdige Glaube, der ſich (Labillard. 1, 307 und 321) auf Amboina fand, daß der Geiſt des verſtorbenen Eigenthümers noch nach dem Tode ſeine Felder bewache: zum Zeichen ſtellte man die Nachbildung einer Grabhütte in die Felder, welche dadurch wirklich geſichert waren. Denn die Seelen der Abgeſchiedenen und die Schutzgötter berühren ſich, namentlich in ſpäteren Zeiten, ſo vielfach. Glaubte man doch auch in Polyneſien, daß durch die Tabuirung eines Gegenſtandes ein Atua auf denſelben herabführe (Kruſenſt. 1, 191. Langsdorff 1, 116) Auch das muß hier noch einmal erwähnt werden, daß zwei feindliche Stämme, deren Fürſten untereinander verſchwägert waren, einen Frieden ſchließen mußten, wenn ein Mitglied des Fürſtenhauſes des einen Stammes, während ſeines Verweilens im fremden Stamme ſtarb; es trat alſo ein Tabu ein, welches von dem Geiſt des Abgeſchiedenen ausging (oben 153). Auch daß das Tabu ſtets mit Sonnenuntergang anfing (Chamiſſo 150) iſt wichtig: die Nacht iſt das Sinnbild des ewigen Po, in welchem die Götter wohnen.

Jetzt nun können wir unſere obige Frage aufnehmen. Warum verſcheucht das Tabu ſo ſehr alles Eſſen? Man gebrauchte Speiſen als ein hauptſächliches Zaubermittel, indem man annahm, daß der feindſelige Geiſt in den Speiſen einführe in den, welchen er ſchaden ſollte (Shortl. a 82; 95). Die Speiſe eines jeden einzelnen ſtand nun unter ganz beſonderem Schutz des Schutzgottes; ſei es weil ſie durch den Kopf in den Leib gelangt, ſei es, weil ſie das Erhaltungsmittel des Einzelnen iſt oder daß man in dem Hineingehen und Verſchwinden der Speiſe das ſchärfſte Bild für das Eindringen des Schutzgeiſtes ſah, wie ja auch die Seele als Speiſe in den Bauch des Gottes gelangt. Die Speiſe alſo ſtand in beſonderer Beziehung zum Schutzgott: folglich durften wo das Tabu ſich ſtreng erhalten hatte, Leute, welche nicht von gleicher Heiligkeit waren, Weiber, geringere Stände nicht

mit Vornehmeren essen; denn sie hätten sonst den Schutzgeist des Vornehmeren, der ja gerade so besonders in der Speise weilte, verletzt und seine Rache auf sich gezogen. Hätte man nun aber gar die Speise eines anderen genossen; so wäre ja der Schutzgeist desselben gezwungen gewesen, in den Leib des Essenden zu fahren und konnte dort natürlich nur feindselig wirken. Daher erklärt sich die wunderbare Sitte, daß Gäste die Reste des Vorgesetzten, welche sie nicht mehr essen konnten, mitnahmen, nicht aus Gier, denn sie warfen das Mitgenommene oft heimlich fort, sondern damit durch solche zurückgelegte Speise kein Tabubruch oder böser Zauber entstehen könne (Shortl. a 97) und deshalb müssen Vornehme ganz besonders vorsichtig sein: denn je vornehmer einer ist, je stärker ist das von ihm ausgehende Tabu: daher sie auch stets die Speisen mitnehmen (eb. 86). Bemerkenswerth ist aber, daß Kava durch keinerlei Berührung tabu wurde (Mariner 2, 235). — Haben wir so das Wesen des Tabu richtig erklärt, so fällt damit von selbst die Behauptung Marsdens (bei d'Urville a, 2, 528), das Tabu habe nur den Zweck, den Zorn der Gottheit zu besänftigen und sie günstig zu stimmen, wonach es also eine Art von Gelübde oder Selbstbeschränkung wäre zum Dank für oder als Bitte an die Götter.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, manches Einzelne, namentlich aber die Legung und Aufhebung des Tabu zu besprechen. — Tabufarbe war weiß auf Hawaii (Ellis 4, 167; 389; Cook, 3. R. 3, 400), auf Nukuhiva (Porter 2, 116), daher man Weiß bei Begräbnissen und Festlichkeiten trug (Vincend Dum. Marq. 264); doch konnte man hier auch andere Farben für tabu erklären und damit alle so gefärbten Dinge tabuiren; (Mathias G*** 52); weiß war die Tabufarbe auf Tahiti (Wilson 437. Anm.), Tonga (Mariner 2, 234), auf Samoa (Turner 296; Williams 450 roth auf Neuseeland auf (Taylor 94), daher in früheren Zeiten tabuirte Personen hier in Hütten mit rothgemalten Pfosten wohnten, damit man sie schon daraus erkennen könne (Shortl. a 92). Roth ist die heilige Farbe der Idole, der Todtengeräthe, der Kriegsfahne, der Häuptlingswohnungen, der Denkzeichen auf den Gräbern. Die Häuptlinge färbten sich selber fast ganz roth (Taylor 95). — Das Tabu legte der Priester oder der hohe Adel auf und nur wer es auflegen konnte, konnte auch davon befreien. Auf Hawaii legte es

nur der Prieſter auf (Ellis 4, 388) und ſelbſt der König war hier an ein vom hohen Prieſter ausgeſprochenes Tabu gebunden (Arago 2, 179), ſowie der Prieſter die Erlaubniß geben mußte, als auch Vankouver mit tabuirt werden wollte (Vankouv. 2, 154). Doch hatte der König hier wenigſtens in einzelnen Gegenden das Recht, die Dauer eines Tabu zu verkürzen (eb. 151), wie ſie auch beſondere Beamte mit der Aufſicht über die Haltung des Tabu beauftragten (Ellis 4, 387). Auch auf den Markeſas war es der Prieſter der es auferlegte und wieder aufhob (Melville 2, 7; Kruſenſtern 1, 191), während auf Tahiti zwar auch die Prieſter das Tabu ausſprachen, allein faſt nur auf Verlangen der Häuptlinge ſelber (Mörenh. 1, 529 f.) welche aber auch ſchon für ſich allein es geben und aufheben konnten (Wilſon 437, Anm.). Auch in Neuſeeland gaben und löſten die Prieſter das Tabu (Taylor 78, Dieffenb. 2, 100), doch ſie nicht allein: vielmehr konnte jeder Mächtigere das Tabu eines minder Mächtigen brechen (eb. 59). In Tonga dagegen legten die Vornehmen das Tabu auf und löſten es auch wieder (Mariner 1, 129; 2, 88), wie es auch auf Uwea der König auflegte (Hood 167). Allgemeine Tabus wurden durch Heroldsruf bekannt gemacht (Ellis 4, 388) oder durch beſtimmte Zeichen an den tabuirten Gegenſtänden. Die Tikibilder haben wir ſchon erwähnt: außerdem wendete man Büſchel von Bambuslaub, aufgeſteckte Stangen an, man band ein Kokosblatt an einen tabuirten Kokosſtamm (Ellis 4, 389, Hawaii) man wandte weiße Stäbe an, bekränzte den Stamm eines tabuirten Baumes (Porter 2, 116. Melville 2, 179 f. Markeſas), man ſchälte ein Stück Rinde los (Dieffenb. 1, 81, Neuſeel.), man band ein Querholz an einen Baum (Turner 295, Samoa) u. ſ. w. kurz man wandte eine Menge Zeichen an: welche wohl nur als Marke dienten. Größere Tabus, welche öffentlicher Art waren, wurden meiſt Abends eröffnet, bei Sonnenuntergang (Ellis 4, 389; Vankouver 2, 155); das aber war die Zeit, wo die Macht der Geiſter erſt recht anging. Solche allgemeine Tabuzeiten, welche ſich natürlich ſehr ſcharf von dem ewigen Tabu der Tempel, Idole, Vornehmen, Kranken u. ſ. w. ſowie von den partikulären und Privattabus trennen, traten ein mit Annäherung eines großen Feſtes, eines Krieges, bei der Krankheit eines Fürſten oder bei allgemeiner Landestrauer (Bank. 1, 91). Die Dauer dieſer Tabus war verſchieden: in ganz alten

Zeiten ſoll eins einmal auf Hawaii 30 Jahre gedauert haben, ein anderes 5 Jahre, während welcher Zeit kein Scheermeſſer an die Männer kommen, ſie nur gefüttert eſſen, keinen Nichttabuirten berühren durften u. ſ. w. Dieſelben ſtrengen Beſtimmungen galten beim Tabu, welches nach des Tuitonga Tod eintrat (Mariner 2, 227). Vor Tamehameha war die gewöhnliche Dauer 40 Tage: doch beſchränkte er es auf 10 oder fünf, ja bisweilen auf einen Tag (Ellis 4, 387 f. Vank. 2, 151). So wie hier war es in ganz Polyneſien: auch auf den Geſellſchaftsinſeln gab es Sagen von Tabus die 10-12 Jahre lang gedauert hatten (Ellis 4, 388). Auch die partikulären Tabus dauerten oft lange genug: ſo wurden zu Tonga die Hühner, Schweine nnd Kokosnüſſe nach einem großen Feſte auf 8 Monate tabuirt (Mariner 1, 129) und nicht viel kürzer waren die Tabus gleicher Art auf den anderen Inſeln (z. B. Wilſon 437). Ein Mann aus dem Volke, der einen Fürſten berührt, iſt je nach dem Rang des letzteren 3-5 Monate tabu, wer den Tuitonga, auf 10 (Mariner 2, 150, 235), und während die übrigen Tabus von ſelbſt vergingen, ſo konnte das durch Berührung des Tuitonga entſtandene nur nach beſtimmten ganz beſonderen Ceremonien aufhören (eb. 235). Es frommt nicht, die einzelnen einſchlagenden Beſtimmungen durchzugehen: wohl aber iſt noch zu erwähnen, daß es zwei Arten Tabu auch nach dem Grade gab, deren eines, das gewöhnliche, von den Männern (und nur von dieſen) Enthaltung von den Geſchäften und beſtimmte Gebete im Tempel erforderte, das andere aber, das ſtrenge, von höchſter Schwierigkeit für das ganze Land war. Denn jedes Feuer, jedes Licht muß gelöſcht werden; Niemand darf unter Segel gehen oder baden oder auch nur (Vank. 2, 154) ſich mit Seewaſſer benetzen; Niemand als der Prieſter darf ſein Haus verletzen, kein Thier darf einen Laut von ſich geben (weshalb man Schweinen und Hunden das Maul zuband, Hähne unter eine Kalabaſſe ſetzte), ſonſt iſt das Tabu gebrochen und alle Mühe umſonſt. Während dieſer Zeiten galten auch die übrigen Tabugeſetze, die welche beſondere Unterwürfigkeit vor den Fürſten verlangten u. ſ. w. mit beſonderer Strenge (Ellis 3, 388, vergl. Vank. 1, 91). Man legte ſolche öffentlichen Tabus auf, um von den Göttern etwas zu erlangen: Sieg, Geſundheit eines Fürſten, gute Ernte und dergl.: brach man es aber, ſo verlor man natürlich auch die Ausſicht auf Erfolg. Wer daher

das Tabu brach, der mußte sterben und zwar als Opfer für die Götter (eb. 389). Diese Todesstrafe vollzog der Priester, der Fürst oder der welcher den Schuldigen ertappt hatte (Dieffenb. 2, 100f.); ungesehenen oder unbewußten Tabubruch straften die Götter selber und zwar durch Krankheit. In Tonga schwoll einem der das Tabu brach die Leber und er starb (Mariner 1, 150); ebenso in Samoa. (Williams 438.) Oder es wurde in den Verbrecher ein böser Geist, meist ein Kindergeist geschickt, der ihn aufzehren mußte (Shortl. a 94-5. Thomson 1, 219; Mörenhout 1, 529), wenigstens nach argem Tabubruch; minder schwerer zog den Tod nicht nach sich (Remy 159). So ist es denn ganz begreiflich, wie das Tabu als Polizei gleichsam dienen konnte, als Gesetzbuch; auf der anderen Seite aber auch einmal, daß man diese Tabueinrichtungen zu bösem Zauber oder Beschädigungen des Feindes benutzte (Shortl. a 96), der ja sterben oder leiden mußte, wenn man ihn durch List verleitete, unbewußt ein Tabu zu brechen; und andrerseits, daß man eine Menge Vorsichtsmaßregeln hatte, um sich zu hüten. So legte man sich nie an eine Wand an, man nahm seine Speisen mit, man vergrub seine Haare im Begräbnißplatz, man machte auch fremdes Land, ehe man es betrat, erst noa für den Fall daß es tabu wäre (Shortl. a 84). Die hawaiischen Fürsten hatten ihre besonderen Diener, welche ihnen einen verschlossenen Spucknapf stets nachtragen mußten, denn der Speichel war heilig wie das Haar (Kotzebue 2, 20; Neuseeland Cook 3. R. 2, 309) und so ließ sich noch vieles aufzählen. Dadurch daß die Europäer bei ihrer ersten Ankunft unwissentlich oder doch unachtsam öfters gegen die Tabus verstießen, ist manche Feindseligkeit zwischen ihnen und den Eingebornen entstanden.

Wurde nun ein Tabu aufgehoben, so waren dazu sehr weitläufige Feierlichkeiten nöthig, wie solche auch bei der Auflegung eines Tabu stattfinden mußten (Bank. 2, 154). Doch waren die, mit welchen es beschlossen wurde, bei weitem länger und größer; für Tahiti beschreibt sie Wilson 437 Anm. für Tonga Mariner 1, 128-34. Auch konnte das Tabu, was auf Einzelnen lag, durch bestimmte Ceremonien getilgt werden und zwar zunächst durch Abwaschung mit Wasser, wofür man indessen in Tonga auch eine saftige Pflanze gebrauchen konnte (Cook 3. R. 2, 130; Mariner 2, 234). Deshalb wurde der junge König zu Tahiti, ehe er den rothen Gürtel anlegte,

vom Prieſter im Meere mit Meerwaſſer beſprengt und ihm ſo wie in einer Art Taufe alle unwiſſend begangenen Tabuverletzungen abgewaſchen (Mörenh. 1, 441). Dies iſt ſicher der urſprüngliche Sinn dieſer Ceremonie; und wenn Ellis ſagt (3, 110), ſie habe gedient, um frühere Sünden von ihm zu waſchen, ſo iſt das gewiß eine ſpätere Umdeutung, da die polyneſiſchen Götter keine anderen Sünden anrechnen, als Tabuverletzungen. Und ſo eilte man in alten Zeiten auch in Neuſeeland (nach Grey a 168), um einen Fluch abzuwaſchen, den ein feindlicher Mund ausgeſprochen hatte, raſch zu einem Strome und badete daſelbſt, während der Prieſter allerlei Gebete ſprach. Ebenſo, wer in Samoa ſich dem König nahen wollte, mußte ſich vorher, da dieſer ſo heilig war, mit reinem Waſſer beſprengen (Turner 342); Kranken verordnete der Prieſter als Heilmittel öfters Beichte ihrer Sünden und Zurücknahme von Flüchen gegen Andere, wobei Ausſpülen des Mundes mit Waſſer nöthig war (Turner 224); und ſo mag auch das Mundausſpülen und das Händewaſchen vor und nach Tiſche, welches überall in Polyneſien Sitte war, mehr auf religiöſen Gründen als auf Reinlichkeit beruhen. Auch die neugeborenen Kinder wurden erſt (oben S. 131 f.) nach beſtimmten Ceremonien noa: unter dieſen war in Neuſeeland und Uwea der Gebrauch das Haupt des Kindes mit Waſſer zu benetzen oder das Kind ganz in Waſſer zu tauchen (Michelis 166. Davis 195; Grey a, 80) ein Gebrauch der gewiß einſt über alle Inſeln verbreitet war — Waſchungen der Neugeborenen ſind überall gebräuchlich — und ſicher uralt iſt: durch die reinigende, befreiende Kraft des Waſſers ward das Tabu des Kindes aufgehoben. — Ferner wurde ein Gegenſtand auf Neuſeeland noa, wenn er über eine Batate oder Farnwurzel, die mit heiligem Feuer gekocht war, gerieben wurde: jene Wurzel mußte dann das Familienhaupt in weiblicher Linie eſſen (Shortl. a 90). Eine merkwürdige Ceremonie herrſchte in Tonga, um das Tabu, das vornehme Perſonen verbreiteten, zu vermeiden, welche man moemoe nannte: jeder Geringere mußte ſich vor dem Vornehmern zur Erde neigen und dann des Letzteren Fußſohlen mit beiden Handflächen berühren; doch iſt darnach immer eine Abwaſchung der Hände oder eine Abreibung mit Bananenblättern nöthig (Cook. 3. R. 2, 129 f.; Mariner 1, 449; 2, 234). Dies Moemoe unterläßt auch von zwei Gatten der minder Vornehme nie, ſo oft beide zuſammen ſind;

und ebenso üben es die Spielgefährten der Fürstensöhne von früheſter Jugend jedesmal beim Zusammenkommen mit ihren Spielgenossen aus (Mariner 2, 299). Nur beim Tuitonga wendet man es nicht an: denn der ist selbst dazu zu vornehm; es bedurfte zur Aufhebung eines von ihm ausgegangenen Tabus anderer Ceremonien (eb. 235). Daß dann Opfer und Gebete zur Aufhebung des Tabu nöthig waren, versteht sich von selbst.

Auch jetzt ist das Tabu noch nicht ganz abgeschafft. Shortland (a 91) fand in Neuseeland noch viele ältere Leute, welche daran glaubten, und noch 1861 entstand durch einen Tabubruch zu Samoa Krieg (Hood 90). Indeß erliegt es natürlich dem Christenthum immer mehr und mehr, oder ist doch von ihm umgedeutet; wie denn der Sonntag vielfach „Tabutag" genannt wird (Ellis 4, 390) und entsprechend auch anderes durch die Kirche Ver- oder Gebotenes. Auch durch den weltlichen Verkehr mußte es immer mehr schwinden: zuerst nahm man in Neuseeland die Europäer davon aus und da ihnen die Uebertretungen nichts schadeten, so verlor die Sitte immer mehr an Strenge (Taylor 59). Dieffenbach erzählt, man könne, wenn man die Eingeborenen vernünftig behandelte, die einzelnen Tabu durch Geld ablösen (2, 100 f.) und später sind häufig Geldbußen bei Tabuverletzungen angewendet.

Wie das Tabu den einzelnen dem Gotte heiligt, so gab es auch eine ganze Gesellschaft, welche den Göttern oder vielmehr einem bestimmten Gotte heilig und deshalb tabu war. Es ist dies die Gesellschaft der Areoi, über welche wir jetzt eingehender reden müssen. Die tahitischen Areoi waren dem Oro geweiht und man erzählte über ihren Ursprung, der in die ersten Zeiten des Menschengeschlechtes zurückgeführt wurde, weitläufige Mythen, welche im Wesentlichen übereinstimmend von Ellis (1, 229 f.) und von Mörenhout (1, 485 f.) berichtet werden. Oro, so heißt es, Taaroas Sohn, wollte sich mit einem menschlichen Weibe vermählen und schickte deshalb zwei seiner Brüder, Tufarapainuu und Tufarapairai auf die Erde (Ellis 1, 231; nach Mörenh. 485 stieg er mit seinen Schwestern Tauri und Oaaoa auf dem Regenbogen selbst hinab) um zu suchen und diese findet endlich auf Borabora die schöne Vairaumati: darauf schlug Oro den Regenbogen als eine ständige Brücke vom Himmel zur Erde und vermählte sich mit jenem schönen Weibe. Seine Brüder Oroteteſa und Uruteteſa aber vermiß-

ten ihn im Himmel, da er auf Erden bei seiner Gattin weilte, und beschlossen daher, ihn aufzusuchen. Nachdem sie ihn gefunden, gaben sie ihm ein Schwein und rothe Federn zum Geschenk, in welche sie sich verwandelt hatten, und welche blieben, obwohl sie ihre eigentliche Gestalt wieder annahmen. Aus Freude hierüber machte Oro seine Brüder (obwohl auch diese von Taaroa stammten) zu Göttern und zugleich zu Areoi in dieser Welt, damit sie auch hier unten die nöthige Achtung und Macht hätten. Er selbst aber kehrte als Feuersäule (Mör. 488) in den Himmel zurück, wohin ihm Vairaumati und der Sohn, den sie ihm geboren, Hoa-tabu-i-te-rai (Freund der dem Himmel geheiligt ist) nachfolgten, letzterer nach einem berühmten thatenreichen Leben auf Erden. Das Schwein, welches die Brüder dem Oro geschenkt hatten, warf sieben Junge, deren eines Oro selbst zum ersten Weiheopfer für die Gesellschaft geopfert hatte; die Gesellschaft hatte sieben Grade und vielleicht ursprünglich ebenso viel Abtheilungen, welche sich über alle Inseln zerstreuten. Allerdings ist das nicht nachzuweisen: denn Ellis erwähnt acht Abtheilungen nnd zehn Vorsteher der Gesellschaft, von denen auf Huahine und Raiatea je zwei kommen 233); Mörenhout erwähnt (489) gar zwölf Abtheilungen, welche über die Inseln vertheilt waren. Er sagt, daß Tahiti sechs von ihnen habe; gelten diese als Einheit und rechnen wir die anderen Inseln je mit einer, so haben wir Ellis Zahl. Jede Abtheilung hatte einen bestimmten Chef, deren Namen bis um 1820 (Ellis 1, 234) sich in Geltung erhalten haben: Huatua hieß der von Tahiti, Tetoa und Atae (Alae Mör.) von Huahine. Mutahaa von Tahaa, Taramanini und Airipa von Raiatea, Tauraatua von Eimeo, Bunaruu (Puna run Mör.) von Borabora, Marore von Maurua und Temaiatea von Tapamanu (Sandersinsel): dies sollen ursprünglich die Namen der Fürsten gewesen sein, welche die erste Areoigesellschaft bildeten. (Ellis 233). Von diesen 10 — 12 oder 7 Abtheilungen unterscheiden sich aber sehr wohl die 7 Grade der Areoi, welche äußerlich durch verschiedene Tatuirung und durch von dieser entnommene Namen, sowie durch verschiedene Beschäftigung und Kleidung (Ellis 241), innerlich aber durch stufenweis größere Heiligkeit von einander getrennt waren: die erste Klasse — zu welcher übrigens sehr vornehme Fürsten ohne weiteres gehörten, Mör. 490 — war die heiligste, die geringste die siebente. Unter ihnen standen dann noch eine Zahl Diener beiderlei Geschlechtes, welche,

obwohl zu den Areoi gehörig, doch weder an ihren Pflichten noch Rechten Theil hatten (Ellis 238): nach Mörenhouts. (491) nicht wahrscheinlicher Behauptung waren dies Leute, welche in die Areoi eintreten wollten. Die siebente Klasse hatte noch keine besondere Tatuirung, welche natürlich in der ersten Klasse am reichlichsten war, wohl aber die Verpflichtung, wo die Areoi hinkamen, Tänze, Spiele, Schauspiele, Gefechte, Gesänge und dergl. aufzuführen, von welcher Pflicht der Areoi die höheren Klassen frei waren. Diese Darstellungen waren vielfach und ursprünglich wohl alle aus dem Leben der Götter genommen, welches sie bald episch, bald dramatisch vorführten; schon früh aber hatten sie auch Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben eingemischt, meist verliebter, oft sehr unzüchtiger Art, zum Theil auch satirisch und oft, da die Areoi tabu waren, sehr kühn selbst gegen Mächtige. Wir haben früher (80 f.) einzelne Proben gegeben. Wie man nun in die Gesellschaft nur unter großen Festlichkeiten und nach scharfer Prüfung der persönlichen Tauglichkeit aufgenommen werden konnte, worauf erst noch ein langes Noviziat erfolgte, so stieg man auch von der siebenten Klasse und ihren sehr mühseligen Verpflichtungen nur unter sehr großen Feierlichkeiten — Salbung mit heiligem Oel war dabei die Hauptceremonie, da durch sie der Geist des Gottes auf den Gesalbten kam, Ellis 245; 242 — und fortwährendem Anrufen der Götter empor (Mörenh. 493 f. Ellis 241 f.). Keineswegs aber ein Jeder: sondern nur solche, welche die Götter selbst erwählten durch göttliche Begeisterung, wie auch nur solche überhaupt aufgenommen wurden. Die höchsten Areoi galten für überirdische Wesen und genossen göttliche Verehrung (s. 239). Sie waren durchaus unverletzlich und überall hochgeehrt; Eigenthumsrechte gab es ihnen gegenüber gar nicht, sie konnten alles was ihnen gefiel, jedem, wer es auch war, einfach wegnehmen, (Wilson 293; Ellis 237) wie man ihnen auch freiwillig die größten Geschenke gab; und so heilig waren ihre Lieder und Darstellungen, daß wenn dabei nur das mindeste Stocken oder Versprechen eintrat, sofort das Fest abgebrochen wurde (Mör. 501). Da sie nun durchaus als Lieblinge der Götter galten, so waren auch die Ceremonien bei ihren Leichen besonderer Art und ein dabei ausgesprochenes Gebet von Oro bewirkte, daß sie zu Oro unmittelbar hingelangten und zwar in das „duftende Rohutu", ihr Paradies, von dessen sinnlichen Glückseligkeiten wir schon redeten.

Nach alle dem ist es kein Wunder, wenn Areoi zu werden das höchste Ziel eines Jeden war: auch konnten Menschen aus jedem Stande, vornehm oder gering, aufgenommen werden (E. 239). Daher war die Gesellschaft sehr zahlreich. Sie zogen nun in einzelnen Trupps von Gebiet zu Gebiet, von Insel zu Insel und wurden überall aufs Feierlichste empfangen, worauf sie dann durch ihre Spiele die Bewohner ergötzten. Fast in jedem Distrikt der größeren Inseln waren besonders große und schöne Häuser für sie erbaut, die für ihre Besuche immer bereit standen (Ellis 236). Jedes größere Fest, auch privater Art, sobald es eine vornehme Person betraf, mußte durch ihre Gegenwart verherrlicht werden. Für gewöhnlich waren sie im Gesicht roth, am Leibe schwarz bemalt, sie trugen Blumenkränze und buntgefärbtes Zeug. Ihr Leben war ein sehr zügelloses, wenigstens in der siebenten Klasse, wo schon die äußerst zügellosen Darstellungen, welche allerdings vielfach religiösen Grund hatten, den Anlaß zu vielen Ausschweifungen gaben. So lebten sie denn mit vielen Weibern auf das Wildeste zusammen, wie Wilson behauptet (243) geradezu in Weibergemeinschaft und Cook (1. R. 2, 205) schildert das Verhältniß ähnlich, während Forster widerspricht und Ellis (239) sagt, jeder Arioi habe sein eigen Weib gehabt, welches Mitglied der Areegesellschaft war und gegen das man sich nicht das Mindeste erlauben durfte, bei Todesstrafe: ganz ebendasselbe sah Wilson selbst (327) und sagt Mörenhout 495, aber freilich eingeschränkt auf die vornehmsten Areoi. Dieser anscheinende Widerspruch löst sich dadurch, daß die niederen Klassen der Areoi wohl vielfach auch nicht verheirathete Männer umfaßten, daß ferner alle Männer vollkommen frei gegen unverheirathete Frauen waren; und daß endlich unverheirathete oder getrennte Frauen auch frei ihre Liebhaber wählen konnten wie z. B. Iddiah, Pomares Gemahlin, die aber von ihm getrennt lebte, von einem Tamau schwanger war. Auch sie gehörte zu den Areoi (Wilson 273). Es ist nun eine bekannte Sitte daß alle Kinder männlicher oder weiblicher Areois gleich bei der Geburt getödtet werden mußten (Wilson 272 u. ff. Cook 1. R. 2, 205; Turnbull 288; Ellis 231 u. f. w. nach einem Mythus bei Ellis 46, weil ganz beiden ersten Areoi Oromatua und Hiroatua Kinder geboren waren. Von diesem gemeinen Gesetz war nur der älteste Sohn eines Fürsten ausgenommen, sowie auch manchmal die Söhne der vornehmsten Areoi außer

dem ersten, der so wie alle Mädchen getödtet werden mußte (Mörenh. 496-7). Diese Sitte wurde von den Tahitiern verschieden erklärt: bald sollte dadurch eine Uebervölkerung des Landes verhütet, bald die Schönheit der Frauen bewahrt werden und Bequemlichkeit mag sich auch mit eingemischt haben: Der Hauptgrund aber, auf den es uns allein ankommen kann, ist gewiß ein religiöser und beruht in den Tabugesetzen. Allerdings durften die Areoiweiber von allem essen, wovon die Männer aßen und standen insofern über dem Tabu, wie ja auch die allerniedrigsten Männer sich mit ihnen einlassen und Areoi werden durften: aber es lag doch auf der Hand, daß die Männer, welche man geradezu als Götter betrachtete, für heiliger galten, als die Weiber, die ja im gewöhnlichen Leben ganz noa waren. Gesellte sich nun ein Areoi zu einer Frau, so mochte das hingehen: allein eine dauernde Frucht dieser Verbindung durfte nicht bestehen, da eine solche durch das höhere Tabu des Vaters selber tabu und Eigenthum der Götter war und daher nicht von einem irdischen, tiefersthenden Weib geboren werden durfte. Aehnlich faßt auch Mörenhout die Sache, wenn er sagt, sie tödteten ihre Kinder, weil sie sich für Götter hielten (500).

So war der Einfluß der Areoi nach dieser Seite hin ein höchst verderblicher. Nichts destoweniger aber erkennt selbst Wilson (190) ihre unzweifelhaften Verdienste an, wenn er sagt, daß sie überall hin Gastfreundschaft, höhere Bildung und feinere Sitten verbreitet hätten, und in diesem Sinne mag auch Mörenhouts hartes und sonst ungerechtes Wort richtig sein (498), sie seien immer noch besser gewesen, als das übrige Volk.

Auch auf anderen Inseln Polynesiens finden wir die Areoi. Wir wollen hier nur an die schon früher besprochenen Uritao der Marianen (Bd. 5, 2 S. 48.) im Vorbeigehen erinnern. Andere Areoigesellschaften hatte man zu Rarotonga (Meinike 79), zu Nukuhiva und Hawaii. Auf den Markesas begannen sie ihre Feste zu Anfang Oktober, um die Rückkehr Mauis zu feiern, zu welchem sie in demselben Verhältniß standen, wie die tahitischen zu Oro, und dem sie, wie jene dem Oro, Erstlingsopfer brachten. Nur feierten sie ihre Feste bis Ende April oder Anfang Mai, wo sie den Abschied der Götter festlich begingen und dieselben baten, bald zurückzukehren. Während dieser festlichen Zeit hörten alle Fehden auf — d. h. trat

das allerstrengste Tabu ein, namentlich während der beiden Hauptfeste, dem Erstlingsopfer und dem Götterabschied am Ende der reichen Jahreszeit. Nach derselben nahmen sie bis zur Rückkehr Manis das Trauerkleid (Mörenh. 1, 502 — 3). Wenn nun Mörenhout (eb.) behauptet, daß auch zu Tahiti von den Areoi der Abschied der Götter festlich begangen sei, so ist dies freilich sehr beachtenswerth: indeß steht er doch mit dieser Behauptung ganz allein, denn unsere anderen Gewährsmänner erwähnen nichts davon. — Auf Hawaii finden wir die Areoi wieder in jener geschlossenen Priestergesellschaft, welche Cook (3. R. 3, 455) in Kakua an der Bai Karakua fand. Die Mitglieder derselben wohnten in bestimmten Häusern und stammten, wenigstens ihre ersten Würdenträger, aus den vornehmsten Familien. Das Oberhaupt des „Ordens", welches man abgöttisch verehrte, führte den Titel Orono, worin wir gewiß nichts anderes als den Namen des Gottes Lono, o-Rono zu erkennen haben, wobei nicht zu übersehen ist, daß alle Nationalspiele von Rono gestiftet sein sollten (oben). Doch scheint hier die Gesellschaft keinen großen Einfluß gehabt zu haben. Auch das Stück, welches vornehme Frauen vom Hofe des Tamehameha bei Vankouvers Gegenwart aufführten und welches in vier Aufzügen die Geschichte einer Prinzessin darstellte scheint eine Areoi-Vorstellung gewesen zu sein, denen es im Inhalt und Art der Darstellung ganz gleichsteht. Auch die Kleidung der Schauspielerinnen (Vank. 2, 168) erinnert ganz an die auf Tahiti. Merkwürdig ist, daß König und Königin dem Stück nicht beiwohnen durften, und dieses mit Sonnenuntergang schließen mußte (Vank. 2, 167-70).

Welche Idee lag nun wohl diesen Gesellschaften zu Grunde? Zu Tahiti blühten sie am meisten: von dort aus also müssen wir die Erklärung suchen. Die tahitischen Areoi nun standen unter dem Schutze des Oro, des Beherrschers der Seelen nach dem Tode. Alle ihre Einrichtungen beruhten eigentlich nur auf einem strengeren Tabu: dafür waren sie nach dem Tode von allen Strafen und Läuterungen frei. Und darin liegt der Schlüssel für das Ganze: die Gesellschaft entstand ursprünglich aus solchen, welche durch strenge Devotion gegen den Beherrscher der Seelen schon zu Lebzeiten diesen für sich gewannen, sich selber heiligten und daher nach dem Tode für ihr verdienstliches [illegible]hen die größte Seligkeit erlangten. Die stärkere Tatuirung bei

höherem Grade in der Gesellschaft spricht hierfür, da ja das Tabuzeichen den Bezeichneten dem Gotte eignete. Den Gott der Unterwelt vertritt in Nukuhiva Mani der Sonnengott, weil er in die Unterwelt hinabgeht, und die Nacht, das Sinnbild des ewigen Po in dem die Götter wohnen heraufführt. Lono war zu Hawaii einer der mächtigsten Götter und ist deshalb wohl an die Spitze der Gesellschaft getreten. Oder sollte Lono und Oro identisch sein? Sprachlich wäre das schon möglich, denn n fällt im Tahitischen aus und die gleichen Vokale werden häufig in einen kontrahirt, das o aber in o-Ro wäre der artikelartige Vorsatz vor Eigennamen und findet sich ja in o-Rono auch. Allein sachliche Gründe scheinen gegen diese Zusammenstellung zu sprechen. — Man könnte glauben, daß diese Gesellschaften sich erst nach der Auswanderung von Samoa nach Tahiti bildeten, weil wir sie nur im östlichen Polynesien finden; wenn nicht die Ulitaos der Marianen dieser Annahme entgegenständen. Ist obige Erklärung richtig, so fällt auch vielleicht auf den Kindermord der Areoi ein anderes Licht. Kinder wurden geopfert, wenn ein minder Vornehmer einen höheren Stand erreichen wollte; Kinder, wenn ein Vornehmer einen Tabubruch begangen hatte, der gebüßt werden mußte (Mar. 1, 227 f.), wenn ein Fürst krank war, damit er genese: denn Kinder sind den Göttern und den Geistern ganz besonders angenehm und lieb und daher bei ihnen die mächtigsten Vermittler. So dienten auch hier vielleicht die getödteten Kinder zum Opfer, durch welches die Eltern um so leichter in die Gemeinschaft des Gottes, ins duftende Rohutu gelangten, wo sie ihre Kinder wiederfanden.

Was nun den Kultus anlangt, so bemerkt Hale (161) mit Recht, daß die Polynesier keine groben Götzendiener sind, denn viele von ihnen besitzen gar keine Götzenbilder und wer solche hat, sieht sie eben nur als Bilder an: daher man sie wohl auch zum Erstaunen der Europäer, wie Portlock u. Dixon (249) und ebenso Cooks Reisegefährten (3. R. 3, 451) auf Hawaii erlebten, für Kleinigkeiten verkaufte. Auf Samoa gab es weder Tempel noch Götzenbilder nach Walpole 2, 365, obwohl einige leblose Dinge von einem kleinen Theil der Bevölkerung verehrt wurden (Hale 26), aber auch diese nur als zeitweiliger Aufenthalt der Götter, d. h. man glaubte, daß der Gott sich bisweilen vom Himmel her auf diesen Gegenstand niederließ. So verehrte man zu Manono ein Stück Bambus, welches oben mit einem Büschel Kokosfasern umgeben war; in anderen Distrikten

einen heiligen Stein, einige Familien rohe Holzbilder ihrer Vorfahren (Hale eb.). Ein anderes Idol war ein alter etwa 6 Ellen langer und 4" breiter Mattenstreifen, der als Kriegsgott galt, Papo hieß und so heilig war, daß man bei der Abschaffung des Heidenthums ihn zu verbrennen Scheu trug: man rüstete ein neues Schiff zu, band einen Stein an Papo und würde ihn ins Meer versenkt haben, wenn ihn nicht Williams für das Missionsmuseum gerettet hätte (Will. 438 f.). Doch waren dies immer nur vereinzelte Dinge: aus der allgemeinen Bilderlosigkeit, aus dem gänzlichen Fehlen der Marae, der Altäre und Opfer für die großen polynesischen Götter nannte man ja gerade die Samoaner „die gottlosen Samoaner" (Will. 542). Aber diesen Namen verdienten sie nicht. Sie waren dem Heidenthum und seinen kindischen Vorstellungen zum Theil schon entwachsen und faßten die Religion tiefer auf, weshalb sie auch so schnell höchst innige Christen geworden sind; zum Theil aber verehrte man die Götter in ihrer Inkarnation in verschiedenen Thiergestalten, wie namentlich die Schutzgötter, und daß diese Inkarnationen der Götter nahe mit Idolen zusammentreffen, geht daraus hervor, daß ein Fürst als Schutzgott (Etu) den Schädel eines tapferen ihm befreundeten Weißen anbetete (Will. 465). Die Schutzgötter der einzelnen Dörfer hatten meist auch Gotteshäuser oder geheiligte Haine (Turner 240), in einem der Häuser befand sich z. B. eine Muschel, welche der Gott blies, wenn Krieg sein sollte, in einem anderen ein paar Steine oder die heilige Kokosnuß, welche bei Eidleistungen benutzt wurde (eb). Das Bild des betreffenden Schutzgottes befand sich öfters vorn an den Schiffen des Dorfes (Turner 269). Auch Opfer wurden gebracht, meist gekochte Speisen, Erstlingsfrüchte und Trankopfer: namentlich ward der erste Becher bei größeren Gelagen, nachdem man etwas davon getrunken, ausgegossen, oder gen Himmel empor geschwenkt (Hale 26; Turner 241). Aber auch diese Opfer beschränkten sich wohl meist auf die Seelen und die Schutzgötter, sei es der Einzelnen, sei es des Dorfes (Turner 349): doch goß man nach Hood 21 bei jedem Abendtrank einen Avabecher aus für die Seegötter, indem man sagte: „hier ist Ava für Euch, ihr Seegötter, bleibt uns fern" — denn man fürchtete Gefahr von ihnen. Dasselbe berichtet Turner 200, dem zu Folge öfters dem Hausgott bei diesem Speise- oder Trankopfer ein Feuer unter Gebeten angezündet wurde. — Die Priester

waren meist einer bestimmten Familie angehörig, in welcher diese Würde erblich war; die Familie gehörte bisweilen zu den Häuptlingsfamilien. Er bestimmte die Feste, er die Kriege, er die Sühne, durch welche ein Kranker wieder genesen könnte (Turner 241; 224); er empfing die Opfer, welche indes bei Festen von den Theilnehmenden selbst verzehrt wurden (eb. 241). Der Familienvater galt als hoher Priester der Familie, durch den (doch auch durch andere Mitglieder der Familie) der Gott bisweilen seinen Willen kund that, Mittel gegen irgend ein gegenwärtiges Uebel verkündete und dergl. Auch ordnete dieser Hauspriester bisweilen dem Hausgott ein Fest an, bei welchem dem letzteren dann ein Avabecher ausgegossen wurde (eb. 239). Ein großes allgemeines Opferfest feierte man im Mai, in einigen Gegenden mit Spielen, in anderen ganz ruhig (eb. 241). — Der gesammte Kultus hier gibt also ein sehr einheitliches Bild; das Heidenthum war in sich zerfallen und von jener phantastischen Naturbeseelung wieder zurückgekehrt zur Verehrung von Schutzgeistern, welche der Mensch nicht entbehren kann. Gerade hierdurch aber fand das Christenthum so rasche und innige Aufnahme.

In Tonga standen die Tempel auf den Begräbnißplätzen, den Faiatuka, obwohl es auch solche gab ohne Tempel; doch waren sie dann von minderer Bedeutung (Cook 3. R. 2, 125). Der Faiatuka war ein eingezäunter, oft nicht sehr großer Platz, beschattet von alten, heilig gehaltenen und deswegen herrlich gepflegten Bäumen. In der Mitte desselben stand ein oder auch mehrere Gebäude, nach tonganischer Art aber höchst sorgfältig gebaut, welche den Göttern gehörten und also Tempel waren. Auch Götterbilder gab es in diesen Tempeln, hölzerne Figuren beiderlei Geschlechtes, gewiß aber nicht Tikis, da ihnen das entsetzliche Maul dieser letzteren fehlt (Williams 320; vergl. Cook 3. R. 2, 38 f.). Wilson sah vielmehr in dem einen Haus eines Faiatuka zu Tongatabu, der einem vornehmen Fürsten zugehörte, das Bild einer Göttin hängen, in dem anderen heilige Waffen und dergl. (349). Etwa 20 der wichtigsten Götter mit Ausnahme des Hikuleo, der gar keinen Cult atte, besaßen Tempel, oft mehrere in den verschiedenen Gegenden, Tali-y-Tubo z. B. bis an zwölf (Mariner 2, 112 f.). Bilder freilich gab es hier nur wenige (Hale 26), daher Cook, der gar keins sah, der Meinung war, die Tonganer verehrten nichts von Händen gemachtes

(3. R. 2, 125). Wenn nun Meinicke (36 f.) ſagt, die Bilder auf den Faiatukas ſeien nicht verehrt worden, ſo ſpricht allerdings was Williams 320 von der Profanation dieſer Bilder durch chriſtliche Häuptlinge und ihrer Heilighaltung durch die Heiden ſagt, hiergegen: wohl aber hat Meinicke recht, wenn er in dieſer jedenfalls nicht mehr ausgebreiteten Verehrung, ſowie der geringen Zahl der Idole einen Verfall der Religion ſieht. Auch die Tonganer wurden deshalb ſo leicht wirklich eifrige Chriſten (Will. eb.). — Die Prieſter bildeten hier keinen beſonderen Stand: jeder, der oft von den Göttern begeiſtert wird, wurde Prieſter, nur nicht die Fürſten ſelbſt, wenn gleich auch dieſe öfters begeiſtert werden. Sie konnten wohl deshalb, weil man ſie für Götter hielt, nicht Prieſter werden. Sie betrogen nicht; denn trafen ihre Prophezeiungen nicht ein, ſo gab man das nicht ihnen, ſondern den Göttern und deren oft boshafter Abſicht Schuld (Mar. 2, 146). Doch pflegten öfters die Götter das durch die Prieſter verkünden zu laſſen, was Finau beabſichtigte. Finau brachte ſie, ohne daß ſie es merkten, dahin (Mar. 1, 423). Die Begeiſterung einzelner Menſchen, welche wir ſchon einigemal erwähnt haben, war das allergewöhnlichſte Mittel, wie ſich die Gottheit dem Menſchen mittheilte: doch wurde man nie von den hohen Göttern, immer nur von verſtorbenen Menſchen oder von den Schutzgöttern begeiſtert, oft ganz von ſelbſt, oft auf Anrufen. Denn bei wichtigen Dingen wurden in Tonga ſtets die Götter angerufen, und während ſich in nächtlicher Feier die Matabule um den Prieſter verſammeln, ſpricht der Gott aus dieſem. Erſt ſitzt er lange ſchweigend, dann redet er leiſe und tief, ſtets in erſter Perſon und was er ſagt iſt Gottes Wort. Bisweilen bleibt er ſo ruhig: oft aber wird er furchtbar wild und aufgeregt, Thränenſtröme brechen ihm aus den Augen u. ſ. w. Verläßt ihn der Gott, ſo macht er allerhand Ceremonien mit ſeiner Keule (Mar. 1, 105 f.): So wie hier iſt dieſe Begeiſterung im großen Ganzen durch den geſammten Ozean. Und keineswegs, wenn auch manches Betrügeriſche ſich einmiſchte, keineswegs war alles Betrug: kam doch ſogar Tod in Folge einer ſolchen Begeiſterung vor, wie Mariner (1, 110 f.) von einem tonganiſchen Fürſten erzählte, der von einer früheren Geliebten begeiſtert oder eigentlich beſeſſen, nach zwei Tagen am Tiefſinn ſtarb. Auch Weiber werden von Göttern begeiſtert, was ſie oft bis zur Ohnmacht angriff.

Man nahm an, der Gott komme in den Menſchen, um ihn wegen Uebertretung einer religiöſen Pflicht zu warnen (eb. 1, 105 f.). Man fühlte ſich dann als fremde Perſon, hatte keine Herrſchaft über die eigenen Gedanken, war gegen alles Aeußere gleichwohl höchſt empfindlich — kurz es traten alle Zeichen einer ſtarken Gereiztheit der Nerven ein (eb. 111 f.). — Nicht jeder Gott, der Tempel hatte, hatte auch Prieſter: ſo hatte Tali-y-Tubo keinen Prieſter, während andere Götter mehrere bis zu vieren beſaßen. Tali-y-Tubo begeiſterte auch die Menſchen; aber immer nur die allervornehmſten (eb. 2,112). Geopfert ward in Tonga viel, namentlich bei den großen Feſten und natürlich beſorgte der Prieſter dies Geſchäft. Intereſſant iſt es, daß Cook bei dem großen Inatſchifeſt von Holz nachgemachte Opfergaben (Yams u. dergl.) vorfand (3. R. 2, 43). Von den großen Feſten war aber dies das bedeutendſte, das jährlich zweimal gefeiert wurde, als Dankopfer, bei dem man die Erſtlings-Früchte (ſo namentlich bei der Yamsreife) überbrachte; daher es auch den Namen hat, denn Inatſchi bedeutet Theil, Antheil. Man überbrachte die Opfer dem Tuitonga, aus deſſen Gefolge ein Matabule die Dankrede an die Götter hielt. Auch Menſchenopfer, bis an zehn, brachte man bei dem großen Inatſchifeſte (Cook 3. R. 2, 88; Mar. 2, 207 f). Der Tuitonga erhielt die Opfer, weil er der Stellvertreter Gottes war. Kurz vor der Yamsreife ward dem Gott des Wetters Alo-alo das ſogenannte Tautau gefeiert; ein großes Opferfeſt, bei welchem der Gott durch ein Mädchen, das ſeine Gemahlin vorſtellte, vertreten war und das man mit vielerlei Spielen beging. Man wiederholte es 7—8 mal 10 Tage hindurch: während welcher Zeit jenes Mädchen im Tempel bleiben und täglich einer Kavapartie vorſitzen mußte (Mar. 2, 16 f.). Feierliche Kavafeſte fanden bei oder vor jedem wichtigeren Ereigniß ſtatt. Als Finau im Kriege glücklich geweſen war, feierte er ſeinem Schutzgott Tubo Totai (Mar. 2, 114) ein großes Kavafeſt, bei dem ein Matabule die Dankrede an den Gott hielt, der Prieſter aber, für den Gott redend, neue Siege verſprach (eb. 1, 205). Das feierliche Ceremoniell dieſer Feſte beſchreibt Mariner (2, 184 f.) ſehr ausführlich nnd nach ihm Dumond d'Urville. Eine Menge anderer Feſte, bei denen aber der religiöſe Charakter etwas zurücktrat, obwohl er nicht ganz fehlte, beſchreibt Mariner 2, 304-27.

Auf Neuſeeland gab es keine Tempel, wohl aber heilige Haine,

in welchen jedoch keine Gottesverehrung statt fand. Dort waren die Gräber der Fürsten — also ähnlich wie zu Tonga, wo der Fürstenfels zugleich die Gräber umschloß — zu denen der Priester Opfer hinbrachte. Früher aber, als sie noch alle friedlich beisammen lebten und nicht durch Krieg getrennt waren, da hatten auch die Maori, wie erzählt wird, einen großen gemeinschaftlichen Tempel. Ware-kura genannt (Taylor 65f), d. h. rothes (kura) Haus (ware), ein Name, der sich dadurch erklärt, daß zu Neuseeland die Tabufarbe roth war. Der einheimische Name der Chathaminseln Warekauri gehört gleichfalls hierher: die Inseln sind nach ihrem ursprünglichen Nationalheiligthume genannt worden, welches man wohl gleich bei ihrer ersten Betretung errichtete oder dessen Name man aus der alten Heimath mitbrachte und auf die neue übertrug. Denn den Tempel Warekura sollen die Maori wie Taylor erzählt, in Hawaiki vor ihrer Auswanderung gehabt haben. Götterbilder gab es unter den Maori nicht, wohl aber Ahnen- und Tikibilder in Menge, die man hoch verehrte durch Anbetung, Opfer u. s. w., ohne jedoch das Bild anzubeten, sondern vielmehr nur den Gott, der sich in das Bild niederläßt, in der Inkarnation zeigt, wie er auch auf den Priester herniederfährt und durch seinen Mund spricht (Taylor 73; Shortl. 63; Swainson 16). Diese Bilder stellte man am Eingange der Gärten, auf den Gräbern, auf den Plätzen auf, wo ein Krieger in der Schlacht gefallen war (Nicholas 89, 118; Polack 1, 116), sie trug man von Grünstein gearbeitet um den Hals, welche Bilder Savage 21 fälschlich für Darstellungen des vergötterten Mondes hielt (vergl. Dieffenb. 2, 55; 179; 2, 391). Daß die Götter und die Seelen vielfach in thierischen Inkarnationen erschienen, ist schon gesagt; vorzüglich zeigten sie sich als Vögel und Eidechsen (Polack narr. 1, 241). Bestimmte religiöse Feste gab es nicht; die großen Festlichkeiten der Maori hatten stets politischen Charakter (Taylor 92; 169), ebensowenig gab es feststehende heilige Tage oder sonstige religiöse Satzungen: jeder folgte in dieser Beziehung seiner Willkür (eb. 90). Die Opfer, meist Speis- und Erstlingsopfer (Dieffenb. 2, 51; Hale 26) brachte man den abgeschiedenen Seelen und den Schutzgeistern dar unter Anrufungen, die Dieffenbach (eb.) mit den Gesängen der Beden vergleicht. Man kann die Art wie die Maori mit den Göttern verkehren eigentlich nicht beten nennen; vielmehr suchen sie durch Sprüche die Götter zu zwingen und unschädlich zu machen (Tay-

lor 42; 71). — Die Prieſter, welche hier einen beſtimmten Stand bilden der erblich iſt und die oft ſehr geſchickte Handwerker ſind, übertragen ihre Lehre mündlich auf ihre Söhne, welche ſie während des Unterrichts aus einem Waſſergefäß mit einem grünen Zweige beſprengen, ſicher um das Tabu abzuhalten. Bei dieſem Unterricht ſprechen ſie viele Gebete, welche wie vieles der Prieſterſprache den jetzigen Maori unverſtändlich aber nur in einer alterthümlichen Mundart abgefaßt ſind (Dieffenb. 2, 119f.; Thomſon 80, 116). Sie brachten die Opfer dar; durch ſie verkündete der Gott ſeinen Willen, indem er ihnen im Traum ſeinen Willen kund that (Dieffenb. 2, 67) oder ſie begeiſterte und dann aus ihrem Mund ſprach (Taylor 65; 73). Doch konnten auch Vornehme, die nicht Prieſter waren, den Gott in ſich beherbergen (Dieffenb. 2, 67). Sie waren zugleich die Zauberer: und da man durch die Zauberei die Götter und Geiſter und alle Lebensverhältniſſe vollkommen beherrſchen konnte, ſo war dadurch ihre Macht keine geringe. (Taylor 42). Man konnte durch Zauberſprüche eben alles bewirken, ſich tapfer, die Feinde feige, eine Laſt leicht, eine Wunde, Verbrennung u. ſ. w. wieder gut machen, Todte erwecken, Lebende verderben, Kranke heilen u. ſ. w. (Shortl. a 110 f.; Davis 70; Taylor 83). Mancher Zauber war ſo ſtark, daß er nie wieder abgelöſt werden konnte (Davis 75). Die Cermonie, mit welcher aus einem Kranken der ihn plagende Kindergeiſt ausgetrieben wird, hat Shortland (a, 105f.) genau beſchrieben. Der Prieſter taucht ſeine Hand ins Waſſer, einmal oder mehreremal bis es genügt: denn dadurch erfährt er auf welchem Wege der Geiſt aus der Unterwelt emporgeſtiegen iſt. Meiſt, was von Intereſſe iſt, an einem Gras- oder Flachslilienbuſch, der in der Erde wurzelt, nach oben aber grünt und blüht — was man ſymboliſch genommen zu haben ſcheint. Noch intereſſanter aber iſt es, daß

das Geſetz der Teufel und Geſpenſter
wo ſie hineingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus,

auch in Neuſeeland gilt. Deshalb mußte der Prieſter einen ganz gleichen Gras- oder Phormiumbuſch in der Nähe des Krankenhauſes aufſuchen, denn von dieſem kam der Geiſt zuletzt, ausgraben und bei dem Lager des Kranken aufhängen: dann entfernte ſich der Geiſt durch dieſen Buſch. Hier ſieht man auch den Grund, warum die Geiſter dieſen Weg gehen müſſen: weil er durch ihr Kommen ſchon tabu war und deshalb ihre

Natur gleichsam zu sich hinzwang, während die Noagegenstände ringsher den Geist eher abstießen. Dasselbe Gesetz herrschte auch zu Hawaii: den Weg, auf welchem ein Todter zu Grabe getragen war, kehrt sein Geist zurück (Ellis 4, 360). Die Priester besorgten natürlich auch sonst alle Tabus, die sie ganz in ihrer Gewalt hatten (Polack narr. 2, 252) und alle Handlungen, wobei ein Zauber war: so waren sie natürlich bei der Geburt u. s. w. von großer Wichtigkeit (eb. a 122), so entschieden sie meist über Krieg und Frieden (Polack narr. 2, 246). Sie waren aus der mittleren oder niederen Raatira, gehörten also zum Adel (d'Urville a 2, 522): früher aber scheinen auch mächtige Fürsten Priester gewesen zu sein, wie aus den Sagen bei Grey und sonst, wo Priester oder Zauberer von weitherrschendem Einfluß erwähnt werden, hervorgeht. Auch wendete man Zaubermittel in älterer Zeit noch reichlicher an als später (Shortl. a 111). Außer den Priestern gab es noch andere Leute, welche man Mata-kite (Seher) nannte und die, wenn einer krank war, zunächst die Krankheitsursache ausfindig machen mußten, ehe der Priester seine Thätigkeit begann (Shortl. a 106). Jeder Stamm hatte seine Matakite und seine Priester; einige Stämme waren durch ihre Zauberkünste besonders berühmt (Thomson 116; Shortl. a 107, 97. 17).

Die Tempel zu Tahiti waren entweder National- oder Lokal- oder Privatheiligthümer und natürlich richteten sich hiernach die religiösen Festlichkeiten in ihnen (Ellis 1, 339). Man legte diese heiligen Plätze, welche Marae hießen gern auf vorspringenden Landspitzen oder an der Seeküste an (Forster Bem. 471): sie waren viereckig, an zwei Seiten mit einem hohen Steinwall, an der dritten, wo der Eingang war, mit einem Zaun umschlossen, dem an der vierten ein pyramidenartiges Gebäude entgegenstand, welches gleichfalls Marae hieß. Erstaunlich war ebensowohl die Größe dieses letzteren, als die Sorgfalt mit der es aufgeführt war. Cook und Banks maßen 1769 das auf der Landspitze von Atahuru gelegene Marae der Oberea und ihres Gemahles Oamo, welches Wilson 1797 (S. 324) noch so ziemlich ganz vorfand, das aber zu Ellis Zeiten (1, 340) zerstört war, und fanden die Länge der Basis 267′ (270 Wilson), die Breite 87′ (94 Wilson). Es stieg in 10 Stufen — nach Wilson, der hier zuverlässiger erscheint als Cook und Banks, welche 11 Stufen angeben — etwa 50′ hoch auf, da die unterste Stufe 6′, die anderen

gegen 5' hoch waren. Nach Cook und Banks betrug jede Stufe nur 4'. Jede Stufe war aus Blöcken von Korallenkalk gebildet, die regelmäßig viereckig behauen, geglättet und zum Theil sehr groß waren: denn Cook und Banks fanden Stücke, die bei einer Breite von 2' 15" eine Länge von 3' 15" hatten; die Höhe betrug (Wilson 324) 18". Zwischen diesen Kalkplatten lagen fast ganz runde Kiesel von bläulicher Farbe, die aber trotz ihrer Härte bearbeitet schienen (Cook 1. R. 2, 165; Wilson hält sie für unbearbeitet). Der Grund bestand aus großen Stücken, die gleichfalls behauen und bis zu 4' 7" lang waren: die innere Füllung des Gebäudes, welches durchaus massiv war, bestand aus Steinen der verschiedensten Art, die aber alle nach Größe und Gestalt passend zusammengelegt waren. Alles war ohne Mörtel zusammengefügt und von den Eingeborenen zu einer Zeit erbaut, wo sie noch kein Eisen sondern nur ihre schlechten Steinwerkzeuge hatten — man wird deshalb vollständig in die Bewunderung welche Cook, Banks und Wilson dem Werke zollen, einstimmen. Steinbrüche waren (Cook 1. R. 2, 166) nicht in der Nähe und der Korallenkalk mußte mindestens 3' tief unter dem Wasser hervorgeholt werden. Und doch war das ganze außerordentlich gut und fest gebaut: nur daß die lange Seite des Bauwerkes sich etwas einwärts krümmte (eb.). Nach oben nahm das Gebäude zwar nach allen Seiten pyramidenförmig ab, doch in der Breite weniger, als in der Länge, so daß, wenn die Basis 300' Breite bei 120' Länge hatte, die oberste Fläche 200' in die Breite und nur 12' in die Länge maß (Mörenh. 1, 468). Auf dieser obersten Fläche fanden Cook und Banks (166) einen in Holz geschnitzten Vogel und einen steinernen Fisch, der aber zerbrochen war, aufgestellt, während Wilson (325) beide Bilder nicht mehr sah. Der Platz selbst nun, dessen eine Seite diese Pyramide einnahm, war 360' lang und 354' breit, mit flachen breiten Steinen gepflastert, zwischen welchen indeß hohe Bäume wuchsen, namentlich (wie auch in Tonga, Wilson 349) der Toa-baum (Casuarina equisetifolia), dessen ruthenförmige Aeste wie Tannen im Winde dumpf rauschen, dann ferner Calophyllum, Cordia, Thespesia, Barringtonia, Pandanus, Dracaena und Bananen (Cook, 166; Forster Bem. 472, Wilson Abbild. S. 329; Ellis 1, 341), lauter reich belaubte Bäume, welche, da sie meist uralt waren, dem Orte etwas Ernstes, Schauerliches gaben (Ellis 342); ja im Rauschen der Kasuarinen glaubte man die Stimme der Gottheit zu vernehmen (Mörenhout

1, 468 f.). An der Umfassungsmauer standen verschiedene Häuser für Priester Wächter und für die Götzenbilder (Mörenh. eb. Ellis 1, 341); doch konnten diese sowie der ganze freie Platz auch fehlen (Forster Bem. 471). Häufig standen auch die Altäre und Ti'ibilder, letztere meist in großer Anzahl, in der Umwallung des Marae, oft aber auch in abgesonderten Umfriedigungen in der Nähe desselben (Wilsons Abbild. Cook 166. Forster Bem. 472): dies sind die Orte, welche Wallis (Schiller 1, 261) beschreibt. Bisweilen auch wurde die Pyramide durch einfache Häuser vertreten und in diesen standen die Götter (Wilson 329). Frauen durften den Marae nie betreten und wenn dies durchaus sein mußte, nur nachdem dicke Decken gelegt waren, auf denen sie gingen (Mörenh. 1, 470); wovon nur die Weiber der Areoi befreit waren. Auch sonst wurde natürlich dem Marae die höchste Tabuehre erwiesen: man betrat ihn nur im tiefsten Schweigen, man ging nur entblößten Leibes vorüber u. s. w. Nach jedem besonders wichtigen Ereigniß, nach Krieg, Krönung u. s. w. ward ein Marae gebaut und da jeder Bewohner der bauenden Gegend verpflichtet war einen Steinblock zu bringen, so kam oft überreichliches Material zusammen; daher denn jeder Distrikt mindestens ein, oft auch mehrere Maraes hatte, (Mörenh. 1, 468 f.). Sie waren den Angriffen der Feinde besonders ausgesetzt (Ellis 1, 348). Mehrere waren hochberühmt, so das große Nationalheiligthum zu Opoa auf Raiatea, das dem Oro heilig war und ebenso der Marae desselben Gottes zu Atahuru. In Huahine war ein sehr heiliger Marae des Tane (Thermann und Bennet 1, 267), wie denn natürlich jede Insel als Nationalheiligthum einen Marae ihres Schutzgottes hatte. Einen Tempel des Tane auf Tahiti erwähnt Ellis 1, 341. Die Gestalt der Tempel, welche im ganzen Osten des Ozeans dieselbe ist, kann man nun vielleicht aus den steinernen Unterbauen erklären, welche auf den Markesas z. B. so häufig und sicher nur eine Umänderung der uralten malaiopolynesischen Einrichtung sind, das Haus schwebend auf hohen Pfählen zu bauen. Dann hätte man später bei diesen Maraes, um den stattlichen Unterbau nicht zu verunstalten, das eigentliche Haus ganz weggelassen, wie es Pflanzen gibt deren Blatt verkümmert, deren Blattstiel aber blattartige Gestalt annimmt. Wenn wir uns nun aber erinnern, daß (oben S. 235) nach raiateanischem Mythus Tangaloas Leichnam auf der Erde mit dem Rücken nach oben gelegt die Wohnung der Götter bildet: so kann man

hieraus auch für die Tempelgeſtalt einen Schluß ziehen. Wie wenn ſie eine Nachbildung jener göttlichen Leiche ſein ſollte? die Wohnung der Götter freilich iſt das Himmelsgewölbe; vielleicht ſtellen die Marae dann dies Himmelsgewölbe, natürlich in konvexer Geſtalt, vor oder wenn etwa unter der „Wohnung der Götter" Berge gemeint ſind, wie auf Neuſeeland der Tongariro das Rückgrat des Tupuna hieß, einen Berg in bildlicher Nachahmung. Wie dem auch ſei — die Form dieſer ſeltſamen Gebäude ſcheint ſymboliſch zu ſein, nur muß man natürlich dabei an die allerroheſte Symboliſirung denken. Teraſſenförmig waren die Marae immer, wenn auch nicht immer mit ſo vielen Stufen wie zu Tahiti: im Weſten der Gruppe hatten ſie oft nur zwei, drei Stockwerke wie Thermann und Bennet ſagen und war hier das Gebäude im Innern mit Erde ausgefüllt (1, 266; vergl. 267; 282).

Die großen Nationalheiligthümer beſtanden aus einer ganzen Zahl von einzelnen Maraes, hatten aber eine gemeinſchaftliche Umfaſſungsmauer (Ellis 1, 340). Auch hier waren die Maraes häufig, jedoch nicht immer (Wallis bei Schill. 1, 261) die Begräbnißplätze. Doch darf man nicht mit Meinicke (48) annehmen, ſie ſeien aus Begräbnißplätzen erſt zu Tempelſtätten geworden, denn vielmehr das Umgekehrte iſt richtig: man brachte die Leichen, wie die Geiſter zu den Todten zurückkehren, gleichfalls in das Haus der Götter und dies um ſo mehr, je mehr die Verehrung der Todten wuchs. Schon jene Abtrennung der Begräbnißplätze ſpricht für dieſe Anſicht: Die Tempel waren nicht urſprünglich Todtenhöfe, ſondern die Todtenhöfe urſprünglich Tempel. — Bilder waren in Tahiti ziemlich häufig, und nicht bloß die der Ti'i, die, unu geheißen, ſeltſam geſchnitzte, flache, nach oben zwei-fünfzinkig auslaufende Holzſtücke, bisweilen auch grobe männliche oder weibliche Figuren waren und auf den Grabhügeln ſtanden (Ellis 1, 348; 350; Wilſon 329; Forſter Bem. 478), ſondern auch die anderen Götter, die freilich roh genug oft dargeſtellt waren und oft nur aus Klötzen beſtanden, welche man in Zeug wickelte. Dieſe Bilder, welche Too heißen, dienen auch hier nur gleichſam als die Tabuſtätte des Gottes, als die Stätte, wo er ſich auf Erden niederlaſſen kann (Mörenh. 1, 472; Wilſon 331). Die erſten Miſſionäre fanden in dem Hauſe eines Fürſten verſchiedene Götterbilder von Holz, jedes mit einem Speere, einer Axt, einem Hammer u. ſ. w. bewaffnet, um die, welche den Gott erzürnten, zu tödten: dargeſtellt war der Gott der Sonne,

des Mondes, der Männer, Weiber und Kinder und Andere (Wilson 288), wobei allem Anschein nach nicht etwa an Ti'is zu denken ist. Waren doch in einem Tempel zu Oparre (bei Malavai auf Tahiti) die Bilder Ta'aroas, Tanes und Oros (Wilson 289). Namentlich das letztere Bild fand sich viel: Das berühmte Götzenbild von Atahuru, um welches sich 1802 der heftige Kampf, der Tahiti so sehr erschütterte und veränderte, war Oros Bild. Noch merkwürdiger ist das Bild, welches Cook zu Taiarapu fand, die Gestalt eines Mannes, 7' hoch, in guten Verhältnissen, wenn auch zur Höhe etwas zu dick, aus Zweigen geflochten und mit weißen und schwarzen Federn (letztere bezeichneten die Tatuirung und die Haare) bekleidet. Am Kopfe hatte die Figur 4 kleine Hörnchen, welche die Tahitier Tate ꝛc., kleine Männer nannten. Später erfuhr Cook, daß es Maui vorstelle (1. R. 2, 164). Maui ist sonst nirgends dargestellt und so mag hier trotz des ebengenannten Bildes des Sonnengottes ein Irrthum obwalten. Taaroa war dargestellt mit einer Menge kleiner Gottheiten an seinem Körper: Mund, Ohren, Nase, Augen waren aus kleinen Götterfiguren gebildet und selbst im Inneren, das hohl war, befanden sich andere Bilder: zum Zeichen, daß von ihm die übrigen Götter geschaffen (Ellis 1, 354 f.) seien. Dargestellt war ferner Ro'o mit seinen drei Söhnen (eb. 357) u. s. w. Die rarotonganischen Götter waren länger als die von Tahiti: während die letzteren meist 4' nicht überschritten, gab es dort welche von 14 — 20' Länge und 6' Umfang (eb.). Noch größere erwähnt Williams 116, welche Taaroa, Rongo, Ruanuu, Ta au u. s. w. vorstellten (109 f.), und sich sonst von den tahitischen nicht unterschieden. Die Götzen, welche blos aus solchen Holzstücken bestanden, waren oben mit Seilen aus Cokosfasern verziert und häufig mit rothen und gelben Federn geschmückt oder ganz damit bedeckt (Ellis 1, 354). Oft waren die Götter auch ausgehöhlt und waren dann mit solchen Federn gefüllt oder die Umwickelung der Holzstücke, welche oft sehr weitläufig ist, enthält sie (Tahiti Ellis 33, Wilson 330. Rarot. Williams 116). Diese rothen Federn dienten auch sonst als größter und heiligster Schatz: es waren Federn von rothen Papageien, welche nicht auf Tahiti selbst, wohl aber auf Inseln 10 Tagereisen westlich vorkamen; weshalb man, um sie zu erlangen, öfters Reisen dahin unternahm. Doch gebrauchte man auch die Federn aus dem Schwanze des rothen Tropikvogels, in Hawaii die eines

rothen Honigſaugers. Man ſchmückte damit den Anzug der Krieger, man hielt ſie beim Gebet in den Händen; man zahlte dafür allen und jeden Preis; aber nur für die echten, denn roth gefärbte Hahnenfedern ſtanden in keinem Werth (Forſter Bem. 320. Cook 3. R. 2, 236; 263; 152), aus ihnen beſtand der heilige Gürtel des Königs, mit ihnen war ſeine Kopfbedeckung beſetzt (eb. 228), ſie dienten als Amulet, halfen in Sturm, in Gefahr, ja man betrachtete ſie gern dazu als Atuas oder Orometuas (Mörenh. 1, 472—4). Man nahm an, die Macht des Gottes, dem man ſie weihte, gehe auf ſie über (Ellis 1, 338 f.). Auf den Sandwichinſeln verehrte man ſie gleichfalls ſehr hoch (Cook 3. R. 2, 400, 3, 457; Ellis 4, 166; 89), ebenſo zu Tonga (eb. 2, 102), wie auch in Neuſeeland die Blüthe der Erythrina ganz beſonders zum Schmuck beliebt war und man überhaupt dort vielen rothen Schmuck trug (Grey a 136 f.). Bei dieſer Verehrung der rothen Federn bedenke man, daß Roth die Tabufarbe in Neuſeeland war. Hochroth und Gelb waren überhaupt die beliebteſten Schmuckfarben (z. B. Tonga Cook 3. R. 1, 281; Hawaii eb. 3, 291 u. oft).

Die Prieſter (tahua) bildeten auf Tahiti einen abgeſchloſſenen Stand, der erblich war. Die vornehmſten Prieſter waren ſtets vom höchſten Adel, ja aus der königlichen Familie ſelbſt; und ſo hatte jede Inſel und jeder Diſtrikt Oberprieſter, doch gab es auch Prieſter für die niederen Volksklaſſen, welche aber ihres geringeren Tabu wegen nicht für die vornehmen Geſchlechter fungiren durften, ſowie die vornehmen nicht für geringe Leute (Mörenh. 1, 475 f. Ellis 1, 342, Forſter Bem. 473, Cook 1. R. 2, 238). Dem Oberprieſter zur Seite ſtanden je ein Bildbewahrer (amoi too), dann die pure, die Unterprieſter und drittens die zahlreiche Klaſſe der opu anui, der Prieſterdiener (Mörenh. 1, 478). Außerdem müſſen wir noch die hare po die „Wandler der Nacht" erwähnen, welche bei Feſten die heiligen Hymnen und Gedichte herſagten und zwar, indem ſie um den Marae wandelten und fortwährend recitirten; doch brachen ſie beim mindeſten Stocken, als einem böſen Zeichen, wie die Schauſpieler der Areoi, ohne weiteres ab. Auch ihre Würde war erblich; ihre Kenntniſſe erlangten ſie durch ſtetes Lernen und Ueben, doch legte auch der erbende Sohn ſeinen Mund auf den Mund des ſterbenden Vaters, um die Seele deſſelben und damit ſeine Kenntniſſe aufzufangen

(Mörenh, 1, 506-7). — Die Prieſter waren im hohen Grade einflußreich. Sie nur durften den Marae betreten, ſie nur nebſt den anderen heiligen Perſon d. h. dem vornehmſten Adel (Ellis 1, 344) von den Opfern eſſen; ſie ſelbſt erhielten Opfergaben und Geſchenke oft von ſehr bedeutendem Werthe; ſie allein durften bis an zwölf Weiber haben, während ſelbſt der König ſich mit zweien begnügte (Mörenh. 475 f.); ihre Drohungen bewirkten oft aus bloßer Furcht Krankheit oder Tod, ohne daß man mit Mörenhout und Forſter an Vergiftungen ihrerſeits zu denken braucht; dazu glaubten ſie ſelbſt zu feſt an die Götter (Mörenh. eb. Forſter Bem. 469). Freilich denkt Ellis (1, 368) gleichfalls an Gift und manche der Prieſter ſollen die Anwendung deſſelben eingeſtanden haben: dagegen ſpricht jedoch, daß nie den Europäern ein ſolcher Zauber geſchadet hat, denen doch Gift gleichfalls tödtlich geweſen wäre (Ellis 1, 368; Wilſon 455). Auch hier waren die Prieſter oft zugleich die Zauberer, welche fremde Geiſter in eines Anderen Körper bannen konnten und dadurch Krankheit oder Wahnſinn hervorriefen (Mörenh. 1, 481). Doch gab es auch noch höchſt gefürchtete Zauberer (tahutahu und pifao) außerdem und auch ihre Zaubereien bewirkten Krämpfe und Tod, ja ganze Familien ſind durch ſie getödtet worden (Ellis 1, 366 f. Mörenh. 1, 480). Die Prieſter waren dann natürlich auch die Aerzte: wie ſie den Gott riefen, ſo konnten ſie ihn auch wieder entfernen. Auch auf ſie ſelber ließ ſich der Gott herab, wenn er den Menſchen ſeinen Willen mittheilen wollte und ſogar oft bei gottesdienſtlichen Handlungen, bei denen die Prieſter mitten im Marae ſaßen, entweder auf einem Knie oder mit gekreuzten Beinen; das Haupt hielten ſie geſenkt oder nach der Pyramide gerichtet und ihre Tracht war dann gewöhnlich nur eine Matte um die Hüfte (Ellis 1, 343; Mörenh. 1, 478). Doch trugen ſie auch eine ungeheuer hohe korbartig geflochtene Kopfbedeckung, ſowie einen eigenthümlich geflochtenen und verzierten Schild (Abbildung bei Cook 1. R. 2, 238. bei Parkinſon pl. XI); für gewöhnlich gingen ſie wie die übrigen Tahitier. Andere phantaſtiſche Amtstracht derſelben welche bei den Göttern in beſonderem Anſehen ſtehen ſollte, erwähnt Wilſon 456. Auch begeiſterte ſehr häufig ein Gott den Prieſter, doch ließen ſich die Götter auch auf andere Menſchen herab. Den Befehlen ſolcher Begeiſterten, welche den linken Arm ſtets in ein Stück
ig wickelten, folgte man unweigerlich, auch wenn ſie ſehr ſchädlich

waren (Mörenhout 1, 481-3; vergl. Wilſon 285; Ellis 1, 374); man nannte ſie, ſo lange die Begeiſterung dauerte, alſo oft mehrere Tagelang, ſelber „Gott" oder mit dem Namen eines beſtimmten Gottes (Cook 3. R. 2, 156) und ehrte ſie dem Namen entſprechend (Ellis 375); die vornehmſten Frauen gaben ſich ihnen wetteifernd preis (Mörenh. 1, 480). Die Begeiſterten glaubten an den (Ellis 1, 385-6) Gott in ihnen auf das Feſteſte. Freilich ermangelten ſie in ihrer Begeiſterung nicht, große Gaben zu fordern; und allerdings erlebte Wilſon den Fall, daß ein Inſpirirter durch energiſches Vorgehen der Miſſionäre von ſeiner Bgeiſterung zurückkam (455-6; vergl. Ellis a. a. O.); indeß, da ein plötzlicher Schreck wirklich eine entgeiſternde Wirkung haben kann, ſo brauchen wir auch in dieſem Fall nicht nothwendig an Betrügereien zu glauben. Mancher Trug mag ſich freilich eingemiſcht haben. Auch hier äußerte ſich die Begeiſterung durch die heftigſten Körperaffektionen (Wilſon 457). Daß die Prieſter dann nun die Opfer, daß ſie die Tattuirung und Beſchneidung beſorgten, daß ſie bei Geburt und Begräbniß unentbehrlich waren, verſteht ſich von ſelbſt; daß ſie ferner die aſtronomiſchen, nautiſchen und religiöſen Kenntniſſe faſt allein beſaßen (Cook 1. R. 2. 238), machte ſie noch beſonders wichtig. — Die Prieſter beteten in einem ſchrillen, ſingenden Tone, doch bisweilen ſehr laut (Ellis 1, 343; Wilſon 455) und dieſer Ton iſt wohl gemeint, wenn Forſter (Bem. 469) behauptet, ſie hätten einige der Götter mit Ziſchen verehrt. Ueberall glaubte man, daß die Götter eine pfeifende, flüſternde Stimme hätten, in Tahiti ferner, daß das Brauſen großer Muſcheln, welches ſie ans Ohr gehalten vernehmen laſſen, von böſen Oramatuas ſtammte, welche ſie bewohnten (Ellis 1, 363); die neuſeeländiſchen Götter und Feen flüſtern nur (Shortl. a 72, Grey a 295-6 u. oft) und auf Tonga war das Pfeifen verboten, weil dies der Ton der Götter ſei (D'Urville a 4, 295). Die Gebete, Bitt- oder Lobgebete, wiederholten litaneiartig denſelben kurzen Satz öfters, ein Morgengebet, Göttererweckung genannt, hat uns Ellis 1, 343 mitgetheilt, der die übrigen verſchweigt, weil ſie theils zu unlauter, theils zu abgeſchmackt ſeien. Zuerſt wird allen zwanzig Göttern einzeln ein „wach auf" zugerufen und ſie dann hingewieſen auf die Vögel und Ro'o, den Gott der Wolken und auf die Fortſchritte, welche der letztere macht; darauf ruft man ſie an, auf die Cokosblattſtreifen, welche im Marae aufgehängt ſind, herab-

zusteigen, den Mund aufzuthun und das Opfer zu verzehren. Privatgottesdienst in der Familie leitet der Familienvater, welcher in diesem engen Kreis auch hier der höchste Priester war (Ellis 1, 342). Nach Cook (1. R. 2, 237), dessen Nachrichten Forster für nicht unwahrscheinlich hielt, obwohl er sie nicht aus eigener Erfahrung bestätigen konnte, gab es eigene Priester für die Weiber, wie diese letzteren auch ihre eigenen Maraes gehabt und nur weibliche Untergottheiten verehrt haben sollen. Begreift es sich nun, daß die Weiber nur weibliche Tikis und vorzugsweise weibliche Seelen angerufen haben; ist auch die Nachricht von den Priestern, welche nur für die Weiber waren, gewiß insofern richtig, als die Weiber für noa, also unheilig galten und dadurch auch ihre Priester nicht den Priestern der Männer gleich stehen konnten: so beruht doch die Nachricht von den doppelten Maraes gewiß auf einem Irrthum, da die Weiber den Marae überhaupt nicht betreten durften und ist damit wohl nur der Platz gemeint, wo sie die Ahninnen und ihre Tikis anriefen — wenn sie anders überhaupt Tikis hatten. Kein anderer Reisender erwähnt diese Sache, die also keineswegs von Bedeutung war. Eine Priesterin des Oro erwähnt auffallend genug Williams 188; vielleicht war sie die Tochter eines Priesters und dadurch selbst geweiht. Als Opfer brachte man alle möglichen Speisen, Thiere und Pflanzen, roh oder gekocht, ganz oder theilweise und erstere lebend oder todt (Ellis 1, 345); die Altäre im Marae waren Holzplatten, welche auf vier oft geschnitzten Ständern ruhten und mit Laubkränzen oder gefranzten Matten geschmückt waren. Oft standen sie ganz dicht beisammen, so daß sie eine große Fläche (40′ lang, 7′ breit, Wilson) bildeten: auf ihnen lagen und faulten die Opfer (Ellis 1, 345 f. Wilson 329). —

Die religiösen Feste waren theils gelegentlich, theils fest. Zu ersteren gehörten die, welche bei drohendem Krieg, bei der Krankheit eines Fürsten, zur Reinigung des Landes nach einem verwüstenden Kriege gefeiert wurden. Letzteres mit einer seltsamen Ceremonie: an der Küste zog man ein Netz durch das Wasser und die Korallenstücke und was man sonst heraufzog, nannte man — was an jene nachgemachten Yams zu Tonga erinnert — Fische, und bat den Gott, das Land wieder rein zu machen, wie die Korallen in der See (Ellis 1, 348 f.). Wollte man damit nicht bildlich andeuten, daß der Gott das Land von neuem schaffen sollte, wie er es schon einmal geschaffen hatte durch

Heraufſiſchen? — Das wichtigſte aller regelmäßigen Feſte war die ſogenannte Göttererneuerung (pae atua), welche jedes Vierteljahr gefeiert wurde: man nahm die Götterbilder aus den Tempeln, ſonnte ſie, ſalbte ſie aufs neue mit wohlriechendem heiligen Oel, füllte ſie mit neuen Federn und umkleidete ſie mit neuen Matten (Mörenh 1, 514 — 6). Nachdem man ſie feierlich zurückgetragen, begann das Feſtgelage (Ellis 1, 350 f.). Auch der erſte allgemeine Fiſchfang war ein großes Feſt, deſſen erſter Tag und ſeine Beute den Göttern, der zweite dem Könige, der dritte erſt allen Betheiligten gehörte (Mörenh. 1, 517). Dann ſind noch zwei Feſte zu erwähnen: erſtlich das Opferfeſt Anfangs Dezember, wo man die Erſtlinge der Ernte den Göttern brachte, und zwar im Hauptmarae, wohin man von allen Diſtrikten Gaben ſandte: im feierlichen Zuge, die Muſchelblaſenden Prieſter voraus, zog man dahin und wenn das Opfer vollendet war, ſo überließ der König dem Volke das Uebrige, wo dann jeder was er konnte erhaſchte (Mörenh. 1, 531) — ein Gebrauch, der häufig in Polyneſien vorkam — und dann ein Mahl folgte, das oft mehrere Tage hindurch fortgeſetzt wurde. Noch wichtiger war das zweite Feſt, welches man als Jahresſchluß betrachtete und bei welchem man von den Göttern Abſchied nahm. Es wurde wie das vorige nur noch glänzender und mit Wettſpielen gefeiert: war man vom Verſammlungsort in die Heimath zurückgekehrt, ſo betete man in jedem Diſtriktmarae zu den Göttern, daß ſie bald wiederkommen möchten (Mörenhout 1, 521-3). Männer, Weiber und Kinder, wenn auch letztere beiden den Marae nicht betreten durften, betheiligten ſich an dieſem Feſte, welches mit einem Gebet beſchloſſen wurde und das Ellis nicht mit Unrecht dem Allerſeelenfeſt vergleicht: zurückgekehrt brachte jeder Einzelne für die abgeſchiedenen Geiſter Opfer, daß ſie vom Po befreit werden und zum Rohutu emporſteigen oder zur Oberwelt wieder zurückkehren möchten (Ellis 1, 351-2). Es ſcheint faſt als ob dies, was Ellis erzählte, daſſelbe ſei, was Mörenhout als Bitte um Rückkehr der Götter auffaßt. Bei dieſen beiden Feſten herrſchte das ſtrengſte Tabu, alſo allgemeiner Gottesfrieden auf der Inſel (eb.). Gebete um Fruchtbarkeit geſchahen im Marae oft; ja man ſuchte die Götter mit Liſt zu täuſchen, indem man ihnen ſchlechte Früchte darbrachte und ſagte: Wir haben nichts Beſſeres: gebt Beſſeres, dann ſollt ihr davon haben (Mörenh. 1, 527). Vor jeder Mahlzeit ward

dem Gott etwas von den Speisen geopfert (Wilson 458; 284); wie man auch jede Handlung, Essen, Arbeiten, Schiffahrt, Pflanzen, Bauen, Fischen u. s. w. und ebenso den Tag und die Nacht mit Gebet begann (Ellis 1, 350). Derselbe fromme Sinn wie überall in Polynesien zeigt sich trotz aller heidnischen Auswüchse auch hier.

Auf Paumotu war alles, was die Gottesverehrung betraf, ebenso wie zu Tahiti: nur daß auf Mangareva der Tempel die gewöhnliche Hausform hatte und daß es daselbst keinen gesonderten Priesterstand gab: Die Fürsten waren zugleich Priester (Mörenh. 1, 110. Beechey 122; 137). Auf Hao hatte jeder Einzelne sein besonderes Idol, das er immer bei sich trug; es war der Schenkelknochen eines Freundes oder eines Verwandten, der oben mit einer Haarlocke versehen war (Beechey 179). Auch die markesanischen Einrichtungen stimmen wesentlich mit den tahitischen überein. Die Maraes lagen gern auf Bergen und waren mit den ehrwürdigsten Bäumen bedeckt, gepflastert und mit riesenhaften Steinen umwallt, meist zugleich auch Begräbnißplätze. (Melville 1, 176 f. Radiguet 609f. 625; Math. G***54). Götterbilder hatte man hier nur selten, meist verehrte man die Tiki oder die Ahnen, und so sind alle die Bilder zu erklären, welche bei Melville eb.; 2, 85-6; 2, 98; Porter 2, 111, bei Radiguet 609 erwähnt sind. Auch was Figueroa, der die Tempel genau so schildert, wie die späteren Reisenden, 1595 von Götterbildern sah (Marchand 1, 49), waren wohl nur Tikis. Man nannte sogar den ganzen Tempel Tiki (Math. G***54). Dagegen ist der hochheilige Gott, der wie ein unwickelter Speer aussah (Porter 2, 112), sicher kein Tiki. Ob dies derselbe Gott ist, den Melville als einen geschmückten Kopf und verziert mit weißen und rothen (den beiden Tabufarben) Zeugstreifen beschreibt? (Melville 2, 92). Auf heiligen Plätzen fanden sich wohl auch jene pyramidenartigen Baue, wie in Tahiti, welche oben die Götterbilder trugen (Melville 1, 176 f.); doch sind sie selten und meist durch den gewöhnlichen Hausbau der Markesaner ersetzt: auf einen steinernen Unterbau von 30-60′ Länge — also waren sie größer wie Privathäuser — 15-25′ Breite und 3-4′ Höhe fanden sich offene hallenartige Gebäude, deren Pfosten karyatidenartig geschnitzt sind: hier aßen die Männer, wurden die Feste gefeiert u. s. w. In einigen hingen Menschenschädel (Math. G*** 56 f. Melv. 176 f. Radig. 610).

Schon 1595 war dieſe Bauart die herrſchende (Figueroa bei March. 1, 49). Andere Häuſer für Wächter, Prieſter u. ſ. w. fanden ſich gleichfalls im Marae (Melv. 1, 176 f.). So könnte man annehmen, daß unſere Anſicht über die Entſtehung der heiligen Pyramiden doch eine unrichtige wäre und ſie ſich nur aus dem gewöhnlichen Wohnhaus herausgebildet hätten. Dagegen ſpricht aber der merkwürdige Umſtand, daß in höheren Theilen der Inſel — die Maraes liegen hier alle hoch — ungeheure Teraſſen, ganz wie jene tahitiſchen ſich finden, von 300′ Länge und 60′ Breite, aus 10-15′ langen, 5-6′ hohen Steinblöcken erbaut, die ganz glatt behauen ſind. Die unterſte und oberſte Stufe war in der Mitte viereckig eingefattelt, die Gebäude ſelbſt ohne Zweifel uralt. (Melville 2, 50-1; oben 5. Band 2, 223). Altäre gab es vielfach an den Wegen und bei den Häuſern: ſie galten den Tikis und den Seelen (Math. G***59). Begeiſterte, Opfer, Feſte ſind wie auf Tahiti: bei den Hauptfeſten hörte das Speiſetabu für die Weiber auf und ein allgemeiner Gottesfriede herrſchte, ſo daß auch feindliche Stämme ſich zu der Zeit beſuchten. Sie hatten religiöſe Dankfeſte; bei anderen herrſchten die größten Ausſchweifungen; Geburt and Tod wurden gleichfalls wie überall durch Feſte gefeiert (Math. G***72-74). Die Prieſter hatten hier eine größere Macht wie anderswo. Nur ſie konnten das Tabu hier aufheben; ſie wurden noch zu Lebzeiten bisweilen (jedoch wohl nur, wenn ſie begeiſtert waren) ſo hoch vergöttert, daß man ihnen Menſchenopfer darbrachte (Math. G***45). Es gab für jeden Stamm einen Oberprieſter (Tahua), der ſehr großen auch politiſchen Einfluß hatte und ſtets in Kriegertracht ging (Melv. 2, 92), wie er meiſt aus der vornehmſten Familie genommen war; ihm untergeben waren die verſchiedenen Klaſſen der Tahuna, der untergeordneten Prieſter. Auch war es hier keineswegs leicht, Prieſter zu werden: denn man mußte, wenn man gewiſſe Würden bekleiden wollte, eine mehrjährige Keuſchheit, für einen Polyneſier die ſchwerſte Aufgabe, und andere Kaſteiungen durchmachen (eb. 59 f. 62). Auch Prieſterinnen gab es hier, welche ſich mit Weiſſagen beſchäftigten (61), ja Radiguet erwähnt auch Oberprieſterinnen (608).

Hill (148) beſchreibt die Reſte eines alten Tempelplatzes (heiau) zu Hawaii als einen Raum, der bei 150′ Länge und 100′ Breite von drei Seiten mit 15 — 20′ hohen Mauern und mörtellos aufeinander-

gelegten Steinen umschlossen war, während die vierte keine Einfriedigung hatte. Das Innere war durch Quermauern in vier ungleiche Abtheilungen geschieden, deren mittelste, den Altar in sich bergend, etwa zwei Drittheil des ganzen Raumes einnahm: die drei anderen hatten am Ende eine Kammer. Auch hier lagen die Heiaus gern auf Bergen und am Strande (Ellis 4, 96; Cook 3 R. 3, 292). Der zu Bukohola, welchen Tamehameha um 1795 gebaut hatte, war 224' lang und gleichfalls 100' breit; die Umfassungsmauern, welche oben platt einen bequemen Spaziergang boten, ließen nur einen schmalen Eingang in den heiligen Raum. Dieser zerfiel terassenartig in einen höheren, gut gepflasterten und gepflegten Raum und in einen niederen mit minderer Sorgfalt behandelten. Am Ende des Ganzen war eine Art Allerheiligstes durch eine Quermauer gebildet, wo das Bildniß des Tairi, dem dieser Marae heilig war, sowie eine Menge untergeordneter Götter sich befanden. Dort stand auch das Anu (vergl. tahit. unu, Symbol des Tiki oder der Seele), ein Obelisk von Flechtwerk auf einem Grundquadrat von 4 — 5'. In diesem Anu stand der Priester, wenn er als Vertreter der Gottheit dem befragenden König orakelartige Antworten gab. Ueber dem Eingange in diesem innersten Hofe stand auch der Hauptaltar und dahinter das Bild des Hauptgottes (Ellis 4, 89, 96-7). Etwas anders war der Heiau, in welcher Cook als Rono verehrt wurde: es war eine Steinfläche, 40 Yards lang, 20 breit und 14 hoch, mit einem hölzernen Zaun umgeben und durch eine Quermauer geschieden, in deren Mitte ein hölzernes Gebäude stand: andere Gebäude standen am Zaun und jenes Gerüst, auf welches Cook als Rono hinaufsteigen mußte, scheint ein Anu gewesen zu sein. Auch hier war der andere Theil des Heiau vertieft (Cook 3. R. 3, 292-4). Die Häuser standen wohl ebenso auf jedem Heiau: das in der Mitte war das Tabuhaus des Königs, wo er verweilte, wenn eine strenge Tabuzeit eintrat, die Häuser an der Mauer oder dem Zaun waren die Häuser der Priester (Ellis 4, 98). Nicht zu verwechseln mit diesen Heiaus waren die Puhonua, die Zufluchtsstätten, wo jeder Verbrecher (Mörder, Dieb, Tabubrecher u. s. w.) Schutz vor den Verfolgern fand und ebenso jeder flüchtige Krieger; die Priester, welche daselbst wohnten, mußten jeden Verfolger, der das Puhonua betrat, tödten. Auch Weiber, Kinder und Greise brachte man in Kriegszeiten dahin; Raum

war genug: denn der, welchen Ellis sah, bildete ein unregelmäßiges Parallelogramm von 715' Länge und 404' Breite; die Wälle der 3 Seiten (die vierte lag am Meer) waren 12' hoch und 15' dick. Breite stets geöffnete Gassen führten durch sie hindurch. Im Innern waren Wohnungen für die Priester, sowie für die Flüchtigen, welche hier, wie der ganze Ort, unter dem Schutze eines Gottes oder eines Häuptlings standen. Die Umwallungen des Puhonua waren wie die aller Heiaus stets mit Tikibildern versehen. Im Innern dieses Puhonua befanden sich mehrere große Heiaus, nach Art der von King (Cook 3. R.) beschriebenen gebaut, also solide Steinflächen, deren eine 10' hoch, 126' lang und 65' breit war. Felsenstücke von 6' Höhe waren eingebaut: das Ganze war ein erstaunliches Werk von gewaltiger Arbeit (Ellis 4, 167-9). Die Begräbnißplätze waren hier, obwohl in der Nähe der Heiaus, doch von diesen getrennt (Ellis 4, 164) — Die Götzenbilder waren auf Hawaii zahlreich und zwar neben denen der Tiki, die hier wie überall gebildet waren, mit weit offenem Maule, in das man Speiseopfer wohl gleich hineinlegte (Arago 2, 112). Sie standen häufig grob und unförmlich um die Bilder der Hauptgötter her und waren bekleidet und verziert auf manche Art (Cook 3, R. 3, 457. Ellis 4, 166), auch durch Schnitzereien: auf dem Haupte waren bisweilen Menschenhaare, im Maule Haifischzähne angebracht und Ellis (4, 91) erwähnt eines das aus höchst giftigem Holze bereitet war. Dieser Götze hieß Karaipahoa und ward sehr gefürchtet: jeder Tod durch Vergiftung ging, so sagte man, von ihm aus (eb. 94). Die priapeischen Hausgötter sind ebenfalls Tikis, d. h. Schutzgeister, als solche verehrte Geister der Vorfahren (Cook 3. R. 3, 457 f.). Auch die riesenmäßigen Büsten von Flechtwerk mit Augen von Perlausterschalen, in deren Mitte eine schwarze Nuß befestigt war, gehören hierher (eb. 305). Die Bilder der Hauptgötter waren z. Th. von Holz, so das des Tairi, welches einen Helm trug, und mit rothen Federn bedeckt war (eb. 98), während man bei einem anderen, dem Bilde Keoroevas, eines alten Gottes von Maui, Kopf und Hals aus Flechtwerk gebildet und mit rothen Federn überkleidet hatte (eb. 89). Gewöhnlich wurden die Bilder aus einem harten gelben Holze gemacht, welches die Götter zu diesem Zwecke hatten wachsen lassen und vor Zeiten einem vornehmen Eingeborenen der Insel Morokai im Traume angezeigt hatten: die ersten aber

welche die betreffenden Bäume mit der Axt berührten, ſtarben, getroffen von den herausfliegenden Holzſplittern. Dies war wohl die Folge des ſtrengen Tabu dieſer Bäume, in welche Tane und die andern Götter, deren Bilder daraus werden ſollten, ſich herniedergelaſſen hatten (Ellis 4, 92 f.). Daher erklärt ſich wohl die Sitte, daß beim Fällen eines Baumes, aus welchem ein Götzenbild gemacht werden ſollte, der König den erſten Streich führen und ein Opfer gebracht werden mußte (Tyerm. u. Bennet 1, 450). Auch ſteinerne Bilder waren nicht ſelten (Ellis 4, 90), wie auch Cooks Reiſegefährten ein aus ſchwarzem geglättetem Stein verfertigtes Bild erwähnen, welches in richtigem Ebenmaaß eine Figur mit zurückgebogenem Haupte und auf Fingern und Zehen ruhend (kauernd?) darſtellte (3. R. 3, 457). Steinbilder verfertigte man nur aus ſolchen Steinen, welche an der Küſte bei Ninole auf Hawaii gefunden wurden. Schon am Aeußeren ſah man, welche von den dort gefundenen ſich zu Götterbildern eigneten. Wunderbarer Weiſe waren ſie zweigeſchlechtig und hatten die Fähigkeit, ſich fortzupflanzen; der kleine Stein, welchen man dann zwiſchen den beiden Eltern-ſteinen fand, war natürlich beſonders heilig. Namentlich gern zu Göttern, welche den großen Nationalſpielen vorſtanden, nahm man dieſe Steine (Ellis 4, 212 f.). Daß die Götter auch hier die verſchiedenartigſten Inkarnationen eingingen, braucht kaum erwähnt zu werden (Ellis 4, 90; Cook 3. R. 3, 458). — Opfer und Gebete ſind hier wie überall: wie überall wurden hier auch lebende Schweine geopfert, welche dann durch ein beſtimmtes Zeichen tabuirt im Heiau des betreffenden Gottes lebten und ſelbſt wenn ſie die umliegenden Felder verwüſteten, nicht getödtet werden durften (Ellis 4, 89; 1, 242). Religiöſe Hymnen beim Kawa-Trank- und Speiſeopfer bei jeder Mahlzeit waren auch hier gebräuchlich, auch hier Menſchenopfer häufig (Cook 3. R. 3, 458).

Die Prieſter hatten hier vielleicht noch größere Macht als irgendwo ſonſt; die Häuptlinge gewährten ihnen jegliche Forderung (Remy 163); ſie konnten durch ihr Gebet Lebende bezaubern, daß ſie ſtarben (Liſianſky 120), ſie ermittelten, wer einen Geſtorbenen durch Bezauberung getödtet hatte (Remy 129). Auch die Weiſſagungen der Götter gingen durch ſie, welche häufig zweideutig, wohl nicht aber liſtig vorher verabredet waren (Ellis 4, 97). Auch hier gab es Prieſterinnen, welche im Dienſte der Pele ſtanden (Ellis 4, 275).

Ueberſehen wir nun die Thätigkeit der Prieſter des Geſammtgebietes, ſo finden wir ſie außer daß ſie die Opfer, Gebete und heiligen Ceremonien bei Feſten u. ſ. w. zu beſorgen haben, bei der Geburt, der Beſchneidung, der Tattuirung (welche beide ſie allein beſorgten), dann wie wir gleich ausführlicher ſehen, als Aerzte und bei der Beſtattung thätig; wir finden ſie als Zauberer und Propheten; als Bewahrer der alten Mythen, Ueberlieferungen und aller Kenntniſſe, meiſt als beſonderen Stand, in welchem alles vom Vater zum Sohn vererbte (Ellis 4, 334). Sie haben überall einen großen, meiſt ſogar einen ſehr bedeutenden Einfluß; ſie erhielten überall für ihre Thätigkeit reichlichen Lohn durch Geſchenke und dergl., während bei Mißerfolgen nicht ſie ſondern die Götter die Schuld trugen.

Schließlich wollen wir hier zu einer beſtimmten Art von Götzenbildern nochmals zurückkehren: wir meinen die obenerwähnten Schenkelknochen mit Menſchenhaaren, welche die Bewohner von Hao als Idol beſitzen (Beechey 179). Dieſe finden ſich überall: auf den Markeſas war der mächtigſte Gott ein ſolcher Stab (Meloille 2, 92), auf Hawaii erwähnt ſie King in Cooks 3. R. 3, 292, 464 unter dem Namen Tabuſtäbe; ſie waren hier mit Hundehaar geſchmückt. Auf Samoa verehrte man ein Stück Bambus, das oben haarartig Kokosfaſern trug (Hale 26); die Maori trugen, als ſie mit Cook zuerſt in Berührung kamen, künſtlich geſchnitzte Holzſtäbe oder Wallfiſchrippen, welche mit kleinen Büſcheln von Hundshaaren oder Federn verziert waren (Cook 1. R. 2, 356); Stäbe, die zugleich als Stäbe und Abzeichen der Oberhäupter dienten. Doch war wer ſie trug ſtets alt und ſtets mit beſonders reicher Tattuirung verſehen (eb. 3, 57). Einen ſolchen Stab, 8' lang, den Knopf mit Menſchenhaar geziert überreichte der markeſaniſche Fürſt Tinai bei ſeinem erſten Beſuch, dem Capitän des Duff (Wilſon 241). Aus dieſem Stabe entſtanden denken wir dann auch den Stab, welchen die Redner in der ſamoaniſchen Volksverſammlung in die Hand bekamen, während ſie ſprachen und der oben mit einer aus Haaren geflochtenen Fliegenklappe verſehen war. Und haben wir hierin Recht, ſo gehört hierher auch der tahitiſche Fliegenwedel mit ſeinem geſchnitzten Stiel, der unten in zwei Vogelgeſtalten ausläuft und ſeinem langen wallenden Haarſchmuck (Abbild. Cook 1. R. 2, 217), hierher alles, was ſich von Redner- oder Häuptlingsſtäben noch ſonſt im Ozean vorfindet. Aber warum er-

wähnen wir dies? Der äußerste Osten und der äußerste Westen des Ozeans, das gebildetste und das roheste Volk der Ozeanier zeigt uns diese Stäbe in ganz eigener Bedeutung. Auf Hao waren sie geradezu Idole, aus einem Schenkelknochen eines Freundes gemacht, mit Menschenhaar verziert: also die denkbar roheste Art die menschliche Figur nachzuahmen, aber ganz sicherlich Tikis Schutzgeister darstellend. In Tahiti begrub der Priester, um die Sünden eines Verstorbenen in die Erde zu bannen, einen Holzstab als Sinnbild des Verstorbenen (Ellis 1, 402). Und die Ulitaos der Marianen (Bd. 5. 2, 148) trugen als heiliges Abzeichen ganz dasselbe, einen Stab, hohl, mit Baststreifen und oben mit Haaren verziert. Auch in diesen Stäben sehen wir nichts anderes, als Darstellungen des Schutzgottes — spricht doch schon der Name dafür. Denn sollte der marianische Name dieser Stäbe tuna bei le Gobien 203 oder tina nach Freycinet (2, 184) nicht dasselbe sein wie tah. unu, haw. anu, das Holzbild, welches den Tiki vorstellt*)? Dadurch aber fällt auf die Uritaos ein neues Licht. Sie also tragen das Bild des Gottes stets in der Hand sie sind in seinem besonderen Schutz und Dienst und stimmt dies nicht aufs genaueste zu unserer Auffassung der Areoigesellschaft? Auch diese hat gewiß solche Stäbe wenigstens früher getragen, wenn uns auch nichts davon berichtet ist. Auch die Fürsten standen unter besonderem Schutz der Götter: was Wunder also, wenn sie in Neuseeland den Schutzgott stets bei sich führten? Daß nun auch der Redner zu Samoa den Stab in die Hände bekam (dessen Umdeutung in späterer Zeit, wo der ursprüngliche Sinn nicht mehr gefühlt ward erfolgte) ist eine schöne Sitte; denn entweder sollte er dadurch unter den Schutz des Gottes gestellt worden, damit er ganz frei reden könne: oder es sollte das was er spräche unter den besondern Einfluß der Götter gestellt werden, damit es heilig sei, der Gott selber sollte gleichsam aus ihm sprechen, und das ist wohl das Richtige. Daher war es auch Sitte, daß ein Sohn, der in irgend einer wichtigen Botschaft abgesandt würde, seines Vaters Stab und Fliegenwedel mit-

*) Anlautendes t hat das Marianische bisweilen den mikropolynes. Sprachen gegenüber. So Marian. tano Land, Radak enni, Neuseel. wenua, Paum. henua, Rarot. enua. — Auch tuna sam. neuseel. Aal kann hierhergehören, da Aale gewöhnlich für Inkarnationen der Götter galten.

nahm, als Sanktion (Turner 349): der Gott seines Vaters begleitete ihn. Man sieht aber auch hieraus, wie sehr der Glaube an die Schutzgeister das gesammte polynesische Leben durchdrang.

Aberglaube herrschte mannigfaltigster Art. Flüche und Verwünschungen waren und sind sehr gewöhnlich (Turner 318; Mariner 1, 297; 2, 237.). Das Gesicht bedeckte man sich in Samoa Nachts mit einem Stück Zeug, weil man sich fürchtete (eb. 316); der Regenbogen, Sternschnuppen, Constellationen, Wolkenbildungen, Stürme, das Rauschen des Windes in den Bäumen der Maraes und dergl. galten als Götterzeichen und bedeuteten mancherlei, aber nichts Gutes (Somoa Turner 242; Tonga Mar. 1, 456; Neus. Grey 6; Tahiti Cook 1. R. 2, 278; Ellis 1, 378; 342 u. s. w.). Auch dem Flug und der Rast der Vögel entnahm man günstige und ungünstige Zeichen (Turner 242; Mariner 2, 237; Ellis 1, 373), ebenso den Eingeweiden (namentlich dem Herzen und der Leber) und den Muskelbewegungen des geschlachteten Opferthieres (Ellis 1, 371), des getödteten oder sterbenden Feindes (eb. 1, 303); sie erkannten die Zukunft aus zerschnittenen oder schwimmenden oder geworfenen Kokosnüssen (eb. 377; Mar. 2, 239), in Neuseeland auch durch geworfene Stöcke (Shortl. a, 117; Taylor 91). Oder man steckte Stöcke in die Erde, auf deren jeden man einen Stein legte; fiel in einer bestimmten Zeit keiner dieser Steine herunter, so bedeutete das für eine Reisegesellschaft glückliche Reise jedes Einzelnen (Polack narr. 1, 130). Auch hier also ist der Stock Bild des Menschen, wie die eben beschriebenen heiligen Stäbe Bilder des Tiki sind. Daß man Orakel von den Göttern selbst erhielt, ist schon erwähnt und natürlich spielten Träume überall eine große Rolle (Mar. 1, 456; 2, 111; Ellis, 1, 373), denn die Seele, so glaubte man in Neuseeland, besuchte im Traum das Po (Taylor 74) und so hatte jeder Traum Bedeutung (eb. 160). In der Fremde Sterbende zeigten sich den Ihrigen an (Shortl. a 117f.). Von Bedeutung war auch das Niesen: in Samoa sagte man einem Niesenden: mögest du leben! (Turner 348), in Tahiti: Gott segne dich! (Wilson 474). Nieste ein Maorikind, so rief ihm die Mutter einen langen Spruch zu; nieste einer beim Essen, so war Besuch oder eine Neuigkeit zu erwarten (Shortl. a 111; 114). Dagegen galt in Tonga das Niesen als sehr böses Zeichen (Mar. 1, 456). — Trifft Vorhergesagtes nicht ein, so ist auch hier eben nie der Priester

sondern allein der Gott selbst daran schuld; er hörte nicht, weil er unterdessen im Götterland verweilte (Polack narr. 1, 154).

Im engsten Anschluß an die religiösen Anschauungen dieser Völker müssen wir die Art und Weise darstellen, wie sie ihre Kranken und Todten behandeln. Denn diese Behandlung beruht durchaus auf dem, was sie von den Göttern, von den Seelen und dem Zustand nach dem Tode glaubten. Daß man Krankheit überall als Besessenheit auffaßte, haben wir schon erwähnt. Daher erklärt es sich, wenn man die Schwindsucht, jenes langsame zehrende Uebel in Samoa durch Bedrohung mit dem Speer zu heilen versuchte. O Moomoo*) rief man, ich bin im Begriff, dich zu durchbohren, (Turner 221) und erwartete hierdurch d. h. denn doch durch Vertreibung des bösen Geistes, Besserung. Eben deshalb stellte der Priester mit einem Kranken und seiner ganzen Familie eine Beichte an, ob irgend eine Tabuverletzung oder dergl. vorgekommen war, über welche erzürnt ein Gott die Krankheit sende. Man beichtete ganz ehrlich, widerrief etwa ausgesprochene Flüche, gab dem Priester die Sühngeschenke, die er verlangte, kurz, man that Alles mögliche um den Gott zu versöhnen. Auch jetzt noch beichten Kranke deshalb oft die schwersten Verbrechen. Leiden an gleicher Krankheit mehrere Familienglieder, so öffnete man den Leib des ersten an der Krankheit sterbenden und durchsucht ihn; findet man etwas Entzündetes,

*) Moomoo heißt nach Turner die Schwindsucht. Das Wort steht für mokomoko, da K im Samoanischen fehlt. Im Tonganischen heißt mokomoko kalt, momoko Zehrfieber, im Markesanischen moko elend, momo'o Husten (Hale s. v.). Moko, mo'o heißt die Eidechse: und Hale erklärt das tong. mokomoko kalt wie die Haut einer Eidechse. Daraus läßt sich also einmal folgern, daß das Wort nur von körperlicher Kälte, nur von Frieren eines Menschen gebraucht wird; andererseits aber ist es unbegreiflich warum man diese Bezeichnung vom Anfassen einer Eidechse abstrahierte, ja warum man überhaupt an irgend eine äußere Uebertragung von einem kalten Gegenstand bei diesen inneren Frost gedacht haben soll. Wir haben es vielmehr mit der Kälte des Fiebers zu thun, welche ein böser Geist im Menschen verursachte, an die zehrende Kälte des Fiebers der Schwindsucht; von da also von einer inneren Empfindung übertragen heißt mokomoko kalt, schaudernd, frierend. Aber moko heißt ja die Eidechse? Das bürgt uns für diese Erklärung, denn den Geist dachte man sich als Eidechse oder als ein ähnliches Thier. Moko heißt aus gleichem Grund auch die Tattuirung (S. 35). So sagt denn auch Nicholas 340f., nach neuseeländischem Glauben säße der Atua als Eidechse oder dergl. in den Eingeweiden der Kranken und zehre diese auf.

ſo thut man es weg, verbrennt es und hofft damit die Uebrigen zu retten (Turner 224 f. 228) — man ſucht die Stelle wo der böſe Geiſt hauſt und dieſen ſelbſt zu vernichten. Auf Tonga war der Glaube an dieſe böſen Krankheitsdämonen ſchon ſehr geſchwunden. Doch hängt damit zuſammen, daß man bei Erkrankung eines Vornehmen die Götter unter Hinweiſung auf die Verdienſte des Mannes heftig anfuhr, namentlich wenn die Krankheit nicht raſch wich (Mar. 1, 364); daß man den Kranken ſelbſt in den Tempel zunächſt des Familienſchutzgottes brachte, während täglicher reicher Opfer und von da, wenn keine Hülfe eintrat, zu verſchiedenen anderen Göttern umher ſchleppte; daß man den Gott durch Demüthigungen zu beſchwichtigen ſuchte, wie man z. B. den ſterbenden Finau über die Kochgrube des Tuitonga legte und Finau war doch ſo vornehm und alles was mit Kochen zuſammenhing, ſo ſehr befleckend (Mar. 1, 385). Auch das Schlafen im Faituka beſonders mächtiger Götter half von Unwohlſein (Wilſon 206): der ſchwächere Gott wurde vom mächtigeren vertrieben. Hierher gehört wohl auch, daß wer eine ſchwere Operation überſtanden hatte ſich weder waſchen noch kämmen, auch nicht Haar oder Nägel ſchneiden durfte, weil ſonſt, wie man aus Erfahrung wiſſen wollte, Starrkrampf und Tod einträte (2, 248 f.) Denn der war unrettbar in der Gewalt feindſeliger Geiſter, der ihnen Gelegenheit bot, auch nur das geringſte von ſeinem Körper zu erlangen.

Dieſer Glaube herrſchte überall, ja die europäiſchen Einwanderer haben ihn bisweilen gleichfalls angenommen (Dieffenb. 2, 59; Nukuh. Kruſenſt. 1, 194). Da Krankheiten vielfach auf Bezauberungen beruhen, zu dieſen Bezauberungen aber Speichel oder etwas von den Speiſen oder Kleidern oder den Körperabfällen des zu Bezaubernden gehören (Dieffenb. 2, 59; Shortl. 112 f.; Polack 1, 282; Tahiti Mörenh. 1, 540 f. Hawaii Ellis 1, 365. Markeſas Vincend. Dum. 247; Mathias G***228): ſo war man mit alle dieſem, wie wir ſchon erwähnten, höchſt vorſichtig, namentlich mit dem Ausſpeien, man begrub die Körperabfälle im Marae und nahm die Speiſen mit. Auch gab es beſondere Gebete und Zauberformeln für die verſchiedenſten Krankheiten (Dieffenb. 2, 61, Shortl. a 96 f.; Thomſon 1, 219), denn in jedem kranken Glied hauſte ein beſonderer Geiſt (Taylor 34). Wie der Prieſter einen ſolchen zum Rückzug nöthigte, haben wir vorhin (S. 375) geſehen; und noch heute nehmen

die Maori am liebsten Brechmittel ein, weil diese den bösen Geist am sichersten fortschaffen (Shortl. a 108). So bildete sich ein ganzes System von Bezauberung und Entzauberung: zu Tahiti begrub der Priester Körperabfälle des zu beschädigenden und seine eigenen Tikis nachdem er beides in einen Sack gesteckt hatte: dann mußten diese Tikis jenem schaden und man konnte gar bald die Seele des Bezauberten weinen hören (Mörenh. 1, 541); oder man rieb den Schädel eines Todten mit der Speise eines Lebenden, damit der Geist des letzteren zürnend über den Tabubruch in ersteren führe (Wilson 4, 55). Dies war wohl überhaupt der leitende Grundgedanke der meisten Zaubereien, irgend einen Geist gegen einen lebenden dadurch zu erzürnen, daß man diesen letzteren unbewußt ein Tabu brechen ließ, durch dessen Bruch jener verletzt wurde. So legte man in Tonga Kleider oder Eigenthum irgend Jemandes, den man bezaubern wollte, ins Grab seiner vornehmeren Verwandten; dann mußte der minder vornehme Lebende sterben. Mißglückt aber ein solcher Zauber, so brachte er leicht dem Urheber Tod (Taylor 91), auf den ein kräftigerer Zauberer ihn zurückwenden kann (Tah. Ellis 1, 369; Haw. 4, 293; Jarves 72) und natürlich wehrte man sich durch Gegenzauber aufs heftigste; auch war nach eingetretenem Todesfall die Rache der Verwandten sicher (Mörenh. 1, 543), wie sich auch der Kranke selber bisweilen durch Mord zu rächen suchte (Polack 1, 281 f.). Starb jemand, so suchte der Priester zunächst den Feind zu entdecken, der ihm den Tod angezaubert hatte und dann die Ueberlebenden vor gleichem Zauber sicher zu stellen (Ellis 1, 398). Auch in Tahiti suchte man bei Krankheiten frühere Sünden gut zu machen, man gab gestohlene Sachen zurück (Bratring 181 f.), wer ein Tabu gebrochen hatte und erkrankte, opferte alles, was er hatte, ja er bot sich selber, den Strick um den Hals, den Göttern als Opfer dar (Mörenh. 1, 543) und nicht anders machte es, bei Epidemien, das ganze Volk: dann boten sich gleichfalls mit umstrickten Hals die Fürsten als Opfer dar während das übrige Volk fastete und betete (Mörenh. 1, 544-5). Das deutet darauf hin, daß Menschenopfer gebracht sind, um Krankheiten abzuwenden: und wirklich geschah das zu Tahiti um besonders Vornehme am Leben zu erhalten (Bratring 182 f.) und ebenso und noch häufiger auf Tonga, wo man Kinder opferte ist nur bei Krankheiten vornehmer Männer, sondern auch, wenn

ein Vornehmer ein Tabu gebrochen oder ſonſt den Götterzorn auf ſich geladen hatte (Mariner 1, 91; 385; 227f.). Auch Selbſtverſtümmelungen kamen vor: ſo war es auf Tonga bei Erkrankung vornehmer Leute ganz gewöhnlich, daß andere ſich, wetteifernd, einen kleinen Finger abſchnitten, um die Geneſung der kranken Fürſten herbeizuführen. So allgemein war dieſe Sitte, daß allen Tonganern mit Ausnahme der allervornehmſten Fürſten die kleinen Finger fehlten; daß Mariner fünfjährige Knaben ſich zu dieſer Operation hindrängen ſah (Mariner 1, 454; Forſter R. 2, 71). Auch zum Zeichen der Trauer bei Todesfällen geſchah es und geſchieht es noch jetzt (Hood 109); ja zu Uwea hat die Königin nur drei Finger an jeder Hand, weil ſie alle anderen — alſo nicht bloß die kleinen Finger — abgeopfert hat (eb. 162).

Auch die Behandlung der Kranken fließt aus dieſer Vorſtellung von der Urſache der Krankheiten. Sie war auf Samoa durchaus milde (Turner 224), um den Geiſt nicht zu erzürnen, während man umgekehrt in Tahiti die Kranken verläßt, weil ſie tabu werden durch den innewohnenden Gott — nannte man einen Schlagfluß doch geradezu „Gotteshand", d. h. durch den plötzlichen Griff oder Schlag eines Gottes bewirkt, ebenſo Krämpfe (Ellis 3, 41) — daher viele Hungers ſterben (Turnbull 127; 332); Arzeneien anzuwenden hält man daſelbſt vielfach für Sünde, weil eben ein Atua die Krankheit bewirkt (eb. 260) und verabſcheut ſie (292); man betete lieber, um den Gott zu vertreiben und brauchte man Arzeneien und ſie halfen nicht ſofort, ſo verließ man den Kranken ganz, was namentlich alten Leuten und dem geringen Volke geſchah. Ja man vertrieb ihn nicht ſelten vom Hauſe und erbaute ihm eine kleine Hütte von Palmlaub, womöglich in der Nähe eines Stromes, denn Waſſer entabuirt, und verſorgte ihn dort mit kärglicher Nahrung. Auch durchbohrte man Kranke mit einem Speer oder begrub ſie lebendig (Ellis 3, 46-49), in ſpäterer Zeit gewiß meiſt aus Faulheit und Härte, urſprünglich aber wollte man, wie bei jener ſamoaniſchen Bedrohung der Schwindſucht nur den böſen Dämon hierdurch unſchädlich machen und nicht Grauſamkeit, ſondern Furcht veranlaßte die Unmenſchlichkeit. Andere Bedeutung hat es, wenn auf den Markeſas die nächſten Verwandten dem Sterbenden Mund und Naſe zuhielten: man wollte dadurch der Seele den Ausweg ſperren und ſo den Kranken länger am Leben

halten (Math. G*** 115; Radiguet 636). Hier zeigt sich also wieder freundliche Gesinnung und nicht andres auf Neuseeland, wo alle Verwandten den Kranken besuchten, der mit besserer und leichterer Nahrung gepflegt wurde. Indeß geschah das nur bei Vornehmen: um Geringere kümmerte sich Niemand, sie gingen, wenn sie erkrankten, in den Wald und kamen entweder gesund oder gar nicht wieder (Dieffenb. 2, 61 f.). Auch andere Härten kamen vor: um das Tabu des innewohnenden Atua zu vermeiden, schleppte man Kranke und Sterbende öfters aus dem Hause (Taylor 61) oder verließ sie und pflegte sie nicht genügend, so daß sie verhungerten (Polack narr. 2, 332), aber dies Alles ursprünglich nicht aus Roheit, sondern nur aus frommer Furcht. Wahnsinnige und ganz Aussätzige galten daher, als für immer von einem Gott besessen, wie Begeisterte für heilig, doch ging man ihnen aus demselben Grund aus dem Weg (Ellis 3, 40; Turnbull 127).

Dabei waren aber die Polynesier gar mancher Arzeneien und Heilmethoden kundig. Zunächst verstand man es im ganzen Ocean, ermüdete und kranke Glieder durch Drücken und Kneten wieder so zu erfrischen, daß die ersten Reisenden sich nicht genug über den trefflichen Erfolg wundern konnten (Tonga Cook 3. R. 2, 21. D'Urville a 4, 332; Tahiti Wallis bei Schiller 2, 328; Cook 3. R. 2, 224; Turnbull 292; Markesas Melv. 1, 155; Hawaii Tyerm. u. Benn. journ. 1, 459: Bennett a 1, 240 u. s. w.). Während nun die Tonganer als innerliche Heilmittel nur wenige Pflanzenaufgüsse hatten, welche aber nichts halfen, obwohl sie die Recepte von den als Aerzten berühmten Fidschis bekommen hatten (Mar. 2, 242): so waren sie als Chirurgen höchst geschickt, verstanden einen in der Brust abgebrochenen Pfeil innerhalb 2-3 Minuten wenn er auch noch so fest saß herauszuschneiden und durch rationelle Behandlung die Wunde zu heilen, so daß der Kranke wieder ganz vollständig wenn auch erst nach Jahresfrist genaß (eb. 248 f.). Ja selbst Feuerschußwunden verstehen sie zu heilen. Ihre Schnitte folgen immer dem Lauf der Muskeln (D'Urville a 4, 333). Tetanus kurirten sie durch ein in die Harnröhre geleitetes Stäbchen oder durch ein Haarseil, das sie beim Perinäum wieder hervorzogen; eine Kur, welche sie auch bei allgemeiner Erschlaffung und bei Unterleibsstockungen mit Erfolg gebrauchten (254 f.). Auch Castrirung wendeten sie bei einer bestimmten

Hodenkrankheit geſchickt und unſchädlich an. Verrenkungen heilten ſie dadurch, daß ſie Oel und Waſſer ſtets nach einer Seite hin einrieben (eb. 261), Skarificationen machten ſie häufig, auch bei Augenentzündung, wobei man noch zwei Pflanzenſäfte in die Augen träufelte (eb. 262; Cook 3. R. 1, 294); eine Art Moxa, durch Auflegen brennendes Zeuges kannten ſie gleichfalls (D'Urville a 4, 329). Auch Frauen traten als Aerzte auf (Cook eb. 294). Amputationen ganzer Glieder wandten ſie ſelten, dann aber auch freilich erfolgreich an; wohingegen Arm- oder Beinbrüche hier und überall im Ozean jeder erfolgreich zu ſchienen wußte (Mar. 2, 260. Mark. Marchand 1, 52. Tahiti Ellis 3, 42): nur die Hawaier ſtanden wie überhaupt in der Chirurgie ſo auch hierin nach (Ellis 4, 335; Jarves 71). Augenärzte fanden ſich gleichfalls überall und zum Theil waren ſie ſehr berühmt und wurden weithin gerufen (Hawaii Ellis 4, 335; Tahiti eb. 3, 42); doch beſtand ihre Kunſt hauptſächlich in der Entfernung fremder Gegenſtände aus dem Auge. Sehr kühne Operateurs waren die Tahitier, von denen Ellis Unglaubliches erzählt: ſo fiel ein Mann vom Baum und verdrehte ſich die Halswirbel, welche ſeine Begleiter ſofort wieder gewaltſam einrichteten; und noch mehr, als einem ein Stein auf den Rücken fiel und ihn ſo beſchädigte, daß er ſchon vollkommen gelähmt war und „den Rücken gebrochen“ hatte: da renkten die Umſtehenden ſofort, indem ſich einer auf den Beſchädigten kniete, die verſchobenen Rückenwirbel ein, umwickelten dann den Kranken feſt mit einem Gürtel und brachten ihn nach Hauſe: ein paar Tage darauf war er geſund. So erzählt Ellis 3, 42-3. Zu trepaniren verſtanden ſie auch: ja ſie behaupteten, wenn Jemandem der Schädel und das Gehirn beſchädigt geweſen ſei, ſo hätten ſie den beſchädigten Theil des Hirnes herausgeſchöpft und dafür den entſprechenden Theil des Hirnes eines friſchgetödteten Schweines eingeſetzt, doch ſeien dieſe Behandelten meiſt toll geworden und geſtorben (Ellis 3, 43). Man denkt hierbei natürlich an eine gut erfundene Myſtifikation: indeß verſichert Ellis, der aber ſelbſt zweifelt, man habe es ihm öfter und immer ebenſo und ganz ernſt erzählt. Geſchwüre verſtanden ſie aufzuſchneiden (eb. 44; Mörenh. 2, 164 f.). Nach Bougainville (195) hätten ſie um zur Ader zu laſſen die Sagittalis geöffnet, dann die Wunde ausgewaſchen und den Kopf verbunden: doch ſagt Ellis (44) ſie hätten keine Ahnung von Phlebotomie gehabt. Wunden zu ſchließen, waren

sie sehr geschickt (42). Pflanzenaufgüsse wendeten sie innerlich und äußerlich vielfach an (Mörenh. 2, 164 f. Forster Bem. 429, Ellis 3, 38) und waren die Recepte oft Geheimnisse der Priester; die Einzelnen wußten einzelne, auf die man bei der betreffenden Krankheit verwies (eb.). Dampfbäder und kalte Abwaschungen waren sehr gebräuchlich (Mörenh. eb.); auch hatte man Mittel gegen das Gift des Tausendfußes, des Skorpions und einer sehr giftigen Fischart (eb.). Natürlich wendeten die Aerzte, die Priester, kein Mittel ohne mannigfache Ceremonien und Anrufungen an, auch erhielten sie nachher Belohnungen hier (Ellis 36 f.), während die tonganischen gar keinen Lohn nahmen (Mar. 2, 246). Frauen besorgten in Tahiti vielfach leichtere Mittel, wie Reibungen, Umschläge und dergl. (Mörenh. eb.). Die Hawaier nnd Maori wandten ebenfalls Schwitzbäder an (Ellis 4, 335; Polack narr. 2, 273), beide Stämme auch eine Menge vegetabilischer Arzeneien, welche zum Theil gut gewählt waren, als Abführ-, als Brechmittel; öfters auch waren sie gemischt aus verschiedenen Pflanzen. Sie standen hierin den Tonganern, wie Mariner an sich erfuhr, voran (Ellis 4, 334 f.; Jarves 71; Mariner 2, 244 f; Polack narr. 2, 277; Dieffenb. 2, 61; Thomson 1, 219). Eine unglaublich plumpe Art von äußerer Reibung wenden die Hawaier an: sie rollen schwere (bis 12 Pf.) Steine oder Balken über den kranken Menschen oder das kranke Glied (Ellis 4, 345; Jarv. 71). Viel geschickter als sie und wirklich tüchtige Chirurgen waren die Maori (Dieffenb. 2, 61), welche auch die Mineralquellen ihres Landes nicht unbenutzt ließen (Dieffenb. 1, 246 f. 2, 61 f.). Daß die Heilkunde nun selbst wieder unter verschiedenen Göttern stand, versteht sich, Hawaii Jarves 71; Ellis 4, 335 f.; Tahiti eb. 3, 36); wie auch die Heiligkeit mancher Pflanzen (Lesson voyage 46) in Beziehung steht mit ihrer medizinischen Brauchbarkeit. Doch hängt dies keineswegs immer zusammen.

Daß man in Samoa, wenn eine Leiche im Hause war, Tags über fastete und nur Nachts aß; daß wer einen Todten angefaßt hatte, nach fünf Tagen um sich zu reinigen Gesicht und Hände mit heißem Wasser waschen mußte; daß man vor und nach dem Begräbniß ein Feuer anzündete, dessen Strahlen auf die Leiche oder das Grab fallen mußten (Turner 228; 233): das Alles steht mit

ungesetzen im genauen Zusammenhang und war zum Theil

schon erwähnt. Eben deshalb gab man dem Todten sein Trinkgefäß, seinen Kopfschemel, der wegen der steten Berührung des Kopfes besonders heilig war, mit ins Grab, damit durch Benutzung dieser Gegenstände kein Tabubruch und dadurch Götterzorn und Krankheit veranlaßt werde (eb. 230). Alle Todten wurden mit Oel gesalbt*) (ebenso Tonga D'Urville a 4, 316; Tahiti Wilson 473; Paumotu Mörenh. 1, 101) und mit Tüchern umwunden, Leute vom Volke dann ohne Weiteres in die Erde gelegt, Häuptlinge aber wurden eingesargt und zwar hatte der Sarg Schiffsgestalt, ja man nahm und nimmt noch heute einen alten Kahn dazu. Auch wurden sie unter Trauergesängen in feierlicher Parade überall umhergetragen und war die Zeit, in welcher das geschah sowie die Orte, wohin man die Leiche brachte aufs strengste tabu; ein Rest dieser Sitte ist es, daß man heute die Vornehmen 30 Tage lang auf dem Paradebette liegen läßt. Zum Begräbniß bringt jeder Theilnehmer ein Geschenk mit, wie er gleichfalls eins erhält. Das Grab selbst machte man stets auf eigenem Grunde, oft dicht am Haus und umpflanzte es mit feinbelaubten Bäumen. Das Haupt der Leiche lag nach Osten. Auf das Grab legte man Steine zu einem Haufen zusammen und umsteckte das eines Kriegers mit Speeren (Turner 227-31). Auch die Schädel der im Krieg gefallenen — die ganze Leiche konnte man nicht heimbringen — beerdigte man zu Hause (eb. 230) und besonders zu bemerken ist noch, daß die Todten einer bestimmten Häuptlingsfamilie nicht begraben, sondern die Leichen ausgenommen, getrocknet und einbalsamirt, mit Tüchern ausgestopft und in einem besonderen Hause ausgestellt wurden. Nur Weiber durften dies besorgen — wegen des Tabus (eb. 231).

Gleich nach dem Tode und während des Begräbnisses trat auch in Samoa jene alles Maaß übersteigende Trauer ein, welche überall in Polynesien herrschte: man heulte, schrie, hielt leidenschaftliche

*) Diese Sitte, welche auch über die Tokelauinseln (Bd. 5, 2, 193) und in Mikronesien (eb. 151; 154) verbreitet war, hat gewiß einen tieferen Grund, denn mit Oel wurden auch die gesalbt, welche unter den Areoi eine höhere Stufe erreichten und ebenso die Götter bei dem Götterreinigungsfest. Bugis und Makassaren bohren beim Beginn einer weiteren Reise ein Loch in's Schiff und gießen durch dasselbe Oel: das schützt vor Unglück (Wallace 2, 354).

Apostrophen an den Todten, schlug sich Wunden, mißhandelte sich auf alle Weise (Turner 227). Je vornehmer der Gestorbene war, um so toller geberdete man sich, beim Tode des Königs oft ganz wie rasend. Das Geheul zwar ging in Tonga nur von den Weibern aus, da es sich für Männer nicht passe, zu wehklagen: wohl aber verwundeten sich diese (und die Weiber ebenso) mehrere Tage lang mit Haifischzähnen*) und Keulenschlägen so sehr, daß Mariner mehreren Leidtragenden die Keulen wegnahm, weil sie dem Wahnsinn nahe waren (Mar. 1, 393). Je näher man dem Todten stand, um so maaßloser zeigte man sich; Wilson sah einige, welche sich mehrere Speere durch die Arme oder durch die Schenkel stießen (Wils. 359), ja einen, der sich sein Haar mit Oel salbte, dann anzündete und so flammend umherlief (357). Dazu nun das Geheul der Weiber, der fürchterliche Ton der Tritonshörner, die man zu Ehren des Todten blies (eb.) — und zwischen all den Lärmen traten die Einzelnen vor und hielten die leidenschaftlichsten Trauerreden, wie Mariner bei Finaus Tod erlebte: „Finau, rief einer, ich weiß Deine Absicht: Du bist nach Pulotu gegangen und hast Dein Volk in Verdacht, daß ich und andere treulos wären. Aber wo ist ein Beweis der Treulosigkeit? wo ein einziges Zeichen fehlender Achtung? — und indem er sich heftige Keulenschläge gab: „ist das nicht ein Beweis meiner Treue? Zeigt das nicht von Anhänglichkeit und Liebe zu dem dahingeschiedenen Krieger?" Und ein anderer: „Siehe das Land ist zerrissen im Krieg! es ist zerschlagen zu Stücken! Wie mein Blut siedet! Laßt uns eilen, sterben! Ich will nicht länger leben. Dein Tod, Finau soll meiner sein. Wenn ich zu leben wünschte, es war nur für Dich! zu Deinem Dienst, Deiner Vertheidigung wünscht' ich zu athmen! Aber nun, ach! Das Land ist vernichtet! Friede und Glück sind zu Ende! Dein Tod hat den unseren sicher gemacht! u. s. w. (Mar. 1, 395 f.). Leidtragende durften nur Matten, kein Tapa tragen, und diese waren meist zerrissen (D'Urville a, 4, 319). Ganz ebenso war es auf Tahiti, wo man besondere Instrumente aus Haizähnen für diesen Zweck hatte, mit denen man sich die schmerzhaftesten Stellen namentlich des Gesichtes verwunden mußte (Ellis

*) Haifischzähne, welche man auch überall als sehr geschätzten Schmuck trug, brauchte man überall zu diesen Selbstverwundungen. Soll man hierbei an die Heiligkeit, ja Göttlichkeit des Haies denken (D'Urville a, 2, 484)?

1, 400; 407) und zu Hawaii, wo man sich die Haare verschnitt, die Zunge tattuirte, sich Brandwunden (in regelmäßigen Reihen) beibrachte u. s. w. (Ellis 4, 175 — 181 Stewart 224); starb aber der König, dessen Tod auch zu Tahiti die heftigste Wuth erzeugte (Ellis 1, 408), so hörte jegliche Ordnung auf, man zerschlug, was man fand, verbrannte die Häuser, plünderte, mordete, beging jedes Verbrechen! (Ellis 4, 177). Lob- und Trauerreden auf den Todten waren gleichfalls auch hier in Gebrauch und hier wie überall — von Neuseeland gaben wir S. 111 ein Beispiel — ist es geradezu eine Pflicht, ein Geschäft, die Todten zu beweinen, welches sich zwischen andere Geschäfte einschiebt, von anderen unterbrochen wird: die Weiber setzen sich hin, klagen und weinen, dann besorgen sie ihr Haus, dann weinen sie wieder u. s. w. (Byron Blonde 138; A. Earle 248). Neuseeland hat dieselben Sitten, (Taylor 702; Dieffenbach 1, 104; 2, 63); oft färbte man sich zum Zeichen der Trauer schwarz (Dieffenb. 2, 35), und wenn sich auch hier namentlich die Weiber verwunden, so geschieht dies hier, wie überall nicht aus größerer Schmerzensscheu der Männer, sondern weil etwas mehr Fassung für männlicher gilt. Auch hier muß der Hauptleidtragende allen Trauerbezeigungen beiwohnen, Nachts aber unter freiem Himmel bei der Leiche sitzen (Brown 20, 73); während der Todtenklage herrscht auch hier wie zu Tahiti (Mörenhout 1, 550) strenges Tabu, so daß alle Feindschaften aufhören (eb. 73; vergl. Polack 1, 66; 74 f.). Auf den Markesas scheinen diese Trauergebräuche minder heftig gewesen zu sein; doch schlugen sich auch hier die Frauen Wunden (Porter 2, 121). — Eine eigenthümliche Art der Selbstverwundung war das Ausschlagen eines Vorderzahnes, welches in Tonga (Wilson 357) und in Hawaii zu Ehren der Todten gewöhnlich war. Meist schlug man nur einen Zahn auf einmal aus doch sah Ellis Menschen, denen alle Schneidezähne fehlten, weil sie dieselben nach und nach geopfert hatten (4, 176, Arago 2, 41; 119). Auch in Tahiti herrschte wohl ursprünglich die Sitte, darauf deutet wenigstens der Gebrauch, sich gerade die Oberlippe zu verletzen. Zwar behauptete man, diese sei besonders empfindlich (Ellis 1, 407); doch ist das wohl nur spätere Deutung einer nicht mehr verstandenen Sitte. In älteren Zeiten schnitt man sich in Hawaii eins oder beide Ohren ab; doch sah Ellis selber nur noch zwei alte Leute auf diese Weise

verunstaltet (4, 176-7). Man denke hierbei auch an das schon erwähnte Fingerabschneiden.

Woher aber erklären sich diese ganz unsinnigen Gebräuche? sehr genau aus dem, was wir oben von dem Leben der Seelen nach dem Tode gesagt haben. Die Seele kann wiederkehren, sie kann zum Plagegeist werden und wird es denen, welche sie erzürnen. Man thut daher alles, um der Seele zu zeigen, wie man sie liebt; namentlich aber die Nächststehenden, bei denen eine Vernachlässigung ein besonderer Frevel wäre. Daher werden auch diese Trauerceremonieen öfters wiederholt: denn man mußte um so sorgfältiger sein, da ein ungeehrter Todter in der Unterwelt keine Ruhe fand, also nothgedrungen zurückkehren und umherwandeln mußte. Höchst merkwürdig aber und schlagend für das Behauptete ist es, daß dieser Jammer auf Hawaii (und auch sonst wohl) nur von den Vornehmen, nicht vom Volke geübt wird, welches nur weinte und sich beschor (Ellis 4, 180; Cook 3. R. 3, 465-6). Denn da der gemeine Mann keine Seele hatte, die wiederkehren konnte, so war auch weiter nichts nöthig. Eben deshalb mußte sich der Jammer mit dem Range des Verstorbenen steigern, denn je vornehmer einer im Leben war, je mächtiger war sein Geist. Daneben könnte es auffallend scheinen, wenn beim Tode des Tuitonga die Verwundungen nicht gebräuchlich sind (Mar. 2, 225) — und doch hat das denselben Grund. Der Tuitonga stirbt nämlich nicht. Er ist (nach ursprünglicher Auffassung) der Gott selber, sein Tod ist also kein Sterben und vor allen Dingen er kehrt nicht, da er Gott ist, als Plagegeist wieder zurück. Mit der Häuptlingsfamilie, welche zu Samoa ausgestopft wurde, hatte es wohl gleiche Bewandniß: es waren die vornehmsten, die als Götter nicht sterben konnten. Ob also die Familie des Tamafainga? Ob nicht ursprünglich eine solche Aufbewahrung des Tuitonga auch gebräuchlich gewesen ist? Ganz anders sind die Menschenopfer an Gräbern zu erklären. In Neuseeland wurden am Grabe eines Vornehmen öfters Sklaven getödtet und früher erdrosselten sich die Weiber wohl ab und zu beim Tode ihres Mannes selber (Taylor 99, Tonga authent. narr. 78; Tahiti Bratring 1, 116); auf Hawaii wurde (Kotzebue 2, 31) ein Günstling mit einem vornehmen Todten begraben, und auch andere Opfer waren gebräuchlich (Cook 3. R. 3, 466). Diese Opfer starben freudig; denn sie gingen nur deshalb

in den Tod, um im jenseitigen Leben, welches ganz wie das diesseitige ist, dieselbe Stellung wie auf Erden einzunehmen. Von anderen Menschenopfern, auch von denen bei Krankheiten, sind sie sehr verschieden; wohl aber ist es derselbe Zug, wenn man dem Todten auf Neuseeland (Dieffenb. 2, 63; Thomson 1, 98; Taylor 97) seine bewegliche Habe mit ins Grab legte: er sollte sie im Jenseits benutzen. Auch Nahrung gab man der Leiche mit (Taylor 99); ebenso auf den Markesas (Porter 2, 111).

Auf einen gleichfalls allgemein polynesischen Gebrauch wird uns noch folgender Bericht führen, welchen Mariner (1, 375) abweichend von Turner von Samoa gibt. Er erzählt nach dem Bericht der Samoaner, die er zu Tonga traf, daß man zu Samoa die Leichen habe über der Erde verfaulen lassen; schwollen sie auf, so machten die Verwandten ein Loch in den Leib, saugten ihn aus und spieen das Ausgesaugte in eine Schüssel. Diese fürchterliche Sitte erwähnt Turner nicht, sei es, daß sie zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich oder daß sie überhaupt nur selten und nicht überall angewandt wurde. Freilich sah sie Mariner nicht mit eigenen Augen; doch ist an seinem Berichte nicht zu zweifeln, um so weniger, als wir Aehnliches auch sonst finden, wie wir denn die entsprechende Sitte der Gilbertinseln (Bd. 5, 2, 154) schon geschildert haben. Ferner herrschte nach Wilkes (2, 139) der Gebrauch, die Schädel der Begrabenen später wieder auszugraben und aufzubewahren, wie er meint, damit sie nicht in die Hände der Feinde fallen könnten: doch hat auch dies wohl einen anderen Grund.

Denn auf allen Inseln finden wir dasselbe. So war es auf Neuseeland, wo aber wie überall die Leichengebräuche sehr verschieden waren (Taylor 97; Cruise 136), ein sehr verbreiteter Gebrauch, die Leichen, welche in einem kahnförmigen Sarge begraben wurden, nach etwa einem Jahre wieder auszugraben, die Knochen zu reinigen und sie in ein kahnförmiges Kästchen zu legen, welches in der Nähe des Hauses auf einer Säule stand; oft nahm man ferner die Knochen im zweiten Jahre zur zweiten Reinigung heraus (Dieffenbach 12, 63. Taylor 99). Man begrub die Todten in diesem Kahn in kauernder Stellung, indem man das Haupt auf die Kniee legte (Taylor 98; Cruise 49; Nicholas 326; so ebenfalls in Tahiti Ellis 1, 399 und in Hawaii eb. 4, 359) und

zwar oft im eigenen Hause, wozu man des Tabu wegen einen eigenen Spaten nehmen mußte, während das Haus erst bemalt, verlassen und so sehr alleiniges Eigenthum des Todten wurde, daß es nie wieder bewohnt und auch beim Verfall sein Holz nicht benutzt werden durfte (Taylor 102; Polack 1, 66; 74 f. 110; 216). Mindestens war das Sterbehaus bis zur zweiten Beerdigung oder Beisetzung tabu (Dieffenb. 2, 63), bei welcher dann neue Leichenklagen, Lobreden und Bittgebete gesprochen wurden (Polack 1, 66; 74 f.). Doch stellt man, anstatt sie zu begraben, die Leiche häufig auf einen Baum, was namentlich bei Kinderleichen gern geschah, läßt sie dort verfaulen, reinigt die Knochen und setzt sie bei (Polack 1, 122; 75; Dieffenb. 1, 249; 2, 63 f.). Jeder irgend bedeutende Häuptling erhält in der Mitte des Dorfes ein schön geschnitztes Mausoleum, in welchem die Leiche feierlich geschmückt sitzt und so verfault; doch nimmt später öfters der Priester die Knochen unter einer langen Lobrede auf den Todten, Pihe genannt, heraus, reinigt und beerdigt sie (Dieffenb. 2, 64 f.). Auf den Gräbern selbst stehen geschnitzte Bilder, oft mit ausgestreckter Zunge und starkem Phallus — was beides Macht andeuten soll — und sehr häufig werden rings heilige Haine angepflanzt, deren Früchte, Blätter und Blüthen nicht gepflückt noch gebraucht werden dürfte (Dieffenb. 2, 63-5; 1, 317; Taylor 100; Polack narr. 1, 97). Auch eine rohe Art von Einbalsamiren hatte man, welche man vor allen Dingen an den Köpfen geliebter oder berühmter Menschen anwendete. Am häufigsten war sie um den Taposee (Dieffenb. 2, 66). Man nahm Gehirn, Fleisch, Augen u. s. w. aus dem Kopfe, stopfte die Lider, die man zunähte, mit Flachs aus, erhielt die Nase durch ein Stäbchen und trocknete und räucherte dann das Ganze. Mit solchen Köpfen wurde häufig ein sehr lebhafter Handel betrieben, der zu vielen Mordthaten Veranlassung war (Taylor 154; Polack 1, 127). Nun ist noch eine höchst merkwürdige Sitte zu erwähnen. Die schon beerdigten, wieder aufgenommenen und gereinigten Gebeine wurden nicht selten in ein gemeinschaftliches Familien- oder Stammbegräbniß gebracht, welches meist sehr versteckt angelegt und natürlich hoch heilig war, (Dieffenbach 2, 63. D'Urville a 2, 543). Oder man brachte wenigstens die Schädel dahin. Der Raum war unterirdisch, eine ziemlich geräumige, künstlich gemachte Höhle, welche mit einem mächtigen Steine

geschlossen war, und in der auf eingehauenen Simsen oder in Blenden die Schädel reihenweis lagen. Man brachte sie unter seltsamen Ceremonieen hin: sie wurden auf angekleidete Puppen gesetzt, so daß sie das Gesicht bildeten, oben aber waren sie mit Haaren, Federn und dergl. verziert. Vor diesen Puppen erhoben erst die alten Weiber das Tangi, die Todtenklage; dann aber begann ein höchst obscöner Tanz, in welchem der Phallus seine Rolle spielte (Shortland a 124-7). Die Höhle stellte jedenfalls das Po vor; jene Ceremonie aber den Abschied von diesem und die Ankunft im jenseitigen Leben und diese erneute, frische Kraft mag auch der Phallus an den Grabbildern bedeuten. Solche Familien- und Stammesbegräbnisse waren übrigens sehr verbreitet in Polynesien. Auf Hawaii hat man große Höhlen gefunden, in welchen viele mumienartige Leichen meist in sitzender Stellung an einander gereiht waren entweder von einem ganzen Dorfe oder aber und das war das Gewöhnliche, nur von einer Familie, deren jede ihre Gruft zu haben pflegte. (Bennett, a, 1, 223; Ellis 4, 360), ebenso auf Mangareva, wo aber die Mumien ausgestreckt lagen, die Arme am Körper herabgelegt. Man trocknete den Leichnam, nachdem man die Eingeweide durch die Oeffnung des Mastdarmes entfernte und den Körper mit Oel eingerieben hatte, in der Sonne, dann wickelte man ihn in Zeug, umschnürte ihn mit Kokosseil und setzte ihn bei. Die Höhlen lagen theils am Meer, theils in der Höhe des Gebirges (Mörenhout 1, 99-102) und so mag denn auch hier an die unterirdischen Kammern auf dem Pik von Waihu (5. Bd. 2, 225) sowie an die ähnlichen Grüfte in den Bauten von Ponapi, welche sicher, wie wir jetzt klar erkennen können, nichts als Maraes waren, erinnert werden. Letztere gehören, da sich in ihnen eine Menge menschliche Gebeine fanden, ganz unzweifelhaft hierher und damit ist wohl auch der letzte Zweifel über ihre Entstehung gehoben (Bd. 5, 2, 73). Diese Grüfte dienten fortwährend zum Beisetzen der Todten: denn Mörenhout fand zu Mangareva sehr alte Mumien vor und die große Zahl der Schädel beweist es gleichfalls. Auf Tahiti herrschte nach Mörenhout (1, 103) derselbe Gebrauch wie zu Mangareva, doch sagt er selbst, daß es dort ehrenvoller war in sitzender als in liegender Stellung aufbewahrt zu werden (1, 274). Dies geschah jedoch nur mit besonders vornehmen Fürsten; denn meist bewahrte man nur den Kopf in solchen

Erbbegräbnissen (1, 554 f.) auf und begrub den Leib. Diese Höhlen lagen im Gebirge und waren nur dem Familienhaupte sowie dem Seelenwächter bekannt. Einen solchen, d. h. einen Mann, der alles zum Cult der Todten gehörige besorgte, hatte jede Familie (Mörenh. 1, 553-5). In Nukuhiwa gab es gleichfalls solche Grabhöhlen, welche wie die ponapischen im Marae lagen (Melville 2, 127). Auch auf Tonga hatte man solche Grabgewölbe, wohin natürlich überall die Leiber der Vornehmen kamen (Mariner, 1, 144 not.).

In Tahiti wurden Leute aus dem gemeinen Volk ohne Ceremonieen in kauernder Stellung, den Kopf zwischen die Beine gedrückt, die ganze Leiche mit Bindfaden umschnürt begraben (Ellis 1, 399). Was bedeutet die sitzende Stellung? soll sie vielleicht damit im Zusammenhang stehen, daß die Geringeren vor den Vornehmeren immer sitzen mußten? Daß es also eine Art von Gottesverehrung wäre? Starb nun einer, so ward er nach Kräften geschmückt auf eine Art Prunkbett gelegt, während die Verwandten mit dem üblichen Geheul umhersaßen (Ellis 1, 400; Bratring 193); dann begrub man den Leichnam schweigend; Vornehmere aber legte man auf den sogenannten Todtenaltar, einem Ständer ähnlich, wie die Altäre, nur höher, der im Marae stand und ließ ihn dort verwesen, oft mit darüber gebautem Wetterdach (Wilson 184). Dort beweinten ihn die Verwandten zwei Monate lang, indem sie täglich Speiseopfer brachten, die man in einem Korbe neben ihm aufhing (Bratr. 190; Ellis 1, 400 f. Mörenh. 1, 547). Stand nun eine vornehme Leiche im Marae, so kamen die Bewohner des Nachbardistriktes, um mitzutrauern. Diese mußten dann zuerst von den Leidtragenden, welche stets Waffen trugen, feindlich empfangen werden, worauf dann nach einem Scheingefecht gemeinsame Trauer eintrat (Mörenh. 1, 551). Fürsten balsamirte man ein, d. h. man rieb den Körper mit Oel, nachdem man die Eingeweide entfernt hatte und trocknete ihn in der Sonne; dann ward er bekleidet, in sitzende Stellung gebracht und vor ihn ein Altar, auf welchem man täglich opferte, gesetzt. So blieb er, bis er zerfiel, worauf dann der Schädel von der Familie (im Haus oder in der Gruft Ellis 1, 405) aufbewahrt, die Gebeine im Marae begraben wurden (Ellis 1, 401). Beim Beginn des Ein-
, das immer unter dem für den Todten errichteten Wetter-

dach geſchah, grub ein Prieſter dicht unter dem Todtenaltar eine Grube, wohinein er durch ein beſtimmtes Gebet alle Sünden des Todten bannte; dazu begrub man ein Stück Holz, „das Holz des Leibes“, welches gewiß ein Symbol des Todten ſelbſt war, wie wir dies oben ſchon erwähnten (Ellis 1, 401 f.). Dann legte ihm der Prieſter eine Anzahl Kokosblättchen unter die Arme und auf die Bruſt mit den Worten: „Da iſt Dein Kind, da iſt Dein Weib, da Dein Vater und Deine Mutter. Nun ſei zufrieden und ſchau nicht wieder hierher zurück.“ Man wollte auf jede Art die Geiſter Plagegeiſter zu werden hindern (eb. 402). Alle, welche bis jetzt mit dem Todten beſchäftigt waren, galten natürlich für ſtreng tabu, um ſo mehr als man glaubte, die vom Todten weggenommene Sünde ſei zum Theil auf ſie übergegangen. Sofort eilten ſie daher zum Meere, wuſchen ſich, warfen ihre Kleider hinein und brachten kleine Korallenſtückchen mit, welche ſie auf die Grube, in welcher alſo die Schuld des Todten begraben war, legten, mit den Worten: „ſei alle Schuld mit Dir!“ (eb. 403): dieſelbe Ceremonie, die wir oben (S. 384) bei der Reinigung des Landes angewendet fanden. Reiche brachten dann oft noch große Opfer, daß der Todte nach Rohutu noa noa käme (eb.). Früher „in der Zeit der Rohheit“, wie die Tahitier ſagen, ließ man die Todten im Hauſe der Ueberlebenden verweſen, erſt ſpäter, „in der Zeit ſeiner Bildung“ — die aber auch ſchon viele Jahrhunderte vor den Europäern begonnen hatte — baute man jene eigenen, oft ſehr zierlichen Häuſer oder beſſer Wetterdächer für ſie, wo vornehmere Leichen von einem Prieſter mehrmals am Tage Speiſe an den Mund gehalten bekamen, deren Duft die Geiſter, wie man glaubte, genoſſen (eb. 405). Die Knochen der zerfallenen Leiche dienten als Talisman (Wilkes 2, 32) und ſo namentlich der Schädel, welcher deshalb, wenn man ihn im Hauſe aufbewahrte, in feine Matten eingewickelt am Dach aufgehängt wurde, wie bisweilen auch die ſämmtlichen Ueberreſte der Leichen (Ellis 1, 406). Daher zerſtörten auch Feinde in beſonderer Wuth die Begräbnißplätze und nichts war entehrender, als wenn die Beſiegten ſehen mußten, wie die Feinde aus den Knochen ihrer Vorfahren Fiſchhaken, Bohrer u. dergl. machten (eb. 405). Doch iſt es gewiß nicht richtig, wenn Ellis und ebenſo von Samoa Wilkes glauben, man habe aus Furcht vor ſolchen Zerſtörungen die Leichen in jenen Grüften oder die Schädel im Hauſe aufbewahrt, denn das

geſchah gewiß aus religiöſen Gründen, zum Theil auch wohl aus wirklicher Verehrung der Todten. — Trotzdem nun das tägliche Leben in ſo nahem Verkehr mit den Geſtorbenen ſtand, welche gleichſam als immer weiter lebend betrachtet wurden: ſo herrſchte nichts deſtoweniger die größte Furcht vor den Leichenplätzen oder Leichen und kein Eingeborener wagte ſich im Dunkeln zu ihnen hin (Belege zahllos; z. B. Ellis 406 f.). — Klagelieder auf die Todten ſang man hier wie überall in Polyneſien; eigenthümlich aber für Tahiti war der Heva (Mörenh. 1, 548 nennt die Perſon ſo; Ellis 1, 412 die Ceremonie), ein Prieſter oder Verwandter des Abgeſchiedenen, welcher in ſeltſamer Tracht erſchien: vor dem Geſicht trug er eine Maske von Perlmutterſchale, welche ringsher von roth- und weißen Phaethonfedern umſtrahlt war; unten hing ein halbmondförmiges ſchwarzes Holz mit hochaufſteigenden Enden von ihr herab. Vor der Bruſt trug er einen Schmuck von Perlmutterſtücken, welche an den Enden aneinander befeſtigt, nach Art eines Plattenpanzers die Bruſt bedeckten, und mit den köſtlichſten Federn und Quaſten verziert waren. Von dieſem vielgliederigen Bruſtſchild aus bedeckte ſchwarz und gelb geſtreiftes Zeug den ganzen Körper des Heva, der ferner einen langen, oben breiten und hakenförmig umgebogenen Stab in der Hand trug; letzterer war oben auf's furchtbarſte mit Haifiſchzähnen beſetzt. In der andern Hand trug er eine Klapper von Muſchelſchalen. So zog er unaufhörlich klappernd, gefolgt von keulenbewaffneten, weiß und roth beſchmierten Männern und Knaben, überall umher, namentlich aber um die Hütte des Todten, deſſen Geiſt er vorſtellte und ſchlug jeden, der ihm begegnete, auf das rückſichtsloſeſte: er wollte als Geiſt jede Unbill, die ihm im Leben oder nach dem Tode widerfahren war, rächen. Sein Gefolge ſchlug ebenfalls unbarmherzig zu und man kann denken, daß dieſem Zuge jeder auf's eiligſte aus dem Wege ging. Sein Umherziehen dauerte je nachdem die Verwandten es bezahlten; je länger es dauerte, je ehrenvoller war es für den Todten. Auch dieſe Ceremonie hatte ihren beſondern Gott, welcher Tui-Heva (Herr, Beſchützer des Heva) hieß (Ellis 1, 412-4; Mörenhout 1, 548-50; Abbild. bei Cook 1. R. 2, 234; bei Ellis 1, 153). Auf den Markeſas wurden die geſchmückten Leichen erſt auf einer Bahre in einer offenen Hütte ausgeſtellt, unter der Aufſicht zweier Weiber, welche Klagelieder ſangen und dem Todten mit weißen (Tabufarbe) Fächern

fächelten, während drei Tage lang im Wohnhause ein Fest war unter der Leitung dreier ganz absonderlich gekleideter Männer. (Melville 2, 127 f.; Bennett a 1, 328 f.). Später wird auch hier das Gebein gereinigt und aufbewahrt (Porter 2, 123). Das Ausstellen dauerte 8 Tage; dann zog man öfters dem Todten die Haut ab, die man aufbewahrte, und setzte ihn selber im Sarge bei, der aber stets in der Luft hing (Math. G*** 116; Melville 2, 84 f.); oder man trocknete die Todten, die Nachts mit Oel eingerieben wurden, in der Sonne aus (Coulter 203; Radiguet 633) und stellte sie dann, nachdem man sie höchst sorgfältig mit Tüchern umbunden in einem Sarg der wie ein Kahn gestaltet war, im Marae nach Radiguet (633), nach d'Urville (b, 3, 429; Desgraz eb. 373) am Meere auf. Nach einem und nach zehn Monaten war ein Todtenfest (Math. G*** 116), bei dem man die Knochen der Leiche reinigte und begrub, wieder ausgrub, wieder reinigte und unter vielen Festlichkeiten wieder begrub (D'Urville 6, 4, 36). Die Schädel (von Freund und Feind) hob man in den Häusern auf, wo sie von der Decke herabgingen (Melv. 2, 129; 215). Auf den Gräbern brachte man die Bilder der Verstorbenen an, sehr oft, wie sie in einem Kahne saßen und deutete das gleich selbst auf die Reise ins Jenseits (Porter 2, 111; Melville 2, 85-6). Auch richtete man auf dem Grabe (auch im Hause des Verstorbenen) ein oder zwei obeliskenartige Gestelle von Kokoslaub und bunten Bambusstäben auf, auf deren einem, das Wilson sah, oben ein Vogel in Holz geschnitzt stand; es war dreieckig und 8' hoch (Porter 2, 111; Wilson 246).

Auf Hawaii, wo das gemeine Volk ganz ohne Ceremonie, in kauernder Stellung, das Haupt zwischen dem Knie, eingehüllt in Matten und mit Seilen umschnürt am zweiten Tag nach dem Tode, Priester aber und untergeordnete Häuptlinge in Tücher geschlagen und langausgestreckt beerdigt wurden, hob man, während das Uebrige begraben oder verbraunt wurde, Beine Arme und Schädel der vornehmen und bedeutenden Männer (so auch Cooks Gebeine) auf und vertheilte es als heiliges Amulet (wie zu Tahiti) unter die nächsten Verwandten (Ellis 4, 359; Stewart 226). Anstatt jener oben erwähnten Grüfte bildeten oft auch nur unbedeckte Einfriedigungen ihre Stammes- oder Familiengräber, wie dies auch in Waihu (Forster Bem. 493) gebräuchlich war. Häufig begrub man die Todten in der Nähe des

Hauses, im Garten, ja im Hause selbst (Ellis 2, 360). Geopferte oder zur Strafe getödtete Menschen begrub man im Heiau, Fischer warfen die Leichen ihrer Angehörigen in das Meer, nachdem sie dieselben in rothes Zeug gewickelt hatten; sie hofften, Haie verschlängen sie und diese Ungeheuer wurden dann für die Ueberlebenden minder gefährlich; wer mit Pele irgend in Beziehung stand, warf einen Theil der Knochen des Todten in den Vulkan, damit der Abgeschiedene unter das Gefolge Peles aufgenommen werden und seine Familie vor dem vulkanischen Feuer schützen möchte (Ellis 4, 361). Gebet, Opfer am Grabe kamen hier nicht vor, ja, was merkwürdig vom übrigen Polynesien abweicht, man besorgte die Beerdigung Nachts und meist in größter Heimlichkeit, weil Niemand gern einen Todten an seinen Hause vorbeitragen läßt, denn den Weg, auf welchem man den Todten wegführt, kommt ja der Geist zurück und die Furcht vor diesen Geistern ist hier nicht geringer als im übrigen Polynesien (Ellis 4, 360 f. Cook 3. R. 3, 466). Auch hier bezeichnet man das Grab mit einem Steinhaufen oder einem Kreis von aufgerichteten Steinen, welche das Grab umgeben (Ellis 1, 359).

Diese Steinhaufen, hier und zu Samoa, welche gewiß nur in anderer Gestalt dasselbe sind wie jene Holzpyramiden zu Nukuhiva und Neuseeland, von denen sich dann wieder nicht der ähnliche Bau trennen läßt, in welchem der hawaiische Priester wahrsagte, sollen vielleicht das Abbild eines Marae, einer solchen Tempelpyramide, als wir oben beschrieben, sein und damit dem Todten sein Aufenthalt im Reiche der Götter angewiesen werden. Ein bloßes Gedächtnißmal ist es auf keinen Fall.

Auch die tonganischen Gebräuche haben viel Eigenthümliches. Das Leichenbegängniß das Tui-Tonga haben wir schon beschrieben. Stirbt ein Vornehmer, so wird er erst mit wohlriechendem Oel gesalbt und dann ziemlich rasch begraben. Eine bestimmte Klasse Menschen unter Aufsicht eines Matabule muß das Grab bereiten, welches im Innern eines Hügels von großen Steinen gebaut wird; auch oben auf dem Hügel steht ein kleines Haus: ist nun die Leiche mit vielem Wehgeschrei in diesen Faiatuka gelegt und das Grab geschlossen, so ziehen Weiber (sie voran) und Männer einzeln in einer langen Linie hintereinander an die Küste, um in Körben Sand zu holen. Dabei,

sie überlaut, um alle Anderen von ihrem Wege zu scheuchen

denn Niemand darf bei Todesstrafe, selbst der König nicht, weil Götter von Pulotu dabei zugegen sind, diesen Zug (fala) sehen. Dieser Sand wird überall um das Grab her verstreut. Dann scheeren sich die Leidtragenden das Haupt und kratzen sich zwei runde Flecken an den Backen blutig, welche Flecken sie längere Zeit durch Beizen offen halten. Zwanzig Tage lang halten sie sich nun in kleinen Hütten am Faiatuka auf, die Weiber, welche durch Besorgen der Leiche tabu sind, in demselben und Nachts halten die minder vornehmen der Letzteren abwechselnd Fackeln. Am 20sten Tag wo alle wieder ihre Trauermatten und die grünen Trauerkränze, die sie um den Hals tragen ab, und gewöhnliches Zeug anlegen, wird das Grab mit schwarzen, der Grund rings her mit weißen Steinen bedeckt, und Abends ein großes Fest gefeiert mit Kämpfen, Wettspielen und neuen Trauerceremonien. So erschienen die Fischer Finaus nach dessen Tod mit je 3 Pfeilen im Backen, welche hinter dem Kopfe wieder mit einem Pfeil verbunden waren. Die Trauerceremonien werden oft noch nach Monaten wiederholt (Mariner 1, 151-3; 1, 393-416; 447; 450; Wilson 354 f.). Man setzte die Leichen in kahnförmigen Särgen bei; doch hatte man verschiedene Sitten des Begräbnisses, wie denn Finau I. beim Tode seiner Tochter willkührliche Abänderungen von gewöhnlichen Gebrauch anordnete. (eb. 1, 373-8).

Die kahnförmigen Särge, welche wir so vielfach finden, beziehen sich natürlich auf die Ueberfahrt ins Todtenreich, bei welcher man ja das Meer durchfahren mußte. Daher warfen die Mangarever ihre Leichen gleich ins Wasser (Beechey 170) was auch in Neuseeland öfters mit Leuten aus dem Volke geschah (Cook 1. R. 2, 385 f.; 3, 63), zu Warekauri aber nur mit solchen, welche Fischer gewesen waren (Travers b. Peterm. 1866, 63), und die Markesaner erzählten es gleich, daß die Kähne zur Ueberfahrt ins Paradies dienen sollten. Mikronesische Sitten stimmen hiemit genau überein. Ebenso pflegte man sich auch in Mikronesien die Haare zum Zeichen der Trauer abzuschneiden, wie dies gleichfalls in Tonga (Mariner 1, 103 f.), in Tahiti (Wilson 460), zu Hawaii (Ellis 4, 175) und auch sonst wohl Sitte war und sicher mit der großen Heiligkeit des Hauptes und des Haares zusammenhängt. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß auf Warekauri jeder nach seinem Beruf begraben wurde, ein Fischer also ward ins Meer gestoßen, ein Vogel-

fänger in kauernder Stellung zwischen zwei Bäumen begraben, das Gesicht nach der Stelle gerichtet, die er am meisten besucht hatte; Leute ohne Beruf wurden in ein 18″ tiefes Loch offen hineingesetzt und vor ihnen ein geschnitzter Stab in die Erde gesteckt (Travers eb.) — in welchem wir wieder das Sinnbild der Seele oder des Tiki sehen. Seltsamer Weise finden wir also auf diesen kleinen Inseln fast alle polynesischen Leichengebräuche vereint. Aus den Stäben kann man einen Rückschluß auf die einzelnen Steine machen, welche bisweilen auf die Gräber gesetzt wurden. Auch diese bedeuteten wohl nur die Seele oder den Schutzgeist. —

Wir haben im Vorhergehenden die Polynesier betrachtet, wie sie noch unabhängig von europäischen Einflüssen waren, vor und während der Entdeckung ihrer Länder durch die Weißen. Seit der Zeit sind die größten Veränderungen in ihrem Leben vor sich gegangen, wie sich schon daraus abnehmen läßt, daß es keine Insel im Ocean gibt, auf der nicht mehr oder weniger zahlreich Europäer sich angesiedelt und die Missionäre ihre Thätigkeit entfaltet haben. Es bleibt uns also noch übrig, diese Veränderungen, also **Geschichte und Mission Polynesiens** kurz zu besprechen. Doch werden wir dies nur so weit zu thun haben, als wir dadurch das ethnologische Bild der Völker die uns beschäftigen, vervollständigen und abrunden.

Die Darstellung der polynesischen Geschichte hat darin ihre große Schwierigkeit, daß jede Insel, wenigstens jede größere Gruppe ihre eigene Geschichte hat, welche besonders dargestellt zu werden verdient. Der Stoff ist also endlos und dazu leicht ermüdend, weil sich wiederum einzelne Hauptsachen überall wiederholen. Zugleich aber betreten wir einen Tummelplatz der mannigfaltigsten Parteigegensätze und Leidenschaften, denn es kreuzen sich hier Eingeborene und Europäer, Christen und Heiden, Katholiken und Protestanten, Franzosen, Amerikaner und Engländer und unter den letzteren wieder Regierungs- und Volkspartei. Da ist es schwer den Pfad zu finden; noch schwerer aber ihn unbeirrt durch irgend eine Parteimeinung zu gehen, und Irrthümer sind bei aller Vorsicht schwer vermeidlich.

Als erste Entdecker der meisten Inselgruppen nimmt man die Spanier vielfach an, wie ja die südlichen Marquesasinseln 1595 durch Mendana entdeckt sind (die nördlichen erst 1791 durch Marchand), wie Torres und sein Steuermann Quiros 1606 die

nordweſtlichen Inſeln Polyneſiens auffand (Bd. 5, 2, 176) und in die Gegend von Tahiti kam, wie die Spanier auch ſonſt vielfach den ſtillen Ocean durchfuhren (Magelhaens 1521; Saavedra 1526; Bacarra, Grigalva 1533, Gaetan, della Torre 1542, Mendoce, Meudana 1567 u. ſ. w.). Daß ſie von den Marianen aus auch in Mikroneſien (wir erinnern an Cantova und die Alterthümer zu Ponapi 5, 2 73 f.) nach 1660 viel verkehrten, iſt bekannt; und ſo iſt denn auch ſicher anzunehmen, daß ſie noch mehr Reiſen, als von denen wir wiſſen, ausgeführt, daß ſie verſchiedene Inſeln beſucht, daß ſie, wie Alex. v. Humboldt annimmt, auch Hawaii gekannt haben, wie auch dieſe Inſeln auf alten ſpaniſchen Karten verzeichnet ſind (Marchand 2, 118; Anſon bei Jarves 88). Eine Menge hawaiiſche Sagen erzählen von weißen Männern, welche vor langen Zeiten nach Hawaii gekommen ſein und friedlich mit den Eingebornen verkehrt haben ſollen — nach Jarves, der wohl ſo richtig rechnet, wie ſich überhaupt hier rechnen läßt, im 16. und 17. Jahrhundert. Die Ueberlieferungen wiſſen z. B. von einem Prieſter zu berichten, der zu Schiffe aus der Ferne kam mit einem großen und einem kleinen Götzenbild, welche unter die hawaiiſchen Götter aufgenommen wurden (Jarves 88 f., Ellis 4, 392; 437). Hierbei iſt gewiß nicht an jenes Mythologem vom Wolkenſchiff zu denken. Aehnliche Sagen gab es in Mikroneſien (Bd. 5, 2, 74) und Dieffenbach (2, 46) nimmt auch Beſuche der Spanier in Neuſeeland an. Verſchiedene Ueberreſte von Schiffen u. ſ. w., welche auf europäiſche Beſuche des 16., 17. Jahrhunderts ſchließen laſſen, werden gleichfalls öfters erwähnt (Jarves 93; Kotzebue n. R. 2, 90 f. und ſonſt) und die haben nichts auffallendes, da ſpaniſche, holländiſche, engliſche Reiſende vielfach um dieſe Zeit den Ocean durchkreuzten, da namentlich die Flibuſtier in ihm manchen Schlupfwinkel hatten. Ob jene Weißen zu Hawaii nun Spanier waren oder ſonſt Europäer oder aber Japaneſen, deren Schiffe häufig dorthin verſchlagen werden, läßt ſich aus jenen Erzählungen nicht beſtimmen. Für uns hat in dieſer an und für ſich ſehr intereſſanten Unterſuchung auch nur die eine Frage Wichtigkeit, haben die Spanier oder wer es war wirklich großen Einfluß auf die Polyneſier gewonnen? Das ſcheinen nun manche Gelehrte anzunehmen, indem Dieffenbach (2, 46-8) Jarves (95), Buſchmann (apere. 157, s. v. puaka) verſchiedene polyne-

fische Worte aus dem Spanischen — so daß denn auch über die Nationalität jener Einwanderer kein Zweifel wäre — erklären und Jarves auch die Form jener hawaiischen Federhelme (oben 148) als Nachbildungen spanischer Helme ansehen will. Da aber auch sonst helmförmige Kopfbedeckungen in Polynesien erwähnt werden, da auch z. B. die Tänzer sehr verschiedene und unstreitig geschmackvolle Anzüge trugen, so hat jene Behauptung keine beweisende Kraft. Wichtiger wäre die sprachliche Uebereinstimmung oder Entlehnung, denn diese setzte wie einen friedlichen so einen dauernden Einfluß voraus, oder eine Einführung der betreffenden Dinge und Begriffe durch die Spanier. So finden wir es in Mikronesien, wo das Wort für Katze (Eap und Wolea gato Chamisso 66, Palau cattow Keate) ganz sicher von den Spaniern der Marianen stammt. Allein die Worte welche in Polynesien spanisch sein sollen sind bedenklicher. So puaka Schwein, welches Wort sich auf allen polynesischen Inseln findet, auch auf denen des nordwestlichen Stammes, auch auf Neuseeland, wo es doch keine Schweine gab. Das Schwein aber und der Hund (dessen neus. Namen Dieffenbach auch aus dem spanischen ableitet) waren gerade die einheimischen Thiere der Polynesier, welche sie schon vor der Ankunft der Spanier hatten (Jarves 91-2) und es ist undenkbar, daß zu Namen für diese Thiere Fremdwörter, die ihnen doch erst später bekannt wurden, gewählt seien, noch undenkbarer aber, daß dieses Fremdwort sich über alle Inseln verbreitet habe. Zudem läßt sich auch puaka sehr wohl aus dem Malaiopolynesischen ableiten*), während umgekehrt aus der spanischen Form puerco sich nach polynesischer Art, die die Consonanten nicht ohne weiteres aufgibt, sondern nur Vokale einschiebt, ein pualaka, pulaka, puraka oder dergl. gebildet hätte.**) Uebrigens gibt es auch sonst noch Worte, welche mit

*) Wir deuten hier nur den Weg an: pua-ka oder pu-aka polyn., aka oder ka Suffix; ba-bui tagal. Chamorri sumatr. ba-Reduplikationssilbe. Neus. pero Hund (Dieffenb.) ist vielleicht gleich dem pol. kuri, kuli; mikrones. Formen wie geru radack. giru, welche beide „Thier" bedeuten, gehören wohl auch her. Haw. pono (nach Jarves 95 Anm. = span. bueno) findet sich im Neuseel. wieder so wie im Javan. pened'.

**) Nach Gräffe freilich (Ausland 1868, 529) lautet die uweanische Form des Wortes puarka, diese Form aber ist gewiß nicht richtig, wenigstens widerstreitet sie den polyn. Lautgesetzen; auch hat weder das Tongansche noch das Samonische den Buchstaben r; k jedoch wird bisweilen aspirirt gesprochen und so mag etwa ein puak'a die Form puarka veranlaßt haben. Es ist freilich mißlich, einem Ohrenzeugen zu widersprechen: allein man ist hier dazu gezwungen.

ſpaniſchen oder holländiſchen gleichklingen; aber was beweiſt das? dem Sprachforſcher nichts. Wären aber ſpaniſche Worte herübergenommen, ſo müßten wir ſie einmal zahlreicher, dann aber für ſolche Begriffe herübergenommen finden, welche die Spanier erſt kennen lehrten, wie jenes mikron. gato. Solche Worte finden ſich aber nicht. Der Einfluß der Spanier als erſter Entdecker dieſer Inſeln iſt alſo ethnologiſch ganz ohne Bedeutung; wie wir ja auch bei der Betrachtung des polyneſiſchen Lebens daſſelbe ſo in ſich abgeſchloſſen, gleich- und eigenartig fanden, daß an einen fremden wirklichen Einfluß nicht zu denken iſt.

Die erſten Bewohner Tahitis lebten zu Raiatea, und ſo kam es, daß dieſe Inſel immer eine beſondere Bedeutung behielt (Mörenh. 2, 390 f.). Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts etwa herrſchte ſie über mehrere andere, über Tahaa, Borabora, Huahine; aber ein ausbrechender Krieg beraubte ſie dieſer Macht und ſetzte Bolabola, das früher den Tahitiern als Verbannungsort diente, deſſen Bewohner aber als die allertapferſten galten, in Beſitz der Oberherrſchaft (Tyerm. u. Bennet 1, 519; vergl. Cook 3. R. 2, 308; Parkinſon 73). Derartige Kämpfe und in Folge davon Schwankungen in den Machtverhältniſſen der Inſeln, ſind gewiß mehrfach vorgekommen. So auch auf Tahiti ſelbſt, wo zur Zeit der Entdeckung durch Wallis (1767, 1768 Bougainville, 1769 Cook) drei Staaten waren; den mächtigſten derſelben beherrſchte Oberea und ihr Gemahl Amo damals, beide aus einem alten Geſchlecht ſtammend, das gewiß ſchon ſeit langen Jahren das Königthum in Frieden beſeſſen hatte (Mörenh. 1, 287 f.): 1768 aber wurde ſie verdrängt und ihr Neffe Otu, der ſich ſpäter Pomare nannte, ward König (Wallis 162). Otu gewann durch die Unterſtützung der Meuterer von Blighs Schiff, der Bounty, neue Macht (1789), ſo daß er ſogar ſeine Herrſchaft über die anderen Inſeln des Archipels ausdehnen konnte (Vankouver 1, 104 ff. Meinicke 130 ff.) wie er durch ihre Hülfe auch einen Aufſtand Tahitis ſelber niederſchlug (Mörenh. 2, 420). Taiarabu war damals noch ein beſonderes Königthum, das Otu ſeinem Sohne gab; da er aber 1803 ſtarb, iſt es nicht mehr von Tahiti getrennt worden. Als nun 1797 die erſten proteſtantiſchen Miſſionäre, 18 Männer unter Wilſons Leitung, ankamen, ſo empfing ſie der König ſehr freundlich, zunächſt nur aus politiſchen Gründen, wie er denn ihrer ſich politiſch ſehr geſchickt bediente. Schon vor ihnen

war 1774 von Kallao aus und abgeschickt vom Vicekönig von Peru der spanische Capitain Bonechea nach Tahiti gekommen, welches er 1772 zuerst in Augenschein genommen hatte, um die Insel in Besitz zu nehmen; jedoch wurde dies durch seinen Tod (1775) vereitelt. Er hatte auch katholische Missionäre mitgebracht: allein diese hatten gar keinen Erfolg und kehrten nach beständiger Todesgefahr Ende 1775 nach Kallao zurück (Bratring 45). Gegen die neu angekommenen Protestanten nun sowie gegen seinen eigenen Vater erhob der Sohn des Königs, Otu, gereizt von einem raiateanischen Priester einen Aufstand, der dadurch Anklang fand, daß man in den Missionären sehr gegen die Erwartung keine kriegerischen Bundesgenossen und Parteigänger fand (Mörenh. 2, 429). Allein obwohl er gute Erfolge hatte, so gelang es doch dem alten König, durch Otus Mutter Idia — sie war eine bedeutende Frau und von großem Einfluß auf die damaligen Geschicke Tahitis — den Sohn zu gewinnen, der dann den Priester tödten ließ, (Ellis 2, 30 f.). Eilf Missionäre, — denn die Missionäre behandelte man in Folge von Streitigkeiten, welche durch entlaufene Matrosen des Schiffes Nautilus entstanden, sehr schlecht — eilf Missionäre verließen in diesen Bedrängnissen die Insel, die bald neue und heftige Stürme erleben sollte. Denn 1802 erhuben der König und sein Sohn Ansprüche auf das heilige Orobild des Maraes zu Atahuru, um dessen Besitz nun ein fürchterlicher Krieg entstand, der Tahiti verwüstete und Pomare II, den jungen König, da der alte 1803 starb, in größte Noth versetzte, obwohl die Missionäre und die Engländer, wie die letzteren kamen und gingen, auf seiner Seite standen. Er konnte nicht in Tahiti bleiben, sondern zog sich mit dem Orobild nach Eimeo zurück. Aber 1806 kehrte er zurück, da sich mittlerweile die Missionäre verstärkt hatten und wohl im Vertrauen auf sie überfiel er plötzlich seine nichts ahndenden Feinde (Juni 1807) und richtete ein so furchtbares Blutbad unter ihnen an, daß nun die ganze Insel sich aufs wüthendste gegen Pomare und die Missionäre erhob und diese nach Huahine und Eimeo verjagte (1808); Versuche, sich wieder herzustellen, brachten Pomare, bei dem jetzt nur noch ein Missionär, Nott, aushielt, nur neuen Schaden. In diesen Jahren nahm er die Religion der Missionäre endlich an, 1812 empfing er die Taufe — natürlich nur aus Politik und so war Monarchie und Christenthum, Aristokratie und Heidenthum (Meinicke 138)

verbündet. Die nächsten Jahre vergiengen unter wechselnden Zuständen: Pomare, 1813 zurückgerufen, mußte 1814 wieder fliehen, bis er dann wieder zurückgekehrt 1815 in der Schlacht bei Narii — Sonntag den 12. November (Ellis 2, 146) — seine Feinde, die ihn angriffen, völlig besiegte. Er verfolgte und tödtete die Besiegten nicht, welche Milde von bestem Erfolg war, denn nun wurde das Christenthum überall eingeführt, die Tempel, die Bilder zerstört (z. B. Ellis 2, 110 f.) und die Areoigesellschaft aufgehoben (Ellis 2, 169). Nach dieser Schlacht wurden auch die übrigen Inseln des Archipels christlich. Der Adel, welcher dem König feindlich war, hatte seine Macht verloren; die erledigten Güter gab Pomare seinen Anhängern und gründete sich dadurch so fest, daß er vollkommen absolut auch den Missionären gegenüber dastand. Diese erhielten Verstärkung 1817; 1819 wurde von Pomare ein neues Gesetzbuch der Versammlung der Häuptlinge vorgelegt und von dieser gebilligt breitete es sich bald auch über die anderen Inseln aus. Pomare II. starb 1821; ihm folgte sein unmündiger Sohn Pomare III., da dieser aber schon 1827 starb, so kam des Letzteren Schwester Aimata unter dem Namen Pomare IV. auf den Thron.

Im Vergleich mit allen anderen heidnischen Ländern hat die Mission in der Südsee einen überraschend schnellen und günstigen Fortgang genommen (vgl. z. B. Ausland 1855, 108 nach d. Hobarttown courier). Die Polynesier hiengen nur wenig noch an ihrem alten Glauben und wie sie selber schon z. B. die Ansicht hatten, daß der Kannibalismus, die Menschenopfer eine Unsitte seien, so ließen sie sich auch leicht von der Schändlichkeit des Kindermords, der Areois u. dergl. und von der Absurdität ihrer Götter überzeugen. Man war vom Heidenthum unbefriedigt und sehnte sich wenn auch unklar nach Besserem. Diesem Bedürfniß kam die Mission entgegen, die man deshalb freudig aufnahm (Wilson 281). Für die Missionäre aber war es schlimm, daß sie gleich ganz und gar in die politischen Wirren hineingezogen wurden, ja daß Pomare sie hauptsächlich, um sie politisch zu benützen, aufnahm. Daß unter den Zuständen, die wir geschildert haben, eine große Wirksamkeit für sie gar nicht möglich war, das liegt auf der Hand. Pomare I., obwohl er auch an seine Religion nicht mehr glaubte (Turnbull 254), trat nicht zum Christenthum über, seine Habsucht und Gier nach europäischen Besitzthümen war grenzenlos (Turnb. 202); doch ist

an ihm zu rühmen, daß er mit großer Energie den Ackerbau förderte, daß er eifrig Lesen und Schreiben lernte und lehren ließ, daß er sich und sein Volk mit vielem Aeußerlichen der europäischen Kultur bekannt machte. Indeß hiengen die Eingebornen am Alten so fest, daß sich Viele zu wiederholten Malen den für das Tattuiren festgesetzten Strafen willig unterwarfen (Tyermann und Bennet 1, 520), daß sich heidnische Lieder und Tänze namentlich in Raiatea (Bennet a 1, 140) vielfach erhielten, daß man oft heidnische Anschauungen auf christliche Dinge übertrug und die Bibel ganz wie den alten Familiengott gebrauchte (Beechey 224). Indeß nahm doch nach Pomare II. Bekehrung und seinem kühnen und schadlosen Verzehren einer heiligen Schildkröte (Ellis 2, 93) die Zahl der Christen so rasch zu, daß 1816 schon der ganze Archipel bekehrt war (Ellis). Wenn Mörenhout (2, 459) den Krieg der heidnischen gegen die christlichen Tahitier, der 1815 geführt wurde, einen wahren Religionskrieg nennt, so ist dies eine starke Ungenauigkeit. Jener Krieg war hauptsächlich eine Reaktion des unterworfenen Adels gegen den Usurpator und nur insofern religiös gefärbt, als jener eben durch die Verbindung mit den Missionären und den Europäern die Alleinherrschaft an sich gerissen hatte. 1817 nun stellte die Mission die erste Druckerpresse auf und das Evangelium Lucae erschien in tahitischer Uebersetzung; 1819 wurde das Gesetzbuch unter ihrer Beihilfe eingeführt, das in 18 Artikeln alle Vergehungen, die so sehr im Volke verbreitet waren, wie Unzucht, Diebstahl, Trunkenheit u. s. w. strafte; so wie ferner eine Art von Geschworenengericht aus der Versammlung der Häuptlinge gebildet wurde, welches nach den Gesetzen zu richten hatte; 1824 ward diese Gesetzsammlung überarbeitet und nun, während vorher der König durchaus unbeschränkt und der früher so mächtige Adel ganz machtlos war, was zu vielem Groll und Streit Anlaß gab, ward unter dem Einfluß der Missionäre eine Art Repräsentativverfassung mit gesetzgebender Versammlung eingeführt (Ellis, 3, 177 f.). Dazu muß man mit in Anschlag bringen, daß der Hausbau sich durch den Einfluß der Missionare besserte, daß die Frauen besser gestellt wurden, welche nun die alte Sittenlosigkeit verabscheuen und sich streng zurückziehen lernten (Turnbull 254; 265. Duperrey bei Lutteroth 72 und die übr. Zeugnisse das. Ellis 2, 123 f.); daß man über-

die Laster, denen man ergeben war, als Laster erkannte. Und

dann, die Kriege wurden milder und menschlicher, wie ja gerade nach der Schlacht bei Narii, welche den Sieg des Christenthums brachte, die Feinde durchaus nicht mehr verfolgt wurden. Der Trunk, der seit 1803, da man um diese Zeit aus der Ti-wurzel eine Art Branntwein zu brennen lernte (Mörenh. 2, 443; Ellis 1, 130), auch im Volke auf die schreckenerregendste Weise um sich gegriffen hatte und die scheußlichsten Scenen veranlaßte (eb.), während der Avatrank doch auf die Vornehmen beschränkt war: der Trunk ward gleichfalls von der Mission und mit solchem Erfolg beschränkt, daß Pomare, obwohl ein leidenschaftlicher Trinker, Bestimmungen gegen denselben in seine Gesetze aufnahm und selber nur ein bestimmtes Maaß von Spirituosen besitzen durfte, ja daß im Jahre 1838 die Einfuhr derselben durch ein bestimmtes Gesetz ganz verboten wurde (Ellis 1, 107; Thermann und Bennet 1, 80; Lutteroth 98 Anm.; 172). Darwin, doch gewiß ein unparteiischer Richter, lobt die Missionäre sehr. Die Tahitier, sagt er (i. J. 1835), essen und schlafen nicht, ohne zu beten, der Mäßigkeitsverein, welcher von den Missionären auf durchaus gerechte Art gegründet ist, wird streng gehalten (2, 154), die Sittlichkeit ist viel besser als sonst, der Sonntag wird heilig gehalten, die Kirche ist voll, wenn man auch nicht gerade übermäßig andächtig ist; in politischen Versammlungen und Verhandlungen benehmen sich die Häuptlinge ebenso klug, taktvoll und mäßig, wie entschlossen und einsichtig. Der Sinn der Tahitier ist heiter, nicht wie Kotzebue (in der berüchtigten „neuen Reise", 1, 91, welche über die Mission nichts als die schamlosesten Lügen enthält, Lutteroth 81 f.) finster und trübe, kurz der Einfluß der Missionäre ist ein höchst segensreicher (Darw. 2, 187-9).

Aber es zeigte sich für die Entwickelung des neuen Lebens auch gar manche Gefahr. Stand es doch in einem Gegensatz zu allem Alten, wie er sich stärker und für die Menschennatur schwerer gar nicht denken läßt. Die alten Laster konnten nicht mit einem Male ausgerottet werden. Rückfälle waren unvermeidlich. Daß sie aber so ganz besonders schwer eintraten, daran waren die entlaufenen Matrosen oder gar die entkommenen Sträflinge Schuld, welche sich vielfach auf Tahiti niederließen und nun sofort in Worten und Werken in den heftigsten Gegensatz gegen die Missionäre traten. Zwar erließ das Parlament (wie man die Versammlung der Häuptlinge ja wohl nennen mag) ein Gesetz, welches den Aufenthalt Fremder von der ausdrück-

lichen Erlaubniß der tahitischen Regierung abhängig machte, allein ohne damit durchzudringen (Lutter. 70; Meinicke 150). Und wäre man damit auch durchgedrungen, die dienenden Matrosen, namentlich die Waler standen jenen Ausreißern an Unsittlichkeit kaum nach und ihr Einfluß war in den Häfen ein vorherrschender (Lutter. 71.). Dazu kam, daß für die neuen Staatseinrichtungen die Eingeborenen noch nicht reif waren, daß Aimata selber, auch nach ihrer Erhebung auf den Thron in hohem Grade ausschweifend lebte (Mein. 151): und aus eben diesen Umständen erklärt sich zur Genüge, daß gerade zur Zeit ihres Regierungsantrittes das Christenthum und mit ihm die Sittlichkeit zurückgieng. Damals entstand die Sekte der Mamaias von Teau, einem Tahitier, gestiftet, der von Christus begeistert zu sein glaubte, Wunder verrichtete und trotzdem daß seine Gesinnungsgenossen aufs heftigste verfolgt wurden, großen Anhang fand: um 1830 breitete sich die Sekte auch nach Raiatea und Waupiti und 1833 über Borabora und Tahaa aus (Mörenh. 1, 502—3). Die Mamaia wollten Christen sein, sie lasen in der Bibel, sangen die Hymnen und ihr Grundsatz war: Gott lieben und loben. Sie wurden außer Christus noch durch die Bibel selbst, dann durch den Apostel Paulus, eine Frau durch die Jungfrau Maria begeistert. Weiberwechsel, also eigentlich Vielweiberei gestatteten sie nach dem Beispiel Salomos, wie sie sich denn auch ihr Paradies, in das ein Jeder nach dem Tode kommt, ächt orientalisch dachten, voll schöner Weiber, mit denen die Seligen unter ewigen Festen glückselig leben (Mörenh. 1, 504—8). Diese Sekte mit ihrer höchst seltsamen Mischung zwischen Heidenthum (dem die Begeisterungen und das Paradies angehören) und Christenthum ist höchst merkwürdig; sehr charakteristisch ist auch die Zeit, in der sie entstand, denn die Zerrüttung derselben spiegelt sich in ihr genau wieder. Uebrigens erwähnt Mörenhout (512) auch eine heidnische Sekte, welche um 1800 auf Borabora, Tahaa, Raiatea und Huahine herrschte und das Grundprincip des polynesischen Heidenthums, den Unterschied der Stände läugnete: wieder ein Zeichen, daß das Heidenthum sich überlebt hatte, daß man sich nach Besserem sehnte. Damit hängt auch zusammen, daß gerade die Niederen es waren, welche hier, wie dereinst im römischen Weltreich, zunächst das Christenthum annahmen.

So standen die Dinge, als 1829 Mörenhout auf die Insel anfangs den Missionären befreundet, dann aber durch seine Han-

delsunternehmungen, die keineswegs im Intereſſe der Tahitier waren, da ſie eine Menge Geſindels nach der Inſel lockten, ſowie durch eigene Leichtfertigkeit geſpannt mit denſelben (Lutteroth 95). Die folgenden Jahre brachten den Mäſſigkeitsverein, ein neues Ausweiſungsgeſetz für die Fremden, das Verbot des Branntweinimportes. Das Jahr aber, wo Mörenhout die Inſel verließ, um über Amerika (wo er das Conſulat der Vereinigten Staaten für Tahiti erlangte) nach Amerika zu gehen, das Jahr 1834 wurde für Tahiti wichtig; es brachte die erſten katholiſchen Miſſionäre. Leo XII. hatte 1833 durch eine beſondere Bulle dem Picpushauſe zu Paris übertragen, ganz Ozeanien zu bekehren. Daß dies ſchon bekehrt war, durch die ketzeriſche Lehre, ſollte die Miſſionäre, ſo hieß es, zu ganz beſonderem Eifer anreizen. So waren denn 1834 katholiſche Miſſionäre nach Mangareva gekommen. Das erſte, was ſie daſelbſt thaten, war, daß ſie „das Zeichen des heiligen Kreuzes über den Tempel machten, um durch dies heilige Zeichen die Macht der böſen Geiſter zu zerſtören.“ Dann gräbt einer von ihnen „mit beſonderer Kühnheit“ ein Kreuz in die Pfoſten des Tempels, in welche er auch das Bild der heiligen Jungfrau verſteckt. Auf der Inſel Akena (ſie gehört zu derſelben Gruppe), die ſie zunächſt erreichen und die „nur wenige Bewohner hat“, taufen ſie ein todtkrankes Kind und als dies Mädchen, natürlich Maria genannt, nun 2 Tage darauf ſtirbt, da bitten ſie es, ſich zur Beſchützerin ſeines Landes zu machen und ihm Glauben und alle Gnaden zu ſchenken (Lutteroth 103 – 106 nach Annal. de la propagation de la foi 18, 16; 171; 21; 29.) Natürlich mußte dies Chriſtenthum die Herzen der Heiden gewinnen: ſtanden doch bei ihnen Kindergeiſter in beſonderem Anſehen, waren doch gerade ſie ſo mächtige Schutzgeiſter! Auf Akamaru taufen die Sendboten des Katholizismus heimlich, indem ſie den eingeborenen Kindern, die voll Ungeziefer ſind, die Haare abſchneiden und die Köpfe waſchen! Dann lehren ſie das Geheimniß der Dreieinigkeit an einem Kleeblatte, wie der heilige Patrik (ann. 48, 33 Lutter. 107), das Zeichen des Kreuzes kann ſchon jeder: von der Sprache aber verſtanden die Miſſionäre noch nichts! (eb. 48, 30; Lutter. 107—8). Als nun der Biſchof Rochouſe ankam (1835), da verehrte man zwar die Prieſter als heidniſche Götter, denn man ſang die Lieder, mit denen dieſe geprieſen wurden und brachte Opfergaben, allein nichtsdeſtoweniger und trotzdem die Miſſionäre die Sprache

noch nicht kannten, taufte und firmte man einen beträchtlichen Theil der Neubekehrten, von denen dann eine Mutter durch das Taufwaſſer tabu zu ſein glaubte und Zweifel trug, ob ſie ihr Kind noch auf dem Rücken tragen dürfte, wie der katholiſche Miſſionär Laval ſelbſt als einen komiſchen Zwiſchenfall berichtet (Lutter. 109—113). Von hier aus giengen Laval und Caret nach Tahiti. Dort aber beſtand jenes Geſetz, daß über den Aufenthalt der Fremden auf der Inſel die Königin und das Parlament zu entſcheiden hätten. Beide Regierungsgewalten nun verboten ihnen, durchaus rechtmäßig, den Aufenthalt auf der Inſel, welchen ſie durch ganz unwürdige Schleichwege ſich zu ermöglichen verſucht hatten (Ellis a 1, 403 f.); die Katholiken aber weigerten dem Landesgeſetz Folge zu leiſten und mußten deshalb ſchließlich, damit die Würde des Geſetzes nicht ganz lächerlich gemacht werde, in das Schiff, das ſie fortbringen ſollte, getragen werden (Lutteroth 119—124). Alles dies belegt Lutteroth aufs ſchlagendſte mit Carets eigenem Bericht in den Annalen (56, 216 ff.), dem zum Trotze man ſpäter franzöſiſcher Seits die Dinge ganz anders hat darſtellen wollen. Die Häuptlinge hatten dieſe Ausweiſung ausgeſprochen; die proteſtantiſchen Miſſionäre ſind nicht dabei betheiligt geweſen. Caret, auch 1837 am Landen verhindert, gieng nach Frankreich. Damals aber kam d'Urville nach Mangareva, wo ihn Rochouſe durch einen durchaus lügenhaften Bericht von Grauſamkeiten und Torturen der tahitiſchen Miſſionäre, von Plünderung der Katholiken, deren Schaden ſich auf 10,000 Franks belaufe, zur Rache anreizte (Dum. d'Urv. b 3, 206 f.); d'Urville verſprach, ſich der Miſſionäre anzunehmen, gieng aber erſt nach Nukuhiva, um dort nach den Miſſionären zu ſehen, welche Frankreich dorthingeſchickt hatte (Lutter. 127 f.; 136).

Auf den einzelnen Inſeln des Markeſasarchipel, vornehmlich aber auf Nukuhiva war Streit der einzelnen Stämme untereinander, die ſich ſeit Menſchengedenken mit wechſelndem Erfolg bekriegten, aber tapfer genug waren. Namentlich gefürchtet waren die Taipi, gegen welche die Teii, die Bewohner eines anderen Thales ſchon 1804 heftig gekämpft hatten (Kruſenſt. 1, 187—8). Auch das Uebergewicht, welches durch Porters Einfluß 1814 dieſe letzteren erhielten, war vorübergehend. Einen feſten politiſchen Mittelpunkt gab es weder hier noch auf irgend einer anderen Inſel, denn die Macht des Königthums war hier ziemlich gering. Nach Tahuata war nun 1797 durch Wil-

ſon und den Duff der Miſſionär Crook gekommen (Wilſon 254 f.; Ellis a 1, 51), der aber ganz erfolglos ſchon nach 12 Monaten die Inſel wieder verlaſſen mußte und nach Nukuhiva gieng, von wo er gleichfalls erfolglos 1799 nach England zurückkehrte (Ellis a 1, 68); dann kamen unter desſelben Crooks Führung erſt 1825 wieder Miſſionäre hin, Eingeborene von Huahine und von Tahiti, allein auch dieſe gewannen keinen Einfluß und ebenſo waren die Verſuche, das Chriſtenthum dort einzuführen, 1828 ganz vergeblich und 1829 wenigſtens ſehr zweifelhaft, obwohl zwei eingeborene polyneſiſche Miſſionäre ſich entſchloſſen, da zu bleiben (Ellis 3, 319—20; vergl. Bennet a 1, 323). Michelis nun, der ganz im katholiſchen Intereſſe ſchreibt, behauptet (368), daß die proteſtantiſchen Miſſionäre — von denen nur Pritchard und Simpſon 1829 die Markeſas beſuchten, jedoch ohne Nukuhiva zu berühren — einen jungen Fürſten von Nukuhiva nach Tahiti „entführt" hätten, um ihn zu erziehen und dann durch ihn dem Chriſtenthum daſelbſt Eingang zu verſchaffen. Er berichtet dies nach den Annalen (de la propag. de la foi 1841, 3, 59) und betont beſonders, daß Meinicke hiervon nichts zu wiſſen „ſcheine." Allerdings erwähnt Meinicke hiervon nichts, denn die ganze Geſchichte iſt falſch. Moana, ſo hieß der Prinz, wurde nicht geraubt, ſondern von ſeinen heidniſchen Landsleuten, als er Chriſt geworden war, vertrieben. Er gieng dann nach Rarotonga und von da nach England, von wo er ſpäter eben ſo unkultivirt, als er gegangen, wieder kam. So erzählt Radiguet (460 f.), auch ein katholiſcher Schriftſteller. Er kam zurück von einem proteſt. Miſſionär aus dem tiefſten Elend gerettet.

Du Petit Thouars hatte alſo Befehl, katholiſche Miſſionäre nach Nukuhiva zu bringen und dorthin ſegelte, zu ihrem Schutz, D'Urville. Aber Du Petit Thouars hatte die Miſſionäre nicht nach Nukuhiva, ſondern nach Tahuata gebracht, wo ja auch ſchon proteſtantiſche Miſſionäre, ein Engländer und zwei eingeborene Polyneſier, arbeiteten (Lutter. 136; Ellis a 1, 272). D'Urville konnte alſo zu Nukuhiva nicht die Miſſion ſchützen, ſtatt deſſen aber erlaubte er, der Beſchützer der katholiſchen Kirche, „aus gewiſſen Privatgründen" jene ſchändlichen Orgien, welche Roquemaurel eine „plötzliche Beiſeiteſetzung jedes religiöſen und geſelligen Zwanges", eine „Miſchung von Männern und Frauen im vollkommenen Naturzuſtande" eine „wahrhafte Saturnalie" nennt, bei welcher die Franzoſen auch kleine Mädchen als Zuſchauerinnen zuließen (D'Urville b 45 f.; Jacquinot eb. 265;

Roquemaurel eb. 273; Du Bouzet 276 f.; Lutteroth 136 f.) Dann verließ D'Urville die Insel, um die katholische Kirche in Tahiti zu vertreten.

Doch wir wollen, ehe wir ihn begleiten, erst die Geschichte der Markesas kurz zum Ende bringen. 1830 kam Mathias G***, Mathias Gracia, als Vertreter der katholischen Mission und anfangs waren seine Erfolge eben so gering, als die seiner Vorgänger; doch als nun 1842 Du Petit Thouars zuerst Tahuata, dann auch Nukuhiva in Besitz nahm, indem der ehrgeizige Moana sich in seinen Schutz gab und so die Markesas französisch wurden: da nahm nun auch nach französischen katholischen Berichten die katholische Mission den besten Fortgang (Mathias Gracia 13; Reybaud 430), nach Belcher dagegen (a 1, 362) hatte sie nur äußerlichen Erfolg. 1848 erschien sie Wise (138) ganz vergeblich; 1853 herrschten dort Kannibalismus, Grausamkeit, Ausschweifungen wie sonst (Quarterl. Rev. 1853 Dezemb.) und nur in Aeußerlichkeiten zeigte sich europäischer Einfluß (Bennet a 1, 333); 1854 waren die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten — welche also doch nicht so ohne weiteres das Feld räumten — wieder im Gange (Basler Miss. Mag. 1854, II, 59) und auch 1859 waren die Eingeborenen nach Radiguet (643) keineswegs arbeitsamer nnd besser geworden, sie schreiten vielmehr seit der Okkupation — man denke an die Scenen auf D'Urvilles Schiffen und ferner war Nukuhiva französischer Deportationsort, wenn auch nicht auf lange Zeit, — eher zurück als vorwärts, obwohl nach ebendemselben Radiguet (eb. 640) die katholische Mission gute Fortschritte macht und viel verspricht! Trotzdem aber haben die Franzosen ihre Station auf Nukuhiva 1859 bis auf einen kleinen Militärposten aufgegeben, gegen den Willen der Eingeborenen (Radiguet 638; Novara 3, 216), sie hat also doch nicht die Zukunft gehabt, welche man (Michelis 390) hoffte. Die Missionäre hat man von Tahuata und Fatuhiva (1849 u. 55) zurückgezogen, so daß jetzt die 10 Missionäre auf Nukuhiva Hivaoa und Huapu beschränkt sind (Rad. 643.). Die inneren Kriege der einheimischen Stämme haben noch nicht ganz aufgehört. Ein trauriges Schicksal hat die Inseln 1863 betroffen. Die nichtswürdigen Menschenräuber von Peru entführten von hier eine Anzahl Menschen zu Guanoarbeiten nach den Chinchasinseln. Auf Verlangen der französischen

ng mußten die Geraubten nun allerdings zurückgebracht werden:

aber von den Pocken angesteckt kamen sie zurück und diese richteten nun eine grauenvolle Verheerung an (Ausl. 1868 nach einem ans Athenäum von Valparaiso geschriebenen Briefe).

Zu Tahiti war noch vor D'Urville mittlerweile Du Petit Thouars angekommen, welcher falsch berichtet von Mörenhout im Namen der französischen Regierung Genugthuung für die Behandlung der französischen Missionäre forderte, bestehend in einem Entschuldigungsbrief der Königin und 2000 Piaster, unter Androhung des Krieges. Die Königin mußte sich fügen und nach anderen Vergewaltigungen Pomares, an denen nun auch D'Urville Theil nahm, verließen die französischen Schiffe die Insel (Lutter. 156 f.) Allein 1839 kam La Place und während der ärgsten Ausschweifungen seiner Leute (Michelis 387), „bei denen die Eingeborenen Schutz zu suchen schienen gegen die finsteren Missionäre" (Reybaud), setzte er gewaltsam durch, daß eine katholische Kirche gebaut werden sollte; denn die Freiheit des katholischen Gottesdienstes war schon an Thouars zugestanden (Lutter. 168; annales 68, 86). Nach alle diesem kann es denn nicht wundern, daß am 1. September 1842 Thouars, gerufen von Mörenhout, abermals vor Tahiti erschien und unter ganz nichtigen Vorwänden 10,000 Piaster als Entschädigung (Lutteroth 190; Bruns eb.) wieder unter Androhung des Krieges forderte. Schon früher hatte Pomare um englischen Schutz, um ein Bündniß und um Erlaubniß, die englische Flagge führen zu dürfen, nachgesucht, war aber vom englischen Consul Canning 1827 abschlägig beschieden, weil man das europäische Völkerrecht nicht verletzen wollte (Ellis a 1, 409). Allein jede Unterstützung hatte er versprochen und so hatte denn auch auf seine Demonstrationen Thouars 1838 erklärt, Tahiti nicht für Frankreich nehmen zu wollen. 1842 aber, da der englische Konsul abwesend war, that er es doch! So erzählt das brief statement 28—31 diese Dinge. Doch sehen wir, wie dies Wegnehmen sich vollzog. Vier Häuptlinge, darunter Mörenhouts getreuester Freund, welche schon 1841 auf Mörenhouts Anstiften um Frankreichs Schutz gebeten hatten (Lutteroth 177), giengen an Bord und verlangten, allerdings arg gedrängt von den Franzosen und unter schweren Bedenklichkeiten, den Schutz Frankreichs, wenn man Titel, Ansehen und Gesetzverkündigung der Königin und den Häuptlingen, sowie Achtung des Eigenthums auch der englischen Missionäre und völlige Religionsfreiheit gewähren wolle (Ellis

a 1, 414). Die Königin protestirte. Die Drohung mit Kanonen brachte sie endlich zur Unterzeichnung. Selbst Michelis nennt dies (393) einen Gewaltakt und tadelt die katholischen Missionäre, daß sie sich so sehr an Frankreich angeschlossen hätten. Auch damals kamen die scheußlichsten Ausschweifungen am Bord der Reine Blanche, des Schiffes Thouars vor, wie aus einem Brief eines der Offiziere dieses Schiffes hervorgeht (Times 4. März 1843; Ellis a 1, 415). Die offizielle Rechtfertigung aber, daß man solche Zügellosigkeiten französischen Seefahrern nie vorgeworfen habe, ist nichtssagend, denn die Seefahrer haben sie immer rühmend von sich selbst erzählt (Bougainville 157; Marchand 1, 44 f.; D'Urville b 4, 5 f.). So also wurde Tahiti katholisch und französisch. Natürlich suchte man dies Joch abzuschütteln und 1843 erklärte eine Volksversammlung, man wolle unabhängig oder lieber englisch als französisch sein. Ermuthigt wurden die Eingeborenen dadurch, daß sich der englische Commodore Nicolas der mißhandelten Königin und ihrer Unterthanen lebhaft annahm (Ellis a 1, 416 f.). Allein von England aus rief man ihn ab und nun setzte Thouars — wir erzählen nach Michelis S. 394 f. — die Königin unter ganz nichtigen Vorwänden ab und nahm Pritchard, den Missionär, der an der Spitze der übrigen stand und daher dem Haß der Gegner am meisten*) ausgesetzt war, gefangen, den er mit Gewalt nach Europa brachte. Thouars also und die mit ihm Verbündeten hielten jetzt das für Recht, was sie, als es viel milder gegen sie ausgeführt wurde, so schwer rächten. Die Entrüstung in England zwang dann Frankreich allerdings, die Königin wieder einzusetzen, Thouars abzurufen und die westlichen Inseln des Archipels für unabhängig anzuerkennen; allein weiter hat England, obwohl es in der Person seines Consuls Pritchard aufs schimpflichste beleidigt war, nichts für sich und für Tahiti gethan. Es kam damals — Michelis 395 f. — zum Krieg auf der Insel, da sich die protestantischen Missionäre ganz an die Königin anschloßen. Anfangs waren die Franzosen keineswegs glücklich; als aber ihr Gouverneur Bruart durch die Anwesenheit eines französischen Kriegsschiffes die Uebermacht erhielt, da schlug er die Feinde und ließ die Missionäre, welche er an der Spitze der „Empörer" gefangen nahm, gewaltsam von der Insel schleppen. Seit der Zeit, sagt Michelis selber, liegt die Mission darnieder.

*) Die französischen Verläumdungen klingen auch noch bei Virgin 2, 44 nach.

Denn daß die Streitigkeiten, welche die französischen Katholiken hervorriefen, auf die Tahitier, die eben erst dem Heidenthum entrissen waren, den schlimmsten Eindruck machen mußten, liegt auf der Hand. Es ist kein Wunder, wenn die alte Unsittlichkeit, welche so geflissentlich von den Bringern der katholischen Kirche wieder belebt und mitgemacht wurde, die besten Fortschritte machte; kein Wunder, wenn von geistigen Fortschritten nicht die Rede war, wenn Trägheit, Genußsucht, Stumpfsinn herrschten, Lüderlichkeit, Trunksucht zunahmen (Perkins 440). So sagt denn auch Walpole um 1845: Die alten Sitten sind geschwunden und die Laster der Civilisation angenommen (2, 126); und ähnlich urtheilte um dieselbe Zeit Steen Bille (2, 362) über Borabora. Wie sollte es auch anders? Die Franzosen haben den Eingeborenen die Waffen abgenommen und eine Art von Conscription eingerichtet, sonst aber thun sie nichts für die Bevölkerung, außer daß Brücken, öffentliche Gebäude aufgeführt und die Wege verbessert sind, letzteres nach dem Muster der protestantischen Missionäre, welche Strafsällige damit straften, daß sie ein bestimmtes Stück Weg bauen mußten. Ganz Tahiti ist eine Militärkolonie (Perkins 426; 441). Der Handel ist minder lebhaft, die religiöse Freiheit beschränkt worden unter dem Protektorat Frankreichs (eb. 435), ja nach 1848 wurde die Kirche als Nationaleigenthum erklärt, den Missionären verboten, außerhalb ihres Distriktes zu predigen, ihre Wahl von den Distrikthäuptlingen und wenn sie Fremde, keine eingeborenen Tahitier waren, vom Gouverneur abhängig gemacht (eb. 437). Und ferner und obwohl es in dem Vertrag zwischen der Königin und Thouars hieß, niemand darf in Ausübung seines Kultus gehindert werden (Lutter. 201), so hat man doch das französische Reglement der protestantischen Kirche von Seiten der Regierung eingeführt, worauf alle protestantischen Missionäre, welche nach jenen Gewaltakten noch da waren, bis auf einen die Insel verließen (Arbousset 180). Das Joch aber, welches Pomare vergebens durch englische Hülfe abzuschütteln versucht hatte (vergl. noch Luteroth 205—9), lastete immer drückender auf ihr; 1852 war sie selbst in Spaziergängen und Audienzen völlig vom Gouverneur abhängig! (Virg. 2, 47).

Und dennoch: alle diese Mißhandlungen hat das tahitische Volk überwunden; von jedem aber, der die Geschichte dieser Völker studirt, der das Wesen der Natur- und Culturvölker abwägt, muß man ver-

langen, daß er auch diese Thatsache in ihrer ganzen Tiefe sich klar mache und würdige. Zunächst ließen die Eingeborenen nicht von ihrer Religion, obwohl der Gouverneur Saisset 1859 die protestantischen Schulen zu Gunsten der katholischen gewaltsam schloß (ev. Miss. Mag. 1870, 187). Vielmehr baten sie 1860 die französische Regierung um zwei protestantische Missionäre, deren jedem sie ein Haus, einen Garten und 5000 Fr. versprachen, ja sie waren erbötig, wenn man ihnen ihre Religion lasse, selbst ihre Sprache aufzugeben! So sind denn jetzt, an der Stelle der einheimischen Prediger, französische Protestanten daselbst angestellt, eine Sonntagsschule ist eingerichtet, der Protestantismus ist in der Majorität; Eimeo ist ganz protestantisch und die übrigen Inseln sind es zum großen Theil (Arbousset 182—4; 195—99; 239; 243 f.). — Daß die Behauptung Thouars (4, 43 f.) und Vincendon 892), es gäbe auf Tahiti keinen einzigen wirklich gläubigen Christen und alle sähen die Strafen, welche die Missionäre auferlegten, als Grausamkeit und Tyrannei an, eine Unwahrheit war, das beweist die religiöse Gewissenhaftigkeit vieler Neubekehrter (Ellis 3, 77 f.), beweist ferner der Umstand, daß eine Menge Tahitier im stillen Ozean als Missionäre zerstreut sind (vergl. Williams an vielen Stellen), so wie endlich dies strenge Festhalten am Protestantismus, neben welchem, trotz aller Gewalt, der Katholizismus wenig Fortschritte macht (Meinicke c 565). Daß aber natürlich die französische Regierung, welche eine reine Militärherrschaft ist — der 15. August wird auch hier gefeiert (Arb. 207) — keine großen Fortschritte im Volk hervorbringen konnte, versteht sich. Doch erwähnt Virgin (1852) eine Hebung der Sittlichkeit (2, 40) und auch was Arbousset sagt, stimmt damit überein. Uebrigens behandelt die französische Regierung die Königin jetzt anständiger, als früher (w. M. M. 1870, 192). Die jetzigen Zustände sind schwankend; es ist viel Eifer für das Christenthum neben viel Schlaffheit vorhanden und namentlich wird Papeete durch die stets ab- und zuströmenden Fremden demoralisirt und das Laster des Trunkes (Garnier ev. Miss. Mag. 1870, 185) ist sehr verbreitet. Die Katholiken haben unter den Erwachsenen keinen Anhang, wohl aber gewinnen sie die Jugend für sich. von der schon ein ein Drittel ihnen zugehört (Bericht der ev. Mission. Vernier und Atger im ev. Miss. Mag. 1870, 180 f.). Es ist das kein Wunder,

der Art, wie die Protestanten behandelt sind: ein Wunder viel-

mehr ist es, daß die Tahitier so kräftig Stand gehalten haben. Was wir Gutes jetzt auf der Insel finden, das ist die Folge ihrer eigenen Kraft und der aufopfernden Thätigkeit der protestantischen Mission: alles was sie zurückbringt und an wirklichem Aufschwung hindert, das sind jetzt fast nur die Folgen unserer grauenvollen Cultur, auf welche wir so stolz sind und welche vor dem Richterstuhl der Geschichte dereinst in anderem, bösem Lichte erscheinen wird. Die Indolenz der Eingeborenen darf man nicht zu hoch anrechnen bei ihrem Klima, ihrer Bedürfnißlosigkeit und auch sie wird durch den französischen Druck verstärkt. Mußten doch die Eingeborenen 57,000 Fr. zu Erbauung einer katholischen Kirche aufbringen, deren Mauern man — allerdings kein anregendes Beispiel — in 12 Jahren kaum 10' hoch brachte! Erhielt doch die katholische Kirche im Jahre 1867 als Abgaben 67,000 Fr., die protestantische nur 3,000 (Green im ev. Miss. Mag. 1870, 178). Möglich, daß dieser Druck jetzt leichter wird in Folge der Vernichtung des französischen Uebermuths durch die Kraft Deutschlands: die Tahitier haben Fähigkeit genug, sich zu entfalten, ein gutes, glückliches und geistig tüchtiges Volk zu werden.

Die protestantischen Missionäre sind von den Katholiken und den Europäern, die mit den letzteren vielfach aber wahrlich nicht aus religiösen Gründen gemeine Sache machten, vielfach angegriffen, und wir müssen, was man ihnen vorwarf, kurz ins Auge fassen.*) Sie sollen zu streng gewesen sein. Allerdings mußten sie streng sein, sie mußten bei der grenzenlosen Lüderlichkeit gegen das gesammte tahitische Leben auftreten, auch gegen scheinbar unbedeutende Dinge: sie konnten gemeinschaftliche Schlafräume und Badeplätze beider Geschlechter nicht dulden (daß sie das Baden überhaupt verboten hätten, wie Du Petit Thouars 1, 367 und de la Salle 2, 245; 353 behaupten, ist unwahr), sie mußten die Lieder und Tänze vielfach verbieten, soweit sie

*) Alle unsere Quellenschriften über diese Vorgänge, Du Petit Thouars, La Places, Mörenhouts, Lessons u. s. w. Berichte sind Parteischriften, Parteischriften natürlich auch das brief statement, Lutteroth, Michelis und Ellis war selbst Missionär. Wir folgen den Schriften, welche nicht Behauptungen, sondern strenge Beweise bringen, und nur insofern sie diese bringen; auch stützen wir unsere Darstellung häufig genug mit den Werken der Katholiken selbst. Michelis nennt Lutteroth einen gewandten Betrüger; allein des Letzteren Buch sowie die übrige Literatur läßt das Unwahre dieser Behauptung bald erkennen.

obscön oder heidnisch waren. Vieles andere, was man ihnen vorwarf, trifft sie nicht, sondern die Neubekehrten, die ja meist das Neue einseitig übertreiben, wie denn z. B. Pomare II., aber nicht die Missionäre, auch nicht mit ihrem Beifall Leute, die in der Kirche einschliefen, durch Prügel wecken ließ.

Freilich haben sich die Missionäre sehr in die Politik eingemischt, aber konnten sie denn anders? und ist ferner nicht gerade ihrer Einmischung die Beendigung dieser blutigen Bürgerkriege zuzuschreiben? Niemand tadelt diese Einmischung heftiger als die Franzosen (Vincend. Dum., Mörenh. u. andere), aber in ihrem Munde wird doch ein solcher Vorwurf geradezu lächerlich. Von welcher Art diese Vorwürfe vielfach waren, zeigt sich am besten daran, daß Lesson, der (59) das frühere Leben der Tahitier eher preist, als tadelt und Mörenhout (2, 488 f.; 1, 217—33) behaupten, die Keuschheit sei durch den Einfluß der Missionäre nicht nur nicht gewachsen, sondern vielmehr die Verdorbenheit durch die neuen Gesetze verstärkt: denn durch ihre öffentliche Behandlung seien die Laster erst recht anstößig und öffentlich getadelte Frauen erst recht schlecht geworden (1, 483)! Der Hauptfehler aber der Tahitier, welcher am schwersten zu überwinden war, ist ihre Faulheit und Indolenz. Sie lernten so gut wie nichts von den europäischen Handwerken (Turnbull 212); beim Mangel jeder Arbeitsamkeit machten sie in keiner Kunstfertigkeit Fortschritte, aber sie sagten selbst: warum sollten wir arbeiten? Haben wir nicht genug Früchte, uns zu nähren? Für die Europäer mag Arbeit gut sein, sie haben schöne Schiffe und schöne Kleider, während wir, wie sie selbstzufrieden hinzusetzten, uns mit dem begnügen, was wir haben (Beechey 223; 213). Die Missionäre ließen es an Aufmunterungen zur Thätigkeit nicht fehlen, indem sie Gärten anlegten (Turnbull 212), aus denen sie übrigens Blumen, auch zum Haarputz, gern verschenkten (Ellis 1, 67); es ist also nicht wahr, wenn behauptet wird, selbst das Putzen mit Blumen hätten sie als Zeichen weltlicher Eitelkeit untersagt; nach Darwin (2, 176) trugen alle Tahitierinnen Blumen im Haar — indem sie ferner Waizen, verschiedene Früchte, Blumen mitbrachten (Ellis 1, 65 f.); indem sie den Bau des Zuckerrohres und die Zuckerbereitung, die Anpflanzung des Kaffees, der Baumwolle und des Tabaks einführten (Ellis 2, 280; 291 f.).

Baumwollenspinnerei sowie andere Handwerke und mechanische

Künste suchten sie noch besonders dazu angeregt durch die Direktoren der Missionsgesellschaft einzuführen (Ellis 2, 293 f.). Auch hier zeigt sich wieder, wie man über sie geurtheilt hat: man behauptet geradezu, die Missionäre hätten sich gar nicht um den industriellen Fortschritt gekümmert, wie selbst Wilkes (2, 15) sagt, der sonst gerecht gegen sie ist, und ebenso natürlich Mörenhout und Du Petit Thouars (2, 46), obwohl letzterer die Missionäre selbst nur Handwerker sein läßt, natürlich ungebildete. Allerdings hatten ihre Bemühungen anfangs nur geringen Erfolg, ja aufgestachelt durch einen europäischen Capitän gab Pomare die Zuckerfabrikation gleich wieder auf und betrieb nur die Baumwollspinnerei (2, 283).

Auch ihren Personen ließ man nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren. Es ist doch geradezu lächerlich, Männer wie Williams und Ellis und andere, deren Werke über Polynesien zu dem Besten gehören was wir haben, „ungebildete" Handwerker zu nennen; namentlich Prichard ist auf das Ungebührlichste verlästert worden. Die protestantischen Missionäre waren höchst achtungswerthe, thatkräftige allerdings einseitig orthodoxe Männer von der größten Sittenreinheit und Selbstlosigkeit. Was die Gegner ihnen vorgeworfen, fällt auf diese selbst zurück. Die Eingeborenen ergriffen die neue Lehre z. T. mit wirklichem Eifer. Die Erwartung aber, daß bis dahin unkultivirte Menschen nun plötzlich in einen Zustand höherer Civilisation übergehen müßten, mit völliger Aneignung nicht nur der christlichen Lehre, sondern auch der ganzen modernen Kultur, ist eine thörichte und es ist eine wohl geflissentliche Ungerechtigkeit Lessons, Mörenhouts und anderer, wenn sie, daß dies nicht geschehen, den Tahitiern und Missionären zum Vorwurf machen und dabei das Gute was geleistet ist übersehen. Dies Gute aber war: Abschaffung des Heidenthums und aller seiner unsittlichen Gebräuche und Pflegung des zunächst freilich mehr äußerlich aufgenommenen Christenthums und der ersten Grundlagen der Bildung.

Daß übrigens diese Aufnahme nicht blos rein äußerlich war, geht aus Erscheinungen wie des Priesters Patii, der mit eigener Hand seine Götzen verbrannte — und Derartiges wiederholte sich im ganzen Archipel vielfach —, geht aus Pomares Beispiel selbst hervor, sowie aus dem Umstand, daß die Mission, durch einheimische Fürsten und ganz ohne äußere Interessen, sich gar bald über den ganzen Archipel aus-

breitete, daß die Eingeborenen von selbst (nicht auf Antrieb der Missionäre, wie Mörenhout 1, 233 behauptet) Abgaben für die Mission zusammenbrachten (Ellis 2, 270), daß sie mit großem Eifer Kirchen bauten, daß schon 1829, wo dies geschah, eine Menge Eingeborener als Missionäre angestellt werden konnten (brief statement 41). Und so versichert Fitzroy in einem offiziellen Schreiben aufs heiligste (eb. 43), daß er statt des mürrischen Volkes, das er erwartet, ein durchaus glückliches und heiteres gefunden habe, was ja auch Darwin fand; ja daß sie, auch wenn sie Niemand sähe, wirklich ehrliche Christen seien (eb. 44). Die Capitäne Gambier und Waldegrave behaupten dasselbe (eb. 37 f.) Selbst Mörenhout (1, 213 f.) stimmt hiermit überein. Was Kotzebue (N. R. 1, 97) von einem Spioniersystem der Missionäre sagt, welches die Eingeborenen überall umgeben und sie deshalb zu fortwährender Heuchelei gezwungen hätte, ist zu albern, die Glaubwürdigkeit des Verfassers zu mangelhaft, als daß man dabei zu verweilen brauchte. Trotz der gewaltsamen Einführung des Katholizismus hat auch heutzutage noch die Mehrzahl der Eingeborenen an der protestantischen Lehre mit aller Energie festgehalten (Wise 141; Novara 3, 190 und Arbousset) und es haben sich um 1830 und später sogar jene fanatischen Sekten aus Christenthum und Heidenthum gemischt gebildet, was bei mangelndem religiösen Interesse unmöglich geschehen konnte.

Die selbständigen Leeinseln Huahine, Borabora und Raiatea sind ganz protestantisch. Es ist dort ein Seminar für Eingeborene. In neuester Zeit ist auch Rapa oder O-paro französisch geworden, denn 1867 hat die Fregatte Latouche Freville, Capitän Quentin, für 6 Flaschen Rum und ein Bündel alte Kleider die Abtretung bewirkt (Gräffe im Ausl. 1868, 599). Die Insel, 1791 von Vankouver (1, 56 f.) entdeckt, von Tahiti aus christianisirt, ist jetzt Kohlenstation der Panama- u. Zeal. Austral. R. Nail Compagnie (Gräffe eb.). Früher hatte die Insel 1500 Einwohner nach Vankouvers Schätzung (1, 58), der Missionar Davies schätzte sie gar auf 2000; allein heftige Seuchen, die nach dem Besuch der Europäer ausbrachen, sowie eine Destillation, welche mehrere Weiße dort anlegten, schmolz die Zahl zusammen; 1834 waren es nur noch 300 (Mörenhout 1, 139). Vor der Entdeckung sollen wegen Uebervölkerung der Insel häufige Kriege unter

borenen gewesen sein (Mörenh. eb.), doch sah Vankouver

(1, 59) keine Narben an ihnen: wohl aber fand er die Spitzen von ſechs Bergen (67) befeſtigt mit Wällen und Palliſaden und einem Gebäude, welches von ferne wie ein Treibhaus ausſah. Die Trümmer dieſer Bauten, große, gut behauene, viereckige Steine, mit ſehr feſtem Mörtel verbunden ſah noch Gräffe und auch ihm erzählten die Eingeborenen von ihren früheren Kämpfen (Ausl. 595). Auch die übrigen Auſtralinſeln, deren weſtlich gelegene früher unter tahitiſcher Oberhoheit ſtanden und jetzt auch tahitiſch ſprechen (auf Raivavai und Rapa herrſcht das Rarotonganiſche) ſind von tahitiſchen Miſſionären zum proteſtantiſchen Chriſtenthum bekehrt (Meinicke c. 564). Die Vorgeſchichte der Hervеyinſeln haben wir ſchon beſprochen. Von Cook 1777 entdeckt iſt der Archipel hauptſächlich durch Williams Thätigkeit, der von vielen eingeborenen namentlich raiateaniſchen (Ellis 3 300; a 1, 346 f.) Lehrern unterſtützt wurde, ſeit 1821 raſch zum Chriſtenthum bekehrt, ſo daß ſchon 1825 Byron (Bl. 111) die ganze Gruppe chriſtlich fand (vergl. Tyermann und Beunet 3, 117), Handel und Verkehr ſind daſelbſt jetzt in Blüthe (Williams; Meinicke c, 563) und auch der Stand der Miſſion und ihre Wirkung iſt dort ſehr gut und ſegensreich, wenn gleich die europäiſchen Händler manchen Schaden ſtiften (Rough in ev. Miſſ. Mag. 1870, 194 f.). Viele der Inſulaner nehmen jetzt Matroſendienſte auf Handelsſchiffen: leider aber locken ſie hier und ſonſt im Ocean die weißen Händler vielfach durch falſche Verſprechungen weg, um ſie in Amerika oder ſonſt zu harter Arbeit zwangsweiſe zu verwenden (Rough eb. 197)! Die Bewohner des Archipels werden jetzt auf 10,000 etwa geſchätzt, die der Auſtralinſeln auf 1300 (Behm geogr. Jahrb. 1866, 81, nach rev. mar. et colon. Juli 1865).

Wir müſſen jetzt noch einen Blick auf den Paumotuarchipel werfen, deſſen weſtlicher Theil gleichfalls von Frankreich occupirt iſt. Byron 1765 entdeckte den Archipel zuerſt, deſſen Bewohner vielfach tüchtige Krieger und auch untereinander im Kampf waren. So unternahmen noch im Anfang dieſes Jahrhundertes die Bewohner von Anaa (1769 von Cook entdeckt) wüſte Eroberungszüge, durch welche ſie mehrere Inſeln entvölkerten: denn theils tödteten ſie die Bewohner, theils ſchleppten ſie dieſelben als Gefangene nach ihrer eigenen Inſel. Allein Anaa ſelber ſowie noch eine Reihe anderer Inſeln ſtanden unter der Botmäßigkeit von Tahiti, wie die Tahitier ſelbſt 1775 erzählten (Barela Bratr. 204 f.).

Als nun Flüchtlinge der zerstörten Inseln sich in Tahiti über Anaa beschwerten, da machten die tahitischen Fürsten ihre Rechte wieder geltend und alle diese Inseln geriethen aufs Neue in die frühere Abhängigkeit (Ellis 3, 305; Arbousset 288).

Bedeutet doch der Ausdruck Pau-motu selbst nichts anderes als unterworfene Inseln (nach Arbousset 288). Zugleich aber sandte Pomare II. 1817 einheimische Missionäre, unter anderen den Anaaner Moorea nach Paumotu, der zunächst sein Vaterland bekehrte (Ellis 3, 306). Beechey freilich (207) hörte, daß die Anaaner, obwohl Christen, dennoch Kannibalen geblieben seien; und auch Mörenhout 1, 184 weiß zwar von strenger Sonntagsfeier aber auch noch von den größten Verbrechen bei ihnen. Was auf des letzteren Urtheil über protestantische Missionäre zu geben ist, wissen wir schon; Ellis aber (3, 397) widerspricht diesen Nachrichten so bündig, daß wir ihm Glauben schenken müssen. Von Anaa aus wurden dann mit mehr oder minder raschem Erfolg auch andere Inseln bekehrt, Amanu, Hao, Raraka (Wilkes 1, 326) u. s. w. Natürlich sind nun auch diese Inseln unter französischen Schutz und also auch hierher katholische Missionäre gekommen. Anaa zerfällt in vier Bezirke und in jedem haben die Jesuiten eine Kirche (Arbousset 298). Doch halten sie noch lebhaft an der protestantischen Lehre fest und sind eifrige Christen, wenn auch vielfach ihr Christenthum noch äußerlich ist (Arb. 303; 700). Von Interesse dürfte es sein, zu sehen, wie die Katholiken sich in Anaa eingeführt haben: und so wollen wir einen Hirtenbrief des katholischen Priesters Nikolas, der am 28. Juli 1861 an die Anaaner geschrieben ist, aus Arbousset's Buch (358 f.) hier einrücken. Nikolas, welcher thut, als ob die Anaaner Katholiken wären, was gar nicht der Fall war, schreibt: „Die Protestanten haben euch verlassen, weil eure Insel ihnen zu schlecht war; sie haben sich Joh. 10, 12 wie schlechte Hirten benommen; ihr habt sie mit Recht verlassen. Sie sind Zöllner und Heiden, weil sie sich nicht zur Kirche halten Math. 28, 20; 17; mit Recht habt ihr sie verlassen. Wo die Protestanten waren, dahin sind die Mormonen gekommen. Trunk und Unzucht haben nicht aufgehört. Alles das ist beendet auf dem katholischen Mangareva. Da lebt man wie eine Familie. Niemand darf das Wort Gottes verbreiten, der nicht von Gott gesandt ist, wie Aaron (Hebr. 5, 4). Christus ist das Opfer worden nicht aus eigener Macht, sondern weil ihn der Vater gesandt hat. Wer bloß

von Menſchen gewählt und beſtätigt iſt, der iſt kein Prieſter. Er wird verdammt nicht weil er gelehrt hat, aber weil er gepredigt hat, wie Hoſias 2 Chron. 26, 18." Mit dieſem Hirtenbrief an die Neubekehrten, welche vor kaum 50 Jahren noch Wilde waren, einem Muſter wie von Lüge und Bosheit ſo von ſchändlichſter Rückſichtsloſigkeit gegen die an die er geſchrieben, ſtimmt es gut zuſammen, daß die Proteſtanten aus dem franzöſiſchen Gebiet verbannt ſind und alſo dieſe Inſeln, wo ſie ſeit 1817 gelehrt haben, um 1852 verlaſſen mußten. Mormonen ſind allerdings nach Anaa gekommen (Arbouſſet 291), aber ohne Einfluß geblieben. Wie Mangareva, welches Wilſon 1797 entdeckte, katholiſch wurde, iſt ſchon erzählt, ſo wie wir auch ſchon ſahen, wie grauenvoll oberflächlich die Bekehrung geſchah — gewiß nur, um ſich hier feſtzuſetzen und aus Haß gegen den Proteſtantismus. Nach Montravel bei D'Urville b 3, 445 half zur Bekehrung viel ein unterirdiſcher vulkaniſcher Donner, den man als Zeichen der Ueberwältigung der heidniſchen Götter durch den Gott der Chriſten deutete. Ende Dezember 1834 (annales 48, 33; Lutter. 108) verſtanden die Miſſionäre die Sprache noch nicht und ſchon am 16. April 1835 hörte das Heidenthum auf, nur ein Häuptling widerſetzte ſich (Leſſon Mang. 159 f.) und Du Petit Thouars traf ſie ſchon als ein „durch und durch gebildetes Volk" (2, 225). D'Urville und die Seinen ſprechen von großen Fortſchritten in materieller und techniſcher Beziehung (b 3, 156, 203; 363 f. 426), von großer Ehrlichkeit und Keuſchheit — und allerdings waren ſie vor der Ankunft der Katholiken noch nicht mit Weißen in naher Berührung geweſen und daher unverderbt (Desgraz eb. 376; vergl. indeß Marescot eb. 430). Freilich herrſchten neben allen dieſen Tugenden die alten Tabus ruhig weiter nach Leſſon (Mangar. 141 f.), der auch von Scheinheiligkeit der Eingeborenen und einem Spionirſyſtem der Miſſionäre (eb.) etwas verlauten läßt; ja ſelbſt einzelne Begleiter D'Urvilles ſprechen von einem Mechanismus des Betens bei den Neubekehrten (b, III 367) und erzählen, daß ſie lateiniſche Gebete hätten lernen und herſagen müſſen (eb. 381). Doch trug dies alles die herrlichſten Früchte: denn 10 Jahre ſpäter, 1852, berichtet der Miſſionär Henry, daß „der Katechismus die große und faſt einzige Angelegenheit iſt, mit der ſich das Volk beſchäftigt" (nouv. ann. des voy. 1852, 3, 354). Uebrigens iſt der Handel bei den Mangarevern ſowohl wie auch bei den Anaanern wirklich bedeutend; ſein

artikel sind Perlenmuscheln und Kokosöl (Arbousset 286 f.). Auch haben beide Gruppen fortwährend den genauesten Verkehr mit Tahiti, was ihre Bildung sehr fördert (eb. 286 f.) Die Anaauer sind gesunder als die Tahitier (306); ihre Zahl beträgt (und diese Schätzung mag richtig sein) etwa 1300, von denen 180 katholisch sind; ebenfalls katholisch ist ganz Mangareva (1500 Einwohner), zum Theil Rotoava und Tetamann; die übrigen Inseln sind protestantisch (Arb. 309; 312; 315). Es scheint im ganzen ein reges Leben in diesem Archipel zu herrschen: Bibellektüre ist verbreitet, der Handel blüht und 1852 haben auch die Bewohner der Gruppe einen stolzeren Namen gegeben, indem sie das Paumotu, „die unterworfenen Inseln" in Tuamotu, in „entfernte Inseln", umwandelten (Arb. 286—8). Allerdings lauten die Nachrichten von den katholischen Inseln etwas anders. Die Jesuiten hierselbst — berichtet Kératry, März 1870, in der französischen Kammer — wenden gegen die Eingeborenen die grausamsten Strafen an; ja sie treiben einen förmlichen Sklavenhandel mit ihnen, um Perlentaucher zu bekommen! (Glob. 17, 207; Aube 470). Einen besonderen Namen hat sich noch Pitkairn gemacht durch die Mischlingsbevölkerung, die aus den Meuterern der Bounty und Tahitierinnen bestehend, dort einen kleinen Staat gründeten und in der besten Ordnung lebten. Ausführlicher hat Meinicke ihre Geschichte behandelt (die Insel Pitkairn Progr. Prenzlau 1858), sowie Mörenhout (2, 280—322), Hood (238) und Andere. Waihu wurde zuerst von Roggeween (6. April 1722) entdeckt, welcher ganz ohne Grund auf die Eingeborenen schießen ließ (Behrens 81; 83). Er fand die Insel im blühendsten Zustand; aber keine hat wohl mehr von der ruchlosesten Bestialität christlicher Culturmenschen zu leiden gehabt, als Waihu mit seinem kleinen Haufen „Wilder", der doch den Europäern freundlich entgegenkam, der aber freilich so ferne wohnte, daß man sich dort Alles unbemerkt erlauben konnte. Der edle Chamisso wunderte sich über den erst unfreundlichen Empfang, den er und seine Reisebegleiter dort hatten (140 f.): dann aber erfuhr er Dinge — die auch uns wie ihm über das was man Cultur nennt, der Unkultur der „Wilden" gegenüber das Blut in die Wangen treiben werden: 1805 kam das Schiff Nancy aus New-London, welches auf Masafuera mit Robbenfang beschäftigt war, nach Waihu und raubte — mit blutiger Gewalt, denn die Einwohner kämpften tapfer — 12 Männer und

10 Weiber, von denen die ersteren aber, als sie nach drei Tagen auf hoher See ihrer Fesseln entledigt wurden, sofort über Bord sprangen, um sich durch Schwimmen zu retten; die Weiber, mit Gewalt zurückgehalten, wurden nach Masafuera gebracht und jener ruchlose Bube, der den Nancy befehligte, soll auch später noch Versuche gemacht haben, Menschen auf Waihu zu rauben (Adams bei Kotzebue a. 1, 116). Später aber raubte das amerikanische Schiff Pindos so viel Mädchen auf der Insel, als es selber Männer hatte und schoß am anderen Morgen zum Zeitvertreib auf die Eingeborenen am Ufer (Stillwell als Augenzeuge bei Mörenhout 2, 278 f.). Und nicht genug: 1863 ist die Insel von peruanischen Menschenjägern, welche auch die tahitischen Inseln, die Markesas, ferner Pukapuka, Manahiki, die Tokelau, Niva und andere Eilande heimsuchten und auf Waihu ein Depot anlegten, noch ärger mißhandelt (Christ. work through the world for 1863 p. 461 bei Behm 74.)

Die hawaiischen Inseln haben gleichfalls ihre Bewohner über Tahiti erhalten. Die voreuropäische Geschichte des Sandwicharchipels ist hauptsächlich durch die strengere Gründung der königlichen Macht merkwürdig, welche hier geradezu absolut geworden ist. Sie bewegt sich übrigens in Streitigkeiten der einzelnen Inseln und Fürsten, wie die der übrigen Gruppen auch, nur daß die Hawaier von Anfang an thatkräftiger und kühner erscheinen: die Sage erzählt von weiten Seereisen, von Plänen gegen Tahiti (es gilt hier gleichviel, ob damit die bekannte Insel oder nur ein fernes Land gemeint ist) und von ähnlichen Dingen; auch Kämpfe mit der Göttin Pele werden öfters erwähnt, was also auf öftere und verheerende Ausbrüche des Vulkans und seines Feuersees hindeutet. Cook, der nach jenen vorübergehenden vielleicht spanischen Besuchen des 16. und 17. Jahrhunderts der erste Europäer der die Insel betrat und ihr eigentlicher Entdecker war, Cook fand drei Staaten vor, Hawaii und Mani, die beide unter einem Herrscher standen, da Kalaiopu, (Terriobu bei King in Cook's 3. Reise) der Herr von Hawaii die Königin-Wittwe von Maui geheirathet hatte und drittens Oahu, zu welcher Insel Kauai und Nihau gehörten. Kalaiopu war mit Oahu im Streit, allein in Oahu sowohl wie in Maui herrschten zugleich auch innere Streitigkeiten, deren Betrachtung uns zu weit führen würde: man mag sie bei Meinicke 176 f. nachlesen (vergl. Cook 3. R. 3,450). Durch Coo-

sind die Insulaner in den Ruf der äußersten Wildheit gekommen, allein mit Unrecht, denn Cook war an seinem Tode selbst schuld. Einmal hatten seine Schiffe durch alles, was die Mannschaft verzehrt und gebraucht hatte, das Land fast ausgesogen (3. R. 3,315); dann hatten die Engländer theils aus Unkenntniß, theils aber auch aus Rücksichtslosigkeit eine Menge religiöser Satzungen und Tabus der Eingeborenen verletzt, die Behandlung der Weiber (vergl. auch Cook 3. R. 3,379) reizte die Männer und dazu kam Cooks leidenschaftliche Strenge bei der Bestrafung eines Diebstahls, für welchen er den König Kalaiopu und seine Söhne in Haft nehmen wollte und die unabsichtliche aber auch unvorsichtige Tödtung eines ganz unbetheiligten Fürsten. Hierdurch wurden die Hawaier aufgereizt; sie tödteten Cook erst, als sie ihn als menschliches Wesen erkannten: so lange sie ihn als Gott angesehen, hatten sie alle seine Unbilden ertragen. Waren ja doch auch die Schiffe schon abgesegelt und durch ungünstigen Wind gezwungen kehrten sie zu ihrem Unheil nach der Karakuabai zurück (vergl. King in Cooks 3. R. 3, 287—389; Jarves 96—123; den einheimisch-hawaiischen und Ledyards Bericht daselbst 112 f.).

Cook und seine Begleiter sahen 1778 auf Hawaii einen jungen Fürsten von etwa 16 Jahren, der sein Haar mit einer schmutzigen braunen Masse beschmiert und dadurch „das wildeste Gesicht, sagt King bei Cook 3. R. 3,307, das ich jemals gesehen, noch scheußlicher gemacht hatte." Dieser junge Fürst, der in den Kämpfen bei Cooks Tod verwundet (eb. 362) wurde und bei der Vertheilung von Cooks Leiche das besonders heilige Haar des großen Entdeckers erhielt (eb. 369), war der Neffe Kalaiopus (eb. 452); sein Name, der auch sonst im hawaiischen Fürstengeschlecht vorkommt (eb. 451), war Tamehameha.*) Er, ursprünglich nur Distriktshäuptling auf Hawaii, aber schon in früher Jugend durch kriegerische Talente ausgezeichnet, er ist es, auf dem die spätere Geschichte des Archipels beruht; schon 1780 hatte er Maui erobert und so kämpfte er mit verschiedenen

*) Haw. t läßt sich in der Aussprache oft nicht von k, welches nach Hale dem Haw. ganz fehlt, unterscheiden, wie auch unsere Kinder, wenn sie sprechen lernen, zunächst t für k setzen. Wir schreiben daher den Namen Tamehameha, obgleich bei den neuerern Schriftstellern die Schreibung Kamehameha gebräuchlich ist. Tamehameha ist aber die Schreibung der Fürsten selbst, welche den Namen führten, wenigstens Liholihos (Ellis 4, 446).

Pausen und verschiedenem Erfolg weiter, bis er gegen 1800 der Herr der Gruppe war; freilich noch nicht unbestrittener: aber die Erhebungen, welche noch gegen ihn erfolgten, waren bedeutungslos. (Meinicke 177 f. Jarves 125 ff. Turnbull 135 ff.). Die Kämpfe um die Oberherrschaft waren aber so heftig, daß Vankouver von allen den Fürsten, die er als Begleiter Cooks gesehen hatte, 12 Jahre später nur noch den einzigen Tamehameha am Leben fand (1,139). Durch diese seine Herrschaft ist die Bedeutung der hawaiischen Gruppe erst begründet; denn Tamehameha hat seinem Vaterland wesentlich die politisch hervorragende Stellung gegeben, die es später hatte; und durch ihn ist ein ganz unglaublicher Umschwung in das hawaiische Volk gekommen. Zwar stand dies von jeher hoch und höher wie z. B. die Tahitier (Olmstedt 312). Waren sie doch auch durch ihre Naturumgebung sehr viel stärker zur Arbeit genöthigt und gewöhnt (Turnbull 158). Schon 1787 setzten sie auf Eisen einen solchen Werth, daß sie ihre Häuser und Zäune einrissen, um gegen das Holz Eisen einzutauschen (Portlock und Dixon 108). Zu Marchands und Vankouvers Zeiten (1791 und 92, vergl. Broughton 1,62) wollten sie im Handel nur noch nützliche Sachen, namentlich aber Pulver und Flinten (Vank. 1, 138, 314) und wenn Tamehameha an dem Putz, den ihm Vankouver schenkte, die größte Freude hatte, so nahm er doch auch mit der größten Sorgfalt die geschenkten Hausthiere auf (eb. 1, 324, 326). Ueberhaupt wußte Tamehameha richtig zu unterscheiden. Gegen die Europäer benahm er sich sehr freundlich und half und förderte, wo er konnte; er zog für ihn nützliche Männer wie die Engländer Young, Davis, den Spanier Marin an sich, hielt sich aber die Ausreißer fern. Sein eigenes Volk förderte er, wo er konnte nnd erstaunlich rasch — kaum 20 Jahre nach Cook — hatte seine ganze Umgebung schon einen europäischen Anstrich (Vank. 1, 137; Turnbull 156 f.); er selber verstand sich aufs trefflichste auf europäische Waaren und er wußte diese und andere Kenntnisse unter seinem Volke zu verbreiten. Doch war er streng und namentlich gegen Alles, was einer Auflehnung glich, unerbittlich, ja er nahm, um jede Möglichkeit einer solchen zu vermeiden, die ihm untergebenen Häuptlinge auf allen Reisen mit sich (Turnbull 135. 154 f.). Auch eine Flotte schuf er: nachdem er 1792 von Vankouver sein erstes Schiff erhalten hatte, besaß er 1804 schon über 20 Schiffe (Turnbull

154); 1810 hatte er 40 Schooner und 1822, allerdings nach seinem Tod, besaß die hawaiische Flotte 10 Schiffe von mehr als 100 Tonnen und dabei noch mehrere Schooner und Schaluppen (Bennett a 1, 235). Später freilich hat sich diese Marine eher vermindert als vermehrt, ja nach de la Salle (2, 245) sehr bedeutend vermindert. Auch eine tüchtige Landmacht bildete er: schon 1796 besaß er eine große Menge Flinten und Munition (Broughton 1,60), um 1804 600 Musketen, über 60 schwere Geschütze und 7000 Mann Landsoldaten (Lisiansky 133). Sein Heer richtete er ganz europäisch ein (Turnbull 154); er selbst gab das Beispiel des Ackerbaues, er ließ viele öffentliche Arbeiten machen (Straßen, Fischteiche u. s. w.), er führte nach der Erfahrung, die seine Schiffe in China gemacht hatten, Hafengelder ein, er gab zweckmäßige Gesetze gegen Mord, Diebstahl, Bedrückung u. s. w. und namentlich gegen Bedrückung konnten gesetzliche Bestimmungen nichts schaden, denn er selber betrachtete sich als einzigen Herrn des ganzen eroberten Landes und verlangte viele Kriegsdienste und Abgaben von seinen Großen, wie auch diese sehr willkürlich mit ihren Untergebenen verfuhren. Die wichtigsten Handelszweige monopolisirte er, wie z. B. den Santelholzhandel nach China, der aber durch unvernünftige Ausnutzung der Wälder, die rasch zu deren gänzlicher Erschöpfung führte, bald wieder aufhörte. Tamehameha aber erließ Gesetze zur Schonung des Nachwuchses (Jarves 182). Auch nahm er, was von Schätzen im Lande war, für sich, so daß er oder eigentlich der Staatsschatz sehr reich wurde. Denn für seine eigene Person war er sehr anspruchslos: war er mit den Seinen, so lebte er nach der altheimischen Lebensart, obwohl er europäische Moden eingeführt hatte und sehr wohl europäisch zu verkehren und sich zu benehmen wußte (Meinicke 184 f.). Auch in seiner Politik zeigte er große Klugheit, so daß häufig die Fremden, ohne daß sie es merkten, nur für seine Zwecke arbeiteten. Die Abtretung des Archipels an die Krone England am 25. Februar 1794, welche England aber nicht annahm, geschah aus ähnlicher Gesinnung: Tamehameha hoffte, wie er bei den Verhandlungen (Vank. 2, 160; 177) offen aussprach, Schutz vom König von England nicht nur gegen die Europäer auf seiner Insel, welche die Eingebornen im Handel oft betrogen, namentlich mit schlechten Flinten, wodurch sich die Betrogenen oft arg beschädigten (eb. 160), sondern auch gegen seine einheimischen Feinde,

die Fürsten und Großen der anderen Inseln (Jarves 158 f.). Auch gegen Tahiti zu ziehen, um die Insel zu erobern, machte er den Plan (eb. 167), da Hawaii und Tahiti in mannigfacher Beziehung standen (Turnbull 158); später hatte er die Absicht, sein Haus mit dem königlichen Haus von Tahiti durch eine Doppelheirath zu verknüpfen (Jarves 186). Wie gut er sich in europäische Verhältnisse zu finden wußte, geht aus folgendem Zug hervor, dem Aehnliches auch von anderen Schriftstellern erwähnt wird: er wollte ein amerikanisches Schiff besuchen, ward aber von der Schildwache, die ihn nicht kannte, zurückgewiesen. Nachdem er sich genannt hatte, gemeldet und dann eingelassen war, lobte er die treffliche Disciplin des Schiffes, die würdige Haltung der Schildwache (Jarves 173). Und so fand er sich in schwierigeren Verhältnissen zurecht. 1815 hatte ein russischer Agent nach allerhand Frevel auf eigene Faust, wahrscheinlich nur um sich zu bereichern, die Inseln für Rußland in Besitz genommen und einen Fürsten gegen Tamehameha unter Versprechung russischen Schutzes aufgewiegelt. Dennoch nahm der König Kotzebue und seine Begleiter, welche gleichfalls von Rußland gesendet 1816 ankamen, freundlich auf und schenkte ihrer Desavouirung des Frevlers vollen Glauben (Cham. 146; ges. Werke 1, 209. 337; Jarves 183 f.; Kotzebue 2, 113 f.). Auch in der Wahl seiner nächsten Umgebung bewies er denselben Geist: seine Lieblingsgemahlin Kahumanu war eine bedeutende Frau und noch bedeutender sein erster Minister Kareimoku, den die Engländer William Pitt nannten (Cham. 147).

Schon aus diesen wenigen Zügen geht hervor, wie groß und bedeutend dieser Mann war, der als Barbar und unter Kannibalen geboren als civilisirter Mann, als Fürst eines geordneten Reiches, das in der politischen Welt seine Stellung hatte, 66 Jahr alt am 8. Mai 1819 starb. Meist hatte er zu Honolulu auf Oahu, in seinen letzten Lebensjahren aber zu Hawaii gelebt (Jarves 182. 188). Bei seinen Unterthanen war er sehr beliebt und noch jetzt ist er der große Nationalheld und seine Geschichte der Stolz, die Freude der Hawaier (Jarves 188 f.). Die Europäer, welche mit ihm in Berührung kamen, liebten und verehrten ihn sehr. Von Vankouver gar nicht zu reden, so vergleicht ihn Turnbull, dessen Urtheil über die Polynesier keineswegs ein von vornherein günstiges ist, mit Philipp von Macedonien (155), Jarves nennt ihn den Napoleon der Südsee

und Chamisso war stolz darauf, daß ihm außer Lafayette und Sir Joseph Banks auch Tamehameha die Hand gedrückt hatte (ges. W. 1, 208). Tamehameha war nicht bloß durch seine Verstandeskräfte groß: größer war er noch durch seine moralische Kraft sowie durch die Macht und Reinheit seines Willens. Das zeigte sich schon in seinem Aeußeren: ihn, der nach King ein so äußerst abschreckendes, wildes Gesicht hatte, dessen sich Vankouver nicht anders erinnerte, fand der letztere ganz umgewandelt, er war „heiter offen und gefühlvoll" geworden, ohne doch jenen gewaltigen Ernst verloren zu haben; er konnte, wenn er ihn brauchte, auch diesen zeigen (Vank. 1, 322; 327). Er konnte fließend englisch sprechen; schreiben konnte er nicht. Er liebte geistige Getränke, wie er denn auch Rum aus Zuckerrohr bereiten ließ (Turnbull 157—8): aber nie ließ er sich von diesem Wohlgefallen zur Leidenschaft hinreißen (Jarves 188) und noch kurz vor seinem Tode ermahnte er seinen Sohn, sich der Spirituosa zu enthalten (Thermann und Bennet 1, 444).

Und dennoch blieb dieser so höchst ausgezeichnete und merkwürdige Mann bei aller seiner Menschenkenntniß, bei aller geschickten Ausnutzung der Europäer und ihrer Fähigkeiten, seinem alten Heidenthume treu: er strafte die Uebertretungen der Tabus (Jarves 187); er empfahl ihre Schonung seinem Sohne und Erben und wenn er auch die Menschenopfer beschränkte (Arago 2, 133), so schaffte er sie doch keineswegs ab (Jarves 188). Man hat behauptet, er habe dies aus politischen Gründen gethan, ohne selbst noch an das Heidenthum zu glauben; allein zu Kotzebue (2, 19) sprach er die denkwürdigen Worte: „Dies sind unsere Götter, die ich anbete. Ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht; aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse sein kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht zu thun." Allerdings hatte er auch keine rechte Gelegenheit, das Christenthum kennen zu lernen, da keine Missionäre zu ihm kamen. Allein der Einfluß der vielen Fremden hatte sich schon lange geltend gemacht; man achtete nicht mehr auf die alte Religion, deren Satzungen und Strafdrohungen sich als ganz haltlos bewiesen und schon zur letzten Zeit Tamehameha's glaubte das Volk eigentlich gar nichts und so entschloß man sich leicht dazu, zunächst das Heidenthum zu zerstören, dann aber auch die christliche Religion anzunehmen. Zunächst nur rein äußerlich: denn der Abbé Quelen, der als Freycinets Reisebegleiter im August

1819 ankam, taufte allerdings Kalaimoku und seinen Bruder Boki, der Statthalter zu Oahu war, aber auf die bekannte katholische Art, bei welcher sie ganz und gar Heiden blieben (Mich. 397 f. Jarves 192). Doch zerstörte man alle Tempel und Bilder, ja Kalaimoku und die Königin Kahumanu, welche als Mitregentin von Tamehameha eingesetzt war, bewogen auch den neuen König Liholiho (Tamehameha II.) der weit weniger begabt war als sein Vater, sich für das Christenthum zu erklären. Darauf erhob sich ein anderer Kronprätendent, indem er für das Heidenthum eintrat, aber umsonst, er wurde bei Kuamoo geschlagen und getödtet (Meinicke 179 f. Jarves 199), mit welcher Schlacht zugleich das Heidenthum und das Widerstreben gegen das Haus Tamehamehas aufhörte.

Liholiho hatte sich vom Heidenthum losgesagt, um die Macht der Priester zu brechen und seinen Weibern größere Freiheit zu verschaffen (Hopkins 85). Allein nun lebte er sowohl wie sein Volk ganz ohne alle Religion (Ellis 4, 30; 126). So war also die Lage der Dinge für die amerikanischen Missionäre, welche 1820 nach dem Archipel kamen, eine äußerlich sehr günstige: indeß war trotz der officiellen Abschaffung des Heidenthums die Geneigtheit für das Christenthum anfangs nicht groß, und das Volk, dessen damaligen Zustand Tyermann und Bennet (1, 374 ff.) schildern, äußerte mehrfach, sie würden nur dann Christen werden, wenn ihre Könige es wollten (eb. 483). Es war sehr verderbt durch die ewigen Kriege und durch den meist schlechten Einfluß der Weißen. Die Prostitution herrschte auf eine schreckenerregende Art (Cham. ges. W. 1, 217; 211), ebenso die Trunksucht (Cheever 69), die Habgier (Cham. eb. 218). Wollten nun die Missionäre wirken, so mußten sie diese Laster zunächst bekämpfen, womit sie auch Erfolg hatten; denn nach Stewarts (394) zuverlässigen Schilderungen, — er, der 1823-25 und dann wieder 1829 den Archipel besuchte, war ein Mann von durchaus reinen Motiven — wurden gar bald Schulen eingerichtet, der Sonntag heilig gehalten, Trunk, Ausschweifungen galten als Laster, Tanz und Spiel wurde abgeschafft. Das war wichtig, wenn auch vieles hiervon wohl nur aus Furcht vor dem hölliſchen Feuer geschah, das auf die Eingebornen einen gewaltigen Eindruck machte (vergl. Basl. Miss. Mag. 1839). Ueberallhin breitete sich die Mission aus, welche in Ellis, Tyermann und Bennett seit 1822, sowie ferner an Anderen, namentlich ab

Bingham, der schon 1820 gekommen war, bedeutende Stützen hatte; überall wurden Stationen gegründet, überall die letzten Reste des Heidenthums vertilgt und schon 1824 war das Christenthum fast auf der ganzen Gruppe ausgebreitet. In diesem Jahre starb Liholiho, der nach Unterdrückung mehrerer Aufstände (Jarves 207 f.) nach England gegangen war, kinderlos zu London an den Masern und sein jüngerer Bruder Kauikeauli (1813 geboren) folgte als Tamehameha III. unter Vormundschaft der Kahumana und des Kaleimoku nach, der bis 1854 regierte. Verschiedene Aufstände gegen ihn wurden rasch niedergeschlagen (Meinicke 195). Dagegen erhob sich jetzt ein anderer Sturm gegen den emporblühenden Staat. Schon lange waren die Europäer, welche auf den Inseln verweilten, mit dem Erfolg und der Thätigkeit der Missionäre, durch die sie sich selber vielfach in ihrem Treiben behindert sahen, unzufrieden. Sie erzählten die übertriebensten und unwahrsten Dinge den ankommenden Schiffskapitänen und diese, so bestochen oder auch aus eigenem Uebelwollen, berichteten auf das Allerschlimmste in Europa. So waren es, ganz abgesehen von Kotzebue, auf dessen neue Reise wir keine Rücksicht nehmen, besonders Byrou und Beechey, ferner auch Meyen, der auf dem preußischen Schiff Louise 1831 in Hawaii war, welche erzählten, die Missionäre mischten sich viel zu viel in weltliche Dinge und die Politik, sie erzögen nicht zur Arbeit, sondern nur zum frommen Müssiggang und finsterer Uebertreibung, sie verlangten ein unsinniges Maaß des Kirchenbesuches — 5maligen täglich behauptet Byron (Bl. 146; 111) — und dergl. mehr, ja Beechey (412 f.) behauptet geradezu, daß sich wenige Jahre nach ihrer Ankunft das Volk allgemein gegen sie aufgelehnt hätte. Dies Alles aber ist theils übertrieben theils unwahr. Der Behauptung, die Missionäre, namentlich Bingham, trieben zu viel Politik, widerspricht nicht nur der Missionär Stewart, — Ruschenberger (2, 339 f.) behauptet zwar, seine Nachrichten seien mehr aus der Phantasie genommen als der Wirklichkeit entsprechend, allein er irrt, wie er ja selbst zugesteht, daß Stewart nicht absichtlich täusche — sondern auch Wilkes, der Führer der wissenschaftlichen Expedition, welche 1840 von Amerika aus den Ocean durchforschte, aufs entschiedenste; (4, 8); nicht fünfmal täglich, sondern viermal wöchentlich war der Kirchenbesuch verlangt (Stew. 324). Und von einem Aufstand gegen die Missionäre kann gar nicht die Rede sein; vielmehr brach man

immer schärfer mit dem Heidenthum, wie denn eine Fürstin 1825 bei einem Besuch des Kilauea sogar alle Ceremonien, die man der Pele schuldig war, furchtlos unterließ, wie sich Sekten erhoben, welche Jehovah, Christus und eine frühere Prophetin, Hapu, der sie einen Tempel errichteten und mit deren Gebeinen sie umherzogen, als Götter verkündeten. Sektirerei beweist immer für lebhaftes religiöses Leben, und dazu kam, daß die Missionäre diese Bewegung sofort zur Ruhe brachten (Jarves 239-40). Allein die Missionäre hatten die Prostitution verboten: und dies Gesetz versuchten mehrere englische und amerikanische Schiffskapitäne gewaltsam zu brechen. Sie vergaßen sich so weit, daß mehreremals die Missionäre durch sie in die äußerste Lebensgefahr geriethen. So der Amerikaner Percival und viele andere, von denen man einige Namen bei Jarves (241 f.) findet. Daß sie nun dies Volk, welches erst eben der tiefsten Versunkenheit entrissen war, wieder in dieselbe leicht hineinstoßen konnten; daß sie durch ihre Uebermacht und ihre Waffen die Häuptlinge zwangen, Befehle nach ihren Gelüsten zu geben, das ist nicht wunderbar: daß sie aber das Urtheil solcher Männer wie Beechey und Byron, ja daß sie ganz Europa beinahe mit ihren Lügen bestricken konnten, das ist eine traurige und keineswegs für unsere Cultur ehrenvolle Thatsache. Jarves setzt sehr gut (243 ff.) die Gründe auseinander, weshalb alle Fremden gegen die Missionäre Partei ergriffen: die letzteren hatten thatsächlich alle politische Macht, aber nur dadurch, weil die Fürsten sie bei jeder Gelegenheit um Rath fragten, weil sie wußten, bei ihnen stets selbstlosen, klugen und guten Rath zu finden. Deshalb setzte man die abscheulichsten Lügen gegen sie in Umlauf, so daß die Missionäre selber auf eine Untersuchung drangen, auch eine Versammlung zu diesem Behufe zu Stande kam, die aber ihre Unschuld glänzend darthat. Dazu kam aber noch der Nationalhaß zwischen Engländern und Amerikanern: der englische Consul Charlton gab sich schon deshalb die größte Mühe, die Missionäre zu vertreiben, weil sie Amerikaner waren (Jarves 247). So sehen wir denn hier dasselbe, was wir in Tahiti sahen, worauf aber, wenn wir ein gerechtes, wissenschaftlich begründetes und dadurch auch wissenschaftlich werthvolles Urtheil uns bilden wollen, immer wieder hinzuweisen ist: die Eingeborenen erfaßten mit Begier und Geschick das Neue, sie hoben sich aus der Barbarei mächt
daß sie nicht zum Ziel kommen, daran ist nicht ihre

oder Willensſchlaffheit, nicht die Schwäche ihrer Organiſation ſchuld: ſchuld iſt daran die Halbheit unſerer eigenen Cultur, die Verruchtheit der meiſten Träger derſelben.

Und die ſollte ſich bald erſt recht deutlich zeigen: denn in demſelben Jahr, in welchem die Inſeln durch den Tod Kaleimokus einen ſchweren Verluſt erlitten, 1827 kamen nun auch katholiſche Miſſionäre hierher.

Sie hatte lange auf ſich warten laſſen, dieſe Miſſion, welche ſchon Freycinets Schiffsprediger verſprochen hatte (Mich. 397 f.): jetzt aber, nachdem hier der Proteſtantismus das Feld urbar gemacht hatte, jetzt kamen die frommen Väter auch hierher, höchſt erwünſcht dem engliſchen Conſul und den meiſten Europäern, die nun ein Gegengewicht gegen die proteſtantiſche Miſſion, ihre Sittenſtrenge und ihre Nationalität zu finden hofften. Auch Boki ſtand gegen die Proteſtanten: denn Kahumana, eng mit dieſen verbündet, ſuchte dem Bruder Kaleimokus alle Macht zu rauben. Boki ward unterſtützt durch die Europäer und da ſich zu ihm, der laxere Sitten einführte, auch der junge König ſchlug, ſo hatte er eine Zeit lang großen Einfluß. Doch 1829 unternahm er einen Zug nach den neuen Hebriden, um Santelholz zu erbeuten und kehrte von dieſem Zuge nicht wieder.

Damit war auch die katholiſche Miſſion fürs erſte zu Ende. Denn den Herren Bachelot und Short, welche von Leo XII. geſchickt und von Boki gehalten waren, wurde nun der Aufenthalt auf der Inſel verweigert, ſie mußten trotz ihrer nicht eben immer ehrenhaften Verſuche zu bleiben (Lutteroth 139) gehen und die ſtrengen Beſtimmungen der Miſſion traten wieder in Kraft. Meinicke nun (200) tadelt hierbei die proteſtantiſchen Miſſionäre, daß ſie ſich zu ſehr auf die weltliche Macht geſtützt, in weltliche Dinge gemiſcht hätten. Allein wir können in dieſen Vorwurf nicht einſtimmen. Was ſollten denn die Miſſionäre anders thun, wo die Lebenskreiſe noch ſo ganz ungetrennt neben- und ineinander lagen, wo ſie ſelbſt ſo fortwährend, am meiſten von ihren eigenen Landsleuten angefeindet eines äußeren Schutzes bedurften? Man maz beklagen, daß es ſo war und wir beklagen es auf das lebhafteſte: allein die Miſſionäre konnten kaum anders handeln, als ſie handelten. Jedenfalls benutzten ſie ihren Einfluß zur Förderung der Eingeborenen: denn die bürgerlichen Geſetze, welche ſeit 1825 unter dem Einfluß von Lord Byron vorbereitet, ſeit 1827 berathen waren, wurden 1829 aufs Neue eingeſchärft

(Stewart a im Baſler Miſſ. Mag. 119 f.); es waren dies hauptſächlich Geſetze gegen Mord, Diebſtahl, Ausſchweifungen, Ehebruch, Trunkenheit und Verkauf geiſtiger Getränke, gegen Spiel und Verletzung der Sonntagsfeier, an deren Aufſtellung Kahumana beſonderen Antheil hatte (Stewart 334). Dieſe Geſetze thaten aber gute Wirkung (de la Salle 2, 352), wenn ſie ja freilich fürs erſte mehr prohibitiv als wirklich das Volk verbeſſernd wirkten. Und ſo hat de la Salle trotz aller Einſeitigkeit und Abſichtlichkeit ſeines Urtheiles recht, wenn er ſagt (21, 94), daß das Chriſtenthum ein äußerliches, nur durch Strafgeſetze aufrecht erhaltenes ſei. Die Miſſionäre läugneten das auch ſelbſt nicht (Jarves 273): aber konnte es denn nach dem Laufe menſchlicher Dinge anders ſein? Darf man von dieſen Völkern und ihren Erziehern Dinge erwarten, die gegen alle und jede Möglichkeit menſchlicher Entwickelung ſind? Am allerwenigſten aber haben die ein Recht, ſolche ſtrenge Forderungen zu machen, welche ſelbſt die Entwickelung, wo und wie ſie konnten, hinderten. — Auch die wenigen katholiſchen Proſelyten wurden damals von den proteſtantiſchen Fürſten verfolgt und beſtraft; doch hat man ihre Leiden ſpäter gefliſſentlich übertrieben (Jarves 268), wie dies z. B. Michelis (405-9) thut.

Allein 1832 ſtarb Kahumana und dadurch ward der König ſelbſtändig; da er nun ein genußſüchtiger Menſch war, ſo hob er jetzt das Geſetz von 1829 wieder auf und nun zeigte ſich, wie raſch das Volk ſich wieder zum Schlechten wenden ließ: denn eine allgemeine Sittenloſigkeit breitete ſich, kräftigſt unterſtützt von den meiſten Europäern — Meyen nennt den Zuſtand „ein milderes Regiment“ (175) — raſch über die Inſel aus (Jarves 272 f.). Um ſo raſtloſer arbeiteten die Miſſionäre, welche ſich nun ganz auf die Thätigkeit unter den Eingeborenen und ihre eigene Kraft beſchränkten und dies geſchah nicht ohne Erfolg: um 1836 wuchs ihre Gemeinde auf 10000 Seelen und um dieſelbe Zeit wandte ſich auch Tamehameha III. ihnen wieder zu, nachdem die Fürſten ſich ſchon länger im Gegenſatz zu ihm wieder an die Miſſionäre und ihre Lehren angeſchloſſen hatten, deren Heilſamkeit ſie gerade durch die Zeit erkannten, wo ſie fehlten. So konnten denn auch die katholiſchen Geiſtlichen, welche 1837, diesmal von Gregor XVI. geſendet (es waren aber dieſelben, welche 1831 verbannt waren), verkleidet (Lutteroth 140) wiederkamen, abermals keinen

festen Fuß fassen, sondern wurden auch diesmal aber auf durchaus gesetzliche Weise vertrieben, da sie durchaus nicht freiwillig sich den Gesetzen fügend gehen wollten (Lutter. eb.). Uebrigens waren Du Petit Thouars und Belcher, welche der eine den Franzosen, der andere den Engländer als Landsmann schützten, durch die hawaiische Regierung völlig befriedigt und ersterer schloß sogar einen Frieden- und Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und Hawaii ab (Lutter. 142 f.; Jarves 285 f.), wie dies schon zuvor Amerika (Jarves 355 f.) und England (eb. 357 f.) gethan hatte. 1838 führte der König ein Gesetz ein, welches die Branntweineinfuhr verbot; 1839 eines, und zwar auf direkte Veranlassung der Missionäre, welches Religionsfreiheit auch den Katholiken gewährte (Jarves 290). Dies beweist der offizielle Brief, welchen Tamehameha am 28. Okt. 1839 als Antwort auf eine Anfrage von Seiten der Regierung der vereinigten Staaten schrieb, aufs schlagendste (Jarves append. 362 f.); und hiergegen verlieren die von Reynolds (418 ff.) angeführten Thatsachen alles Gewicht; alles aber, was von katholischer Seite gesagt ist, ist, wie Lutteroth gezeigt hat, so unzuverlässig und unwahr, daß man eben nichts glauben kann.

Alles schien also hier friedlich beigelegt, allein die Propaganda beruhigte sich nicht. 1838 reiste Caret nach Frankreich und 1839 erschien jener La Place, den wir schon von Tahiti her kennen, vor Honolulu, blockirte den Hafen und verlangte in einem Manifest, welches Jarves (295) mit Recht zusammengesetzt aus Irrthum und Perfidie nennt, Religionsfreiheit der Katholiken und Befreiung der Gefangenen — beides war schon vorher, auf Betrieb der Missionäre selbst, eingeführt — den Platz für eine Kirche und — 20,000 Dollars Unterpfand. Tamehameha, eingeschüchtert durch den gedrohten Krieg und die Kanonen der Artemise, bewilligte Alles, auch den Vertrag zwischen Frankreich und Hawaii, welchen ihm La Place am 17. Juli vorlegte und welcher freie Einfuhr des Branntweins gestattete! Er ist abgedruckt bei Jarves app. 364 f. Die Kaufleute auf Hawaii, namentlich ein gewisser Dudoit, hatten diesen Vertrag dringend gewünscht; und während sie Belcher abgewiesen hatte (Jarves 300; Olmstedt 194) gieng La Place, der Vertreter Frankreichs, darauf ein. Wohl hatte er recht, in der Unterredung mit Tamehameha zu sagen: „die Civilisation zehrt die Wilden auf" (Jarves 301) — die Civilisation,

die er brachte und der auch diese seine Aeußerung angehört, that das freilich. Selbst die, welche am leidenschaftlichsten die „Vortheile Gottes und Frankreichs", um mit dem Pater Caret zu sprechen (Lutter. 197), zu fördern gesonnen waren, Reybaud (eb. 178), Michelis werden hieran irre. Dudoit befrachtete nun ein Schiff mit Spirituosen und dieselbe Schiff, welches den ersten Branntwein brachte, brachte auch den Bischoff von Nicopolis d. i. den Bischoff des östlichen Polynesiens, Maigret, und zwei andere katholische Geistliche nach Hawaii (Jarves 302). Dieser Maigret war es nun, welcher 1842 neuen Streit hervorrief: Capitän Mallet verlangte Vergünstigungen für die Katholiken in Schulsachen und Eheschließungen, sowie er auch nicht vergaß, nochmals die freie Einfuhr der Spirituosen einzuschärfen (abgedr. Lutterroth 182); allein die hawaiische Regierung wies ihn ebenso würdevoll als schlagend ab (eb. 184; Jarves 308 f.; Michelis 432).

Seit 1840 nun haben die Inseln eine Verfassung (Hill 407), welche Tamehameha III. aus freiem Antriebe gab. Auch hierin konnten die Missionäre die Frucht ihrer Arbeit sehen: denn was sie in Schule und Leben langsam gelehrt hatten, das trat hier an das Licht des Tages. Die Verfassung beruht auf dem Repräsentativsystem; sie gewährt allen Hawaiern Sicherheit der Person und des Eigenthums, Gleichheit vor dem Recht; sie setzt die Rechte des Königs, seines ersten Ministers der ihm untergebenen vier Gouverneure (der vier Hauptinseln) und der diesen untergeordneten Distrikthäuptlinge fest; ebenso die Rechte und Pflichten des unabhängigen Richterstandes, des gesetzgebenden Körpers, der Steuereinnahme (Steen Bill. 2, 243; Wilkes 4, 21; Jarves 316 ff.). Der erste Minister ist öfters eine Fürstin aus dem Regentenhause gewesen, wie Kahumana und Kinau (Jarves 272), welche beide sich der Stelle durchaus gewachsen zeigten. Die Besteuerung besteht in einem Dollar für jeden erwachsenen Mann, einem halben für jede Frau; 2 Dollar (oder entsprechende Arbeit) für die Schulen, $1^1/_2$ Dollar Wegsteuer, welche gleichfalls abgearbeitet werden kann (Hill 422). Außerdem stehen dem König noch von dem Volke 3 Tage Arbeit monatlich zu (Jarves 318; vergl. Simpson 2, 77 f.).

Durch den englischen Consul Charlton und seinen leidenschaftlichen Haß gegen die Missionäre (Jarves 298) wurde England angeregt, 1843 ein Kriegsschiff unter Lord Paullet nach Hawaii zu

senden, an welchen Tamehameha die Inseln für England abtrat; was jedoch von England nicht angenommen wurde (Bruns bei Lutteroth 188; Mich. 436). So ist der Archipel unabhängig geblieben; Frankreich hat ihn nicht besetzt, um nicht mit England und Amerika in ernste Verwickelungen zu kommen; vielmehr haben alle drei Staaten 1843 im November den hawaiischen Staat als unabhängig anerkannt (Hines 223: Virgin 1, 294). 1846 hat auch der König durch Hamelin die 20,000 Dollars, welche ihm La Place 1839 als Pfand abgezwungen hatte, zurückbekommen (Michelis 438), nachdem also die Arbeitskraft eines für Hawaii so bedeutenden Kapitals dem Lande sieben Jahre entzogen war. Indeß brachte der Branntwein Frankreich noch einmal zu einer Invasion, denn 1847 erregte der französische Consul Dillon neue Streitigkeiten und Tromelin erschien 1849 vor Honolulu, mit einem Ultimatum: wenn nicht La Places Vertrag von 1839, an dem gar nicht gerüttelt war, wieder in volle Geltung träte, so würde er nach drei Tagen Krieg anfangen! Der einzige Franzose auf der Insel war Kaufmann und Gastwirth. Die Regierung aber schlug diese Forderungen ab, worauf er die Forts demolirte, die Magazine erbrach, den Inhalt in die See warf und alle Schiffe wegnahm. Von hawaiischer Seite verhielt man sich ganz ruhig; England und Amerika protestirten (Cheever 88 f.; Virgin 1, 294 f.). Unter Tamehamhea III. gieng das Gesetz durch, daß der Grundbesitz nicht mehr Privilegium der Häuptlinge sein sollte; was ebenso wichtig für das niedere Volk als für die Fremden war (Virgin 1, 302; Cheever 296). Der König gerieth übrigens immer mehr und mehr in Abhängigkeit von seinen Ministern, zu denen sich Ausländer aufgeschwungen hatten; den meisten Einfluß hatte der Nordamerikaner Judd, welcher früher der Mission angehört hatte (Hines 225 f.). Sie benutzten aber diesen ihren Einfluß gut und wirklich zum Interesse des Landes und hatten jedenfalls mehr politische Einsicht, als dies die Eingeborenen, trotz ihres Eingewöhnens in europäisches Leben haben konnten: und namentlich Judd war ein Segen des Landes. — Tamehameha III. starb am 15. Dez. 1854, ihm folgte Tamehameha IV., sein Adoptivsohn und Sohn der Kinau (Häole 39), nach dessen Tod 1863 Tamehameha V., der 1830 geboren ist, auf den Thron kam. Neue wichtige Ereignisse sind weiter nicht vorgekommen, außer daß mormonische Einflüsse sich auch hier geltend gemacht haben (Basler Miss.

Mag. 1855, 3, 56; Remy LII) und daß nach Bechtinger (125) jetzt auch episkopale Missionäre dort wirksam sein sollen, welchen der König und viele Häuptlinge zugefallen seien.

Wichtig ist es nun noch für uns, die Fortschritte, welche das hawaiische Volk gemacht hat, uns vorzuführen. Auch hier gehen die Urtheile sehr auseinander. Während Du Petit Thouars (1, 394) behauptet, der Ackerbau gehe zurück, weil die Missionäre zu viel Zeit für sich in Anspruch nähmen, dem Michelewa y Rojas (61 f.) beistimmt und meint, durch die Protestanten (deren Verdienste und Förderungen er im Widerspruch gegen seine eigene Behauptung p. 111 rühmt) seien die Zustände auf Hawaii nur verschlimmert worden; während La Place b V, 450 sagt, daß der Ackerbau im traurigsten Zustand ja fast gar nicht vorhanden sei — und doch genügte in früheren Zeiten ein Stück von 6 engl. Quadratmeilen mit Taro bepflanzt für den Unterhalt sämmtlicher Inseln (Simpson 2, 123 nach Haw. spect.): so sind nach anderen Berichterstattern, namentlich nach Wilkes (3, 389; vergl. 4, 96; Byron Bl. 121) die Fortschritte so bedeutend, daß man kaum noch in Polynesien zu sein glaubt. Zunächst im Ackerbau: allerdings wird der Pflug nur hier und da angewendet und ist in dem gleichwohl sehr gut angebauten Hawaii an vielen Orten gar nicht brauchbar (Wilkes 4, 67; 91); auch war das fruchtbare Oahu nur zum kleinen Theil bebaut (Bennett a 1, 204): aber doch hat man gerade auf der letzteren Insel, wo man viel Taro baut (Perry 2, 130), z. Th. künstliche Bewässerung in steinernen Kanälen (Byron Bl. 107), der Werth des Grundeigenthumes steigt bedeutend und der Landbau, dessen Erzeugnisse hauptsächlich in Zucker, Kaffee, Indigo, Pfeilwurzel, Seide, Baumwolle, in einer Menge von Früchten und Gemüsen besteht (Simpson 2, 124 ff.; Hines 239; Walpole 2, 236 f.) versorgt bei der rüstigen Arbeitsliebe der Bewohner, welche eifrig nach Geldgewinn streben, den Markt zu Honolulu sehr reichlich (Simps. 2, 53). Zu seinem Aufblühen trug wesentlich die feste Regelung der Abgaben bei (Hill 422), welche nach de la Salle (2, 268 f.) zuerst von Baillant, dem Commandeur des französischen Schiffes Bonite (1836) gerathen sein soll. Noch wichtiger aber für das Gedeihen des Landbaus war die Bestimmung, daß die Lehen, welche früher ganz willkürlich geschahen und so sehr nur zum Vortheil des Lehnsherrn, daß die Landbauer Belehnung von mehreren Herren zu erlangen [illegible] nicht

ganz ausgeplündert zu werden, daß die Lehen später durch gesetzliche Bestimmungen nicht mehr zurückgezogen werden konnten (Wilkes 4, 35 f.; Häole 319) — eine Vorbereitung zu jener Bestimmung von 1850, nach welcher sie auch als Eigenthum ans Volk übergehen konnten. Auch Salz, wie schon in heidnischer Zeit, gewinnt man vielfach, namentlich auf Oahu (Bennett a 1, 400). Die Viehzucht ist nicht unbedeutend, auf Oahu z. B. blüht sie sehr, während auf Hawaii Meuten verwilderter Hunde die Schafzucht und neuerdings auch die Rinderzucht hindern: sie sollen jetzt sogar für Menschen gefährlich sein (Perry 2, 133; Virg. 1, 303; Bechtinger 22).

Wilkes (3, 390) fand alle europäischen Handwerke vertreten, wozu die Missionäre (Ruschenberger 2, 339 f.) gleichfalls den Grund gelegt haben. Die höheren Stände tragen europäische Kleider, die Frauen des wohlhabenderen Mittelstandes lange am Hals gefältelte bis zu den Füßen herab fallende Blousen, ohne Gürtel, meist bunt, die armen noch heute ihre alte Tracht oder gehen zu Hause wohl auch ganz nackend (Bechtinger 107), wie denn überhaupt Fuß- und Kopfbekleidungen selten sind (Virgin 1, 251 f.; Perry 2, 127; Bechtinger 107). Natürlich mußten auch hier manche Zwischenstufen überschritten werden, von deren Halbheiten die Reisenden oft berichten: auch hat sich unter den Männern noch keine feste Tracht gebildet (Perry 2, 126; Virg. 1, 246). Uebrigens ahmten die Begleiter Liholihos in England und dieser selbst die Sitten und das Betragen der Engländer ja des höchsten Adels ohne irgend welche Ungeschicklichkeit nach und die Zurückkehrenden führten manches auch in Hawaii ein (Byron Bl. 99 f.; Stewart 136) und auch Virgin und Andere rühmen das feine und geschickte Benehmen des Königs und der Vornehmen (1, 256). Geschickte Reiter sind sie alle, auch die Frauen, nur daß diese rittlings zu Pferde sitzen wie die Männer (eb. 255; Becht. 10). Europäische Kleidung ist hier verbreiteter wie zu Tahiti (Bennett a 1, 210); doch trotz diesen Fortschritten, über welche Thouars (1, 385) ungünstiger urtheilt, lieben es die Fürsten bisweilen ganz in der Nationaltracht und den Nationalsitten zu leben: so, wie schon Tamehameha I., auch der eben verstorbene und der vorige König (Becht. 22; 108). Man baute schon zu Beecheys Zeiten (232) Häuser von Holz mit Glasfenstern und Bauten von Adoben, dem verbreitetsten Material, haben alle bemittelten Eingeborenen, doch auch Steinhäuser sieht man,

wie denn die Kirchen alle aus dieſem Material beſtehen. Die meiſten Häuſer der geringeren Eingeborenen ſind aus Bambusrohr oder Raſenſtücken, mit Gras gedeckt, und ferner ſo, daß das Dach weit überſteht und einen ſchattigen Gang um das Haus bildet. Im Innern ſind ſie nach alter Art mit feinen Matten belegt. Auch die alte Art zu kochen hat man beibehalten, wie man immer noch Hunde, rohe Fiſche und ſelbſt noch Kava genießt, den man daneben auch mediciniſch als Narkotikum gebraucht. Ebenſo bildet das Poi noch immer die Hauptnahrung (Hines 230; Virgin 1, 248, 254; Simpſon 2, 42; Perry 2, 125 f.; Bechtinger 146; 152). Meſſer und Gabel gebrauchen die Kanakas nicht (Becht. 152). Auch Hafenbefeſtigungen hat Honolulu und die Hauptſtadt von Maui, Lahaina (Bennetts 1, 276), doch ſind die Befeſtigungen, obwohl koſtſpielig genug, nichts werth und gegen Kanonen gar nicht zu halten (Laplaceb V, 443; Virgin 1, 247; Hines 228; Perry 2, 124). Steen Bill, der, über die Befeſtigungen ebenſo urtheilt, ſagt, das ganze Leben mache den Eindruck einer Halbcultur, ſo die ungepflaſterten ſandigen Straßen, die Miliz ohne Präciſion, die zweirädrigen, von Menſchen gezogenen Wagen vornehmer Damen, das Anziehen der Schuhe und Strümpfe vor der Kirchthüre u. dergl. m. Doch läßt auch er dem feinen Benehmen der Vornehmen Gerechtigkeit widerfahren (2, 196; 216 und ſonſt), während Bechtinger von einer ſehr rohen Prügelſcene im Parlamentshauſe, freilich auf nicht ſehr zuverläſſige Weiſe, zu erzählen weiß (191).

Der Handel iſt die Seele des hawaiiſchen Lebens. Die Eingeborenen verſtehen ſich auf ihren Vortheil und den Werth des Geldes ſo vortrefflich wie die Juden (Walpole 2, 236). Indeſſen erzählt Wilkes (4, 191) als etwas Gewöhnliches, daß Eingeborene ihre Waaren nur gegen beſtimmte Dinge, Nadeln, Meſſer u. dergl., die ſie gerade haben wollen, nicht für andere, die mehr werth ſind, verkaufen. So zahlt auch der Neuſeeländer oft enorme Preiſe für das, was ihm gerade in die Augen ſticht und verſchmäht ſelbſt annehmbare Gebote für ſeine Waaren, um nur das Gewünſchte zu erlangen; aber ſolche Täuſchung begegnet ihm nur einmal (on the british colon. of NZeal. 46). In Hawaii fand noch Virgin 1852 ähnliches (1, 272). Der Handel wird nun auch von der Regierung mit der größten Sorgfalt gepflegt: 1867 bot ſie den vereinigten Staaten eine

Summe, wenn die St. Franzisco - Hongkong - Dampfer Honolulu berühren sollten (Becht. 6). Denn freilich beruht auf dem Schiffsverkehr die ganze Blüthe des Handels. 1839 betrug die Einfuhr 350,000, die Ausfuhr 80,000 Dollars (Olmstedt 209); 1843 lagen in Honolulu 25 amerikanische, 9 englische, 4 französische, je 1 spanisches und deutsches Handelsschiff, ferner 109 Waler und 10 Kriegsschiffe. Die Waler, deren jeder etwa 8—1500 Dollars Verdienst für die Inseln trägt, setzten 21,800, die Handelsschiffe 156,000 Dollars um. Gerade die Waler sind wichtig: von 600 amerikanischen besuchten 1843 die Inseln 367 und einige zweimal. Die Ausfuhr an Vegetabilien hatte den Werth von 91,246 Doll., die Staatseinnahme betrug 50,000 Doll. (Hines 228 f.) Jarves, dessen Zahlen (331) hiermit genau übereinstimmen, berechnet die Einfuhr in den Jahren 1836 — August 1841 auf 2,034,190, die Ausfuhr auf 548,000 Dollars (332) und wie dieser Verkehr stieg, geht daraus hervor, daß durch Hudds Thätigkeit die Staatseinnahme 1850 auf 284,000 Piaster gestiegen war (Virg. 1, 296; vergl. Cheever 273). Die jährliche Einnahme der königlichen Familie ist 20,000 Dollars als Ertrag ihrer Ländereien, außer welchen der König noch 10,000 Dollars jährlich vom Staate bezieht (Ausl. 1858, 896). Die Ausfuhr 1866 bestand in Zucker, Baumwolle, Kaffee, Mais, Bataten, eßbaren Schwämmen (nach China). Pulo (Wolle der Farnkrautstengel, zu Matratzen u. dergl. benutzt Meyen 138), in Häuten, Talg, Wolle, Seesalz u. s. w. (Becht. 40). Doch könnten die Inseln, meint Bechtinger 11, sich noch bedeutender heben, wenn es nicht so sehr an Geld und Arbeitskräften fehlte. Daher bilden denn die neuerdings zahlreich eingewanderten fleißigen Chinesen ein nicht unwichtiges neues Element der Bevölkerung (Hill 296), welches seinen wohlthätigen Einfluß auf den Fleiß der Eingeborenen schon bald zeigte (Virg. 1, 272), und dies ist um so wichtiger, als bei Erschöpfung der Meere die Waler anfangen, seltener zu kommen (Belcher a 1, 267; Ausl. 1858, 893, nach dem in Honolulu erscheinenden commerc. Advertiser). Der Boden aber ist weit entfernt, auch nur überall benützt, geschweige irgendwie erschöpft zu sein; denn so gefährlich auch die Vulkane dem Lande sind, so ist doch die vulkanische Erde außerordentlich fruchtbar. Die Regierung wirbt auch fortwährend neue Ansiedler, so namentlich in China, in Indien und, nach Bechtinger 30, auch in Deutschland.

Die Ausländer in Honolulu, fast alle Kaufleute, gehören allen Nationen an, Deutsche sind sehr zahlreich (Brecht. 9.).

Wir müssen schließlich noch über die moralische und geistige Bildung der Hawaier reden, denn sie ist für uns das Wichtigste. Die Missionäre fanden gar bald einen nicht geringen Anhang, wie schon daraus hervorgeht, daß sie schon 1823 neue Hülfsarbeiter brauchten. Ellis, welcher 1822 nach Hawaii kam, fand schon an den verschiedensten Orten Stationen und die strengste Sonntagsfeier, man arbeitete, man spielte nicht, selbst kein Kind, man fuhr nicht übers Meer, man trug nichts (z. B. Ellis 4, 408; 441 und oft; Wilkes 4, 54); und diese strenge Sonntagsfeier ist noch bis auf den heutigen Tag völlig in Gebrauch. Konnte sie aber bloß auf Befehl der Missionäre oder der Regierung ins Leben gerufen werden? Doch gewiß nicht, wenn nicht vom Volk, von den einzelnen Bekehrten mit wirklichem Eifer diese Bestimmungen aufgenommen wären. Und so schritt die Ausbreitung des Bekenntnisses immer weiter. Um 1845 (Hines 214 — 7; er selbst reiste 1840 und 43) waren 50,000 alte, 20,000 neue Testamente unter die Eingeborenen vertheilt, sowie 70 Werke anderes Inhalts; es waren 18 Missionsstationen im Lande, darunter eine Binderei, zwei Druckereien, 23 Kirchen; getauft waren 23,804 Eingeborene, von denen die Hälfte der Erwachsenen und fast alle Kinder lesen konnten. In den Seminarien waren 130 Schüler, 80 Schülerinnen, und außerdem hatte man noch andere Schulen, eine auch für Kinder der Häuptlinge, welche im Lesen, Schreiben, der Geographie, Arithmetik, Mathematik, Vermessung, Astronomie, Schiffahrt, Geschichte u. s. w. unterrichtet wurden. Auch eine Seemannskirche gründeten die Missionäre mit praktischem Sinne. Die Katholiken hatten 12,500 Getaufte, 9 Priester, 100 Schulen mit 3000 Schülern, welche z. T. auch von einheimischen Lehrern unterrichtet werden. Die Katholiken breiteten sich gleich anfangs sehr rasch aus, nach Cheever (202) in Folge gewisser lügenhafter Drohungen, welche sie aussprengten, nach Bechtinger (122), weil sie sich mehr dem Wesen der Eingeborenen angeschlossen hätten: die Hauptsache war gewiß die leichtfertige Art ihrer Bekehrung, wie wir sie ja auch auf Paumotu sahen und dann der Widerspruch gegen die amerikanischen Missionäre. Die Fortschritte in der Schulbildung wurden gerühmt (Colon. Intelligencer 1847, 58) und Virgin (1, 273) fand 1852 das ganze Land

christlich, davon ein Siebentel katholisch. Nach einer officiellen Uebersicht waren 1850 zwölf höhere Schulen mit 335 eingeborenen Schülern, 543 (darunter 102 katholische) Volksschulen mit 12,949 protestantischen und 2359 katholischen Schülern. Aehnliche Zahlen gibt Remy L; etwas geringere Perkins 1853 (403). Doch fand er, daß drei Viertel der Eingeborenen lesen konnten (409). Die Kosten betrugen 43,000 Piaster, davon drei Viertel vom Staat, das übrige durch Privatbeiträge gegeben wird, auf welchen die hohen Schulen ganz allein beruhen. Man sieht aus diesen Zahlen, daß die katholischen Missionäre nicht die gleichen Erfolge hatten wie die protestantischen (Hill 296) und nach dem, was einer der neuesten Schriftsteller über die katholischen Missionäre daselbst und ihre schändliche Leichtfertigkeit allerdings selbst leichtfertig genug berichtet (Bechtinger 160; 200 f.), ist dies kein Wunder, noch, wenn jene Nachrichten wahr sind, irgend etwas anderes von solchen Männern zu erwarten, als immer tiefere Entsittlichung des Volkes. Die Behauptung des Bull. soc. geogr. 1853. 1, 154, der Katholicismus gewänne mehr und mehr das Uebergewicht (evang. Basl. Miss. Mag. 1856, 1, 95), hat sich also keineswegs bewahrheitet. Uebrigens steht vieles auch von den Leistungen der protestantischen Schule bloß auf dem Papier, wie z. B. wohl das Griechisch und Lateinisch, welches in den Lehrplan der höheren Schulen mit aufgenommen ist (Virgin 1, 301); und Steen Bill scheint (2, 221) mehr das Angegebene als das wirklich Geleistete zu schildern. Es fehlt den eingeborenen Schülern bei oft ganz vortrefflichem Gedächtniss an der Neigung, die Denkkraft anzustrengen, daher denn meist im höheren Theil des Unterrichts wenig und entschieden weniger als auf den tieferen Stufen desselben geleistet wird (Walpole 2, 264). Die Missionäre selbst klagen über eine oft gedankenlose, bloß gedächtnißmäßige Auffassung des Gelesenen, über die Unwissenheit, die gänzliche Nachlässigkeit der Eingeborenen als Lehrer und über die daraus fließende geringe Wirksamkeit der Schulen (Bas. Miss. Mag. 1839, 163). Pickering (88) andererseits rühmt die Leistungen in der Mathematik. Hines (220 f.) rühmt ebenfalls die Resultate der Häuptlingsschule zu Honolulu, welche aus 15 Schülern (Cheever 52) und einem eingeborenen Lehrer besteht, und sehr zufrieden spricht sich Hill über die Schule in Byronsbai aus, in der Geographie, Musik, Arithmetik, Lesen, Schreiben und etwas Landbau ge-

lehrt wird, die Prüfung war sehr befriedigend, nur glaubt er im Gegensatz zu Pickering nicht an eine besondere Begabung für Mathematik (296). Auch Wilkes war erstaunt, wie leicht die Eingeborenen aus Büchern lernten (4, 256). In der Schule zu Lahaina hat man Karten und Landschaften in Kupfer gestochen, auch eine Art von Museum angelegt (Olmstedt 231). Auch hat man Geldstrafen für Schulversäumnisse (Cheever 177 Anm.). Steht es also so mit den wissenschaftlichen Leistungen durchaus nicht schlecht, so stehen die sittlichen leider um so tiefer. So berichtet Wise (127), daß 1848 die Missionäre eine Mädchenschule aufgegeben haben, weil die Sittlichkeit ihrer Zöglinge nicht zu retten war; daß von einem Fortschreiten der sittlichen Bildung kaum die Rede sein könne, daß von 30,000 Bekehrten, von denen die Missionäre (1848) redeten, kaum 500 in der That wirkliche Christen seien; daß aber an diesem Elend hauptsächlich die Weißen selbst die Schuld trügen. Er hat nur allzu recht. Die Immoralität war anfangs geringer; die Eingeborenen wurden keuscher, sie verabscheuten den Trunk (Wilkes), es zeigte sich, wenn auch nicht in allen Fällen (Wilkes 4, 30), wahre Theilnahme am Wohl und Wehe des Nächsten (Ellis 4, 317), und Mord und Diebstahl sind immer selten geblieben (Virg. 1, 272, Basler Miss. Mag. 1854, 1, 61). Aber während 1839 zwar auch schon 65 Procent, so waren 1846 schon 70 Procent aller bestraften Verbrechen Vergehungen der Unzucht; es sollte kein unschuldiges elfjähriges Mädchen auf der Insel geben (Steen Bill 227). Die Prostitution war im Anfang der fünfziger Jahre nach Virgin wieder ganz allgemein, durch sie kam das meiste Geld unters Volk, 1-200,000 Dollars, auf welchem die Blüthe des einheimischen Handels beruhte (Virg. 1, 269 nach dem Bericht eines Kaufmannes in Honolulu). Doch läugnet Häole (1854, 78) die allzugroße Ausdehnung der Prostitution und behauptet, daß sie wenigstens nicht das Hauptmittel des Gelderwerbs sei. Auch was Cheever (168, 212, 232 ff.) anführt, zeigt, daß es mit Moralität und Christenthum noch schlecht steht, daß namentlich die Ausschweifungen sehr frech betrieben werden. Kindermord und künstlicher Abortus ist noch sehr häufig (Cheever 68; Wise 127) und wird er z. T. ausgeübt, weil die Missionäre so strenge Strafen auf uneheliche Geburten gesetzt haben (cb. Olmstedt 262), wie auch Häole (1849) sagt, obwohl derselbe sich überall sehr günstig über die

ihre Thätigkeit ausspricht und die neuesten Zustände und Fortschritte in hellem, leider aber zu hellem Lichte sieht. Doch schildert auch er trotzdem die sittlichen Zustände nicht viel anders wie auch die übrigen Schriftsteller und meint, daß die Gesetzgebung den Ausschweifungen kaum abhelfen könne. Die Unsittlichkeit werde namentlich durch die öffentlichen Bälle gefördert (und was und wie Bechtinger von denselben erzählt, stimmt allerdings hiermit überein) und ferner und namentlich durch die schlechte Einrichtung der Gefängnisse, durch welche die Sträflinge erst recht demoralisirt und viele Verbrechen veranlasst würden, auch tauge die Sittenpolizei ganz und gar nichts (Häole 163 f.). Der Trunk, über dessen Zunahme schon Belcher a 1, 267 klagt, hat sich immer mehr verbreitet (Bennett a 1, 210; Simpson 2, 58); Stewart aber, der um 10 Jahre früher reiste, versichert noch, daß er seltener werde (315). Die alten lasciven Tänze und heidnischer Aberglaube treten da hervor, wo sich die Bewohner von den Missionären unbeobachtet wissen (Steen Bill 2, 278) und so also namentlich im Inneren der Insel (Virgin 1, 273); so hat sich vor allem der Glaube an die Göttin Pele erhalten, der man noch heutzutage Opfer bringt (Steen Bill 2, 315; Bechtinger 27). Ja, Verehrer der Pele sollen beim Ausbruch des Vulkans im October 1868 einen Aufstand erregt haben, in welchem sich Christliches und Heidnisches wunderbar mischte, bei dem es aber bis zum Blutvergießen kam (Becht. 131). Auch die Aerzte haben ganz ihre alten Gebräuche beibehalten, wie Bechtinger schildert; noch heutzutage heißen sie Kahuna (Priester) und Opfer, Zauberformeln u. s. w. spielen bei Heilungen eine große Rolle. Doch läßt sie jetzt die Regierung das Nothwendigste von Anatomie u. s. w. lernen (Becht. 83). Derart ließe sich noch vieles zusammenstellen: wir sehen also, daß das Christenthum hier vielfach nur äußerer Schein, die Mühe der Missionäre vielfach vergeblich war.

Zum Theil waren hieran die Missionäre selbst schuld durch ihre allzugroße Strenge. Steen Bill hörte die Eingeborenen mit Krankheiten und Mißgeschick als göttlichen Strafen bedrohen, weil fünf Menschen am Sonntag durch die Straßen geritten seien (2, 224). So mag auch sonst noch gefehlt sein; jede Sonntagsarbeit, und wenn sie zur Subsistenz der eigenen Familie und nur unter wirklicher Noth ward strenge gestraft (Belcher a 1, 62). Mit Arbeit

und Abgaben (Simpson 2, 77; Michel y Rojas 61), namentlich mit Kirchenbauten — es sollen eine Menge jetzt ungebrauchter und verfallender Kirchen im Lande sein (Becht. 125) — wurden die Eingeborenen hart belastet. Aller ihr Unterricht hatte eine streng religiöse Tendenz (Ruschenberger 2, 339 f.). Doch muß man, um gerecht zu sein, auch eingestehen, daß vielfach die Missionäre die äußerste Strenge anwenden mußten, da Spiele, Tänze, Lieder oft heidnisch, oft unzüchtig, oft beides zugleich waren; da die Tracht, die Art zu wohnen und zu leben vielfach zur Unzucht Anlaß gab. Auch hier ist man vielfach in den Fehler gefallen, welchen die Geschichte der Mission so oft zeigt und der auch ganz unvermeidlich ist: daß die Missionäre die Religion, das Dogma — und letzteres oft in abstraktester Form — eher zu bringen gedachten als die Civilisation. Uebrigens sage man nicht, daß dies ein Fehler der Protestanten sei: die Katholiken mit ihrem Kleeblatt, um die Dreifaltigkeit zu lehren, mit ihren Auseinandersetzungen über das Cölibat (annal. de la prop. de la foi 49, 150, 155, Lutteroth 109) stehen unübertroffen da, während umgekehrt die Protestanten in Ozeanien dadurch dem Geist der Neubekehrten sich mehr fügten, daß sie hauptsächlich die Geschichtserzählungen des alten Testamentes ihnen mittheilten (Hines 214; Ellis 4, 441). Aber auch sonst hat man wie die tahitischen so auch die hawaiischen Missionäre sehr verunglimpft, namentlich ihren Führer Bingham, hat sie als herrschsüchtig, als fanatisch, als grausam u. s. w. bezeichnet: alle diese Vorwürfe sind durchaus unbegründet (Virg. 1, 296 f.). Allerdings haben viele Missionäre, wie Richards, Judd u. a. eine bedeutende Rolle in der Politik gespielt: allein dann haben sie ihre Stellung als Missionär niedergelegt. Der Haß gegen sie ist einmal aufgeregt durch ihre Strenge, welche den Weißen, den Kaufleuten sehr unbequem war; zweitens durch ihre Nationalität, denn Engländer und Franzosen haßten sie als Amerikaner und wie weit die blinde Wuth gegen sie sich verstieg und versteigt, lese man bei Jarves (298) und bei Bechtinger (136 f.) nach. Dazu kam nun noch die religiöse Feindschaft, welche die Katholiken gegen sie anfachten und das ganze Gebahren der Picpusmission, welche durch Lügen und Gewalt die Früchte, welche jene im Schweiß ihres Angesichts gesäet hatten, ernten wollten, welche es zuließen, daß der, welcher sie gewaltsam einführte, auch die freie Einfuhr des Branntweins erzwang.

was für Männer waren und sind unter ihnen, von jenem Bachelot und Short an, welche verkleidet nach den Inseln kamen, um die Gesetze zu umgehen (Lutteroth 140), bis zu jenem irischen Abbé, der 1866 auf Oahu der katholischen Schule vorstand, stets hinter seinen Büchern Branntwein hatte und Nachts in der Trunkenheit die Kirchenglocke läutete, daß alle seine Schüler bestürzt zusammenliefen, wie Bechtinger (200 f.) erlebte. Ferner nun die Partei der Eingeborenen, welche durch solche Anstachelungen und durch die eigene Bequemlichkeit und Sinnlichkeit gereizt sich gegen die Missionäre setzten: daß unter diesen Umständen auch die protestantischen Missionäre auf dem Kriegsfuße leben mußten, daß sie in diesem Kampfe auch ab und zu leidenschaftlich geworden sind, ist gewiß anzunehmen: denn nach menschlicher Art mußte das erfolgen.

Daß sie sich von den Kaufleuten fern hielten und im Anfang dem Handel und seinem civilisirenden Einfluße entschieden abgeneigt waren, wie ihnen Simpson (2, 156 f.) und andere vorwerfen, erklärt sich aus der Art und Weise, wie die Seefahrer und Kaufleute auftraten, nur allzugut. Und hier kommen wir zu dem schlimmsten Schaden. Auch die Sandwichinseln sind der Spielball des Uebermuths, der Sittenlosigkeit, der brutalen Anmaßung bald französischer, bald amerikanischer oder englischer Schiffskapitäne gewesen. Das Gute, das die Missionäre gepflanzt haben, ist mit roher Gewalt und noch ärger wie zu Tahiti durch jene wieder ausgerissen: sie erzwangen Aufhebung der Gesetze gegen die Prostitution, sie die Einfuhr der Spirituosen — Thatsachen, welche in der Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts so wenig wie in der der Menschheit vergessen oder — verschwiegen werden dürfen. Und hiernach hat man auch die Eingeborenen zu beurtheilen, die vielgeschmähten „Wilden", die man tadelt, daß sie (in nicht ganz hundert Jahren!) es nicht schon jetzt vermocht haben, sich zur Höhe unserer Cultur zu erheben, die vor dem Hauche dieser Cultur dahinschwinden. Wenn ein Gärtner einem Wildling den Wipfel abschneidet und ihn pfropft, unten aber alle Wurzelausläufer und geilen Triebe aufs sorgfältigste pflegt und sich selber bemüht, daß die edlen Reiser nicht im Saft bekleiben können und der Baum nach und nach zu Grunde geht: würde man in einem solchen Falle den gepfropften Wildling tadeln und sagen, er war zur Veredlung zu schlecht; oder würde man nicht vielmehr ausrufen: der Gärt-

ner taugt nicht! er hat den Stamm verdorben? Nun denn, so hat die civilisirte Welt die Hawaier behandelt. Vankouver, die Missionäre, mancher andere tüchtige Europäer oder Amerikaner hat ihnen die Civilisation, die Religion gebracht, deren erste Anfänge nur schwach sein konnten, die aber gleich anfangs so tüchtige Augen ansetzten, daß man die besten Früchte erwarten konnte. Aber die meisten anderen Vertreter der civilisirten Völker haben aller Sittlichkeit Hohn sprechend das, was jene mühvoll pflanzten, untergraben und die Eingeborenen mit aller ihrer Macht wieder herabgeschleudert in die alte oder vielmehr in eine noch tiefere Barbarei. Denn der wahre Fortschritt der Völker beruht einzig und allein auf höherer Entwickelung ihres sittlichen und idealen Lebens. Aber eben deshalb: kein Rückfall schadet mehr, als wenn, sei es ein Einzelner oder ein ganzes Volk, zurückgeschleudert wird in die alte Nacht von kaum errungener höherer Stufe. Mochte das Christenthum vielfach äußerlich, unter seiner Decke noch Vieles heidnisch sein, mochte die Lust zur alten Sinnlichkeit und Rohheit noch in den Eingeborenen schlummern: ohne das fortwährende gewaltsame Bekriegen des Sittlichen und Pflegen des Lasterhaften wären die Hawaier jetzt ein reichlich ebenso civilisirtes Volk, als es z. B. die große Masse der Italiener, der Spanier heutzutage auch ist. Und wie leichtfertig und sittenlos man auch jetzt noch die Eingeborenen behandelt, dafür legt das Buch Bechtingers, der uns wichtig ist, weil er im Geist der meisten Europäer in Honolulu zu schreiben scheint, ein schlimmes Zeugniß ab. Höchst charakteristisch ist es, was er Seite 132 sagt; „eins bleibt jedoch festgestellt, daß kein Ausländer in den Inseln je aufkommen, keiner den Machinationen dieser Männer Gottes entgehen konnte, wenn er sich nicht einer oder der anderen Mission angeschlossen hatte. Jetzt sieht es Gott sei Dank auch hier ein bischen anders aus — die verschiedenen Missionen haben sich gegenseitig selbst theilweise geschwächt (vergl. ev. Miss. Mag. 1863, 518 f.; 1865, 369; 1866, 95) und da sich die eine Kraft in viele kleinere zersplitterte, kann man ihren verderblichen Folgen auch leichter ein Paroli bieten; auch hat das Zuströmen vieler energischer Ausländer, die weniger auf bigottes Beten und Singen als darauf ausgingen, sich zwar ehrlich aber so schnell wie möglich Geld zu verdienen, Manches zum Besseren gewendet."

So sind es denn drei Einflüsse namentlich, welche auf die E

geborenen gewirkt haben (Latham 199): erſtlich die Kriege und die Politik Tamehamehas des Großen; zweitens die Miſſionsſtrebungen, drittens die commerciellen und politiſchen Einflüſſe der Weißen, namentlich der Amerikaner, unter denen Judd beſonders hervorgehoben zu werden verdient. Die Miſchlinge von Weißen und Eingeborenen welche ſich ſtark vermehren, ſcheinen eine beſonders befähigte Race zu ſein; und auch die Eingeborenen ſelber zeigen, daß die Cultur reichlich bei ihnen Früchte trägt, wenn auch durch die geſchilderten Einflüſſe verkümmerte, und daß ſie die beſte Fähigkeit haben, ſich vollkommen kräftig und gut zu entwickeln. Möge denn das Schickſal ihnen günſtig ſein; mögen ſie inmitten der ungeheuren Schwierigkeiten, die man ihnen bereitet, nicht erliegen.

Samoa, vielleicht ſchon 1722 von Roggeween (Turner 97) geſehen, 1768 von Bougainville, 1787 von la Perouſe beſucht, blieb bis 1830 faſt unberührt von Europäern. Damals kamen mit Williams proteſtantiſche Miſſionäre hin und zwar waren anfangs hier nur rarotonganiſche Miſſionäre thätig; 1835 kamen Wesleyaner von Tonga. Allein da zu derſelben Zeit Miſſionäre der Londoner Geſellſchaft kamen, da zu ihr auch jene Rarotonganer gehörten: ſo überließen die Wesleyaner Samoa jener Miſſion (Geſchichte 148) zum Arbeitsfeld; ein Vertrag, der leider nicht ſtreng gehalten wurde. Sie hatte bald namentlich auf Tutuila, weniger auf Upolu (doch war auch dies 1848 völlig bekehrt Verne in nouv. ann. des voy. 1848, 4, 377) glänzende Erfolge: reichliche Thränen floſſen, Ohnmachten erfolgten aus überwallendem Gefühl beſonders bei den Weibern und in den Kirchen konnten ſie oft nicht umhin, laut aufzuſchreien, wie dies Lundie ausführlich erzählt. Daß indeſſen auch äußere Motive zu der überraſchend ſchnellen und leichten Bekehrung mitwirkten, darüber blieb ſich auch Williams nicht unklar (Baſler Miſſ. Mag. 1838, 33, 49 und ſonſt; vergl. Meinicke 171) und es zeigte ſich in der Rede eines Häuptlings ſehr deutlich: „der Gott der Chriſten hat dieſelben mit weit ſchöneren Kleidern, beſſeren Werkzeugen und anderen Dingen verſehen als uns unſere Götter. Wir brauchen alle dieſe Dinge, deshalb ſoll der Gott, der ſie ihnen gegeben hat, auch unſer Gott ſein“ (Quart. rev. 1853, Dez. 111). Jedenfalls waren die politiſchen Verhältniſſe, da ſich die vaivai-Partei (oben 169) ſofort der neuen Lehre anſchloß, dem Chriſtenthum höchſt günſtig, günſtiger aber noch die feſte, ſittliche

Haltung der Samoaner, der gänzliche Zerfall des Heidenthumes und der reine Verstand, das tiefe Gemüth, das innige Religionsbedürfniß der Eingeborenen. Auch die minder ausgesetzte Lage der Gruppe war wichtig. Die Missionäre selbst wirkten nun auch civilisatorisch mächtig ein: sie errichteten gute Schulen, in welchen mit großem Eifer Lesen, Schreiben, Geographie, Geschichte, Religion gelernt wird (Erskine 83; Walpole 2. 339), sie bauten Kirchen, besserten Straßen- und Hausbau, die Kleidung, sorgten für die Landwirthschaft durch Cultur von Yams und Zuckerrohr, durch welche Dinge alle die Einwohner betriebsamer und ehrlicher wurden (Wilkes 2, 121; Erskine 48; 57; 81. Lundie.). Die Sonntagsfeier ist auch hier eine außerordentlich strenge und manches Aeußerliche, ja Abergläubische mischt sich mit ein. So fielen, als ein wiedererwachtes scheintodtes Mädchen erzählte, auf dem Himmelsweg sei ihr ein Engel begegnet und habe ihr erzählt, nur Protestanten könnten den Weg gehen, eine Menge zur katholischen Religion Bekehrte von dieser zum Protestantismus ab (Hood 92). D'Urville spricht zwar von der Keuschheit der neubekehrten Weiber (b, 4, 108) obwohl die alten schlüpfrigen Tänze und Gesänge geblieben seien (Dubouzet eb. 334): doch sollen Fortschritte in materieller Cultur nicht gemacht sein (Gourdin eb. 339), welcher Behauptung die übrigen Berichte widersprechen. Höchst wichtig war es auch, daß durch die Mission die Kriege mehr und mehr verhindert wurden, welche auf Samoa sehr häufig waren (vergl. ob. 169), indem die Eingeborenen selber dem Krieg entsagten (Erskine 39; 44; 54; 64); daß die Macht der Häuptlinge immer mehr und mehr beschränkt wurde (Wilkes 2, 78); daß sie eine Druckerpresse herstellten, durch welche das alte und neue Testament in die Hände aller Eingeborenen kam und der Samoan reporter ermöglicht wurde, eine einheimische, auch wissenschaftlich wichtige Zeitschrift. Wie eifrig und innig die Samoaner die neue Lehre umfaßten, zeigt sich daraus, daß sie vielfach im Ocean, namentlich in Melanesien als Missionäre selber wirken, und zwar schon seit längerer Zeit (Erskine 83).

Allein auch hier, wo alles so günstig emporsproßte, erhoben sich Mißhelligkeiten. Denn auch hierher kamen katholische Missionäre, um den protestantischen die Ernte streitig zu machen, wodurch sich mancherlei Religionskämpfe, die zum Theil mit den Waffen ausgefochten wurden, erhoben (d'Ewes 169; Wilkes 2, 65; 67). Doch konnten sich die Katholiken

hier nicht recht halten; sie haben sich nur auf Uwea festzusetzen vermocht (d'Ewes 202). Auch sektirerische Bewegungen haben sich gezeigt und zwar von ganz ähnlicher Art, wie sie sich auf Tahiti und Neuseeland fanden (vergl. Meinicke 249); ein Eingeborener trat auf, der Heidnisches mit Christlichem vermischend (er hatte wahrscheinlich von einem Waler etwas über katholische Religion gehört) Kranke heilte, Todte erweckte und manche Unruhe und Zwistigkeit hervorrief (Erskine 56; Wilkes 2, 99; 5, 27). Und wie überall, so nahm auch hier die alte Gastfreundschaft, welche Erskine (36) noch blühend fand, nach und nach ab, ja fremde Schiffe waren beim Landen solchen Erpressungen ausgesetzt, daß Wilkes 1839 einen Handelsvertrag mit Samoa abschloß, dessen wichtigste Bestimmung das Verbot der Einfuhr von Spirituosen ist (Wilkes 2, 73; V 21; 2, 428 f.). Uebrigens sind die Amerikaner (Commodore Mervin 857) hier auch recht brutal aufgetreten und haben ihre Uebermacht in ganz ungerechter Weise angewendet, ähnlich wie La Place im östlichen Ozeanien (Zeitschr. f. allg. Erdk. N. 2, 265; nach Bericht von Valparaiso im Panamá Herald und N. York weekly Herald) und die Schiffer und sonstigen Europäer, welche vielfach zum Auswurf der Menschheit gehörten, wirkten sehr ungünstig (d'Ewes 169). Höchst bedauerlich sind ferner Streitigkeiten, welche sich hier zwischen der Londoner Mission und den Wesleyanern, sehr zu Ungunsten der Eingeborenen, erhoben und welche seit 1836 anhebend 1863 immer noch weiter geführt wurden (ev. Miss. Mag. 1863, 523 f.; 1866, 434) und Schaden genug brachten (Hood 73; b 41); trotzdem ist aber die Entwickelung gut, wenn auch nicht ohne Anstoß weiter gegangen. So erhob sich 1848 ein einheimischer Krieg, in welchem man sofort die neue Tracht (weißes Hemde, Kalikoschurz die Männer, die Weiber Kalikoüberwürfe, dazu Kappen, über deren komische Häßlichkeit sich Hood (52) beschwert), aufgab und zu der alten heidnischen zurückkehrte (Turner 207-8). Auch alte Sitten lebten damals wieder auf (Hood 42). Indeß ward der Krieg, der 9 Jahre dauerte, dadurch beendet, daß die Friedenspartei, natürlich die christliche, übermächtig wurde und auch während des Kampfes waren die Missionäre und ihre Schüler nicht im mindesten behelligt worden und niemals wurde am Sonntag gefochten (eb. 305 f.). So ist hier alles im guten Zuge; die Mission erhielt eine Menge freie Liebesgaben, die Lehrer wurden ganz durch diese letzteren erhalten

(eb. 115; 140; 166). Um 1860 gab es 512 Lehrer, mit 2892 Schülern und 131 eingeborene und in Samoa gebildete Lehrer (eb. 124; 107 f.); jetzt ist die ganze Bevölkerung christlich; die Zahl der Katholiken beträgt 5000 (Aube 452). Und die Wohlfahrt des Volkes steigt gleichfalls: um 1860 betrug die Einfuhr an fremden Manufakturen 30,000 Pf. Sterl. an Werth, die Ausfuhr an Kokosöl 20,000 Pf. Sterl. (eb. 107 f.). Die Eingeborenen fürchteten sich um dieselbe Zeit vor Annexionsgelüsten der Franzosen, da sie die Geschichte Tahitis kannten (Hood 41); denn die Latouche-Treville, die wir schon von Oparo kennen, erschien auch hier (eb. 83). Ja französische Priester sollen eine Petition von Eingeborenen um französisches Protektorat zu Stande gebracht haben (Hood 108); allein jedenfalls haben sie nichts erreicht. Apia ist jetzt die Hauptstadt der Gruppe, wo der englische — Williams, ein Sohn des Missionärs — und der norddeutsche Consul Weber wohnen. Der neueste und sehr beachtenswerthe Berichterstatter, Aube (454 f.) erzählt von Mißhelligkeiten zwischen beiden und von Gewaltthätigkeiten namentlich des letzteren, welcher, um die Abtretung der Inseln zu erlangen, den Aufstand eines Häuptlings begünstigte. Die Eingeborenen benahmen sich ebenso maaßvoll wie kräftig. Sie unterdrückten den Aufstand und ihre officielle Beschwerde erhielt von England Genugthuung. Die Trägheit der Eingeborenen, über welche Aube (464) klagt, würde sich also wie es hiernach scheint, bei richtiger Behandlung heben lassen. Alle wünschen eine Verfassung (Hood 79; 137) und Williams hat jetzt einen Gesetzescodex (Aube 455) veröffentlicht, den man lange ersehnt hat.

In Tonga, welches 1643 von Tasman entdeckt wurde, herrschten, alten Sagen zufolge, auch in voreuropäischer Zeit dieselben Kämpfe der einzelnen Fürstengeschlechter untereinander (Mar. 1, 270-7; 303-5; Erskine 126), wie sie die Europäer um 1800 vorfanden. Damals (Ausführlicheres bei Mariner, Meinicke und in der Gesch. der christl. Miss. auf den Tongainseln) machte sich Finau zum mächtigsten Fürsten der Gruppe, dessen Sohn Finau II. sich auf die Herrschaft von Vavau beschränkte. Nachdem nach ihm (er starb 1810) seine drei Brüder, deren letzter 1823 starb, die Insel beherrscht hatten, fiel diese damals an den König von Hapai (Geschichte 122) und 1845 nach dem Tode des letzten Königs von Tongatabu ist die ganze Gruppe unter dem Scepter Georg Tubous vereinigt, welcher fälschlich der Usurpator heißt, da er

durch Erbschaft zu dieser Stellung berechtigt war (Geschichte 189 f.; Erskine 127.) — Das Ansehen der tongaischen Macht ist nicht gering; die Samoaner fürchten sie (Hood 71) und den Fidschis hat sie sich vielfach gezeigt (Zeitschr. für allg. Erdk. n. F. 2, 262; Will. u. Calv. 3. Ausg. 489 f.). Die ersten Missionsversuche wurden 1797 von den Missionären des Duff gemacht, allein ohne allen Erfolg, woran die Intriguen und Lügen einiger entlaufener Europäer Schuld waren (Wilson 199 f.; 345 f.; Mar. 1, 67-9). 1822 waren dann eingeborene Missionäre aus Tahiti gekommen, denen 1826 Wesleyaner folgten (d'Ewes 152; Williams 303). D'Urville fand schon 1827 (a 4, 71) auf Tongatabu eine christliche Partei, obwohl die neue Lehre hier nur geringe Fortschritte machte. Von 1835 wüthete hier bis 1840 ein Krieg zwischen Christen und Heiden, nach welchem die Milde der endlich siegreichen Christen ihrer Religion viel Anhänger verschaffte (Gesch. 148 f.); ja noch 1852 (Virgin 2, 68) gab es hier eine starke heidnische Partei. Dagegen hat das Christenthum auf Vavau und Hapai seit 1833 so glänzende Fortschritte gemacht, daß es schon nach einem oder zwei Jahren dort allgemein verbreitet war, daß man von dort aus nach Samoa, Nive und Uwea die neue Lehre brachte (Gesch. 142; 146-7). Im Jahre 1839 gab der König ein geschriebenes Gesetzbuch (eb. 140-1), welches man dann später immer mehr und mehr verbessert hat. Allein auch hier griff Frankreich ein. Nachdem 1838 Pompalier versucht hatte, sich auf Tonga festzusetzen, indem er sein Christenthum als das alte und wahre, das der Protestanten nur als eine kürzlich entstandene Lehre hinstellte, den Missionären aber gesagt hatte, er wolle nur einige Begleiter da lassen, nicht, um zu unterrichten, sondern um die Landessprache zu lernen (Gesch. 139-40), nachdem er aber hiemit durchaus höflich abgewiesen war: sah Frankreich hierin eine Beleidigung gegen sich, schickte ein Kriegsschiff und verlangte die Zulassung der katholischen Missionäre (Dez. 1841). Der König gieng nicht darauf ein, bat vielmehr (1844) um das Protektorat Englands, das ihm auch zu Theil wurde (Geschichte 184-7). Indeß fanden die Katholiken doch Aufnahme in Tongatabu, wo sie aber nie großen Einfluß erlangten (eb. 187). Doch war es ihr Einfluß, welcher einen neuen Krieg auf der letztgenannten Insel von 1847—1852 erregte, und in welchem sie auf Seiten der heidnischen Partei standen. 1852 zur Entscheidung vor Bea. In diesem Fort befanden sich bei

den Heiden auch die katholischen Priester, welche vom König aufgefordert, es zu verlassen, anfangs Unwohlsein vorschützten, dann, daß sie von den Häuptlingen gehindert würden (Geschichte 207-8), während diese hernach umgekehrt versicherten, daß die Priester immer zum Krieg angefeuert hätten (214). Sie stellten sich also ganz auf Seite der Heiden und Rebellen, welche gegen ihre vollkommen rechtmäßige Obrigkeit kämpften. Unterstützt wurden diese mit Kriegsbedarf von einem französischen Waler (208). Pompalier kam gerade damals wieder nach Tonga — und auch er stellte sich auf Seiten der Rebellen, obwohl selbst sein Schiffskapitän ausdrücklich die Sache und das Verhalten des Königs billigten, ebenso wie Sir Everard Home, Capitän J. M. S. Calliope, durch welchen denn endlich der Krieg beigelegt wurde. Die Priester hatten auf ein französisches Kriegsschiff gewartet, das Pompalier versprach. Bei der Einnahme des Forts wurde ihr Leben und Eigenthum vom König geschützt (Geschichte 212-5; Home eb.)*) Französisch-katholische Rache ist denn auch nicht ausgeblieben. 1858 erzwang Du Bouzet mit einem Kriegsschiff auf höchst brutale Weise Einführung des Katholicismus; und 1860 erfolgten durch de Cuitre neue schändliche Vergewaltigungen, durch welche protestantische Häuptlinge abgesetzt und Katholiken in ihre Stelle gebracht wurden (ev. Miss. Mag. 1859, 294; 1866, 445 f.). Doch haben trotz alle dem die Katholiken keinen großen Einfluß zu erlangen vermocht.

Auch hier ist über die Wirksamkeit der Missionäre verschieden geurtheilt: auch hier sind zunächst einmal die französischen Urtheile, wie das Pigeards (nouv. ann. des voy. 1845. 4, 157) oder Dillons bei Du Petit Thouars 2, 414 als parteiisch und unwahr abzuweisen; und ferner zu bemerken, daß auch in Tonga zahlreiche Europäer sich be-

*) Die französisch-katholische Darstellung des Auftretens der Propaganda findet man in den annal. de la propag. de la fol und bei Michelis 486; 512 u. 16; 264-5; sie ist so lügenhaft, daß sie nicht Anspruch machen kann, widerlegt zu werden. S. 486 (nach ann. 1841, V, 31) heißt es bei Michelis: „weil die Protestanten nicht selbst nach Uwea zu gehen wagten, so überschwemmten sie die Insel mit Bibeln, in denen sie das Gift der Irrlehre durch eine verfängliche und falsche Uebersetzung verborgen hatten." S. 512 erscheint ein Komet: die protestantischen Missionäre können das Ding nicht erklären; die Katholiken erklären es aus der Fülle ihrer Weisheit richtig. Ein Mann wie Turner, wie Thomas wissen nicht was ein Komet ist. Doch genug des Unsinns.

finden, welche d'Ewes 1850 nicht ſchlecht genug ſchildern kann, und die natürlich den Miſſionären feindlich ſind (ev. Miſſ. Mag. 1866, 447 f.; vergl. auch Wilſon 199 f.). Auf ihren Verläumdungen oder Uebertreibungen mag beruhen, was Belcher (a 2, 26) von den harten Peitſchenſtrafen, welche die Miſſionäre in Vavau angewendet hätten, erzählt. Jedenfalls müſſen wir die Nachricht mit Vorſicht aufnehmen: und ebenſo iſt es unglaublich (Wilkes 3, 10, 16), daß die Miſſionäre verlangt hätten, im Kampf ſollten die Feinde entweder getödtet oder bekehrt werden. Das iſt nach allem, was wir ſonſt von jenen Männern (z. B. von Turner, Thomas) wiſſen, ganz unmöglich; auch wäre dies Verbrechen, wenn es wahr wäre, ihnen gewiß von Seiten der Katholiken aufs heftigſte und wiederholteſte vorgeworfen. Allerdings ſcheinen ſie Anfangs etwas hart geweſen zu ſein, die Sonntagsfeier iſt übertrieben ſtreng (Belcher eb.), jede Verletzung derſelben zieht Geld- und andere Strafen nach ſich (d'Ewes 140) und auch Erskine tadelt die Strenge und den Hochmuth der Miſſionäre (131). Allein ſie waren in Polyneſien und mußten ſtreng ſein: und was Erskine ſagt, ſie hätten Häuptlinge nur ſtehend mit ſich reden laſſen, ſo iſt in Polyneſien die höfliche Sitte gerade umgekehrt wie bei uns: Vornehme ſtehen, Geringere erniedern, ſetzen ſich. Mag man hier manches tadeln: im Allgemeinen iſt ihre Thätigkeit ungemein ſegensreich. Sie haben die groben Laſter faſt ganz ausgerottet (vergl. Anderſon 335), ſie haben die Kriege vermindert und menſchlicher gemacht, daher die Bevölkerung im Zunehmen, die Moralität im Wachſen iſt. Allerdings iſt das Volk zur Trägheit geneigt (Quart. rev. 1853, Dez. nach Lacroy): aber ſeine Thätigkeit iſt im Steigen und wird durch Erziehung und Unterricht immer mehr geſteigert (vergl. Williams und Calvert 1, 138). Schulen ſind eine Menge da und die Leiſtungen derſelben ſind gut (Geſch. 195 f.). Gelehrt wird Rechnen, Schreiben, Leſen, Geographie, Naturgeſchichte (angeblich auch Philoſophie, was wohl nur Phyſik heißen ſoll), engliſche Sprache und — ſehr weiſe — die Volksſagen von Tonga. Ueberhaupt haben die Miſſionäre hier, wo ſie es konnten, die Sitten geſchont: Kava wird noch getrunken (Geſch. 213), der Hausbau, die Kleidung iſt wenig verändert. In Samoa finden wir ein gleiches: hat ſich doch das Kavatrinken, das Tattuiren, welches freilich von den Miſſionären jetzt verboten iſt, erhalten (Hood 96; 124), wie auch der Glaube an das

Tabu 1861 noch stark war (eb. 90). So ist freilich das Christenthum noch in mancher Beziehung äußerlich; aber mit jedem Jahre geht es mehr und mehr in Fleisch und Blut der Eingeborenen über und es ist nur weise, daß die Missionäre nicht rascher zu Werk gehen. Hier können sie das auch, weil Tonganer und Samoaner sittlich höher standen, als die übrigen Polynesier, und so steht zu hoffen, daß sie sich ruhig und tüchtig weiter entwickeln.

Wir müssen jetzt noch die Geschichte Neuseelands betrachten. Hier hat die Mission bei weitem nicht so in die politischen Verhältnisse eingegriffen, wie in Tahiti oder Hawaii, wenn sie auch hier natürlich ihren Einfluß auf den Gang der Ereignisse gehabt hat. Jedenfalls bildet ihr Auftreten den wichtigsten Abschnitt der neuseeländischen Geschichte: denn mit der Ankunft der ersten Missionäre 1814 beginnt die neue Zeit in derselben.

Auch in der Vorgeschichte, so weit wir sie verfolgen und was wir von ihr sehen können, müssen wir mehrere große Epochen annehmen. Als erstes Ereigniß, wodurch die Specialgeschichte der Maori sich eröffnet, steht ihre Einwanderung aus Samoa nach Neuseeland, welche nicht auf einmal, sondern in mehreren Zügen und an verschiedenen Orten erfolgte (vergl. Taylor 190). Diese Züge waren nicht gleichzeitig; sie waren vielleicht durch Jahrhunderte getrennt, wie denn namentlich eine sehr viel spätere Nachwanderung von allen Sagen erwähnt wird; doch flossen später, bei nur mündlicher Ueberlieferung, alle diese einzelnen Ereignisse in ein großes Ganzes in Bewußtsein und Phantasie der Maori zusammen, welches sich darstellt in der Masse der Einwanderungssagen. Urbewohner fanden die Einwanderer nicht vor; denn wenn man auch die Mythen und Erzählungen von Göttern und Geistern, welche das neue Land bewohnt hätten, auf eine später erloschene Urbevölkerung gedeutet hat, so ist dies nach alle dem, was wir über die Mythologie der Polynesier gesagt haben, ein entschiedener Irrthum. Man glaubte eben jedes Land, welches nicht besonders enttabuirt und noa gemacht war, im Besitz der Götter und Geister. Auch die More-ore auf Warekauri können nicht als — etwa zurückgedrängte — Urbevölkerung angesehen werden, da sie in Sitten, Glauben, Sprache und Leibesbeschaffenheit sich ganz deutlich als die nächsten Verwandten der Maori ausweisen. — Von den Zuständen nach der Einwanderung wissen wir wenig. Lange

Jahrhunderte hindurch beſtanden ſelbſtändige Maoriſtaaten neben einander, theils in freundſchaftlichen, theils in feindlichen Verhältniſſen: ein gemeinſamer Oberbefehl, ein herrſchender Staat, ein Mittelpunkt der Götterverehrung fehlte wohl nicht: es war dies die Zeit der höchſten nationalen Blüthe der Maori, deren Dauer eine nicht zu beſtimmende, gewiß aber ſehr lange, deren Zuſtand gewiß ein wechſelnder war.

Dann aber folgten allmählich und in ſehr langſamer Entwickelung Zeiten des Verfalles. So änderte ſich ihre Religion nach und nach, der Glaube an die alten einheimiſchen Götter zerfiel, als jene ſelbſt immer mehr und mehr aus dem Bewußtſein ſchwanden und machte einem wüſten Glauben an Schutzgeiſter, an geſpenſtiſches Einwirken der Seelen, an Zauber und Gegenzauber Platz, indem er ſich zerſplitterte aus einer Staats- und Volksreligion in einen abergläubiſchen Dienſt des Individuums. Eine ähnliche Zerſplitterung griff auch im politiſchen Leben um ſich; die größeren Stämme zerfielen in eine Menge kleinerer, ein Mittelpunkt des öffentlichen wie des politiſchen Lebens hörte auf zu ſein und hierdurch, ſowie durch die vielfachen Zuſammenſtöße, welche bei einer ſolchen Menge kleinerer Stämme und Staaten eintreten mußte, dann ferner durch Aberglauben u. ſ. w. entwickelte ſich jener Krieg Aller gegen Alle, den wir ſchon geſchildert haben und aus welchem ſich nur ſelten irgend ein Staat mächtiger hervorhob. Natürlich hatte dies alles den bedeutendſten Einfluß auf den Volkscharakter, der immer wilder, kriegs- und blutgieriger, immer rachſüchtiger und roher wurde. Auch in ihren techniſchen Leiſtungen giengen die Maori zurück (Taylor 6 f.; Baker-Transactions of ethnol. soc. of London N. Ser. 1, 45). Tasman z. B. ſah 1642 noch große Doppelkähne bei ihnen (68), welche zu bauen ſie ſpäter nicht mehr im Stande waren.

Die erſte Berührung der Maori mit Europäern fand 1642 im December ſtatt, wo Tasman nach Neuſeeland und auch, nach der Sitte der Zeit, ſofort mit den Eingeborenen in blutigen Streit gerieth, in welchem drei ſeiner Holländer fielen (Tasman 77; 95). Bekannt aber wurde Neuſeeland erſt durch Cooks Beſuch, den er auf ſeiner erſten Reiſe 1769 dort machte. Warekauri ward erſt 1791 durch Broughton entdeckt. Cooks Ankunft war indeß nicht ſo folgen-

reich für Neuseeland wie für Tahiti und Hawaii: denn über vierzig Jahre blieb das Land unbeachtet, nur daß es öfter von Robben- und Walfischfängern besucht wurde, deren einige sich, aber auch erst 1807, daselbst ansiedelten und trotz mancher Laster, die sie brachten, doch in so fern nützlich waren, als sie den Eingeborenen auch manche Kenntnisse und Fertigkeiten lehrten und sie so zur höheren Bildung vorbereiteten (Wakefield 1, 313; 335). Uebrigens fanden auch Sträflinge von Neusüdwales dorthin den Weg und mancher Ausreißer von den durchreisenden Schiffen blieb da. Diese thaten freilich viel Uebles, allein man hat sie doch zu schwarz geschildert: man muß ihnen wenigstens zugestehen, daß auch sie als „Pionire der Civilisation" tüchtig wirkten (Swainson 74; Thomson 1, 294 f.). Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen (Taylor 195) und viele Matrosen und Offiziere von Walern hatten in Neuseeland eingeborene Weiber, welche sie dann bei gelegener Zeit besuchten (Dillon 1, 251). Ueberall haben auch später, zu Dieffenbachs Zeiten z. B. die Neuseeländer sich sehr gefreut, wenn Europäer kamen und sie gern und freundlich aufgenommen (Dieffenb. 1, 191; 334). Den Ruf ihrer besonderen Wildheit und Gefährlichkeit haben sie durch ihr Betragen gegen die Europäer nicht verdient, sondern nur durch die grausamen Kriege, welche sie unter einander führten. Alle Streitigkeiten zwischen ihnen und Europäern sind von diesen veranlaßt; so die mit Tasman, so die 1809 in der Wangaroabai, welche das gute Einvernehmen der Maori mit den Europäern dauernd störte, der Streit, welcher mit der Niedermetzelung der Mannschaft des Boyd und der Zerstörung des Schiffes endete. Der Capitän desselben, Thomson, hatte nämlich einen neuseeländischen Fürsten, der sein Passagier war, ohne genügenden Grund auf's schimpflichste mißhandeln lassen (Dillon 1, 217-224; Thomson 1, 248 f). Dies Ereigniß verbreitete weithin großen Schrecken und verzögerte auch die Reise des ersten Missionärs Marsden, der gerade nach Neuseeland aufgebrochen war. Erst 1814 kam er von Neusüdwales aus nach den Inseln, wo nun die erste christliche Predigt gehalten wurde (Taylor 208; Meinicke 225). — Unter sich hatten die Maori bis dahin die alten Kriege weiter geführt, welche zum Theil große Veränderungen hervorbrachten und namentlich die nördliche Halbinsel bis zum Cap Reinga sehr entvölkerten (Dieffenb. 1, 291; 208, 195), doch auch andere Stämme

vernichteten, andere von ihren Sitzen vertrieben (Dieffenb. 1, 191 f; 195; 300). Diese Kriege waren um so wichtiger, als die Maori durch jene Waler gegen Lebensmittel europäische Feuerwaffen bekommen hatten, welche sie damals zuerst anwendeten.

Marsden war mit seinen Missionären an der Inselbai gelandet. Sein Bemühen war, mit dem Christenthum, ja vor demselben den Eingeborenen Bildung zu bringen; allein dieser Plan scheiterte, weil jene zwar alles, was er ihnen lehrte und die Geräthe, das Eisen, welches er brachte, mit Begier aufnahmen, aber nur um durch reichere Erndten reicher zu werden und Waffen und Pulver kaufen zu können (Meinicke 226). Das war der Hauptgrund, weshalb sie zunächst nicht vorwärts kamen, und Polack (narr. 2, 144), welcher die Mißerfolge der ersten Mission aus dem Charakter und Benehmen der ersten Missionäre ableitet, hat gewiß nur sehr theilweise Recht. Vollends unerheblich ist es, wenn Du Petit-Thouars (3, 43), sowie D'Urville und seine Offiziere ähnliche Urtheile fällen; denn wir kennen ihre Parteilichkeit. Jedenfalls machte sich ihr Einfluß nicht gleich geltend; vielmehr entbrannten die inneren Kriege gar bald mit erneuter Heftigkeit, als der Häuptling Shongi, der 1820 mit dem Missionär Kendall nach England gegangen war, 1821 mit vielen schlau erworbenen Flinten zurückkam (Meinicke 226 f.; Thomson 1, 253 f.). Er wandte seine Unternehmungen zuerst nach Süden, dann nach dem Norden der Nordinsel Ika te Maui und erst als er 1828 starb, wurde das Land etwas ruhiger (Thomson eb.; Meinicke eb.). Wichtig war auch zur Verminderung der Unruhen, daß 1830 durch den Gouverneur von Neusüdwales, Darling, der Handel mit Menschenköpfen dorthin untersagt wurde; denn dieser Handel war die Quelle vieler Kriege. Diese ruhten zwar nicht; wie denn 1832 wieder ein heftiger Krieg um Taranaki entbrannte, der die ganze Nordinsel beunruhigte (Dieffenb. 1, 132; 162 f.) und in demselben Jahr die Maori — in einem europäischen Schiff (Dieffenb. 1, 191 f.) — den ersten Zug nach Warekauri unternahmen und sich hier niederließen. Die More-ore, damals etwa 1500, wurden theils vernichtet, theils aber verschmolzen sie immer mehr mit den unter ihnen lebenden Neuseeländern, auch sprachlich; 1866 waren sie etwa noch 200 Seelen stark, während die Zahl der dortigen Maoris 400 betrug (Travers bei Peterm. 1866, 62). Jetzt sollen sie auf 40 zusammenge-

ſchmolzen ſein, welche Angabe ſicher auf nicht allzugenauer Zählung beruht, indem man ſie für Neuſeeländer anſah. Ihre Sprache ſoll ganz geſchwunden ſein. Ihre Inſeln ſind durch eine bunte Miſchung aus allen Völkern beſetzt (Welch im Globus 17, 268 f.).

Während nun im Anfang dieſes Jahrhunderts nur einzelne engliſche Schiffe nach Neuſeeland kamen, um den Engländern, die dort wohnten, eine ſichere Stellung zu verſchaffen: ſo begann man nach Marsdens Ueberſiedelung, nach Shongis Beſuch in England immer aufmerkſamer auf die Inſeln und ihre Bedeutung zu werden. Die auf ihnen wohnenden Engländer, die Miſſionäre ſelbſt, dann Landſpekulanten aus Sydney und verſchiedene Glücksritter kauften von den eingeborenen Häuptlingen von Land auf, was ſie bekommen konnten und in England bildete ſich eine Geſellſchaft, an deren Spitze Lord Durham ſtand, deren eigentliche Triebfeder Edward Gibbon Wakefield, deren Mitglieder vielfach hochgeſtellte, politiſch einflußreiche und ſehr reiche Männer waren (Swainſon 75 f.; Thomſon 2, 4 ff.). Der Zweck der Geſellſchaft war ein doppelter: erſtlich nach beſtimmten Grundſätzen zu coloniſiren; zweitens — Geld zu machen (Rede des Earl Grey bei Swainſon 77). Dieſe Geſellſchaft verlangte Beſtätigung und Unterſtützung von der Regierung. Dieſe jedoch, gegen die Geſellſchaft eingenommen durch die Miſſionäre, welche beſorgt waren für die Eingeborenen, und keineswegs gewillt, ſich auf ſo weitläufige Pläne und Neuerungen, wie ſie die Geſellſchaft vorhatte, einzulaſſen, ſchlug ihre Unterſtützung ab und erklärte auf den Antrag, Neuſeeland zur britiſchen Colonie zu machen, auf das allerfeſteſte, Neuſeeland ſei ein durchaus ſelbſtändiger Staat und müſſe als ſolcher anerkannt und behandelt werden. Die Geſellſchaft aber, welche mittlerweile große Geldſummen — ihr Grundcapital betrug mehr als 100,000 Pfd. St. — zuſammengebracht hatte, wollte nicht von ihren Plänen ablaſſen: und ſo ſendete ſie trotz des Widerſpruchs der Regierung und durchaus ohne genügende Kenntniß der neuſeeländiſchen Verhältniſſe im Jahre 1839, wo ſie zuerſt in Wirkſamkeit trat, mehrere Schiffe voll Auswanderer nach Neuſeeland.

Hier entſtanden nun die ſchwierigſten Verhältniſſe, bei deren Darſtellung aber wir nochmals erinnern, daß wir nur zu ſchildern beabſichtigen, was für die Eingeborenen und ihre Schickſale von Wichtigkeit war, daß wir alſo nicht daran denken, eine erſchöpfende Ge-

ſchichte der Colonieen in Neuſeeland geben zu wollen. Die Urſachen dieſer Wirren waren ſehr mannigfaltig. Zunächſt müſſen wir feſthalten, daß ſchon von einzelnen Anſiedlern und Speculanten eine Menge Landes aufgekauft war, in den Jahren von 1825-29 nicht weniger als eine Million Akres und 1839 wurden gar 20 Millionen Akres als gekauft reclamirt von Weißen, welche nicht zur Neuſeelandcompagnie gehörten (Thomſon 1, 268 f.). Swainſon (90) erwähnt 1200 Reclamationen, die nicht zur Compagnie gehörten, unter denen drei je eine Million Akres beanſpruchten, drei je eine halbe Million u. ſ. w. Nicht die geringſten Forderungen unter dieſen waren es, welche die Miſſionäre der Churchmiſſion machten: das war aber um ſo wichtiger, als einige Jahre vorher (1836) gerade dieſe Miſſion eine größere Ausdehnung bekommen hatte (Taylor 209). Von den Miſſionären nun hatten mehrere über 10,000 Akres, einer gar über 40,000 an ſich gebracht (Dieffenbach 2, 168). Wakefield der Geſchäftsführer der Compagnie, kaufte nun auch, wo er bekommen konnte und wo man es ihm anbot, nur um Land zu bekommen, ohne Wahl und Vorſicht (Swainſon 79), namentlich das Gebiet um Port Nicholſon, wo die Stadt Wellington bald der Hauptſitz der Geſellſchaft wurde. Durch ſeine Ankunft bewogen kamen eine Menge Leute von Neuſüdwales mit engliſchen Kaufbriefen, welche ſie dann ausfüllten und von den Häuptlingen, mit denen ſie verhandelt hatten, unterſchreiben ließen, um darauf ihre Rechtsanſprüche zu gründen (Swainſon 89. 90-91). Durch alles dies war die engliſche Regierung wider ihren Willen genöthigt, ihre Oberhoheit über Neuſeeland geltend zu machen; und ſo entſendete ſie den Capitän Hobſon, um die Häuptlinge zu bewegen, ihre eigene Oberhoheit auf die Königin von England zu übertragen und um einen Sitz für die Regierung auszuwählen. Hobſon wählte mit richtigem Griffe Auckland, zog ſich dadurch aber die Feindſchaft der Neuſeelandcompagnie im höchſten Grade zu, welche natürlich gern ihre Niederlaſſung als Regierungsſitz geſehen hätte (Swainſon 86 f.; 808). Es ſcheint nicht, als ob die Regierung gegen die Geſellſchaft feindlich verfuhr, obwohl dieſe gegen die Regierung, wenn auch nicht feindlich, ſo doch oppoſitionell aufgetreten war; die Wahl Auklands beruhte auf Gründen, denen die Regierung und das Parlament die volle Anerkennung ausſprach (Thomſon 2, 26 f.; Swainſon 87; 99); auch Dieffen-

bach, obwohl bei der Compagnie als Naturforſcher in Dienſt, ſprach ſich eben dahin aus (Swainſon 86). Durch Hobſons Ankunft aber wurden neue Schaaren von Einwanderern herbeigelockt und die Regierung ſelbſt mußte doch auch Grundbeſitz haben; das ſchwierigſte aber war ihr Verhältniß zur Geſellſchaft. Die erſte Hauptmaſſe der durch die letztere veranlaſſten Einwanderer — vorher waren nur einzelne Schiffe mit Vorläufern gekommen — welche Wellington 1840 erreichten, hatten unter ſich ein beſtimmtes Rechtsverhältniß und die Einrichtung eines Gerichtshofes feſtgeſetzt. Da aber die Regierung jetzt die Oberhoheit über das Land beanſpruchte, ſo durfte das nicht geſchehen und die engliſche Regierung warnte dringend vor einer ſolchen Verfaſſungsverletzung. Mochte dies auch richtig, auch nothwendig ſein: die Schwierigkeit der Lage wurde dadurch nur erhöht, da es nun — für eine Zeit lang wenigſtens — an jeder feſten Ordnung fehlte (Swainſon 102 f.). Auch hier läßt ſich übrigens der Regierung, welche nicht anders handeln konnte, kein Vorwurf machen; auch hier iſt die Geſellſchaft ſchuld, welche durch ihre Oppoſition und ihr voreiliges Handeln dieſe nothwendigen Folgen hervorrief. Wie leichtſinnig aber die Geſellſchaft gehandelt hatte, das zeigte ſich nur allzubald und in nur allzugrellem Lichte. Denn ſie hatte (offic. Bericht bei Swainſon 126) Land ausgetheilt an ihre Anſiedler, welches ſie gar nicht gekauft, an welches ſie nicht das mindeſte oder, im beſten Falle, nur ſehr zweifelhaftes Recht hatte.

War nun ſo ſchon die Verwirrung durch und unter den Engländern ſehr groß, ſo wuchs dieſe doch ins Unauflösliche durch die Eigenthümlichkeit der Maori. Dieſe hatten vom Verlauf größerer Landſtrecken für immer, ohne die Möglichkeit einer Rückforderung oder eines wiederholten Verkaufes, ohne Berechtigung auf ſeinem bisherigen Eigenthum weiter zu leben, gar keinen Begriff und wie ihnen der Inhalt der Kaufkontrakte, welche die Engländer abſchloſſen, ganz fremd und unverſtändlich war, ſo war ihnen dies noch mehr die Form. Zudem erſchien ihnen anfangs die Abtretung wüſter nicht einmal abgegrenzter Länderſtrecken als etwas völlig Zweckloſes und ſie dachten dabei natürlich nur an die ſchönen Sachen, die ſie als Kaufpreis erhielten, bei deren Theilung daher jedesmal Zank und Streit entſtand, da jeder ſo viel er konnte, ſich zuzueignen ſuchte (Wakefield 1. 288). Auch hielten ſie es anfangs für Lüge, wenn man ihnen ſagte, daß viele

Hunderte von Weißen kommen würden, um das gekaufte Land als ihr Eigenthum zu benützen: sie glaubten vielmehr nur an die Ankunft einzelner und da sie diese gern in ihre Dörfer aufnahmen, um sie als Händler zu benutzen, so verkauften sie das Land leichtsinnig (Wakefield 1, 202), oft dasselbe Land zwei- oder dreimal, oft Land, welches ihnen gar nicht gehörte (z. B. D'Urville b IX., 140). Dies brauchte nicht aus Betrügerei zu geschehen: gewiß thaten sie dies häufig, weil sie die Sache nicht verstanden. Später nun, als sie das gefährliche der Landverkäufe einsahen, suchten sie das Verkaufte nicht immer so friedlich durch Rückkauf wieder zu erlangen, wie dies Roß (2,73) 1841 von manchen Häuptlingen sah, sondern häufig läugneten sie entweder den Verkauf, gaben das Land nicht heraus oder verjagten auch wohl den Käufer, der schon Besitz ergriffen hatte (Power 48 f.). Doch machte sich hier an vielen Orten der Einfluß der Mission auf sehr heilsame Weise geltend, denn die Eingeborenen ließen sich, obwohl oft in drückender Noth und großem Elend durch den Länderkauf von den Missionären trotz ihrer Unzufriedenheit zu ruhigem Verhalten bestimmen (Roß 2, 73). Und Grund zur Unzufriedenheit mit den Europäern war freilich genug. Ganz abgesehen von den vielfach betrügerischen Landankäufen durch die Neuseelandcompagnie (Thomson 2, 25; 49), abgesehen ferner von den öfteren Gewaltthätigkeiten und anderen Unzuträglichkeiten bei der Besitzergreifung und nachher — Martin schildert (67) die grobe Sittenlosigkeit der Einwanderer — ganz abgesehen davon braucht man nur die Preise sich zu vergegenwärtigen, welche die Europäer für das Land boten und zahlten (Thomson 2, 16), braucht man nur daran zu denken, daß „Geld zu machen" der eine Hauptzweck der Gesellschaft und der einzige der zahllosen Glücksritter war. Hört man nun, was die Missionäre zahlten, so kann man denken, was erst die anderen mit minder strengem Gewissen boten. 1839 zahlte ein Missionär für 5000 Akres 40 *£*., ein anderer für 10,000 Akres 450 *£*. in Waaren, 1833 ein dritter für 1000 Akres 42 *£*., 1821 bekam ein anderer 400 Akres für 10 *£*. und derselbe 1836 40,000 Akres für 400 *£*. (Dieffenbach 2, 168)! In minder als drei Monaten kaufte Wakefield Land von der Ausdehnung Irlands für Waaren im Werth von 8983 *£*. St. (Thoms. 2, 15). Die Neuseeländer sind aber ein scharfsehendes, hochbegabtes

mochte es auch die erste Zeit glücken, sie zu betrügen, der

Betrug hielt nicht lange vor: freilich war dann schon viel für die Beschädigten verloren. Das tiefe Gefühl des Unrechts, welches die Eingeborenen beim Länderverkauf von den Meisten erlitten, zeigt sich treffend in folgender Rede eines Häuptlings (on the British Colonization of New Zealand p. 49): „nein, nein, Herr Gouverneur, ihr sollt unser Land nicht ausmessen und es verkaufen. Seht ihr seid in unser Land gekommen, habt es gesehen, seid stehn geblieben und dann den Fluß heraufgekommen; und was haben wir gethan? Wir gaben euch Kumaras, ihr gabt uns eine Fischangel, das ist Alles. Wir gaben euch Land, ihr gabt uns eine Pfeife, das ist Alles! Wir sind betrogen worden. Die Fremden sind Diebe. Sie zerreißen ein Tuch, machen daraus zwei Stücken und verkaufen sie für zwei Tücher; sie kaufen ein Schwein für ein Pfund und verkaufen es für dreie; sie bekommen einen Korb Kumaras für 6 Pence und verkaufen ihn für zwei Schillinge. Das ist Alles, was sie thun, sie bestehlen uns, das ist Alles." Betrügereien wie die hier von den Tüchern erwähnten und Aehnliches ist vielfach vorgekommen. — Allein das Gleiche trägt sich überall zu, ohne eine solche völlig heil- und beispiellose Verwirrung der Besitzverhältnisse zu bewirken, als sich nach und nach in Neuseeland entwickelte. Der wichtigste Grund hierzu waren die Rechts- und Eigenthumsverhältnisse in Neuseeland selbst und ihre gänzliche Vernachlässigung durch die Europäer, welche sie als eines Volkes von „Wilden" eben einfach nicht beachteten. Und doch waren diese verwickelt genug. Denn es gab (Shortl. a 263), der Art des Besitzes und der Verkaufsfähigkeit nach, vier Klassen Landes: erstlich solches, das Einzelnen gehört oder gemeinschaftlich mehreren Mitgliedern eines Stammes; zweitens Land, welches den Mitgliedern eines Stammes gehörig unter sie in kleine Theile getheilt ist; drittens Land zwischen dem Gebiete zweier Stämme gelegen, von beiden beansprucht; und viertens erobertes Land, dessen ursprüngliche Besitzer entweder, unterthan den Siegern, noch darin wohnen oder aber vertrieben in der Nähe umherschweifen. Das Land der ersten Klasse wird von den Maori selbst nur sehr ungern verkauft, da er am Erbe seiner Väter hängt, da es häufig für ihn durch mannigfach darauf ruhende Tabus ein heiliger Besitz ist, den aufzugeben Frevel gegen die Götter oder die innerste Empfindung wäre; da die Einzelnen selber (wenn auch erst in etwas späterer Zeit) einsahen, daß ihre politische Macht und Existenz durch den Landverkauf vernichtet

würde (Taylor 277). Die zweite Klasse verkauft sich gleichfalls schwer wegen der vielen Rechte, die auf diesem Lande haften; wegen der vielen Betrügereien, welche eben wegen dieser vielen Rechte so leicht entstanden; und durch die ein solcher Kauf gar leicht ungültig wird. Daß durch Kauf der dritten Klasse nur Streit und gleich zwischen drei Faktoren entsteht, liegt auf der Hand, ebenso aber auch durch Land der vierten Klasse, denn nach neuseeländischer Sitte behalten die Besiegten immer das Haftrecht an ihrem alten Boden, man respektirte immer ihr Eigenthumsrecht, auch wenn nur noch wenige eines Stammes übrig waren und das Land in völlig anderem Besitz ist (Taylor 384 f.). Und wollte man solche Sklaven gewaltsam bei einem Kauf verstoßen, so würden sie, um im Elend nicht zu verkommen, Räuber- oder Bettlerbanden bilden und dadurch den Einwanderern nur gefährlich werden. Das ist aber noch nicht alles: denn häufig ist der Besitz eines Landes so vertheilt, daß dem einen der Boden, dem andern aber die Wälder oder ein Baum oder die Früchte des Baumes zugehören; oder daß auf fremdem Grund und Boden ein Begräbniß stattgefunden hat und dieses dadurch für die Verwandten des Todten heilig ist. In früherer Zeit hatten nur die Häuptlinge ein hervorragendes Recht, auf welches gestützt sie das Land als ihr Eigenthum betrachteten und als solches wohl verkauften. Aber dann erhob sehr häufig die übrige Schaar der Raatiras Einspruch. Gehörte das Land dem ganzen Stamm, so ward das Geld an alle Stammmitglieder vertheilt; wie auch alle Familienglieder vom ersten Bebauer an — also oft aus sehr alter Zeit — gerechnet ihren Antheil des Verkaufsgeldes erhalten müssen (Taylor 384). Die Erbverhältnisse waren verwickelt genug (Shortl. a 255); und doch wußten die etwas vornehmeren Neuseeländer sehr genau die Geschichte und dadurch die Zugehörigkeit des einzelnen Landes (Taylor 384 f.). Daß bei der Theilung der Gelder sehr leicht Streit entstand, daß einzelne übersehen wurden, leuchtet ein. Man sieht also, wie unendlich verwickelt die Verhältnisse hier waren: man rechne alles das Gesagte zusammen und man wird zugestehen, daß hier eine heil- und beispiellose kaum noch zu schlichtende Verwirrung herrschte, in welche die Regierung nothwendig eingreifen mußte.

Dazu drängte sich noch ein anderer Umstand, welcher die Verwirrung nur noch erhöhte, zugleich ihr aber eine höhere, wirklich politische und folgenschwere Bedeutung gab: die Einmischung Frank-

reichs. In demselben Jahre 1836, welches den neuen Aufschwung der Hochkirche sah, wurde Pompalier von Papst Gregor XVI. als Bischof für Neuseeland bestätigt und 1837, in demselben Jahre, wo die Neuseelandcompagnie zuerst als solche öffentlich wirksam auftrat, kam er auf der Insel an. Nicht allein: mit ihm natürlich Missionäre und auch Glücksritter, die ihre Sache ebenso wie die Engländer, aber auf französische Art betrieben und unter denen sich namentlich der Baron von Thierrey auszeichnete. Auch er hatte große Länderkäufe von drei Häuptlingen gemacht und nannte sich, als er 1838 ankam, „König von Neuseeland und Nukuhiva" — auf welcher Insel die Franzosen ihre oben geschilderten Heldenthaten eben vollbracht hatten. Indessen wurde dies Königthum Thierreys, dessen lächerliche Prätensionen Du Petit Thouars (3, 53 f.) höchst charakteristisch für ihn und Frankreichs Auftreten in der Südsee vertheidigt, dies Königthum wurde bald durch Busbys eines englischen Agenten Thätigkeit zu nichte: denn auf sein Anstiften hatte sich eine Anzahl von Häuptlingen unter einander verbündet, für die Herren der ganzen Insel erklärt und eine Art von Constitution gegeben (Thomson 1, 275 ff.; King und Fitzroy Append. 195). Wichtiger als die Komödie dieses königlichen Barons war das Auftreten der katholischen Missionäre, denen es gleich 1838 — nach Michelis 444 — glückte, eine Gemeinde zu gründen, während sie — nach Michelis 447 — erst später so viel von der Sprache lernten, um den Unterricht beginnen zu können! Diese Gemeinde also hat nicht viel Religiöses, gewiß aber desto mehr Politisches gehabt, wie man auch — nach Michelis 449 — die katholischen Missionäre anfangs nur für französische Emissäre hielt. Wurden sie nun schon dadurch wichtig, daß ihr Auftreten — wir meinen nicht ihr persönliches, dies war tadellos Dieffenb. 2, 169; Swainson 92) — dem Ansehen der Europäer großen Abbruch that, indem sie durch Ueberführung der religiösen Streitigkeiten das ganze Christenthum und seine Mission und seine Anhänger bei den scharfblickenden Maoris herabsetzten: so war doch die Stellung, welche sie politisch einnahmen, viel bedeutsamer. Sie stellten sich — nach Michelis 450 — ganz auf Seiten der Handelscompagnie und gegen die englische Regierung, wenn es natürlich auch eine lächerliche und lügnerische Uebertreibung der katholischen Schriftsteller ist (Michelis 449), England sei erst durch Pompaliers Sendung auf Neuseeland aufmerksam ge-

Besitzergreifung der Insel sei erst in Folge der katholischen Mission geschehen.

So war in Neuseeland also ein Kampf Aller gegen Alle und wollte die englische Regierung ihre Unterthanen schützen, wollte sie segensreich wirken, sie mußte eingreifen, sie mußte selbst als Centralgewalt auftreten. Und das hat sie gethan. Hobson war von ihr abgeschickt, um die Abtretung der Insel von den Häuptlingen an die Krone England zu bewirken — und dies geschah 1840 in dem berühmten Vertrag zu Waitangi, der so vielfach besprochen, aufs schärfste angegriffen, aufs herbste getadelt, dann wieder vertheidigt und wieder angegriffen ist, der sich also schon dadurch als eines der wichtigsten Ereignisse dieser Entwickelung hinstellt. Zunächst berichten wir das Thatsächliche. Als eine große Anzahl Häuptlinge nach Waitangi zusammengekommen waren, begannen daselbst am 6. Januar die Verhandlungen, die bald stürmisch genug wurden. Hobson setzte auseinander, daß England nicht das Land, daß es einzig und allein nur die Oberhoheit, also nach dem Ausdruck eines Maorifürsten „nur den Schatten, nicht die Dinge selbst" haben wollte (Thomson 2, 22). Allein viele der Häuptlinge erklärten sich gegen die Abtretung, indem sie (leider nur mit allzuvielem Grund) an Tasmanien, an Amerika erinnerten (Dieffenb. 1, 91). Ein Fürst jedoch der nördlichen Stämme, sehr einflußreich und den Engländern ergeben, Tamati Waka (Thomas Walker Nene), erklärte sich für Hobson: die Häuptlinge sollten ihre ganze Stellung beibehalten, aber sie verpflichteten sich zugleich, jeden Landverkauf von der Zustimmung der englischen Krone abhängig zu machen (Thomson 2, 19-20; Swainson 158). Sein Beitritt überredete viele und so unterschrieben 512 Häuptlinge die Abtretung der Inseln an England. Andere freilich blieben ihrer Weigerung getreu und waren durch nichts umzustimmen (Swainson 81 f.) Es ist wahr, daß den Unterzeichnern Geschenke von der englischen Regierung geboten sind; und dies ist nicht zu tadeln, da ja auch die englische Regierung durch den Vertrag gewann und die Maori eine Entschädigung wohl verlangen konnten; aber ebenso wahr ist es auch, daß mancher, der den Vertrag mitunterzeichnete, jedes Geschenk ausschlug, damit es nicht als Bezahlung für verkauftes Land erscheinen könnte (Swainson 82). Mittlerweile hatten nun auch Fürsten des Südens einen Bund unter einander geschlossen und die Neuseelandcompagnie trat, obwohl sie

wußte, was die Regierung in Waitangi abgeschlossen hatte, diesem bei im Februar 1840; so daß sich Hobson genöthigt sah, die Souveränität Englands gleich über beide Inseln auszusprechen, obwohl die Abtretungsakte noch keineswegs vollendet war. Bis zum 16. November nun waren die Inseln abhängig von der Verwaltung in Neusüdwales; dann aber wurden sie als selbständige und unabhängige Kolonie anerkannt (Swainson 83; Thomson 2, 12 f). — Was man nun gegen den Vertrag von Waitangi vorgebracht hat, ist vorgebracht von den Gegnern der englischen Regierung, der Compagnie und den französischen Katholiken (so Wakefield 2, 457 f.; so Jacquinot bei D'Urville b 9, 303). Ein unparteiisches Urtheil aber wird anerkennen müssen, einmal, daß die Regierung eingreifen mußte, zweitens aber, daß sie mit größter Milde und Menschenfreundlichkeit, in strengster Rücksicht auf die Eingeborenen eingegriffen hat. Ihre Lage, umgeben von den erbittertsten Feinden, war, das wird man anerkennen, keine beneidenswerthe: und doch hat der Vertrag von Waitangi, das ganze Verhalten der englischen Regierung in den neuseeländischen Wirren welthistorische Bedeutung. Denn hier, worauf Jameson 226 sehr mit Recht ein Hauptgewicht legt, hier zuerst wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß die Eingeborenen auch eines nicht kultivirten Landes das volle Eigenthumsrecht an ihrem Grund und Boden hätten (vergl. Thomson 2, 23). Das ist wichtig: denn wie dadurch von Staatswegen das rücksichtslose Vorgehen einzelner, die frühere schlechte Behandlung ganzer Distrikte verdammt wurde, so war zugleich darin die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts wirklich zur Geltung gekommen; es zeigte sich ein großer Fortschritt der europäischen Menschheit. Hier zuerst wurden die „Wilden" als Menschen wie die Einwanderer behandelt — offiziell wenigstens; und allerdings waren die Neuseeländer einer solchen Behandlung auch am meisten entgegengereift. Es thut Noth, daß man die Bedeutung des Waitangivertrages recht scharf und klar ins Licht setzt; denn bezeichnend und traurig genug, gerade gegen ihn sind die heftigsten Vorwürfe geschleudert.

Allerdings war er es, der die Neuseelandcompagnie vollends brach. Die Regierung hatte dieselbe nie anerkannt; sie erklärte und hatte schon vor 1837 erklärt, daß sie die Käufe und Verträge der Gesellschaft nicht fanktioniren werde (Swainson 106).
aber vorging, geht daraus hervor, daß sie die Fort

pagnie, welche damals 20 Millionen Akres beanſpruchte, zuerſt auf 997,000, dann (1843) nach genauerer Prüfung auf nur 282,000 Akres herabſetzte. Die übrigen Engländer beanſpruchten 26 Millionen, welche Forderung auf 100,000 Akres verringert wurde (Thomſon 2, 33; 91). Die Geſellſchaft aber ſuchte ſich auf alle Weiſe in Landbeſitz zu ſetzen, wie ſie ja auch kein Mittel geſcheut hatte, Auswanderer an ſich zu locken (eb. 126): und ſo mußte es zu Mißhelligkeiten kommen. Der erſte förmliche Krieg brach 1843 aus und zwar auf folgende Weiſe. Am Wairuafluß (auf Wahipunamu) lebten zwei Fürſten Rauparaha und Rangiaiata, deren erſterer ſchon früher mit den Europäern vereint dieſe nicht gerade hatte achten lernen, denn unter Capitän Stewarts Beihülfe hatte er ſeine Feinde beſiegt, indem ihn jener zu Schiff hinführte und hernach ſogar den Kannibalismus zuließ, aus Gewinnſucht (Taylor 327 f.; Thomſon 1, 265). Daß die Weißen zu den Greuelthaten der Maori hülfreiche Hand boten, kam übrigens auch ſonſt noch vor: Polack (narr. 2, 113) erwähnt einen Fall, wo die Maori die Leichen ihrer Feinde im Schiffskeſſel eines europäiſchen Schiffes kochen durften! Rauparahas Land am Wairua wollte die Geſellſchaft gekauft haben, er aber reclamirte und der Regierungscommiſſär verſprach Unterſuchung. Da aber Rauparaha — ein ſehr mächtiger aber wenig civiliſirter Fürſt — mittlerweile das Haus eines der Vermeſſer, welche die Compagnie geſchickt hatte, abbrannte, als ſie nicht von ſelbſt gehen wollten, ſo kam Wakefield mit Männern der Compagnie, allerdings auch von einem Polizeibeamten der Regierung begleitet, um ihn gefangen zu nehmen; vergebens berief ſich dieſer auf die bevorſtehende Unterſuchung; die Engländer drangen feindſelig ein, gaben Feuer und der Kampf begann. Wakefields Leute flohen bald nach allen Seiten; er ſelber und die Seinen wollten ſich ſchon friedlich ergeben, als Rangiaiata hörte, daß ſein Weib, die Tochter Rauparahas, getödtet ſei: nun erwachte die Wuth der Maoris und faſt alle Engländer wurden getödtet (Swainſon 109 f.; Thomſon 2, 74 f.; Taylor 332 f.; vergl. 321 f.). An dieſem Kampf waren alſo einzig und allein die Geſchäftsführer der Geſellſchaft ſchuld und der Gouverneur Fitzroy, welcher 1843 dem verſtorbenen Hobſon im Amt gefolgt war, konnte nicht anders, als die Maori für unſchuldig zu erklären, um ſo mehr, als Rauparaha, der, um ſich zu ſichern, ſofort Wellington bedrohte, ſich dieſer ihm

ganz preisgegebenen Stadt gegenüber durchaus nicht mord- oder auch nur beuteluſtig zeigte, ſondern ſich vom Miſſionär Hadfield (Swainſon 118) leicht zum Frieden ſtimmen ließ. Der Maorifürſt hielt ſich für höchlichſt gekränkt durch die Compagnie. „Iſt das", rief er aus, „das Recht, welches die Königin von England den Maori verſprochen hat?" (eb. 119). Fitzroy alſo ließ ihm Recht zu Theil werden, und ſein Verfahren, wenn man es auch in Neuſeeland bitter tadelte (Thomſon 2, 74 f.), wurde nicht nur von der Regierung zu London vollkommen anerkannt, ſondern auch zehn Jahre ſpäter vom Parlament durchaus gebilligt und Wakefields Vorgehen noch damals herbe getadelt (Swainſon 120 f.).

Gerade durch nichts mehr konnte den Maori imponirt und zugleich geholfen werden, als durch ganz gerechte Juſtiz. Durch Martin war 1842 im Februar der Gerichtshof zu Auckland eröffnet und gleich die erſten Fälle, in denen ein Engländer und ein vornehmer Neuſeeländer, Maketu (deſſen man durch Renes Hülfe habhaft geworden war, eb. 55; Thomſon 2, 50 f.), verurtheilt und beſtraft wurden, verbreitete überall die heilſamſte Achtung (Swainſon 58 f.). Hier ſahen die Neuſeeländer, daß die neue Ordnung der Dinge, daß die Abtretung der Oberhoheit an die Krone England wirklich vortheilhaft war und wirklich ihnen die Gleichſtellung mit und Recht vor den Europäern verſchafften.

Woher kam es nun aber, daß trotz alledem die Dinge gar bald eine ſolche Wendung nahmen, daß wir die Eingeborenen wieder unter Waffen ſehen? Die Gründe ſind mannigfach. Zunächſt war die Art, wie die einzelnen, die Privatleute, mit den Eingeborenen verkehrten, nicht die richtige. Sie ſtellten ſich ihnen nicht gleich und behandelten ſie oft verächtlich; ſie ſuchten ſie zu übervortheilen, wo es gieng; ſie ließen ſie für ſich arbeiten und zahlten trotz der tüchtigſten Leiſtungen nur den halben Lohn europäiſcher Arbeiter (Dieffenbach 2, 152-3; 159 f.; Swainſon 64-5); ſie ließen ſich mit den Weibern ein und wenn ſie dieſelben auch heiratheten, ſo konnte dies die Eingeborenen, denen dadurch die Frauen genommen wurden, doch nur erbittern; dann war ferner das Betragen der Compagnie gegen die Regierung, der übrigen Engländer gegen die Miſſionäre und das der Miſſionäre gegen ihre Landsleute keineswegs ein ſolches, welches die Ehrfurcht vor den Europäern hätte wecken können. Und doch iſt es ein ebenſo richtiger

als wichtiger Satz, daß uncultivirte Völker weit sicherer durch moralische Hoheit, durch sittliche Ueberlegenheit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit und derartige Tugenden geleitet und beherrscht werden, als durch Gewalt und Waffen, ja daß nur das erstere eine wirklich dauernde Herrschaft über sie bereiten kann. — Uebrigens waren es auch die nothwendigen Folgen des Vertrages von Waitangi, welcher die Maori erbitterte (vergl. on the british Colonization of New Zeal. 47 f. und sonst). Natürlich konnten die Eingeborenen die ganze Tragweite desselben schon deshalb nicht übersehen, weil ihrer Sprache das Wort und ihrer Vorstellung mithin der Begriff „Regierung, Souveränität" fehlt (Wakefield 2, 457 f.; Swainson 157). Man hatte ihnen Vortheile versprochen, die sie nach ihrer Art als unmittelbar bevorstehend und rein sinnlicher Natur sich dachten. Allein diese Vortheile zeigten sich nicht nur nicht, sondern es schien sogar, als ob durch jenen Vertrag ihnen nur Schaden erwüchse. Denn — was hauptsächlich die nördlichsten Gegenden der Insel empfanden, da die Inselbai der Hauptverkehrsort gewesen war — denn als nun nach dem Vertrag Hobson den Sitz des Gouvernements nach Auckland gelegt hatte, da zog sich der Handel, der Verkehr von der Inselbai und dem übrigen Lande immer mehr weg und immer mehr nach Auckland hin; er sammelte sich also auf den einen europäischen Punkt, wo er den Maori die wenigsten Vortheile bot und ihre Hoffnungen zerrannen ihnen unter den Händen. Denn gerade weil die Neuseeländer so große Liebe, Befähigung und Leidenschaft für den Handel haben, gerade deshalb hatten sie die Europäer überall herangezogen; gerade deshalb hatten viele ihr Land verkauft, um dadurch einen Absatzort gleich in der Nähe zu haben (Shortl. a, 283). Und nun wandte sich der Handel mit seinen Vortheilen von ihnen! Dazu kam ferner, daß jetzt die Einwanderer keine Achtung mehr vor ihnen hatten, denn sie waren nicht mehr die höchste Behörde, die jetzt eine englische war, sie konnten ihnen durch ihren Einfluß wenig mehr nützen; und ferner, da die Krone den Landkauf regelte, so durften sie nicht mehr ihr Land frei verkaufen, die Einwanderer also keine Geschäfte mit ihnen machen, und letztere hatten ja auch zum Theil nun Land und brauchten die Maori nicht mehr. Daher erhob sich nun ihr Hochmuth diesen gegenüber nach der bekannten englischen Art (Swainson 159). Ist es nun den Neuseeländern zu verdenken, wenn sie hierüber erbittert wurden?

konnten sie einsehen, daß trotz alledem der Vertrag von Waitangi für sie ein Glück war und den Keim einer gesunden Zukunft in sich barg? Für den Augenblick kaum und dies um so weniger, als nun die Gesellschaft, die sich nicht entblödete, in einem Schreiben an den Minister Lord Stanley den „Vertrag mit nackenden Wilden eine lobenswerthe Erfindung sie zu zerstreuen und zu beruhigen" zu nennen, „der wohl kaum bindende Kraft haben könne" (Swainson 137; Thomson 2, 23), nichts an Aufhetzungen und falschen Beschuldigungen fehlen ließ. Man behauptete, es sei ein Unrecht gegen die Maori selber, wenn man ihnen nicht ganz und gar jeden Landesverkauf gestatte; man beschränke den letzteren, um die Maori herabzudrücken; die Regierung würde nach und nach alles Land ankaufen, um sie zu Sclaven zu machen (Swainson 160) u. s. w. Hier wurzeln denn auch viele der Vorwürfe, welche man so reichlich der Regierung gemacht hat und von denen eine große Zahl der persönlich verbitterte Brodie 1845 zusammengestellt hat, wie er auch von dem großen Drucke redet, der durch die Beschränkung des Landesverkaufs auf den Eingeborenen liege (43 f.). So ist es mindestens eine ganz ungerechte Uebertreibung, wenn er (21) behauptet, das Verfahren der Regierung gegen die Maori sei charakterisirt durch Treulosigkeit und Betrug auf der einen, durch Unentschlossenheit, Schwäche und Furcht auf der anderen Seite. Daß auch auf Seiten der Regierung Menschlichkeiten vorgekommen sind, zum Theil recht arger Art, wer will es läugnen? Allein daß dieselbe Person zum Protector der Eingeborenen und zum Regierungsagenten für Landkäufe gemacht wurde (eb. 22), ist an und für sich noch kein Unrecht, kann vielmehr sehr nothwendig gewesen sein. Gravirender ist seine Behauptung (43 f.), daß die Regierung öfters betrügerische Landkäufe der Ansiedler für nichtig erklärt, aber das Land, anstatt es zurückzugeben, für sich behalten hätte; und noch mehr, daß ihre eigenen Beamten Landspeculanten seien und daß sie möglichst wenig Land möglichst theuer verkauft hätten (75). Der Akre käme alle Kosten eingerechnet dem Ansiedler auf ein Pfd. St., was allerdings ein sehr hoher Preis ist (jener Missionär hatte für 40,000 Akres 400 Pfd., also nur den hundertsten Theil gezahlt), und dabei sei man in beständiger Gefahr, das Gekaufte zu verlieren in Folge nachträglicher Ansprüche der Eingeborenen (Brodie 56). Wie unsinnig diese Vorwürfe waren, geht daraus hervor, daß Wakefield

Regierung, welche die Ansiedler nur schlecht gegen die Uebergriffe der Eingeborenen geschützt hätte, daher diese denn immer übermüthiger und feindseliger gegen die Weißen gewesen wären, hätte die Maoris, gewonnen von den Missionären, selbst zu Reclamationen gegen den früheren Länderverkauf angereizt; daß aber andererseits die Missionäre die Eingeborenen zum Krieg gegen die Regierung aufgehetzt hätten, ein Gerücht, welches sich sehr bald als absurd herausstellte (Thomson 2, 153). Allein dieser Krieg brach wirklich aus und mußte ausbrechen: der Zwiespalt der Europäer, das Mißvergnügen der Eingeborenen, ihr altangestammter kriegslustiger Sinn erregten ihn, wobei nicht zu läugnen ist, daß dieser letztere durch die Vorgänge am Wairua und durch den Rechtsschutz, den die Regierung ihnen angedeihen lassen mußte, gehoben ist. Doch kann die Regierung auch hier entweder keine oder nur die mindeste Schuld treffen. Wohl aber war eine Entscheidung des englischen Parlaments von großer Wichtigkeit, welche kurz vor Ausbruch des Krieges in Neuseeland bekannt wurde und die Maori sehr erbitterte; uncivilisirte Einwohner eines Landes, hieß es, hätten nur ein beschränktes Besitzrecht an dasselbe, nur das Recht der Occupation; und die Krone sollte sich zum Herrn alles unbebauten Landes erklären (Swainson 160 f.; 168 f.). Dadurch ward also die Colonialregierung und Fitzroy auf's ärgste blosgestellt und auch die Missionäre, welche natürlich für den Vertrag von Waitangi gewesen waren. So erhoben sich die Maori gegen die älteste Niederlassung, hieben zweimal, obwohl der Ort durch Soldaten und eine Kriegsschaluppe gedeckt war, die königliche Flagge zu Kororareka nieder — sie führten also gegen die Regierung Krieg, die sie dazu denn doch ebenso wenig als die Missionäre angereizt haben kann — griffen die Stadt selbst an und nach Vertreibung der Einwohner zerstörten sie dieselbe unter Hekes Anführung vollständig. Der Krieg gieng nun weiter, verlief aber keineswegs glücklich für die Engländer, deren Truppen nichts ausrichteten und größere Verluste hatten, als die Eingeborenen (Power; Thomson 2, 74 f.; Swainson 161 f.). Allerdings hatte das Gouvernement Neuseelands, trotzdem es Hobson dringend verlangt hatte, keine reguläre Truppen bekommen, die erst im Kriege sich bildeten (Swainson 173). Er wurde mit verschiedenen Pausen geführt: 1846 z. B. zogen alle Maori plötzlich ab, um Kartoffel- — pflanzen und beendeten ihn so, da sie den Engländern gleich

seien, nämlich an Todten und Verwundeten (Taylor 356); 1847 entbrannte er von neuem mit wechselndem Erfolg, doch meist ungünstig für die Ansiedler. Ueber die ganze Insel war der Krieg verbreitet, ja es kam so weit, daß Rauparaha und Rangiaiata, die wir schon vom Wairua her kennen, den Plan faßten, die Ansiedlungen des Südens mit einem Schlage zu vernichten (Power 48 f.). Doch dahin kam es glücklicherweise nicht.

Denn mittlerweile war es den Anfeindungen der Gesellschaft gelungen, daß Fitzroy, dem Swainson 167 das schöne Zeugniß ausstellt, daß wohl Niemand mit reinerem Eifer für das Wohl der Eingeborenen nach Neuseeland gekommen sei, 1845 abberufen wurde. Doch ist auch über ihn das Urtheil später gerechter geworden, man hat die Schwierigkeiten, in die nicht durch seine Schuld verstrickt er handeln sollte, sowie auch seine Verdienste anerkannt (vergl. Thomson 2, 122 und Selwyn eb. 123). Hätte er sich dem Treiben der Compagnie und der übrigen Engländer — die absolute individuelle Freiheit, welche in den englischen Colonieen herrscht, verdirbt alles, sagt Dieffenbach 2, 173 — nicht so consequent widersetzt, als er that, so würde jedenfalls der Antrag, die Eingeborenen ihres Besitzrechtes zu berauben, auch von der Regierung angenommen sein; und die Folge wäre gewesen (worauf Swainson 170 f. sehr richtig hinweist), daß die Erhebung der Maori eine allgemeine geworden wäre, und da sie jetzt schon, wo sie keineswegs allgemein war (eb. 170), so gefährlich wurde, wie gefährlich wäre erst ein allgemeiner Krieg der so tapferen als klugen Maoris geworden! So glückte es denn dem Nachfolger Fitzroys, dem edlen Sir George Grey dadurch daß er mit größerer Macht ausgerüstet, vielleicht auch mit größerer Energie in Fitzroys Fußstapfen trat, den Aufstand niederzuwerfen; er siegte im Norden, im Süden (bei Wellington), nahm den Rauparaha gefangen und der ganze Krieg, den nun Rangiaiata allein fortsetzte, ward 1848 beendet. Es war hierbei nicht von geringer Bedeutung, daß der schon öfters genannte Nene zu den Engländern übergieng (Swainson 55). Rauparaha ward später wieder freigelassen, wobei sich denn gegen Grey dieselben Vorwürfe wie gegen Fitzroy erhoben (Thomson 2, 164).

Damit waren aber keineswegs alle Schwierigkeiten beigelegt; denn nun mußte friedlich geordnet werden, was zu allen diesen Ki

keiten den Anlaß gegeben hatte. Zunächst war es die Landfrage wieder. Die Missionäre der Hochkirche beanspruchten nicht weniger als 216,000 Akres als ihr Eigenthum — so daß Grey diese Ansprüche als Hauptsache des Aufstandes an der Inselbai bezeichnen konnte; dennoch weigerten sie sich, obwohl man ihnen 66,000 Akres zusprach, irgend etwas aufzugeben, bis sie endlich von einem Ausschuß ihrer Missionsgesellschaft zum Aufgeben ihrer übertriebenen Forderungen genöthigt wurden (Thomson 2, 156). Dann aber gab sich Grey Mühe, die Anschauungen, Sitten, Ueberlieferungen und Rechtsansprüche der Maori, um dem Volke gerecht zu werden, kennen zu lernen, welchen Bemühungen wir die so oft angeführten unschätzbaren Sammlungen und Bücher, die Maori aber eine sichere rücksichtsvolle und väterliche, aber auch strenge Regierung verdankten. Die Abtretung der Oberhoheit hatte auch die Eingeborenen ganz unter die englischen Gesetze gestellt, und das war jetzt nöthiger als je, denn als Ansiedler und Eingeborene unter demselben Gesetz standen, hörte auch die Vorsicht beider gegen einander weit mehr auf (Swainson 176). Aber durch das Zusammenziehen des europäischen Lebens nach Auckland lebten die Maori viel mehr unter sich, und es war sehr schwer, oft ganz unmöglich für das äußerlich schwache Gouvernement, dessen Schwäche im Kriege so deutlich an den Tag getreten war, seine Macht strafend unter ihnen geltend zu machen (eb. 177). Andererseits aber ließ man ihre Gleichstellung auch wieder nicht gelten: so konnten sie gerichtliches Zeugniß ablegen, aber es galt nicht für bindend, der Richter konnte es glauben oder auch nicht (Brown 183). Und solcher Halbheiten gab es mehrere, da die einzelnen Europäer sich keineswegs zu den Maori, den Farbigen, hingezogen fühlten. Nichts aber empört und verbittert die Maori, die sich ihrer Tüchtigkeit wohl bewußt sind, mehr, als solche Zurücksetzung und schlechte Behandlung (Dieffenbach 2, 161; Wakefield 2, 244 f.). Und dazu kam nun, daß die Eingeborenen sich oft gewaltsam den Strafen widersetzten (Beispiele Swains. 178 f.) theils aus Zügellosigkeit, theils weil sie Gefängnißstrafe für höchst entehrend hielten. Dem abzuhelfen bemühte man sich auf verschiedene Weise (eb. 181): Grey traf das Richtige. Er ließ die Gesetze gleichmäßig über beide, Engländer und Maori, walten, aber die Gefängnißstrafe ward abgeschafft und dafür (nach der heil. Schrift) vierfacher Ersatz des Gestohlenen geleistet, was auch den Europäern

in jeder Weise genehm war (180). Und dann sorgte Grey für größere militärische Macht des Gouvernements, wie sie unumgänglich nöthig war. So gelang es ihm, den Frieden mit den Eingeborenen herzustellen und dauernd friedlich mit ihnen zu verkehren. Sir George Grey ist gewiß einer der ausgezeichnetsten Männer des heutigen Englands; er ist gewiß der größte Wohlthäter, ein Vater der Maori gewesen und man kann die Festigkeit, die Umsicht und doch die liebevolle Milde, die vorurtheilsfreie Gerechtigkeit des Mannes nicht hoch genug stellen. Allein will man gerecht sein, so muß man zugestehen, daß seine Stellung viel leichter war; daß er ohne Fitzroys aufopfernde und minder belohnte Thätigkeit nicht hätte leisten können, was er geleistet hat; daß seine Erfolge wesentlich auch Fitzroys Erfolge sind, denn dieser hat den eigentlichen Kampf gekämpft, welcher erst die Schwierigkeiten und Schäden aufdeckte, die einmal aufgedeckt nicht unheilbar waren. Auch die alte Gegnerin der Regierung war nicht mehr: denn 1850 löste sich die Neuseelandcompagnie auf, nachdem sie schon vorher ganz machtlos gewesen war (Thomson 2, 190 f.).

Nachdem nun so friedlichere Verhältnisse heraufgeführt waren, konnte Grey auch für die Eingeborenen selber sorgen; und so wurde unter seiner Verwaltung eine bestimmte Summe aus den öffentlichen Einkünften jährlich für das Erziehungswesen unter den Maori ausgesetzt (Swainson 185). Mehr und mehr lernten die Eingeborenen nun sich dem englischen Gesetz fügen, es verstehen und selbst bei seiner Anwendung thätig sein (Thomson). Daß sie wohl vermochten, sich in ein großes politisches Leben verständig einzufügen, das zeigten sie 1852 bei den Verhandlungen über die entdeckten Goldfelder der Südinsel, welche uns Swainson (47 f.) mittheilt, in schlagender Weise: sie faßten die Bedeutung der Sache sehr richtig auf, der sie genügten und doch ihre Stellung und ihren Vortheil zu wahren wußten (vergl. Davis 136; Hood 4; Thomson 2, 196 f.). Seit 1852 hat denn nun auch Neuseeland seine eigene Constitution und sein Parlament (Thomson 2, 205 f.) und wahlfähig sowie wählbar ist jeder Maori ebensogut wie jeder Engländer (Swainson 290 f; Thomson 2, 206): aber in Wirklichkeit gestaltet das für den Eingeborenen sich anders, denn da das Parlament nur aus den einzelnen Abgeordneten der englischen Provinzen sich zusamm- [illegible] ist die Folge, daß Eingeborene nie gewählt [illegible] icht

sich um Politik bekümmert haben (284). Sie sind also unvertreten im Parlament, obwohl dies auch über sie bestimmt und obwohl sie öffentliche Abgaben geben und als Kaufleute höchst beachtenswerth sind. Es ist dies ein Fehler (Taylor 271 f.; Swainson 287; Lord Grey eb.) und ein um so größerer, als sie völlig im Stande wären, ein politisches Amt zu übernehmen. Man sollte sie, meint Taylor eb., da sie thatsächlich bedeutenden Einfluß haben, geradezu als Häuptlinge anstellen und besolden; statt dessen aber mißachtet und vernachläßigt man sie (eb.) — Indeß, wenn auch noch vieles zu thun übrig blieb, unter Sir Greys Verwaltung hob sich die Stellung der Eingeborenen sehr: seine Maßregeln waren vollständig geeignet, bei längerer Dauer nicht nur das Aufblühen der Kolonie, sondern auch das der Maori zu verbürgen. Das wichtigste von Greys Anordnungen ist folgendes: Waffen, Pulver und Branntwein (gegen den die Eingeborenen meist Abscheu haben und den sie nur wo sie ganz gesunken sind, lieben) ward einzuführen verboten, verboten gleichfalls aller Landverkauf, außer an die Regierung; Hospitäler und Schulen wurden gegründet, die Gesetze wurden durch Constabler gehörig bekannt gemacht, die Eingeborenen im Gebrauch europäischer Werkzeuge unterrichtet, zahlreich (12—1400) zu öffentlichen Arbeiten verwendet, ihre Streitigkeiten mit Europäern und sonst auf rechtlichem Wege beigelegt (Quart. rev. 1854, 198 f.) Auch öffentliche Stellen bekleideten damals Eingeborene (Davis 113; vergl. Swainson 178 Anm.).

Als daher Grey den 31. Dez. 1853 Neuseeland verließ, zunächst um auf Urlaub nach England zu gehen, dann, um nicht wieder zu kehren, weil er Gouverneur der Capstadt wurde: da war der Schmerz der Eingeborenen groß und aufrichtig, wie Davis' Buch von der ersten bis zur letzten Seite beweist (vergl. auch Thomson 2, 210). Nach einer kurzen Zwischenverwaltung kam der neue Gouverneur Browne 1855 im September an; doch hatten mittlerweile die Dinge schon eine andere Gestalt angenommen. Im Kolonialparlament hatten sich nämlich die heftigsten Streitigkeiten erhoben (Swainson 315 f.): denn das Parlament verlangte ihm gegenüber Verantwortlichkeit der Kronbeamten, welche dem Gouverneur zur Seite stehen und die Exekutive bilden. Mit der Vollmacht, diese Verantwortlichkeit einzuführen, traf der neue Gouverneur ein (eb. 368), erkannte aber bald, daß für die Maori durch diese Verantwortlichkeit entschieden schlecht gesorgt wäre;

denn einmal waren sie in diesem Parlamente ja nicht vertreten; zweitens konnten sie doch gar keine Ahnung von einem solchen Verfahren haben, sie, welche vor kaum 50 Jahren noch gänzliche Barbaren waren; und drittens hatten sie zwar einige Anhänglichkeit an einen Kronbeamten, der dauernd seine Herrschaft ausübte, doch war es ganz unmöglich, daß sie bei so raschem Wechsel der Beamten, wie sie eine solche Verantwortlichkeit mit sich bringt, sich vertrauensvoll an dieselben anschließen konnten (Thomson 1, 247 f.; vergl. Swainson 370 f.); hatten doch auch die Eingeborenen ihre Souveränität nicht an das Parlament, sondern an die Krone England aufgegeben (eb. 379); und wünschten sie doch selbst dringend, daß sie nicht auf diese Weise vom Parlament abhängig würden (369 Anm.). Man kann das nur begreiflich finden; schon aus den eben erwähnten Gründen, dann aber auch, weil die Kolonisten, meist aus durchaus niederen und wenig gebildetem Stand (eb. 332 u. sonst), den Maoris sich geradezu feindlich in ihrer Mehrheit gegenüber stellten (eb. 371). So hatten denn die Eingeborenen nach Greys Abschied gar bald vielerlei Beschwerden, ja bittere Klagen gegen die Regierung: es geschehe nichts für Ordnung unter ihnen, der Gouverneur reise nie, ja kenne nicht einmal die Sprache und daher würden die eingeborenen Häuptlinge von untergeordneten Individuen ihrem Stande keineswegs gemäß behandelt; die Regierung kümmere sich um das Innere des Landes, um die Maoris gar nicht, sie führe Listen über ihr Aussterben und thue nichts dagegen; die Waaren der Eingeborenen seien mit ungerechten Abgaben (die sie schlagend nachwiesen) belegt, Waffen und Pulver verkaufe man nicht, wohl aber Spirituosa; die Europäer benähmen sich unhöflich und grob (Hochstetter 484-5). Sie selber hatten nun mittlerweile außerordentliche Fortschritte gemacht; und so kamen sie 1857 dazu, sich ihren eigenen Maorikönig zu wählen, damit auch sie als Nation aufblühen könnten. Hatten sie doch 1855 oder 56 um ein Maoriparlament gebeten (Swainson 369 Anm.). Auch den König wählten sie nicht etwa im Gegensatz zur englischen Oberhoheit; im Gegentheil, sie hätten sich ihr gern gefügt, wenn nur die englische Regierung wirklich sich um sie bekümmert, ihre Verhältnisse energischer geordnet hätte: denn nur einzelne, wie der gewaltige Te Heuheu war auch mit dieser Oberhoheit unzufrieden — aber warum? nur weil die Maori in den Städten verachtet und mißhandelt, seine Landsmä

gemißbraucht, die Männer häufig trunken gemacht und sie mit Schimpfnamen verlästert würden (Swainſ. 32; 51; Thomſon 2, 252). Swainſon (51) berichtet über die Wahlverſammlung, in welcher der erſte Redner für das neue Königthum ſo ſprach: „Gott iſt gut; Iſrael war ſein Volk; ſie hatten einen König. Ich ſehe keinen Grund, warum ein Volk keinen König haben ſoll, wenn es einen will. Die Schrift ſagt nicht, daß wir keinen König haben dürfen. Sie ſagt: ehre den König; liebe deinen Nächſten. Worüber ſollte die Königin zürnen? wir werden mit ihr verbündet bleiben und die Freundſchaft wird bewahrt. Der Gouverneur hindert nicht Mord noch Krieg bei uns" — ein anderer Redner ſagte: „der Gouverneur hat nie etwas gethan, außer wenn ein Europäer getödtet war" — „ein König wird dies vollbringen. Laßt uns geordnet leben, daß wir wachſen wie die Europäer wachſen. Warum ſollen wir aus dem Land verſchwinden? Neuſeeland gehört uns. Ich liebe das Land." Schärfer und ergreifender kann, was ſie vermißten, nicht ausgedrückt werden und was Dieffenbach um 1840 ſo ſchön ſagte (2, 174-5): „die Liebe zum Vaterland iſt den Barbaren ein und Alles; und wir, die höhere Race, wollen ihm dies Land, das für uns nur Geldwerth hat, nehmen?" — das tönt hier wieder; aber hier trüber, vorwurfsvoller. Der König ward gewählt, ein alter als Krieger und Redner berühmter Häuptling, Potatau te Werowero; er nannte ſich den zweiten Friedenskönig nach Melchiſedek und führte in der Flagge Darſtellungen in drei Feldern, welche Anhänglichkeit an das Vaterland, Glaube, Liebe, Geſetz bedeuteten und die von Miſſionsberichten ganz albern mit dem Wahlſpruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" zuſammengeſtellt werden (ev. Miſſ. Mag. 1860, 521). Unterſtützt war er von ſehr thatkräftigen Häuptlingen, unter denen ſich namentlich Tarapipipi, William Thompſon (von den Koloniſten der Königsmacher genannt) auszeichnete. Raſch fand ſeine Herrſchaft unter den Maoris Anklang, freiwillige Abgaben wurden gegeben, Ngaruawahia am Waikoto, am Thore von Auckland, des eigentlichen Herzens der europäiſchen Niederlaſſungen, an der Hauptwaſſerſtraße ins Innere höchſt günſtig gelegen, zu ſeinem Regierungsſitze gewählt, von wo aus der König alle Streitigkeiten der Eingeborenen ſchlichtete, Zoll von ihnen und den unter ihnen lebenden Weißen eintrieb, Zoll auf europäiſche Schiffe legte und alle junge Mädchen von Maorimüttern geboren für ſein Volk, dem es ja an Weibern fehlte,

in Anſpruch nahm. So bedeutend war ſein Einfluß, daß ſich auch die Miſſionäre, wenn ſie unter den Maoris etwas ausrichten wollten, an ihn wandten; daß die Streitigkeiten, welche bis dahin fortwährend unter den Maoris geherrſcht hatten, aufhörten (Hochſtetter 303; Will. Thompſon eb. 501). Auch bildete ſich ein Verein von Häuptlingen, die ſogenannte Landligue, welche jeden weiteren Landverkauf hindern wollte (Thomſon 2, 225; 252; Hochſtetter 482-8). Beſaß doch auch 1859 die Regierung zwei Drittel der Nordinſel, die Süd- und die große Mittelinſel ganz (Quarterl. rev. 1859, Okt. 341), welche nur im Norden bewohnt war und nur von Stämmen, welche durch ihre Iſolirung und ſpäter durch entflohene Sträflinge aus Neuſüdwales ſehr viel tiefer ſtanden, als die Maori der Ika a Maui (Roquemaurel und Coupvent bei D'Urville b, 9, 281, 283, 287; Angres 1, 33; Polack narr. 2, 112; 205); Brunner freilich (J. R. G. S. 20, 344), um das hier beiläufig zu bemerken, urtheilt beſſer über diejenigen von ihnen, welche an der Weſtküſte wohnen; ſie waren reinlich, mit guten Häuſern verſehen, meiſt Chriſten, durchaus hülfreich und aufopfernd gefällig. — Es iſt bezeichnend, daß man erſt in Auckland die ganze Sache für höchſt unbedeutend, für eine poſſenhafte Nachäfferei europäiſcher Verhältniſſe hielt (eb. 481); daß man aber in der Landfrage, welche man auch nach Hochſtetters Meinung (489) friedlich hätte entſcheiden können, nicht im mindeſten nachgab, ſo daß es darüber zum Krieg kam, der um ſo bedenklicher war, als Browne das Verbot des Waffenverkaufs zurückgenommen hatte (Thomſon 2, 252). Der Friedenskönig erlebte ihn nicht mehr, er ſtarb 1860 vor ſeinem Beginn, wohl aber ſein Sohn und Nachfolger Potatau II., der ihn tüchtig führte. Der Biſchoff Selwyn ſtand zuerſt auf Seite der Eingeborenen (Nov. 3, 124). Im Kriege des Jahres 1860, der auf Taranaki beſchränkt blieb, erlitten die Engländer eine völlige Niederlage unter Nelſon (27. Juni) und auch ſonſt zeigten ſich die Maori als eben ſo tapfere, wie kluge und umſichtige Krieger, namentlich im Guerillakampf leiſteten ſie Ausgezeichnetes. Jetzt erhob aber auch unter den Engländern die Friedenspartei das Haupt und wie Stimmen im engliſchen Parlament für die Maori laut wurden, ſo auch in Auckland, wo namentlich der erſte Rechtsgelehrte des Landes, Martin, ſich für die Eingeborenen ausſprach. Dieſe ſchloſſen ſich immer feſter an einander an, weil es für ein Volk beſſer ſei, fürs

Vaterland zu fallen, als langsam dahin zu siechen und zu vergehen. Der Krieg gieng weiter: die Maori bewiesen sich als äußerst tapfer und sind in den einzelnen Schlachten nur der europäischen Uebermacht und der Artillerie gewichen. William Thompson, der wie alle Maoris stets betonte, daß sie nicht gegen die Königin sich auflehnten, sondern nur gegen die schlechte Provinzialverwaltung, gegen das Unrecht, was sie erlitten, bat um Waffenstillstand, damit das englische Parlament die Sache entscheide. Während dessen waren die englischen Truppen auf 12,000 Mann verstärkt und Browne wollte eben aufs Neue zum Kampf ziehen, als durch die Bemühungen der Missionäre die Friedenspartei im Parlament ans Ruder kam, und nun, bei der Verantwortlichkeit der Kolonialminister, der Krieg aufhörte. Browne ward zugleich nach Vandiemensland abberufen und Sir Georg Grey (Juli 1861) von neuem nach der Insel geschickt (Hochstetter 490-9). Grey gab nun auch den Maori eine Verfassung; er theilte ihr Land in Distrikte ein, deren jedes seinen „Civilkommissär" (Europäer) und seine Abgeordnetenversammlung hat; jeder Distrikt zerfällt in Gaue, deren jedem ein Assessor, welchen der Gouverneur bestätigt, vorsteht; alle Assessoren bilden den Gerichtshof und werden unterstützt von den Polizeibeamten, deren jeder Gau zwei hat; für Schulen, für Aerzte soll gesorgt werden, deren Gehalt zum Theil von den Maoris, zum Theil vom Gouverneur aufgebracht wird. Die Distriktversammlung entscheidet auch die Streitigkeiten über den Landbesitz (Manifest Greys bei Hochstetter 502-4; die Darstellung im Miss. Mag. 1860, 515 f. ist nicht correkt, weil einseitig *).

So schien es, als ob alles geordnet sei. Aber es schien nur so. Das Benehmen der Engländer, auch der Regierung, welche den ganzen Streit nutzlos heraufbeschworen hatte, wie sich darin zeigte, daß sie jetzt das streitige Land, um welches der Krieg begonnen, zurückgab, hatte die Maoris zu tief erbittert, als daß selbst Grey alles ausgleichen konnte. 1863 brach der Krieg wieder aus, der bis 1866 wüthete und den Maoris nicht nur politisch großes Elend brachte, sondern auch ihr Christenthum aufs äußerste gefährdete. Zwar gelang es der katholischen Kirche nicht, in diesen Wirren sich unter den Maori festzusetzen, obgleich dieselben sich ihr anfangs aus politischen Gründen, weil sie nicht der Königin von England unterthan sei, anschlossen (ev. Miss. Mag.

*) Die völlig abgeschmackte Missionsgeschichte in Heften B. Neuseeland Berlin 1870, ist gänzlich unselbständig.

1867, 275). Wohl aber erhob ſich unter ihnen ſelber eine Sekte, von Pai-Maire 1864 geſtiftet, ſpottweiſe wegen ihrer lärmenden Ceremonien die Hauhauſekte genannt, eine wüſte Miſchung chriſtliches und heidniſches Glaubens, welche zu ſolchem Fanatismus ſich ſteigerte, daß ſie über die ganze Nordinſel ſich ausbreitete, daß die Engländer eine Zeit lang nichts gegen ſie vermochten, daß durch ihre Anhänger der Miſſionär Völkner (aus Kaſſel) ermordet, ſein Leichnam z. Th. verzehrt wurde! Sie wendete ſich gegen die Miſſionäre, weil ſie in ihnen Werkzeuge der engliſchen Regierung ſah, ſie kehrte abſichtlich aus mißleitetem Nationalitätsgefühl zu den alten heidniſchen Unthaten zurück, wie auch dieſer Mord z. Th. eine That der Blutrache war. Doch im Februar 1866 wurde der Krieg, der ſchon im Erlöſchen war, hatte doch William Thompſon ſchon 1865 ſich unterworfen, durch General Chule beendet und zugleich — $1^3/_4$ Millionen Akres confiscirt. Unberührt ſind die Ländereien der Maori, welche den Engländern befreundet waren; auch theilt die Regierung Maori-Flüchtlingen, welche jetzt zurückkehren, Ländereien, auch Lebensmittel aus, wofür ſie eine beſtimmte Zeit für die Regierung arbeiten müſſen (ev. Miſſ. Mag. 1866, 299). Mehr noch als durch den Krieg, in welchem nur 600 Mann gefallen waren, hatten ſie durch Seuchen gelitten (Maunſell eb. 360). Auch das Chriſtenthum trat nun wieder mächtiger hervor und die ſektireriſche Bewegung ſchwand bald ganz Dies iſt der größte Segen, ja faſt die einzige Hoffnung für die Eingeborenen; minder günſtig iſt es, daß nach hergeſtelltem Frieden die Zahl der weißen Einwanderer immer größer wird. Anfang 1868 betrug ſie 218,668 Seelen; während dieſelbe officielle Zählung nur noch 38,540 Maori aufwies (Aus allen Weltth. 1, 40).

Die Hauptzüge der Miſſionsgeſchichte Neuſeelands haben wir ſchon angeführt; es bleibt uns noch übrig, etwas ausführlicher über die innere Entwickelung der Miſſion zu reden. Die Bekehrung, welche hier hauptſächlich in der Polygamie und in dem Verhältniß von Herrn und Knecht Schwierigkeiten fand, nahm trotzdem zuerſt guten Fortgang (vergl. miss. guidebook 276 f.). Chriſtliche und heidniſche Eingeborene lebten zwar nicht geſondert, aber wurden doch keine Feinde, wie ſonſt in Polyneſien ſo oft (Dieffenbach 1, 316), wie ſich auch ganz friedlich und ohne Vorwurf die einen Miſſion, die andern Teufel nannten und Eltern beſtimmten zum Voraus, zu wem ihr Kind gehören ſollte (Shortl. a 101).

Spricht nun das nicht gerade für eine tiefe Auffassung der neuen Lehre, und ist auch sonst ihr Christenthum, nachdem der erste Eifer und der Reiz der Neuheit vorbei war, ein oft recht äußerliches geblieben (Hursthouse 33) — wer wird sich hierüber, wenn er nur irgend überlegt, wundern können? Und doch hat man hieraus den Neuseeländern den schwersten Vorwurf gemacht, daß sie nicht sofort alle heidnische Erinnerungen fortwarfen und Christen trotz dem frömmsten Engländer geworden sind. Wo ist das auch bei dem gebildetsten Volk geschehen? bei den Angelsachsen etwa? den Germanen? die wir noch heut unsere heidnischen Erinnerungen und Ueberbleibsel in den christlichen Festen und deren Gebräuchen haben? Und als ob ein solcher Bruch auch nur möglich, nur denkbar wäre. Aber der nationale Haß und Hochmuth verlangt auch dies von den „Wilden", um sie dann um so sicherer als unverbesserliche „Wilde" unterdrücken zu können. Allerdings waren im Herzen christlich anfangs nur sehr wenige (Polack narr. 2, 161), die Bekehrten fasteten zwar den ganzen Sonntag, aber nach altem Brauche plünderten sie noch alle gestrandeten Schiffe und Menschen (Wakefield 1, 476 — wie die Europäer bis in dieses Jahrhundert), sie hielten im Herzen den Glauben an die Tabus (Wilkes 2, 383), an die alten Schutzgeister fest, ja sie dachten sich Christus selbst nur als mächtigeren Atua (Shortl. a, 65) — daher es auch gekommen ist, daß Atuas, welche durch Begeisterte oder sonst andere gefragt, welches die wahre Religion sei, stets geantwortet haben, Christus sei der wahre Gott (Shortl. a 99). Man darf also diese Aeußerung nicht, wie man vielfach gethan hat, als ein Zeugniß fürs Christenthum aufführen, da sie gerade umgekehrt auf rein heidnischen Anschauungen beruht: aber doch hat sie natürlich den Eingang des Christenthums sehr erleichtert. Auch ist von den Gegnern der Missionen sehr vielfach die Erfolglosigkeit der Mission übertrieben worden. So wissen wir schon, was es heißen will, wenn Du Petit-Thouars (3, 43; 103) und D'Urville ihre Thätigkeit ganz erfolglos nennt und ersterer sowie La Place (a 4, 34 und 46) sie auch persönlich aufs ärgste herabsetzten; sie hätten seine Kranken, sagt letzterer, nicht besucht, sein Verhältniß zu den Eingeborenen zu stören gesucht u. s. w. Namentlich letzteres ist ein sonderbarer Vorwurf, womit La Place sich, sein Vaterland und die Propaganda selbst verurtheilt: denn was hat Frankreich und die Propa-

ganda anders in Polynesien gethan, als schon bestehende Verhältnisse aufs ärgste zu stören? Und was berichten nun erst die Annalen des Glaubens! Es mitzutheilen, ist unnütz; man kann bei Michelis 444-455 nachlesen. Selbst Wunderzeichen glückten den Katholiken (eb. 455). Wir sind sehr fern, die Missionäre der Hochkirche von allem, ja von schwerem Unrecht freizusprechen. Ihre Landspeculationen, welche ihr Bischof selber gerügt hat (Schmarda 2, 199), haben wir schon erwähnt; selbst die Bibel sollen sie den Eingeborenen theuer verkauft haben (Brown 54) — welches letztere indeß, wenn es wahr und mehrfach geschehen ist, durch die Druckkosten sowie den überhaupt so gefährlichen Grundsatz veranlaßt ist, daß die Churchmissionäre ihren Unterhalt sich selbst erwerben müssen. Freilich waren viele der Missionäre sehr ungebildet (Beispiele bei A. Earle) und es mag vorgekommen sein, daß einer oder einige die übrigen Weißen „Teufel" nennen ließen (Wakefield 2, 8). Aber dieser Ausdruck bedeutete unter den Maori nichts anderes, als Nichtchristen und wie konnten die Missionäre so viele der Einwanderer anders nennen? Auch hat wohl Martin (29) nicht Unrecht, wenn er manchem der Missionäre Stolz und Hochmuth, anderen Ungastlichkeit vorwirft. Allein die meisten, welche gegen die Missionäre schrieben, gehörten zur Neuseelandcompagnie, welche, wie wir schon sahen, höchst feindselig gegen die Mission war und bei keineswegs sehr zartem Gewissen auch übertreibende Nachrichten nicht scheute. Hier wie überall waren die Weißen, die Ansiedler, die schlimmsten Gegner der Mission, da sie mit oft sehr lasterhaftem Leben, mit Habsucht, blindester Feindseligkeit gegen die Eingeborenen u. s w. (Martin 67) die Wirksamkeit jener so gut wie aufhoben. Dazu kam, daß von Zeit zu Zeit einige jugendliche Verbrecher von England nach Auckland deportirt wurden (Angas 1, 286), deren Einfluß man sich denken kann. Er war um so schlimmer, als sie jede Gelegenheit benutzten, um ins Innere zu gelangen; denn natürlich wollten sie den englischen Gesetzen und Behörden am liebsten möglichst fern sein (Brown 174; vergl. 253 f.). Wenn die Maori trotzdem Christen und zum Theil sehr eifrige Christen geworden sind: so spricht das einmal lauter als alle Gegenreden für die Missionäre, noch lauter aber für die Neuseeländer selbst. Daß die Maori in den Missionen nur gezähmt, aber nicht civilisirt, energielos und stumpf sind (Wakefield 1, 476, 153), daß sie hinter den Unbekehrten an Moralität zurückstehen, mehr

als diese stehlen, bei aufgelöster einheimischer Verfassung zügelloser als diese, daß sie (1842) ungastlicher sind (eb. 2, 358 und sonst; Thomson 2, 64), ist freilich leider wahr, aber nicht überall, sondern trifft nur die Küstengegenden, während die Missionen des Inneren durchgängig höher stehen (Dieffenbach 1, 217; miss. guidebook 290; vergl. Hochstetter 485). Und woher kommt das? Woher anders, als durch den entsittlichenden und herabdrückenden Umgang mit den Weißen! „Wir werden von den Europäern wie Hunde behandelt, deshalb behandeln wir sie wieder so", sagten die Maori (Hochstetter 485). Es ist lächerlich — oder aber boshaft, den Eingeborenen die schwindende Gastlichkeit vorzuwerfen. Wo ist denn je ein Europäer gegen einen Maori gastlich? und dann klagt man, die letzteren nähmen keine europäischen Sitten an. Wenn die Prostitution der Mädchen geblieben ist (Power 63), wer hält sie aufrecht, als die Weißen? Freilich haben sich die Missionäre sehr gegen die Ehen zwischen Europäern und Maoriweibern gesetzt (Dieffenb. 2, 41) und öfters wohl zu streng. Aber wie dringende Gründe veranlaßten sie auch dazu! Wie mancher Matrose hatte mehrere Weiber an den verschiedenen Landungsplätzen! wie oft wurden die Weiber später wieder verlassen! Und ferner, da sich viele Maoriweiber an Engländer verheiratheten, Engländerinnen aber höchst selten an eingeborene Männer (Thomson wußte von nur 5 Fällen), so sind diese Mischheirathen ein sehr großer Schaden für die Maori, auch wenn sie rein und treu geschlossen und gehalten werden. Und so lassen sich alle diese Vorwürfe gegen die Missionäre sehr leicht entweder ganz in nichts auflösen, oder sie zeigen sich bei unbefangener, genauer Betrachtung in einem ganz anderen Lichte, als es scheint, wenn man die Anklage hört. Auf einen anderen wichtigen Gesichtspunkt macht Brown (92) aufmerksam, wenn er sagt, daß man die alte Religion der Maori und damit die Schranken, welche sie von vielem abhielten, weggeräumt habe, während die neue Religion noch nicht festgewurzelt ist und bei gänzlicher Abwesenheit einer bürgerlichen Strafgewalt noch nicht kräftig auf sie wirken kann; daher sie denn zunächst durch den Versuch, sie zu civilisiren, gesunken seien. Dazu kommt nun, und dies ist begründeter als das oben Erwähnte, daß die Missionäre sich nicht genug um die Erziehung der Maori zur Arbeit gekümmert haben sollen. Doch kommt ein solcher Tadel am wenigsten den Ansiedlern zu, da diese

ſich gar nicht um die Erziehung der Eingeborenen gekümmert, ſondern dieſelben nur benutzt und dann unbeachtet gelaſſen haben. Aber freilich hätten hier die Miſſionäre mehr thun können: ſie verlangten vor Allem vielen Kirchenbeſuch, eine ſtrenge Sonntagsfeier u. dergl., ſie lobten die Chriſten, welche dieſen Forderungen entſprachen, auch wenn ſie ganz faul waren, wogegen, wer arbeitſam in den Verkehr und Handel der Weißen mit hineingezogen war, kaum als rechter Chriſt bei ihnen galt (Thomſon 2, 250 f.). Dann hatten ſie alle alten Tänze und Lieder, deren viele freilich unzüchtig im hohen Maße waren, aber auch alle einheimiſchen Spiele als Verbrechen verboten und dadurch die Bevölkerung geiſtig gleichſam ertödtet. Und doch erwieſen ſich die an einem Orte eingeführten engliſchen Spiele, welche die Eingeborenen gern ſpielten, als ſo heilſam! (Dieffenb. 2, 19). Auch um die Geſundheit der Eingeborenen, denen ſie doch eine ſo ganz andere Lebensart brachten und deren Hinſchwinden ſie bemerkten und beklagten, haben ſie ſich zu wenig gekümmert (eb. Martin 277). So kam es denn, daß bekehrte Häuptlinge — was aber bei aller Abgeſchmacktheit doch ſehr für die Kraft und den Eifer der Bekehrten ſpricht — den Ihrigen gleichfalls weder Tanz und Geſang, noch Scherz und Fröhlichkeit, ja kaum ein Lächeln geſtatteten. So rief z. B. E Kai, als er lachen hörte, ſogleich entrüſtet aus: wer hat gelacht? Und als er den Sünder nicht ſogleich herausfand, hielt er eine lange Strafpredigt mit vielen Bibelſprüchen untermiſcht: „ein Mann, der ein Weib anſieht, hat ſchon die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen; ebenſo hat der, welcher lacht, ſchon geſtohlen, denn der Dieb lacht dir ins Geſicht, wenn er dich beſtiehlt. Lacht nicht; denn es iſt der Weg zur Sünde“ (Wakefield 2, 84). Daß jener allzu ſtrenge Geiſt auch ſonſt ſchadete, mag folgende Angabe (A. Earle 154) beweiſen: ein Miſſionär erzählte eines Tages den Neuſeeländern die heiligen Geſchichten, worauf dieſe ihm ſagten, daß, da alle dieſe wunderbaren Dinge ſich im Lande der Weißen zugetragen hätten, der große Geiſt deshalb auch nur von dieſen Glauben daran verlangen könnte. Als darauf der Miſſionär von den Qualen der Hölle ſprach, antworteten jene ihm, es gäbe bei ihnen keinen Menſchen, der nur zur Hälfte ſchlecht genug ſei, um dieſe Qualen zu verdienen. Als aber jener ſagte, alle Menſchen ſeien ſchlecht und verdammt, da wollten ſie nichts mehr mit einem Gotte zu thun haben, der ſolche Grauſamkeiten begehe und verlangten von

dem Missionär jeder für sich ein Tuch zur Belohnung, daß sie seine Rede so geduldig angehört hätten.

Der letzte Vorwurf gegen die Mission, den wir zu besprechen haben, ist zugleich der gegründetste: es sind die Streitigkeiten der Confessionen untereinander. Daß auch hierher die Propaganda kam, nachdem das Christenthum schon über 20 Jahre gelehrt war, haben wir schon gesehen: die allein seligmachende Kirche brachte also den Streit auch hierhin und wie sehr ihr selbst dabei das Gewissen schlug, das geht aus der blinden Leidenschaftlichkeit und Ungerechtigkeit ihrer Organe, z. B. Michelis, La Places, Du Petit Thouars, hervor. Pompalier und die Seinen fanden Anfangs ziemlich bedeutenden Anhang (Martin 54) und freilich waren für sie die Verhältnisse auch günstig genug. Denn da die Mission der Hochkirche der Neuseelandcompagnie feindselig war, so begünstigte natürlich die letztere und ihr Anhang die Katholiken; auch half es ihnen, daß sie außer (gewiß nicht über, wie Michelis 415 sagt) den Parteien standen. Persönlich ferner waren sie (Dieffenb. 2, 169) durchaus achtungswerthe Männer, was ihnen große Geltung verschaffte. Doch schon bald verlachten die Maori, welche selbst keine oder so gut wie keine Götzenbilder hatten, die zinnernen Muttergottesbilder, welche die Katholiken brachten (Dieffenb. 1, 391). Ueberall suchten diese letzteren, wie immer, Proselyten zu machen (Dieffenb. 2, 169). Trotz aller Machinationen aber gelang es den Katholiken nicht, wirklich bedeutende Erfolge zu erzielen oder gar die Protestanten zu vertreiben; sie bekehrten zu oberflächlich, woran z. Th. auch schuld war, daß ihre Priester fast stets auf der Wanderung und ohne festen Wohnsitz waren (Dieffenb. 2, 163), und die Maori waren zu scharfsinnig, um nicht die wahre Sachlage zu durchschauen. Pompalier konnte, wie Reybaud 454 sagt, „wegen der Machinationen der protestantischen Missionäre", in Neuseeland keinen rechten Boden gewinnen und 1859 verhielten sich die Katholiken zu den Protestanten wie 1 zu 12 (Quarterl. rev. Oct. 1859, 337). Auch Wesleyaner kamen nach Neuseeland und da sie nur ein bestimmtes Maaß von Landbesitz haben dürfen, also auf den Ankauf größerer Strecken, der den Missionären der Hochkirche so sehr schadete, sich nicht einlassen konnten: so gewannen sie in den Zeiten jener Streitigkeiten gar sehr an Einfluß (Dieffenb. 2, 167); jetzt verhalten sie sich zu den Missionären der Hochkirche wie 4 : 8 (Quarterl. rev. a. a. O.). Daß es nun mit den Katholiken

überall zu Streitigkeiten kam (Dieffenb. 2, 169; 1, 370; 407), das war zu erwarten: allein auch die Hochkirche und Wesleyaner haben sich leider auch hier befehdet (Brown 177), und das ist, wie es ganz unbegreiflich ist, zugleich das Kläglichste von allem, was geschehen konnte. Wie großen Schaden derartige Streitigkeiten anrichten mußten, liegt auf der Hand. Te Heuheu, einer der berühmtesten Führer in den Maorikriegen der fünfziger Jahre, edel, großmüthig, milde, nicht kriegerisch, den Missionären geneigt, obwohl selbst kein Christ, gab auf den Versuch, ihn zu bekehren, zur Antwort: „wenn ihr Fremden mir von so vielen verschiedenen Wegen erzählt und jeder mir versichert, der seinige sei der einzig richtige, wie kann ich entscheiden? Kommt erst untereinander über den rechten Weg überein, dann werde ich überlegen, ob ich ihn einschlage" (Taylor 320). So dachten edle Naturen. Vielfach aber benutzte man auch bei Familienhaß die Spaltung in Sekten und schlug sich zur einen, wenn der Gehaßte sich zur andern schlug (Shortl. a 104). Uebrigens erzählt Hochstetter (225) von Te Heuheu, er sei deshalb nicht Christ geworden, um seinen Einfluß als Häuptling nicht zu verlieren (vergl. Wakefield 2, 112; 117; 225). Er gehörte (eb. 226) zur nationalen Partei; und so mag beides gewirkt haben; ein wirklich einheitliches Christenthum aber, ein wirkliches Entgegenkommen der Gebildeten würde Naturen wie ihn sicher ganz gewonnen haben. Denn friedliche Einmischungen, Belehrungen u. dergl. der Europäer haben die Eingeborenen stets sehr gern angenommen (Shortl. a 222). „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Wenn dieses tiefsinnige Wort Christi wahr ist, und wer hat es schon bezweifelt, so wird man aus den Erfolgen der Mission am besten auf ihr Wesen schließen können. Diese Erfolge aber sind trotz alledem ganz ungeheuer. In die Arbeit der Bekehrung theilen sich die beiden protestantischen Missionen, doch ist der eigentliche Apostel der Insel Samuel Marsden (Taylor 281). 1814 kam Marsden und 1840 hatte die Hochkirche 19 Stationen, 6 Prediger, 18 Katecheten und eine Buchdruckerei, die Wesleyaner 7 Stationen, 7 Prediger, eine Presse; die Katholiken (seit 1837) einen Bischof, 10 Priester mit 5 Stationen, wo die Priester ihr Standquartier hatten (Dieffenb. 2, 162-3); 1855 hatte die Mission der Hochkirche 22, die wesleyanische 15, die katholische 12 Stationen (Thomson 309); um 1858 waren nur noch 36 Procent Heiden (Thomson

2, 297); andere freilich minder verläßliche Berichte laſſen ſogar mehr als fünf Sechstel der Eingeborenen getauft ſein (Nov. 3, 99). — Das miss. guidebook erzählt (290): ein Häuptling, deſſen Tochter Tarore von Feinden im Kriege ermordet worden war, ſprach zu den Seinigen: „da liegt mein Kind, ermordet iſt ſie zur Rache für eure ſchlechten Thaten. Aber ihr ſollt Euch nicht erheben, ihren Tod zu rächen. Gott wird das thun. Laßt dies das Ende des Kriegs mit Rotorua ſein. Jetzt laßt uns Friede machen. Mein Herz iſt nicht dunkel um Tarores, ſondern um euretwillen. Ihr wolltet Lehrer haben. Sie ſind gekommen und jetzt vertreibt ihr ſie. Ihr klagt um meine Tochter, ich klage um euch, um mich; um uns alle. Vielleicht iſt dieſer Mord ein Zeichen, daß Gott über uns zürnt um unſerer Sünden willen. Wendet euch zu ihm. Glaubt an ihn oder ihr werdet alle umkommen.“ Einer der Fürſten, welcher auf Hekes Seite focht, ward durch einen Schuß in den Arm arbeitsunfähig und errichtete deshalb, da er gut engliſch konnte, eine Schule für Miſchlingskinder mit gutem Erfolg; ſpäter ging er in ſein Dorf zurück und errichtete dort eine ſehr tüchtige Schule (Davis 45). Heke ſelber, ſpäter ein guter Chriſt und noch auf dem Todbette ein Freund der Engländer, verſchonte bei ſeiner Zerſtörung von Kororareika (wo ein Hauptſitz der kathol. Miſſion war, Angas 1, 173) die Gotteshäuſer und die Wohnungen der Geiſtlichen (Swainſon 35). Derartige Züge ließen ſich häufen (vergl. Taylor 309 f.), doch wozu? Wie bibelfeſt (und nicht bloß in Worten) die Maorihäuptlinge ſind, das geht aus jener Rede Paoras bei der Königswahl, das geht aus allen den Reden hervor, welche Swainſon (51 f.), Hochſtetter (50 und ſonſt) und viele Andere mittheilen. Auch freigebig ſind ſie gegen die Miſſionäre: wenigſtens erwähnt Davis (88) einen Fall, wo die Eingeborenen für dieſelben zur Beſoldung 380 Pfd. aufbrachten. Gewiß paßt heutzutage nicht mehr, was Fox (78) 1845 ausſprach, das Chriſtenthum ſei bei den meiſten Bekehrten leerer Formelkram. Es paßte aber auch damals kaum: ſchon 1843 war der Biſchof von Neuſeeland erſtaunt über die Innigkeit, die Zahl und den Eifer der chriſtlichen Maori, welche ſich vom Gottesdienſt auch durch das ſchlechteſte Wetter bei ſehr weiten Wegen nicht abſchrecken ließen (Swainſon 31). Die Hauptförderungen der Bildung durch die Miſſion beſtanden darin, daß die

zu leſen und ſchreiben und dadurch ihre eigene Sprache ganz

anders als früher kennen lernten (Dieffenb. 2, 164); und ſchon 1842 war es ungewöhnlich, wenn ein chriſtlicher Eingeborener nicht leſen noch ſchreiben konnte (miss. guidebook 268). Damals waren die Chriſten noch eine verhältnißmäßig kleine Zahl, ſo daß dieſe Angabe für jene Zeit richtig geweſen ſein mag. 1859 aber konnten nach dem Bericht Thomſons (2, 297) etwa die Hälfte leſen und nur ein Drittel ſchreiben und rechnen. Doch wiſſen viele vom Schreiben einen geſchickten und anmuthigen Gebrauch zu machen (Polack narr. 2, 285). Jameſon (1842) behauptet freilich (260; 262), daß es kein Dorf auf Ika a Maui gebe, deſſen 10-13jährige Bewohner nicht leſen oder ſchreiben lernten, und daß es nicht zu lernen als ſchimpflich gelte; doch ſind Thomſons Nachrichten die verläßlichſten. Ferner ſteht feſt, daß fleißige Arbeitſamkeit ſich ausbreitete, der Ackerbau (eb. 1, 217), der Hausbau (Power 180) ſich hob, wie denn Selwyn 1842 einen eingeborenen Miſſionär kannte, welcher ein hölzernes Haus mit Glasfenſtern und vier Räumen, je einen zum Schlafen, Kochen, Eſſen und Studiren beſaß (miss. guideb. 268). Ferner hörte die Sclaverei auf (Thomſon 2, 294), aber manche Sclaven zogen es vor, bei ihren Herren zu bleiben (Nov. 3, 112), das Tattuiren, der Kannibalismus, der Kindermord, die Opfer an den Gräbern wurden abgeſchafft (Dieffenbach 1, 105, Polack narr. 2, 356; 2, 51; Thomſon 2, 294) und ebenſo wurden die Kriege, die Behandlung der Beſiegten, milder und menſchlicher (Thomſon eb.; miss. guideb. 296). Diebſtahl — nicht aber ebenſo das Lügen — iſt jetzt ſelten, ſelbſt Geld, Taback und Schießbedarf iſt ſicher unter ihnen (Power 145), Ehrlichkeit, Nüchternheit und Friedfertigkeit werden ebenſo gerühmt (A. Earle; Hurſthouſe 31; Dieffenb. 2, 105), wie die Gewöhnung zur Arbeit, welche ſich immer weiter ausdehnt und von Fleiß und Ordnungsliebe begleitet iſt (Polack 2, 108; 1, 184; Power 283 ff.). Gegen alles dies iſt wieder die Behauptung, welche Fox (78) aufſtellt, die Neuſeeländer, die unter den Coloniſten lebten, zeichneten ſich durch größeren Fleiß im Landbau vor denen aus, welche in einer Miſſion abgeſchloſſen lebten, von um ſo wenigerem Gewicht, als Fox auch ſonſt zu ſchwarz ſieht: ſo wenn er behauptet (62), ſie hätten nichts in mechaniſchen Künſten gelernt, alle die gerühmten Fortſchritte könnten nur von wenigen Einzelnen gelten. Wenn er hinzufügt, die Maori ſeien in dieſer Hinſicht ganz von den Europäern abhängig, ſo konnte

ſich 1845 noch weniger darüber wundern wie jetzt: ſollen denn in kaum 50 Jahren die Maori, die „Wilden" ſich die ganze europäiſche Cultur bis zur völligen Selbſtändigkeit aneignen? Ein Ungedanke. Aber freilich hat der Verkehr mit den Weißen überhaupt zu jenen Förderungen viel beigetragen. So ſind die Kriege ſchon durch die Feuerwaffen unblutiger und ſeltener geworden, da dieſe Waffen den Schwächeren dem Mächtigeren gleichſtellen (Polack narr. 2, 35), da Flinten jetzt allgemein ſind — um 1860 ſollen ſie 20,000 beſeſſen haben (Nov. 3, 127) — und ſie ſelbſt keine guten Schützen, wenigſtens anfangs, waren. Früher ſollen ſie die abgefeuerten weggeworfen und dann mit den anderen Waffen mit einander gekämpft haben (Rutherford im Neuſeelander 236). Jetzt haben ſie im Krieg mit den Europäern anderes gelernt. Machen wir uns nun ein Bild von dem jetzigen Zuſtand der Maori, ſo finden wir ſie hauptſächlich als Ackerbauer, welche als ſolche Tüchtiges leiſten (Thomſon 2, 298 f.; Dieffenbach 1, 217), Getreide, Mais, Kartoffeln bauen, mit dem Pfluge, ja wohl gar mit europäiſchen Maſchinen (Hochſtetter 476) arbeiten, Schweine und anderes Vieh halten; manche ſollen (Nov. 3, 151) 50-60 Pferde und ganze Rinderheerden haben und als Pferdezüchter ſehr Tüchtiges leiſten (Ausland 1858 p. 1194 nach Melbourne argus); auch Mühlen beſitzen ſie, auf denen ſie Mehl zum Verkauf bereiten. Zwei Drittel von ihnen ſind geimpft, ſie haben zum Theil europäiſche Kleidung, europäiſche Genüſſe, Thee mit Zucker, Tabak, den ſie alle ſehr lieben, auch wohl Spirituoſa, obgleich ſelten, denn ſie lieben ſie nicht und haben ſich ſtets dagegen gewehrt; Trunkenheit findet ſich nur in den verderbten Küſtendiſtrikten. Sie haben jetzt beſtimmt geſchiedenes Eigenthum und als Verkehrsmittel europäiſches Geld; ſie wohnen in Holzhäuſern, welche theils nach einheimiſchem, theils nach europäiſchem Modell gebaut, aber bequem und ausreichend ſind; ſie begraben ihre Todten wie wir. Die Bibel iſt bei ihnen verbreitet (Thomſon 2, 294 f.); eine nicht geringe Zahl von ihnen — 1852 waren es 300 (Mundy 133) — wirkt als Miſſionäre, ja einige haben ſich ſogar zu höheren geiſtlichen Stellen aufgeſchwungen (Dieffenbach 2, 171, miss. guidebook 268; Swainſon 386); in den Waffen ſind ſie ſehr geübt, im Kriege tüchtig, ja furchtbar; ihr häusliches Leben, obwohl Fälle von Polygamie noch vorkommen (Hochſtetter 225) ein reines und inniges. Dies letztere gilt nicht von

den Gegenden, wo die Europäer vorherrschen. Seit 1854 ferner erscheint eine Zeitung Maori und englisch Te karere Maori (the Maori messenger) in Auckland und seit 1857 eine allwöchentlich in Wellington nur in der Maorisprache (Grey library; Swainson 38). Namentlich ausgezeichnet sind sie im Handel (Thomson 2, 294; Shortl. a 283; Polack 1, 183 f.). Handelskarawanen durchziehen das Land (Hochstetter 125), andere Stämme kommen zur See auf Handelszügen nach Auckland (Swainson 225), wohin sie Marktprodukte im Werthe von 16,000 Pfd. Sterl. jährlich liefern, wie sie auch von den Zöllen 1858 über 40,000 Pfd. bezahlten (Thomson 2, 299). Schiffe bauen sie, deren eines für 430 Pfd. Sterl. verkauft wurde (eb. 298), und suchen sehr häufig selbst Schiffseigenthümer zu werden, was mehreren schon in den vierziger Jahren geglückt war (Mundy 2, 124); sie besitzen Schiffe von nicht unbedeutendem Werth (Ausland 1858, 1194). Minder reiche findet man als Matrosen auf Walerschiffen in den Häfen von Australien und Amerika (Byrne 1, 58). Doch herrscht ein nicht unbedeutender Reichthum unter ihnen: sie haben Contos in der Bank oder Sparkasse, öfters mehrere 1000 Pfd. (Ausland eb.; Nov. 3, 151; Jameson 216) und ihr Gesammtvermögen wurde um 1842 auf 150,000 Pfd. in klingender Münze geschätzt (Jameson 234). Mag dies nun übertrieben sein, so wie auch die Behauptung, daß sie jährlich für 100,000 Pfd. Waaren brauchten (eb. 248): so ist soviel sicher, daß sie für den Handel ebenso befähigt als eifrig sind, daß europäische Waaren — Tabak, Pulver, Flinten, Messer, Tücher, Zeuge, eiserne Töpfe und Werkzeuge, Ackergeräthe u. s. w. (Jameson 235) — jetzt sehr von ihnen gesucht werden (Polack 1, 183 f.), daß sie ferner in Geldgeschäften gewandt und zuverlässig sind; die ihnen von der Regierung geborgten, öfters großen Summen haben sie stets richtig wiedererstattet (Davis 88). Und dies ist nicht blos im Norden der Insel: es ist in Wellington nicht anders, wo sie sogar eine Art Wirthshaus für die dortigen Maoriarbeiter haben (Power 180; 183). Die Eingeborenen vermiethen sich sehr gerne in Tagelohn und sind tüchtige Arbeiter; wenn man sie ordentlich hält — was keineswegs oft geschieht — schließen sie sich leicht an und lernen gern (Polack 1, 183 f.). Sie sind schon als Arbeitskraft für die Ansiedler unschätzbar (Dieffenbach 2, 159). Alle diese Verhältnisse, wenn freilich durch die letzten Kriege sehr er-

ſchüttert, ſind auch jetzt im Grunde noch unverändert oder ließen ſich doch durch freundliches Entgegenkommen gegen die Maori befeſtigen und heben.

Wenn nun aber Fox (68) ſagt: ſie laſſen den Weißen in Ruhe, damit ſie von ihm gewinnen können; ſie treiben Handel mit ihm, aber weiter erſtreckt ſich der Verkehr nicht und von einer Amalgamation beider Racen kann nicht die Rede ſein: ſo gilt dies letztere leider auch noch für die heutige Zeit. Fragen wir uns, woher dies kommt, ſo liegt die Schuld einzig und allein am Gebahren der engliſchen Anſiedler — nicht der engliſchen Regierung. Denn dieſe hat in Neuſeeland gethan, was ſie thun konnte, nur daß ſie natürlich an dem einen einzig vernunft- und naturgemäßen Grundſatze feſthielt, nicht autokratiſch gegen den Willen des engliſchen Volkes, ſondern nur als Vertreterin des letzteren zu handeln. Doch hat ſie zu nichts Unrechtmäßigem die Hand geboten; ſie hat vielmehr mit rühmenswerther Menſchlichkeit die Eingeborenen behandelt und dabei Grundſätze aufgeſtellt, welche, wir wiederholen das Wort, von welthiſtoriſcher Bedeutung ſind. Allein die engliſchen Anſiedler, meiſt den niederen Ständen angehörig und nur ausgewandert, um „Geld zu machen", haben die hohen Anſichten der Regierung nicht nur nicht getheilt, ſondern nach Kräften vereitelt. Sie haben lediglich — denn das Colonialparlament mit ſeiner z. Th. ſehr kurzſichtigen Politik gehört zu ihnen — Schuld an dem Kriege von 1860-66, denn ſie verderben durch ihr eigenes unſittliches Betragen die Eingeborenen (Swainſon 36), ſie erbittern ſie durch ihre hochmüthige und rohe Behandlung aufs höchſte; ſie halten ſie von ſich fern, wo ſie können und behandeln ſie ſtets als tiefer ſtehende Race — in kurzſichtiger Beſchränktheit. Denn einmal haben die Maori ſich gerade in den letzten 40 Jahren als eine geiſtig ſehr hochſtehende Race bewieſen. Poſitiv geht das ſchon deutlich aus dem von uns eben entworfenen und Zug für Zug quellenmäßig belegtem Bild hervor, bei deſſen Betrachtung man mit Malone (251) ſagen muß: es iſt eine einzige und in der Geſchichte beiſpielloſe Erfahrung, daß ein Volk, wie die Neuſeeländer gethan haben, in vierzig Jahren aus arger Barbarei, Cannibalismus und faſt gänzlicher Religionsloſigkeit ſich in ein chriſtliches, civiliſirtes Volk umgewandelt haben. Nun iſt es ja klar, daß dieſe neue Civiliſation vielfach noch eine halbe, daß ſie in die tieferen Schichten im minderen Maaße als in die be-

vorzugteren eingedrungen ist, daß verschiedene Stämme an der Küste oder in der unmittelbaren Nähe der Pakehas, der Europäer verderbt und schlecht sind. Aber es ist doch eine höchst betrübende und bedauerliche Erscheinung, wenn man Halburtheile eben so oberflächlich als sorglos und sicher aussprechen hört, wie dies von Hochstetter (ähnliche Halbheiten des Urtheils in einem Aufsatz in ev. Miss. Mag. 1860, 515 f.) geschieht, — Urtheile, denen deshalb eine größere Bedeutung zugelegt werden muß, weil sie einmal viel gelesen werden und deshalb falsche Ansichten in weiten Kreisen hervorbringen, dann aber, weil sie der Widerhall aus der besseren Gesellschaft der englischen Ansiedler in Neuseeland zu seiu scheinen. Da wird bereitwillig alles anerkannt, was die Maori leisten und nach Thomson (Thoms. 2, 294-6) eine Zusammenstellung desselben gegeben, welche allein schon alles folgende widerlegt: dann aber heißt es (Hochst. 476), die Civilisation der Maori sei deshalb kein Gewinn und wirklicher Fortschritt, weil sie die Lebensfähigkeit des Volkes nicht erhöhe; es werden Beispiele von Trägheit erzählt, die absolut nichts beweisen und die gegen das, was wir eben aus anderen Quellen mitgetheilt haben, ganz verschwinden; was dann über die Veränderung der Kleidung gesagt wird, ist nicht besser, und das über den Eigennutz, die Erpressungen, die Ungastlichkeit der Maori Behauptete sehr wenig durchdacht. Also von den Maori sind diese Eigenschaften ein Beweis von Unbildbarkeit, welche doch die hochgebildeten Angloſaxonen so reichlich besitzen und nach Neuseeland erst gebracht haben? Und daß in den Städten die Maori nicht taugen, wer ist daran schuld als die, die sie behandelt haben „wie die Hunde" (Hochstetter 485), die Europäer? Wenn nun aber gar (471 f.) die geringe Verbreitung der englischen Sprache unter den Maori ein Zeichen ihrer Unbildbarkeit sein soll, so weiß man gar nicht, was man sagen soll. Also die Sprache derjenigen, die sich ihnen so ganz feindselig gegenüberstellen, die sollen sie lernen? Ist es denn nicht vielmehr ein Zeichen eines sicheren Nationalgefühls, eines würdevollen Stolzes, wenn sie das nicht thun? Und wenn ein Volk, das seit seinem Bestehen nur die weichsten Lautverbindungen, nur klare und reine Vokale kennt, das den Laut s wegen seiner Härte schon lange aufgegeben hat, wenn dies Volk gerade die englische Sprache schwer lernt, welchen Unbefangenen kann das wundern? Wäre denn nicht vielmehr das Gegentheil ein Wunder, ein völlig unbegreifliches? So

sind Hochstetters, so der Ansiedler Gründe beschaffen, auf die gestützt er das Resultat zieht, die Maoris seien dem Untergang verfallen! Im Gegentheil: eine Cultur, auf welche stets des Dichters Wort: „mußt du Tod und Jammer senden?“ sich anwenden läßt: eine solche Cultur ist denn doch selber von bedenklicher Beschaffenheit. Und ferner im Gegentheil: die Maori haben Kraft bewiesen und Fähigkeit im höchsten Maaße und wohl schwerlich möchte irgend ein europäisches Volk, die „angelsaxonische“ Race mit eingeschlossen, bei ähnlichen Zumuthungen besseres leisten: Die Maori haben mit allem ihren Herkommen brechen und sich eine Cultur aneignen müssen, welche unendlich hoch über ihrer Bildungsstufe stand; sie haben dies vermocht, obwohl man sie meist feindselig und geringschätzig behandelte, sie haben dies in kaum 50 Jahren vermocht: und nun, weil sie noch nicht ganz so gebildet sind, wie die Europäer, weil sie im wilden und blutigen und gewiß kurzsichtigem Verzweiflungskampf, zu dem sie aber auf eine Weise gedrängt wurden, daß er unvermeidlich war, der englischen Uebermacht gewichen sind, weil sie der ungeheuren Anstrengung, welche das neue Leben an sie macht, vielfach erliegen, da unterstützt man sie nicht, da muntert man sie nicht auf, nein, man findet, daß sie nicht culturfähig sind, daß sie — eine farbige Haut haben; kleidet dies in eine wissenschaftliche Phrase vom Kampf ums Dasein oder in eine religiöse, wie auch vielfach geschehen (ev. Miss. Mag. 1867, 276), daß Gott sie verworfen habe, und theilt sich lachend in ihr Erbe. Und das im 19. Jahrhundert! Das in der Zeit, in welcher das Nationalitätsprincip überall so besonders betont wird, und das von einem christlichen, hochstehenden Volke, von wissenschaftlich hochgebildeten Männern!

Indessen thun sich selbst die Europäer den größten Schaden mit dieser Art der Behandlung. Freilich haben sie Hände und Arbeitskräfte, die stets frisch zuziehen, genug, um die Ansiedlung im blühendsten Stand zu erhalten und immer weiter auszudehnen, und wenn es plötzlich keinen einzigen Maori gäbe, materiell können sie den Schaden ersetzen. Wohl aber bringt es ihnen Schaden, wenn durch ihre Schuld die Maori zu Grunde gehen, die sich als ein so hochbegabtes, lernbegieriges und im Grunde auch sittenreines, zur höchsten sittlichen Entwickelung fähiges Volk gezeigt haben. Keinen materiellen aber geistigen Schaden. Denn die Wohlfahrt eines Volkes hängt von seinem

Bildungszuſtande ab, die Dauer der Wohlfahrt von ſeiner ſittlichen Kraft und Höhe. Wie aber der einzelne durch gute Thaten gefördert wird, ſo auch ein ganzes Volk. Nichts verdirbt ein Volk mehr, als ein Zuſtand dauernder Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, den es ausübt oder leidet; nichts mehr, als ein Zuſtand von Engherzigkeit und Beſchränktheit, in dem es ſich ſelbſt feſthalten muß, um zu ſeinen ſelbſtſüchtigen Zielen zu gelangen. Jedes Volk iſt ein Glied in der Entwickelungsreihe der Menſchheit: drückt ſich ein ſolches Volk nun ſelbſt herab, ſo drückt es die Entwickelung der ganzen Menſchheit herab. Das wird doch jeder zugeſtehen, daß es ein weſentlicher Fortſchritt der cultivirten Menſchheit wäre, wenn ſie es vermöchte, auch mit den uncultivirten Völkern menſchlich und freundlich umzugehen. So hat die engliſche Regierung, ſo die Miſſion gehandelt: nicht die Mehrzahl der Anſiedler. Gerade in unſerer Zeit, die tief in gedankenloſe Genußſucht und Selbſtſucht verſunken ſcheint und welche oft ſo unverhohlen den einzigen Satz predigt: Macht iſt Recht; gerade in einer ſolchen Zeit thut es noth, zu betonen, daß zur merklichen Förderung und Befriedigung der Menſchheit in erſter Linie nur ideale Ziele dienen können, nichts anderes. In Neuſeeland iſt auch jetzt noch Zeit, vieles wieder gut zu machen; auch jetzt noch Zeit, das herrliche Kapital geiſtiger Fähigkeit, was die Maori beſitzen, zur Geltung, zu ſelbſtändiger Arbeit und dadurch zu reichem Ertrag zu bringen, welcher ja doch zunächſt den engliſchen Anſiedlungen zu Gute käme. Und wenn dieſe ſich zu der Hochherzigkeit aufſchwingen konnten, welche einzelne ja ſo reichlich und herrlich gehabt haben, ſich der Maori im Ganzen anzunehmen, das feindſelige Herabſehen aufzugeben, ſie heranzuziehen anſtatt ſie zu verbittern: welchen Aufſchwung würden dann die Kolonien aus ſich ſelber zu nehmen im Stande ſein! zunächſt einen geiſtigen, der aber ſo ſicher das Materielle mit ſich reißt! dann mag die braune Haut ſich erhellen durch das europäiſche Weiß; das Maori mag verſchwinden vor dem Engliſchen: der wahre Kern dieſer Völker iſt gerettet, ihre geiſtige Fähigkeit, und dieſe wird ſich ſchon dankbar beweiſen.

Ueber die Abnahme der oceaniſchen Bevölkerung haben wir an einem anderen Ort (Ausſt. d. Naturv. 6 f.) ausführlicher gehandelt: wir wollen deshalb hier nur einige Hauptangaben wiederholen. Zunächſt iſt wohl zu beachten, daß das Ausſterben denn doch nicht ſo

rasch vorwärts gegangen ist, als man geweissagt und berechnet hat. Power (1849) stellte die Behauptung auf, daß bei gleichbleibendem Hinschwinden schon vor 1870 kein Maori mehr übrig sein könne (119); und doch zählte man 1860 noch 55,275 Eingeborene (Behm 74), 1861 aber 55,336 (Meinicke c. 557). Allerdings sind diese Zahlen, deren Unterschied wir nicht betonen, durch Kriegsjahre von 1861—66 und namentlich durch viele Seuchen, die in jener Zeit wütheten (Maunsell ev. M. M. 1867, 300) arg verringert, und bis auf 38,456 Seelen, wie wir schon erwähnten, herabgegangen. Hawaii hatte nach Cheever (289 f.), der offizielle Daten benutzte, 1849 80,641 Eingeborene, konnte aber, nach seinen damaligen Berechnungen 1860 nur noch 32,224, 1870 gar nur noch etwa 14,000 Ureinwohner haben. Statt dessen aber gibt Bechtinger (121) den Census für 1866 auf etwa 60,000 an, welche Zahl zwar immer noch eine Abnahme, aber eine viel geringere ausweist. Tahiti hatte um 1850 (Virgin 2, 41) 10,000 Eingeborene; dieselbe Zahl nimmt Meinicke (c, 564) für 1865 etwa an, und der offizielle französische Bericht von 1862, welcher 9086 Eingeborene zählt, stimmt ziemlich genau. Die Zahl der Markesasinsulaner betrug 1864 (Behm 84) nach französischer Schätzung 20,000 Seelen. Auf Samoa, dessen Bevölkerung nach Erskine 37,000 Seelen betrug, aber gleichfalls abnahm (104; 60), schätzte 1862 Hood (143) die Zahl der Eingeborenen auf 34,000 und er versichert, daß sie im Wachsen begriffen sei. Die Tonganer schätzt Behm (79) auf 25,000, Meinicke, dessen Angaben aber stets sehr niedrig gegriffen sind, nur auf 20,000 (c. 561); die Paumotuaner betrugen nach französischer Schätzung um 1860 etwa 8000 Seelen (Arbousset 286).

So wenig erschöpfend diese Zusammenstellung auch ist, sie ergibt doch ein ebenso wichtiges als erfreuliches Resultat: Die Abnahme der Bevölkerung schreitet nicht mehr so rasch vor, wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts: sie hat an einigen Orten ganz aufgehört, während an anderen die einheimische Bevölkerung schon im Wachsen ist. Daraus geht aber hervor, daß die Gründe zu jenem Hinschwinden, welche wir in dem oben genannten Büchlein ausführlich entwickelt haben, jetzt minder oder gar nicht mehr wirksam sind. Denn einmal haben sich die Eingeborenen an das Kulturleben mehr gewöhnt, sie sind nicht mehr so empfindlich wie anfangs gegen Krankheiten (obwohl wir immer

noch auch hierfür Beispiele aus neuester Zeit haben, z. B. ev. M. Mag. 1867, 300; Cheever 295), sie sind den geistigen Ansprüchen, welche man an sie macht, schon mehr gewachsen, sie haben sich mit der Cultur auch die Palliativmittel, welche sie bietet, mehr angeeignet. Andererseits darf auch nicht verkannt werden, daß die Europäer selbst, trotz massenhafter Ausnahmen, doch auch sehr viel für die Eingeborenen gethan haben und immer mehr und mehr thun. Gebührt hierbei der englischen Regierung ein nicht geringes Lob, wie denn fast kein Mann größeres Verdienst um Polynesien hat als Sir George Grey, so stehen hier gleichfalls in erster Linie die Missionäre mit ihrer unermüdlichen, aufopfernden Thätigkeit, und Russel (Polynesia) hat ganz Recht, wenn er alle Fortschritte der Polynesier als wesentlich durch die Missionäre angebahnt darstellt. Sie haben auf die Cultur der Eingeborenen den größten Einfluß gehabt, sie haben dieselben vertheidigt und beschützt wo sie konnten; sie haben ihnen ferner den festen Halt gegeben, den neuen Inhalt für ihr ganzes Dasein, dessen sie so dringend bedurften. Die Polynesier haben es oft den Missionären ausgesprochen: „wir wären zu Grunde gegangen, wenn ihr nicht gekommen wäret" — und wäre die Entdeckung nicht erfolgt, so waren sie verloren. Ihr Leben zehrte sie leiblich auf, geistig bot es ihnen nichts mehr, keinen moralischen oder idealen Halt, und doch waren sie hoch genug entwickelt, um ohne einen solchen nicht leben zu können. Freilich haben oft äußere Umstände die Bekehrung, wenigstens im Anfang, veranlaßt, so die Autorität der Fürsten, die Macht des Beispiels, sowie andererseits Unglücksfälle, große Sterblichkeit, Verlust einer Schlacht, nach denen man es mit dem neuen Gott versuchen wollte (Russel 386, 390); freilich haben denn ferner die Missionäre ihnen ein höchst bigottes, oft wenig geistiges Christenthum gebracht: aber auch dies ist ein Glück, denn gerade die Handgreiflichkeit, die derbe Sinnlichkeit dieser neuen Religion faßt jene Völker und ist ihnen faßlich, und bei alle dem, wie unendlich hoch steht sie über dem Heidenthum oder etwa über dem Islam. Mag das Dogma sein, wie es will: die christliche Moral bleibt, zu der ihnen die meisten der Missionäre zu gleicher Zeit leuchtende Beispiele gaben; und daß diese bleibt, das ist die Hauptsache. Innigeres und geistigeres Auffassen wird schon kommen; das zeigt sich schon aus der höchst peinlichen Genauigkeit, mit welcher überall die neue Lehre aufgenommen ist; das zeigt

sich aus der Opferfreudigkeit, welche überall für die neue Lehre erblühte, für die gewiß an 500 einheimische Missionäre thätig sind und einige schon den Märtyrertod erlitten haben (Gill, introduct.). Allerdings traten auch Schwankungen, Rückfälle ein, und heidnisches gilt ab und zu auch noch heutzutage. Nirgends aber, worauf Russel (390 f.) mit Recht aufmerksam macht, hat man versucht, das Heidenthum wieder herzustellen. Auch, und das ist von Wichtigkeit, sektirerische Bewegungen traten ein, stets aber so, daß sie auf christliche Grundanschauungen heidnisches aufpfropften. Alles das Gute, das wir erwähnten, gilt von der protestantischen Mission ohne Unterschied der Nationalitäten. Die katholische Mission wirkte verhältnißmäßig höchst unbedeutend, und dies kommt wesentlich von der leichtfertigen Art ihrer Bekehrung, von der minderen Strenge, und allerdings auch von ihrer minder reinen Art des Auftretens, welche die Eingeborenen so gut durchschauten wie die Europäer. Auch hat ihr die Unterstützung Frankreichs sehr geschadet, welches sich im stillen Ocean keineswegs civilisatorisch fähig bewiesen hat. Leichtfertigkeit wird der scharfsinnige Polynesier gar bald durchschauen, mitmachen und verachten; ihm imponirt aber die ernste strenge Sittenreinheit, die wie sie alles von sich fordert, so auch alles von ihm verlangen kann. Und so muß man bekennen, daß gerade durch ihre Strenge, welche man ihnen so oft vorgeworfen hat, die Missionäre am meisten, am sichersten gewirkt haben.

Daraus schon folgt, daß die Polynesier ein höchst befähigtes Menschengeschlecht sind, und als solche haben sie sich überall bewährt. So vor allen Dingen in den heillosen religiösen Wirren. Sie haben es vermocht, allerdings nicht ohne Störung, doch das Christenthum nicht über die Christenthümer zu verkennen, zu verwerfen, sie sind Christen und meist Protestanten geblieben. Auch wie sie sich die moderne Cultur angeeignet haben, verdient unsere höchste Bewunderung. Es ist eine unendliche Leistung, in nicht ganz 100 Jahren aus dem Cannibalismus, aus dem rohsten und schmutzigsten Heidenthum sich zu der Stufe der Bildung zu heben, welche diese Völker jetzt inne haben. Freilich fehlt hier noch viel zu einem wirklich gebildeten Zustand, namentlich die Masse des Volkes muß noch lernen und gehoben werden, nach jeder Seite hin. Sicherheit im Culturleben haben nur die Vornehmsten, klaren Ueberblick wohl noch Keiner: aber trotzdem haben sie,

ſtets angefochten von denen, nach welchen ſie ſich bilden ſollten, abſichtlich zurückgehalten von den eigenen gegneriſchen Landsleuten der Miſſionen, unwirbelt vom Streit der Nationen und der Religionen, ſie haben Erſtaunliches geleiſtet. Denn ſie ſind nicht irre geworden, weder an der Cultur noch an der Religion. Und auch hierfür hatten ſie faſt den einzigen Halt an den Miſſionären.

Dieſe dürfen und werden nicht nachlaſſen in ihrer Thätigkeit. Und wenn die Einwanderer civiliſirter Nationen ihren neuen Landsleuten mit nur einigermaßen gutem Willen beiſtehen in der großen Arbeit ihrer Entwickelung: dann kann und wird ſich die Zukunft der Polyneſier nicht ungünſtig geſtalten und die herrlichen Fähigkeiten, welche ſie beſitzen, werden ihnen und der ganzen Menſchheit gute Früchte tragen. Ihre Abnahme hat ſich vermindert, hat inne gehalten, es iſt alſo noch Zeit. Möge denn ihnen und den Weißen im Ocean alles zum Guten ſich geſtalten. Niemand kann dies heißer wünſchen, als wir.

Melaneſien und Auſtralien.

Der weſtliche Theil des ſtillen Oceans einſchließlich des Feſtlandes von Auſtralien, Neu-Guineas und ſeiner kleinen Nachbarinſeln wird von einem Menſchenſchlag bewohnt, der ſich weſentlich von den Malaien ſowohl wie von den Polyneſiern unterſcheidet. Am meiſten fällt die Farbe in die Augen: denn die Eingeborenen dieſes weſtlichen Theiles des Oceans ſind meiſt dunkel gefärbt, ſehr oft ſchwärzlich bis ſchwarz, weshalb man ſie auch Negritos genannt hat.

Unter ihnen laſſen ſich mehrere große Hauptgruppen unterſcheiden. Einmal die Ureinwohner Neuhollands und die Tasmanier; zweitens die Völker der Inſeln, welche man unter dem Namen Melaneſien begreift, alſo der ganzen Inſelreihe von Neucaledonien und Kunaie bis einſchließlich Neuguinea, Salwatti, Batanta, Gebe und der anderen kleinen Inſeln um Neuguinea, ſowie ferner auch die Eingeborenen des Fidſchiarchipels. Drittens ſind auch die ſchwarzen Stämme zu erwähnen, welche ab und zu auf den Inſeln und dem Feſtland des eigentlichen Malaiſiens wohnen, die unter verſchiedenen Namen bekannt ſind, Alfuren, Harafuras, Papuas u. ſ. w.

Es iſt eine wichtige und noch nicht ganz gelöſte Frage, ob und wie dieſe Völker mit jenen beiden erſten Abtheilungen und namentlich der zweiten verwandt ſind. Allein da dieſe Stämme zum Theil wenigſtens von Waitz ſelber in der erſten Hälfte des fünften Bandes erwähnt ſind; da ferner die eben angeregte Frage ſich nicht raſch beantworten läßt, ſo wollen wir auf dieſe Unterſuchung hier nicht weiter eingehen, deren genaue Erörterung wir uns für einen anderen Ort aufbewahren. Dort werden wir, weil uns hier der Raum gebricht, auch über das Verhältniß der Melaneſier und der Malaiopolyneſier, ſowie gleichfalls über die Verwandtſchaft der Neuholländer ausführlich reden, während uns hier nur die ethnologiſche Schilderung dieſer Völker beſchäftigen ſoll. Auch die Frage, in welchem Verhältniß die Melaneſier zu den ſchwarzen Urbewohnern Indiens ſtehen, welche man vielfach angeregt hat, laſſen wir hier bei Seite und beginnen zunächſt mit dem eigentlichen

Melaneſien.

Das Gebiet umfaßt, wenn wir von Süden nach Norden gehen, zunächſt alſo Baladea (Neukaledonien), das von vielen kleinen Riffinſeln umgeben iſt. Dieſe waren meiſt unbewohnt; Kunaie aber, die Fichteninſel, die geologiſche Fortſetzung Kaledoniens, iſt bewohnt. Zunächſt folgen dann die Inſeln der Loyalitätsgruppe, Nengone (Mare), Lifu, Uwea und kleinen Inſeln, wie Boucher, Bauvilliers, die Beauprégruppe, welche das Nordweſtende und Walpole, welche das Südoſtende des Archipels bildet. Dieſe kleineren Inſeln ſind unbewohnt, mit Ausnahme der Beauprégruppe (Labillardiere), auf deren größtem Eiland ſich ſpäter noch Eingeborene von Uwea niedergelaſſen haben (Cheyne 27). Die ſämmtlichen Inſeln des Loyalitätsarchipels beſtehen aus Madreporenkalk, welcher aber bei den größeren und Walpole 200′ über die Meeresfläche gehoben iſt (eb. 28); nichts deſto weniger ſcheinen ſie geologiſch zu Baladea zu gehören, indem ſich die Korallen auf die ſinkenden Bergketten, die urſprünglich wohl zu dieſer Inſel gehörten, aufgeſetzt haben und dann der verſunkene Grund ſpäter wieder gehoben iſt. — Wir kommen nun zu den neuen Hebriden, deren ſüdlichſte Aneityum (ſo iſt der Name der Inſel nach der Lond. Miſſ. Erskine 301. Grundem. b. Peterm. 1870, 367) iſt: dann folgen nach Norden zu Erromanga (Fotuna), Immer

(Niva), Tanna, Erromango, Fate, dann verschiedene kleine unbewohnte Felseneilande, darauf das wieder bewohnte Api; nun theilt sich der Archipel in zwei Ketten, deren westliche die beiden größten Inseln enthält, Mallikollo und Espiritu Santo; die östliche besteht aus Ambrym, Aragh (Pfingstinsel), Aoba (3. d. Aussätzigen Bougainv. 209; 212), Maiwo (Aurora), Gaua (St. Maria), die Banksinseln mit Vanua lava, Mota und verschiedenen kleinen Felseninseln, von denen der steile Vulkan Ureparapara (Blighinsel) gleichfalls bewohnt sein soll; wenigstens sah Rietmann im dichten Walde Rauch aufsteigen (181). Rein nördlich von dieser Reihe von Felsengipfeln liegt die Nitendigruppe (Kön. Charlotteninseln, Sta. Cruz), nach der größten Insel Nitendi (Indengi, Sta. Cruz) benannt. Dann gehören hierher Tupua, Vanikoro, die Matema-, die Duffgruppe, Motuiti (Kennedy) und mehrere andere kleine und unbewohnte Inseln. Tupua, Vanikoro, Motuiti sind melanesischer Bevölkerung; dahingegen die Matema-*) (Tromelin bei Bergh. Annal. 3, 284) und Duffgruppe, wie wir schon im vorigen Band sahen, polynesische Einwohner haben. Eine solche Bevölkerung finden wir auch auf einigen Inseln des Salomoarchipel, zunächst auf Sikayana, dann auf Rennell und Bellona, sowie auf Lord Howes Gruppe (Swainson 3), welche Völkerstämme alle drei eine dem Sikayana verwandte Sprache haben (Cheyne 186). Allerdings behauptet Carteret (366), daß Ontong Java (Lord Howes Gruppe) von Negern bewohnt sei: aber er irrt, denn die neun Inseln, die er sah, liegen fast um 9° westlicher als jene Gruppe, welche nach Tasman (38 f.) aus mehr als zwanzig Eilanden besteht. Auch die Marqueengruppe (Tasmans Mark) ist bewohnt, und zwar, wie Tasman (38) angibt, mit Leuten, welche der Bevölkerung Neuseelands durch ihr gesträubtes und schwarzes Haar gleichen. Und ähnlich behauptet Schouten (Diar. 48) von einer Inselgruppe dieser Gegend, welche aus drei bis vier Inseln bestand und wohl sicher dieselbe Gruppe war, die Bewohner derselben hätten dieselbe Sprache geredet als die Bewohner von Nive. Die grünen Inseln Schoutens und le Maires (Diar. 49) waren wohl unbewohnt. Es ist möglich, daß noch manche Insel hier polynesische Be-

*) Vielleicht ist diese Insel unter Dillons Mameinsel (2, 270) zu verstehen.

völkerung hat, doch ist aus den Angaben Tasmans und Schoutens nichts zu schließen. Denn dies schwarze aufgesträubte Haar haben die Melanesier fast immer, die Polynesier aber häufig; und neben jener sprachlichen Behauptung sagt Schouten freilich, daß die Bewohner den Niveanern auch leiblich ähnlich gesehen hätten, nur schwärzer gewesen wären, auch hatten sie Bogen und Pfeile, sie waren also hiernach ächte Melanesier. Schoutens Sprachbeobachtung aber kann nicht sehr genau gewesen sein: er war nur wenige Stunden mit den Eingeborenen der Gruppe, welche in Kähnen an sein Schiff heranfuhren, in Verkehr und wie leicht konnte ihn ein ungefähr ähnlicher Klang täuschen. Die größeren Inseln sind alle und zwar von Negritos bewohnt, so zunächst im Süden Bauro (St. Christoval) nebst den kleinen Nebeninseln Sesarga (isle des contrariétés, bewohnt Surville 248) und einigen anderen, wozu die drei Schwestern (bewohnt eb. 253-4) gehören; dann in doppelter Kette, westlich Gera (Guadalcanar), Murray, Neugeorgia und Simbu (Eddystone) (Cheyne 62; 65—6), die Schatzinseln (treasury, Shortland Reise 135; Reina Neum. Zeitschr. 4, 355) und Shortland, östlich Malaita, Carteret, Gower (Carteret 364), Isabel, Choiseul; hier vereinigen sich beide Ketten wieder zu einer Reihe, welche aus den Inseln Bougainville, Buka (Winchelsea) und Sir Hardy besteht, die alle bewohnt sind (Bougainville 230, 232, Carteret 367). Bewohnt ist gleichfalls die rein nördlich liegende Riffinsel Abgarris (d'Urville b, 5, 116). Geologisch zu derselben Reihe wie die Salomonsinseln gehört die Fortsetzung dieser letzteren, die östliche Reihe von Neubritannia, zunächst das der Hardyinsel unmittelbar benachbarte Eiland St. John, welches gleichfalls bewohnt ist (Schouten Diar. 49—50), dann folgt Tombara (Neuirland) mit ihren kleinen Vorinseln, deren östliche Gerrit Denys (bewohnt nach Dampier 5, 83) Fischerinsel, Mathias, Sturminsel (Dampier 5, 80. 88; Boug. 249) und andere sind, während westlich Amakata (York), Sandwich) bewohnt nach Carteret 376; 378 und Reina in Neumanns Zeitschr. 4, 354) vorliegen. Nördlich von Tombara wird die Kette durch Neuhannover (bewohnt Carter. 380) und einige unbedeutende Koralleninseln geschlossen — es sind dies Carterets Portlandsinseln. Zwischen Neuguinea und Tombara zieht sich die große Insel Birara (Neubritannien) hin, an welche sich Ruk und einige an-

dere Eilande (bewohnt Reina 352 f.) anſchließen. Auch die Admiralitätsinſeln, nordweſtlich von Tombara aus einer Haupt- und vielen Nebeninſeln beſtehend, ſind bewohnt (Carteret 383—5), ebenſo die Anachoretengruppe (Bougainv. 250), nicht aber die Schachbrettinſeln (Echiquier, eb.) und die Inſel Durour; auf Matty dagegen ſah Carteret viele Eingeborene mit Fackeln hin- und her rennen (387).

Das größte Land mit melaneſiſcher Bevölkerung iſt Neu-Guinea, zu welchem natürlich die Inſeln an ſeinen Küſten, in der Geelvinksbai, Salwatti, Friedrich Heinrich-Inſel u. ſ. w. hinzuzurechnen ſind. Und ebenſo die Inſeln der Luiſiade. Auch die Mudſchu- (Woodlark) und Trobriandinſeln ſind bewohnt (Reina 355; Cheyne 69) ſowie die Inſeln der Torresſtraße, von denen freilich die Eilande des Prinzen von Wales nicht zu Melaneſien, ſondern zu Neuholland gehören (Macgill. 2, 2). — Zu Melaneſien gehört dann ferner noch als ſein öſtlichſter Poſten der Fidſchiarchipel; der ſüdlichſte Punkt iſt wohl Kunaie, da Norfolk und die etwa unterm 32° ſ. Br. gelegenen Lord Howes-Inſeln unbewohnt waren (Watts 156).

Die meiſten dieſer Inſeln und ſo natürlich die größeren alle ſind hoch; doch iſt ſowohl die ganze Reihe (von Kunaie an bis Neuhannover) wie auch oft die einzelnen Inſeln vielfach umgeben von einer großen Anzahl von Riffen und flachen Koralleneilanden. Das ganze Gebiet macht den Eindruck, als ſei es ein allmählich verſunkenes Feſtland, an deſſen Rändern ſich Madreporendämme gebildet haben, manche gewiß ſchon in uralteſter Zeit und vielleicht noch an den Küſten des urſprünglichen Geſtades dieſes Feſtlandes, wie denn z. B. Bougainville im Schachbrett nirgends Grund fand; der Korallenfels ſtieg in fadenloſe Tiefen hinab. Andere dieſer Madreporeninſelchen bildeten ſich dann im Innern des ſinkenden Feſtlandes, an Rändern höherer Gebirge: es ſind das die Riffe, welche ſich zwiſchen den einzelnen Inſeln finden und z. B. Neukaledonien ganz abſchließen; daher die Behauptung der Franzoſen, die Loyalitätsinſeln gehörten geographiſch zu Baladea, ganz ohne thatſächlichen Grund iſt. Auf dem Geſtein der Inſeln (Grauwacke, Schiefer, Sandſtein, Porphyr und Granit) ruht im weſtlichen Neuguinea, Neubritannien und den neuen Hebriden bisweilen hochgehobener Madreporenkalk (Wallace 2, 288; Meinicke a,

550, 552), so daß wie im malayischen Archipel (Wallace 1, 209 f.) auch hier mehrfache Hebungen und Senkungen anzunehmen wären. Dies befremdet um so weniger, als thätige und ausgebrannte Vulkane, Solfataren, heiße Quellen und dergl. so wie vulkanische Gesteine, Lava, Bimsstein, Basalt u. s. w. im ganzen Gebiet von den kleinen Inseln bei Neuguinea bis Tanna sehr zahlreich sind. Auch die Fidschiinseln, eine kreisförmige Gruppe meist hoher Inseln, deren bedeutendste nach Norden und Westen liegen, mit zahlreichen Riff- und Riffinselbildungen, sind von ganz vulkanischem Gestein, wie denn auch hier heiße Quellen mehrfach vorkommen und Erdbeben nicht selten sind (Seemann J. R. G. S. 1862, 51).

Das Land ist fast überall mit den dichtesten und mächtigsten tropischen Urwäldern bedeckt, welche nur an der Küste einen schmalen, meist sandigen Landstreif freilassen; Baladea aber ist dürr und unfruchtbar, namentlich im Innern, das gebirgig und beständigen heftigen Winden ausgesetzt ist. Auch die übrigen Inseln sind von Gebirgen durchzogen, welche in Neuguinea z. Th. die Schneegrenze überragen, in Neubritannien und dem Salomonarchipel bis zu 9000′ aufsteigen und nur auf den südlichen Inseln zu einfach hügeliger Landschaft herabsinken. Sie sowie jene Wälder setzen der Entwickelung der Bewohner höchst bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Dazu kommt eine unerträgliche drückende Hitze, welche fast überall herrscht und die verbunden mit der übermäßigen Feuchtigkeit der dichtbewaldeten Inseln einen ebenso erschlaffenden wie ungesunden Einfluß ausübt. Fieber, welche namentlich den Europäern gefährlich sind, herrschen daher immer (Reina 354; Bougainv. 239; Freycinet 2, 48; Rietmann 161 f.; 189; Wallace 2, 292; 298).

Flora und Fauna weisen nach Malaisien hin, nur daß Baladea und Neuguinea theilweise auch neuholländische Formen zeigen. Die Grenze dieser beiden Centren läuft zwischen eng benachbarten Inseln der Torresstraße: die des Prinzen von Wales gehören nach der Natur und Bevölkerung zu Neuholland, die übrigen ebenso zu Neuguinea (Macgill. 2, 2; Meinicke d, 104).

Auch manche selbständige Pflanze hat Melanesien aufzuweisen, so jene merkwürdige Cypressenart auf Neukaledonien und Kunaie, von welcher die letztere den Namen Fichteninsel erhielt (Isle of pines, daher Eileopein auch unter den Eingeborenen jetzt nicht selten genannt

Hood 209). Auch unterſcheidet ſich die Flora trotz ihres gleichen Urſprungs dadurch von der polyneſiſchen, daß ſie manche in der letzteren ſehr verbreitete Pflanze nicht beſitzt, dafür aber andere, welche letzterer fehlen, bekommen hat; wie ſie denn nach Weſten immer reicher wird. Keineswegs aber iſt ſie eine bequeme. Viele ihrer Früchte wachſen an Bäumen und ſind ſchon deshalb für den Anbau ſchwierig. Dieſe Früchte ſelbſt bieten durchaus keine fortwährende oder zur Aufbewahrung geeignete Nahrung. Ferner iſt es für den Urwald charakteriſtiſch, daß er nie fruchtleer, aber auch nie fruchtreich iſt; daß er ſtets nur Einzelnes und nur dem Suchenden ſpendet. Die meiſten Nahrungspflanzen, welche Melaneſien beſitzt, ſind dort nicht einheimiſch und vielfach gewiß erſt eingeführt, was indeß ſchon vor langer Zeit geſchehen iſt. Dies beweiſt der Brodbaum, welcher ſich nur in den ſamenloſen Varietäten, allein mit ſelbſtändiger Abänderung derſelben findet. Die übrigen Nutzpflanzen, Arum, Yams, Ignamen, Bananen, Zuckerrohr, Cokos, Pandanus u. ſ. w. finden wir alle in Polyneſien und Malaiſien in gleichem Gebrauch wieder.

Auch die Thierwelt iſt für die Entwickelung des Menſchen nicht günſtig. Größere wilde Vierfüßler beſitzt zwar Neuguinea, aber entweder Kängurus, die zu Hausthieren untauglich ſind, oder nächtlich lebende Thiere, die zwar zur Jagd aber nie zur Zähmung brauchbar ſind. Selbſt die Ratte, die ſonſt überall verbreitet iſt, fehlt auf Baladea, ebenſo das Schwein (Forſter Bem. 165; 166), obwohl dies und das Haushuhn überall ſonſt die einzigen, freilich auch immer halbwilden Hausthiere ſind. Die Salomoninſeln haben noch einen Hund (Surv. 233) und Fledermäuſe ſowie der fliegende Hund finden ſich überall. Die zahlreiche Vogelwelt des Urwaldes bietet zwar auf Neuguinea durch die wunderbare Herrlichkeit der Paradiesvögel den Eingeborenen manchen Schmuck und Handelsgegenſtand, und dem ganzen Gebiete manche Speiſe, doch iſt die Jagd außer auf den Kaſuar, der bis nach Neubritannien verbreitet iſt, keineswegs anregend, auch in dem Dickicht des Urwaldes höchſt ſchwierig. Doch ſind die vögelbelebten Wipfel deſſelben ohne Zweifel die Veranlaſſung, daß die Eingeborenen Bogen und Pfeil als Hauptwaffe benutzen. — Von Lurchen finden ſich Schlangen, doch meiſt ungefährliche, obwohl bis zu 20' Länge (Dillon 2, 170), größere Eidechſen überall und das Krokodil auf Neuguinea und Neubritannien (Sainſon bei d'Urville

4, 731; Bougainv. 239), Raupen werden auf Norfolk und Heuschrecken auf Neukaledonien zur Landplage (King 308; Hood 212).

Der Fidschiarchipel zeigt für uns keine Abweichungen von Polynesien, wenn auch der Zoolog und der Botaniker hier manches Neue findet, da die Gruppe ein für sich abgeschlossenes Gebiet bildet (Griesebach bei Petermann 1866, 53).

Daß die Strömungen viel zur Verbreitung der Organismen beitrugen, geht daraus hervor, daß King (295-7) an Norfolk Kahntrümmer, Götzenbilder, Cokosnüsse u. dergl. angeschwemmt fand. Ganz Melanesien steht unter dem Bereich einer Strömung, welche von Südosten nach Nordwesten fließt, wie es auch ganz unterm Südostpassat liegt. Diesen lösen in den Wintermonaten heftige und unregelmäßige West- und Südwinde ab (Forster Bem. 107) und machen, da sie häufig zu Orkanen heranwachsen, die Schifffahrt höchst gefährlich, wie sie auch die Inseln oft ganz zerstören. Die Westmonsune wehen andauernd und sehr heftig von der Nordküste von Neuguinea über Neubritannien bis zum Norden der neuen Hebriden (Cheyne 166) durch ihre Regenmenge vermehren sie die Feuchtigkeit der undurchdringlichen Wälder und dadurch die Schädlichkeit der Luft (King 298; Surville 227; Shortl. Reise 130; Bougainv. 297; Schouten 60).

Gehen wir nun zur Bevölkerung über und zwar zunächst zur Schilderung der **physischen Beschaffenheit** der Melanesier und beginnen im Süden, mit Neucaledonien. Die Bewohner dieser Insel, deren erste Beschreibung wir ihren Entdeckern Cook und Forster (1774) verdanken, zerfallen in zwei Racen. Die Menschen der einen waren nie unter mittelgroß, oft sogar groß, stark, wohlgewachsen, wenigstens die Männer; die Weiber freilich waren nur klein, da auf ihnen eine unverhältnißmäßig schwere Arbeit lastet (Forster R. 3, 201; Bem. 214). Ganz ebenso schildert sie d'Entrecasteaux, der sie zunächst nach Cook 1792 besuchte, als etwas über mittelgroß, aber sehr mager, was sich namentlich an den auffallend schwachen Armen und Beinen zeigte (1, 330. 351). Diese Magerkeit, diese schlechten Proportionen, welche auch neuere Berichterstatter vorfanden (Pigeard in nouv ann. des voy. 1847, 1, 301) stehen mit ihrer Lebensart in Zusammenhang; denn ihr Stamm wird namentlich von den schlechter genährten Bergbewohnern der Insel gebildet, welche freilich auch in den Niederungen nicht eben fruchtbar ist. (Labillardiere 2, 205 f.) Doch fand sie Bourgarel (mém. de la

société d'Anthrop. de Paris 1, 252; l'institut 1860, 132) im Durchſchnitt doch immer mittelmäßig muskulös und um ein Weniges größer als die Franzoſen. Er beſchreibt ſie ferner als chokoladenfarbig bis dunkel-olivenbraun, ja letztere Farbe nennt er an anderen Stellen geradezu ſchwarz (Mémoires 286; 289); Pigeard, der ganz wie Forſter (Bem. 214; R. 3, 201) unter jenem dunkleren Stamm ebenfalls geradezu ſchwarze Individuen ſah, während andere nur ſehr dunkel rothbraun waren, glaubt, daß dieſe letzteren von der ſüdlichſten Loyalitätsinſel, von Mare (Britannia), eingewandert (nouv. ann. des voyag. 1846, 4, 216 f.) ſeien, da auch ihre Sprache auffallende Analogien mit der Tongaſprache hatte (eb. 1847. 1, 311). Einzelne Worte haben beide Sprachen gemein, welche übrigens Pigeard durchaus nicht genau genug kennt, um darauf bündige Schlüſſe bauen zu können. Auch iſt die Sprache der dunkeln und helleren Menſchen, die zu dem einen Stamm gehören, durchaus nicht verſchieden. Der Bart dieſer dunkleren Bevölkerung, welche man bald mit den Tasmaniern (d'Entrecaſteaux 1, 330; Labillardiere 2, 186, 244); bald mit den Fidſchiinſulanern (Erskine 20) verglichen hat, iſt ſchwarz, von flockigem Wachsthum, aber oft ſtark und lang (Bourgarel mém. 252 f.; Pigeard nouv. ann. 1847, 1, 301; Forſter Bem. 215; R. 201), das Haupthaar, welches auch flockig wächſt, iſt nicht eben lang, aber ſehr kraus, ſo daß es Labillardiere (2, 186) geradezu wollig nennt, und wird nicht ſelten roth gebeizt (Pigeard a. a. O.). Oefter ſind ſie über den Rücken und am ganzen Körper ziemlich ſtark behaart (Forſter Bem. 218). Die Geſichtszüge ſind bei beiden Geſchlechtern grob, aber gutmüthig (Forſter Bem. 214-5; R. 207). mit großen, platten, breiten Naſen, deren Wurzel tief liegend iſt, nach Hood (215) in Folge künſtlichen Eindrückens, mit vorſtehenden Backenknochen, dicken vorſtehenden Lippen, 6 Centimeter weitem Munde, ſchiefſtehenden, weißen Zähnen, kleinen, ovalen, tiefliegenden Augen (welche Forſter wie Haar und Zähne ſchön nennt, Bem. 215) mit gelblichrother Conjunctiva und hervorragenden horizontalen Augenbraubogen. Das Kinn iſt rund und etwas vorſtehend, der Schädel wenig voluminös (Bourgarel a. a. O. 252; Forſter R. 3, 208; Bem. 215 f.; Hood 215) mit verhältnißmäßig kleinem ſeitlichen Durchmeſſer bei größerer Kopflänge und ſtärker ausgebildetem Hinterhaupte (Bourgarel eb. 289; Maaße von 57 Schädeln eb. 257). Die Stirn, nach Forſter (R. 3, 208)

hoch, ist nach Bourgarel (252) klein, kugelig, aber zurückfliehend (Hood 215). Nach allem Vorstehenden wird man die Schilderung der Neucaledonier im Ausland (1855, 419), sie seien prächtige Gestalten mit Negerphysiognomien aber aufgepfropftem indischen Typus, auf ihr richtiges Maaß zurückführen. — Die gelbbraune Race der Insel, hauptsächlich im Süden und Osten der Insel lebend, wo ihre Einwanderung noch fortdauert, hat höhere, größere, geradere Stirn, einen Schädelbau, der mehr dem polynesischen ähnlich ist und überhaupt ein polynesisches Aussehen. Sie stammen hauptsächlich aus Uwea und die Häuptlinge an der Küste und im Süden gehören ihnen fast alle zu (eb. 253 f.; 286). Auch im Norden zwischen Poebo und Jengen finden wir diese uweanischen Einwanderer und überall, wo sie hinkamen, sind die Menschen größer, schöner und anstelliger (Montravel in nouv. ann. des voy. 1854, 4, 336). Mischlinge beider Racen finden sich gleichfalls (Bourgarel 253). Auch Fidschiinsulaner sollen nach Baladea eingewandert sein (Malte Brun in bull. d. l. soc. geogr. 1854, 1, 238 f.).

Die Eingeborenen der benachbarten Inseln gleichen den Baladeanern. So die Kunaier (Erskine 395), welche aber physisch höher stehen, als die letzteren (Hood 209): sie sind mittelgroß, mit wohlgestaltetem Gesicht, großem Mund, guten Zähnen und krausen Haaren, von Farbe zwischen der schwarzen und braunen Race; aber auch die dunkelsten unter ihnen haben nichts negerartiges (Cheyne 6; Berghaus' Zeitschrift f. Erdk. X, 354, nach Naut. Mag. XVII.). Blick und Geberden sind ungemein ruhelos und wild (eb.). Auch die Loyalitätsinseln sind von Menschen bewohnt, welche eine Mischung der schwarzen und gelben Bevölkerung zu sein scheinen (Erskine 18). Auf Halgan (Uwea), dessen Hauptinsel Hnič, „die langgekrümmte" heißt (Turner 518), sind Polynesier von Uwea zahlreich eingewandert und haben auch die Namen ihrer alten auf die neue Heimath übertragen; auch einige neucaledonische Familien waren eingewandert, welche aber mit den Eingeborenen ganz verschmolzen sind (Grundem. 366). Diese sind braun in verschiedenen, theils helleren theils dunkleren Abstufungen, mit krausem oder schlichtem Haar (eb. 339 f.) und schöner als die Kunaier (Cheyne 24). Ebenso wild wie die letzteren und ihnen auch leiblich ähnlich sind die Bewohner von Lifu, in der Gestalt zwar variirend, aber doch meist

mittelgroß, deren Farbe chokoladenbraun, aber heller als die der Uweaner ist. Ihre Augen sind schwarz, von durchdringendem Blick; ihr Haar ist kraus und so wie der Bart büschelig; am Körper sind sie stark behaart (Cheyne 14). Auch den Bewohnern von Mare gleichen sie, deren Augen sehr schön und deren Stirn hoch und wohlgebildet ist; doch stehen sie im Ganzen den Neucaledoniern nahe (Erskine 366; 378; 386).

Von den Hebriden ist Erronan und Immer fast ganz polynesisch geworden, ja sie haben die Namen der Inseln bekommen, woher die Einwanderer kamen, Immer Niva und Erronan Fotuna. Auch im östlichen Theil von Fate (Sandwich) soll es eine polynesische Sprache geben, natürlich von polynesischen Einwanderern gesprochen (v. d. Gabelentz 265 Note und Erskine 333; Gill 55); Tanna ist im Besitz mehrerer Sprachen, deren eine gleichfalls polynesisch zu sein scheint (v. d. Gab. 227; Forster ges. W. 2, 205; 276; Turner 83.). Da wir nun die Abkunft dieser Polynesier genau kennen (Bd. 5, 202) und wissen, daß sie erst ganz vor kurzem in ihre neue Heimath übergesiedelt sind, so brauchen wir über sie gar nicht zu reden und unsere Schilderung gilt nur den melanesisch sprechenden Stämmen. Die einzelnen Inseln unterscheiden sich sehr von einander durch die Körperbeschaffenheit ihrer Bewohner; doch wird uns das nicht wundern, wenn wir hören, daß z. B. auf Tanna eine größere Anzahl verschiedener Stämme wohnen, deren jeder seine eigene Sprache spricht (Gill 227; v. d. Gabel. 145); daß es auf Erromango zwei Sprachen gibt, deren eine allerdings im Aussterben ist (v. d. Gabel. 125); daß auch Aneityum in eine Menge einzelner Stämme zerfällt (Gill 150). Die Bewohner nun dieser letzteren Insel sind klein, sehr dunkel, mager, mit blutunterlaufenen Augen, langem Haar, das büschelig wächst oder wenigstens häufig so getragen wird (Gill 151; Erskine 301 f.). Nach Cheyne (33) und Turner (371), der einen Häuptling dieser Insel mit jüdischer Physiognomie sah (368), sind sie den Tannesen und diese wieder den Lifuern ähnlich, während Forster (N. 3, 247) die Tannesen den Neucaledoniern ähnlich, aber minder sanft und offen als diese nennt. Die Tannesen sind musculöse und kräftige, aber meist nur mittelgroße Menschen, deren Wuchs selten die Höhe von 5' 7" überschreitet (Gill 226; Erskine 306; Turner 76; Belcher a 2, 62). Sie sind gut gewachsen, nicht fett,

von kühnen oft schönen Gesichtszügen, die Weiber jedoch klein und später meist häßlich (Forster R. 3, 81; 138; Bem. 215; Rietmann 152). Ihre Hautfarbe ist ein schmutziges Schwarz (Gill 226; Forster Bem. 215) oder ein dunkles Kupferbraun, welches bis ins Schwarz übergeht (Turner 46 f. Forster R. 3, 72; Rietmann 152). Erskine nennt sie glänzend schwarz (306), doch beruht dies sicher auf einem Irrthum, welchen Turner aufklärt: denn er sagt (77), sie bemalten sich sehr häufig mit einer schwarzen Farbe, welche zugleich Zeichen der Trauer ist und sähen dann schwarzglänzend, wie gewichst aus. Ihre Haut hat das Sammetartige der Negerhaut (Forster R. 3, 82). Der Körper ist mit zartem Haar dicht bedeckt (Erst. 306; Gill 226); das Haupthaar ist meist schwarz, seltener braun, oft mit gelbbraunen Spitzen; es ist kraus und wird von den Männern 12-18", von den Weibern nur anderthalb Zoll lang, bei beiden aber in einzelnen dünnen Löckchen (oft 600-700) getragen, welche von den Haarwurzeln an durch Pflanzenrinde zusammengeflochten, an der Spitze freigelassen und daselbst ganz kraus sind; alle werden nach hinten gestrichen (Turner 77; Forster Bem. 215; R. 3, 77-8, Rietm. 152). Ihr Bart ist stark und kraus (Forster R. 3, 82). Ihre Nasen sind breit und meist platt (Erskine 306; Forster R. 3, 78; Gill 226), aber die meist starken Züge nicht oder nur wenig negerartig (Turner 76 f.), die Augen groß, sanft, chokoladebraun (Forster R. 82; Gill 226). Die Bewohner von Erromango unterscheiden sich sowohl im Aeußeren als in Sprache und Sitte von den Bewohnern der umliegenden Hebriden (Gill 122), von denen sie den Tannesen am ähnlichsten sein sollen (Rietmann 159), doch nennt sie Cheyne dunkler (37). Sie sind mittelgroß, größer, schöner und besser gewachsen als die Mallikollesen, nußbraun bis schwarz, ihr Haar ist dick, wolligkraus, schwarz oder, jedoch selten, braun oder röthlich (Gill 122; Forster R. 3, 59; 61; 55). Auch die kleinen Inseln Immer und Erronan, welche noch zu dieser südlichen Abtheilung der Hebriden gehören und die wir schon wegen ihrer zahlreichen polynesischen Bewohner erwähnten, haben melanesische Eingeborene, welche freilich von jenen Einwanderern immer mehr verdrängt und assimilirt werden; sie gleichen den Tannesen (Cheyne 36) im Aeußeren und daß sie auch sonst echte Melanesier sind, geht, abgesehen von der Sprache, aus vielen Eigenthümlichkeiten in Sitte und geistigen Anschau-

ungen hervor, die ſie auf ihre polyneſiſchen Nachbarn übertragen haben und die ganz melaneſiſch ſind (Erskine 319 f.; Turner 361 f.). Die Hauptgruppe der Hebriden beginnt mit Fate, nach Cheyne der ſchönſten hebridiſchen Inſel, welche auf der Weſtſeite in der Erakor-Bai auch Efat heißt (Turner 499). Die Inſel, mit zahlreicher Bevölkerung (Turner 393), iſt in jeder Beziehung merkwürdig: ihre Bewohner, welche, wie ſie unter ſich ſehr verſchiedene Individualität zeigen, ſo auch den anderen Bewohnern der neuen Hebriden wenig gleichen (Erskine 324; Gill 58), ſtehen in ihrer ganzen Lebensweiſe höher als dieſe übrigen. Auch leiblich zeichnen ſie ſich aus: ſie haben bei hohem Wuchs und ſtarkem Körperbau (Rietmann 163) regelmäßige Züge, öfters gerade oder faſt römiſch gebogene Naſe, gut entwickelte Stirn und mäßig großen Bart Erskine 324; Gill 58). Ihr Haar iſt kurz, wollig kraus und oft durch Beizen mit Kalk gelb gefärbt (Erskine eb. Turner 393); ſeine Grundfarbe iſt ſchwarz. Schwarz und zwar ebenſo wie bei den Tanneſen iſt auch ihre Haut (Erskine eb.). Die Weiber ſind ſchlank und zierlich, die Kinder ſchön (Erskine 332). Häßlicher ſind die Bewohner der nun folgenden Inſeln, zunächſt Mallikollos, welche als klein, behend, mager, ſchwarz, ſehr häßlich, ja affenähnlich geſchildert werden (Forſter Bem. 217; Rietmann 169). Die Stirn iſt ganz flach nach hinten verlaufend und dadurch kurz; die Backenknochen ſtehen vor, die Naſe iſt platt und breit, breit iſt auch der Mund, die Züge wild, der Bart ſtark und kraus, aber nicht wollig (Forſter R. 3, 9; 13; Bem. 217). Die Haut iſt weich und glatt anzufühlen, doch ſind auch hier viele Individuen mit weichem und langem Körperhaar bedeckt (Forſter R. 3, 12. Bem. 218). Der Bauch ſteht, weil ſie ihn durch einen Strick zu feſt einſchnüren, unmäßig vor (Rietm. 169; Forſter Bem. 218), die Gliedmaßen ſind (Forſter eb.) dünn und wenn Rietmann (eb.) ſie dennoch gut gewachſen nennt, ſo kann ſich das wohl nur auf einzelne Individuen beziehen. Namentlich häßlich und ſchlecht gewachſen ſind die Weiber, was bei der maſſenhaften Arbeit, welche auf ihnen liegt, uns nicht wundern kann; ſie werden ſehr entſtellt durch ihre ſehr langen, ſchlauchartig hängenden Brüſte (Forſter Bem. 217-8, Reiſe 3, 23). Den Mallikolleſen gleichen nicht nur die Einwohner der kleineren Inſeln zwiſchen Fate und Mallikollo, ſoweit dieſe bewohnt ſind (Forſter R. 3, 45), ſondern auch die Eingeborenen der öſtlichen

Inſelkette, die von Ambryen, Aoba, Aragh, Maiwo. Bougainville ſchildert die Aobaner als klein, häßlich, übel gebaut, mit dicken Lippen, bartlos, mit wollig-krauſem Haar und von ſchwarzer oder braungelber Farbe. Auch hier waren die Weiber beſonders häßlich (Boug. 211 f.). Dagegen preiſt nun Selwyn (ev. Miſſ. Mag. 1869, 326) die Aobaner als ungewöhnlich ſchöne Menſchen und im allgemeinen werden die Bewohner der nördlichſten Hebriden gerühmt: wenigſtens ſah Rietmann (177) auf Espiritu ſanto lauter ſchöne ſchwarze Leute und ebenſo ſchildert er die Bewohner von Vanua lava zwar als ſehr dunkel, aber als gut gewachſen und hübſch (180). Quiros fand 1605 auf dem dichtbevölkerten Espiritu ſanto braune, ſchwarze und ſehr weiße Menſchen, letztere mit rothem Haar und Bart (Torquemada 5, c. 68; Dalrymple 256; 283; Fleurieu 50 f.), von welchen letzteren Fleurieu (43) vermuthet, daß ſie weiß bemalt, ihr Haar aber gebeizt war. Die einen hatten langes ſchlichtes, die anderen kurzes krauſes Haar. Auch dieſe Inſeln ſind je von verſchiedenen Stämmen bewohnt (ev. Miſſ. Mag. 1869, 324 f.), woher ſich mancher Widerſpruch über die Eingeborenen löſen mag. Beſſer unterrichtet als über dieſe ziemlich unbekannten nördlichen Hebriden ſind wir über die Nitendi-Gruppe. Auf der ſüdlichſten hierhergehörigen Inſel, auf Vanikoro, leben Menſchen von hoher ſchlanker Statur, die hübſch genannt werden könnten, wenn die Beine ſtärker wären. Die Farbe iſt ein lichtes Schwarzgrau mit röthlichem Schimmer, das Haar iſt kraus, lang, der Bart kurz aber ſtark (Dillon 2, 153; Titelkupfer des 2ten Bandes). Das Geſicht iſt länglich, die Stirn hoch und gewölbt (d'Urville a, 5, 214). Die ſeitliche Abplattung des Kopfes an den Schläfen iſt ſo ſtark, daß die Stirn dadurch ſehr hoch und unten ſchmal erſcheint. Das Geſicht iſt breiter als der Schädel durch die hervorſtehenden Backenknochen, die Naſe iſt breit, die Naſenwurzel eingedrückt, die Augen ziemlich groß, aber tiefliegend, die Lippen dick, das Kinn klein, das Haar kraus (Quoy bei d'Urville a 5, 358; Swainſon eb. 355; Zool. 35). Ganz beſonders häßlich ſind die Weiber, ſobald ſie der erſten Jugend, in der ſie bisweilen hübſch ſind (Dillon 2, 177), entwachſen ſind; die Brüſte, welche ſie aufzubinden pflegten, hängen dann lang und ſchlaff herab (d'Urv. a, V, 164; Dillon 2, 229). Auffallend iſt es, daß viele Individuen daſelbſt hochſtehende Waden und hervorſtehende Ferſen beſitzen (Quoy

bei d'Urv. a 5, 359). Den Vanikoresen gleichen die Eingeborenen von Ritendi (Dillon 2, 157) und wohl auch die von Tupua, obwohl alle diese Inseln sprachlich geschieden sind (Dillon 2, 271). Auf Santa Cruz gibt es schwarze, chokoladenbraune und kupferfarbige Eingeborene, deren letztere langes schlichtes Haar haben. Die Gesichtszüge sind bei allen höchst verschieden (Dillon 2, 311.) Labillardiere (2, 255) schildert sie als olivenbraun, einige als sehr schwarz, mit negerähnlichen Lippen und Nasen oder malaiischen Zügen; die Stirn ist sehr hoch, der dünne Bart (Forster R. 3, 189; Carteret 1, 360) wie das Haar kraus, welches man am Körper sorgfältig ausrauft (eb. 2, 256). Auch hier finden wir die dünnen Extremitäten wie im übrigen Archipel (Mendana allg. Hist. d. R. 18, 502; Fleurieu 26). Die Hautfarbe ist nach Carteret (360) minder schwarz als auf Neuguinea; die Gesichtszüge keineswegs immer häßlich. Die übrigen Bewohner dieser Gruppe gehören zu Polynesien.

Die Melanesier des Salomoarchipel sind zum Theil den Bewohnern von Sta Cruz ähnlich, wie Carteret (364-5) wenigstens von Gower, Carteret und Simpson behauptet. Auch die Bewohner von Bauro sind meist chokoladenbraun, den Fidschiinsulanern ähnlich, nur heller; sie zeigen dieselbe Farbe wie die Polynesier, nur in einer viel dunkleren Schattirung. Doch gibt es auch einige wenige unter ihnen, welche mattschwarz, ohne bräunliche Beimischung sind. Ihre Stirn ist niedrig, die Nase platt, Kiefern und Backenknochen vorspringend, die Lippen dick, der Mund groß, das Haar kraus, doch bisweilen auch schlicht, meist gebeizt, häufig kurz geschoren mit Ausnahme einiger Locken, die man lang wachsen läßt. (Montravel bei d'Urville b. Zool. 2, 365; Roquemaurel eb. hist. 5, 294). Das Körperhaar rasiren sie aufs sorgfältigste ab (Rietmann 185). Die Malaitaner sind bräunlich schwarz, mit dichtem krausen Haar, welches perrückenartig absteht und häufig roth gebeizt ist (Nov. 2, 429); ihre Gesichter sind oval, die Nasen sind breit und flach, bisweilen jedoch auch lang vorspringend (eb. 432). Schwarz, mit krausem abstehendem Haar, dabei mittelgroß, breit und gut gewachsen sind auch die Sesarganer: merkwürdig ist es aber und sehr zu beachten, daß sich unter ihnen einzelne braungelbe Individuen finden, die auf ihr langes schlichtes Haar stolz sind, und daß diese wenigen zu Häuptlingen gehören (Surville 249 f.). Diese Verschiedenheit der

Hautfarbe findet sich im ganzen Archipel und schon Mendana, der 1567 Gera (Guadalkanar) entdeckte, sagt von den Salomonsinseln, daß daselbst ganz dunkle, hellere und ganz helle Menschen wohnten (allg. Hist. d. R. 18, 493) und Herrera (descripcion de las Indas occid. Madrid 1730 fol. 59 bei Fleurieu 18) spricht von weißen, dunkelbraunen, rothen, kupferfarbigen und negerartigen Menschen und von der Mischung verschiedener Racen daselbst. Gera, welches sprachlich Bauro sehr nahe steht (v. d. Gabelentz 244) wird auch dieselben oder sehr ähnliche Bewohner wie diese Insel haben. Dieselbe Farbenverschiedenheit findet sich auf Isabel. Während Surville, welcher die Umwohner von Port Praslin den Sesarganern gleich nennt (247), sie als mittelgroße, aber starke und nervige Menschen schildert (235), sind sie nach d'Urville (b. 5, 105) meist klein und schwächlich, nach Jacquinot (eb. Zool. 2, 245) nur zum Theil gut gewachsen. Alle aber stimmen darin überein, daß sie entweder sehr dunkelfarbig (schwarz nach Surville, nußbraun nach d'Urville und Jacquinot d'Urv. b. Zool. 2, 455: also auch sie wohl von polynesischer Hautfarbe, nur in dunkelster Schattirung, und mit krausem weichem Haar, welches sie oft roth färben oder aber kupferfarben sind und dann bisweilen mit schlichtem, meist aber auch dann mit krausem Haar (Surville 235; d'Urville b. 5, 105 f.; Jacquinot eb. 297. u. Zool. 2, 355). Auch Mendana fand hier kraushaarige bronzefarbene Menschen (Dalrymple 91). Die Nase ist meist breit und flach doch bisweilen auch adlerförmig, (Jacqu. bei d'Urville b. Zool. 2, 355), die Lippen meist voll, doch erstere nicht so platt, letztere nicht so dick wie beim afrikanischen Neger. Die Stirn ist klein, die Augen mitteltiefliegend, das Untergesicht spitz, der Bart sehr gering (Surville 235). Die Bewohner der kleineren Inseln südlich von Isabel Murray, Neugeorgien und Simbu sind mittelgroß, schwarz, mit krauswolligem Haar, stark und wohlgebaut, den Eingeborenen von Neuguinea fast gleich (Cheyne 64 f.; Shortland Reise 234). Die Eingebornen von Choiseul und Buka sind schwarz, mit krausem, langem oft gebeiztem Haar (Bougainville 227; 231; 232) und namentlich die Bukaner sind schön nach Dubouzet bei d'Urville (b. Zool. 2, 368), nach Labillardiere freilich nur kräftig und ausdrucksvoll, keineswegs schön, nicht sehr schwarz, mittelgroß und sehr muskulös, mit sehr großem Kopf, sehr großer Stirn, sehr reichem, wolligem Haar-

wuchs, glattem Geſicht, ziemlich kleinen Lippen und ſtarkem Kinn (Labillard. 1, 22 (7—8,) vergl. Lesson complém. zu Buffon 3, 110). Salerio, welcher die Bewohner von Buka ſowohl wie die von Neugeorgien nicht ſchwarz ſondern dunkelchokoladenbraun nennt, ſtellt ſie mit den Bewohnern der übrigen Salomoinſeln gleich, obwohl ſie eine durchaus ſelbſtändige Sprache reden (344), während die Eingeborenen von Bougainville gleich ſind den Bewohnern von Malaita (Roquemaurel bei d'Urville b. Zool. 2, 367). Die Bewohner der neun Inſeln ſind gleichfalls nach Carterets Schilderung Neger, welche den afrikaniſchen ähnlich ſeien und ſchwarzes wolligkrauſes Haar hätten (Cart. bei Schiller 1, 367). So werden auch die Bewohner der übrigen kleineren Inſeln daſelbſt von ähnlichem Aeußeren ſein, nur iſt dabei an das ebenholzartige Schwarz mancher Negerſtämme nicht zu denken, vielmehr auch hier die Haut wohl nur dunkelolivenbraun oder röthlich grauſchwarz. Doch iſt die Bevölkerung des ganzen Archipels durchſchnittlich heller als die Fidſchiinſulaner (Dumoutier, d'Urville b. Zool. 214). Etwas genauer ſind wir über die nun folgende Inſelgruppe, über Neubritannien unterrichtet. Schouten und le Maire, welche am Johannistag 1616 die Inſel St. Johann entdeckten, ſchildern die Eingeborenen als ſehr ſchwarz, häßlich, wild (Diar. 50), aber als ſtark und wohlgewachſen (le Maire allg. Hiſt. d. R. 11, 470). Ihr Haar war kurz und kraus, keineswegs aber wollig wie bei den Negern Afrikas, ihre Bärte dagegen lang (eb.). Die Eingeborenen von Gerrit Denis ſchildert Dampier (5, 83) als ſchwarz und ſtark, mit kurzen krauſen Haaren, die mannigfach geſchnitten und gefärbt ſind, mit rundem, breitem Geſicht und großer platter Naſe, aber eigentlich nicht häßlich. Südlich von dieſer Inſel liegt das kleinere Eiland Anton Cave mit ſchwarzen, ſehr großen, kraushaarigen Menſchen (eb.). Die Bewohner von Tombara ſind ſchwarz, doch iſt ihre Farbe etwas heller als die der afrikaniſchen Neger (Garnot bei Duperrey 526), ſchmutzig ſchwarz, wie Leſſon ſagt, alſo nur grauſchwarz (complém. zu Buffon 3, 68). Sie ſind nur mittelgroß, ſelten über 5′ 1-2″,— doch gibt Belcher der ſonſt mit Garnot übereinſtimmt, auch 5′ 7″ als nicht ſeltene Größe an (a. 2, 80) — eher mager als athletiſch, mit nicht ſtark entwickelten Muskeln (eb.), ſchwachen Extremitäten, aber mit dickem Bauch (Quoy bei d'Urville a. 4, 736). Nach Leſſon indeß ſind ihre Glieder nicht eben mager, wohl aber

ſchlecht proportionirt (complém. 3, 60). Ihr ſchwarzes Haar, das ſie aber meiſt roth oder gelblich beizen oder meiſt pudern, iſt lang, ſo daß es bis auf die Schultern reicht (Leſſon complém. zu Buffon 3, 68.) wollig, kraus, büſchelig wachſend, (Quoy und Gaimard bei d'Urville a. Zool. 34) und jeder Büſchel korkzieherartig gekräuſelt. Wie ſie faſt kein Körperhaar haben, ſo ſind ſie auch meiſt bartlos, nur daß einige Häuptlinge Bärte und zwar ſtarke Bärte haben, welche ſie gleichfalls weiß pudern (Garnot eb. 526; Quoy eb. 4, 736; Carteret 379). Auch Bougainville, deſſen Neuengland Tombara iſt, ſah Leute mit langen Bärten hier (246). Ihre Augen ſind klein, meiſt etwas ſchiefſtehend (Quoy), ihre Naſen dick und breit, aber nicht eigentlich platt, ihre Lippen ſind voll, obwohl nicht in dem Grade wie bei den afrikaniſchen Negern, ihre Backenknochen ſpringen vor (Garnot eb.; Quoy eb.; Carteret eb.). Sie gleichen nach Carteret 379 im Aeußeren ganz den Bewohnern von Sta Cruz; nach Quoy und Gaimard dagegen (d'Urv. a. Zool. 34) haben ſie ſehr viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Port Dorei in Neuguinea, nach Belcher mit den Tanneſen (a. 2, 62). Ihre ziemlich elende Körperbeſchaffenheit leiten die letzt genannten Gelehrten ab von dem ſehr ungünſtigen Klima, in welchem ſie leben. Die Bewohner der kleinen Inſel Amakata (York), welche im Georgskanal zwiſchen Tombara und Birara liegt, ſind im Gegenſatz zu den Tombaranern ſtark, gut und groß gewachſen, durchgehends von einer hellen Kupferfarbe, von wolligem d. h. ſtark krauſem, jedenfalls ſchwarzem Haar, das ſie aber vielfach puderten und beizten (Hunter 140). Doch bemerkt Garnot (Duperr. 530), die Amakataner ſchienen den Tombaranern ähnlich zu ſein. Die Weiber ſind minder hübſch, als die Männer (142). Sehr wenig ſind wir über Neubritannien ſelber unterrichtet, welches überhaupt die unbekannteſte Inſel dieſer Gegenden iſt. Nach Salerio (Petermann 1862, 344) ſind die Biraraner in Sitte und Weſen den Maſſimsinſulanern gleich, welchen ſie auch äußerlich zu gleichen ſcheinen. Denn Roggeveen und ſeine Reiſegefährten (Behrens 154; Roggev. allg. Hiſt. d. R. 12, 568) ſchildern die Einwohner, welche nach Behrens den Javanern gleichen, als gelblich, mit ſchwarzem Haar, welches ihnen bis auf den Gürtel reichte und großem, ſchlanken Wuchs. Dampier (5, 99) ſagt weiter nichts von ihnen, als daß ſie zahlreich, ſtark, kühn und wohlgebildet ſeien. Die Eingeborenen der Inſel Rook,

welche ſich unmittelbar weſtlich an Birara anſchließt, zerfallen in zwei (Reina) oder drei (Salerio) verſchiedene Stämme, welche auch ſprachlich unterſchieden ſind. Reina unterſcheidet die Sprache von Nurua an der Küſte und von Cubai im Inneren der Inſel. Sie ſind nicht ſchwarz, vielmehr ſo hellbraun, daß ſie kaum dunkler ſind als die italieniſchen Bauern im Sommer (Saler. 342); ſie ſind ſtark und gut gebaut und haben ein ſtolzes Ausſehen, obwohl ſie von zaghafter Gemüthsart ſind. Die Bewohner von Rook ſtehen in mannigfacher Beziehung zu den Bewohnern der ſüdlich von ihnen gelegenen Inſeln, zu den Maſſims (d'Entrecaſteaux und Luiſiade), zu Mudſchu (Woodlark), Kirvirai (Trobriand), den Jonveney und einigen anderen kleinen Inſeln, welche wir gleich hier betrachten wollen. Die Maſſimsinſulaner ſind zwar wild, trotzdem aber furchtſam; ſie haben eine blaßgelbe bis kaſtanienbraune Hautfarbe, ſind klein aber kräftig. Heller und weniger wild ſind die Eingeborenen von Mudſchu und dieſen gleichen die wenig zahlreichen Bewohner der übrigen genannten Inſeln, deren Mittelpunkt Mudſchu iſt. Die Rooker ſind dunkeler als die Bewohner von Mudſchu (Salerio 34 3-4). Die Eingeborenen anderer Inſeln der Luiſiade fand Macgillivray (1, 188) dunkelkupferfarbig mit perrückenartig friſirtem, maſſenhaftem Haar. Die Phyſiognomieen waren ſehr verſchieden, öfter die Stirn niedrig, zurückfliehend bei ſtark entwickeltem Hinterhaupt; im Vergleich mit den Auſtraliern hatten ſie ſchmalere aber mehr vorſtehende Naſen, dünnere Lippen, weiter auseinanderſtehende Augen und höhere aber nicht breitere, weniger überhängende Stirn; d'Entrecaſteaux (1, 414) fand auf Bouvouloir und St. Aignan (d'Entrecaſteauxinſeln, Maſſims) mittelgroße, ſchwächliche Menſchen mit wolligem Haar, welche olivenbraune Haut und Negerphyſiognomie hatten (Labillard. 2, 276). Man ſieht unter ihnen ſo verſchiedene Züge, als man nur immer unter Europäern ſehen kann, bald ganz negerähnliche, bald jüdiſche, bald durchaus malaiiſche. Ihr Geſicht iſt meiſt breit bei vorſtehenden Backenknochen, flachen Schläfen und kleinem etwas zurückſtehenden Kinn; die Naſe iſt mehr oder weniger platt mit weiten Löchern und breitem gerundetem Rücken. Der Mund iſt ziemlich weit, die Lippen dicklich. Außer wolligem Haar kommt bisweilen auch kurzlockiges und langes zartes vor, welches letztere bisweilen lichtgelbbraun iſt. Ihr Bart iſt ſchlecht, ihr Körperhaar gering. Ihre Hautfarbe ſchwankt zwiſchen licht-

bis dunkelkupferfarbig, ihre Größe beträgt 5′ 4″. Nach dieser Schilderung Macgillivrays (1, 275 f.) erklärt sich, wie Roquemaurel (d'Urv. 6, 9, 396) geradezu von einem doppelten Menschenschlag, einem gelbbraunen und einem schwärzlichen reden konnte.

Auf den kleinen Inseln bei Neuhannover finden wir große starke kupferbraune Menschen, mit schwarzen starken Haaren, und einem solchen Bartwuchs, daß einigen der Bart wohlgepflegt und gekräuselt bis zum Nabel hing, (King 318 f.). Die Bewohner der Admiralitätsinseln sind mattschwarz (Labillardiere 1, 255) oder sehr dunkelkupferfarbig (Carteret 385), mit Physiognomieen, welche nicht sehr sich von den europäischen unterscheiden und mit wolligem weißgepudertem Haar. Das Haar am Körper reißen sie aus (Lab. eb.; Cart. eb.). Einzelne Nachrichten haben wir nun noch über einige der kleinen Inseln nördlich von Neuguinea. So wohnten auf der Mosesinsel (Schouten Diar. 52) langbärtige Menschen, welche auch die Bärte beizten, auf der Vulkaninsel hellkupferfarbige (Schouten eb. 54) oder gelbe Menschen (le Maire allg. Hist. d. R. 472) mit krausem z. Th. auch langem Haar; und ähnlich waren auch die Bewohner von Moa, Arimoa und Insu. Auf den naheliegenden Inseln los crespos sind die Menschen viel kräftiger aussehend und sehr von jenen Insulanern verschieden; auf Schouten (zwischen Neuguin. und Admiralitätsinseln) sind die Eingeborenen nur 5′, selten 5′ 4″ hoch und magere und schwächliche Menschen (Belcher a 2, 80; 84).

Wir haben jetzt noch zwei Centren melanesischen Lebens übrig, Neuguinea und Fidschi. Die zuerstgenannte Insel ist an ihrem Südostende von demselben Stamme bewohnt, welcher über die Massims verbreitet ist, wenigstens fand Macgillivray keine irgend welche bedeutenderen Unterschiede (1, 255, 294); doch wohnt jenseit der großen Papuabai ein anderer Stamm, welcher verschieden ist (2, 77), etwas kleiner, aber mit hübscheren Zügen (2, 55). Dieser Bevölkerung nennt er die Eingeborenen der Torresstraße gleich, während Cook (1. R. 3, 261) minder genau behauptet, daß die Bewohner der Südküste von Neuguinea ganz den Neuholländern gleich seien, nur minder dunkel, weil minder schmutzig. Allerdings stehen die Bewohner des Cap York und der Inseln des Prinzen v. Wales, durchaus echte Neuholländer, den Bewohnern der Torresstraße leiblich sehr nahe, wie Meinicke meint durch vielfache Berührung mit ihnen (Macgill. 2, 2 f.; Meinicke

Zeitschr. 3, 110). Die melanesischen Bewohner der Straße, die Eingeborenen der Murray-Darnley- und der anderen Inseln (Verzeichn. bei Mein. 105) sind gut gebaut, muskulös, kräftig und schöner als die Australier, den Europäern eher als den umwohnenden Völkern gleichend, gelbbraun, chocoladenbraun oder röthlichschwarzgrau, mit büschligem Körper- und Kopfhaar, welches letztere so dicht steht, daß es kurz geschoren kraus erscheint. Nie ist es wollig: oft aber wird es in langen Flechten perrückenartig auffrisirt (Macgillivr. 1, 125-6; 2, 13; Flinders 2, 109 f.; Jukes 1, 133; 142 f.; 170). Der Kopf ist meist viereckig, die Stirn lang und schmal, die Augen groß und wohlgeformt, die Lippen etwas dick, die Physiognomie hat namentlich auf Errub (Darnley) bei gebogener, unten etwas breiter Nase etwas Jüdisches (Jukes 1, 170; 2, 236).

Die Anwohner der Mariannen (Dourga-) Straße sind kohlschwarz, kraushaarig, mittelgroß oder drüber, doch nicht sehr stark, mit dicken Lippen, platter Nase, schwarzem, krausem Haar und Backen- und Schnauzbärten (Kolff 326; Journ. Roy. Geogr. Soc. 7, 386). Blauschwarz, welcher Farbenton vielleicht, wie öfters nach Erskine bei den Fidschis, durch reichlicher entwickeltes Körperhaar bewirkt wird, nennt sie Modera (50; J. R. G. S. eb.) dunkelbraun, ins schwärzliche ziehend und muskulös und kräftig Müller (b. 58, Modera eb.; Kolff eb.). Die Anwohner der Küste von jener Straße bis zum Utenatefluß ($4^1/_2{}^0$ S. br.), und seinen Umgebungen, welche Finsch 58 nach ihrem Aeußeren denen der Mariannenstraße nahe verwandt glaubt, haben meist schmalen seitlich zusammengedrückten Kopf, länglich ovales Gesicht, wenig vorspringende Backenknochen, sehr breite, platte Nasen, deren Flügel oft durchbohrt sind und die nicht selten durch den Schmuck krumm und lang gezogen ist. Die Nasenlöcher sind groß und bisweilen seitlich stehend, der Mund ist groß, die Lippen sind sehr dick, die Vorderzähne zuweilen künstlich zugespitzt, die Augen groß, offen, glänzend, mit brauner, selten schwarzbrauner Iris, die Stirn ziemlich hoch, sanft gewölbt mit wenig vorspringenden Höckern, die Augenbrauenbogen oft stark hervortretend. Der Bart ist schwarz, kraus, der Blick oft falsch, die Gesichtszüge sehr verschieden. Auffallend häßlich sind die Frauen, deren Schädel mehr rund, seitlich weniger zusammengedrückt, deren Hüften und Hintertheile auffallend stark entwickelt sind (Müller b, 67; Finsch 51 irrig von Mar. Str.). Ihre Farbe ist

ſchwarzbraun, welches oft heller mit einem Stich ins Gelbe oder Bläuliche, oft aber auch dunkler bis zum Schwarzen ſchattirt iſt. Ihre Größe beträgt meiſt 1,60-1,75 Meter, ihre Geſtalt iſt nicht robuſt, ſondern meiſt zart und ſchwächlich, (Sal. Müller b. 65; 69; Temminck 3, 367, 385; Journ. Roy. geogr. soc. VII, 387; Finſch 58). Die Bewohner von Lakahia (nordweſtl. vom Utenate) ſind den Aruinſulanern ähnlich (Kolff 343), alſo (nach Wallace 2, 186) dunkelbraun, ſchlank, mit breiter aber vorſtehender Naſe und krauſem Haar. Die Aruinſulaner ſind ſo außerordentlich ſchön gewachſen, daß ſie ſelbſt die ſchönſten griechiſchen Statuen übertreffen (Wall. 2, 234); ob dieſe Behauptung auch auf die Lakahier zutrifft, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen; doch iſt es nicht gerade wahrſcheinlich. Nach den neueſten Forſchungen der Holländer ſind die Bewohner von Lakahia den weſtlicher wohnenden Eingborenen der Speelmannsbai, der Bai Kaimani ꝛc., ähnlich, zeichnen ſich aber durch hohe breite Stirn, durch dicke gewölbte Augenbrauen aus (Nieuw Guinea 45). Die Bewohner von Lobo (zwiſchen Tritonsbai und Lakahia) ſind ſchwächlicher als die vom Utenatefluß, ohne ſpitzgefeilte Zähne, ſonſt aber ihnen ähnlich (Sal. Müller b. 89). Mit ihnen im nächſten Zuſammenhange ſtehen die Bewohner der Tritonsbai oder, nach einheimiſcher Bezeichnung, der Bai von Uru Languru, wo die Holländer das Fort Du Bus errichtet haben. Die Schädel der Eingeborenen von der Weſtſeite der Bucht ſind länglich oval, mäßig gewölbt mit ſehr breiter Stirn, etwas vorſtehendem Hinterkopf, platten Seitenwandknochen mit ſtarken Höckern und etwas gerundeten Schläfenbeinen. Die Jochbogen ſtehen ſtark vor, bei minder vorſtehendem Jochbeine. Die Geſichtsfläche iſt breit, die Augenhöhle viereckig, horizontal langgezogen, die Wangengruben tief, die Naſenbeine kurz und etwas ausgehöhlt, in einem ſpitzen Winkel gegeneinandergeneigt, während die Naſenlöcher breit ſind. Ein anderer Schädel von dort hat gleichfalls ſehr platte Seitenwandbeine bei leicht gerundeten Schläfenbeinen, doch iſt bei ihm, während er ſonſt nicht abweicht, die Stirne ſehr ſchmal, mittelmäßig gewölbt, der Scheitel rund, der Hinterkopf etwas platt, der Oberkiefer ſchmal, der ganze Schädel ſehr lang (Sal. Müller b. 124). Sie ſind meiſt unter mittelgroß, eher ſchwächlich, das Aeußere denen vom Utenatefluß ähnlich, der Bartwuchs gering, das Haar reichlicher wachſend, kraus, röthlichſchwarz. (Modera 99). Nach Hombron (nouv. ann. des voy. 1845,

2, 386; D'Urville b Zool. 1, 278) aber ſind die Eingeborenen dieſer Bai Miſchlinge von Makaſſaren, Balineſen und Timoreſen mit Papuaweibern und daher viel ſchöner als die Papuas ſelber, größer als dieſelben, lebhaft kupferbraun und wohlgebildet, ganz gleich den Fidſchiinſulanern. Solche Miſchlinge mögen freilich exiſtiren: aber zu ihrem Entſtehen iſt doch eine eingeborene Bevölkerung nöthig, über deren Ausſehen Hombron nichts ſagt; und keinenfalls ſind ſie ſo zahlreich, daß aus ihnen ein nur irgend bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung beſteht. Hombron folgt hier ſeinen Vorurtheilen. Die Anwohner der Speelmansbai, der Bai von Kaimani, Kamrao und Arguni ſowie die Eingeborenen der Inſel Namototte ſind kräftiger als die von Uru Languru, mittelgroß, dunkelbraun, von krauswolligem Bart und Haar, welches letztere perrückenartig abſtehend oder in Flechten getragen wird. Sie haben regelmäßige Züge, hohe, ſchmale Stirn, dicke, gewölbte Augenbrauen, ziemlich ſcharf vorſtehende Naſe mit breiten Flügeln, dicke Lippen und etwas ſpitzes Kinn. Einzelne haben einen ſehr behaarten Körper (Nieuw Guinea 117; Keyts 542. Finſch 80; 84). Ganz ähnlich ſind die Bewohner der Inſel Adie, mittelgroß, muſkulös, dunkelbraun, doch etwas heller als die Stämme des Feſtlandes, mit regelmäßigen Zügen, hoher, ſchmaler Stirn, gewölbten Augenbrauen, die Naſe nicht platt, ja bisweilen ſogar vorſpringend, mit breiten Flügeln; ihr Bart iſt kraus, die Lippen minder dick (Nieuw Guinea 113; Finſch 90). Die holländiſchen Gelehrten der Etnareexpedition denken daran, daß wir es hier vielleicht mit einem Miſchlingsvolk zwiſchen Ceram und Neuguinea zu thun haben, und freilich iſt ja der Einfluß Cerams in dieſen Gegenden groß und ſchon ſeit Jahrhunderten wirkſam: denn ſchon Keyts fand 1678, daß die Bewohner von Namototte, wo der Hauptmittelpunkt des Maſoihandels nach Ceram war, das Ceram ebenſo geläufig wie ihre eigene Sprache redeten. Nahe verwandt den Adieneſen ſind die Anwohner des Karuſafluſſes (zw. 133-134° L.; 3-4° S. Br.), welche ihr krauswolliges Haar ganz wie die Frauen der Inſel Adie in drei Theile ſcheiteln, mittelgroß, wohlgebildet ſind, regelmäßige Geſichtszüge, ſprechende, ſchwarze Augen, meiſt nicht gefeilte Zähne, dicke Lippen und öfters krauſe Bärte haben; ihre Naſen ſind vortretend, unten aber etwas platt, da die Flügel breit ſind. Ihr Körper iſt mit reichlichem Haar bedeckt und von dunkelbrauner Hautfarbe. Auffallend dünn

die Beine der Weiber (Nieuw Guinea 16.) Das Land, welches hinter der Küste liegt, ist sehr gebirgig, trotzdem aber ziemlich reich von Völkerstämmen bewohnt, welche von den Küstenanwohnern Wuka d. h. Bergbewohner genannt werden; auch nach einzelnen Bergen werden sie genannt und so bezeichnet der Name Mairassi, welchen Salomo Müller zur Bezeichnung der Wuka anwendet, nur den Stamm, der am Berg Mairassi wohnt (Nieuw Guinea 63). In Sitten und Gebräuchen sind diese Gebirgsvölker den Bewohnern der Ebene ganz gleich (eb. 117), doch unterscheiden sie sich nach Sal. Müller (b. 88) im Aeußeren, sie sind mittelgroß, robuster als die Küstenbewohner, muskulös, von dunkelbrauner Farbe und regelmäßigen Gesichtszügen (eb. 103). Keyts nennt die Westküste des südlichen Theils der Nordhalbinsel von Neuguinea Onin, und die Bewohner dieser Gegend denen der Insel Caras gleich. Es waren kräftige, kriegerische Menschen, welche ganz nackend gingen und in einer Art Abhängigkeit von Keffing und Goram (Ceram laut) standen (Keyts 540-1; Bink 1663, allg. Hist. d. R. 537-8). Sie werden sich nicht von den Bewohnern des nördlichen Theils dieser Halbinsel (nördlich von Mac Cluersbai) unterscheiden und diese sowie die Anwohner der Pittstraße auf Salawatti und Batanta schildert die Etnaexpedition (Nieuw Guin. 66) den schon beschriebenen Anwohnern des Karufasflusses gleich. Auch die Bewohner von Wageu (Waigiu) gehören hierher: sie sind den nördlichen Neuguineern ganz ähnlich, häßlich mit wenigen Ausnahmen; bei einem Gesichtswinkel von 75° ist die Stirn platt, die Augen klein und tiefliegend, die Backenknochen breit, die Nase plump, unten platt, die Zähne gut, aber vorstehend und dadurch auch die Lippen aufwerfend. Bartwuchs ist selten, das Kopfhaar dagegen sehr weit, bis zu 8″ abstehend, kraus oder schlicht und von schwarzer Farbe. Der Bauch ist dick, die Beine dünn, die Füße lang und groß, die Hautfarbe schwarzbraun (Freycin 2, 47; Arago 1, 353). Mischungen mit Malaien sind hier häufig und so sollen die Bewohner der Offakbai (Westende von Wageu), kleine Menschen mit schwachen Gliedern und perrückenartigem Haarwuchs, mit einem Gesichtswinkel von 63-69°, deren Größe selten 5′ 6″, meist nur 4′ 8-9″ beträgt (Garnot bei Duperrey Zool. 531) Mischlinge zwischen Malaien und Papuas sein (Lesson complém. zu Buffon 3, 19; Hombr. in nouv. ann. des voyages 1845, 2, 386). Auch Wallace, welcher 1860 in

Wageu war, iſt derſelben Meinung, indem er ſagt, daß Wageu keine Ureinwohner habe, daß die Bewohner der Inſel eine gemiſchte Race aus Dſchiloleſen und Neuguineern ſei. „Malayen und Alfuren von Dſchilolo, ſagt er, haben ſich wahrſcheinlich hier niedergelaſſen und viele von ihnen haben Papua-Frauen von Salvatti oder Dorei genommen und die Einwanderung von Leuten aus dieſen Gegenden oder von Sklaven hat zu der Bildung eines Stammes geführt, welcher faſt alle Uebergänge vom faſt reinen Malayen- bis zum vollſtändigen Papuatypus darbietet. Die von ihnen geſprochene Sprache iſt ganz papuaniſch; es iſt die, welche auf allen Küſten von Miſole und Salwatti, im Nordweſten von Neuguinea und auf den Inſeln der großen Geelvinkbai geſprochen wird — eine Thatſache, welche den Weg klar legt, auf welchem die Küſtenanſiedelungen erfolgt ſind.“ (2, 330). Da er aber die Sprache dieſer Inſeln, die auch auf Gebe herrſcht, ſelbſt als rein papuaniſch bezeichnet: ſo iſt jedenfalls das ganze genannte Gebiet zunächſt von Papuas, wie ſie auch auf Neuguinea wohnten, beſetzt geweſen: und mit dieſen haben ſich ſpäter und keineswegs übermäßig zahlreiche malaiiſche Einwanderer gemiſcht. Denn waren erſtere die Grundlage der Bevölkerung, zu denen, wie Wallace will, Papuaweiber und ſpätere Papuaeinwanderer ſich geſellten: ſo begreift man durchaus nicht, warum alle dieſe Inſeln eine Papuaſprache als Mutterſprache haben; während umgekehrt der größere Einfluß der ſpäteren malaiiſchen Einwanderer ſich ſehr wohl aus ihrer höheren Bildung erklärt. Die Einwohner im Inneren der Inſel ſind übrigens von denen der Küſte nach Freycinet (2, 54) ſprachlich geſchieden. Eine Miſchlingsrace nach Wallace, der Hauptmaſſe der Bevölkerung nach gleichfalls Negritos ſind die Bewohner von Gebe, auf welcher Inſel es neben großen muskulöſen Menſchen mittelgroße und auch hagere ſchwächlich ausſehende gibt. Sie ſind dunkelolivenfarbig, an Geſichtszügen den Eingeborenen von Wageu gleich, nur daß ihre Zähne durch Betelkauen ſchwarz ſind und die oberen Schneidezähne ſpitzgefeilt werden; der Geſichtswinkel wechſelt zwiſchen 74 und 81°. Auch der Bartwuchs iſt reicher, indem einige Backen-, andere Schnauzbärte tragen; Kinnbärte kommen nicht vor. Die Haare ſind ſchwarz oder braun, ſchlicht und lang oder kurz und kraus; der Ausdruck ihrer Geſichter iſt ein geſcheuter oder doch ſchlauer (Freycinet 2, 7). Namentlich die niedere Klaſſe iſt den Neuguineern ganz gleich (Belcher a, 2, 102). Doch wohnen viele

Ternataner auf der Insel (de Bruijn Kops 1849 in naturk. tydschr. v. nederl. Indië 1, 169), mit denen sie sich mannigfach mischen. Am bekanntesten und am meisten besprochen sind die Bewohner von Dorei an der Nordküste der Hauptinsel. Sie sind meist nur $5^1/_4$ groß, von untersetzter Gestalt, oft mit dickem Bauch und dünnen Gliedern (Quoy und Gaim. bei d'Urville a. Zool. 31), dunkelbraun bis schmutzig rußschwarz, bisweilen aber auch ganz hellbraun, heller noch als die Malaien (Wallace journ. roy. geogr. soc. 30, 174) mit sehr hoher schmaler Stirn, großen dunkelbraunen oder schwarzen Augen, dicken buschigen Brauen, platter breiter Nase mit langen seitlich gestellten Löchern, großem Mund, dicken Lippen, kleinem rundem Kinn und nicht eben reichlichem Bart (de Bruijn Kops in naturk. tydschr. v. nederl. Indië 1, 175; Winds. Earl c. 67; Lesson compl. zu Buffon 3, 130. Finsch 95). Nach Quoy und Gaimard (a. a. O.) sind die Gesichter oft so rund, daß beide Durchmesser einander gleich sind. Doch gibt es auch Menschen, welche andere Züge haben und solche Individuen sind gar nicht selten, welche sehr hübsch sind, groß, wohlgebaut, mit schönen Gesichtern und langen Adlernasen (Bruijn Kops eb.; Wallace 2, 284), die Weiber aber sind wegen des auf ihnen lastenden Druckes meist häßlich (Quoy und Gaimard bei D'Urville a. Zool. 31). Das Haar ist entweder kurz, krauswollig und so bei der Mehrzahl, oder zwar auch kraus aber mächtig lang abstehend und dann sehr sorgsam gepflegt (Wallace eb.; Quoy und Gaim. eb. Finsch 95). Lesson hält auch die Bewohner von Dorei zum größten Theil für Mischlinge von Malaien und Papus (compl. Buffon 3, 130), was indeß eine irrige Behauptung ist. Wallace nennt die Doresen geradezu unvermischte auch in ihrem Aeußeren ganz ächte Papuas (Journ. roy. geogr. soc. 1860. Bd. 30, S. 172, 174), meint aber doch, daß die eigentlichen Urbewohner des Landes die etwas verkommenen Hügelbewohner hinter Dorei, die Arfaki seien, welche er als zottigkraushaarig und meist schwarz, doch auch bisweilen als malaiischbraun schildert (2, 296). Er scheint aber nur einen verkommenen Vorposten der Arfaki gesehen zu haben, denn die letzteren, von denen auch die Bewohner von Ayambori (Cap Manori), abstammen, sind ein tüchtiger Menschenschlag, intelligenter und kräftiger als die Eingeborenen von Dorei (Nieuw Guin. 164).

Die Bewohner von Dorei stammen nach ihren Sagen von

Myſori (der Gruppe Schouten, beſtehend aus Biak, Sowak, der kleinen Inſel Myſori und anderen kleinen Eilanden), von wo aus ſie nach dem Bericht der deutſchen Miſſionäre zu Dorei, Otto und Geißer, erſt etwa um 1700 gekommen ſein ſollen (Bruijn Kops 175; Nieuw Guin. 152). Sei dem, wie ihm wolle: jedenfalls haben die Bewohner dieſer Inſelgruppe nicht nur daſſelbe Ausſehen wie die von Dorei, ſondern auch dieſelbe Sprache (Bruijn Kops 230). Daſſelbe gilt ferner von allen den kleinen Inſeln ſüdlich von Dſchobie, während Dſchobie ſelbſt höher ſtehende, hell-kupferfarbige Bewohner hat, mit langen, krauſen, ſchwarzen Haaren (Belcher a. 2, 90-91). Und ſo finden wir dieſelben Bewohner an der Oſt- und an der Südküſte der großen Geelvinkbai. — Von der übrigen Nordküſte wiſſen wir trotz ihrer Ausdehnung doch nur noch von einem Punkte genaueren Beſcheid, und zwar von Telok Lentſchu oder der Humboldtsbai, deren Bewohner phyſiſch und moraliſch höher ſtehen als die von Dorei (Wallace 2, 299) und nach d'Urville (a. 4, 560) den Neuirländern ähnlich ſind. Sie zeichnen ſich aus durch hohe und zugleich breitere Stirn, als man ſie ſonſt bei den Papuas findet, durch mehr vorſtehende Jochbeine, breite platte Naſe mit weit abſtehenden Flügeln, dicke Lippen, durch ſcharfes und ſpitzes Kinn; ihren Backen- und Kinnbart tragen ſie kurz geſchnitten, ihr Haar, welches die gewöhnliche Beſchaffenheit des Papuahaares hat, doch nicht gerade ſehr lang iſt, pudern ſie oft mit rother Thonerde (Nieuw Guin. 170). Sie ſind von ſehr dunkler Hautfarbe, von mittlerer Größe und haben häufig ſtark vortretenden Bauch (D'Urville a. 4, 560; Quoy eb. 740) die Weiber indeß ſind nicht häßlich, oft ſelbſt nach unſeren Begriffen ſchön (N. Guin. 171.)

Die Stämme des Inneren, ſoweit ſie bekannt ſind, unterſcheiden ſich, wie wir ſehen, von denen der Küſtengegenden nicht, doch iſt das ganze Innere noch ein ſo total unbekanntes Land, daß wir gar kein Urtheil über daſſelbe haben; möglich, daß es bewohnt iſt, möglich aber auch und wahrſcheinlich, daß die ſchweigenden Wälder, die ragenden wolkenumhüllten Schneeberge daſelbſt noch vollkommen unbetreten von Menſchen ſind, wie noch kein europäiſches Auge ſie geſehen hat. Glücklich der Reiſende, dem ſie ſich einſt erſchließen!

Der Wuchs der Fidſchi iſt mannigfaltig (Hale 48), doch meiſt über mittelgroß und $5^1/_{10}$" iſt eine gewöhnliche Größe, (D'Urville a. 4, 718); doch ſind ſie auchoft über 6, hoch, im Durchſchnitt aber kleiner.

Tonganer Will. und Calv. 1, 104). Kleine Leute aber verachtet man Seemann journ. roy. geogr. soc. 32, 51). Dabei sind sie muskulös, von breiter Brust und haben oft vollere Glieder als die Polynesier (eb.; Erskine 240), namentlich unter den Fürsten, welche physisch dem Volke sehr überlegen sind (Hale 48; Macdonald in journ. roy. geogr. soc. 26, 260), finden sich oft wunderbar schöne Menschen beider Geschlechter, (Erskine 238; 449). Auch das gemeine Volk ist durchschnittlich besser gewachsen als derselbe Stand in Europa ist. Doch stehen sie im ganzen den Polynesiern an Schönheit des Wuchses nach, woran namentlich ihre häufig etwas langen Beine, deren Waden dünn sind, die Schuld tragen (Hale 48, Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Auch sind ihre Bewegungen minder leicht und anmuthig; und namentlich die Weiber sind häßlich, zwar oft heller von Farbe aber doch negerartiger als die Männer (Roquemaurel bei D'Urville b. 4, 386). Neigung zum Fettwerden findet sich bei ihnen gar nicht (Quoy eb. a, 4, 696; Gaimard eb. 727). Ihre Körperkraft ist groß (eb.), wofür schon der kurze gedrungene Hals spricht, auf welchem sie indeß das Haupt stolz aufrecht tragen. Ihre Haut ist dunkler als die der Polynesier (Erskine 240), dunkler Bronce gleich, und schwankt zwischen schwarz und kupferfarbig (Will. u. Calv. 1, 104) oder chokoladebraun (Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Die helleren nennen sich „rothe Fidschis:" ihre Farbe ist aber nicht etwa die Folge von irgend welcher Mischung mit polynesischem Blut, sie tritt vielmehr eben so sporadisch in Familien auf, die ganz den Fidschitypus haben (Hale 49), als wir schwarze Individuen unter den Polynesiern fanden. Die Haut ist rauh anzufühlen — wie es sich auch sonst öfters in Melanesien findet — und zwar namentlich bei den Bergbewohnern, (Will. und Calv. 1, 104), wie Mariner meint (2, 69), weil sie sich nicht mit Oel salben. Die Form des Gesichtes bildet oft ein schönes Oval, das Kinn ist meist kurz und breit, der Mund ist groß, die Lippen, besonders die Oberlippe dick, aber die Zähne schön (Will. und Calv. eb. Hale 48; Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Die Kinnbacken sind länger, das Untergesicht vorspringender, als es sonst im Melanesien der Fall ist. Obwohl nun die Kinnbacken mehr nach vorn als nach der Seite vorspringen, so hat das Gesicht seine Hauptbreite doch in der unteren Partie, eine Eigenthümlichkeit, durch welche es sich gleichfalls von den Polynesiern unterscheidet (Erskine 240; Hale 48; D'Urville a,

4, 446). Der Geſichtswinkel iſt kleiner, als beim Europäer (Will. und Calv. 1, 104). Die Naſe, obwohl namentlich vorn dick, häufig ziemlich platt und voll, oft am oberen Theil wie eingedrückt, iſt doch nicht unſchön (eb.; Hale 48 Quoy bei D'Urv. a. 4, 696) und Adlernaſen ſowie arabiſche Phyſiognomien kommen ebenfalls und gar nicht ſelten vor (D'Urville a. 4, 718; 445; 449). Die Augen ſind ſchwarz, nie ſchief, aber etwas vorliegend (Hale 48); der Blick iſt voll unruhiger Haſt (Will. und Calv. 1, 104). Das Haupt hat eine eigenthümliche Bildung: namentlich breit am Hinterkopf (und breiter Hinterkopf gilt als Schönheit) läuft es nach vorn und oben etwas ſchmäler zu, da denn das Vorderhaupt, obwohl gut entwickelt, wie ſeitlich zuſammengedrückt erſcheint (Hale 48). Die Hauptzierde aber des Fidſchi iſt ſein Haupthaar, das ſchon von Jugend auf höchſt ſorgſam gepflegt wird. Es iſt von ſchwarzer Farbe, kraus, aber nicht wollig und wächſt in Spirallocken, deren jede 8—10″ lang rings abſtehend für ſich gepflegt wird. Die Weiber laſſen es lang wachſen: die Männer laſſen es in ungeheuren Perrücken abſtehen, zu deren Pflege ſie einen eigenen Haarkünſtler haben, der alle 2—3 Wochen die Friſur vornimmt, wozu er 6 Stunden braucht (Hale 49; Quoy a. a. O. 697). Ihr Bartwuchs iſt verhältnißmäßig nicht bedeutend; doch tragen ſie lange Kinnbärte, die ſie nicht ſcheeren (D'Urville a. 4, 446; Gaimard eb. 703) und einzelne haben vollen Bart (Erskine 175). Auch iſt ihr ganzer Körper oft ſtark behaart, ſo daß er einen blaulichſchwarzen Schimmer bekommt (Erskine 240). — Nach Oſten zu ſind die Fidſchis mit Tonganern gemiſcht und zeigen daher hier etwas mehr polyneſiſchen Charakter, der nach Weſten, wo ſie ganz rein ſind, immer mehr und mehr verſchwindet (Benſuſan in journ. roy. geogr. soc. 32, 43; Will. und Calv. 1, 17).

Suchen wir uns jetzt aus dieſen Einzelbildern ein Geſammtbild für die Bevölkerung Melaneſiens zu entwerfen, ſo wird dies ſich kaum ausführen laſſen: denn wir ſind genöthigt, für die einzelnen Züge einen ſo weiten Spielraum zu laſſen, daß eine jede Charakteriſtik in Wahrheit aufhört. Zunächſt die Größe. Mittelgröße herrſcht zwar vor (Neucaled. Forſter R. 3, 201; d'Entrecaſteaux 1, 330; 351; Loyalty Cheynes 34; Hebriden Gill 226; 122; Salomoinſeln Surville 235; Cheyne 64; Labill. 1, 228; Tombara Garnot bei Duperr. 526. Luiſiade Le

2, 276, kleine Inseln bei Neuguinea Belcher a, 2, 80; 84; Torresstraße Jukes 1, 133; Neuguinea Macgillivr. 1, 296. Journ. roy. geogr. soc. 7, 386, Modera 30; Nieuw Guinea 117; 113; 66. Sal. Müller b, 103; Bruijn Kops Tydschr. 1, 175; D'Urville a. 4, 560. Wagen Garnot 531; Gebe Freycin. 2, 7; Fidschi, Will. und Calv. 1, 104), doch ist auch höherer Wuchs sehr häufig; so fand Forster auf Neukaledonien große Leute, wie auch auf Tanna einzelne Menschen höher als 5' 7" werden und die Bewohner von Fate durchgängig hohen Wuchs haben (Rietmann 163). Auch Espiritu Santo und seine Nachbarinsel hat hochgewachsene Eingeborene (Rietmann 177), ebenso Nitendi (Dillon 2, 153; 271); und groß sind auch einzelne Eingeborene des Archipels Neubritannia, wie die von St. Johann (le Maire 470), von Anton Cave (Dampier 5, 83), Birara (Behrens 154) und ebenso einzelne Neuguineer, wie an der Marianenstraße (Kolff 326) und die Bewohner von Gebe, wo daneben auch Leute von besonders kleinem Wuchs leben (Freycinet 2, 7), wie dasselbe Schwanken sich auch zu Dorei zeigt (Bouijn Kops 175). Durch besondere Kleinheit aber zeichnen sich die Aneityumiten aus (Gill 154), ebenso die Malikolesen (Forst. Bem. 217), manche Bewohner der nördlichen Hebriden (Bougainv. 211) und einzelne Eingeborene des Salomoarchipels, welche D'Urville (b, 5, 105) sah, so wie einzelne Stämme der Massimsinsulaner (Salerio. Peterm. 1862, 343) und Neuguineer, wie die von Lobo (Sal. Müller b, 89) und der Tritonsbai nebst Umgebungen (Modera 99). Auch die Fidschis zeigen solche Größenschwankungen (Hale 48). Allerdings sind sie die größten aller Melanesier, ein Wuchs, welcher 6' noch übersteigt, ist nicht selten bei ihnen und man hat auch aus dieser Größe zu dem Schluß sich berechtigt geglaubt, daß die Fidschis eine Mischbevölkerung zwischen Mela- und Polynesien sei. Allein man beachte, wie heißes und feuchtes Klima sowie mangelhafte Nahrung und dergl. einen ganz besonders hemmenden Einfluß auf den Wuchs der Melanesier hat. Im Fidschiarchipel dagegen ist das Klima ein ganz polynesisches, nicht übermäßig heiß oder feucht, die Lebensart eine viel regelmäßigere und reichlichere. Die größten Männer aber gehören hier wie im eigentlichen Polynesien den Häuptlingen an, dem Stand also, welcher besonders gut gestellt und gepflegt, besonders

reichlich ernährt ist, besser wohnt und sich besser kleidet als das Volk. Hierin liegt der Grund zu ihrer bedeutenderen Leibesentwickelung, nicht in polynesischen Einflüssen. Und so können wir es hier gleich aussprechen: die Fidschis sind kein Mischvolk, sie sind reine Melanesier, aber auf einer anderen, höheren Stufe der Entwickelung, als ihre übrigen Stammgenossen. Die Beweise für diesen Satz werden die folgenden Seiten enthalten, zugleich mit dem Nachweis, daß die Melanesier selber eine ungemischte einheitliche Race sind, auf welche stammesfremde Elemente nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Maße und nur an den Rändern ihres Gebiets eingewirkt haben. Unter Race aber verstehen wir eine Mehrheit von Menschen, welche bestimmte sie von anderen Menschen scharf unterscheidende Merkmale besitzen, ganz abgesehen davon ob diese Merkmale nicht stufenweise bei einzelnen Theilen der Race sich umgestalten in die Merkmale einer anderen Race; ganz abgesehen von der Geschichte und dem längeren oder kürzeren Entwickelungsgang dieser Mehrheit von Menschen. Unsere Beweise für die Selbständigkeit und Unvermischtheit der Melanesier werden wir zunächst fortfahren, aus der leiblichen Beschaffenheit derselben zu entnehmen, dann aber auf ihre Sprachen stützen, so wie drittens auf unsere ganze kulturhistorische Schilderung dieser Völker.

Auch in der Farbe schwanken die Melanesier sehr, und zwar zwischen hellkupferfarbig, ja hellgelbbraun bis zu räucherigem Rußschwarz; doch ist ein Chokolade- oder dunkeles Rothbraun das Vorherrschende. Einzelne schwarze Individuen finden wir auf Baladea nicht selten (Forster Bem. 214), während auf Halgan neben dunkelbraunen auch hellbraune Menschen leben, welche auf keinen Fall einer polynesischen Einmischung diese Farbe verdanken. Die Aneityumiten und Malikolesen sind sehr dunkel; auf Tanna und Fate leben dagegen neben schwarzen auch braune sonst durchaus melanesische Individuen; und auf Aoba finden wir neben schwarzen auch braungelbe, auf Espiritu santo und Santa Cruz schwarze, braune und sehr helle Eingeborene, ebenso auf Gera und Isabel, auf Sesarga einzelne braungelbe, auf Bauro eine Menge hellbrauner Menschen. Die Tombaraner sind hellschwarz, dagegen die Birararer nur braungelb, wie die Javanesen (Behrens 154), die Amakataner, zwischen beiden, hellkupferfarbig, und die Bewohner von Rook nicht brauner wie sonnenverbrannte Italiener! Noch heller sind viele der Massimesinsulaner, (Saler!

bei Peterm. 1862, 343), andere dagegen wieder kupfer- bis olivenfarbig (Macgillivray 1, 188; 275. Labill. 2, 276; Roquemaurel bei D'Urville b, 9, 336). Schwarz, dunkel oder hellbraun finden wir die Bevölkerung auch auf Neuguinea und oft in ein und demſelben Stamme, wie man oben nachleſen mag. Auch die Haut der Fidſchis ſchwankt zwiſchen kupferfarbig, braun und ſchwarz. Das Schwarz hat faſt immer einen Stich in's Röthliche: und ſo kann man, was Montravel von Bauro ſagt, auf ganz Melaneſien ausdehnen: die Farbe der Eingeborenen iſt, wo ſie nicht den Malaien oder Polyneſiern gleich kommt, nur eine Steigerung, eine Verdunkelung, Verdichtung der Farbe dieſer beiden Racen.

Höchſt auffallend iſt das Haar der Melaneſier. Vielfach wächſt es flockig oder büſchelig, ſo daß alſo die einzelnen Haarbüſchel durch unbehaarte Stellen getrennt ſind (Jukes 1, 142 f.); und ſo wächſt Haupt- Bart- und Körperhaar. Wir finden dieſe Eigenthümlichkeit auf Baladea, Lifu, Aneityum, Tanna, der Louiſiade, den Torresinſeln, an einzelnen Orten auf Neuguinea (Wallace 2, 286) und im ganzen Fidſchiarchipel (Hale 49); dabei iſt es entweder kraus, und dann nicht gerade ſehr, doch immer noch 10—18″ lang und meiſt ſchwarz, ſelten braun, wie an einzelnen Menſchen auf Tanna und Erromango, oder aber es wächſt viel länger, iſt ſchlicht und nimmt dann häufig eine bräunliche Färbung an. In letzteren Falle wächſt es nie flockig, wie im erſteren wohl immer. Beides aber wechſelt in einer Gruppe, ja auf einer Inſel. Kraus ſind die Haare der Baladeaner, Kunaier, der Bewohner von Fate, Aoba, der Nitendigruppe, des Salomoarchipel, Neubritanniens, der Louiſiade, der Torresinſeln und verſchiedener Stämme auf Neuguinea, während andere auch hier ſchlichtes Haar haben. Kraus oder ſchlicht iſt es auf Halgan (Turner 339), auf Espiritu Santo, auf Nitendi, wo jedoch nur die kupferfarbigen Menſchen ſchlichtes Haar haben (Dillon 2, 311), ebenſo auf Seſarga, während auf Bauro auch dunkle Individuen und auf Isabel helle mit ſchlichtem oder krauſem Haar leben. Die hellgelben Biraraner haben ſchlichtes Haar, welches ihnen bis auf den Gürtel fällt. Langes ſchlichtes Haar von ſchwarzer oder brauner Farbe, findet ſich bisweilen auf der Louiſiade, auf Gebe, zu Dorei. Auch braune Melaneſier haben ſehr gewöhnlich das krauſe, abſtehende Haar; Bart- und Körperhaar iſt oft reichlich entwickelt, indem das letztere dann auch an

Rücken, Armen u. ſ. w. ſtark auftritt. So in Neucaledonien, Liſu, Tanna (Gill 226), Fate, Malikolo, Eſpiritu ſanto, St. Johann, auf mehreren anderen kleineren Inſeln Neubritanniens, den Torresinſeln und verſchiedenen Stämmen Neuguineas (Namototte, Karufafluß, N. Guin. 117, 16) und öfters im Fidſchiarchipel. Sehr gering iſt Bart- und Körperhaar entwickelt und meiſt auch ausgerauft oder abraſirt bei den Bewohnern von Aoba (Bougainv. 211), von Iſabel (Surville 235), Bauro (Rietmann 185) und Buka (Labillard. 1, 128); der Salomoarchipel überhaupt ſcheint meiſt bartloſe Bewohner zu haben, während gerade die Eingeborenen des ſo nahe liegenden Archipel Neubritannia reichlichen Bart zeigen. So auch einzelne Tombaraner, während allerdings die Mehrzahl auch hier bartlos iſt (Garnot 576). Wenig Bart- und Körperhaar haben auch die Maſſimsinſulaner, die Bewohner von Wageu, meiſt auch die Fidſchis und die der Admiralitätsinſeln.

Die Schwankungen und Verſchiedenheiten des Haarwuchſes treten auf allen Inſeln gleichmäßig auf, in derſelben Gruppe, ja auf derſelben Inſel. Ebenſo iſt es mit den Verſchiedenheiten des Wuchſes. Es iſt eine auffallende Eigenthümlichkeit der Melaneſier, daß der Bauch häufig dick und hervorſtehend, die Glieder aber, namentlich die Beine verhältnißmäßig ſchwach entwickelt ſind. Dieſen häßlichen Wuchs finden wir in Neucaledonien (d'Entrecaſt. 1, 330; 351), Aneityum, auf Malikolo (Forſt. Bem. 218), Aoba und den Nachbarinſeln (Bougainv. 211), im Nitendiarchipel (Labill. 2, 255), auf Tombara (Quoy bei d'Urv. a, 4, 736), auf Wageu (Freyc. 2, 47), auf Neuguinea in Dorei (Quoy und Gaimard, d'Urv. a, Zool. 31), an der Humboldtsbai d'Urv. a, 4, 560); und auch die Fidſchis haben meiſt etwas dünne Beine, wenigſtens die Männer aus dem Volke. Und ſo finden wir gewiß dieſelbe Eigenthümlichkeit des Wuchſes auf Inſeln, von denen ſie uns nicht berichtet wird. Spuren laſſen ſich wenigſtens auch ſonſt noch nachweiſen. So zeigen die Abbildungen meiſt dünne Beine, wie z. B. die bei Dillon, und von einigen melaneſiſchen Stämmen wird berichtet, daß die Waden ganz beſonders hoch ſitzen, wie auf Vanikoro, wo zugleich die Ferſen hervorſtehen (Quoy bei d'Urv. a, 5, 359) und auf Fidſchi. Daneben aber finden wir auch oft auffallend ſchön gewachſene Menſchen unter den Fidſchis, auf einzelnen der Hebriden, wie z. B. Fate, auf Eſpiritu Santo und Vanua lava, auf Buka und

den übrigen nördlichen Inſeln des Salomoarchipel, auf Birara, Rook und vielen kleinen Inſeln bei Neuguinea, auch einzelne Individuen auf Neuguinea ſelbſt. Die Häßlichkeit der Weiber, welche überall den Männern nachſtehen, an Wuchs und guter Bildung und auf Malikolo und Banikoro ſehr entſtellt werden durch ihre langen ſchlauchartigen Brüſte, iſt keine Raceneigenthümlichkeit, ſondern bedingt durch ihre ſociale Stellung.

Auch in den Geſichtszügen zeigt ſich ein doppelter Typus: entweder und ſo meiſtens iſt der Mund groß und weit geſpalten, wie es Sonnerat (55) von Neuguinea hervorhebt, die Lippen dick, die Naſe breit, plattgedrückt und namentlich an der Spitze voll, das Geſicht durch die vorſpringenden Backenknochen breit, die Augen dunkel, tiefliegend, die Brauen ſtark, die Stirn ſchmal und hoch, dabei aber zurückfliehend: oder aber man findet edler geformte Geſichter mit vorſpringender, oft römiſch gebogener Naſe. Letzteres hat ſtatt bei einzelnen Individuen auf Aneityum (Turner 371), oft auf Fate (Erskine 324), auf der Louiſiade (Macgillivray 1, 275), den Torresinſeln und dem ſüdlichen Neuguinea (eb. Jukes 1, 133), auf Namototte und den gegenüberliegenden Küſten (Nieuw Guin. 117. Finſch 80, 84), auf Adie, zu Dorei (Wallace 2, 214) und im Fidſchiarchipel (d'Urville a, 4, 718; 145; 449). Nicht platt, wenn auch nicht adlerförmig ſind die Naſen vieler Salomoinſulaner (Surville 235), auf Tombara (Garnot bei Duperr. 526), in Lakahia auf Neuguinea, Adie (Nieuw Guin. 113) am Karuſafluß (eb. 16) und auf Fidſchi (d'Urville a, 4, 718; 445; 449). Doch auch die Kunaier werden, im Verhältniß zu den Neucaledoniern, wegen ihrer hübſchen Züge gerühmt (Erskine 395) und ſchöner als ſie ſelber ſind öfters die Bewohner der Loyalitätsinſeln (Cheyne 24) die Fateaner und die Bewohner der nördlichen Hebriden, der nördlichen Salomoinſeln (Doubouzet bei d'Urville b, Zool. 2, 368), die Birararaner (Dampier allg. Hiſt. d. R. 12, 247), die Bergbewohner von Neuguinea (Sal. Müller b, 103).

Man ſieht aus allen dem Geſagten, daß die melaneſiſche Race eine ſehr variable iſt, womit Quoy und Gaimard (Zool. zu Freic. 3) übereinſtimmen. Auch die Abbildungen, welche ſie daſelbſt geben, beweiſen es in großer Ausdehnung. Beſtimmte Eintheilungen aber und Gegenſätze laſſen ſich, obwohl man es verſucht hat, ethnologiſch nicht feſtſetzen, da einmal die verſchiedenen Stammestypen durch

eine Menge Nüancen in einander übergehen, andererſeits auch die hervorragendſten Formen ſo unregelmäßig durch einander wohnen, ſo häufig in demſelben Stamm, ja derſelben Familie vorkommen, daß eine Sonderung der Typen ganz unmöglich wird. Wir müſſen uns alſo mit dem Ergebniß begnügen, daß die Melaneſier eben eine höchſt variable Race ſind, ein Ergebniß, über deſſen hohe Wichtigkeit wir anderwärts reden werden. — Allerdings hat man verſucht, die Mannigfaltigkeiten der Melaneſier in verſchiedene große Gruppen zu faſſen. So d'Urville für Neuguinea, und zwar beſonders für Port Dorei. Er unterſcheidet (a, 4, 603 f.) drei Racen daſelbſt, erſtlich Papuas, welche er als ſchwächlich, mittelgroß ſchildert, von ſchlecht entwickelten Gliedmaßen, angenehmen ovalen Geſicht, die Kinnbacken ſpringen nicht vor, die Lippen ſind ziemlich dünn, der Mund klein, die Naſe verhältnißmäßig und gut geformt, die Haut iſt weich, dunkelbraun, doch nicht ſchwarz, Bart und Körperhaar ſehr wenig entwickelt, um ſo reichlicher dagegen das ſchwarze krauſe Kopfhaar, welches durch beſondere Pflege perrückenartig abſteht. Als zweite Klaſſe unterſcheidet er Miſchungen zwiſchen Malaien oder Polyneſiern und Melaneſiern, welche minder zahlreich, kleiner, unterſetzt, lebhafter, kräftiger ſein, grobe Züge, vorſpringende Backenknochen, dicke Lippen, breite doch oft ſpitze Naſe, derbere Haut und braune oder rauchſchwarze oder gelbbraune Farbe haben ſollen. Die dritte Race nennt er Harafurus (Alfuren): ſie ſeien klein, lebhaft kräftig, von wilden Zügen, trotzigem Blick, rauchſchwarzer Farbe, magerer Leibesbeſchaffenheit und den Neuholländern oder Neucaledoniern ähnlich. Dieſe Eintheilung billigt Hombron (bei d'Urville b, Zool. 297 f.); ſie läßt ſich übrigens, wenn man jene Miſchungsrace ausläßt, auf die vielfach angewandte Eintheilung in Alfuren (ſchlichthaarig) und Papuas (kraushaarig) zurückführen, welcher auch v. Bär (6; 10) bei Beſprechung melaneſiſcher Schädel folgt, während franzöſiſche Gelehrte, Leſſon, die Naturforſcher der d'Urvilleſchen Expeditionen von Endamenen und Papuas reden. Doch hat v. Bär 50 mit Recht darauf hingewieſen, wie durch die letzteren, namentlich durch Hombron (Zool. b) in dieſe ſchon wenig klaren Verhältniſſe eine totale Verwirrung herbeigeführt iſt. Das was ſich nach allem Vorſtehenden, wo wir das vorhandene Material wenigſtens den Hauptzügen nach zuſammengeſtellt haben, ergibt iſt folgendes: es gibt allerdings zwei Extreme im melaneſiſchen Typus, deren einer

etwa durch die Birarauer dargestellt wird, und alle die Stämme und Individuen, welche braun oder gelb sind, schlichtes Haar, dünne Lippen, vorstehende Nase, meist wenig Körperhaar und verhältnißmäßig gut proportionirten Wuchs haben: der andere dagegen hat dunkle (olivenfarbige bis rauchschwarze) Haut, unverhältnißmäßig dünne Glieder, breite Gesichter und Nasen, dicke Lippen, oft starkes Körperhaar, und krauses perrückenartig aber flockig wachsendes Haar. Bär versucht auch nachzuweisen, daß beide Typen, auch in der Schädelbildung von einander abweichen. Indeß sind seine Untersuchungen an sehr wenigen Schädeln gemacht, andererseits die Unterschiede auch zu gering, als daß man viel Gewicht auf sie legen könnte. Die Eigenthümlichkeiten des melanesischen Schädels sind die, daß die Stirn klein, die Seiten flach, das Hinterhaupt häufig abgeplattet ist (Sandifort II). Freilich nicht überall, und gerade das gewölbte Hinterhaupt unterscheidet nach v. Bär die Papua von den Alfuren, welche stets abgeplattetes Hinterhaupt haben (10). Die Melanesier sind Dolichocephalen; nach Welcker (Archiv für Anthropol. 1, 159; 157) gehören sie zu den Hypsistenocephalen und es ist wohl zu beachten, wie nahe sie in seinem Verzeichniß, welches nach dem Verhältniß von Höhe und Breite aufgestellt ist, bei den Malaien und Polynesiern stehen. Der untere Theil des melanesischen Schädels — um noch einige Eigenthümlichkeiten anzuführen — ist stärker angeschwollen als beim Europäer, doch weniger als beim Neger; das Hinterhauptloch liegt weiter nach hinten als beim Europäer, nicht so weit, wie beim Neger; der Eingang des Gehörganges liegt ebenfalls weiter nach hinten als beim Europäer und die Bildung ist prognathisch, allein auch diese letztere Eigenschaft besitzt der Negerschädel in höherem Maße. Diese Bemerkungen Bourgarels (memoire de la soc. d'Anthrop. de Paris 1, 258 f.) beziehen sich zwar auf Baladea, doch scheinen sie allgemeine Geltung zu haben. Doch ist bei allem, was wir über den melanesischen Schädelbau haben, wohl zu bemerken, wie gering, ja zum Theil auch wie unsicher das Material ist, aus welchem man zu schließen gezwungen ist (vergl. hierüber auch v. Bär a, 39. — Ueber den melanes. Schädel v. Bär a. a. O. Bourgarel a. a. O. Quoy u. Gaimard Zool. zu Freycin. 7; Garnot bei Duperr. Zool. 113). Garnot braucht (113-4) die Namen umgekehrt, wie Bär: denn nach ihm haben vielmehr die Papuas abgeplattetes Hinterhaupt, die Alfuren rundes. Dies kommt daher,

weil v. Bär auf den Unterſchied des Haupthaars und zwar mit vollem Recht, kein Gewicht legt (a, 57); er ſcheidet ſeine beiden Abtheilungen nur nach den Schädeleigenthümlichkeiten (a, 58 f.), doch nennt er ſelbſt die ſo geſchiedenen Stämme, welche beide kraushaarig ſind, nur Varietäten (mit Macgillivray), neben welchen er noch eine dritte (ebenfalls nach Macgillivr.) wahrſcheinlich findet, mit Adlernaſe, vorſpringenden Kiefern, breiter gewölbter Stirn. Dieſe letztere Varietät iſt alſo (was zu beachten iſt) nicht nur nach der Schädelbeſchaffenheit beſtimmt. Die beiden Hauptvarietäten, die mit abgeplattetem und gewölbtem Hinterhaupte, ſcheidet v. Bär durch den 150° öſtl. L. v. Greenw., allein nach Bourgarels Schilderung hat auch die ſchwarze Race auf Neucaledonien abgeplattetes Hinterhaupt (a. a. O. 258), denn was heißt es anders, als dies, wenn er ſagt, daß das Schädeldach, da wo es nach hinten abfalle, ganz beſonders hoch und der untere Theil des Hinterhauptes ſtärker angeſchwollen ſei als beim Europäer? Sagt er doch auch geradezu, daß die ſchwarzen Neucaledonier, alſo die eigentlichen Melaneſier daſelbſt ein viel ſchwächer entwickeltes Hinterhaupt hätten, als die gelbe Race (289). Auch die Fidſchis haben häufig breite Hinterköpfe und ſchätzen dies als beſondere Zierde (Hale 48). Doch geſtehen wir offen, daß wir auf die Eigenthümlichkeiten des Schädels als Racenmerkmales nicht allzuviel Gewicht legen, da auch ſie zu vielfach ſchwanken, als daß ſie ein ſicheres Maaß abgeben könnten. Sie mögen als ſekundärer Beweis von Intereſſe ſein; aber auch nichts weiter (vergl. Wallace 2, 130 f.). So ſind denn auch die Schädel der Neuguineer ſelber einander keineswegs ähnlich, und z. B. die von der Weſtküſte von denen der Nordoſtſeite ſehr verſchieden (Sal. Müller b, 123 f.). Noch weniger aber iſt Grund, auf Neuguinea zwei verſchiedene Stämme anzunehmen, wogegen ſich auch Wallace (Proceed. roy. geogr. soc. 1859 p. 358) und Windſ. Earl (v. Bär 39; Windſ. Earl c, 4) entſchieden ausſprechen. Auch hier alſo kommen wir zu unſerem Satz zurück: wir haben es hier nur mit einem einzigen mannigfach variirenden Stamm zu thun, welcher durch ſchlechte Nahrung und Lebensweiſe, durch klimatiſche Einflüſſe u. ſ. w. verſchieden modificirt wird (vergl. Windſ. Earl c, 4). Dafür ſpricht auch, daß die Reiſenden ſelbſt die mannigfaltigſten Stämme Melaneſiens unter einander gleichſtellen. Es kann nicht auffallen, wenn die Kunaier und die Bewohner der Loyalitätsinſeln den

Baladanern nahe geſtellt werden (Erskine 395; 386); dieſen aber nennt Cheyne (18; 34) wiederum die Bewohner von Tanna und Aneityum (33) äußerlich ſehr ähnlich, während Forſter die Tanneſen mit den Baladeanern vergleicht (R. 3, 247). Unter einander ſtehen ſich die Bewohner der ſüdlichen Hebriden, der mittleren und der nördlichen gleich (ſ. oben); ſowie gleichfalls die des Nitendiarchipels äußerlich einander gleichen (Dillon 2, 271), denen auch die Bewohner der öſtlichen Salomoinſeln nahe ſtehen (Carteret 364-5). Die der nördlichen werden den Neuguineern ſehr ähnlich genannt (Cheyne 64; Shortl. Reiſe 234), wie auch die Bewohner des gegeſammten Archipels untereinander ähnlich ſind (Salerio 344; Roquemaurel bei d'Urville b. Zool. 2, 367). Die Tombaraner gleichen den Eingeborenen von Port Dorei (Quoy u. Gaimard d'Urv. a, Zool. 34) oder denen von Sta Cruz (Carteret 379), wodurch ſich alſo die Doreſen auch zu den Bewohnern der Nitendigruppe ſtellen; und da Belcher (a, 2, 62) die Tombaraner mit den Tanneſen vergleicht, ſo gewinnen wir eine Nebeneinanderſtellung der ſüdlichen Hebriden, des Nitendiarchipels, Neubritanniens und Neuguineas, welche noch verſtärkt wird durch d'Urvilles Behauptung (a, 4, 560), daß den Tombaranern die Bewohner der Humboldtsbai ähnlich ſeien. Die Bewohner des ſüdlichen Neuguineas fanden wir den Torresinſulanern gleich, beide den Bewohnern der Maſſimsinſeln (Macgillivray 1, 296). Die Bewohner Neuguineas vom Utenatefluß bis nach Adie hin werden unter ſich verglichen (N. Guinea 45; 113, Finſch 73-4), von Hombron aber (d'Urville b, Zool. 1, 278) ganz den Fidſchis gleich geſtellt. Unter ſich ähnlich ſind auch die Eingeborenen der nordweſtlichen Halbinſel nebſt den vorliegenden Inſeln, die indeß, wie wir ſahen, auch mit den Bewohnern des übrigen Melaneſiens vielfach zuſammengeſtellt werden. Allerdings hat Dumoutier (d'Urville b, Anthrop. 211) den Verſuch gemacht, den Typus der „Papus" d. h. Melaneſier als ſolchen zu beſchreiben; allein dies iſt mißlungen, denn wenn er die Papus mittelgroß nennt, von oblongem und plattem Geſicht, zuſammengedrückter Stirn, kurzer breiter Naſe, mitteldicken Lippen, vorſpringenden Backenknochen, kleinen ſchwarzen Augen; wenn er ſagt, ihr Haar ſei kraus, ihr Bart und Körperhaar ſpärlich, ihre Haut rußig oder kupferig ſchwarz, ihr Schädel nach hinten zu verlängert; ſo iſt keine dieſer Beſtimmungen, welche

sich auf alle Stämme und Inseln gleichförmig erstreckte, keine, welche nicht, wie wir sahen, den heftigsten Schwankungen unterworfen wäre.

Eine andere Schilderung hat Wallace (2, 411 f.) gegeben, welche wir hier einrücken müssen. „Die typische Papuarace, sagt er, ist in vielen Hinsichten der malaiischen gerade entgegengesetzt und bis jetzt sehr unvollkommen beschrieben worden. Die Farbe des Körpers ist tief schwarzbraun oder schwarz; sie erreicht zwar nie das Kohlschwarz einiger Negerracen, aber sie nähert sich demselben manchmal. Sie variirt in der Tinte jedoch mehr als die des Malayen und ist manchmal dunkelbraun. Das Haar ist sehr eigenthümlich rauh, trocken und gekräuselt und wächst in kleinen Büscheln oder Locken, welche in der Jugend sehr kurz und compact sind, aber später zu einer beträchtlichen Länge auswachsen und die compakte gekräuselte Frisur bilden, in welcher des Papuas Stolz und Ruhm besteht. Das Gesicht ist mit einem Barte von derselben krausen Art wie das Kopfhaar geschmückt. Die Arme, die Beine und die Brust sind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet. In seiner Statur übertrifft der Papua entschieden den Malayen und ist dem Durchschnitts-Europäer vielleicht gleich oder selbst überlegen. Die Beine sind lang und dünn und die Hände und Füße größer als bei den Malayen. Das Gesicht ist etwas verlängert, die Stirn flach, die Brauen sehr hervorstehend; die Nase groß, ziemlich gebogen und hoch, die Basis derselben dick, die Nasenlöcher breit und die Oeffnungen derselben hinter der verlängerten Nasenspitze verborgen; der Mund ist groß, die Lippen dick und aufgeworfen." Aber auch dieser Schilderung widersprechen, sobald wir sie als allein und allgemein gültig hinstellen wollen, die Zeugnisse der glaubwürdigsten Reisenden auf das schärfste. Da nun Wallace annimmt, daß der so geschilderte Papuastamm ganz Melanesien bis zum Fidschiarchipel bewohne (2, 419): so wird seine Schilderung, wie wir schon gesehen, nur noch unhaltbarer, und bei allen seinen Bestimmungen treten dieselben Schwankungen ein, wie wir sie schon gegen Dumoutier geltend machten.

Diese Schwankungen sind es denn auch, welche uns mit der äußersten Vorsicht erfüllen müssen gegen die vielfachen Behauptungen namentlich französischer Gelehrten, wir hätten es an manchen Orten des Gebietes mit Mischlingen zwischen Malayen oder Polynesiern und Melanesiern zu thun. So behauptet Hombron (d'Urv. b. Zool. 1,

278), daß die Anwohner der Tritonsbai Miſchlinge zwiſchen Malayen und Papuas ſeien, und ähnliches behauptet er wie d'Urville ſelbſt (a, 4, 603 f.) von Port Dorei, wo jedoch die Vermiſchung noch ſtärker ſein ſoll (Hombr. a. a. O. 299; 300-2). Zögernd freilich und zweifelnd dachte auch Jacquinot (eb. b, Zool. 2, 355) in den Bewohnern von Iſabel eine Miſchlingsrace zwiſchen Polyneſiern und Melaneſiern zu erkennen und ſteht davon nur ab, weil die Fidſchis, in denen er eine ſolche Miſchung ſieht, den Melaneſiern von Iſabel nicht ähnlich ſehen. Dieſe hält nun auch Hombron (304) durchaus für eine ſolche Miſchlingsrace und ſtützt ſich namentlich darauf, daß die Fidſchiweiber (305-6) ganz beſonders den „endameniſchen" d. h. melaneſiſchen Charakter bewahrt hätten. Dies iſt richtig, allein was beweiſt es? Nichts: denn wir fanden überall in Melaneſien die Weiber durch ihre ſchlechtere ſociale Stellung auch leiblich tiefer ſtehend als die Männer, und ſo iſt es auch auf den Fidſchiinſeln. Gerade dieſer Umſtand beweiſt im Gegentheil die rein melaneſiſche Abſtammung der Fidſchis: unmöglich kann doch die Miſchung erſt jetzt ſtattgefunden haben, noch unmöglicher aber iſt es, daß aus einer ſolchen Miſchung nur Männer geboren ſeien: ſind alſo die Frauen von melaneſiſchem Aeußeren, ſo zeigen ſie eben nur den Urtypus des Volkes, welcher durch beſſeres Leben bei anderen geſchwunden iſt.

Was nun noch beſonders gegen dieſe franzöſiſche Miſchungstheorie einnimmt, iſt der Umſtand, daß die verſchiedenen Typen in Neuguinea ſich ganz nach den Ständen, d. h. alſo nach der Lebensweiſe gliedern. Nach d'Urville bildet der dritte der oben beſchriebenen Stämme, wie er meint, die eigentlichen Ureinwohner, die Sclaven (a, 4, 606), der erſte Stamm die Mehrheit des Volkes, der zweite aber, der bald ganz melaneſiſch, bald ganz malaiiſch ausſieht, alle Herrſcher und alle Händler, welche beſſer wohnen, beſſer gekleidet ſind und beſſer leben. Allein was wir in Polyneſien ſo häufig ſahen, iſt auch hier der Fall: die beſſere Lebensweiſe ändert auch das Aeußere, lichtet die Haut, verſchönert die Züge, die Leibesbeſchaffenheit u. ſ. w., und das heißt in unſerem Falle gleicht die Melaneſier den Malaien oder den Polyneſiern an. Damit ſollen natürlich zahlreiche Miſchungen nicht geleugnet werden, weder für Neuguinea noch für Fidſchi: nur daß die Miſchungen nicht das ganze Volk, ſondern immer nur einzelne Individuen treffen. Wäre das ganze Volk der Fidſchis aus Melaneſiern und

Polyneſiern gemiſcht, ſo müßte doch ganz nach Annahme der franzöſiſchen Gelehrten, dieſe Miſchung urſprünglich auf einer mindeſtens dem melaneſiſchen Element gleich ſtarken Einmiſchung polyneſiſchen Blutes beruhen oder vielmehr bei dem Beharrungsvermögen des erſteren, auf einer ſehr viel ſtärkeren, welche, um conſtante Folgen zu haben, durch viele Generationen, durch beſtändiges, neues Einwandern polyneſiſcher Elemente verſtärkt wäre. Dann aber wäre es ganz unbegreiflich, daß überhaupt noch ſo viel melaneſiſcher Typus unter den Fidſchis herrſchte, denn Zuſchuß melaneſiſcher Elemente iſt nicht nachweisbar, wohl aber fortwährendes Vermiſchen mit den polyneſiſchen Nachbarn: der polyneſiſche Typus müßte alſo weitaus den Vorrang haben, wenn nicht im ganzen Archipel, ſo doch in den Gegenden, wohin die Polyneſier einwandern, und melaneſiſche Individuen wären höchſtens als einzelne Rückſchlagsformen zu finden. Statt deſſen finden wir die melaneſiſche Form über die ganze Gruppe, aber ganz gleichmäßig mit helleren, rötheren, minder krauſen Individuen gemiſcht. Dieſe Erſcheinung vereinigt ſich mit keiner bis jetzt auf Erden beobachteten Form der Miſchung; wir müſſen auch hier alſo annehmen, die Fidſchis ſind der Hauptſache nach ein ungemiſchter Stamm — nur nach den Grenzen zu ſind ſie mit Polyneſiern gemiſcht, was aber auf das Ganze des Volkes Einfluß weder hatte noch haben konnte — und dieſer Stamm zeigt ſich ebenſo variabel wie der melaneſiſche Stamm überhaupt.

Doch aber bilden die Melaneſier entſchieden eine Einheit für ſich. So ſcheidet ſie Wallace (2, 418 f. 192 u. ſonſt) auf das allerſchärfſte von den Malaien, denn er ſagt (192): „ſoweit ich bis jetzt habe urtheilen können, ſcheinen Malaien und Papuas ſo weit auseinander zu ſtehen, wie überhaupt zwei menſchliche Racen.“ Er aber ſtellt die Papuas als verwandt mit den Polyneſiern und den dunkleren Stämmen auf den Malaiiſchen Inſeln hin (419). Auch Dumoutier unterſcheidet ſie ſcharf von den Malaien (D'Urv. b. Anthrop. 217) und obwohl auch er ſie den Polyneſiern ähnlich nennt (212-3) trennt er ſie doch auch von dieſen auf das beſtimmteſte (212).

Und dieſe Selbſtändigkeit einerſeits und andrerſeits die Zuſammengehörigkeit der Melaneſier wird denn auch durch die Sprachen auf's Beſtimmteſte bewieſen. H. C. v. d. Gabelentz hat das große Verdienſt, nachgewieſen zu haben, daß und in welcher Weiſe die melaneſiſchen Sprachen ſich ſcharf und beſtimmt ſow[illegible] als auch

von den polyneſiſchen unterſcheiden (265); worauf näher einzugehen uns hier natürlich nicht möglich iſt. Er hat dann ferner gezeigt, daß die Sprachen Neucaledoniens, der Loyalitätsinſeln, der Hebriden und einzelner Salomoinſeln (Bauro, Gera) mit einander verwandt ſind, daß eben unter dieſen wieder die Sprache von Baladea mit denen der Loyalitätsinſeln und die von Bauro und Gera in näherer Beziehung ſtehen (252). Allerdings ſind wir nun beim vollſtändigen Mangel weiteres Materiales mit ſicherem Wiſſen faſt zu Ende: denn Cheynes Wortverzeichniß von Eddyſtone, aus dem man freilich einzelne Anklänge an das Bauro herausleſen kann, iſt viel zu unſicher, als daß wir es ſicher benutzen könnten. Die Sprachproben dagegen von Vanikoro, welche Gaimard (bei d'Urville a, 5, 338-40) gibt, ſtellen dieſe Inſel und alſo wohl den ganzen Nitendiarchipel ganz in die Reihe der melaneſiſchen Sprachen. Jukes nun gibt ein Wortverzeichniß von der Inſel Errub (Darnleyinſeln), Torresſtraße (Latham. 334) und Macgillivray von Inſeln der Louiſiade (eb. 335), in welchen wir ſehr auffallende Gleichheiten mit den Bauro und Gera, aber auch mit anderen melaneſiſchen Sprachen ſehen; auch an das Eddyſtone, wie es Cheyne gibt (187-9) klingen ſie an. Während nun ſchon, nach Macgillivray, die Idiome der Louiſiade unter ſich verwandt ſind, ſo zeigen ſie auch mancherlei Berührungen mit der Nordküſte von Neu-Guinea und mit Neuirland (Macg. 1, 233); mit den Sprachen der Torresinſeln ſcheinen ſie übrigens nicht näher verwandt zu ſein, als mit den übrigen melaneſiſchen Sprachen auch. Auch was wir ſonſt von neuguineiſchen Wortverzeichniſſen haben (Marsden, misc. works; Sal. Müller, b, 113 f.; Modera, 115 f.; Ottow in N. Guin. 202 f.; Wall. 2, 442, 444 f. zeigt Uebereinſtimmungen mit den übrigen melaneſiſchen Sprachen, zu welchen denn auch das genauer bekannte Fidſchi ganz und gar gehört. Und ſo dürfen wir wohl auch ſprachlich die Melaneſier für einen Stamm halten, denn überall, wo man ihre Sprachen genauer kennt, (von Fidſchi bis Salomoarchipel) ſind ſie mit einander verwandt und die nicht genauer bekannten Sprachen bieten doch ſo viel Spuren der Gleichheit, daß wir, wenn wir ſonſt gar nichts von den Menſchen, welche ſie ſprechen, wüßten, doch ſicher zu der Vermuthung kommen würden, daß ſie einander verwandt ſeien.

Merkwürdig iſt es, daß wir dies ganze Gebiet ſprachlich im hohen Grade zerklüftet ſehen, ſo daß man wohl ſagen kann, die

Sprachen dieser Völker zeigen dieselbe Variabilität wie ihr Aeußeres. So sind auf Rook zwei, auf Banikoro drei Sprachen, das Banikoro, das Tanema und das Taneanu (Gaimard bei d'Urv. a, 5, 338 f.), welche zum Theil sehr weit auseinander gehen. Ebenso werden auf Tanna wahrscheinlich drei wurzelhaft verschiedene, auf Erromango zwei Sprachen gesprochen (Gill 227; v. d. Gabel. 145, 125). Aneityum zerfällt in mehrere Stämme (Gill 150), Uwea in drei, welche verschiedene Namen führen (Uwea, Mondavi, Erte) und verschiedene Sprachen sprechen (Erskine 340), auf Lifu herrschen zwei Sprachen, eine im Norden, eine im Süden der Insel (eb. 367), so daß wir uns nicht wundern werden, wenn wir auf jeder Insel wieder eine neue wurzelhaft meist sehr selbständige Sprache finden. Mit Recht macht v. d. Gabelentz (4) hierauf und auf den Gegensatz aufmerksam, den diese Erscheinung zu den polynesischen Sprachen bildet, welche trotz der Ausbreitung über den ungeheuren Ocean einander so nahe stehen. Die Melanesier sind also geneigt, leiblich und geistig sich abzusondern, in dieser Gesondertheit zu verharren, und sich so in neue Stämme und Zweige zu specialisiren. Den Grund aber dieser merkwürdigen Erscheinung können wir hier nicht aufdecken; nur sei noch auf die mannigfachen Bestätigungen hingewiesen, welche Wagners Migrationsgesetz bei den Bewohnern des stillen Ocean empfängt, eine Bestätigung, die um so merkwürdiger ist durch die nach den verschiedenen Völkerstämmen ganz verschiedene Art, in welcher sie erfolgt.

Es bleibt uns noch übrig, kurz über den Gesundheitszustand dieser Völker zu reden. Obwohl manche der verkommenen Stämme schwächlich sind, so kann man doch die Melanesier durchaus nicht einen schwächlichen Menschenschlag nennen: zum Theil trügt das Aeußere und viele elend aussehende Stämme haben dennoch nicht geringe Muskelkraft; zum Theil aber sind diese dunkelfarbigen Insulaner außerordentlich kräftig, wie vor allen Dingen die Fidschis, welche nicht nur den Polynesiern, sondern auch den Europäern durch ihre Körperkraft imponirten; so auch die Tannesen und viele andere der erwähnten Völker. Schon ihr Muth spricht für ihre Kraft. Auch behende pflegen sie meist zu sein und werden wir sie zum Theil wenigstens als treffliche Kletterer und noch bessere Schwimmer kennen lernen. Auch sind sie trotz ihres Klimas, das selbst den Po
ungesund vorkam, weshalb z. B. von Tutopia Nieu

nach Banikoro wollte (a 5, 117) im Allgemeinen von guter Gesundheit (Cheyne 10, 23; Turner 401). Das Klima der Fidschiinseln unterscheidet sich in nichts von dem der polynesischen Inseln: doch sind die Fidschis keineswegs gesünder als die übrigen Melanesier und alle ihre leiblichen Vorzüge scheinen nur auf ihrer Lebensweise und ihrer Bildungsstufe zu beruhen — eine Erscheinung, welche ethnologisch nicht unwichtig ist. Die hauptsächlichsten Krankheiten sind auch hier Hautkrankheiten, von denen wie auch im übrigen Ocean (vergl. oben 25; Band V, 2, 56) besonders häufig die Kinder heimgesucht sind. Benusan (in J. R. G. S. 1862, 45) leitet diese Krankheiten bei den Fidschikindern von ihrer ungenügenden Nahrung her. Auch auf Neuguinea, zu Dorei, litten die Kinder besonders (Wallace eb. 1861, 174; 2, 301) und von den Arfakis war fast die Hälfte mit einer schorfigen Hautkrankheit behaftet (Wall. 2, 287). Vielleicht war auch die weißliche Haut, welche Kolff bei einigen Eingeborenen der Mariannenstraße bemerkte, die Folge einer ähnlichen Krankheit (325). Auch auf den Massimsinseln ist Aussatz häufig (Salerio 342), ebenso auf Wageu, wo die Kranken gräßlich aussahen, aber keine Schmerzen empfanden (Freyc. 2, 48), auf Tombara (Quoy bei d'Urville a, 4, 735), auf Banikoro und Nitendi (d'Urville a, 5, 214; Dillon 2, 276) und Bougainville nannte ja die zum gleichen Archipel gehörige Insel Aoba die Insel der Aussätzigen, weil so viele Eingeborene mit dieser Krankheit behaftet waren (211). Ebenso herrschte sie auf den Loyalitätsinseln (Cheyne 23), auf Neucaledonien (Forster R. 3, 235) und Kunaie (Cheyne 10). Auf Rook herrschen viele Rheumatismen und Entzündungen, in Folge des unvorsichtigen Badens der Eingeborenen (Reina 360). Rheumatismen sind gleichfalls häufig auf der Fichteninsel (Cheyne 10) und Uwea (eb. 23), während die Nitendigruppe von Fiebern vielfach heimgesucht wird (Dillon 2, 310), wie sich diese auch auf den neuen Hebriden zeigen (Turner 444). Starke Geschwulst der Augenlider sah Forster wiederholt auf Immer (Reise 3, 141), und Augenleiden sind auch auf Neugeorgien und den umliegenden Inseln häufig (Salerio 344). Einäugige, daneben aber auch viel Bucklige und Aussätzige finden sich auf dem sehr ungesunden Wageu nicht selten, heftige Schwellung der Hoden (ein unter den Tonganern häufiges Uebel) fand Labillardiere zu Baladea (2, 240), Dillon zu

Banikoro (2, 234), wie er auch daselbst ein Krebsgeschwür gesehen haben will (241); doch war dies wohl eine aussatzähnliche Krankheit. Aehnliches sah Cheyne auf Kunaie (10) und noch andere verwandte Krankheiten ebendaselbst und auf den Loyalitätsinseln, wo er auch Katarrhe erwähnt (23). Einen Albino sah Turner auf Tanna (493), Forster (Reise 3, 234) auf Baladea, wo nach Hood (221) öfters Lungenleiden herrschen sollen, wegen der ungesunden Wohnungen: doch berichten andere, daß die übrigen Krankheiten mit Ausnahme des Aussatzes selten seien (Cheyne 10; 23), Wunden und oft recht schwere leicht heilen (eb.) und es auch Beispiele hohen und rüstigen Alters gebe (Turner 42; Seemann J. R. G. S. 31, 60) wogegen freilich Hood behauptet, daß die Eingeborenen meist vor dem sechzigsten Jahre stürben (221). — Die Bevölkerung des gesammten Melanesien beträgt nach Behm (Jahrb. 1, 75; 78) etwa 2,200,000, wovon er 200,000 auf Fidschi, 800,000 auf die Salomoinseln und Neubritannien, und eine Million auf Neuguinea rechnet; über 200,000 betragen die Einwohner der übrigen melanesischen Inseln, von denen 12—15000 auf Nitendi, 150,000 auf die neuen Hebriden (auf Fate 12,000, Turner 393, auf Tanna 10—12000 eb. 76), etwa 27,000 auf Neucaledonien und 15,000 auf die Loyalitätsinseln kommen. Danach kommen auf die Quadratmeile etwa 142 Menschen; doch ist zu beachten, daß das Land sehr ungleich bewohnt ist, eigentlich nur an den Küsten und Flußufern (d'Urville a, 4, 604; 5, 117), daß ferner einzelne Inseln und Gegenden besonders dicht, andere weniger, andere gar nicht bewohnt sind, daher sich die Bewohner anders vertheilen und manche Quadratmeile eine sehr zahlreiche, andere gar keine Bevölkerung besitzen. Auch sind jene Zahlen nur sehr annähernd, da das ganze Gebiet noch wenig durchforscht und z. B. das Innere von Neuguinea, Tombora, Birara, ja den meisten größeren Inseln noch ganz unbekannt ist.

Die Bevölkerung nimmt an einigen Orten des Gebietes ab, so z. B. in Aneityum, wo um 1850 Erskine und Turner etwa 3000 Eingeborene vorfanden, Murray dagegen 1861 nach einer starken Masernepidemie nur noch 2400; und so sind durchgehend Murrays Zahlen, die sich auf die ersten sechziger Jahre beziehen, etwas niedriger als Turners (Angaben bei Behm 76 f.). Man darf hieraus keineswegs zu viel folgern, denn Turners Angaben können, da er so ziemlich

der erste war, der die Bewohnerzahl abschätzte, auf zu hohen Ansätzen beruhen, wie er ja selbst bisweilen um mehrere Tausende schwankt: Tanna hat nach ihm 10—12,000 Eingeborene (76; 1842), Lifu 8—10,000 (400). Indeß berichtet er selber (494), daß die Tannesen z. B. abnähmen und zwar zunächst durch Krankheiten, welche sie in Folge der Berührung mit den Weißen erhalten hätten. Die ganze Art nun, wie die Weißen mit den Melanesiern verfahren sind — man denke nur an die Santelholzhändler —, dann ferner die eigne Lebensweise dieser Völker, dazu die vielen neuen Krankheiten durch die Berührung mit den Weißen, sowie manche andere Ursachen, über welche wir in der Schrift über das Aussterben der Naturvölker geredet haben, alles dies bewirkt mit Nothwendigkeit eine Verminderung dieser Völker. Da aber, wo die Missionäre oder die Weißen sonst sich ihrer annehmen, wo also Kriege, Kindermord, Menschenopfer und dergleichen aufhören, die ungünstigen Einflüsse des Klimas, dem zwar die Eingeborenen besser als die Europäer widerstehen, gemildert werden, da bleiben sie nicht nur so zahlreich, wie sie waren, sondern sie vermehren sich auch über ihre frühere Zahl (Ausl. 1858, 38). Die Ziffern jedoch, welche Hood anführt (18—20,000 für Tanna, 200, für Baladea dieselbe Zahl 220), sind ungenau, für Tanna zu hoch, für Baladea, welches nach Murray (Behm 76) 27,000 Eingeborene hat, zu gering.

Gehen wir nun über zu der **culturhistorischen Schilderung** dieser Völker.

Die Kleidung ist in ganz Melanesien höchst einfach. Meist geht man nackt, indem man nur die Scham mit irgend etwas bedeckt. Schmuck dagegen wird vielfach getragen, namentlich auch, wodurch sich die Melanesier von allen Polynesiern unterscheiden, in dem durchbohrten Nasenknorpel, und ganz besondere Sorgfalt überall auf den Haarwuchs verwendet. Tattuirung herrscht an einigen Orten, fast überall aber bemalt man den Körper. Auch Beschneidung ist nicht selten.

Letztere findet sich auf Kunaie (Cheyne 7), auf Neucaledonien (Turner 424), den neuen Hebriden, auf Ruk (Reina 357) und im Nitendiarchipel (Dillon 2, 314). Sie besteht in Aufschlitzung des oberen Theiles der Vorhaut (d'Entrecasteaux 1, 351, Labill. 2, 197) und erfolgt zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit und unter den größten Festlichkeiten: nur zu Tanna wird sie mit dem siebenten,

zu Aneityum mit dem fünften Jahr vollzogen (Turner 87; 371; Cheyne 33; 36. Von anderen Gebieten iſt nichts berichtet, ſo daß die Sitte vielleicht auch ſonſt noch herrſcht; doch ſcheint ſie auf Neuguinea unbekannt zu ſein, wo in Folge einer eigenthümlichen Tracht die Vorhaut zum Theil ſehr lang iſt (Sal. Müller b. 59), auf Fidſchi herrſcht die Beſchneidung: mit dem 14. Jahr wird ein Stück aus der Vorhaut geſchnitten, welche dadurch alſo aufgeſchlitzt wird (Mariner 1, 340; Wilkes 3, 159; d'Urville a. 4, 414; Gaimard eb. 702). Doch gibt es auf Vitilevu eine Stadt Namens Tumbani-Ulai, wo weder Beſchneidung noch die Sitte des übrigen Archipels herrſcht, bei Trauer u. dergl. ſich ein Glied des kleinen Fingers abzuſchneiden. Die Bewohner dieſer Stadt ſind ſchwärzer, mit dicker, breiter Naſe (Gaim. eb. 713-4).

Auf Baladea gehen die Männer nackt, nur daß ſie eine Schnur um den Hals und um den Leib tragen, zu welcher letzteren gürtelartigen ſie den Penis oder vielmehr die Ruthe, die ſie in Blätter gewickelt tragen, emporziehen und dort befeſtigen (Forſter R. 3, 201; Labillard. 2, 196; d'Entrecaſteaux 1, 341 f.). Ganz dieſelbe Tracht iſt die gewöhnliche auf den Loyalitätsinſeln und den neuen Hebriden (d'Entrecaſt. eb. Forſter eb. 9; 56; 72; Bem. 216; Bergh. Zeitſchr. 10, 363 nach naut. mag. 17). In der franzöſiſchen Colonie und in den Miſſionsſtationen erſcheinen ſie übrigens ſtets bekleidet (Hood 215). Die Neucaledonier trugen dann noch eine hohe runde Mütze, die oben mit einem rothen Federbuſch verziert war (Forſter R. 3, 204), um welche man wohl auch die Schleudern wickelte (eb. 218), und jetzt iſt ein rother oder weißer Turban mit buntem Federbuſch üblich (Hood 215). Auch hatten einzelne aus Gras und Fledermaushaaren ſich Perrücken gemacht, welche bis tief in den Rücken hinunterhingen (Labill. 2, 186). Die Weiber trugen entweder einen mehrere Zoll breiten Gürtel (Hood eb.) oder aber einen langen Strick, an dem 8″ lange Schnüre hingen, vielfach um den Leib gewickelt, ſo daß jene Schnüre ſchichtenweiſe über einander lagen (Forſter R. 3, 207); ſie waren ſchwarz gefärbt (Erskine 350). Sonſt trugen Männer und Weiber dieſelben Zierrathe, namentlich in Naſe und Ohren, deren Läppchen öfters bis zur Schulter erweitert ſind (Forſt. R. eb. Bem. 343; 514; Lunaie Ch[illegible]naier tragen das Haar gleichfalls eingehüllt i

Zeuges, welches aber auch mit Federn geſchmückt iſt, während die Mützen der Caledonier geflochten ſind. Doch ſchneiden bisweilen die Männer wie die Weiber hier und in Neucaledonien immer (Forſter R. 3, 221) das Haar kurz, nur daß ſie dann eine lange Locke auf der einen Seite des Kopfes ſtehen laſſen. Ihr Schmuck ſonſt beſteht aus Ketten von Muſcheln oder Holzknöpfen, auch wohl aus Strängen von Menſchenhaar; die Häuptlinge tragen noch Ketten von kleinen weißen Muſcheln — die nur in Caledonien gefunden werden, aber auch auf Uvea der vornehmſte Schmuck ſind (Cheyne 25) — um Knie und Handgelenk, die Krieger bemalen ſich Bruſt und Geſicht ſchwarz (Cheyne 6-7). — Auf den Loyalitätsinſeln, wo keine Beſchneidung herrſcht, tragen beide Geſchlechter das Haar lang, indem ſie es mit Kalk weiß roth oder braun beizen und perrückenartig auffriſiren (Bergh. Zeitſchr. 10, 363); nur die Krieger hüllen es in Tapa ein. Man behandelt es ſehr ſorgfältig und trägt ſtets eine Art Kamm oder Haarkratzer mit drei langen Holzzinken darin, welcher nach dem Range des Trägers verſchieden geſteckt wird (Cheyne 15; 24; 25). Zu bemerken iſt noch, daß die verheiratheten Weiber hier einen 6″ breiten Gürtel tragen, der anſtändiger iſt, als man ihn ſonſt findet; und daß, auffallend genug, die Durchbohrung der Ohrläppchen erſt mit eintretender Mannbarkeit ſtatt findet (eb. 24), daß ferner auch hier die Männer den Penis nicht weiter bedecken, wohl aber die Vorhaut zubinden und an der Schnur, welche auch ſie mehrfach um den Unterleib ſchnüren, befeſtigen (Labill. 2, 237). Während nun auch auf den Hebriden die Männer nackt gehen (Aoba Forſt. R. 3, 3; Vanua lava Rietm. 180), nur daß ſie den Penis einwickeln (Mallik. Rietm. 171) und die Ruthe zu ihrer Gürtelſchnur hochziehen, was ſchon bei ſechsjährigen Knaben zu geſchehen pflegt (Forſt. R. 3, 84), ſo tragen auch hier die verheiratheten Weiber einen Rock, der bis auf die Knie reicht (Tanna Cheyne 36, Forſter R. 3, 73; Mallik. eb. 23; Errom. 55; Fate Erskine 332). Doch tragen ſie öfters und ſo wohl die unverheiratheten, die bis zum 10. Jahre nackt gehen, nur einen von der Gürtelſchnur vorn herabhängenden Blätterbüſchel (Forſt. eb. 55; Cheyne 36; Aoba Forſt. R. 3, 3; Vanua lava Rietm. 180; Aragh, Maiwo Bougainv. 212). Die Ohrläppchen und Naſenknorpel ſind durchbohrt (Mallik. Forſt. R. 3, 12; Errom. Bergh. Zeitſchr. 9, 538; 548 nach Bennet) und

in den oft sehr weiten Oeffnungen tragen sie ein Stäbchen, einen Knochen, einen weißen Stein, Schildkrotringe (Forst. N. 3, 83). Als Schmuck haben sie Armbänder, welche zum Theil aus Kokosfasern geflochten (Turner 81), zum Theil künstlich geschnitten, öfters auch mit grünen Blättern verziert sind, Halsbänder, welche aus Schildkrot, Knochen, Muscheln bestehen und Zierrathen von Grünstein und rothen Bohnen (eb. 84. Aragh, Maiwo Bougainv. 212; Van. lava Rietm. 179). Eine merkwürdige Armverzierung erwähnt Rietmann von Mallikolo: man trägt am Handgelenk einen durchbohrten Holzkegel, der mit Bast überzogen ist, und diese Basthülle bedeckt Hand und Arm. Die Muster, welche man auf diese Schmucksachen einätzt, bestehen nur aus Zickzacklinien (Rietm. 169-70); an den Armbändern, deren sie oft 6—8 an einem Arm tragen, pflegen sie ihre aus Gras geflochtenen Speerwerfer und Schlingen zu hängen (Bergh. Zeitschr. 548; Turner 81). Auch Walfischzähne trägt man als sehr gesuchten Schmuck und daher namentlich die Häuptlinge; man läßt sie als Kleinode an einzelnen Schnüren hangen. Halsbänder flicht man auch wohl von Menschenhaar (Tanna Turner 79-80; Fate 393; Erskine 325), Kniebänder, die von grünem Laub geflochten waren, erwähnt Erskine von Fate (eb.), wo man auch netzartiges Flechtwerk von rother, weißer oder schwarzer Farbe trägt (Gill. 58) oder wie Erskine sagt, schön gewebte Gürtel mit denselben Farben. Bougainville (212) sah auch auf Aragh und Maiwo hübsches Flechtwerk mit rothen Mustern, worin die Weiber ihre Kinder trugen. Von allem diesen Schmuck dürfen die Weiber nichts tragen, die sich dafür aber das Gesicht und öfters auch den ganzen Leib zu Mallikolo mit Kurkuma einreiben (Forst. 3, 23). Ueberhaupt bemalt man sich den Leib nicht selten: schwarz die Aobaner (eb.), weiß, roth oder schwarz die Tanneser und Erromanger das Gesicht (eb. 84; 61; Cheyne 35); roth ist die gewöhnlichste Farbe und zwar streicht man sie, je vornehmer man ist, um so dicker auf, wie man überhaupt auf diese Farben sehr eitel ist (Erskine 311), schwarz dagegen ist Trauer (Turner 77). Die Farben werden mit Kokosöl, oft aber auch hier auf den ganzen Leib aufgetragen (Bennet in Bergh. Annal. 3, 548). Das Haar wird natürlich besonders gepflegt: man flicht es mit der Rinde einer Pflanze (Turner 77) in einzelne zahlreiche — 6-700 sagt Turner — Büschel, die man

oben frei läßt, ſo daß ſie doch eine große Perrücke bilden (Belcher a. 2, 62), wobei man oft alle dieſe Locken in ein großes Netz ſteckt (Bennet bei Berghaus 547), oder man läßt die Haare frei und bindet ſie nur oben zuſammen in einem lockeren Schopf und der Kratzer, der oft mit Federn geſchmückt aber meiſt voll Läuſe iſt, fehlt nirgends, (Forſter R. 3, 82-3). Oft umwindet man das Haar dann noch mit einem Piſangblatt oder einer Mattenmütze. Selbſt den Bart flicht man auf Tanna zu einem Zopf zuſammen (eb. 83; Aneityum. Gill 151). Oefters auch beizt man die Haare mit Kalk zu einer gelblichen oder rothen Färbung (Gill 58; Erskine 325; Cheyne 36). Die Frauen jedoch ſchneiden das Haar faſt immer kurz (Erskine 332; Bennet bei Bergh. 547). — Ganz dieſelbe Tracht der Männer und Weiber herrſcht auf der Nitendigruppe (St. Cruz d'Entrecaſteaux 1, 378; Banikoro Dillon 2, 153 f.; d'Urv. a. 4, 164; 214-5). Von dem 4" breiten Gürtel ziehen die Männer oft ein Stück Zeug zwiſchen den Beinen durch; in dei Naſe ſtecken ſie Federn, in die Ohrlöcher, die bisweilen eine Weite von 6" haben, oft 10—30 Schildkrotringe, und vor allen Dingen iſt Schmuck von weißen Muſcheln beliebt, von denen man eine größere gern vor der Stirn trägt (Forſt. R. 3, 189). Auch rothe Blumen (wie ſo oft in Polyneſien) ſind hier als Schmuck geſucht (Dillon 2, 314). Ihr krauſes Haar, das zurückgekämmt und hinten zuſammengeknüpft wird, hängt oft bis zur Schulter herab. So tragen es meiſt die Greiſe; junge Männer aber nehmen Haare von Todten oder von beſiegten Feinden, flechten ſie kegelförmig bis zu 1' Höhe zuſammen, umwickeln ſie dann mit Zeug — womöglich von rother Farbe, welche auch bei den Kleidern am beliebteſten iſt — und ſetzen dieſen ſeltſamen Kopfputz, der am Rande häufig mit Blumen verziert iſt, auf (Banik. Nitendi Dillon 2, 153 f.; 275 f.; d'Urv. a. 5, 215). Den Gürtel oder Rock von zerſchlitztem Bambus, den ſie häufig tragen und von dem ſich gleichfalls ein Stück Zeug durch die Beine zieht, färben ſie glänzend ſchwarz (Dillon 2, 275). Kinder gehen bis zum 10. Jahre nackt. Auch gebeizt werden die Haare hier öfters. Die Frauen tragen indeß das Haar ſtets kurzgeſchoren und ohne Schmuck, wenn ſie auch Arm- und Halsbänder haben (2, 177). Die Tracht des Salomonarchipel iſt nur wenig verſchieden; entweder man geht ganz nackt oder trägt nur vor der Scham eine kleine meiſt höchſt unzu-

reichende Bedeckung von Blättern, von Matten u. s. w., welche an einer mehrfach sehr fest um den Unterleib gewickelten Schnur hängt; doch trägt man diese Schnur häufig auch allein (Bauro d'Urv. b. 5, 295; Montravel eb. Zool. 2, 365; Malaita, Bougainv. Roquemaur. eb. 366; Buka Bougainv. 232; Labillard. 1, 228; Dubouz. eb. 366; Isabel Jacquin. eb. 355; Marquen Tasman bei Swart 38; Eddystone Cheyne 67). Die Bewohner der Iles des contrariétés waren gleichfalls nackt, nur daß sie um die Eichel ein langes röhrig herabhängendes Blatt umgewickelt trugen (Surville 249); und ähnlich hatten die Bewohner von Buka und die von Neugeorgien die Vorhaut mit einem Faden zugebunden (Demas bei d'Urville b. Zool. 2, 369). Auch die Zierrathen sind gleich, die Nasen, die Ohren, letztere oft in höchst bedeutendem Maße durchbohrt, mit Ringen, rothen Blumen (Isabel Surville 222), Knochen u. s. w. geschmückt, wodurch auf Isabel der Nasenknorpel bis an den Rand der Oberlippe öfters ausgedehnt war (Surville 236). Weiße Muscheln vor der Stirn oder am Halse werden gern getragen (eb.; Choiseul Boug. 227; Simbu Shortl. 134), ebenso aufgereihte Zähne, auch Menschenzähne als Gürtel und Ketten (Surv. eb. Rietmann 193), sowie Muschelschmuck als Arm- und Kniebänder. Armringe von einer großen weißen Muschel (oder von Knochen), welche man auf Isabel (Surv. 236) und sonst trug, sind auf Neugeorgia, da ihr Besitz Macht und Ehre verleiht, so gesucht, daß sie oft Veranlassung zu Kriegen wurden (Cheyne 65). Auf Wagen tragen solche Ringe nur die Vornehmen und zwar am linken Arme (Freyc. 2, 54). Auch auf Simbu (Shortl. R. 134) und Banikoro trug man solche Ringe (d'Urv. a. 5, 360), welche an mikronesische Sitten erinnern. Ferner salbte man sich hier mit Kokosöl (Nov. 2, 429, Malayta) und bemalte sich ebenfalls weiß roth oder schwarz, oft mit weißen Streifen, so namentlich wenn man in Krieg ziehen will (Cheyne 65); auf Isabel trugen die Männer einen weißen Strich von der Braue zur Schläfe; die Weiber noch außerdem über die Backen und die Brust (Surville 235; d'Urv. b. 5, 295; Boug. 232). Die Haare werden gewöhnlich weiß, gelb oder roth gebeizt (Choiseul Boug. 227; 231; Buka eb. 232; Isabel Jaquin. d'Urv. b. 5, 297). Man trägt es verschieden: entweder ganz kurz Tasman 38), vorn kurz, hinter den Ohren in langen Locken (Isab.

d'Urv. b. 5, 295), oder man läßt es mützenartig oben auf dem Kopf ſtehen, oder theilt es in einzelne Zöpfe, welche man mit Gummi zuſammenklebt (Iſab. Surville 235), man trägt es in großen Perrücken, pudert es weiß (eb. 256) u. ſ. w. Federn, welche ganz oben auf dem Scheitel ſtecken, ſind eine ſehr geſchätzte heilige Zier (Surv. 250; Tasman 38); die Malaytaner trugen ein Bündel rothgefärbter Baſtſtreifen dicht am Ohr (Nov. 2, 429) — Faſt dieſelben Einzelnheiten gelten vom ganzen Archipel Neubritannia. Auf Birara geht man nackt außer einem Blätterbündel vor dem Penis, das an einer Gürtelſchnur hängt; als Schmuck trägt man Federbüſche im Haar, Ringe in Ohren und Naſen, Armbänder, runde weiße Muſchelſtücke an einer Schnur um den Hals u. dergl. Das Haar iſt roth oder weiß gebeizt (Bougainv. 246-7; Dampier 5, 95). Die Bewohner der Inſel York gehen ganz nackt, haben aber ſonſt dieſelbe Tracht; auch die Flügel der Naſe durchbohren ſie (Hunter 140-1); ganz ebenſo gehen die Bewohner von Tombara (Carteret 379; Quoy bei d'Urv. a. 4, 736) — welche oft durch Knorpel und Flügel der Naſe einen Schweinszahn (Quoy und Gaim. Zool. 34 bei d'Urv. a) tragen; das Haar binden ſie in kleinen Zöpfchen oder Locken, deren oberes Ende frei bleibt, oder ſie laſſen es zu einer dicken abſtehenden Perrücke wachſen (Belcher a. 2, 73) — die von der Sturminſel (King 318), von Gerrit Denis u. ſ. w. (Dampier 5, 83) und von den kleinen Inſeln nordwärts von Neuguinea (Behrens 157 f.; Schouten 54-6). Vielfach bemalen ſich auch dieſe Stämme den Leib mit weißen Streifen oder roth und ſchwarz. Die von St. Johann tragen auch noch Mützen von gemaltem Baſt, oft mehrere übereinander, die dann mit einem Bande zugeſchnürt worden (Schouten Diar. 52; le Maire allg. Hiſt. 11, 470). Auch die Admiralitätsinſeln, wo ein dreizinkiger Kamm im Haar getragen wird (Labillard. 1, 253), das man oben in einen Knoten bindet, gehen nackt bis auf die Schnur um den Leib (Forſter Bem. 514; Carteret 385; Hunter 147); doch ſtecken die erwachſenen Männer die Eichel des Penis in eine weiße Muſchel, Bulla ovum, was übrigens öfters eine ſtarke Schwellung des eingeklemmten Theiles hervorruft. Beſchnitten waren ſie nicht (Labillard. 1, 259-60). Dieſer mehrzinkige Kamm iſt auch der eigenthümlichſte Schmuck im Südoſten von Neuguinea und auf der Louiſiade, neben dem man auch noch Blumen im Haar trägt (Macgillivray

1, 280-2; Labillard. 2, 277). Auch ein dem polyneſiſchen Tapa ähnliches Zeug beſitzen ſie (eb.) ſowie Matten, welche man zur Kleidung und zum Lager braucht (Reina 360). Auch auf Nuk trägt man einen Schamgurt (eb. 359). Die Torresinſulaner gehen zum Theil ganz nackt (Flinders 2, 109), zum Theil tragen die Männer eine Muſchel vor dem Penis, während die Weiber einen kurzen Rock aus Blättern, welche an einem Gurt hängen und bei den Frauen länger ſind als bei Mädchen, tragen (Wilſon narr. 312; Macg. 2, 20). Die Männer verzieren ihr Haar auf ächt melaneſiſche Weiſe, indem ſie es in lange dünne pfeifenähnliche Locken flechten und mit Ocker färben; doch ſchneiden ſie es bisweilen ganz ab und tragen dann ſorgfältig bereitete Perrücken. Eine ſolche wird geſchildert bei d'Urville b. Zool. 2, 371: die Haare waren auf ein kleines Käppchen von Zeug befeſtigt und auf einer anderen Inſel trugen die Eingeborenen eine Maske von Schildpatt, die rings mit Haaren eingefaßt war (eb.). Bei feſtlichen Gelegenheiten putzen ſie das Haar mit Blumen, Blättern, Federn u. dergl. aus. Die Mädchen tragen es lang, während es die Frauen ganz abſchneiden bis auf einen $^1/_2$" hohen bürſtenförmigen Kamm, den ſie von einem Ohr zum anderen ſtehen laſſen. Schmuck, Bemalung des Körpers iſt wie im übrigen Melaneſien (eb.). Die Männer der Louiſiade friſiren ihr Haar oft zu ungeheuren kraus abſtehenden Perrücken auf (Macgillivr. 1, 188-9).

Die Bewohner des eigentlichen Neuguinea haben, ſoweit ſie von fremden Einflüſſen frei geblieben ſind, gleiche Tracht: ſo gehen die Anwohner der Mariannenſtraße bis auf einen Binſengürtel nackt (J. R. G. S. 7, 386), zu welchem ſie die Ruthe emporziehen und darunter ſtecken; doch tragen ſie den Penis öfters in einer Muſchel oder einem Kürbis (Modera 28), zwei ihrer älteſten Männer hatten Thierfelle um die Schultern (Kolff 326). Sie haben einige Zierrathen und bemalen ihr Geſicht ſchwarz und roth; tattuirt aber ſind ſie nicht (Müller b. 58). Die am Utenatafluß trugen denſelben Gürtel, wobei ihnen indeß an der Verhüllung gar nichts lag, oder auch ſie hatten den Penis in einem Kürbis oder Bambusſtück (Modera 75) ſtecken. Die Naſen haben ſie durchbohrt und tragen reicheren Schmuck im Haar, das ſie oft roth beizen und entweder als wilde Perrücke ſtehen laſſen oder in lauter kleine Zöpfchen flechten, einen vier-

bis fünfzinkigen Bambuskamm (Sal. Müller b. 70 f.). Sie trugen an einem Band um den Kopf Säcke, welche auf den Rücken hängen und am Hals kleine Körbchen (Müller b. 73). Auch die Mairaſſi (eb. 103) und die Anwohner des Karufafluſſes (Nieuw Guin. 16) haben nichts von Kleidung als einen kleinen Schurz und ebenſo erzählt Keyts (1678), daß die Bewohner von Nomototte, welche die Naſe durchbohrt und das Geſicht ſchwarz bemalt hatten, und deren Weiber um Gürtel und Hals Korallenketten trugen, ganz nackt gingen mit Ausnahme eines Stückes Rinde vor der Scham (542). Einen ſolchen Schurz trägt man denn auch überall, in Dorei, wo jedoch die Weiber einen blauen Kattun-Sarong haben (de Bruijnkops 177), auf Wagen und Boni (Freycin. 2, 54), auf den Gebirgen (N. Guin. 164 f.) und auf den Inſeln der Geelvinksbai (Goodswaard 17), während an der Humboldtsbai nur die Weiber einen ſolchen tragen, die Männer dagegen nackt gehen oder die Ruthe in ein Bambusfutteral ſtecken (N. Guin. 169; 172; Roijer 64). Kinder gehen nackt (N. Guin. Freycin. 2, 54), ebenfalls häufig ſo die unverheiratheten Weiber (N. Guin. 172). Zu Lobo, wo Modera (98) die Leute meiſt noch nackt fand, kleidet man ſich jetzt mehr oder weniger malaiiſch, mit einem Kopftuch, einer kurzen Hoſe, dem Sarong (Sal. Müller b. 89), und dies geſchieht auch in den übrigen Landestheilen von vornehmeren Perſonen, wie den Häuptlingen, gewöhnlich ſelbſt an der Mariannenſtraße (J. R. G. S. 7, 387; Modera 99), ferner auf Wagen (Freycin. 2, 54), zu Dorei und ſonſt gar häufig. In der Humboldtsbai hat man künſtliche Perrücken, welche kahlköpfige Alte tragen (Katal. 117, 100). Den gabelförmigen mehrzinkigen Kamm trägt man vielfach, ſo zu Wagen (Garnot bei Duperrey 531), zu Dorei; hier jedoch die Frauen nicht (Forreſt — 1774 — 95; de Bruijnkops 175), öfters die Arfaki (N. Guin. 160), die Anwohner der Humboldtsbai (N. Guin. 169), des Utenatafluſſes (Sal. Müller b. 72); auch gebeizt wird das Haar vielfach (Dorei Bruijnkops 175; Windſ. Earl c. 5; Utenata Müller b. 70 f.) und an der Humboldtsbai mit rother Lehmerde gepudert (N. Guin. 169). Die Anwohner der letzteren ſchneiden es in jungen Jahren kurz ab bis auf einen bürſtenartigen Kamm auf der Länge des Scheitels, erwachſen flechten ſie es in lange Zöpfe (die ſie oft durch Faſergeflecht oder Kaſuarfedern verlängern), und ſchlingen es um den Kopf (N. Guin.

170). Sie sowie die Doresen, bei denen nur die Sklaven das Haar kurz geschoren tragen (N. Guin. 149), und Arfakis schmücken es mit Kakadufedern, wenn sie einen Feind erlegt haben (N. Guin. 160; 169; Katal. 114, 42; 116, 93; Geelv.-Bai eb. 115, 78; Goodsw. 20). Auch die Prachtfedern der Paradiesvögel bilden einen schönen und gesuchten Schmuck (Sal. Müller b. 72; Katal. 117, 102). Die mannigfachen Arten der Arfakis, das Haar zu tragen, sind höchst auffallend: während die Doresen es entweder perrückenartig abstehen lassen oder auch es in viele einzelne Zöpfe flechten, welche Mode auch zu Kaimani, an der Speelmannsbai, unter den Wukas (N. Guin. 117) am Utenatafluß und sonst herrscht (Sal. Müller b. 70 f.), so schlingen es die Arfaki entweder in „einen großen runden Ball" (Finsch 120) auf dem Scheitel zusammen, welchen sie mit anderen kleineren Haarkugeln (bis zu zehn) umgeben; oder sie theilen es in drei große „Wülste", deren zwei an den Seiten des Vorderkopfes, einer am Hinterkopf liegen (N. Guin. 164). Aehnliches findet sich an der Geelvinksbai, wo die Männer vier Haarballen tragen (Goodswaard 21) und am Karufafluß, dessen Anwohner, wie die Frauen der Insel Adie das Haar gleichfalls theilen und es dann in kurze einzelne Locken flechten (N. Guin. 16). Die Anwohner der Mariannenstraße binden es entweder am Hinterkopfe oder vorn in einem Knoten zusammen oder flechten es in zahlreiche einzelne Zöpfe, welche fußlang sind und alle nach hinten gestrichen werden (Modera 31), wohingegen die Bewohner der Geelvinksbai diese Flechten vorn am Vorderkopf zusammenbinden (Goodsw. 22). Die Anwohner des Utenata tragen außerdem noch eine Art Mütze von Bambus und Kängurufell verfertigt. Die Weiber dagegen beschmieren das Haar häufig mit nassem Schlamm (Müller b. 71; Modera 75). Der Schmuck, den man überall trägt, besteht aus Ringen und Bändern um Hals, Arme und Knie aus Binsen, aneinander gereihten Muscheln, Thier- ja auch Menschenzähnen, Schildpattstückchen, Fruchtkernen u. dergl.; höchste Pracht ist es, wenn er wie zu Dorei öfters, aus Kupfer oder gar aus Silber besteht (Bruijnkops 1, 177, 183; d'Urville a. 4, 611; Müller b. 71 u. s. w.) Die Ohren haben alle durchbohrt, und ebenso mit Ausnahme von einigen Bewohnern der Speelmannsbai (Goodswaard 19) und denen von Adie (N. Guin. 112) die Nasenknorpel und bisweilen die

namentlich die Anwohner der Humboldtsbai schweren Schmuck tragen, Bambusstäbe, Quarzstücken, riesige aufwärtsgebogene Schweinszähne, Fäden, an welchen Muscheln u. dergl. hängen u. s. w. In den Ohren tragen sie je nach dem Alter bis 20 Ringe (N. Guin. 170). Auch hat man hier besonders künstlich gearbeitete Brustschilder, welche aus rothen Kernen (wie auch in Polynesien die Abrusbohne ganz ähnlich verwendet wird) und Zähnen bestehen und die breiten Leibgürtel, welche ebenso verfertigt sind und nur zum Staate angelegt werden (eb.); während die Arfakis auf der Stirn mehrere große weiße Muscheln tragen (eb. 164). Die Weiber sind übrigens in Neuguinea weit weniger geschmückt wie die Männer, wie sie denn auch auf ihr Haar viel weniger Sorgfalt verwenden (N. Guin. 112; Müller b. 70 u. sonst). Mehrere Stämme haben die eigenthümliche Sitte, welche nur hier in Melanesien gefunden wird, sich die Zähne spitz zu feilen: so die von Wageu (Freyc. 2, 47), öfters die von Utenata (Modera 74; Sal. Müller b. 66), die nördlich von der Mariannenstraße (J. R. G. S. 7, 387), was Windsor Earl c. 5 auf alle Küstenstämme der Insel ausdehnt, mit Unrecht, denn Sal. Müller (b. 80) und die Holländer berichten ausdrücklich, daß dieser Gebrauch in der Gegend der Speelmannsbai unbekannt ist. — Die Mädchen auf den Fidschiinseln gehen bis zum zehnten, die Knaben bis zum vierzehnten Jahr nackend; dann erhalten sie die Tracht der Erwachsenen, welche bei den Männern ein langer Gürtel ist, der Maro, der mehrmals um den Leib geschlungen, dann zwischen den Beinen durchgezogen wird und bis auf die Knien herabfällt, während die Weiber den Liku tragen, einen runden, 1'—1'4" breiten Schurz mit herabfallenden Fransen (Marin. 1, 340; Will. u. Calv. 1, 156; Erskine 264). Letzterer, der indeß bei den Weibern breiter ist als bei den Mädchen (Will. u. Calv. 1, 171), wird aus der Rinde des Hibiscus und anderer Pflanzen bereitet: das Zeug zu den Maros der Männer wird wie in Polynesien aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes gemacht und mit Kleister, der aus Taro- oder Takkamehl gewonnen wird, zu beliebig langen Stücken zusammengeklebt (Will. u. Calv. 1, 65-7). Völlig nackt geht man nie: es wäre äußerst unanständig, wollte ein Mann sich ohne Maro und eine Frau sich ohne Liku zeigen (Erskine 264; Wilkes 3, 356; d'Urv. a. 4, 446). Den Körper bemalen sie sich öfters roth oder weiß (See-

mann in J. R. G. S. 31, 60), doch auch schwarz, mit dem Ruß ihrer Lichter, welcher deshalb als Abgabe gegeben wird (Erskine 240; 457; Will. u. Calv. 1, 157). Auch Kurkumapulver gehört zum Tribut, doch reibt man damit nur die Kinder zu ihrer Gesundheit ein (Ersk. 457). Ihr Schmuck ist zahlreich (Will. u. Calv. 1, 159). Besonders hoch in Ansehen stehen die Zähne des Physoter macrocephalus; nur die ersten Häuptlinge dürfen sie tragen und oft sind sie Veranlassung zu Mordthaten (Mar. 1, 315). Muschelketten tragen sie als Hals-, Arm- und Kniebänder (Erskine 265; 169-70). Große Schweinszähne trägt man an Schnüren auf der Brust; und besonders geschätzt ist die schöne Cypraea aurora, welche man nur bei den höchsten Festen trägt (eb. 265). Dies erinnert an die hohe Geltung weißer Muscheln im übrigen Melanesien, welche man vor der Stirn, im Haar, auf der Brust u. s. w. trägt; wie auch die Koreaner (Rumph bei Brehm illustr. Thierl. 6, 841) die Ovula oviformis als höchsten Schmuck im Haar oder vor der Stirn trugen. — Die Durchbohrung der Nase, welche früher auch hier wohl allgemein war, hat sich nur in einzelnen Spuren erhalten, und zwar auf Vitilevu, wo — zu Mariners Zeiten — viele den Nasenknorpel durchbohrt hatten, aber nur in Kriegszeiten Federn in der Oeffnung trugen, welche allerdings 9—12″ lang waren (Mar. 1, 327): jetzt wird die Sitte erloschen sein. Auch die Ohren trug man durchbohrt, namentlich die Weiber. Die Oeffnung hatte oft 10″ im Umfang, das Ohrläppchen, welches aber bisweilen auch riß, hing bis auf die Schulter (Mar. 1, 342). Nach polynesischer Art trägt man häufig auch lange Fingernägel (Erskine 431). Der wichtigste Schmuck war aber auch hier das Haar, welches sie roth oder weiß, doch auch blau, bleigrau und schwarz färben (d'Urv. a. 4, 445 f.; Belcher a. 2, 52). Je länger und krauser nun ihr Haar wächst, desto schöner ist es. Ein eigenes Verfahren haben sie, um es hart zu machen: sie tauchen es 3—4 mal in Wasser, worein sie Asche von Brodfruchtlaub oder gebranntem Korallenkalk und den Ruß der Lichtnuß (tui tui) gestreut haben. Dann wird es sorgfältig getrocknet und nun 3—4, ja nach Hale 6 Stunden frisirt (Mar. 1, 339), wozu jeder Häuptling seinen eigenen Friseur hat. Dieser letztere hat keine leichte Aufgabe; denn es gibt eine ganze Menge Frisuren und Moden, welche er kennen muß. Den schwarzen Puder aus der

der Lichtnuß streut man übrigens auch trocken ein; und dann wird (wenigstens bei Vornehmeren) das Ganze in ein weißes Kopftuch eingeschlagen, so daß dieses eine Art von Turban bildet (Will. und Calv. 1, 156-157; Erskine 175, 240, 265). Auch hier fehlt natürlich der große mehrzinkige Kamm nicht (d'Urville a. 4, 247), der bisweilen von Schildpatt ist (Erskine 202). Eine solche Frisur wird alle 2 bis 3 Wochen erneuert (Hale 49). Die Knaben tragen das Haar ganz kurz geschoren, die Mädchen lang, doch beizen sie es, mit Ausnahme der höchsten Scheitelgegend, welche schwarz bleibt. Nach der Ehe schneiden auch sie es bis auf 1 bis 2" Länge ab, oder sie tragen es kraus wie die Männer und gebeizt (Hale eb.). Um es nun Nachts zu schonen, so haben sie ähnliche Kopfschemel, wie sie auch die Polynesier brauchen, meist aus Bambus, nur daß sie höher sind: denn sonst würde die Frisur beschädigt werden (Hale 49; Erskine 194). Man wird aus dieser Schilderung ersehen, wie alle Melanesier eine im Wesentlichen gleiche Tracht haben, die sich von der polynesischen mannigfach unterscheidet; die letztere ist auf den Fidschiinseln mächtig eingedrungen. In den auffallendsten Einzelheiten stimmen oft sehr entfernte Gegenden des Gebietes überein, so daß sich dadurch diese Gebräuche als sehr alte, meist allen diesen Völkern gemeinschaftliche ausweisen.

Tattuirt waren auf Neucaledonien nur einzelne Männer (Erskine 349) und Weiber, letztere aber nur zwischen Lippe und Kinn (Forster R. 3, 207). Während sonst die Bewohner der Loyalitätsinseln, wie sie sich nicht beschneiden, auch nicht tattuiren, so fand doch Erskine auf Tifu die Bilder von Vögeln u. dgl. auf den Armen mit blauer Farbe — welche letztere für polynesischen Ursprung dieser Sitte spricht — eingezeichnet. Auch auf Erromango tattuiren sich die Weiber, und hier nur diese, indem sie sich ins Gesicht das rohe Abbild einer Blume, eines Blattes, eines Sternes und allerhand Figuren einritzen (Turner 495. Forst. Bem. 511), aber auf eigenthümliche Art, denn jene Zeichnungen werden durch erhabene Narben gebildet. Auf Vanua lava (Rietm. 180) bestehen die Muster aus krummen Linien, die nur auf der Brust angebracht sind, während die Tannesen die Bilder auf den Armen und dem Leib tragen, die Fatesen dagegen an Arm und Brust (Forst. R. 3, 85, Erskine 324). Doch spricht Turner (393) letzteren das Tattuiren ganz ab und Erskine beschränkt

es nur auf die Weiber (332). Die Zeichnung wird mit einer ſcharfen Muſchel eingeſchnitten und dann mit dem Saft einer Pflanze gerieben, wodurch die Narben erhaben bleiben (Forſt. R. 3, 85). Auch die Bewohner der Nitendigruppe tattuiren ſich, meiſt jedoch auf dem Rücken, mit Bildern von Fiſchen, Eidechſen u. ſ. w., wie es ſchon Mendana 1595 fand (Fleurieu 26, Dillon 2, 279, Labillard. 2, 255). Die Tattuirung mit erhabenen Hautnarben findet ſich auch im Salomonsarchipel (Iſabel Jacqu. 26, bei d'Urv. b. Zool. 2, 355), und zwar hauptſächlich im Geſicht und an den Armen der Männer, und oft recht hübſch (Surville 235). Auf Bauro aber und Malayta (Nov. 2, 432) tattuirte man ſich nicht (Montravel bei d'Urv. b. Zool. 2, 365), während die Yorkinſulaner ſtarke Hautnarben auf Schultern und Armen trugen (Hunter 141). Aehnliche Narben tragen die Torresinſulaner auf den Schultern, ſo daß dieſe wie mit Epauletten verſehen ausſahen (Macgill. 1, 126), während ſich bei den Bewohnern der Louiſiade nichts der Art vorfand (Macgill. 1, 190). Dagegen tattuiren ſich auf anderen Inſeln, welche ſüdöſtlich von Neuguinea liegen, namentlich die Weiber, während die Männer dieſen Schmuck nur ſelten anwenden (Macgill. 1, 262). An der Südküſte von Neuguinea iſt das Tattuiren ganz allgemein (eb. 2, 55) und auch ſonſt häufig: ſo tattuiren die Wuka und auch die Küſtenbewohner der Speelmannsbai die Stirn (N.-Guin. 118), wie es ähnlich auch die Anwohner des Karufafluſſes thun (eb. 16 f.). Sehr reichlich tattuirt man ſich zu Dorei, wo indeß die Tattuirung nur als Zierrath gilt und bei den Männern einfacher und ſeltener iſt, als bei den Weibern, deren ganze Bruſt voll eleganter den Formen des Buſens folgender Linien iſt (de Bruijkops 177, N.-Guin. 147, Wallace J. R. G. S. 31, 174). Selten iſt ſie bei den Bewohnern von Adie (N.-Guin. 112), ſehr verbreitet bei denen der Geelvinkbai (Goodsw. 22). Bei den Anwohnern der Humboldtsbai iſt ſie bei den Männern nicht Sitte, wohl aber bei den Frauen, welche ſich öfters verſchiedene Figuren auf Bruſt, Rücken und Armen einbrennen (N.-Guin. 172), wie dies auch die Banikoreſen und die Bewohner der Nitendigruppe thun. Nicht tattuirt ſind die Bewohner von Wageu (Garnot bei Duperrey 531) von Utenata und Lobo (Müller b. 58; 69) ſowie von der Mariannenſtraße (Kolff 325).

Hautnarben sind sehr häufig und es ist nicht wahr, daß nur eine bestimmte ethnologisch verschiedene Abtheilung der Bevölkerung sie macht, wie d'Urville a. 4, 612 will, der sie nur den Harafurus, den Papuas das Tattuiren zuschreibt. Diese ganze Unterscheidung ist unhaltbar und die Hautnarben finden sich überall, zum Theil auch neben der Tattuirung: an Brust, Bauch und Armen haben sie die Bewohner der Mariannenstraße (J. R. G. S. 7, 387), ebenso die von Utenata, welche sie durch Einschneiden oder Einbrennen bewirken (Sal. Müller b. 69), neben ihren eintattuirten Mustern die Dorehsen, als Gedächtnißmale (Lesson complém. zu Buffon 3, 130); ebenso brennen sich die Stämme in der Nähe der Speelmannsbai Figuren in die Haut, während die von Aiduma sich nur einen kleinen Fleck auf der Stirn zwischen den Augenbrauen einbrennen (N.-Guin. 118; ebend. 17). — Auch auf den Fidschiinseln tattuiren sich die Männer fast gar nicht, wohl aber die Weiber, und diese meist um Hüften und Schenkel, obwohl sie den Liku tragen und durch ihn fast die ganze Zeichnung verdecken, welche ohnehin auf der schwarzen Haut kaum sichtbar ist (Hale 63). Die Operation wird hier nur von Weibern vollzogen, welche ein bestimmtes Geschäft daraus machen, für das sie bezahlt werden (eb.; d'Urv. a. 4, 345; Wilkes 3, 355; Will. u. Calvert 1, 160). Uebrigens haben auch sie (was jedoch ebenso auf Tonga vorkam, und zwar als Gedächtnißmal heftiger Liebesleidenschaft) erhabene Hautnarben auf Armen und Brust (d'Urville a. 4, 445 f.).

Das Tattuiren wird in Melanesien viel roher und ungeschickter ausgeübt, als in Polynesien. Die Hautnarben stehen ihm völlig gleich. Denn wie z. B. die Anwohner der Speelmannsbai und des Karufaflusses hauptsächlich nur die Stirn tattuiren, so brennen die Aidumaner gerade dort einen Fleck ein, und dieselben Muster, welche andere Stämme einzeichnen oder einschneiden, brennen andere in die Haut. Die polynesischen Werkzeuge werden nirgends oder nur in Fidschi gebraucht und dorten sind sie entlehnt. Meistens schneidet man die Zeichnung nur ein, über die man dann eine ätzende Farbe herstreicht. Allein auch hier hat die Tattuirung durchaus die Bedeutung wie in Polynesien. Man weihte sich dem Gott, indem man sein Bild auf sich einzeichnete — Eidechsen, Schlangen, Fische u. dgl. werden auch hier als Muster genannt —; man zeichnete das Bild

natürlich auf die wichtigsten Körpertheile, daher der Gebrauch, die Stirn, die Brust, die Arme hauptsächlich zu tattuiren. Daher galten die Knaben auf den Fidschiinseln so lange für unrein, bis sie tattuirt waren; dann erst durften sie Speise, die ein Häuptling essen sollte, tragen, ohne diese, die besonders heilig ist, zu verunreinigen (Will. u. Calv. 1, 166). Auffallend ist es und höchst merkwürdig, daß hier umgekehrt wie in Polynesien hauptsächlich die Weiber tattuirt sind; daß diese so häufig auf dem Rücken ihre Zeichnung haben. Letzteres kommt wohl daher, weil der Rücken, auf dem sie die Sachen ihrer Männer trugen, welche heiliger als sie waren, auch besonders heilig sein mußte: das ward er durch das Bild des Gottes. Aber warum hier die Weiber hauptsächlich, die doch unheiliger waren? Vielleicht eben deshalb; sie besonders mußten das weihende, das reinigende Bild des Gottes tragen, um in Gesellschaft der Männer leben zu können. Dann haben wir hier die umgekehrte Auffassung als in Polynesien, welche aber aus der gemeinsamen Grundanschauung ebenso gut erwachsen konnte. Dabei ist aber sehr zu beachten, daß die Fidschiweiber sich fast nur die Lenden, die doch bedeckt waren, tattuirten. Wie nun, wenn die Weiber deshalb so vorzugsweise tattuirt waren, weil sie die eigentlich Leben spendenden waren? (S. 33 f. 40 f.) Jedenfalls ist diese so seltsame Tattuirung der Fidschiweiber nur dadurch zu erklären, daß man den fruchtbaren Schooß durch das Zeichen des Gottes dem Gott weihen wollte; und gerade deshalb verbarg man ihn, weil er nun tabu war. Ebenso beweist auch die ganze Art, wie man das männliche Glied trägt, daß man vor allen Dingen den Leben spendenden Theil desselben, die Eichel, den profanen Blicken entziehen, nicht daß man das ganze Glied aus Schamhaftigkeit verbergen wollte: im Gegentheil, man umwickelte meist nur die Ruthe und wie man diese in die Höhe zieht und dadurch priapeisch ausreckt, das ist so wenig schamhaft wie denkbar (Forster). Die Eichel aber verbarg man gänzlich, indem man sie unter den Gürtel emporzog oder sie fest zuband, oder wie die Bewohner der Humboldtbai in einen kleinen Kürbis (N.-Guin. 169), wie die der Admiralitätsinseln in eine Muschel steckte. Als sie auch diese zu verkaufen durch die Preise der Franzosen gereizt wurden, drehten sie sich meist um und verdeckten, wenn sie irgend konnten, den nun entblößten Theil. Knaben hatten diese Muschel nicht (Labill. 1, 259-60), natürlich, die lebenspendende

Theils fehlte noch, dieſer war alſo noch nicht dem Gotte als Eigenthum zu weihen. Auch auf den Salomoinſeln bedeckt man nur die Eichel, die man in ein röhrenförmiges Blatt ſteckt (Surville 249) oder durch Zubinden der Vorhaut, welche Sitte auch auf Nukuhiva, Havaii und Mangareva herrſchte (Mörenh. 1, 112), unſichtbar machte. Daher ſcheinen die Kalebaſſen, Muſcheln, Bambusſtücken, in welchen man den Penis trägt, aus gleichem Grunde aufgekommen zu ſein; und hier mag noch darauf aufmerkſam gemacht werden, daß die Neucaledonier nur den oberen Theil der Vorhaut — nur ſie bedeckt die zeugende Oeffnung — aufſchlitzten und daß derjenige, welcher einen Krieger im Kampf getödtet hatte, als ſeinen Siegesantheil das männliche Glied des Getödteten bekam, während die übrigen Glieder den übrigen Kriegern vertheilt wurden (Labill. 2, 216): er, der Sieger, erhielt den heiligſten Theil des von ihm Beſiegten. Aus allem Geſagten erklärt ſich vielleicht noch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der melaneſiſchen Kleidung, wie ſich auch die Schamhaftigkeit und Enthaltſamkeit der Fidſchis aus dieſem religiöſen Grunde erklärt, wir meinen die Schnur, welche man oft feſt einſchneidend um den Unterleib hatte. Auch der Nabel war heilig, und wie die Eichel, ſo wollte man ihn durch jene Schnur bedecken, welche man noch trug, nachdem man längſt die eigentliche Urſache der Tracht vergeſſen hatte. Vielleicht ſtehen wir hier überhaupt an dem erſten Grund der menſchlichen Kleidung. Man bedeckte die Glieder aus jenem religiöſen Grunde, weil man in ihnen, den ſo wunderbar ſchaffenden, die Kraft eines Gottes wohnend dachte: und ſo erwuchs nach und nach wie die erſte Kleidung, die nicht bloß Putz war, auch das für die Verfeinerung der Sitten ſo weſentliche Gefühl der Schamhaftigkeit ſelbſt, welches dem natürlichen Menſchen fehlen mußte und fehlt.

Zähne und Zahnfleiſch entſtellen die Melaneſier vielfach durch Betelkauen, welches namentlich im Weſten des Gebietes herrſcht. Die Sitte erſtreckt ſich über den Salomoarchipel (Jacquin bei d'Urv. b. 5, 297; Zool. 2, 366; 356; Bougainv. 235; Cheyne 65; Rietmann 195) bis nach Nitendi (Labillard. 2, 255), wo ſie ſchon Mendana (Dalrymple 169) vorfand, und Vanikoro (Quoy bei d'Urv. a. 5, 559; Dillon 2, 155), wo die Kinder mit dem zehnten Jahre an dieſem Genuß theilnehmen (Dillon 2, 276); ſie herrſcht ferner in Neubritannien (Schouten Diar. 51; Hunter

144-145. Bougainv. 238; Lesson compl. zu Buffon 3, 91) auf den Massimsinseln (Salerio 343) und der Luisiade, wo indeß der Gebrauch etwas anders ist als sonst (Macgill. 1, 190; Labill. 2, 277; 280) und auf Neuguinea an verschiedenen Orten (eb. südöstl. Macg. 1, 281; Adie N.-Guin. 113, Dorei d'Urv. a. 4, 610-611; de Bruijn Kops 179); auf Wageu nicht, (Freycin. 2, 48; Garnot bei Duperrey 531), wohl aber auf den kleineren Inseln im Norden Neuguineas (Belcher a. 2, 85; Schouten Diar. 55).

Die Fidschis kennen diesen Gebrauch nicht: dagegen nehmen sie Theil an dem Reizmittel der Polynesier, sie trinken Kava, der bei ihnen yangona heißt (Bensusan J. R. G. S. 32, 45; Will. u. Calv. 1, 141, Seemann Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. 9, 478), und zwar sehr reichlich. Er bildet ihren Morgentrank (Gazmard bei d'Urv. a. 4, 703), um ihn versammeln sie sich in ebenso großen und feierlichen Gesellschaften wie die Tonganer (d'Urv. a. a. 4, 207), wie man ihn auch hier auf dieselbe Art unter ähnlichen Feierlichkeiten bereitet, am feierlichsten in Somosomo (Will. u. Calv. 1, 141). Nach Williams und Calvert (eb.) kauen junge Männer die Yangonawurzel, nach Bensusan (a. a. O. 45) junge Mädchen. Sie haben also jedenfalls den Gebrauch des Piper methysticum, der übrigens bei ihnen wild wächst und nicht erst eingeführt ist, von den Polynesiern gelernt (Erskine 262), wofür auch der Umstand spricht, daß ihre Kavagefäße die polynesischen nachahmen: Erskine (200) sah eines von Holz in Gestalt einer Taube. Starke Getränke lieben die Fidschis überhaupt (Erskine 262), ebenso wie die Doresen (Bruijn Kops 186), beide gewiß erst in Folge der Angewöhnung durch die Weißen: brannten doch die Fidschis, welche übrigens gutmüthig im Trunke sind, schon vor 20 Jahren, als Erskine sie besuchte, einen Spiritus aus Zuckerrohr (Ersk. 262). Die übrigen Melanesier hatten keine berauschenden Getränke und haben anfangs stets — nur von den Bukanern wird das Gegentheil berichtet (Labill. 1, 226) — einen Widerwillen gegen Branntwein gezeigt, was sie zum Theil noch jetzt thun. So die Neucaledonier (Labill. 2, 196; Pigeard nouv. ann. des voy. 1847, 3, 307); die Bewohner der Loyalitätsinseln (Erskine 377); so die Tombaraner (Garnot bei Duperr. 529). Vom übrigen Melanesien wird nichts der Art erwähnt, von Wageu (eb. 533) aber und Neuguinea ausdrücklich gesagt, daß

man dort keine geiſtigen Getränke gehabt hätte (Dorei d'Urv. a. 4, 610-611) noch hätte (Speelmannsbai N.-Guin. 125: Humboldtsbai eb. 181), und ſo mag auch die Sitte auf Tanna, Fate und Gera, Kava zu trinken (Turner 87; 393; Rietm. 195), auf ſpäteren polyneſiſchen Einflüſſen beruhen. Doch ſoll die Pflanze auf der Nitendigruppe hin und wieder angebaut ſein (Tromelin bei Bergh. 12, 537). Die Fateſen gebrauchen den Kava nur bei der Verehrung der Geiſter, welche Geſundheit ſpenden, in Tanna aber trinkt man ihn ganz wie in Polyneſien, auf einem beſtimmten Platz, den jedes Dorf beſitzt, und mit Ausſchluß der Weiber. Bereitet wird er, wie in Polyneſien. Dieſe Gleichheit im einzelnen beſtätigt uns zumeiſt die Annahme, daß wir es mit einer entlehnten Sache zu thun haben; man könnte ſonſt an gleichmäßiges uraltes Eigenthum denken. Uebrigens trinken jetzt auch die Neucaledonier Spirituoſen gerne (Rietm. 130) und ſie ſowohl wie alle Polyneſier ſind jetzt höchſt begierig auf Tabak (Ersk. 377, Not. 1). den die Arfakis ſogar ſchon in ausgedehnter Weiſe bauen (Roijer 53) und die Anwohner der Humboldtsbai in beſonders künſtlichen Bambusbüchſen bei ſich führen. In Fidſchi, wo Tabak vielfach gebaut wird (Erskine 269), macht man auch Cigarren aus ihm, mit einem Deckblatt von Bananen (Benſuſan J. R. G. S. 32, 50). Von anderen Reizmitteln haben ſie noch Einzelnes: auf Iſabel gebraucht man eine gewürzige Rinde wie ſonſt den Betel (Surville 233). Hierher mag denn auch das berühmte Erdeeſſen der Neucaledonier gehören. Sie verzehren ziemlich große Mengen eines grünlichen Speckſteines (stéatite) und nicht nur, wenn ſie hungrig ſind, ſondern auch nach reichlichen Mahlzeiten, ohne daß es ihnen die Bäuche auftreibt wie Labillardiere 2, 205 ſagt. Aehnliches fand er auf dem Wege von Surabaya nach Samarang zu Java, wo man einen röthlichen Thon geröſtet ißt (2,322), zunächſt um den Hunger leichter und unſchädlicher zu ertragen, dann aus Gewohnheit (Labill. 2, 205; Humboldt Reiſe v. Hauff 6, 111 f.).

Die Lebensmittel und die Art des Kochens auf erhitzten Steinen in Gruben iſt in Fidſchi genau ſo wie in Polyneſien (Will. u. Calv. 1, 148). Doch kochen ſie nach Wilkes 2, 347 auch oft in ihren irdenen Töpfen. Von Thieren hatte man Schweine, Hühner, Hunde, aß auch wohl dicke Holzlarven (Erskine 424) und Fiſche natürlich immer. Man baut — und ſie verſtehen ſich trefflich

auf diesen Anbau (Wilkes 2, 332; d'Urv. b. 4, 258), — Brodfrucht, Taro, Takka, Yams, Bataten, Bananen, Zuckerrohr, jetzt auch Mais, Tabak, Kaffee u. s. w. mit großer Sorgfalt. Nach Seemann (J. R. G. S. 32, 53) haben sie vier ölgebende, fünf stärkegebende Pflanzen, vier Gewürzarten, zwölf eßbare Wurzeln, eilf Gemüsearten, 36 Fruchtarten und daneben eine unendliche Anzahl Arzneigewächse. Auch Zierpflanzen ziehen sie und Orangen so reichlich, daß sie dieselben vielfach ausführen (Benfusan 52). Taro ist Hauptnahrung, für dessen Anpflanzung sie an Bergen besondere Terrassen anlegen; auch für die Bewässerung tragen sie Sorge. Mit lanzettförmigen, ein Yard langen harten Holzstäben wird das Buschwerk umgebrochen, das dann verbrannt wird, worauf man die Löcher für die Arumknollen mit spitzen Stöcken aufwühlt. Zum Abräumen des Unkrautes hatte man früher ein eigenthümliches Holzinstrument, während jetzt meist eiserne Instrumente gebraucht werden. Der Ackerbau liegt in den Händen der Männer (Will. u. Calv. 1, 61-5). Auch hier läßt man Taro, Brodfrucht und Takka massenhaft in Erdlöchern gähren, um sie dann zu verspeisen, wie die Polynesier ihren Poi (eb. 96). Sie haben sehr viele verschiedene Gerichte und Getränke (eb. 139), unter anderen gute Puddings von verschiedenster Art und riesenhaftem Umfang (J. R. G. S. 32, 62), welche alle auf Holzschüsseln, die mit Bananenlaub überdeckt sind, aufgetragen werden; auch die Speisen sind in Bananenlaub gewickelt; nach dem Essen werden Hände und Mund gewaschen; man ißt sehr reinlich. Jeder Häuptling ißt allein: ist er fertig, so klatschen die Umsitzenden in die Hände (Erskine 292). Oft darf er, durch ein Tabu verhindert, nicht selbst die Speisen berühren: dann wird er durch seine Hauptfrau oder seine Diener gefüttert (Will. u. Calv. 1, 140). Auch trinkt man — mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge — immer so, daß man die Flüssigkeit in den Mund von oben einschüttet, daß man also nie das Gefäß mit den Lippen berührt (Wilkes 2, 347; Will. u. Calv. 1, 139). Die Hauptmahlzeit ist hier, wie in Polynesien, gegen Abend (eb.). Auch an ihrem Leibe sind sie sehr reinlich, wenigstens die höheren Stände (Erskine 264), während allerdings die niederen Klassen oft sehr unreinlich sind (Will. u. Calv. 1, 137).

Finden wir hier nun einen trefflichen Ackerbau, welchem Benfusan selbst vor dem polynesischen den Pre

32, 50), ſehen wir ein dem polyneſiſchen ganz gleiches Leben, ſo finden wir ein viel ärmlicheres im übrigen Melaneſien. Zwar die Lebensmittel ſind ſo ziemlich dieſelben: auf Neucaledonien, wo es weder Schweine noch Hunde und nur ganz vereinzelte Brodbäume gab (Turner 424; Labill. 2, 244), hatte man Kokos, Bananen, Zuckerrohr, Taro, genoß den Saft der Sproßen und der gekochten Rinde von Hibiscus tiliaceus (Forſter N. 3, 237; Labill. 2, 195), aß die grobfaſerigen Wurzeln von Dolichos tuberosus, die Früchte einer Feigenart, von Cordia sebestana, Aleurites und daneben auch als Delikateſſe eine Spinne, welche in den Wäldern ſehr häufig iſt (Labill. 2, 195; 232; 240). Den Taro zog man in rechteckigen Feldern, meiſt neben Bächen (Labill. 2, 219; 227), und bewäſſerte ihn künſtlich, ſo daß bisweilen dieſe Plantagen in ganz gutem, häufiger jedoch in ziemlich armſeligem Zuſtande waren (Erskine 355; Forſter 3, 209; 229). Pigeard (nouv. ann. des voyag. 1847, 3, 299) ſah auch Ignamen daſelbſt, welche wie der Taro in gerade Reihen gepflanzt und mit Stäben verſehen waren. Man kochte auch mit Waſſer in dem melaneſiſchen Irdengeſchirr (Turner 424). Die Eingeborenen aber leben trotz ihres Ackerbaues auch nach reichlicher Ernte gar bald wieder in gänzlichem Elend, weil ſie alle Vorräthe möglichſt raſch verzehren (Malte Brun, bull. soc. geogr. 1854, 1, 238 f.). Auf Kunaie, der Loyalitätsgruppe, den Hebriden iſt die Nahrung reichlicher, denn außer jenen Vegetabilien hat man noch Yams, die aber auf Uwea nicht gedeihen (Cheyne 21), Bataten, die Tiwurzel, und auf den Hebriden auch die Brodfrucht, Orangen und eine Art Feige (Turner 87; Forſt. N. 3, 31). Daneben ißt man Schweine und, wie freilich überall in Melaneſien, Fiſche, Muſcheln, Schildkröten, öfters auch, als Delikateſſe, einen dicken Holzwurm, den man wohl auch lebend verzehrt (Turner 87; Cheyne 22; 27; 35; 38). Alles übrige iſt wie in Neucaledonien, nur daß man minder elend lebt, als daſelbſt. Künſtliche Süßwaſſerbrunnen gräbt man auf Uwea (Cheyne 22), während man zu Kunaie Morgens beim Frühbad etwa eine halbe Pinte Salzwaſſer zu trinken pflegt (eb. 9). Trefflich iſt der Ackerbau z. B. auf Tanna und Erromango, wo die Yamsfelder durch einen rothgemalten Zaun eingehegt ſind. Die Pflanzen werden in eigens bereitete, 7′ hohe, 60′ im Umfang betragende Erdhügel gepflanzt und ſo ſorgfältig gepflegt, daß die Wur-

zeln oft 4' groß werden und 40—50 Pfund wiegen (Turner 87; Forſt. R. 3, 59; 65). An vierzig Pflanzenarten fand Forſter (3, 174) auf Tanna kultivirt. Und ſchon Quiros fand auf Eſpiritu ſanto ſorgfältigen Landbau und eingezäunte Gärten (Dalrymple 283 f.). Auch künſtliche Speiſen bereitet man daſelbſt, z. B. eine Art Kuchen aus Bananen und Taro, gefüllt mit Hibiskus und Kokos (eb. 135). Ganz ähnliche Gemüſe bereitet man in der Nitendigruppe (Dillon 2, 180), wo die Produkte der Hebriden noch um manche Frucht vermehrt ſind und dieſelben Verhältniſſe herrſchen, nur daß Vanikoro verhältnißmäßig nachſteht. Alles war hier kleiner, freilich auch der Ackerbau ein höchſt geringer (Dillon 2, 169; 178; 196; 238). Aus den Wurzelknollen bereitet man zu Vanikoro ein Mehl, welches man als Vorrath in den Häuſern aufhebt (eb. 180), während man zu Nitendi die Hauptnahrung daſelbſt, den Taro, in Scheiben getrocknet aufbewahrt (eb. 312). Yams wird nicht gezogen: man benutzt die Pflanze, wie ſie wild wächſt (eb. 273). Auch die Brodfrucht wächſt wild und dann mit Kernen, neben der kultivirten ſamenloſen (273), ſowie man mehrere Arten Bananen hat (312). Die Schweine laufen meiſt wild umher (304; vergl. d'Urv. a. 5, 215 f.). Vom Salomoarchipel, der wieder reicher iſt, weil er näher an Malaiſien liegt, iſt ſonſt nicht viel zu berichten, als daß der Landbau ſchlecht iſt (d'Urv. b. 5, 80; Cheyne 62). Doch waren die Inſeln alle bebaut, ſo weit nicht zu hohe Berge den Anbau hinderten; namentlich hatte man Kokoshaine, ſo zu Buka, in dem niederen Theil von Bougainville (Labillard. 1, 220-221). Erwähnenswerth iſt noch, daß man eine Art Brod aus der Pflanze Binao bereitete (Surville 233) Viel höher ſteht der Ackerbau in Neubritannien, wo ältere wie neuere Reiſende ihn gleichmäßig loben: man fand regelmäßige Felder und ziemlich reichen Anbau (Schouten Diar. 50; Hunter 144; Dampier 5, 98 f.; Labillard. 1, 251; 266; Keppel a. 2, 209). Nur d'Urville (a. 4, 735; 510) berichtet anders; nach ihm ſind die Produkte Tombaras und Biraras klein und ärmlich. Auch hier waren die Schweine öfters wild; auch Hunde hatte man (Boug. 235; Hunter 144). Auf den kleinen Inſeln nordwärts von Neuguinea bereitete man aus Caſſavewurzeln Brod (Dampier); in der Torresſtraße baut man vielerlei Knollengewächſe (Macgill. 2, 25), wie denn überhaupt der Ackerbau hier und auf der Louiſiad-

ist (Macgilliar 1, 190). Schwach ist dagegen aller Landbau auf Neuguinea, wie Wallace meint, wegen der Sagonahrung, welche durch ihre Reichlichkeit und Bequemlichkeit stets nur schadet. So fand Kolff bei den Papuas der Mariannenstraße keine Spur von Ackerbau (326), eben so fehlt er bei denen am Utenata, welche einige Schweine haben und hauptsächlich von Sago und Fischen, aber fast thierisch leben (Sal. Müller b. 50). Etwas höher stehen die Anwohner der Speelmannsbai, welche zwar Salz nicht kennen, Sago von Ceram kaufen und hauptsächlich von der Jagd und dem Fischfang leben: doch bauen die Weiber einige Feldfrüchte (N.-Guin. 119-20). Auch die von Lakahia kennen kein Salz; ihre Hauptnahrung ist Sago, doch jagen und fischen sie nebenbei (eb. 47). Gebildeter sind die von Lobo, welche etwas Landbau haben (59), während die Bewohner von Adie hauptsächlich von eingeführtem Sago (N.-Guin. 109) und die der Küste Onin und der gegenüber liegenden Inseln nur ganz vom Fischfang leben (Keyts 540-41). Auch die Doresen, welche indeß nicht in den gewöhnlichen polynesischen Oefen, vielmehr auf einer Art Rost über glühenden Kohlen kochen (d'Urv. a. 4, 610) und nur geringen eigenen Landbau haben, dessen Produkte Gerste, Mais, Taro, wenig Reis und Sago sind (de Bruijn Kops 179), von denen der Taro noch am sorgfältigsten behandelt wird (d'Urv. a. 4, 603), beziehen ihre meisten Bedürfnisse von den Arfakis (N.-Guin. 147), welche wie überhaupt die Gebirgbewohner thätiger sind und besseren Ackerbau als jene haben (eb. 76). So erzählt schon Forrest, daß die Bewohner des Innern der Insel, welche große Pflanzungen hätten, die Küstenbewohner vielfach mit Lebensmitteln versehen, welche sie gegen Waffen eintauschen (92; 107; 109). Doch haben auch die Anwohner der Humboldtbai, wie sie überhaupt höher stehen, selbständigen, wenn auch nicht eben bedeutenden Landbau mit abgezäunten Feldern. Salz kennen auch sie nicht (N.-Guin. 180).

Die Lebensart der Melanesier schildern uns Turner in Beziehung auf Baladea, Cheyne von den Loyalitätsinseln. Sie stimmt so sehr mit der polynesischen überein, daß wir versucht sein könnten, auch hier polynesische Einflüsse anzunehmen, um so mehr, als ja gerade auf den Loyalitätsinseln so viele Polynesier wohnen. Allein da wir dieselben Sitten auch auf Baladea und sonst finden, so sind sie doch wohl den Melanesiern eigenthümlich. Mit der Sonne steht man auf

und ißt, nach einem Bade, das Morgenmahl, geht dann seinen Geschäften nach bis Mittag, wo man nach Hause zurückkehrt, und dann macht man Nachmittags Besuche, plaudert, kurz vertreibt sich die Zeit, bis bei Sonnenuntergang die Hauptmahlzeit eingenommen wird, worauf Tanz oder dergleichen folgt und man gegen 9 Uhr sich zu Bett legt (Cheyne 26; Turner 424). Ganz ebenso leben die Fidschi (Will. u. Calv. 1, 139), welche im Gemeindehaus Kava als Frühtrunk zu sich nehmen, die Nachmittage aber bisweilen festlich geputzt mit reinem Gürtel, frisch gewaschen, gepudert und gesalbt, zum Tanz- oder Spielplatz gehen und dort die Zeit verbringen (Hal. 69).

Auch die Wohnungen der Melanesier sind den polynesischen sehr ähnlich, doch keineswegs überall, wie es denn auch in Melanesien selbst große Verschiedenheiten gibt. So gleich in Neucaledonien, wo man theils ganz elende Hütten hat, aus zwei oben aneinander geneigten Dachflächen bestehend, welche auf der Erde ruhen (Rietman 136), theils aber konische, gute fest aus Flechtwerk über einem Holzgestell erbaute Häuser besitzt, welche meist in einem Pallisadenzaun stehen, der mit gleichfalls eingezäuntem längern Zugang versehen ist (Labill. 2, 189; d'Urville nach ihm; Forster R. 3, 199; 208). Diese Häuser stehen zu 18—20 in Dörfern, welche in geschützter Lage angelegt sind (Rietm. 136), theils zu 2—3 zerstreut (Forster 212). Jene dachartigen Hütten sind leicht transportabel; die Eingeborenen nehmen sie, wenn sie ihren Pflanzungen nachziehen, mit (Turner 424). Ihr Hausrath sind Matten und eine schwebende Hürde, welche aber nur ganz leichte Sachen tragen kann (Dentrecast. 1, 350; Labill. 2, 190). Die Dörfer zu Kunaie liegen in Kokoshainen am Meer (Cheyne 8), die der Loyalitätsinseln haben ein Versammlungshaus, wo Fremde schlafen, welches, auf beiden Giebelseiten offen, mit dem großen fast auf den Boden reichenden Grasdach ganz polynesisch aussieht (Cheyne 26). Die übrigen Häuser sind den besseren caledonischen gleichgestaltet, auf Lifu auch mit dem Zaun umgeben und von 50′ Durchmesser (Cheyne eb.; Ersk. 347; 364; Turner 401).

Die Häuser auf Tanna, wo sie (Turner 401) 50′ Durchmesser haben, sind wie jene schlechteren auf Baladea ein auf der Erde aufstehendes Walmdach, hier aber mit geschlossenen Giebelwänden (Cheyne 36); zu Erromango (Forster R. 3, 55) t

ebenso und sind die Häuser auf dieser Insel 5' hoch, 10—20' lang und mit hübschen Zäunen umgeben, die Dachsparren aber, welche das Haus bilden, gebogen und daher das Ganze wie ein halber Cylinder auf der Erde aufstehend (Tromel. bei Bergh. 3, 535; Rietm. 161); auf Erronan sind sie 9—10' hoch und ebenso breit, dagegen 35—40' lang. Die offenen Seiten kann man durch Rohreinsätze schließen. Das Dach ist mit Matten bedeckt, mit Matten und trockenem Gras auch der Fußboden (Forster R. 3, 114). Vor den Häusern sah Forster drei hohe Stangen, die oben mit Querlatten verbunden waren, und an diesen hingen Kokosschalen (115). Sind diese Hütten schon elend (Gill 122), so sind die von Aneityum noch viel schlechter, nur 4' hoch, 6' breit, aus Baumzweigen zusammengeflochten nnd mit Blättern gedeckt. Ihre Länge entspricht der Zahl der in ihnen wohnenden Familien (Gill 151). Bei weitem besser sind die Häuser auf Fate, oblong, niedriger, mit gebogenem Dach, das des Häuptlings sowie ein großes Versammlungshaus 100' lang, 28' breit; an einer der schmalen Seiten waren sie offen und von der Decke hingen bisweilen Knochenbündel von Schweinen, Vögeln und Fischen herab (Erskine 331-32; Turner 393; Gill 66). Nach Norden zu werden die Hütten wieder elender, so auf Mallikolo und auf der östlich gelegenen Inselreihe (Bougainv. 213). Auf Espiritu santo dagegen, wo die Häuser von Holz und geschickt gebaut waren (Quiros bei Dalrymple 283), wo der Häuptling ein besonders großes Haus hatte und man als Hausrath Matten und irden Geschirr besaß und wohl auch auf Banu lava ist der Hausbau wieder lobenswerther (Rietm. 179 f.). Ueberall aber wohnen die Eingeborenen der Hebriden, mit einziger Ausnahme der Mallikolesen (Forster R. 3, 41), in Dörfern zusammen (Erromango Tromel. bei Bergh. 3, 535; Rietm. 161; Tanna Turner 85; Fate Turner 393; Erskine 331; Maiwo ev. M. M. 1869, 316; Espir. santo Rietm. 179; Aneityum Gill 151). Dasselbe gilt von den Bewohnern der Nitendigruppe, wo Dillon auf Vanikoro, Nitendi, Tupua Dörfer von 2—30 Häusern fand (2, 178; 191; 285; 287-88; 309). Die Häuser selber sind auf Vanikoro ziemlich reinlich, 10—20' lang und 6—10' breit. Das ziemlich tief gehende Dach wird von dreifacher Pfostenreihe getragen, deren äußere 5', die innere 15' Höhe hat, Wände und Dach sind von Kokoslaub gebildet und Eingänge läßt

man nach Belieben. In der Mitte des mit Matten belegten Fußbodens ist ein gepflastertes Feuerloch von 8′ ins Geviert und 2′ Tiefe, über dem auf vier Pfosten eine Bambushürde hängt, zum Trocknen der Fischleinen, zum Aufbewahren von allerhand Dingen (d'Urville a. 5, 216; Dillon 2, 191; 240; 274). Das Hausgeräth bilden die Matten, auf denen man schläft, sowie große ausgehöhlte Holzklötze, welche man als Stühle gebraucht; auch hängt man die Köpfe der getödteten Schildkröten, einer sehr hoch geschätzten Beute, im Hause auf (Dillon eb.). Jedes Dorf hat sein Geisterhaus, welches größer ist, zu den öffentlichen Verhandlungen, zu gemeinsamen Arbeiten (Sainson bei d'Urv. 5, 356), zum Empfang von Gästen und als Schlafraum für die Unverheiratheten dient (d'Urv. eb., Dillon eb.). Die Familien schlafen jede in ihren Häusern gemeinschaftlich, doch liegen die Weiber etwas abseits (Gaimard bei d'Urv. a. 5, 332). Auf Tupua, wo man rechtwinkelige Straßen in den Dörfern hat, welche mit Kokosbäumen bepflanzt sind, baut man größere Häuser als zu Bánikoro, noch größere aber zu Nitendi, wo jedes einen Haupt- nnd zwei Nebeneingänge hat, oft von 40—50 Personen bewohnt wird und mit einem Steinwall von 4—5′ Höhe und gleicher Breite umgeben ist. Das Gemeindehaus hat hier ein rundes Dach (Dillon 2, 285; 290; 314), wie oval gebaute Häuser auch sonst erwähnt werden (Quoy bei d'Urville a. 5, 361). Auch Fenster bringt man hier an (Dentrecast. 1, 379), doch läßt man für gewöhnlich den Rauch durch die Thüren abziehen (Quoy bei d'Urv. a. 5, 361).

Wenig wissen wir über den Hausbau der Salomoinseln, da die Häuser hier selten am Strand, sondern meist auf den Bergen oder an unzugänglichen Orten gebaut sind (d'Urville b. 5, 23; 295; Cheyne 66; Bougainv. 228). Doch finden wir hier nur auf ärmlichen Inseln wie Abgarris ärmliche Häuser (d'Urv. b. 5, 116). Auch hier baut man meist in Dörfern (Rietmann 185; d'Urv. b. 5, 64; Surville 242; ev. Miss. M. 1869, 330), und zwar auf Bauro die einzelnen Häuser hoch und geräumig aus Bambusrohr. Im Innern läuft eine Holzbank an allen Wänden her und sie sowohl wie auch der Fußboden ist mit Matten belegt. Außerdem hat man Kalebassen, Holzschalen zum Kavatrinken u. dgl. zum Hausrath (Rietmann 186; 195), sowie die überall gebräuchlichen Kopfschemel und allerhand irdene Töpfe und Geschirre. In Neugeorgien u

Dachsparren vielfach Menschenknochen als Zierrath aufgehängt (Cheyne 66). Auf Isabel sind die Wohnungen viereckig, bis zu 22 Meter lang und 12 breit; die Höhe beträgt an den Seiten 1 Meter, auf beiden Seiten sind Oeffnungen, welche als Thüren dienen (d'Urv. b. 5, 64; 68). Im Innern aber sind sie in zwei Räume, einen Raum für die Männer und ein Weibergemach, geschieden, in welches letztere von Männern nur der Häuptling eintreten darf. Man schläft durcheinander am Boden, wo Matten gelegt werden; auch speist man auf Matten sitzend (eb. 68-71). Größere Gemeinde- oder Gotteshäuser hat man auch hier (Rietm. 87), und hier wie überall auch Kahnschuppen, Dächer auf vier Pfählen (Cheyne 66), in welcher Bauart Rietmann auch das Gotteshaus zu Bauro errichtet fand. In einem befestigten Dorfe zu Isabel waren die Häuser aus Bambusrohr auf hohen Baumgipfeln angelegt, zu denen die Eingeborenen auf halsbrechenden Leitern höchst geschickt hinaufstiegen (ev. Miss. Mag. 1869, 330). Im Britanniaarchipel haben die Amakataner nette Bambushäuser, die umzäunt unter Kokosbäumen liegen (Hunter 144; Carteret 377), die Bewohner der Anachoreteninsel hohe viereckige, wohlbedeckte Häuser, viel besser wie die melanesischen, den tahitischen gleichstehend (Bougainv. 250), in Dörfern (Dampier 5, 96); doch waren die Häuser, welche Carteret (371) zu Birara am Strande sah, elende Hütten.

Macgillivray fand auf Rossel (Luisiade) lange, niedrige Hütten, deren Dächer aus Palmblättern gefertigt und rund gewölbt waren (1, 185). Während diese auf der Erde ruhen, so baute man auf anderen hierher gehörigen Inseln auf Pfähle: auf Pfählen stehen lange tunnelartige Hütten auf der Pig- und Brierleyinsel (eb. 1, 187, 223) auf Bouvouloir, wo die Pfähle 2—3 Meter hoch (Labillard. 2, 276), zu Ruk, wo sie mannshoch sind (Reina 359). Die Bewohner der Torresstraße haben auf den östlichen Inseln runde, bienenstockartige Hütten, welche aus Bambusrohr verfertigt und mit Laub bedeckt sind. Nur eine kleine Thür wird gelassen, daher das Innere das übrigens reinlich gehalten wird', ganz dunkel bleibt; trotzdem aber macht man bei feuchtem Wetter in den Häusern Feuer an und die ganze Familie schläft in ihnen, auf mattenbedeckten Bambusschemeln, sowie auch noch einiger Hausrath darin Platz findet. Der Mittelpfosten ragt über dem Haus hervor und ist oben mit Muscheln ver-

ziert (Jukes 1, 167; Meinicke geogr. Zeitschr. n. F. 3, 113), am Dach hingen in und vor dem Hause die Köpfe der erschlagenen Feinde (Jukes 1, 198). Die westlichen Inseln haben viereckige Häuser mit tief herabgehenden Dächern, deren Enden gabelförmig über einander stehen; die Vorder- und Hinterwand sind von Bambus gebaut und eine von beiden ist mit einer dreieckigen Thür versehen, welche in einen stark verpallisadirten Hof führt (Jukes 1, 132 f., 155 f., 161; Mein. eb.). Einzelne Häuser findet man auch, welche auf hohen Pfählen stehen (Mein. eb.). Auch in Wagen ruhen die Hütten auf Pfählen (Freycin. 2, 53) und stehen oft im Meere, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, in Wahrheit aber, um sie unzugänglich zu machen. Wände und Dach sind von Palmblättern gebildet und nur eine Thür ist da, durch welche Nachts das Brett, das mit der übrigen Welt die Verbindung herstellt, eingezogen wird. Eine Galerie läuft oft um das Ganze her. Auch gibt es einzelne bessere Häuser mit Fenstern und plumpen Schnitzereien — ähnliche Gebäude fand Lesson auf Tombara (complém. zu Buffon 3, 81) —, welche wohl Gotteshäuser sind (Freycin. eb. 54). Auch hier stehen die Häuser in Dörfern (eb.), ebenso wie auf der Vulkaninsel, auf Mea und den umliegenden Eilanden, wo man gleichfalls auf 8—9′ hohen Pfählen baut (Schouten Diar. 55-58).

In Neuguinea bauen die Bewohner der Südküste ganz ähnlich wie die der Torresstraße (Jukes 1, 227), die Anwohner der Mariannenstraße aber am schlechtesten, niedere Dächer, die auf vier ganz freien Pfosten ruhen. Allerdings gibt es auch in etwas größerer Entfernung vom Ufer größere und diese scheinen dorfartig zu stehen (Rolff 327 ff.; Müller b. 52). Weiter nordwestlich (4½° s. Br.) hat man 100′ lange, aber kaum 5′ breite Hütten, in denen viele Familien zusammen wohnen; eine jede hat einen eigenen Eingang (J. R. G. S. 7, 387). Diese Häuser, die nicht auf Pfählen stehen, finden sich an der ganzen Westküste der Insel bis dahin, wo sich malaiischer Einfluß mehr geltend macht und gleichfalls bei den Gebirgsbewohnern des Innern (Sal. Müller b. 50 f.), wie auch zu Lakahia (N.-Guin. 48), während zu Namotote die Häuser auf Pfählen stehen, oft ziemlich schlecht, oft aber groß sind (36′ und 20′) und viele Zimmer enthalten (N.-Guin. 23 f. 123.). Man schläft dort auf Matten, welche mit Sand bestreut sind, den Kopf auf jenem Kopfe,

ſchemel, der auf einem ſchön geſchnitzten Fuß ruht (eb. 49). Auf 3—4′ hohen Pfählen ſtehen auch die Wohnungen auf der Inſel Adie, welche auf beiden Seiten eines Mittelganges zwei Zimmer und an der Vorder- und Hinterwand je eine Thür haben; in jedem Zimmer wohnt eine Familie für ſich. Genau dieſelbe Beſchreibung entwirft Wallace von den Häuſern der Arfakis, welche 15′ hoch auf einem Wald von Stangen ſtanden (2, 286; J. R. G. S. 30, 172). Die ganz gleichen Häuſer zu Dorei, deren Dach von Wallace mit einem umgedrehten Boot verglichen wird, und die wie die Wohnungen der Arfaki höchſt liederlich gebaut ſind, ſtehen ſo tief im Waſſer, daß die Fluth nur eben den Boden nicht erreicht (eb. 2, 282), und haben den Eingang durch die Hinterwand, welche durch ein Brett mit der Küſte verbunden werden kann. Auch ſind ſie hier größer, denn ſie umfaſſen, wenn auch nicht im Hafen Dorei, ſondern etwas weiter landeinwärts, einen 4—6′ breiten Mittelgang, und 4—8 Zimmer, die zu beiden Seiten deſſelben liegen; vorn iſt oft eine Galerie, der Eingang auf der hinteren Seite; die Länge beträgt 30—60′, die Breite 16—24′ (N.-Guin. 157; Forreſt 95; Bondyck 30; d'Urville a. 4, 587; 607). Zierrathe der Häuſer bilden aufgehangene Feindesſchädel (Wallace 2, 282), ſowie bisweilen gleichfalls aufgehangene Bilder von Schlangen, Eidechſen, Krokodilen u. ſ. w. (de Bruijnkops 187). Jedes Dorf — doch liegen die Wohnungen der Arfakis zerſtreut und einzeln, um ſie mehr vor Feinden zu verſtecken (N.-Guin. 165 f.) — hat ferner ein Verſammlungshaus, welches von Oſten nach Weſten gerichtet, (85′ lang) iſt und auf höheren Pfählen ſteht, die grob geſchnitzt eine männliche oder weibliche Figur darſtellen, das Rumsram*) ganz von der Geſtalt eines Bootes mit hoch emporlaufenden Vorder- und Hinterſteven, auf welchen ein anderes, kleineres, ſonſt gleichgeſtaltetes Boot ruht. Von Weſt und Oſt führt ein ſehr niedriger Eingang in das 8′ hohe Innere und neben ihm ſind an das Haupt- und Fußende eines Balkens, welcher wagerecht durch das ganze Haus läuft, Figuren, Mann und Weib in der Begattung darſtellend, eingehauen (N.-Guin. 151 f.; Wallace 2, 283). Dies iſt wohl auch das Haus, in welchem nach Forreſt (96) die Junggeſellen gemeinſchaftlich

*) Die Ableitung von rum Haus und sram Islam (N.-Guin. 151) iſt gewiß falſch.

zusammenleben. Dagegen leben die Wittwen und ihre Kinder in kleineren Häuschen, welche ganz wie die großen eingerichtet sind und von denen eines fast neben jedem größeren Haus steht (N.-Guin. 147). Nicht anders ist die Bauart auf den Inseln der Geelvinkbai, wo Belcher (a. 2, 43) auf Jobie z. B. sehr große Dörfer, welche auf Pfählen gebaut waren, fand (Goodsw. 37). Die merkwürdigsten Leistungen in Beziehung auf den Hausbau finden wir bei den Anwohnern der Humboldtsbai, deren Häuser bald im Wasser, bald aber auch auf dem Festlande stehen und nett und reinlich gehalten werden (Wallace 2, 299). Auch hier ruhen sie auf Pfählen, die 3′ über dem Wasserspiegel aufragen, sind aber unter einander mit Brücken verbunden. Die Wände sind nicht höher als 3′, das Dach dagegen steigt bis zu 40′ empor, ist 6—8eckig und ruht entweder auf dem Mittelpfahl des Gebäudes, der im Meeresgrund steht, oder ist aus einzelnen Baumstämmen künstlich zusammengefügt. Wände und Dach bestehen aus dichtem Flechtwerk und auch das Innere ist durch Mattenwände in einzelne Zimmer für die Männer, Weiber und Unverheiratheten getheilt. Jedes Haus hat einen Feuerplatz und zwei kleine Thüren, welche letzteren der einzige Eingang für das Licht, der einzige Ausgang für den Rauch sind. Freilich sind auch in dieser Beziehung die Häuser der Doresen schlimmer, da jede einzelne Familie ihren Feuerplatz in ihrem Zimmer hat und dies, da es ohne Fenster ist und in den Gang und nicht ins Freie mündet, stets ganz angefüllt von Qualm ist (N.-Guin. 174 f.). Diese Häuser liegen, ebenso wie auch zu Dorei (d'Urv. a. 4, 607), in festen Dörfern oft sehr weit vom Lande, so daß sie nur zu Schiffe erreichbar sind, und zwar in zwei Reihen zusammen, deren Endpunkte die schlechtesten Häuser sind (eb. f.): in ihrer Mitte befindet sich der Tempel des Dorfes, ein höchst merkwürdiges Gebäude. Auch er ist stets achteckig wie die größeren Häuser, sein Dach aber so hoch, daß es oft 60, ja 70′ über den Boden aufragt; und mancher Tempel hat gar zwei Dächer, eines über das andere gebaut, so daß sie Finsch (143) nicht mit Unrecht unseren chinesischen Gartenhäuschen vergleicht. Die Spitze des Daches ist verziert mit einer geschnitzten Figur, die oft einen Vogel, bei einem Gebäude auch einen liegenden Menschen von 3′ Höhe darstellt. An allen acht Ecken des Daches finden sich ähnliche buntgemalte Holzfiguren, Vögel, Fische, Eidechsen, und diese acht sind unter einander mit langen Guir-

verbunden, die aus getrockneten Blättern, Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern bestehen, so daß sie fast als Vorbilder so mancher Darstellung der antiken Kunst gelten könnten. Aehnliche, doch reichere Kränze, sowie Waffen, Knochen, Zähne, an den Wänden aufgehängt, zieren auch das Innere des Tempels, das vier Thüren hat und neben jeder einen Kasten voll Sand als Feuerplatz. Auch vom Dache her lassen vier Fenster Licht ein. Außerdem hängen ausgehöhlte Balken in Gestalt von Schiffen in diesem Tempel und einige Jünglinge halten stets in demselben Tag und Nacht Wache, daher er auch deren Schlafschemel enthält. Ringsher bildet ein freier Platz, der mit Palmblättern bedeckt ist, eine Art Vorhof (N.-Guin. 177). Knochen und Waffen hängen auch in den Häusern als Zierrath, die sonst noch Irdengeschirr, Kopfschemel und über dem Feuerplatz eine Art Hürde zum Räuchern der Fische enthalten (eb. 174 f.). Lesson erzählt noch (voy. 211) von hochgelegenen Dörfern, welche mit Pallisaden verschanzt waren; es ist glaublich, daß auch diese, welche ganz nach Art der Melanesier gebaut sind, auf Neuguinea existiren.

In Fidschi ist der Hausbau besser als sonst in Polynesien, aber im wesentlichen dem tonganischen gleich (d'Urv. b. 4, 259). Es gibt große und kleine Häuser von verschiedener Konstruktion, quadratisch länglich und konisch (Wilkes 3, 118, nähere Beschreib. bei Will. u. Calv. 79), bisweilen bis zu 130′ lang bei 42′ Breite. In der Mitte tragen starke Pfeiler das Ganze; die Thüren sind klein (eb. 82). Die Häuser der Fürsten sind aus Holz- und Flechtwerk mit Rohrdächern gebaut und unseren Bauernhäusern ähnlich (Wilkes 3, 305; 344). Häufig sind die Häuser hinten elliptisch abgeschlossen, die Balken mit Kokosgeflecht geziert, das Innere durch buntgefärbte Matten in mehrere Räume getheilt, welche auch Fenster mit Rahmen aus zusammengebundenem Rohr haben. Der Hausrath besteht in Matten, in irdenem Geschirr u. dgl. (Erskine 1 69). Solider sind sie als zu Tonga, aber nicht so luftig und reinlich, obwohl man neben den Häusern besondere Abtritte hat (Erskine 191), wie man auch das Tapa in kleinen abgesonderten Häuschen bereitete (Gaimard bei d'Urville a. 4, 704). Auch hier gibt es besondere Tempel, mbure genannt, deren einer 45′ hoch, 30′ (ein anderer 80′) lang und 20′ breit war; sie dienen stets als Logirhaus für Fremde (Macdonad J. R. G. S. 26, 235; Erskine 294; Seemann Zeitschr. für allg. Erdk.

n. F. 10, 234). Die Wände des Gebäudes waren von Rohrgeflecht, das in schönen Mustern geflochten war, die Pfosten unten von 4—6′ im Umfang (Macdonad 235); für Beleuchtung verwenden sie Damaraharz (eb. 249), oder Fackeln aus Bambusrohr und Kokosöl (Wilkes 3, 339). Seemann fand auf der Insel Viti lewu einen künstlich gegrabenen Kanal, der die beiden Hauptflüsse verband und aus kriegerischen Rücksichten gegraben war (Zeitschr. 9, 478).

Der Schiffbau der Fidschiinsulaner, welcher eingehend beschrieben ist bei Williams u. Calvert (1, 72 u. 85), ist dem polynesischen wesentlich gleich, doch gilt er, auch bei den Polynesiern selbst (Labillard. 2, 133), für besser, womit d'Urville (b. 4, 259) übereinstimmt, obwohl er (a. 4, 446) die Fidschischiffe plumper und schlechter als die tonganischen nennt. Nach Mariner (2, 275; Hale 68; Will. u. Calv. 1, 76) haben die Tonganer zwar im Schiffbau viel von den Fidschis gelernt, da diese mancherlei Verbesserungen in der Schiffsausrüstung erfunden haben (Erskine 266), allein die Fidschis stehen ihnen in der Ausübung der Schiffahrt sehr nach; doch bauen die Tonganer ihre Kähne zu Fidschi, da dorten sich ein zum Schiffbau höchst tüchtiges Holz findet (Mar. 2, 377). Wie zu Tonga, so gibt es auch zu Fidschi verschiedene Arten Schiffe, einfache Kähne ohne Verdeck, mit Verdeck, Doppelkähne, bei denen der kleine Kahn als Ausleger dient und über die beide ein Verdeck her liegt u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 72; 85; Wilkes 3, 345). Die Länge der Kähne ist erstaunlich, man baut sie bis zu 118′ Länge und 25′ Breite, sie können dann gegen 200 Menschen fassen. Die Höhe des Mastes ist bis 60′, die lateinischen Mattensegel sind mit langen Knochennadeln, oft aus Menschenknochen, zusammengesteckt (Labillard. 2, 132; Erskine 294; 453; Wilkes 3, 347; Will. u. Calv. a. a. O.; Beususan J. R. G. S. 32, 50).

Zu Neucaledonien hat man Doppelkähne, welche mit einer Platform über beide Kähne versehen sind, auf der der Mast mit seinen Mattensegeln steht. Vorn auf der Spitze der Platform brennt stets, wie wir es auch zu Nive in Polynesien fanden, ein Feuer (Labillard. 2, 185; Dentrecast. 1, 340; 343; Forster R. 3, 200; Erskine 351). Die Kähne, deren Kielbalken ein durchs Feuer gehöhlter Baumstamm ist, sind den samoanischen ähnlich, aber sehr viel schlechter gebaut, sehr viel langsamer (Hood 220-21; Labillard.

2, 185), so daß ein neuerer Beobachter (Laskasas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 322; vergl. Ausl. 1855, 419) behauptet, sie hätten nur eine Art rohes Floß, welches auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen ruhe und einen Mast mit dreieckigem Mattensegel habe. Auch die Kunaier haben Doppelkähne und zwar von netter Arbeit; minder nett sind die Kanoes der Loyalitätsinsulaner, doch auch diese sind gedoppelt, mit der Platform und zwei dreieckigen Mattensegeln versehen, mit 6′ langen, 6″ breiten Rudern, welche durch Löcher in der Platform hindurchgehen; ein langes Ruder dient zum Steuer und so fahren sie doch bis Neucaledonien und ihre Kriegskähne können 35—50 Mann tragen, obwohl sie plump und nicht sehr gut gebaut sind (Cheyne 26; Erskine 339; 363). Gill freilich (205) lobt die Kähne von Uwea. Auf Lifu hat man (Erskine 363) auch rohe Flosse. Auf den südlichen Hebriden haben die Kähne zwar gleichfalls den Ausleger, waren aber auch hier schlecht gearbeitet (Forster 3, 25; 171; Cheyne 36; Erskine 306; 326; Tromelin bei Bergh. 3, 549), über einem gehöhlten Baumstamm als Kiel, auf welchen die Seitenplanken aufgesetzt und durch Seil und Zapfen befestigt sind (Forster 3, 171). Im Norden der Gruppe aber waren sie besser und gut gebaut (Rietm. 180), wie denn schon Quiros auf Espirito santo solche Fahrzeuge antraf (Dalrymple 283 f.). Ihnen stehen die der Nitendigruppe in Form und Güte gleich (Dillon 2, 277; d'Urville a. 5, 135), doch findet sich hier schon an beiden Enden etwas Schnitzwerk (Labillard. 2, 255; pl. 44 fig. 3); Doppelkähne fand schon Mendana hier vor (Dalrymple 169) und Carteret sah Kähne verschiedener Art, darunter solche mit einem Wetterdach (361; 363).

Besser sind die Kähne im Salomoarchipel und hier ziemlich gleichmäßig aus einzelnen Stücken, deren Fugen wasserdicht verkittet sind, ohne Rippen (welche sich nur zu Isabel finden) Kiel und Ausleger (den man aber auf Bougainville hat) gebaut in einer Länge von 40—60′ (Surville 220; d'Urv. b. 5, 110; Bauro Rietm. 185; Anna bei d'Urv. b. 5, 17; 19; Contrariétés, Malaita Nov. 2, 429; Buka Bougainv. 233; d'Entrecast. 1, 123; Labill. 2, 229). Schnabel und Stern, welche bei Kriegsschiffen 6—9′ hoch aufragen (d'Urville b. 5, 110 f.), sind vielfach verziert mit Malereien oder Schnitzereien, die bald Thierfiguren, bald einen menschlichen

Kopf darſtellen oder mit Muſcheln, Federn und dergl.; auch die Segel, wo ſie vorhanden, ſind ausgeputzt mit rothen Blätterbüſcheln u. ſ. f. (Rietm. 185; Surville 239; 251; Gower Carteret 364; Marken Tasman bei Swart 28; Simbu Shortl. Reiſe 135; Choiſeul Bougainv. 227; 230; Neugeorgien Cheyne 64; 66). Segel und Ausleger werden erſetzt durch trefflich gearbeitete Ruder, dennoch aber ſind die Schiffe von äußerſt raſchem Lauf (Labill. 2, 229). Sind mehrere zuſammen, ſo ſegelt eines vorauf, auf deſſen Stern ein Mann ſteht, welcher mit einem Bündel Heu über dem Kopfe den Ruderern beſtimmte Zeichen gibt (Surville 222). Ein ſolcher Kommandant findet ſich auch auf Tombara, wo er in der Mitte des Schiffes ſtehend mit einem rothen Stabe, der oben und unten einen Knopf hat, die Ruderer befehligt (Bougainv. 246 f.; 235; d'Urv. a. 4, 736), und ebenſo zu Amakata (Hunter 143) und auf den Admiralitätsinſeln (Labill. 1, 265 f.). Neben den Kriegsſchiffen hat man im Salomoarchipel auch Fiſcherkähne, welche nur nach einer Seite aufragen, und floßartige Fahrzeuge (d'Urv. b. 5, 110 f.; Labill. 1, 221), letztere öfters mit kleinem Pavillon (Surv. 244). Die Schiffe des Archipels Neubritannien ſind den oben geſchilderten ganz gleich, nur daß ſie den Ausleger beuha (Schouten Diar. 52; Tomb. Keppel a. 2, 245; 241; Birara Dampier 5, 92; Behrens 152; Amak. Hunter 145), welcher auch weiter weſtlich nirgends fehlt (Luiſiade Macg. 1, 202; Labill. 2, 275; Ruk Reina 363; Torresſtr. Macg. 2, 15), und öfters über einen gehöhlten Baumſtamm als Kiel gebaut ſind (Belcher a. 2, 80), wozu man auf den Admiralitätsinſeln an einem 20' hohen Maſt ein viereckiges Segel führt, das denſelben mit einer Ecke hoch überragt und den Lauf außerordentlich ſchnell macht. Dem Ausleger im Waſſer ſteht nach der anderen Seite ein kleinerer, der in der Luft ſchwebt und das Segel ſtützt, entgegen. Beide ſind oft mit einer Platform von Flechtwerk bedeckt, welche gleichfalls auf der Luiſiade und den Torresinſeln gebräuchlich im Krieg die Krieger, ſonſt einen Pavillon trägt (Labill. 2, 275; 282; d'Entrecaſt. 1, 418; Flinders 1, XXIII.; Stokes 2, 256; Macg. 2, 15). Genau dasſelbe gilt von den Schiffen zu Wageu und Gebe, wo der Pavillon bisweilen 40 Menſchen faßt (Freycin. 2, 12; 2, 60). Malereien

und Schnitzereien der aufragenden Enden ſind hier überall gebräuchlich (Flinders XXXVI.): ſie ſtellten z. B. auf den Inſeln öſtlich von Tombara Fiſche, Vögel, eine gehobene Hand u. ſ. w. vor (Dampier 5, 80 f.).

Auf Neuguinea finden wir faſt nur melaneſiſche Schiffsformen. Die Eingeborenen der Redſkarbai haben mit den Torresinſulanern gleiche Kähne (Macgill. 2, 58), ſchlechter, ja die ſchlechteſten der Inſel ſind die, welche an der Mariannenſtraße gebraucht werden, und welche wie am Utenata und an der Speelmannsbai aus einem Baumſtamm gefertigt und ſtehend gerudert werden (Kolff 323 f.; Modera 78; Sal. Müller b. 79; 93). Sehr groß ſind ſie nicht, am Utenata freilich 60′ lang, an der Südweſtküſte (Speelmannsbai) nur für 12 Perſonen, zum Theil mit Pavillon auf der Platform, zum Theil ohne dies, in letzterer Gegend aber meiſt von den Keyinſeln eingeführt (Sal. Müller b. 93) und mit Maſt und viereckigem Segel verſehen (N.-Guin. 123). Zu Dorei hat man neben rohen Flößen und eleganten malaiiſchen Schiffen (d'Urville a. 4, 612), Kähne von verſchiedener Größe, mit einem oder zwei Auslegern, mit Segel und Ankerſtein (de Bruijnkops 178; Forreſt 96), den Schnabel mit allerhand Schnitzereien, welche meiſt einen Kopf mit Haaren von Kokosfaſern darſtellen, oder mit Federbüſchen und Kakadufedern geziert, letzteres aber nur dann, wenn der Eigenthümer des Schiffes ſelbſt ſchon Feinde getödtet hat (N.-Guin. 148; Goodsward 38). Die Schiffe von Cap d'Urville (d'Urville a. 4, 568) und der Humboldtsbai bieten nichts neues; die Verzierungen der letzteren beſtehen in grob geſchnitzten Fiſchen, Vögeln u. dgl., in Bemalung (roth und weiß) der Seiten, in eingebrannten Figuren daſelbſt und einem Büſchel Caſuarfedern an der Maſtſpitze. Auch die 5′ langen Ruder ſind oft recht zierlich geſchnitzt; auf der Platform, auf welcher die Paſſagiere ſitzen, brennt ſtets ein Feuer (N.-Guin. 173; d'Urv. a. 4, 730). Sie gleichen den Schiffen von Nitendi (Labillard. 2, 254).

Auch tüchtige Schwimmer und Taucher ſind die Melaneſier. Ganz abgeſehen davon, daß die Fidſchis der Küſten Amphibien ſind wie die Polyneſier — während freilich die des Innern das Meer kaum kannten und ſeekrank wurden — ſo ſchwimmen auch die Neucaledonier und Lifuer gut (Cheyne 46), letztere, indem ſie ſich zur Erleichterung eines Holzklotzes bedienen, auf den ſie ſich legen. Daher ſpringen ſie ebenſo leicht ins Waſſer, um ſich ans Land zu retten, um

zu ihrem Vergnügen zu schwimmen, wie die Polynesier (Neucaled. Forster 3, 220; Hebr. eb. 14; Rietm. 166; Nitendi Dillon 2, 295; Labillard. 2, 254; Carteret 363; Salomonarch. Bougainv. 230; Surville 221; Neubritt. Schouten 51; Labillard. 1, 251-53; 260; Neuguin. Sal. Müller b. 80; de Bruijnkops 178). Sie schwimmen ganz wie die Europäer; die Admiralitätsinsulaner machten alle ihre Handelsgeschäfte mit d'Entrecasteaux Begleitern schwimmend ab (Labill. 1, 260). Und ebenso sind sie als Schiffer tüchtig; allein weite Fahrten unternehmen sie, wenn man von den Fidschis und allenfalls von den Doresen absieht, welche bis Ternate fahren, nicht, höchstens daß sie von einer Insel zur anderen segeln; doch scheinen auch hierin die Salomoinsulaner mehr geleistet zu haben, denn Fahrten über 100 Meilen werden bei ihnen als gewöhnlich erzählt (Cheyne 64).

Auch eifrige Fischer sind die Melanesier, natürlich, da sie auf Fische sowie auf Seemuscheln als einen Haupttheil ihrer Nahrung angewiesen waren. Man fängt die Fische durch Speerung, auch durch Pfeilschüsse, oft bei Fackelschein (Nitendi Dillon 2, 152; Hebr. Forster R. 3, 102; Neuguin. Sal. Müller b. 81), man hat überall Netze, die oft sehr künstlich geflochten sind (Caled. Labill. 2, 226; Choiseul Bougainv. 230; Birara Roggev. in allg. Hist. d. R. 18, 568; Nuk Reina 362; Luis. Labill. 2, 279; Neuguin. Müller b. 81; Wageu Freycin. 2, 58; Fidschi Will. u. Calvert 1, 67 f.) und oft unternehmen auch hier ganze Dörfer große Fischpartien, wozu sie alle ihre Kähne vereinen (Nit. Dillon 2, 240; Admiral. Labill. 1, 267; Anachor. Bougainv. 250). Zu Aoba sah Forster auch zwischen den einzelnen Klippen Fischreusen angebracht (Forster R, 3, 3) und Fischhaken von Schildkrot hatte man auf Amakatta (Hunter 142).

Die technische Fertigkeit der Melanesier ist nicht gering, wie man schon vielfach aus dem bisher gesagten schließen kann. Sie zeichnen sich vor allen übrigen Bewohnern des stillen Oceans dadurch aus, daß sie irdene Töpfe und Gefäße haben, welche zum Theil sogar recht hübsch angefertigt sind. Am besten sind sie auf den Fidschiinseln, wo sie aus blauem Thon, den man mit Sand vermengt, aus freier Hand geformt, dann mit dem Saft einer Pflanze nach Hale, nach Erskine mit Dammaraharz, wodurch sie Glasur erlangen, bestrichen

im Feuer gebrannt werden. Sie sind meist weitbauchig, mit enger Oeffnung und zierlichen Ornamenten, z. B. Zickzacklinien namentlich am Rande und von jeder Größe; man hat große Wassergefäße, dann Töpfe, Trinkgeschirre u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 70; Erskine 169, 199; Hale 45). Auch kochte man darin (Hale 45; Neucaled. Forster R. 3, 209; Labill. 2, 218). Auf den nördlichen Hebriden waren sie zierlich schwarz mit rothen Streifen (Spir. Santo Rietm. 179); man hatte sie überall, zu Dorei auch Schüsseln, am Humboldtshafen von rothem Thon (N. Guin. 148, 180), ja Bink (1663) erzählt von großen Gefäßen mit aufgemalten Figuren, welche ein Handelsartikel der Völker von Onin (Nordwestküste v. Neuguin.) seien (Allg. Hist. d. R. 18, 538). Auch andere Geräthschaften haben sie, Kalebassen, große Holzschalen oft in seltsamer Gestalt, einer Taube, eines anderen Thieres, eines Menschen (Fidschi Erskine 230; Gera Rietm. 195), niedliche Kästchen von Bambus oder Flechtwerk (Loyal. Erskine 364), für Betel u. dergl., welche zum Theil zierlich geschnitzt, zum Theil bunt bemalt sind (N. Guin. d'Urville a. 4, 611; Nitendi Dillon 2, 179; Gera Rietm. 195; Simbu Shortland R. 133); ferner treffliche Fächer (Fidschi Will. u. Calv. 1, 67; Baladea Labill. Taf. 33, 33); Körbe, welche man auch hier, wie in Polynesien häufig an Stangen über die Schulter trägt (eb.; Hebriden Erskine 378; Neucaled. Labill. 2, 228; Birara Dampier 5, 95), sodann verschiedene Arten oft sehr fein geflochtener Matten (Will. u. Calv. 1, 67; Hebr. Bougainv. 212; Neuguin. Windsf. Earl c. 76; d'Urv. a. 4, 610), für welche man in der Nitendigruppe sogar einen eigenen Webstuhl besitzt (Dillon 2, 303). Auch bereitet man auf den Fidschiinseln aus der eingeweichten und zusammengeklopften Rinde der Broussonetia ganz dasselbe Zeug, was zu Polynesien eine solche Rolle spielt, in beliebiger Größe und bedruckt es mit verschiedenen farbigen oft recht hübschen Mustern (Will. u. Calv. 1, 65 f.). Aehnliche Zeuge bereiten die Bewohner der Hebriden aus der Rinde eines Feigenbaumes (Forster R. 3, 116).

Metalle, selbst Eisen zu bearbeiten, versteht man auf Neuguinea (Windsf. Earl c. 76; de Brujinkops 183) und überall, wo sie Eisen kennen lernten, haben sie es allen übrigen Tauschwaaren vorgezogen. Man bedient sich in Dorei eines eigenthümlichen Blasbalges (Goodsw. 50) beim Schmieden.

Ihre Werkzeuge sind nicht eben sehr brauchbar, sie bestanden aus hölzernen Stielen, an welche geschärfte Steine irgendwie befestigt waren, aus Knochen, aus Muschelschalen, Zähnen (Bennet bei Bergh. 1, 535) u. s. w. Dabei aber waren sie meist sehr nett gearbeitet, wie auf den Fidschiinseln (Will. u. Calv. 1, 77), wie vielfach auch in Melanesien (Neucaled. Labillard. Abbild. Tafel 38; Hebriden Quiros bei Dalrymple 283 f. Salomoarch. Surville 238; Admiralitätsinf. Labillard. 1, 254; 264; Louis. 2, 281. Torresstr. Meinecke Zeitschr. n. F. 3, 114. N. Guin. 180. Kolff 336 f. u. s. w.). Die Werkzeuge waren so unbrauchbar, daß man einen etwas stärkeren Ast damit nur anhauen, nicht abhauen konnte (Labill. 2, 222). Daher benutzte man auf den Hebriden und sonst oft zum Fällen der Bäume, zum Aushöhlen derselben Feuer (Turner 425), da eine solche Arbeit mit solchen Instrumenten geradezu endlos war. Allein daß nun die Melanesier überall mit ihren rohen Werkzeugen so künstliche Schnitzereien zu Stande gebracht haben, an Kähnen, Waffen, Denkmälern und sonst, am geschicktesten in der Humboldtsbai und zu Dorei in Neuguinea (N. Guin. 180; Bruijnkops 183), am ungeschicktesten auf Baladea: das muß uns mit dem größten Erstaunen erfüllen, denn es wirft ein sehr helles Licht auf die hervorragende Geschicklichkeit und Ausdauer dieser Völker. Jetzt freilich sind fast überall eiserne Geräthe durch Europäer, Malaien und Chinesen verbreitet.

Auf der Louisiade waren alle Geräthe, welche man besaß, durch die duftenden Blätter einer Art Laurus wohlriechend gemacht (Labill. 2, 281), wie denn überhaupt die Melanesier, wie auch die Polynesier, für Wohlgerüche feinen Sinn haben. Sie behängen und schmücken sich oft mit aromatischen Blättern, sie tragen in der durchbohrten Nase eine wohlriechende Blume; im Salomoarchipel brannte man eine Art wohlriechendes Harz als Licht (Surville 238). Zur Beleuchtung dienen übrigens auf Fidschi Fackeln, die man aus ölgetränkten Bambusstämmen bereitet (Wilkes 3, 339).

Betrachten wir nun, was sie mit ihren Geräthschaften leisten, so müssen wir auch von ihren Waffen sprechen. Sie sind in Fidschi äußerst nett gearbeitet (Will. u. Calv. 1, 77) und bestehen aus Keule, Speer, Bogen und Pfeil sowie der Schleuder, daneben aus Wurfstöcken und Fußangeln. Die Keulen waren die beliebtesten W

fen, ohne die kein Fidschiinsulaner jemals ausging; man hatte sie in der verschiedensten Art (eb. 57; Erskine 260) und schnitzte und bemalte sie und die übrigen Waffen aufs sorgfältigste (Ersk. 194), obwohl sie auch so noch den tonganischen Waffen nachstanden. Sie waren aus hartem Holz, am oberen Ende oft mit Menschenzähnen besetzt (d'Urv. a. 4, 452). Jetzt sind die Feuerwaffen, welche seit 1809, wo sie zuerst aufkamen, reißend begehrt werden, allgemein im Gebrauch (Will. u. Calv. 1, 57; Erskine 260; Wilkes 3, 62).

Bogen und Pfeil, Keule, Lanze und Schleuder sind überhaupt die eigenthümlich melanesischen Waffen, zu denen an manchen Orten noch Schilde aus Baumrinde, Flechtwerk u. dergl. kommen. Durch den Gebrauch des Bogens unterscheiden sich die Melanesier aufs schärfste von den Polynesiern, so daß man schon aus seinem Vorkommen auf melanesische Abstammung des betreffenden Volkes schließen kann und es höchst auffallend ist, daß ihn die Neucaledonier, Kunaier und Loyalitäts- und wohl auch Admiralitätsinsulaner nicht besitzen (Labillard. 2, 246; Forster R. 3, 205; Turner 426). Die Neucaledonier haben nur Schleudern, mit welchen sie runde glatte Steine, die in einem am Gürtel befestigten Basttäschchen getragen werden, schleudern, dann Keulen von der verschiedensten Gestalt und endlich Lanzen von 15—20′ Länge, welche mit einem Wurfstrick geworfen werden. Dieser letztere, nur kurz, aus Kokosfasern und Fledermaushaar geflochten, höchst elastisch, wird am Daumen befestigt und hinter einen kleinen Knopf am Lanzenschaft gelegt, so daß er beim Wurf sich anspannend durch seine Schnellkraft die Wucht des Wurfes nicht unbedeutend vermehrt (Labill. 2, 246; Tafel 35; Forster R. 3, 204-5; Turner 426; Kun. Cheyne 8; Loy. Erskine 364; Cheyne 17; 23). Die Waffen sind sehr geschickt gearbeitet, zum Theil sogar hübsch verziert, wie denn z. B. Forster mehrere Lanzen sah, in deren Schaftmitte ein geschnitztes Gesicht angebracht war (eb. Lab. eb.). Auch Masken von Baumrinde hatte man, mit Löchern für die Augen und den Mund, die wahrscheinlich auch im Kriege, um die Feinde zu schrecken, aufgesetzt wurden; doch waren sie ziemlich roh gearbeitet (Labill. 2, 239; Taf. 37, 1). Buntbemalte Köcher finden wir auf den Hebriden wieder, wo man auf Mallikolo ein Brettchen als Schutz gegen die zurückschnellende Senne auf der Hand

feſt bindet. Die Pfeile, welche mit der Hand zu werfen die Knaben auf Tanna ſehr geſchickt ſind (Forſter 3, 131), waren zum Theil (z. B. auf Fate Turner 393, Erromango Bennet bei Bergh. 9, 534; Mallikolo Forſter R. 3, 7; Rietm. 171) vergiftet, bisweilen auch (Bougainv. 212 nördl. Inſeln; Forſter 86 Tanna) mit Widerhaken verſehen (Forſt. eb. 3; 17; Bougainv. 211; 213; Turner 81; Bennet bei Bergh. 9, 534; 549). Dann hatte man Schleudern, Keulen, die man an Tragbändern über die Schultern trug (Forſter 3, 18; Boug. 215), in der verſchiedenſten Geſtalt (Rietm. 170), ſowie Lanzen, deren Spitze zu Erromango (Bennet bei Bergh. 9, 534) Widerhaken hatte, während man ſie zu Fate gleichfalls vergiftete (Gill 58 f.). Sie werden hier mit einem Wurfſtock (Rietm. 171) oder mit dem Wurfſeil geſchleudert (Forſter 3, 87). Eine eigenthümliche Waffe ſind noch beſtimmte längliche Steine, welche man theils als Schlagwaffe benutzte (Erskine 319), theils mit der Hand aber treffend und tödtlich warf (Tanna Turner 81; Mallik. Rietmann 171; nördl. Inſeln Bougainv. 212), während ihre Pfeilſchüſſe oft gar nicht gefährlich ſind (Erskine 309). Spitze Bambusſtückchen als gefährliche Fußangeln verwenden die Eingeborenen von Erromango (Bennet bei Bergh. 9, 540). Auch Steinäxte gebraucht man (eb.; Forſter 3, 126) und Muſcheltrompeten (Erromango Bennet eb. 538; Mallik. Rietm. 176; Tanna Forſter 3, 109); nördl. Inſ. Bougainv. 215; Nit. Dillon 2, 145). Die Pfeile auf Nitendi ſind von Bambusrohr mit feſtaufgeleimter Spitze von Menſchenknochen oder Rochenſtachel (d'Urv. a. 5, 165; Dillon 2, 208; Labill. 2, 260). Sie ſind vergiftet und wie die Eingeborenen meinen, höchſt gefährlich für Menſchen; doch hatte man in einer beſtimmten Pflanze ein Gegengift (d'Urv. 335); dies Gift erwies ſich zwar in vielen Fällen als durchaus wirkungslos (d'Urv. 165; Dillon 2, 227; Labill. 2, 256; 272), doch erlebte Patteſon, daß von polyn. Miſſionaren, die auf Sta. Cruz mit ſolchen Pfeilen verwundet waren, der eine nach ſechs, der andere nach elf Tagen krank wurden und beide an denſelben Symptomen (Starrkrampf) ſtarben, während der dritte leichter verwundet an der gleichen Krankheit ſchwer zu leiden hatte (ev. Miſſ. Mag. 1864, 322). In Tevai, einem Dorfe auf der Inſel Banikoro, ſchoß man dieſe Pfeile vermittelſt Blasrohre (d'Urv. a. 5, 166). Die Bewohner des Archip-

sind tüchtige Schützen. Auf den Salomoinseln und in Neubritannien finden wir nichts Neues, nur daß auf Buka die Bogensenne mit einem Harz überzogen und in der Mitte zur Schonung mit Bast bewickelt ist. In Gera sind auch die 4' langen Keulen mit buntem Bastgewebe umhüllt; auch trägt man Schilde von Flechtwerk, die mit Matten gedeckt und mit rothen und gelben Troddeln versehen sind (Gower Carteret 364; Gera Rietmann 195-6; Contrar. Choiseul 249; Isabel eb. 223; 237-8; d'Urv. b. 5, 41; Choiseul Bougainv. 229; Buka eb. 232; Labill. 1, 228-9). Vergiftet sind die Pfeile auf Simbu nach Cheyne 66; Steinhämmer hatte man auf Isabel (Surville 238 nota), Muscheltrompeten in Neubritannien (Schouten Diar. 50; Le Maire Hist. d. R. 11, 470; Birara Roggev. eb. 18, 568; Tombara Bougainv. 248; Lesson complém. 3,94; Amakata Hunter 142-9. Denis Dampier 5, 84; Louis. 2, 282; Macgill. 1, 127; Torresstr. 2, 17; Pariwariinseln eb. 1, 296). Auf den Admiralitätsinseln sah man keine Bogen oder Keulen, sondern nur Speere, welche als Spitze ein scharfes Lavastück hatten und an der Verbindungsstelle von Schaft und Spitze mit einem Harz überzogen waren (Labill. 1, 252; 264). Der Wurfstock findet sich ab und zu in der Torresstraße (Flinders 1, XXIII; Jukes 1, 179), sowie an der Südküste von Neuguinea (Cook 1. R. 3, 264), auf welcher Insel man ihn sonst nicht kennt.

Die Eingeborenen derselben haben vielmehr die Waffen des übrigen Melanesiens, nur daß sie keine Vergiftung ihrer Lanzen- und Pfeilspitzen anwenden, wohl aber dieselben durch Widerhaken gefährlich machen (Südküste Cook 1. R. 3, 264; Durgastr. J. R. G. S. 8, 386; Kolff 339; Sal. Müller b. 60; Mod. 30; Utenata Müller 81 f.; Modera 77; Buka Müller 103; Adie R. Guin. 109; Speelmannsbai Keyts 542; R. Guin. 121; Dorei de Bruijnkops 180; Geelv.-Bai Goodswaard 40 f.). Auch dolchartige Waffen von Knochen, bisweilen von Menschenknochen sind in der Humboldtsbai nicht selten; man trägt sie im Rotangband des linken Oberarmes (Katal. 114, 44; 117, 129). Als Schild diente daselbst auch der Brustschmuck von Zähnen und rothen Bohnen (eb. 114, 32). An der ganzen Nordküste bei den Doresen sowohl, die wenig kriegerisch sind, als bei den tapferen und kampftüchtigen Anwohnern der

Humboldtsbai herrscht Bogen und Pfeil so sehr vor, daß man sie fast als die einzige Waffe bezeichnen kann (N. Guin. 172; 147; Lesson complém. 3, 110). Auch eiserne Waffen hat man übrigens, namentlich nach Malaisien hin, wie auch die Adinesen ihre Waffen alle von Ceram erhandeln (N. Guin. 109), und die Anwohner der Kaimanibucht das Eisen ihrer Pfeilspitzen daher beziehen (121). Muschelhörner, mit Fell überzogene Holzschilde sind in Gebe, Salwatti und Wageu in Gebrauch (Freycin. 2, 13; 59; Katal. 115, 69; Lakahia N. Guin. eb. Goodsw. 42), die merkwürdigste Waffe aber haben die Anwohner der Mariannenstraße, sie schossen nämlich durch ein Blasrohr aus Bambus Kugeln aus Leim, Sand und Asche auf den Feind, welche abgeschossen sich in Staub auflösen und dadurch wirklich gefährlich werden können (Kolff 326; Cook 1. R. 3, 263). Das Emporblasen derselben Kugeln dient ihnen übrigens vielfach auch als Signal untereinander, während die wagrechte Haltung des Blaserohres feindselige Absicht anzeigt (Sal. Müller b. 84 f.; Earl bei Kolff 326). Bogen und Pfeil sind denn schließlich auch die Hauptwaffen der kleinen Inseln nördlich von Neuguinea (Belcher a. 2, 85).

Bewundernswerther aber als wegen ihrer Waffen sind die Melanesier wegen ihrer Leistungen in künstlichen Holzschnitzereien. An den Kähnen, den Häusern, den Geräthen, den Waffen selber finden wir dieselben überall, aber nicht überall von gleicher Güte. Auf Baladea, wo man sie am wenigsten häufig findet, sind sie auch am ungeschicktesten verfertigt. So jene Holzlarven; doch hatte man Pfeiler von 9′ Höhe auf den Gräbern stehen, auf welche oben mit mehr Fertigkeit ein Gesicht eingeschnitzt war (Forster R. 3, 243; Labillard. 2, 237). Nirgends aber finden wir alle diese Dinge in größerer Vollkommenheit, als zunächst im Norden des Gebietes und dann in Fidschi. So fanden Surville (256) und Bougainv. (230) künstlich geschnitzte Figuren und Menschenköpfe auf den Salomoinseln, Jukes auf den Inseln der Torresstraße gut geschnitzte Fische, Vögel, aus Holz oder Schildkrot verfertigt, welche theils als Schmuck, theils aber auch (und dies war wohl ihre Grundbedeutung) als Amulete getragen wurden (1, 168; 185; 193); und ähnliche Holzmasken wie auf Baladea, nur kunstvoller geschnitzt, gibt es auch hier (Macgill. 2, 47). Auf Neuguinea hat man zu Lakahia

außer anderem geschnitzte Köpfe als Denkmale (Nieuw Guin. 50); Wallace lobt die Schnitzereien der Papuas von Dorei in hohem Maße, deren Geschmack und Geschick ihm kaum im Einklang erscheint mit ihrer übrigen Bildungsstufe. „Wo an der Außenseite ihrer Häuser, sagt er (2, 300), nur eine Planke vorhanden, ist diese mit rohen aber charakteristischen Figuren bedeckt. Die hochspitzigen Schnäbel ihrer Boote sind mit Massen durchbrochener Arbeit verziert und aus soliden Holzblöcken mit oft sehr geschmackvoller Zeichnung geschnitten. Als Gallion oder vorderste Schiffsspitze sieht man oft eine menschliche Figur mit Kasuarfedern auf dem Kopf, um die papuanische Frisur nachzuahmen. Die Schwimmer ihrer Angeln, die hölzernen Schlägel, welche sie gebrauchen, um den Thon für ihre Töpferwaaren zu mischen, ihre Tabaksdosen und andere Haushaltartikel sind mit Schnitzwerk von geschmackvollen und eleganten Mustern bedeckt." Fast noch lobender sind die Berichte der Holländer (Nieuw Guin. 180) über die Arbeiten, welche die Bewohner der Humboldtsbai mit ihren rohen Werkzeugen anfertigen, wobei es besondere Beachtung verdient, daß sie auch aus dem Kopf geschickte und charakteristische Bilder von Thieren u. dergl. aufzeichneten. Schon Keyts (1678) fand Malereien, welche mit Röthel aufgezeichnet waren, an der Speelmannsbai auf Neuguinea (541) — und wir haben hier jedenfalls schon Zeichen einer höheren Entwickelungsstufe vor uns. Nicht so weit entwickelt sind die Fidschis nach dieser Seite, obgleich auch sie in einzelnen Schnitzereien tüchtiges leisten, allein nur indem sie ihre Geräthe, Waffen, Gefäße u. s. w. geschmackvoll verzieren (Erskine 194; 200; Will. u. Calv. 1, 76 f. 112). Ueber gerade oder Zickzacklinien gehen aber ihre Verzierungen selten hinaus (eb. 112). Doch zeigen ihre Töpfe und Gefäße, ihre Körbe, Flaschen u. s. w. auch eine selbständige Schönheit in der Form, die ganz unabhängig ist von dem angewandten Schmuck (eb. 70).

Von Musikinstrumenten — außer den überall in Melanesien gebrauchten und schon erwähnten Muscheltrompeten — besaßen die Baladeaner nur eine Art Pansflöte (Forster R. 3, 219; Erskine 319), welche sich auch auf den Hebriden findet, wo sie acht Rohre hatte, aber nicht ganz rein gestimmt war (Forster eb. 133); doch hatte man hier außer der Flöte noch die Signaltrommel (Bougainv. 215; Quiros bei Dalrymple 283 f.; Rietm. 167).

Beide Instrumente begleiten den Gesang der Bevölkerung, welchen Forster angenehm, mannigfaltig und ernst nennt (R. 3, 11, 133). Wenn er indeß sagt, das zu Immer die Musik besser sei als sonst in Melanesien (179), so mag dies auf polynesischem Einfluß beruhen; jedenfalls aber war Musik und Tanz auch auf den Hebriden beliebt und die Eingeborenen erfreuten sich an beidem oft bis spät in die Nacht (Forster R. 3, 11; Bem. 218 f.). Dasselbe gilt von ganz Melanesien: die etwas unreine Pansflöte, bei hübschem reinem Gesang, hatten die Bewohner des Archipel Neubritannia (Hunter 143), dabei ebenfalls Trommeln und ein Instrument, welches Leffon Maultrommel nennt (compl. zu Buff. 3, 96); Pansflöte und Trommel sind auf der Louisiade (Macgill. 1, 282) im Gebrauch, auf den Inseln der Torresstraße und Neuguinea wohl nur die Trommel, welche unten offen, oben mit Eidechsenhaut überspannt ist (Macgill. 2, 39; 1, 260; Sal. Müller b. 85; d'Urv. a. 4, 611; N. Guin. 45); doch hat man an der Humboldtsbai auch eine Flöte von Bambus, welche aber durchaus heilig ist und nur zu religiösen Tänzen in Anwendung kommt (eb. 96 f.; Katal. 115, 62). Der Gesang dieser Völker wird vielfach als rein und wohlklingend gerühmt; so lobt ihn d'Urville (b. 5, 71 f.) von Isabel, le Maire von Gerrit Denis, Salerio von Buka (344) und Forrest 103 nennt den der Doresen besser als den malaiischen sonst. Tanz sowohl als Gesang ist vielfach religiös, so auf Neuguinea, auch an der Mariannenstraße (Kolff 329) auf Ruk (Reina 356), auf Gerrit Denis (Le Maire allg. Hist. d. R. 11, 470), auf Tanna (Forster Bem. 494). Die Tänze sind ganz ähnlich den polynesischen, wie man denn auf Vanikoro geradezu einen Tanz von Tukopia entlehnt hat (Gaimard bei d'Urv. a. 5, 333), man tanzt entweder reihenweise gegeneinander, oder ein Solotänzer tritt in einem umgebenden Chore auf; die einzelnen Bewegungen sind meist nur Beugungen und Biegungen oder ein Springen auf dem Platze. Doch hat man auch mimische Tänze, wie denn z. B. auf Isabel zwei einander gegenüber stehende bewaffnete Reihen tanzend Krieg vorstellten, während auch sie von einem Chor rings umgeben waren, der sich einförmig bewegte und sang (d'Urv. b. 5, 75). Künstlicher scheinen ferner die Tänze der Torresinsulaner zu sein, wobei sie jene erwähnten Masken tragen. Auch ist das Costüm der Tänzer ziemlich überall fast ganz dem polynesischen

Federschmuck im Haar, Ketten um Hals und Arm, rauschende Blattkränze um Puls und Knöchel u. dergl.; die Weiber in Isabel legen auf die Hüften große Grasbüschel und bedecken dieselben mit Zeug, was einigermaßen an die Tracht mancher tahitischer Tänzerinnen erinnern könnte. Nächtlich sind auch hier viele dieser Vergnügungen, welche indeß nicht so bedeutsam und ausgebildet zu sein scheinen, wie die des eigentlichen Polynesien (d'Urv. b. 5, 73 f.; Nieuw Guin. 150; Macgill. 1, 311; Forster R. 3, 11; Cheyne 9; Bennet bei Bergh. 9, 534; 549; Goodswaard 56; Roijer 67; 58 f.; Fidschi Will. u. Calv. 1, 64). Dies bestätigt sich auch dadurch, daß die Musik der Fidschiinsulaner roher ist, als man sie sonst im Ocean findet (Wilkes 4, 247; Notenbeisp. daselbst 179 u. 245). Auch gilt es hier keineswegs für anständig, daß vornehme Männer singen: diese thun es nie, nur ihre Weiber und Kinder, und zwar so, daß stets nur Weiber mit Weibern, Kinder mit Kindern singen (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 707). Die Instrumente, welche die Fidschiinsulaner zu ihrer Musik gebrauchen, verrathen übrigens deutlich polynesischen Einfluß. So hat man hier neben der gemein melanesischen Pansflöte und den Trommeln, die hier aus gehöhlten Baumstämmen bestehen, oben überspannt, von verschiedener Größe sind und auch zu Signalen der verschiedensten Bedeutung gebraucht werden (Wilkes 3, 300), noch die Flöte, welche nach ächt polynesischer Art durch die Nase geblasen wird, so wie Bambusstäbe von verschiedener Größe, welche angeschlagen werden, ganz wie zu Tonga, ob aber von Tonga eingeführt, ist fraglich: denn demselben Gebrauch werden wir zu Neuholland begegnen. Uebrigens haben auch jene eine Art Maultrommel aus einem Bambusstreifchen gefertigt (Will. u. Calv. 1, 163-4; d'Urv. b. 4, 261). Bei einigen Tänzen tritt außer dem Vortänzer auch ein Lustigmacher auf, dessen groteske Bewegungen die Zuschauer sehr erheitern. Bei festlichen Tänzen sind Musiker und Tänzer getrennt, erstere an dreißig, letztere bis zweihundert Mann stark, festlich gekleidet und alle bewaffnet; die Musiker singen, schlagen die Musikstäbe, klatschen in die Hände, alles aber sehr streng im Takt (Will. u. Calv. 1, 164 f.). Auch allerhand unzüchtige Tänze haben sie (Erskine 218), sowie Tänze, welche nur von Weibern, andere die nur von Männern aufgeführt werden. Am berühmtesten unter den ersteren ist der nächtliche Tanz der Mädchen von Banna-

levu, welcher indeß ganz sittsam ist (eb. 420). Auch hier war Tanz und Gesang vielfach religiös (eb. 209; 438 f.; Seemann 112).

Von melanesischer Poesie wird so gut wie nichts erwähnt. D'Urville hörte Lieder in der Nitendigruppe singen, welche ihm sehr obscön vorkamen, aber er verstand sie nicht (s. 5, 332); indeß da so viel gesungen wird, so läßt sich auch auf manche poetische Regung schließen. Einzelnes werden wir bei ihrer Mythologie zu besprechen haben, was uns auch hier beschäftigen könnte: so die Sagen, welche die Neugnineer über ihre Herkunft haben, die Sprüche und Zauberformeln, mit welchen die Bewohner von Ruk gutes Wetter, reichlichen Fischfang, sichere Fahrt, Genesung u. s. w. sich bereiten (Reina 357): doch sind dies alles nur unbedeutende Dinge, welche sich mit der so reichen Entwickelung der Poesie bei den Polynesiern oder Malaien nicht im entferntesten messen können: nur Fidschi macht hier wieder eine Ausnahme, indem wir hier ganz ähnliche Erscheinungen wie in Polynesien finden. Zwar fließen unsere Quellen nur über diesen Archipel etwas reichlicher, während sie über das übrige Melanesien ganz verstummen; doch scheint allerdings hier die Poesie auch sehr viel reichlichere Blüthen getrieben zu haben als dort. Dieselben auf polynesischen Einfluß, auch nur mittelbaren, zurückzuführen, ist kein Grund, da wir die Poesie der Fidschis ganz originell entwickelt finden. Zunächst in der Form: denn Metrum und Reim gehören hier zu einem Gedicht, von denen ersteres meist jambisch, doch auch trochäisch, seltener aber anapästisch oder daktylisch ist (Will. u. Calv. 1, 117); der Reim aber erstreckt sich meist über die beiden letzten Vokale des Gedichtes und bleibt in einer und derselben Strophe meist ganz gleich. Freilich ist es kein Reim in unserem Sinne, sondern nur Assonanz, was angestrebt wird, die aber, wenn auf den letzten Vokal beschränkt, leicht zum reinen Reime wird. Eine solche Beschränkung tritt in größeren Gedichten meist ein, weil es sehr schwierig ist, den gleichen Doppelreim lange Zeit fortzuführen. Häufig sind die Strophen dreizeilig (Wilkes 3, 247; Will. u. Calv. 1, 114). Uebrigens haben die Dichter eine ganz andere Sprache als die der täglichen Unterhaltung ist: denn während sie einerseits reichliche Füllwörter, sowie längere oder kürzere Formen der Worte vielfach anwenden (eb.), so haben sie auch

poetischer Bezeichnungen der einzelnen Begriffe: Tod heißt ihnen Schlaf, Schlaf auch der feste Zustand von Flüssigkeiten, Sterben empfängt seine Bezeichnungen vom Sonnenuntergang, Unwissenheit ist die „Nacht des Geistes", Bescheidenheit wird mit dem stillen sanften Licht des Abends verglichen, das Zusammenrollen des Segels heißt das Zusammenlegen der Flügel des Kahnes u. s. w. (eb. 118). Ihre Poesien sind entweder Klagelieder zur Feier Verstorbener, Kriegslieder, Abend- und Morgengesänge oder Tanzlieder (eb. 114). Die letzteren sind die zahlreichsten; sie enthalten häufig Darstellungen von Vorfällen und Ereignissen, sie vertreten daher die epische Poesie, nur daß sie dem Bildungsstand des singenden Volkes entsprechend viele lyrische Beimischungen enthalten; dahingegen die übrigen Poesien vorwiegend lyrisch sind.

Einzelne Inseln gelten für besonders tüchtig in ihren poetischen Leistungen; hier aber wie im ganzen Archipel sind es immer einzelne Menschen, welche besonders dichterisch begabt sind und zwar können dies Männer oder Frauen sein. Manche von ihnen und zwar die angesehensten glauben, daß ihr Geist während eines Schlafes zum Himmel entrückt wird und dort von einer Gottheit jedes neue Gedicht und den stets dazu gehörigen Gesang erlerne, den sie dann erwachend ihren Mitmenschen mittheilen. Solche Neuigkeiten verbreiten sich rasch und werden so hoch geachtet, daß man nichts, auch mundartliche Eigenthümlichkeiten und wenn sie bis zum Unverständlichen gingen, an ihnen ändert, trotzdem daß die Ueberlieferung mündlich geschieht. Dieser Vorzug eines poetischen Verkehrs mit den Göttern gilt für erblich; doch gibt es auch andere Dichter, deren Geist nicht zum Himmel entrückt wird, und die deshalb auch minder geehrt sind, deren Gedichte selber aber jenen an Werth nicht nachstehen (eb. 113). Auch soll es Leute geben, welche ganz aus dem Stegreif ihre Gedichte erfinden und hören lassen (Erskine 468). Ein solches Gedicht, sei es nun in welcher Art es sei und der dazu gehörige Tanz heißt meke (eb.).

Die epische Dichtung, meist metrisch und zum Tanze gesungen, hat ein sehr phantastisches Gepräge; je phantastischer eine Geschichte ist, je beliebter wird sie. Daneben gibt es aber auch eine Menge poetischer Erzählungen, welche in Prosa verfaßt und nur erzählt werden. Die Kunst des Erzählens aber ist im ganzen Volke verbreitet:

ſie ſind im raſchen ſpannenden Vortrag ebenſo geſchickt, als ſie begierig ſind, ſolche Geſchichten zu hören (Erskine 474), ja ihre Leidenſchaft geht hierin ſo weit, daß nach Seemanns Bericht (195) ein Europäer, der die Märchen von 1001 Nacht vortrug, ſich dadurch ein reichliches Einkommen erwarb, obſchon es ſonſt unter den Fidſchis ſelbſt als Ehrenſache gilt, die Gaben der Muſe nicht zum Gelderwerb zu benutzen (eb.). Der Inhalt dieſer epiſchen Erzählungen und Gedichte iſt ein ſehr verſchiedener: bald iſt er rein mythologiſch, wovon Mariner verſchiedene Proben gibt, bald mehr hiſtoriſcher Art, bald auch rein märchen- oder novellenhaft. Beiſpiele findet man außer bei Mariner bei Seemann (195 f.) und bei Will. u. Calvert, von denen wir hier keines einrücken, weil ſie ſich von den polyneſiſchen Geſchichten nur durch eine größere Kraft und Wildheit unterſcheiden, nach denen man ſich alſo ein Bild machen kann. — Auch Thierfabeln haben ſie, in der epiſchen Art ohne Lehrpointe, auf denen Sprichwörter beruhen, ſo folgende (Seemann 385): Die Scholle (davilai) war früher der Vorſänger unter den Fiſchen; eines Tages aber weigerte er ſich hartnäckig trotz aller Bitten der verſammelten Fiſche, zu ſingen, worauf ihn dieſe erzürnt ſo platt traten, wie er jetzt noch iſt; daher man einem ſich zierenden Künſtler noch heute zuruft: „ah, das iſt Herr Davilai!“

Die lyriſche Poeſie iſt, wie ſchon die oben erwähnten Kriegs- und Trauerlieder beweiſen, gleichfalls ſehr verſchiedener Art. Ihre Trauer- und Kriegslieder gleichen ganz den polyneſiſchen Gedichten der Art (vergl. z. B. Will. u. Calv. 1, 187; 47); die erotiſchen, welche ſehr zahlreich, meiſt aber obſcön ſind, haben nicht die Feinheit und Grazie, welche die polyneſiſchen Gedichte gleicher Art auszeichnen. Sie ſind es, welche meiſt in der Nacht und ſehr häufig zu gleichfalls unkeuſchen Tänze geſungen werden (eb. 116; Erskine 218). Alle größeren Gedichte beſtehen gewöhnlich nur aus loſe aneinander gereihten Gedanken, ähnlich der älteren arabiſchen Poeſie; es kann daher nicht wundern, wenn dieſe Gedichte öfters dialogiſche Form annehmen (W. u. Calv. 1, 116). Uebrigens gibt es auch lyriſche Gedichte von ganz allgemeiner Art; wie denn eigentlich nichts im Leben der Fidſchi wäre, wofür man nicht ein Gedicht hätte. Sehr häufig ſind dieſe Gedichte nur kurz, zwei- bis dreizeilig, irgend einen lyr
enthaltend, und ſo ſind meiſt die momentan erſun

ernste Gedanken unter ihnen gibt, dafür mag folgende Probe sprechen (Will. u. Calv. 1, 243):

a mate na rawarawa:	Der Tod ist leicht.
me bula — na ka ni ɗava?	Zu leben — was nützt es?*)
a mate na ɗegu·	Der Tod ist Ruhe.

Diese Spruchpoesie dient dann ferner zu Epigrammen, welche sehr leicht entstehen und häufig einen persönlich satirischen Charakter annehmen (eb. 118; 165); außerdem aber ist sie gnomisches Inhalts (eb. 118; 50), und hiermit steht im nächsten Zusammenhang, daß eine Menge Sprichwörter ganz und gar die Form dieser Art der Poesie haben, inhaltlich aber ganz verschieden sind. Man fragt bei Kindern, wenn man von der Aehnlichkeit spricht:

uɗi ɗei?	Wem gleich?
uɗi lei.	Dem Vater gleich;

was wohl auch wie unser „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" gebraucht wird. Oder manini sautanini, der Knicker zittert, wo nur die beiden Worte reimen. Doch hat die Sprache, was hier angereiht werden muß, auch eine Menge reimloser Sprichwörter, zum Theil von großem Ernste, z. B.: „ein ungenützter Tag zählt nicht mit"; „die Leute von Nakondo schnitten den Mast zuerst" (von unbedachten Handeln gesagt) u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 118; 110 f.). Aber auch von dramatischer Darstellung lassen sich Spuren erkennen: wir meinen damit nicht jene oben erwähnten dialogisirten Gedichte, sondern die große Begabung, welche sie in Nachahmungen — die meist spöttischer Art sind — und scherzhaften Possen an den Tag legen (eb. 111). Jackson bei Erskine erzählt (468), daß sie sich sehr gern durch allerlei Maskeraden die Zeit vertreiben, wobei sie Erlebnisse des Tages nachahmend darstellen, nicht ohne grotesk-komische Züge.

Leider sind unsere Nachrichten über diese Dinge, die doch so wichtig sind, äußerst gering, einmal weil sie schwer zu beobachten sind, dann aber auch, weil die Missionäre sie häufig zu gering achten. Allein so viel ergibt sich auch aus dem Vorstehenden ohne Zweifel, daß die Fidschis eine hohe Begabung für die Poesie haben; daher es uns nicht wundern kann, daß auch in neuerer Zeit Dichter auftreten,

*) Wörtlich: Das Ding wessen? Die Schreibung der Fidschi Worte ist nach Lepsius stand. alph. 267.

welche christliche Gedichte verfertigen und daß diese Gedichte nicht schlecht sind. Denn freilich müssen die Missionäre den größten Theil der heidnischen Poesie zu vertilgen suchen, da sie vielfach religiös und also antichristlich, vielfach aber obscön ist.

Von Beredtsamkeit kann nur bei den Fidschis die Rede sein, aber auch hier sind die Leistungen nach Williams Urtheil erbärmlich. Indeß urtheilen die Fidschis selber anders und manchen von ihren öffentlichen Rednern zeichnen sie durch besonders anerkennende Namen aus (Will. u. Calv. 1, 154), was uns klar beweist, daß sie wenigstens eine bestimmt ausgeprägte nationale Art zu reden, also eine nationale Redekunst besitzen, die unserem Urtheil vielleicht nicht genügt, wohl aber dem ihren, denn das, was uns mißfällt, gefällt ihnen, da sie wissen, welchen Höflichkeits- und Etiketten-Regeln der Redner genügt, wenn er uns trocken oder kriechend erscheint.

Gehen wir nun zu rein praktischen Gebieten über, so fließen hier unsere Nachrichten reichlicher, welche zunächst einstimmig den großen Eifer aller Melanesier für den Handel behaupten. So zunächst die Bewohner von Neuguinea, von denen nur die wildesten Horden (an der Mariannenstraße, die im Innern) noch gar keinen oder nur sehr wenig Handel betrieben. Aber lebhaftes Interesse und Geschick für denselben legen auch sie an den Tag (Finsch 53; Sal. Müller b. 64), wie denn die Bewohner des Innern den Paradiesvogelhandel allein vermitteln. Auch die Anwohner der Redskarbai (Südküste), obwohl sie Eisen noch nicht kannten und also auch nicht schätzten, schätzten nur das Nützliche, Kleiderstoffe, Glasflaschen (Macgill. 1, 291; d'Entrecast. 1, 420). Die Küstenbewohner aber vom Utenatafluß bis zur Geevinksbai haben alle mehr oder weniger weitgehende Handelsverbindungen und wenn auch die Anwohner des Utenata sich hierbei mehr passiv erweisen (Müller b. 88), so sind sie doch dem Handel geneigt (Müller b. 68; 75) und wissen das für sie Nützliche wohl auszusuchen (Finsch 64). Die Händler der verschiedenen malaiischen Inseln (Ceram, Ceramlaut, Gisser, Keffing, Goram u. s. w.) haben alle ihre bestimmten Handelsplätze, deren ausschließliche Ausnutzung sie beanspruchen (Sal. Müller b. 100 f.). Bedeutender Handel mit Malaisien herrscht an der Speelmannsbai (Neuguin. 23; 109; Sal. Müller b. 97), und zwar nicht erst, sondern schon zu Keyts (1678) Zeiten (541). Die Händler

Ceram müssen hier vorausbezahlen, aber sie werden nie betrogen, sondern erhalten die bedungene Lieferung in genauer Richtigkeit (N.-Guin. 122). Sago, Waffen, Massoirinde, Paradiesvogelbälge, Trepang, Schildpatt, Perlen, irdene Gefäße u. s. w. sind Ausfuhrartikel. Auch den Werth des Geldes kennen sie jetzt (Finsch 77). Wie nun die Westküste der Insel schon lange eifrigen Handel treibt (Keyts 540; Binck — 1663 — eb. 538), so eifrig, daß nicht selten die Händler, die zu wenig bieten, verrätherisch ermordet werden (Wallace J. R. G. S. 32, 130), so ist der Haupthandelsplatz an der Nordküste Dorei und an der Geevinksbai die kleine Insel Run (Wallace eb. 127). Die Schiffe von Dorei durchfahren die ganze Bai, um Handel zu treiben, an welchem Malaisier aller Inseln, sowie Europäer betheiligt sind (eb. 129; Goodswaard 48): die Handelsartikel sind auch hier Muscheln, Lebensmittel, Perlen, Schildpatt, Trepang, Gewürze, Geräthschaften, namentlich jene trommelartigen Musikinstrumente, welche wir schon erwähnten (Wallace 2, 278-80; Goodswaard 47 f.). Ganz ähnlichen Handel treibt Misol (Wallace in J. 32, 130). Auf ganz Neuguinea herrscht ferner der Sclavenhandel, der zu Dorei, wo der Werth eines Sclaven (25—30 Gulden) die Münzeinheit bildet, ganz gewöhnlich ist (de Bruijnkops 186; Windsor Earl c. 84; Goodsw. 49), der ferner an der Westküste der Insel (Keyts 540), an der Speelmannsbai (N.-Guin. 116), an der Mariannenstraße betrieben wird (Kolff 340).

Wo nun im übrigen Melanesien die Europäer oder andere cultivirte Völker mit den Eingeborenen friedlich verkehrt haben, da hat sich bei diesen letzteren auch derselbe Handelsgeist entwickelt, der sie stets zum Umtausch geneigt sein, rasch sie aber auch das Nützliche vor dem Unnützen zu achten gelehrt hat. So fand es Schouten auf den kleinen Inseln nordöstlich von Neuguinea (Diar. 55; vergl. le Maire allg. Hist. 3 R. 11, 473), Jukes auf den Inseln der Torresstraße (1, 162 vergl. Meinicke bei Neum. Zeitschr. n. F. 3, 114), Macgillivray (1, 200) auf der Luisiade, so fand es Labillardiere (1, 258) auf den Admiralitätsinseln und (1, 223) im Salomoarchipel (Rietm. 192; 195; Surville 243), Dillon auf der Nitendigruppe (2, 150; 171; 239; 303); dasselbe gilt von den Hebriden (Erskine 378; 325; Turner 500; Rietm. 167; 171; 177), welche auch unter einander sowie mit den Loyalitätsinseln in Handelsverbindung stehen (Forster R. 3, 128; Turner 399). Jedenfalls wäre der Handel

mit den Europäern überall viel lebhafter, wenn nicht die Letzteren ſelber den Eingeborenen — man denke an die Santelholzhändler — feindſelig entgegenträten; einzelne Inſeln ſind auch noch zu unbekannt, als daß wir über ſie urtheilen könnten und haben daher auch noch wenig Gelegenheit gehabt, mit fremden Völkern zu handeln. Begehrlichkeit iſts auf der einen Seite, welche ſie ſo handelsluſtig macht; andererſeits aber zeigt ihr auf das Nützliche gerichteter Sinn, ihr raſches Begreifen des europäiſchen Handelsſyſtems, der Vortheil, den ſie trotz ihrer Rohheit aus dieſem Handel zu ziehen wiſſen, wobei ſie jedoch ſtreng ehrlich ſind, ſobald ſie einmal einen Vertrag geſchloſſen haben (N.-Guin. 122), daß ſie wirklich für den Handel befähigt ſind und ſollte ſchon dieſe Thatſache aus rein praktiſchen Gründen die Weißen zu beſſerer und alſo vortheilhafterer Behandlung bewegen. Auch hier zeigen wieder die Fidſchi, was die melaneſiſche Race leiſten kann. Schon lange vor der Entdeckung der Europäer hatten ſie Handel ſowohl unter ſich, als mit den Tonganern. Unter ſich handelten ſie mit den Erzeugniſſen der einzelnen Gegenden (Hale 62), beſonders mit einheimiſchem Zeug, mit Seil- und mit Töpferwaaren (Erskine 269) und es gab einzelne Orte, welche beſonders berühmt waren durch einzelne Waaren, wie z. B. Vanua levu durch ſeine Töpfe (eb. 421), außerdem mit Fiſchen, Matten, Yams, Kavawurzeln u. dergl. (Will. u. Calv. 1, 93). Handelstage wurden vorausbeſtimmt: man kam dann an der Küſte, auf beſonders dazu gepflaſterten Plätzen, zuſammen, allein da die Geſchäfte häufig den Frauen überlaſſen blieben, ſo kam es auch nicht ſelten zu Zank (eb.).

Dieſer Handel nun, welcher reiner Tauſchhandel war, befand ſich in der Hand der Bevölkerung von Levuka, Mbutoni und Malaki, welche, wie die Orang Laut in Malaiſien, ein Leben faſt ganz zur See, ihrer zweiten Heimat, führen, obwohl ſie feſte Wohnſitze an verſchiedenen Punkten des Archipels haben (eb.). Nach Hale (62) ſtammten ſie von Levuka aus Tonga, ſie wohnten urſprünglich, was alſo nur heißen kann nach ihrer Einwanderung, in Mbau und ſiedelten ſich erſt, nachdem ſie von dort durch die Bewohner von Moturiki vertrieben waren, auf Ovalau an. Allein dieſe tonganiſche Abſtammung beruht wohl nur auf einem Irthum, auf einer Namensverwechſelung. Auch in Tonga gibt es ein Lifuga (Lifuka) und da nun die T
den Fidſchis ſehr angeſehen ſind, da ſie ferner ſchon ſeit

mit den Fidschis in eifriger Handelsverbindung stehen, so ist unter den Letzteren die Anknüpfung an jenen tonganischen Namen wohl absichtlich geschehen und hierauf beruht Hales Nachricht. An sich spricht nichts für diese Einwanderung: denn gleiche Namen finden sich auch sonst in polynesischem und melanesischem Gebiet, da die Sprachen beider viele Berührungen mit einander haben; Levuka aber ist ein Ort auf der Insel Ovalau, wie auch Malaki ein Inselchen nordwärts von Vitilevu und wohl auch Mbutoni ein ähnliches kleines Eiland der Riffe ist. Jene Vertreibung aber aus Mbau erklärt sich leicht, wenn man an die Lebensweise solcher Seehändler, solcher Orang laut denkt. Daß sie tief im jetzigen und vergangenen Leben der Fidschi wurzeln, zeigt sich schon in dem, was wir aus Hales weiteren Berichten (eb. vergl. 182) lernen, daß sie einen „König" haben, der zu Lakemba wohnt, daß jeder von den Levukern, der nach Mbau kommt, mit besonderen Ehren empfangen wird, weil ihnen eigentlich Mbau gehört; daß der Grund dieser Ehren aber tiefer oder anderswo liegt, geht daraus hervor, daß das Volk von Levuka sowohl, wie von Kamba (einem Vorgebirge von Vitilevu, Mbau gegenüber; vergl. La-kemba) die Weihen vornehmen muß, welche der Häuptling empfängt, der Oberherr von Mbau wird, und daß sich dieser nicht eher Tui-Mbau nennt, als bis er Tui-kamba und Tui-levuka ist.

Wir sehen also hier keinen polynesischen Einfluß, vielmehr eine durchaus selbständige Entwickelung melanesisches Lebens: aber freilich steht fest, daß der Fidschiarchipel durch alte Handelsverbindungen mit Tonga verbunden ist. Wie weit dieselben zurückgehen, läßt sich nicht berechnen: jedenfalls ist der Zeitraum von 100 Jahren, welchen Williams (Will. u. Calv. 1, 94) dafür ansetzt, viel zu kurz, wie schon verschiedene Fidschimythologeme (Mar. 1, 270 f.; Hale 177; Seemann 239) beweisen, nach denen freilich diese Gemeinschaft in das graueste Alterthum zurückversetzt wird; auch waren schon früh Tonganer nach Fidschi eingewandert. Für die längere Dauer dieses Verkehrs sprechen auch die Gegenstände desselben: namentlich Schiffsbauholz bekamen die Tonganer von den Fidschis, ja sie bauten in letzterem Lande gleich ihre Kähne und auch ihre Waffen bekamen sie von dort (Will. u. Calv. 1, 94; Seemann 239). Ferner holen sie von dort her Irdengeschirr, Mattensegel, Moskitoumhänge, Seil, Zeuge, und vorzüglich wichtig waren für sie die rothen Papageienfedern, welche

bei ihnen ſo hoch im Preis und in Fidſchi auf einer Inſel zahlreich zu haben waren (Will. u. Calv. eb.). Dafür brachten ſie Kauris, Walzähne, Schmuckſachen, in Tonga verfertigte Zeuge, eingelegte Waffen, ſpäter auch, womit ſie anfangs großes Aufſehen erregten, europäiſche Eiſengeräthe und Waffen. Doch erlangten ſie auch die Waaren der Fidſchis durch Hülfe, die ſie ihnen im Krieg brachten, ja auch wohl dadurch, daß ſie ihnen Weiber überließen (eb.). Beſonders wichtig waren die Walzähne: denn dieſe galten in früherer Zeit — ſpäter wurden ſie durch die Walerſchiffe zu häufig und ſanken im Preiſe, daher man ſie, wie die Kauris, als Schmuck verwendet — für ſo koſtbar, daß ſie gradezu die Scheidemünze des Verkehrs bildeten (Hale 62; d'Urv. a. 4, 700). Doch hatte auch das einheimiſche Zeug im Handel eine ähnliche Geltung (Gaimard eb. 725).

Jetzt handeln die Fidſchis auch viel mit Europäern, und Kokosöl (obgleich nicht in allzu großen Mengen), Schildpatt, Trepang (der in neuerer Zeit nachläßt), Arrowroot, Santelholz und ſeit 1862 auch Baumwolle, deren Anbau ſich immer mehr ausbreitet (Seemann 48 f.), ſind die hauptſächlichſten Ausfuhrartikel: als Einfuhr kommt dagegen, außer Geld, deſſen Gebrauch den Fidſchis jetzt ganz geläufig iſt, Eiſenwerkzeuge, Waffen, Munition, Taback, Zeuge und auch ein geringes Quantum von geiſtigen Getränken (Erskine 269; Will. u. Calv. 1, 95; 93; Seemann 227; Benſuſan J. R. G. S. 32, 48). Uebrigens fand Erskine (eb.) die Walzähne als Münze noch im Gebrauch. Wenn Benſuſan verſichert, das Land könnte weit mehr leiſten, allein die Eingeborenen wollten ſich nicht mehr anſtrengen, da es habe, was es brauche: ſo iſt dies im Allgemeinen richtig, doch aber ein fortwährendes Steigen des Verkehrs und des Umſatzes, alſo auch des Producirens nicht zu verkennen.

Eine Zeitrechnung haben die Fidſchis zwar, doch iſt dieſelbe keineswegs ſehr genau, vielmehr nur beſtimmt nach den einzelnen Thätigkeiten des Landbaues und regelmäßig wiederkehrenden Naturerſcheinungen: ſo heißt nach Hale (68) der Februar sesē-ni-ngasau-lailai, Blüthe des Rohres klein; der März sesē-ni-ngasau-levu, Blüthe des Rohres groß; der April vula-i-mbotambota, Mond des Zerſtreuens, nämlich, wie Williams (1, 101) erklärt, der abfallenden Blätter; der Mai nach Hale vula-i-kelikeli, Mond des Grabens; die drei folgenden Monate beziehen ſich auf den Yamswurzelbau, dann folgt Oktober

und November, Mbalolo-lailai und Mbalolo-levu, Mbalolo wenig und viel, denn im Oktober erſcheinen zuerſt einzeln die höchſt merkwürdigen Thiere, eine Art Ringelwurm, Palolo viridis, welcher auch in den Riffen von Samoa Tonga und den Hebriden vorkommt, im November aber und zwar meiſt um den 25. treten ſie in einer einzigen Mondſcheinnacht in ſolchen zahlloſen Maſſen auf, daß ſie das Meer zwiſchen den Riffen buchſtäblich ausfüllen. Dann werden ſie maſſenhaft gefangen, gebacken und gegeſſen, worauf ein ſehr ſtreng gehaltenes Feſt von vier Tagen folgt, welches als heilige Tabuzeit ſtrengſte Ruhe überall verlangt, ſo daß ſelbſt das Schreien eines Säuglings dem betreffenden Haus Strafe zuzieht. Ehe dieſe Tage der Stille angehen, gleich nach dem Fang, ſteigt ein Grundbeſitzer auf einen Baum und fleht zum „Gott des Himmels" (Kalou ni lañi) um gutes fruchtbares Wetter; dann, nach beendetem Gebet, lärmen alle Anweſenden auf jede erdenkliche Weiſe eine halbe Stunde lang, worauf dann jene Ruhe eintritt. So ſchildert Hale (67) den Vorgang, der jetzt ſo nicht mehr im Schwunge iſt. Allein auch jetzt noch ſpähen die Fidſchis, wenn der Mbalolo gebacken iſt, eifrig nach Regen, um „ihre Oefen zu löſchen"; erfolgt keiner, ſo mißräth die nächſte Yamsernte (Seemann 61; 59 f.). Auffallend iſt es, daß das Erſcheinen dieſer Thiere ſich genau nach dem Monde richtet: ſie kommen im November beim letzten Viertel und zwar nach Mondaufgang; um 9 Uhr des Morgens ſind ſie ſchon ſpurlos verſchwunden (eb.). Die beiden folgenden Monate, Dezember und Januar, heißen auf gleiche Art nach einem Fiſch nuña-lailai und nuña-levu. Aehnlich, aber im Einzelnen abweichend, beſchreibt Williams das Fidſchijahr: denn nach ihm (1, 101) ſind die Monate nur nach dem Bau und Wachsthum der Pflanzen und nach der Thätigkeit der Menſchen genannt und Hales April und Mai ſind ihm März und April. Der Widerſpruch könnte ſich vielleicht dadurch löſen, daß Hales Namen von den Lakembainſeln, den ſüdöſtlichſten des Archipels, ſtammen und allerdings könnten ſolche Schwankungen bei der großen Ungenauigkeit dieſer Zeitrechnung nicht wundern. Nach Williams bilden mehrere Monate zuſammen eine Jahreszeit, und nennt man Februar und April die naſſe Zeit, vula-i-uda (Mond der Näſſe), Juni und Juli vula-i-liliwa, die Zeit der Kälte, die Monate von Mai bis September vula-i-teitei, Mond oder Zeit des Pflanzens. Zu beachten iſt, daß das Wort vula

„Mond“ zu gleicher Zeit auch „Monat“ bedeutet; der Mond iſt es alſo jedenfalls, nach welchem auch die Fidſchis in früheſter Zeit ihre Zeit rechneten. Williams ſowohl wie Hale zählen nun zwölf Monate, Erskine aber (253) weiß nur von elfen, welche nach ihm allerdings gleichfalls nach der Vegetation und dem Ackerbau eingetheilt ſind, ſtets aber mit dem Neumond angehen. Nimmt man nun an, das Jahr, für das ſie ein beſonderes Wort haben (yabaki), beginne, wie Hale zählt, mit dem Februar und läßt man zwei gleichnamige Monate, etwa Dezember und Januar, als einen gelten, ſo würde das ſtimmen. Wie dem nun auch ſei — denn die Fidſchis ſelbſt haben die Rechnung nicht genau gemacht — der Mond ſpielt jedenfalls hier bei der Zeiteintheilung eine Hauptrolle. Es ſcheint aber faſt, als ob die Fidſchis früher höhere Bildung und Genauigkeit im Laufe der Zeiten verloren hätten; wie es auch auffallend iſt, daß im ganzen Ocean außer den Rotumanern nur ſie das alte Wort für Mond, welches alle malaiiſchen Sprachen beſitzen, bewahrt haben.*) Jetzt gilt natürlich das engliſche Jahr und ſeine Eintheilung unter den Fidſchis, vielleicht daß jene Zwölfzahl der Monate ihm ſchon angehört, wie jedenfalls die Einführung der Woche; denn dieſe oder irgend einen beſonderen Ruhetag hat man weder hier noch irgendwo in Melaneſien gekannt (Erskine 253; v. d. Gab. 66-7). Nur einzelne Feſtzeiten, wie z. B. die Zeit der Brodfruchtreife, kannte und feierte man (Erskine eb.).

*) Für die Mal. Sprachen vergl Humboldt 2, 242; Marsden Misc. w. 79 f.; Wallace 2, 456. Auch das Rotuma hat das Wort: denn hula, vor Conſonanten hual' iſt daſſelbe: für die Stellung des Rotumaniſchen den übrigen polyn. Sprachen gegenüber iſt dieſe Uebereinſtimmung beachtenswerth. Die melaneſiſchen Sprachen bei v. d. Gabelentz, Labillard. (2, Vok. 51), Cheyne, Turner (Sprachtafel) Marsden M. w. zeigen nur Spuren des Wortes: es findet ſich im Bauro (v. d. Gab. 235) und im Gera (Guadalcanar eb. 244) als hura, ſehr nahe klingend dem rotum. hula, ferner im Utenatadialekt auf Neu-Guinea, uran, im Dial. der Tritonbai und im Mairaſſi furan, Nordküſte von Neu-Guinea kalangh, Neuirl. kalan, Weſtküſte von Neu-Guinea (Küſte Onin) punono (Sal. Müller b. 113; v. d. Gab. 5). Auch mikroneſ. Sprachen haben Verwandtes. Die polyn. Sprachen und ſo auch das Sikayana (Cheyne) gebrauchen meiſt marama, eigentlich Licht, welches Wort vielleicht in alter Zeit wegen eines Tabu, welches auf dem ſpeziellen Worte für Mond lag, aufgekommen iſt. Doch findet es ſich ähnlich auch in mikroneſ. Sprachen (Cham. 63 Wolea moram).

Von Aſtronomie wiſſen die Fidſchis nichts, auch unterſcheiden ſie die Fixſterne nicht von den Planeten; nur den Morgen- und Abendſtern kennen ſie, welchen ſie „Bezeichner des Tages und der Nacht" nennen (Hale 68). Daraus folgt ſchon, daß ihre Leiſtungen zur See nicht bedeutend ſind, wenn ſie auch bei ihren Küſtenfahrten Tüchtiges leiſten (eb.). Ihre weiteſte Fahrt mag wohl bis Rotuma geweſen ſein, wenigſtens muß man nach der Sage bei Micheleva y Rojas (172; ſiehe Bd. 5, 2, 182) annehmen, daß ſie die Inſel beſucht haben: ſonſt aber befahren ſie nur ihren Archipel, den ihre Fürſten ſehr genau Inſel für Inſel kennen, und kommen allenfalls noch bis zum Tongaarchipel, obgleich in den meiſten Fällen die Tonganer, die ungleich ſeetüchtiger ſind, zu ihnen kommen (d'Urville a. 4, 426; 447 f.).

Auch hierin ſcheinen ſie einigermaßen herabgekommen zu ſein: wenigſtens finden wir bei den übrigen Melaneſiern auf dieſem Felde größeren Reichthum. So kennen die Tanneſen (Turner 89) eine ganze Reihe Sternbilder, für deren jedes ſie einen beſonderen Namen haben, Kahn mit Ausleger, Ente, Schütz, Feuerzange, die eſſenden Kinder u. ſ. w., auch wiſſen ſie von jedem dieſer Bilder mythologiſch anzugeben, warum es an den Himmel gekommen iſt; welche höchſt wichtigen Mythen uns Turner leider nicht mittheilt. Nach dem Aufgange dieſer Sternbilder wiſſen die Tanneſen die nächtliche Zeit genau einzutheilen und zu beſtimmen; und ſo wird auch trotz ihrer ſchlechten Kähne die Schiffahrt der neuen Hebriden (eb. 395) gerühmt. So rühmt auch Salerio (942), daß die Bewohner der Maſſimsinſeln (öſtlich von Neu-Guin.) erfahren in der Kenntniß des Windes und deshalb tüchtige Schiffer ſeien. Eingeborene der Nitendigruppe kannten erſtlich ihre Gruppe ſehr genau, außerdem aber noch die „Taumakogruppe", Taumako, Sikayana und „Towleakey" *) (Dillon 2, 269). Weite Fahrten, die oft 10—12 Tage dauerten, ſo berichtet Surville (242), unternehmen auch die Bewohner von Iſabel,

*) Dillon hat obige Nachricht von den Eingeborenen ſelbſt, welche alſo jene Inſeln als eine zuſammengehörige „Gruppe" auffaßten. Wir ſehen darin eine neue Beſtätigung unſerer im vor. B. 2. S. 176 f. vorgetragenen Anſicht. Was aber iſt das räthſelhafte Towleakey? Sollten wir darin ein mißverſtandenes Tokelau haben?

ſie ſcheinen bis ins malaiſiſche Gebiet ausgedehnt zu ſein, denn, ſagt er, ſie fahren bis ins Land der „Weißen“, welche lange Haare, goldene Ohrgehenke und ſich bis auf den Gürtel nackt trügen. Dieſe Fahrten richten ſich nach dem Auf- und Untergang einzelner Sterne — das Nähere fehlt leider —, welche die Schiffenden kennen.

Auch eine beſtimmte Zeitrechnung haben die übrigen Melaneſier. In der Nitendigruppe (Dillon 2, 219) rechnet man nach der beſtimmten Wiederkehr des Weſtmonſunes (rackey). Daſſelbe finden wir auf Neuguinea; auch zu Lobo rechnet man nach dem Monſun (N. Guin. 129), indem auch dort, wie es ſcheint, das Jahr (ńaraksa) mit dem Weſtmonſun oder vielmehr mit dem Windumſchlag, wofür man einen Monat rechnet, Anfang Oktober beginnt; welcher Zeitpunkt auch außerdem durch ein Naturereigniß, nämlich durch das Ausſchlagen der Kaſuarinen – wobei man bedenke, daß dieſer Baum vielfach im Ozean heilig iſt — und durch eine wichtige Beſchäftigung bezeichnet iſt, nämlich durch den Beginn der Trepang- und Schildkrötenfiſcherei. Die eine Hälfte des Jahres bildet der Weſtmonſun, die zweite, ganz wie zu Nitendi, der Oſtmonſun; ja auch dieſelbe Bezeichnung für die Jahreshälften finden wir wieder, denn das neuguin. ńa-rak-wida (ein Monſun) iſt ſicher daſſelbe Wort wie das rak-ey der Nitendigruppe. Merkwürdig aber iſt es, daß die Eingeborenen von Lobo zugleich wie die Fidſchis und andere Melaneſier nach dem Monde rechnen: jedes ńa-rak-wida hat ſechs uran-sa, d. h. ſechs Monate (uran Monat, sa eins, alſo „ein Monat“). Von den ſechs Monaten des Weſtmonſuns geht einer ab für die „große Ebbe“ wie die Eingeborenen merkwürdig genug die Zeit nennen, wann der Wind kentert (Modera 114; Sal. Müller b. 97 f.). Wenn nun Friedr. Müller (Novaraexped. Ethnol. 18) in dieſer Zeitrechnung muhamedaniſchen Einfluß erkennen will, ſo wird dieſe Annahme zunächſt durch die vollſtändig melaneſiſche Zeitbeſtimmung widerlegt, welche, wenn die ganze Rechnung aus der Fremde aufgenommen wäre, gleichfalls fremden Urſprungs ſein würde; dann aber und noch ſchlagender, daß wir überall in Melaneſien, auch wo keine Möglichkeit

*) Ganz ähnlich ſcheint im Rotum. ſich mit hula Monat die Zahl eins und zwar in der conſtruirten Form (hale) zu verbinden: wenigſtens erklärt ſich auf dieſe Weiſe die Form huaildia, welche Marsden Misc. w. nach Bennett als das rotum. Wort für Mond hat.

eines solchen Einflusses ist, dieselbe Eintheilung, zum Theil sogar dieselben Namen finden. So rechnen auch die Bewohner der Humboldtsbai nach Mondmonaten (N. Guin. 182), Mond und Monat fällt zusammen im Aneityum (v. d. Gab. §. 130), im Bauro (eb. §. 471), im Gera (eb. 500), im Mare (eb. §. 362). Denn Aneityum mahoc ist sicher dem baladeanischen moe und tanneſischen maukua verwandt, man darf also auch hier wohl auf gleiche Bedeutung schließen und so hätten wir Mondmonate auch im Salomoarchipel, in den neuen Hebriden, den Loyalitätsinseln und auf Neucaledonien. Daß sie erst durch die Europäer eingeführt sind, ist nicht denkbar: wäre den Melaneſiern der Begriff Monat, also die Zeitrechnung nach den Mondläufen nicht geläufig geweſen, dann hätten die Europäer nicht das melaneſiſche Wort Mond dafür brauchen können, sondern gewiß eine europäiſche Bezeichnung des Zeitabſchnittes eingeführt. Auch ein Wort für Jahr haben die Sprachen der neuen Hebriden ſowohl wie der Loyalitätsinſeln, während die vorliegenden Ueberſetzungen aus dem Bauro und Gera (eb. §. 471; 500) das Wort durch Umſchreibung (viele Monate) wiedergeben. Seltſamer Weiſe hat aber das Mare dafür ein Wort, welches ſowohl mit dem Namen des Jahres auf Nitendi als auf Neuguinea verwandt erſcheint. Mar. ke-ṅe-rek-ene, neug. ṅa-rak-wida, nit. rak-ey. Und ſo ſcheint auch dieſer Begriff Gemeingut der Melaneſier geweſen zu ſein, nur daß er entweder bei der ſo höchſt mangelhaften Kenntniß des Archipels an manchen Gegenden des Gebietes noch nicht beachtet iſt, oder aber daß ihn die Eingeborenen ſelber in ſpäterer Zeit — denn dieſe ganze Zeitrechnung hat etwas Trümmerhaftes — an einzelnen Orten verloren haben.

Man zählt nach Nächten, nicht nach Tagen, wie die Sprachen deutlich ausweiſen. Vom Fidſchi ſagt es v. d. Gabelentz §. 54 ausdrücklich, ebenſo vom Mare §. 321; allein auch von den übrigen Inſeln kann man es ſprachlich erſchließen. Aneityum heißt inpeñ heute, Tag aber adiat und epeñ Nacht (polyn. poṅi): inpeñ heißt alſo wörtlich „die Nacht", denn in iſt Artikel, wie Fidſchi saboṅi boṅi (boṅi Nacht) morgen heißt. Die Miſſionäre zählen zwar in ihren Ueberſetzungen (bei v. d. Gab.) nach Tagen, ſei es, daß auch hier das Bewußtſein der Eingeborenen unſicher geworden iſt, ſei es, daß ſie ſelber falſch überſetzt haben. Allein jenes inpeñ beweiſt unſere Be-

hauptung ſchlagend. Mit dieſem Worte vergleicht nun v. d. Gabel. §. 277, b. das tanneſiſche in pet heute: und auch dies pet wird demnach wohl urſprünglich Nacht bedeutet haben. Dann iſt alſo auch auf Tanna nach Nächten gezählt, und auch hier iſt es eine Ungenauigkeit, wenn die Miſſionäre in den Ueberſetzungen nach Tagen zählen. In Gera nun findet ſich im Vaterunſer ein Wort puieni heute und puino täglich*), welches entſchieden an Fidſchi boṅi, Duaura (Neucaled.) puṅi, Aneityum e-peñ Nacht erinnert und wohl denſelben Sinn hat wie aneit. inpeñ, da denn puiño zu ſchreiben wäre. Ob aber das Bauro diini, wohl gleichfalls heute, dieſelbe Bedeutung hat, laſſen wir dahin geſtellt. Jedenfalls aber, ſo dürftig unſere Berichte auch ſind, dürfen wir annehmen, daß auch im übrigen Melaneſien nach Nächten gezählt wird.

Das Zahlſyſtem dieſer Völker ging, worin man v. d. Gabelentz (§. 519) beiſtimmen muß, wohl urſprünglich nicht über die Dreizahl hinaus, auf welche dann ſogleich der Begriff der Vielheit folgte. Wenn aber jener ausgezeichnete Gelehrte der Meinung iſt, die Zahl vier ſei von den Polyneſiern entlehnt, ſo ſprechen hiergegen die durchaus ſelbſtändigen Formen der betreffenden melaneſiſchen Zahl. Es ſcheint vielmehr, daß wir drei Stufen des melaneſiſchen Zahlſyſtems zu unterſcheiden haben; zunächſt, wo ihnen alles was über drei war, als viel galt, wo aber die Dreiheit ſo ihre Vorſtellungen beherrſchte, daß ſie dieſelben auch in der Geſtaltung ihrer ganzen Sprache, in welchem der Trialis eine große Rolle ſpielt, ausdrückten, dann, wo ihnen an der Hand und ihren fünf Fingern die Fünfzahl aufging, daher ſie vielfach fünf durch lima Hand (Fidſchi, Neuguinea Sal. Müller b. 117) bezeichnen, und Neuguineer von Utenata jede Zahl bis fünf nur durch den betreffenden Finger bezeichneten, den ſie hinhielten (Müller eb.); und drittens, wo ſie weiter zählen lernten, zunächſt bis 20, wie denn das Mare (v. d. Gab. §. 519) 20 geradezu durch „ein Menſch“ (Finger und Zehen) ausdrückt; andere Sprachen freilich zählen ſelbſtändig nur bis zehn, ſo das Fidſchi, deſſen Zahlen aber

*) Gera: Dori mai puieni hama eru hanihana puino
gib her heute herzu uns Brod täglich v. d. Gab. §. 507.
Bauro: hamai diini tana meu ni mareho ni ngau
herzu, gib, heute (?) zu uns das Genügende zu eſſen eb. §. 477.

nicht, wie v. d. Gabelentz will, aus dem Polyneſiſchen entlehnt ſind, da wir ſie genau übereinſtimmend auch auf Neuguinea wiederfinden (eb. S. 8). Höhere Zahlen werden durch Addition gebildet, welche viele Sprachen indeß auch ſchon nach fünf anwenden. Für 1—3, für 5, für 10 aber haben die meiſten einen beſtimmten, eigenthümlichen Ausdruck. Jede Entlehnung alſo aus dem Polyneſiſchen weiſen wir ab. Das Material für dieſe Unterſuchungen iſt leider ein ſehr unvollſtändiges: es fehlt vor allen Dingen an Vorrath aus dem Britannia- und Salomoarchipel.

Wir werden uns nach allem Vorſtehenden, welches freilich in Einzelnheiten noch reichlich vermehrt werden könnte, ein klares Bild von der geiſtigen Befähigung der Melaneſier machen und die Behauptung ausſprechen können, daß ſie eine hervorragend bedeutende iſt. Das ſehen wir an den Fidſchis zunächſt, welche von vielen Berichterſtattern des verſchiedenſten Standpunktes als die fähigſten und geiſtig bedeutendſten aller Oceanier hingeſtellt werden. Jedenfalls ſtehen ſie den Polyneſiern in nichts nach: und die Art und Weiſe, wie ſie im Verkehr mit den Europäern äußerlich und innerlich gelernt haben, iſt allerdings eine höchſt beachtenswerthe. (Will. u. Calv. 1, 107). Williams (eb.) rühmt zugleich, worauf auch wir hinweiſen müſſen, die Schärfe ihrer Sinne, in der und deren Anwendung ſie die Weißen vollſtändig übertreffen; ſowie ſie auch weit mehr die Natur praktiſch beherrſchen und ſich in allen Lagen ſofort mit allerhand Werkzeug und Hilfsmitteln zu verſehen wiſſen, wo Weiße oft ganz hülflos ſein würden. Aber überall finden ſich in Melaneſien ähnliche Erſcheinungen. So ſind nach Tardy de Montravel (nouv. ann. des voy. 1854, 4, 93) auch die Neucaledonier ſo gut begabt wie irgend eine Bevölkerung des Oceans; und doch ſtehen in ihren Leiſtungen die Fidſchis nicht nur, ſondern auch viele andere Melaneſier höher wie ſie. Auch die Bewohner der Loyalitätsinſeln (die Fichteninſel mit eingeſchloſſen) ſind nach Cheynes Schilderung, ebenſo die der Hebriden nach Turners, die der Nitendigruppe nach Dillons geiſtig nicht unbedeutend. Erskine ſagt (400) von den Kunaiern, daß ſie leicht engliſch lernen, auf engliſchen Schiffen treffliche Seeleute werden und ſehr intelligent ſind. Die Bewohner von Aneityum zeichnen ſich aus durch die Leichtigkeit, fremde (d. h. jedoch oceaniſche) Sprachen zu zu lernen (Patteſon ev. Miſſ. Mag. 1869, 324). Beſonders hoch

gestellt aber werden die Bewohner von Neubritannia, die Tombaraner, Biraraner, Amakataner, von Labillardiere die Bewohner der Admiralitätsinseln. Dasselbe gilt, trotz ihrer sittlichen Roheiten, von den Bewohnern der Insel Ruk, sowie von denen der Louisiade und der Torresstraße; man kann sie, wenn man Labillardiere, d'Entrecasteaux, Macgillivray, Jukes Schilderung gelesen hat, nur für vorzugsweise begabt halten und auch für geschickt genug, von ihren Anlagen auch in ihrer jetzigen Lage guten Gebrauch zu machen. Alle die Melanesier, welche in der Missionsanstalt der melanesischen Mission erzogen wurden, zeigten sich gut befähigt; alle lernten leicht das Aeußere der modernen Cultur, alle leicht schreiben und lesen, manche auch noch mehr, z. B. fremde Sprachen, ja einer konnte sogar nach zehnjährigem Lernen zum Geistlichen ordinirt werden; zu praktischer Thätigkeit wie kochen, bauen, Garten bestellen zeigen sich alle anstellig (vergl. den sehr interessanten Aufsatz: Züge a. d. Melanes. Miss. im ev. M. M. 1869, 356 f. 379). Von den meisten Neuguineern gilt dasselbe: von keinem Stamm aber im höheren Maße, als von den Anwohnern der Humboldtsbai, welche nach den holländischen Berichten sehr große Fähigkeiten — wir reden hier zunächst nur von Fähigkeiten intellectueller Art — besitzen. Daß wir nun unter diesen Völkern auch sehr tief stehende finden, wie z. B. die Bewohner der Mariannenstraße, welche Sal. Müller geradezu als ungestüme Wilde im eigentlichen Sinne und von thierischer Lebensart schildert (b. 53 f. 121; Modera 34 f.), und die vom Utenata, welche nicht viel höher stehen, so ist dies durchaus nur natürlich, denn auch hier gilt der Satz wie überall in der Geschichte der Menschheit, daß Befähigung auch Entwicklung verlangt, daß letztere nicht überall eintritt und dann auch die erstere unbedeutender erscheint, ja immer mehr schwindet. Zu den Melanesiern, welche sehr wenig in geistiger Beziehung leisten, gehören (nach Wallace) die Aru- und Keyinsulaner; sowie sich in allen Gruppen einzelne minder gut situirte und also auch minder entwickelte und minder befähigte Stämme und Individuen vorfinden. Im allgemeinen scheinen die Melanesier freilich den Polynesiern nachzustehen, allein einmal sind wir über die letzteren weit besser unterrichtet, zweitens ist die geographische Beschaffenheit Melanesiens menschlicher Entwickelung im hohen Grade hinderlich, und drittens scheinen die Melanesier, mit Ausnahme der Fidschi, von früherer höherer Entwicke-

lung herabgeſunken zu ſein. So namentlich im Seeweſen, im Hausbau, in der Zeitrechnung u. ſ. w.

Auch in ihrem ganzen äußeren Gebahren finden ſich Züge, welche auf eine höhere und langgeübte Cultur hindeuten; andere, welche mit polyneſiſchen Sitten übereinſtimmen. So findet ſich der Namenstauſch unter Freunden, der in Polyneſien ſo gewöhnlich war, allerdings auf Fidſchi nicht (d'Urville a. 4, 706), wohl aber in der Nitendigruppe (Mendana fand ihn 1595 auf St. Cruz, Dalrymple 175; Dillon 2, 161 und Gaimard bei d'Urv. a. 5, 329 auf Vanikoro), auf den Salomoinſeln (wo ihn gleichfalls Mendana 1567 vorfand, nouv. ann. des voy. 1852, 3, 61; d'Urv. b. 5, 76) auf Tanna (R. 3, 94) und den Inſeln der Torresſtraße (Macgill. 2, 44). Auch hier ſetzt dieſe Vertauſchung des Namens den allerinnigſten Freundſchaftsbund voraus, der fürs Leben geſchloſſen iſt und auf völliger Güter- und Lebensgemeinſchaft beruht, daher der Freund dem Freunde auch ſein Weib mitzutheilen verpflichtet war (d'Urville b. 5, 78). Den Europäern aber bot man deshalb ſo vielfach dieſen innigen Freundſchaftsbund gleich beim erſten Bekanntwerden an, weil man ſie für höhere Weſen, für Götter hielt und auf dieſe Weiſe ſich ihre Gunſt erwerben wollte. Als Gruß war auf Wageu (Freycin. 2, 56) das polyneſiſche Naſenberühren im Gebrauch, das ſonſt von keinen Punkte melaneſiſches Gebietes erwähnt wird außer noch von den Inſeln der Torresſtraße und vom ſüdöſtlichen Neuguinea. Doch ſchildert Macgillivray (1, 258) den Gruß ſo, daß man mit Zeigefingern und Daumen der einen Hand die Naſe des Begrüßten berühre und zu gleicher Zeit mit der anderen Hand ihn zu beiden Seiten des Nabels leiſe kratze. Eine Art Handſchütteln, wobei man die Hand des Gegrüßten leiſe mit den eigenen Fingern kratzt, iſt daneben im Gebrauch (Mein. d. 116) wie Handſchütteln als Gruß auch ſonſt erwähnt wird (N. Guin. Kolff 331). Auf den Fidſchis iſt es erſt durch die Miſſionäre eingeführt zugleich mit dem Gruß: ich liebe dich. Früher kannte man nur eine eigenthümliche Art von Kuß oder eigentlich ein Mittelding zwiſchen Naſenreiben und Kuß, nämlich ein Beſchnüffeln des zu Grüßenden, Gleichſtehende beſchnüffelten einander das Geſicht, minder Vornehme Vornehmeren die Hand, Geringere Vornehmen das Knie, den Fuß. Auch hatte man verſchiedene Grüße, Morgens ſagte man „er-

wacht", oder „du bist erwacht"; Abends „schlaf" oder „leg dich nieder", worauf an einzelnen Orten die Antwort erfolgt: „wir sehen uns morgen wieder". Ankommende Fremde begrüßte man mit dreimaligem Händeklatschen und dem Zuruf „komm in Frieden", worauf der Name und die Heimat des Kommenden genannt werden muß. Auch hier gab es Unterschiede nach dem Rang. Zu einem Weggehenden sagt man „du gehst"; er antwortet „ich gehe; ihr bleibt". Aehnlich sagte ein Abreisender zu seinen Freunden: „ihr bleibt und habt Acht"; sie antworteten „ja und du reisest". Doch begleitete man abscheidende Gäste bis zur, ja wohl bis in See; wie man auch ankommende Schiffer, wenn ein Stamm, ein Fürst den anderen besuchte, feierlich und mit einer Menge von Ceremonien empfing (Will. u. Calv. 1, 152 f. 155-6). Diese ceremoniösen Redensarten werden in ganz künstlicher Sprache, bald sehr rasch, bald wieder langsam und seltsam lispelnd gesprochen (eb. 153). Für die Fürsten hat das Volk eine Art von singendem Gruß, einen lang modulirten Zuruf, der dialektisch verschieden, verschieden aber auch für Männer und Frauen ist. Uebrigens dankt auch jeder Fürst jedem Mann aus dem Volk freundlich (eb. 1, 38). Fremde Gäste bringt man in das Gemeindehaus und bewirthet sie auf öffentliche Kosten. Eine Höflichkeit war es auch, daß die Weiber am Utenata, wenn die Holländer Abends ins Schiff zurückkehrten, laut schrieen, um ihren Schmerz wegen des Abschieds zu zeigen (Sal. Müller b. 79). Ueberall ferner ist man den Europäern freundlich entgegen gekommen, gastfrei und zutraulich, sobald die erste Bekanntschaft gemacht war (Inseln nördl. v. N. Guin. Schouten 52; 56; 59; Kolff Mar.str. 329 f. Torresstr. Macgill. 2, 34; Salom. Shortl. R. 133; Hebr. Forster R. 3, 7; Nit. Dillon 2, 163; 172; 217 u. f w.): vorher freilich sind die Eingeborenen vielfach scheu (Forster R. 3, 68; 95; Kolff 327; Modera 24 f.; Birara Dampier 5, 95; Louis. Macg. 1, 187; Salom. Tasman bei Swart 38; Surville 247; 221 u. s. w.). Aber da man die Europäer überall für Götter oder Geister hielt, so kann das nicht wundern, man fürchtete sich vor diesen Geistern und daraus erklärt sich uns noch vieles. zunächst manche Feindseligkeit, wie denn die Bewohner von Vanikoro des gescheiterten La Perouses Unglücksgenossen aus Furcht tödteten (Dillon 2, 166; 194), die Mallikolesen Cook und Forster (R. 40) wegzugehen baten; wie wo

andererseits die Ankömmlinge mit besonderer Feierlichkeit behandelte: so nahmen — von dem fortwährenden Singen war schon die Rede — die Eingeborenen von St. Johann ihre Bastmützen vom Kopf, um die Holländer zu begrüßen, und legten ihre Hände, oder wenn sie die Höflichkeit steigern wollten, grüne Blätter auf denselben (le Maire a. Hist. d. R. 11, 470). Ebenso tauchten die Eingeborenen der Hebriden (Mallik.) die Hände ins Wasser und legten sie dann auf den Kopf, allerdings erst, als nach ausgebrochenem Streit der Friede wiederhergestellt war (Forster R. 3, 15). Grüne Zweige gelten überall als Friedenszeichen (Forster R. 3, 7; 72 und sonst oft). Auch unter sich sind sie durchaus friedfertig und zanken und stoßen sich nicht, z. B. bei der Austheilung von Geschenken, welche doch die Leidenschaften erregen. Nur selten kommen Unarten der Art vor, wie denn le Maire allerdings von heftigem Zank und Raufen unter den Johannsinsulanern erzählt, bei welchem sie in der Leidenschaftlichkeit einander gar biffen (Hist. d. R. 11, 470) und auch Forster auf Mallikolo ähnliches erlebte (R. 3, 41). Die ausgebildetste Höflichkeit aber herrscht zu Fidschi, wo es wie im übrigen Polynesien äußerst unschicklich sein würde, in Gegenwart eines Vornehmeren zu stehen, anstatt sich sofort niederzusetzen (d'Urville b. 4, 213; Wilkes 3, 118 f.; Erskine 294 f.; Will. u. Calv. 1, 38). Wer mit einem Vornehmeren spricht, namentlich aber ihn um etwas bittet, schlägt dabei die Augen nieder und streicht mit der Hand sich über den Bart und da nun bei Höflichkeitsreden, bei Empfang von Gaben u. s. w. der welcher seinen Respekt zu bezeigen hat, in die Hände klatschen muß, so ist seine Stellung oft sehr unbequem (Will. u. Calv. 1, 38 f.; 153). Ja so weit geht die Höflichkeit, daß wenn ein Vornehmerer, der Herr fällt, der Niedere, der Diener sich mit ihm niederwirft, nur um jenen nicht durch größere Geschicklichkeit zu beschämen; doch erwartet er dann entsprechend der Tiefe des Falles ein größeres oder geringeres Geschenk (Will. u. Calv. 1, 39). Auch gibt es hier, ähnlich wie zu Samoa, bei allen festlichen Gelegenheiten besonders angestellte öffentliche Redner (eb.), wie denn die Vornehmen hier überhaupt, trotz des Cannibalismus hohen Werth auf anständiges gemessenes Wesen und äußere feine Sitte legen (eb.). Sie haben im Umgang ein durchaus vorsichtiges gewandtes Benehmen und wissen sich immer so zu beherrschen, daß sie auch bei größter Erregung

äußerlich ganz ruhig erscheinen, daß sie aber auch fast nie sich ohne Zurückhaltung und Verstellung geben (Will. u. Calv. 1, 107). Auch hat man hier eine besondere Höflichkeitssprache gegen Vornehmere und eine große Menge besonderer Höflichkeitsformen und -formeln gegen die Häuptlinge (eb. 1, 37 f.), von denen wir später manches zu erwähnen haben. Auch bei ihren öffentlichen Festen oder Besuchen herrscht die allerstrengste Etikette: wie es im höchsten Grade schimpflich für einen Häuptling wäre, die aufgehäuften Speisen vor der Vertheilung auch nur zu berühren, so gibt es auch ganz bestimmte Gesetze der Vertheilung dieser Speisen, die jeder anwesende Stamm und Häuptling besser, reichlicher und früher je nach Rang und Würde erhält. Irgend ein wenn auch ganz absichtsloses Zuwiderhandeln würde die ärgste Beleidigung sein, die schon öfters vom Beleidigten durch Ermordung des Thäters gerächt ist (Will. u. Calv. 1, 149 f.). Alles dies, zugleich freilich auch ein gutes Theil von Eifersucht mag die Ursache sein, daß Häuptlinge einander am dritten Ort zu treffen sehr vorsichtig vermeiden (eb. 1, 37). Ferner beruht darauf, wie dies Williams ausdrücklich vielfach gesagt wurde, ein großer Theil ihrer Gastfreundschaft: jedem der vorbeikommt wenn sie essen, theilen sie reichlich von ihren Vorräthen mit, nur um ihn nicht zu beleidigen und dann seine Rache fürchten zu müssen (1, 151). Ja man mischt um nur recht höflich zu sein, wohl auch plumpe Schmeicheleien und Uebertreibungen in die Unterhaltung (155). — Ebenso ceremoniell ist man beim Geben oder Empfang von Geschenken: man gibt sie mit sehr verkleinernden Worten, eine reichliche Gabe an Lebensmitteln z. B. mit der Bemerkung: „daß du deinen Hund damit füttern kannst"; allein trotzdem erwartet man stets irgend ein Gegengeschenk. Geschenke, die man stets unter einem Segensspruch gegen den Geber empfängt, küßt man oder legt sie auf den Kopf, zum Zeichen, wie werth sie sind (Will. eb. 155), welche letztere Sitte übrigens in ganz Melanesien herrscht.

Die Feste der Fidschis, bei denen enorme Speisemassen verschlungen werden — unter anderen wohl die größten Puddinge der Welt, denn Williams sah welche von 21' Umfang — sind sehr zahlreich. Die Kavafeste, welche hauptsächlich auf Somosomo gefeiert werden und deren Detail Williams 1, 141 f. beschreibt, sind ganz den tonganischen ähnlich (d'Urville b. 4, 207). Die Gelegenheiten

Festlichkeiten sind theils öffentliche, z. B. Krönung des Königs, die Einlieferung der Abgaben (eb. 1, 24 39; Erskine 432-3, 293), was an das tonganische Inatschi erinnert, theils religiöse, theils rein familiäre, wie bei der Geburt eines Kindes das Abfallen des Nabelstranges gefeiert wird (eb. Will. 1, 176). Auch Krieg und Frieden giebt zu mancher Festlichkeit Anlaß, sowie die Jagd oder der Fang mancher Thiere, z. B. der Schildkröten (Erskine 420-1.).

Spiele haben die Fidschiinsulaner mannigfaltige, Wettschießen, wozu man einen besonderen Platz bei jedem Dorfe hat (Erskine 170; Will. und Calv. 1, 162), Ringen, wobei auch Männer mit Weibern ringen, aber Niemand Schmerz zeigt, Wettschwimmen, Wettsegeln, Wettlaufen, in der Brandung Schwimmen treiben auch die Erwachsenen viel, die sich aber auch mit jenen maskeradenartigen Verkleidungen und mancherlei Anderem vergnügen (Erskine 473, 455); die Kinder haben Spiele wie die unsrigen, Schaukel, Verstecken Ballspiel mit Orangen u. s. w. (Will. und Calv. 1, 161 f.). Häuptlinge ergötzen sich auch daran, in ihren Häusern alle möglichen Seltsamkeiten anzusammeln; sie halten deshalb auch Krüppel (Erskine 465).

Oeffentliche Feste haben auch die übrigen Melanesier und zwar ähnlicher Art, wie die Fidschis, nur einfacher und roher. Auch hier ist es der Krieg, der zur Feier Anlaß giebt, wie z. B. bei den Anwohnern der Speelmannsbai ein Fest gefeiert wird, wenn ein Feindeskopf erbeutet ist (Neu-Guinea 128). Oder die Feste sind religiös: wie die Doresen den Neumond mit Gesang und Trommelschlag begingen (Forrest 103); oder familiär, wie die Niederlegung der Gebeine eines Verstorbenen in die allgemeine Gruft ein Fest ist bei den Anwohnern der Speelmannsbai (Neu-Guinea 126). Auch werden ganz ähnliche Spiele wie auf Fidschi erwähnt, Wettlauf, Steinwerfen und dergl. dienten z. B. auf Tanna als Belustigung (Turner 495).

Die Weiber werden im Ganzen hart gehalten. So haben sie auf Neucaledonien (Labillard. 2, 228 Forster Bem. 363; R. 3, 236) und Kunaie alle schwere Arbeit zu thun, müssen die Lasten tragen, fischen, Holz, Wasser holen, Zeug, Körbe bereiten, kochen, die Kinder besorgen u. s. w., während die Männer nur die Yams pflanzen, Häuser und Kähne bauen und sonst schlafen (Cheyne 7). Doch waren sie auf Baladea dabei fröhlich und zutraulich (Forst. R. 3, 207.

236) und die schändliche Grausamkeit eines Häuptlings aus dem Norden der Insel, welcher eine ganze Reihe Weiber bloß als Zielscheiben seiner Flinte niederschoß (Hood 216), war gewiß etwas ganz außergewöhnliches. Dieselbe Stellung haben sie auf den Loyalitätsinseln (Cheyne 15) und den neuen Hebriden (Turner 12. Forster Bem. 363, R. 3, 101, 138.), wo sie auf Tanna eigentlich immer Alles was sie besitzen bei sich schleppen müssen, aus Furcht bestohlen zu werden (eb.). Doch werden sie außerdem von den Männern hier wie im Salomoarchipel (d'Urville b. 5, 107) im ganzen freundlich behandelt (Bennet bei Bergh. 9, 548). Alle Arbeit liegt auf ihnen auch in der Nitendigruppe (d'Urv. a. 5, 164), im Salomoarchipel (d'Urv. b. 5, 107), auf Birara (Dampier 5, 95) und auf Ruk (Reina 361), wo die jungen Männer nur spielen, rauchen und schlafen, die Greise aber vielfach mit Netzflechten beschäftigt sind (eb.). Schon daß die Weiber fast stets alle Zierrate den Männern überlassen müssen und viel einfacher gehen (z. B. Dampier 5, 95; Sal. Müller b. 70), kennzeichnet ihre Stellung. Auf den Inseln der Torresstraße aber ist es besser, hier theilen die Männer mit den Frauen die schwere Arbeit, wie denn hier überhaupt das Familienleben nicht ganz ohne Anmuth ist (Macgillivray 1, 271; 2, 9; Jukes 1, 177; 2, 247; Mein. Zeitsch. v. Raum. 3, 115). Dagegen sind sie auf Neu-Guinea am Utenata wieder sehr durch schwere Arbeit gedrückt (Sal. Müller b. 65 f.; Modera 79), ebenso zu Dorei, wo zwar die Männer den Boden klären, die Weiber aber alle Feldarbeit thun müssen (Neu-Guin. 159). Bessere Stellung haben sie an der Humboldtbai.

Auch auf den Fidschiinseln haben die Weiber eine außerordentlich schlechte Stellung. Ganz abgesehen davon, daß sie aus denselben religiösen Gründen, die wir auch bei den Polynesiern herrschend fanden und auf die wir zurückkommen, ganz abgesehen also davon, daß sie vom Besuch der Tempel, von vielen Speisen u. dgl. ganz ausgeschlossen sind, was übrigens auch sonst in Melanesien vorkam (Turner 85, 86; Forster Bem. 365), so müssen sie alle Arbeiten thun und sind ganz und gar nur die Lastthiere der Männer (Will. und Calv. 1, 169; Wilkes 3, 223, 322). Kahn- und Hausbau freilich, sowie auch einen Theil der Ackerbestellung besorgen die Männer (Gaimard bei D'Urville a. 4, 703) aber dies sind gerade die geachtetsten Be-

schäftigungen im ganzen Ozean, welche zu besorgen die Weiber schon für viel zu schlecht gelten. Ja nicht einmal vor grausamen Mißhandlungen sind sie hier sicher, wie es auch bisweilen vorgekommen ist, daß sie sich deshalb erhängt haben (D'Urv. b. 4, 253); denn die Herrschaft des Mannes über die Frau ist eine völlig absolute und straflos kann er sie tödten und verzehren (Wilkes 3, 92). Doch war die Stellung der Weiber nicht gleich und z. B. in Banua levu entschieden besser als an anderen Orten (Will. und Calv. 1, 118). Daher erklärt es sich, daß Erskine (255) die Behauptung aufstellte, sie stünden nicht tief. Wenn aber Wilkes (3, 93) sagt', daß die Eingeborenen geradezu mit den Weibern Handel trieben, so widerspricht Williams dem auf das Entschiedenste, ja er erklärt jenen Fall, den Wilkes verallgemeinernd erzählt, viel harmloser. Uebrigens erzählt er ferner, daß allerdings die Weißen einen förmlichen Handel mit Weibern dort erst eingeführt haben (1, 168).

Und doch ist im allgemeinen das Leben der Geschlechter untereinander reiner als in Polynesien. So herrschen in Neucaledonien geschlechtliche Ausschweifungen nicht (Malte Brun bullet. soc. geogr. 1854, 1, 238 f.), obwohl die Weiber volle Freiheit hatten (Erskine 356), ebensowenig in Halgan (Uwea) (Erskine 341, Cheyne 25), wo auch die Mädchen die Keuschheit streng bewahrten; und wenn auch auf den übrigen Loyalitätsinseln vor der Ehe geschlechtliche Freiheit herrscht (Cheyne 15), wenn dasselbe auch auf den Hebriden stattfindet (Cheyne 36), so hielten sich doch hier die Frauen überall zurück und irgend welche Ausschweifungen kamen nicht vor, wie denn z. B. Forster, der in wissenschaftlichen Dingen fern war von irgend welcher Prüderie, ganz ausdrücklich (Bem. 425) versichert, daß Cooks Matrosen in Melanesien nirgends geschlechtlichen Umgang mit den Weibern gehabt hätten. Und nur selten wird von den Reisenden irgend welches Entgegenkommen berichtet, oder gar jenes unzüchtige Anlocken, womit die polynesischen Schönen gleich die ersten Europäer empfingen. Nur auf Immer (Erroman) erlebte dies Forster (R. 3, 161), allein die Mädchen, welche angeboten wurden, flohen; und dann ist gerade diese Insel fast ganz polynesisch durch Einwanderungen, welche schon vor Cook geschahen. Vom übrigen Melanesien berichten nur die Franzosen, welche mit D'Urville die zweite Reise machten, daß auf Isabel die Weiber zahlreich angeboten und auch die

Mädchen nicht keuſch geweſen ſeien (D'Urville 6, 5, 78). Ebenſo fand es Modera (25) an der Mariannenſtraße. Allerdings ſind unſere Nachrichten auch in dieſer Beziehung höchſt dürftig und lückenhaft, aber gerade das iſt ein Zeichen, daß es hierüber nichts oder doch nichts erhebliches zu berichten gab: denn im entgegengeſetzten Falle pflegen die Reiſenden nicht zu ſchweigen. Und von den Bewohnern mancher Inſeln wird das gerade Gegentheil verſichert, ſo von Nitendi (Dillon 2, 304; D'Urville a. 5, 164), von den Torresinſulanern (Macgill. 1, 271; 260) von den Bewohnern Neu-Guineas, welche Keuſchheit hochſchätzen und Ehebruch kaum kennen (Earl c. 81; Bruijnkops 1816, N-Guin. 161) der überhaupt im Gebiet ſelten iſt und furchtbar ſchwer geahndet wird (Cheyne 7; Nieuw-Guin. 126; Turner 426). Die einzige Ausnahme machen nach Reinas Bericht die Bewohner von Ruk, bei denen Ehebruch häufig und faſt ungeahndet ſein ſoll (358): man mache bei der Entdeckung großen Lärm und prügele, aber auch dies gar nicht immer, die Frau wohl durch, das ſei alles und vor der Ehe herrſche ſchrankenloſe Lüderlichkeit (362). Es mag ſein, daß auf der elenden, unfruchtbaren Inſel die Sittlichkeit ſehr gelockert iſt; allein es ſcheint doch auch, als ob der italieniſche Miſſionär verbittert durch die gänzliche Erfolgloſigkeit ſeines ſo ſchweren Unternehmens etwas zu ſchwarz geſehen habe und ſo mag denn unter der ſchrankenloſen Lüderlichkeit kaum etwas anderes verſtanden ſein, als die geſchlechtliche Freiheit vor der Ehe, wie ſie überall in Melaneſien herrſcht. Dieſe viel größere Keuſchheit (Sittenſtrenge wäre eine unrichtige Bezeichnung) iſt ein ſehr zu beachtender Charakterzug, da er die Melaneſier ſtreng von den eigentlichen Polyneſiern, deren nordweſtlicher Stamm freilich auch keuſcher war als die öſtlichen Völker, ſcheidet. Sie zeigt ſich auch in der Art und Weiſe, wie in Melaneſien die Polygamie gehandhabt wird. Sie gilt überall, auf Neukaledonien (Hood 216), auf Kunaie (Cheyne 7), auf den Loyalitätsinſeln (eb. 15; 25), überall auf den neuen Hebriden (Tanna Cheyn. 36; Turner 86; Aneityum Turner 371; Erromango Gill 122; Fate eb. 66) auf Nitendi (Dillon 2, 240, 304) wohl auch auf den Salomoinſeln, auf Ruk (Reina 358), auf den Inſeln der Torresſtraße (Macgill. 2, 8), ſowie auf Neu-Guinea an verſchiedenen Orten (Nieuw-Guinea 127, 115; Sal. Müller b. 105), aber nicht auf

(Goodsw. 87). Wie aber auf Neu-Guinea selten ein Mann mehr als zwei Frauen hat, welche dann stets in größter Eintracht leben (eb.), ja wie auch hier an vielen Orten z. B. zu Dorei (Bruijnkops 186), Monogamie herrscht (Earl c. 81), so ist überhaupt die Polygamie nirgends wirklich ausgedehnt, da sie zu kostspielig ist (N-Guin. 115; Müller b. 105; Nit. Dillon 2, 304; Ruk Reina 358; Tanna Turner 86; Halgan Cheyne 25). Auch auf Kunaie, wo die Häuptlinge bis an 40 Weiber haben, denn je größer die Zahl derselben, für desto vornehmer gelten sie, haben Leute aus dem Volke nur zwei Frauen (Turner 424). Daß sich jetzt die Sittlichkeit hier sehr verschlechtert hat, ist nur allzuwahr. Aber wodurch? Durch den schlechten Einfluß der Europäer. Labillardieres Reisebegleiter bewegten einige Neucaledonierinnen durch Geschenke an Nägeln, daß sie sich ihnen nackt zeigten (2, 225). Wen wird man mehr tadeln, jene Mädchen oder die Franzosen, welche sich eine solche Augenweide erkauften? Jetzt prostituiren die Männer auf derselben Insel ihre Weiber öfters (Erskine 306): allein nie dürfen diese aus eigenem Antrieb sich mit den Fremden vereinigen und thun es auch nicht; so daß man auch hier nur den entsittlichenden Einfluß der Europäer sehen kann. Auf diesen mögen denn auch wohl d'Urvilles eben erwähnte Nachrichten von Isabel zu beziehen sein; und gerade d'Urvilles Schiffe haben überall wo sie hingekommen sind die größte Sittenlosigkeit hervorgerufen.

Auch auf den Fidschiinseln herrscht wenigstens unter den jungen Leuten eine große Enthaltsamkeit, da vor dem 18. bis 20. Jahr die Jünglinge keinem Weibe beiwohnen dürfen, denn man glaubt, man müsse sterben, wenn man im früheren Alter und namentlich ehe der Bart recht lang gewachsen sei, die Begattung vollziehe, (Erskine 255; Gaimard bei d'Urville a. 4, 703); daher dies geradezu verboten ist (Erskine 255). Ueberhaupt ist hier der Eintritt der Geschlechtsreife, der mit besonderen Festen begangen wird (Erskine 479), ein sehr später, bei den Mädchen im 14. bei den Jünglingen erst im 17. oder 18. Jahre (Wilkes 3, 93); worin wir wieder einen Beweis sehen für unsere an einem anderen Orte (Aussterb. d. Naturv. S. 29 f.) ausgesprochene Behauptung, daß die Geschlechtsentwickelung je früher falle, je mehr durch Beispiel und sonst der Geschlechtstrieb gereizt wird. Nach Williams (1, 134) herrschen übrigens jetzt unter den Erwachsenen die ärgsten Ausschweifungen, vor denen freilich andere

wie z. B. Thakombau, jener bekannte Häuptling, großen Ekel hatten (Erskine 255); und daß auch hier der Einfluß der Europäer aufs traurigſte gewirkt hat, werden wir ſpäter noch genauer ſehen. Doch war er es keineswegs allein, welcher die Ausſchweifungen hervorrief. Unnatürliche Laſter aber ſcheinen weder hier noch ſonſt irgendwo im Gebiete bekannt zu ſein.

Auch unter den Fidſchis herrſcht Polygamie und zwar hat ein beſonders hervorragender Häuptling hier zehn, fünfzig ja bis hundert Frauen, die aber nicht alle bei ihm wohnen: er hat nur höchſtens die Hälfte bei ſich, während die anderen wieder zu ihren Eltern zurückgekehrt oder noch bei den letzteren ſind, falls ſie die Jahre der Reife noch nicht erlangt haben. Je mehr Weiber ein Fürſt hat, um ſo höher iſt ſein Anſehn und ſein Rang (Will. und Calv. 1, 32; Gaimard bei d'Urville a. 4, 700). Die Weiber eines ſolchen Mannes, deren eine immer als das Hauptweib gilt, leben übrigens im bitterſten Streit und verüben — Williams (1, 178 f.) gibt gräßliche Beiſpiele — die ſcheußlichſten Grauſamkeiten aus Haß und Eiferſucht gegen einander; Abbeißen oder Abſchneiden der Naſe iſt etwas ganz gewöhnliches. — Beiſpiele von wirklich leidenſchaftlicher Liebe ſind nicht ſelten, ja auf den Fidſchiinſeln ſind wider Willen und Neigung Vermählte bisweilen durch Selbſtmord geſtorben; was indes nur in den höheren Ständen vorgekommen iſt (Wilkes 3, 92). Es iſt häufig, namentlich in vornehmen Familien, daß man Kinder mit einander verlobt, oft gleich nach, oft auch vor der Geburt, eine Sitte, welche auch auf Neucaledonien und den Loyalitätsinſeln (Turner 423; Cheyne 25), auf Nitendi (Dillon 2, 176, 304), im Salomoarchipel (Surville 241) und auf Neu-Guinea herrſcht (Dorei N.-Guin. 160 f.). In Fidſchi iſt dies immer der Fall mit den Töchtern der Häuptlinge, da dann die Mutte des verlobten Mädchens öfters dem jugendlichen Bräutigam einen Liku (Weiber-Gürtel) gibt, als Unterpfand, daß er ſpäter ihre Tochter bekommt. Sehr häufig werden ſolche vornehme Kinder auch an ganz alte Männer verlobt und dann ſehr ſorgfältig behütet und erzogen. Denn jeder Schade, den dies Mädchen erlitte, jeder Treubruch ihrerſeits wäre eine bittere Beleidigung des Bräutigams und ſeiner Partei, welche ſchwere Ahndung nach ſich ziehen würde; daher bei Untreue der Braut die eigene Verwandtſchaft dieſelbe zu tödten pflegt (Will. und Calv. 1, 167 f.). Auch in Neu-Guinea werden die als Kinder verlobten Mädchen mit gleicher Sorgfalt gehütet (Neu-Guinea

160 f.). Dadurch kommen nun oft die allerungleichſten Ehen zu Stande, indem Männer von 60 Jahren und drüber Mädchen heirathen, die kaum erſt reif ſind und es begreift ſich, daß die Fidſchiweiber viel über dieſe Sitte klagen. Bei Verlobungen unter Erwachſenen macht der Mann ſeinen Antrag den Eltern des von ihm erwählten Mädchens, welches dann, wenn ſie zuſtimmen, von ihren Gefreunden zum Hauſe ihrer künftigen Schwiegereltern geführt wird, nebſt allerhand Geſchenken, die bei dieſer Gelegenheit gemacht werden und die in Walzähnen, Zeug und Matten beſtehen. Die Braut bleibt dann gleich in jenem Hauſe und es folgt nun ein Gebrauch, den Williams mit Recht als ein Zeichen feines Gefühls hervorhebt, das ſogenannte „Tränenabtrocknen“: die Freunde des Bräutigams bringen der Verlobten allerlei Kleinigkeiten zum Geſchenk, um ſie zu tröſten über das Ausſcheiden aus dem Elternhauſe (eb. 169). Schon dieſer eine Zug beweiſt, daß es den Fidſchis keineswegs an Familieninnigkeit fehlt. Hierauf folgen nun noch andere Gebräuche, welche hauptſächlich in feierlichen gegenſeitigen Beſchenkungen der Familien unter einander beſtehen, während welcher Zeit der Bräutigam für ſich und ſeine Braut ein Haus baut und dieſe letztere ſich tatuiren läßt, wenn ſie nicht bereits tatuirt iſt. Dann folgt ein großes Gaſtmahl zur Feier der eigentlichen Vollendung der Ehe, die hiermit geſchloſſen iſt; darauf und zwar gleich bei Beendigung dieſes Mahles, oder aber am andern Morgen ſchneidet man der jungen Frau auf den Inſeln unterm Winde alle Haare ab, auf den übrigen aber eine lange Locke über den Schläfen, welche ſie trägt, ſo lange ſie unvermählt iſt (eb. 171, Erskine 217). Der Prieſter hat nach Williams (1, 171) durchaus nichts bei der Abſchließung der Ehe zu thun, da man dieſelbe nicht als eine religiöſe Feier auffaßt: Doch gilt nach Erskine 254 dies nur für die höheren Stände, während die Ehen der niederen Klaſſe durch prieſterliche Gebete geſchloſſen wurden. Verlöbniſſe unter Privatleuten, nicht aber in den Häuptlingsfamilien, weil bei dieſen zu viele politiſche Intereſſen mit im Spiele ſind, können von der Braut auch rückgängig gemacht werden, doch muß dann ein Geſchenk an den Bräutigam erfolgen, welches annehmen das Verlöbniß auflöſen heißt (Will. und Calv. 1, 172).

Sehr merkwürdig iſt es aber, daß es auf den großen Inſeln des Archipels noch eine andere Art der Eheſchließung giebt, welche

unter den minder cultivirten Stämmen daſelbſt die vorherrſchende und alſo jedenfalls die alte und urſprüngliche Sitte iſt, nämlich durch gewaltſamen Raub der Braut. Dieſelbe kann indeß, wenn ſie ihren Entführer nicht will, ſich in deſſen Heimat einem Beſchützer wählen, zu dem ſie flüchtet; ſtimmt ſie aber zu, ſo bleibt ſie die Nacht bei ihrem neuen Manne und mit einem Feſt, welches derſelbe ihren Verwandten am andern Morgen gibt, iſt die Ehe geſchloſſen.

Dieſelbe Sitte herrſcht unter den Bergvölkern Neu-Guineas, nur daß hier die gewaltſame Entführung in eine freiwillige Flucht der Braut mit dem Bräutigam, dem ſie immer heimlich ſich verlobt, gemildert iſt. Sie werden dann von beiden Familien verfolgt und da die Sache eben nur Schein iſt, bald in ihrem Verſteck gefunden, worauf nach Feſtſetzung der Gaben, welche der Bräutigam gibt, die Vermählung dadurch erfolgt, daß beide Verlobten und alle Mitglieder der beiden Familien ſich an der Stirn verwunden, um durch das fließende Blut ſich aufs engſte zu vereinen. Auf dieſe Weiſe wirbt jeder Mann ſich ſeine Frauen (Sal. Müller b. 104; Modera 112.). Derſelbe Gebrauch ſcheinbar gewaltſamer Entführung findet ſich auf den Torresinſeln (Meinick. d. 115). Der Mann, welcher ſich vermählt, gibt hier faſt überall einen Brautſchatz in Geſchenken an die Verwandten der Frau (Speelmannsbai, Nieuw-Guinea 124; Sal. Müller b. 99; Adie eb. 114 f.; Dorei de Bruijnkops 188) und dieſelbe Sitte gilt zu Ruk (Reina 358), alſo wohl überhaupt in Neubritannien. Nirgend wird hier die Ehe mit irgendwelchen religiöſen Ceremonien gefeiert außer in Dorei und der Geelvinkbai, wo auch die Geſchenke nicht bloß einſeitig vom Mann gebracht, ſondern dieſem von den Angehörigen der Braut erwidert werden, welche letztere er dann von ihrem elterlichen Hauſe feierlich abholen muß. Aber dieſes findet er verſchloſſen; er muß erſt pochen und bitten, bis er und ſeine Begleiter eingelaſſen werden. Dann ſetzen ſich die Verlobten vor dem Bilde des Hauptgottes nieder, indem ſie ſich die Hand geben und unter Ermahnungen und Segenswünſchen der älteren Anverwandten eſſen ſie gemeinſchaftlich Sago, welchen die Braut dem Bräutigam und dieſer der Braut reicht; ebenſo reicht dieſe jenem Tabak und er ihr Sirih (Betel). Dann iſt die Ehe geſchloſſen, aber die Ceremonie noch nicht: denn in der erſten Nacht müſſen die Neuvermählten wachend nebeneinander ſitzen, was man für ſegensbringend

Ihre Verwandten feiern derweil ein großes Mahl, nach dessen Beendigung der junge Ehemann seine Frau heimführt (de Bruijnkops 188; Goodsward 66 f.). Solche Festschmäuse bilden überall das Ende der Hochzeitsfeier (Ruk Reina 358). Auch die Vermählung solcher Brautpaare, die schon als Kinder verlobt waren, feierte man, wenn sie erwachsen waren, mit großen Festlichkeiten (z. B. Nitendi Dillon 2, 276; 364). — Die Frau geht in die Familie des Mannes, die Witwe muß der Bruder des Verstorbenen zu sich nehmen (eb. 189, Hebr. Turner 494), wie sie auch als die Haupterbin ihres Mannes gilt (Sal. Müller b. 96.) Die Witwen in der Umgegend der Kaimanibucht (N.-Guin.) dürfen sich ein Jahr lang nicht reinigen (Roijer 30) d. h. sie sind tabu, bis zur Beisetzung ihres verstorbenen Mannes. Sie tragen dann eine sonderbare große Kappe und ein Armband von Rotang am linken Oberarm und zwar so lange bis sie sich wieder verheirathen (eb. N.-Guin. 126). Meist kehren sie zu ihren Eltern oder Verwandten zurück (eb.): in Dorei aber wohnen sie mit ihren Kindern (oft mehrere zusammen) in einem kleinen Häuschen neben dem Hause des verstorbenen Mannes (eb. 147). Ehescheidungen erfolgen leicht, oft schon bei bloßer Unzufriedenheit eines der Gatten (N.-Guin. 115, 126; Ruk Reina 358). Auf Ruk verstößt der Neuvermählte die Frau, wenn sie schwanger wird, häufig: ältere Ehemänner thun es selten (Reina 358). Dagegen kommt Trennung der Ehe nicht vor unter den Meiforesen, welche auch bessere Wohnung, Kleidung, Hausgeräthe haben und sich für besser halten als die übrigen Papuas (Goodsw. 87). Auf Adie bleiben alle Kinder beim Vater (N.-Guin. 115); an der Kaimanibucht gehen die Mädchen mit der Mutter, während die Jungen beim Vater bleiben (eb. 127). Das Wochenbett hält man auf Neu-Guinea in einem abgesonderten kleinen Häuschen, welches Mutter und Kind erst nach einer bestimmten Zeit verlassen dürfen (Kaimanibucht, N.-Guin. 125), und welches so eng ist, daß ein erwachsener Mensch nicht aufrecht darin stehen kann. Nur der Gatte der Wöchnerin darf sie daselbst besuchen, und auch dieser nur bei Nacht (Dorei, N.-Guin. 160 f.). Eine Gebärende wird zu Dorei von zwei anderen Weibern gehalten und von einer dritten so lange mit kaltem Wasser begossen wird, bis das Kind geboren ist; dann werden beide gebadet und darauf neben ein so starkes Feuer und so nah an dasselbe gesetzt, als die Mutter nur

immer auszuhalten vermag (de Bruijn kops 188 f.). Befreundete Weiber sind es überhaupt, welche Hebammendienste leisten; diese bestehen z. B. an der Speelmannsbai darin, daß man die Gebärende fortwährend auf das derbste auf Brust und Rücken reibt (N.-Guin. 125). Auch auf Ruk sind Weiber zugegen, von denen das Kind gleich nach der Geburt gewaschen wird. In den ersten Tagen hält sich die Mutter mit dem Säugling zu Haus und der Vater trägt einen Strauß wohlriechender Kräuter am Gürtel, sowie er die Lanze beim Ausgehen immer umgekehrt nimmt, mit der Spitze zur Erde: der Geist des Kindes würde ihm sonst folgen (Reina 359). Wird auf der Fidschiinseln eine Frau schwanger, so begeht man mehrere Festlichkeiten, deren Mittelpunkt sie ist, und die zum Theil nur von Weibern begangen werden dürfen (Will. und Calv. 1, 171). Die Geburten sind leicht; die Wöchnerin bleibt so lange sie es bedarf im eigenen Haus, darf aber nur bestimmte Speisen genießen. Ihr Kind wird die drei ersten Tage von einem anderen Weibe gesäugt oder mit Saft vom Zuckerrohr genährt und zugleich mit Oel und Kurkuma eingerieben. Der Vater giebt dann ein Fest, welches namentlich beim erstgeborenen Kind feierlich und mit Spielen verbunden ist, in deren einem die Männer sich die Tatuirung der Weiber aufmalen. An Geschenken und Gegengeschenken von und an die Freunde fehlt es dabei nicht. Beim Abfallen der Nabelschnur wird ein anderes Fest gefeiert, wobei die Schnur mit einer Kokosnuß begraben wird, welche letztere als Eigenthum des Kindes aufwächst. In Vitilevu segnet hierbei der Priester die Speise des Kindes ein, unter Gebeten für sein Leben und Gedeihen. Auch beim ersten Baden des Kindes und bei seinen ersten selbständigen Bewegungen hat man wieder neue Feste (eb. 175-6; Hale 66). Wie sorglos man mit den noch ganz jungen Kindern verfährt, dafür geben Modera (76) und Müller (b. 179) Beispiele. Die Kinder werden von den Weibern in hübsch geflochtenen Binden auf den Rücken getragen (Bougainv. 212, nördl. Hebriden; Forster R. 3, 135 südl. Hebriden; eb. 230 Neu-Caled.; Keyts 542 Neu-Guin., Namot.). Man säugt die Kinder oft mehrere Jahre (Ruk, Reina 359; N.-Guin. 53) und auf den Fidschiinseln gilt es sogar für eine Ehrensache und für vornehm die Kinder so lange zu nähren (Seemann 191). Ueberall aber wird die Geburt eines Kindes durch Festlichkeiten begangen (N.-Guinea 160 f.). Auf Neucaledonien namentlich

die eines Knaben (Turner 423) der gleich bei der Geburt dem Kriegsgott, während ein Mädchen einem aus der anwesenden Festversammlung der Freunde und Nachbarn gewidmet wird (Hood 217). Dabei wird noch dem neugeborenen Knaben vom Priester der Nabel mit einem heiligen Stein berührt, der sich nur zu Lifu findet: der Knabe soll dadurch fest wie Stein werden: ein Gefäß mit schwarz gefärbtem Wasser steht während dessen neben dem Priester (Turner 423.). Die Namengebung erfolgt gleich bei der Geburt auf Neu-Guinea (N.-Guin. 125); doch wird dieser Name, der in einigen Gegenden der einzige bleibt, in anderen durch einen später bei der Geschlechtsreife gegebenen Namen vertauscht (eb. 160 f.). Auf Ruk (Reina 359) erhält das neugeborene Kind sogleich den Namen eines Freundes oder Verwandten und kennt man hier keinen Unterschied in der Benennung von Knaben oder von Mädchen. Auf den Fidschiinseln bekommt das Kind bisweilen schon vor, sonst in den ersten drei Tagen nach der Geburt seinen Namen, der beim erstgeborenen meist vom Großvater väterlicher, beim zweiten Kinde vom Großvater mütterlicher Seits entlehnt wird; oft aber erhält er auch von zufälligen Umständen seinen Namen, der dann bisweilen auch äußerst schmutzig sein kann (Will. u. Calv. 1, 176, Hale 66). Wenn indeß Gaimard (d'Urville a, 4, 704) erwähnt, daß dieser Name später von dem Erwachsenen vertauscht werde, so ist diese Nachricht wohl nicht genau und stimmt daher nur scheinbar mit jener Umnamung auf Neu-Guinea überein. Hale erzählt vielmehr (67), daß Erwachsene ihren Namen beliebig umwechselten, oft schon aus Laune oder aber nach irgend einem besonders wichtigen Ereigniß (Erskine 421). Diesen Gebrauch mag Gaimard mißverstanden haben.

Die Eltern lieben ihre Kinder und diese ihre Eltern aufs zärtlichste (Will. und Calv. 1, 176), wie es denn überhaupt ganz falsch ist, den Fidschis innigste Anhänglichkeit an ihre Familie abzusprechen. Seemann (192; vergl. Zeitschr. für allg. Erdk. 10, 210) und Williams (1, 134) geben eine Menge Beweise für unsere Behauptung. Auch reine und innige Freundschaft findet sich unter ihnen (eb. 193). Und diese innige Liebe zu den Kindern so wie den Angehörigen, zu denen man jedoch auf Neucaledonien nur die nächsten Verwandten rechnet (Turner 423), ist überhaupt in Melanesien nicht selten (Torresinseln Meinicke d. 115; Tanna Bennet bei

Bergh. 9, 548). Auch auf die Erziehung hat dies Einfluß: denn weil man die Kinder liebt, straft man sie z. B. auf den Loyalitätsinseln und den Hebriden (Cheyne 25; Turner 87) nicht. Auch eine gewisse Anleitung erhalten die Kinder z. B. auf Baladea, welche die Sinne recht zu schärfen abzweckt (Hood 217); und hier so wie auf Neu-Guinea werden sie an einigen Orten im Waffenführen unterrichtet (Finsch 62). Auf Neucaledonien genießen stets mehrere Knaben gemeinschaftlich diese Anleitung (Turner 424), während die Mädchen schon früh mit den Müttern in den Pflanzungen arbeiten müssen: doch gehen sie, wenn sie früh verlobt sind, schon mit 7 Jahren in die Familie ihres Verlobten, wo man sie sehr gut aufnimmt (eb.). Reina dagegen sagt, daß auf Ruk wahre Liebe zwischen Eltern und Kinder nicht existire (362). Auf den Torresinseln (Macgillivr. 1, 271) herrscht dagegen große Zärtlichkeit gegen die Kinder, welche die Väter auf den Armen herbei trugen, um ihnen das fremde Schiff zu zeigen. Auf den Fidschiinseln werden die Knaben sehr sorgfältig im Schwimmen, Kahnfahren, in den verschiedenen Arten des Kampfes, in den Erscheinungen der äußeren Natur, von der alle Kinder schon genaue Kenntnisse haben, unterrichtet (Erskine 255-6), freilich aber auch im Haß, in wilder blutiger Leidenschaft gegen die Feinde. Ueberhaupt kann von irgend welcher moralischer Erziehung nicht die Rede sein: denn die Eltern strafen nur dann, wenn sie selbst in Leidenschaft oder Wuth sind und die Kinder widersetzen sich dann. Ja die Väter sehen es gern, wenn sie in solchen Fällen die eigene Mutter schlagen; denn dies gilt als Vorzeichen künftiger Tapferkeit. Dies ist freilich ein Gegensatz zu dem, was wir eben über die gegenseitige Liebe der Angehörigen zu einander sagten; indeß bei der Stellung der Weiber kein allzuscharfer. Wichtiger ist es, daß in Folge der Polygamie (Will. und Calv. 1, 180) viele Kinder ganz ohne irgend welche Liebe und Sorge für sie aufwachsen.

Aber die freie Neigung der Angehörigen zu einander wird besonders gehemmt durch strenge Tabugesetze des Verkehrs. Zunächst dürfen Männer und Weiber nie zusammen essen (Will. u. Calv. 1, 137), ja auch nicht zusammen schlafen, denn die Männer schlafen meist zusammen in dem großen Gemeindehaus, wie auch die unverheiratheten Jünglinge ihre gemeinschaftlichen Schlafhäuser haben. Des

Morgens kehrt der Mann in sein Haus und zu seiner Familie zurück; die ehelichen Beiwohnungen vollzieht er deshalb nach vorheriger Verabredung in der Einsamkeit des Waldes (Seemann 191). Noch merkwürdiger aber ist es, daß Brüder und Schwestern, Geschwisterkinder, Schwäher und Eidam, Mutter und Schwiegertochter und Bruder und Schwägerin durchaus nicht weder mit einander essen, noch auch nur mit einander sprechen dürfen (Will. u. Calv. 1, 136).

Wir müssen nun über die furchtbaren und vielbesprochenen Sitten reden, welche in ganz Melanesien, am meisten aber im Fidschiarchipel herrschen, nämlich über die Ermordung der Kinder und Angehörigen. Wo es Pflicht ist, die alten Eltern zu tödten, die Witwen am Grabe der Männer zu erdrosseln, wo es in jedes Belieben steht, sein eben geborenes Kind gleich wieder aus der Welt zu schaffen, kann denn da überhaupt noch von Anhänglichkeit und Liebe der Einzelnen die Rede sein? Trotzdem herrschen Liebe und Anhänglichkeit; ja wir werden sie gerade in den düsteren Umgebungen, in die wir nun eintreten, eher noch heller sehen. Zwar nicht beim Kindermord, der namentlich auf den Fidschiinseln so ausgedehnt ist, daß hier an zwei Drittel aller Kinder auf diese Weise sterben. Meist sind es Mädchen, die umgebracht werden, weil sie doch im Kriege nicht brauchbar sind, wie man sagt. Faulheit, auch wohl Eifersucht oder Rache und Zorn gegen den Vater des Kindes, oft auch nur Gewohnheit sind die Motive hierzu; Armuth und Kriegsgefahr schützt man vor. Man tödtet die Kinder sofort nach der Geburt, und sie bleiben am Leben, wenn sie einen Tag gelebt haben. In jedem Dorf gibt es auch hier Leute, welche aus dieser Ermordung ein Handwerk machen; doch tödtet die Mutter häufig auch selbst ihr Kind, indem sie ihm Mund und Nase zuhält und es dann sofort dicht bei ihrem Lager begräbt. Auch ist künstlicher Abortus theils durch bestimmte Medicinen theils durch mechanische Mittel bewirkt äußerst häufig (Will. u. Calv. 1, 180 f.). Man darf indeß hierüber nicht zu streng urtheilen, denn gegen lebende hülflose Kinder zeigen sie sich öfters milde und weich, so wie sie denn sehr häufig Waisen adoptiren, ja es ist vorgekommen, daß eine schwangere Frau ihr Kind zu tödten beschloß, um zwei Waisen adoptiren zu können (eb. 181). Auch muß man beachten, daß sie alle Menschen für unsterblich halten und glauben, man lebe in dem Alter und Zu-

ſtand ewig weiter, in dem man ſtirbt (Benſuſan 46). — Auch im übrigen Melaneſien herrſchte und herrſcht der Kindermord. Zwar nicht, wie es ſcheint auf Neucaledonien oder den Loyalitätsinſeln, auch nicht auf Tanna (Turner 87), wohl aber auf Fate (Gill 66; Erskine 334), wo man nur zwei oder drei Kinder aufzieht (Turner 393), die übrigen aber lebendig begräbt (Gill 67). Auf der Inſel Ruk bemalen ſchwangere Weiber, wenn ihr Kind am Leben bleiben ſoll, den Buſen roth; das Gewöhnlichere aber iſt, daß die Kinder getödtet werden. Bequemlichkeit iſt der wahre Grund für dieſe abſcheuliche Sitte, doch meinten die Männer der Inſel, es geſchehe, um dem alten Herkommen zu genügen, unverheirathete Jünglinge aber gaben an, ihre Kinder müßten getödtet werden, weil ſie um Kinder zu haben noch zu jung ſeien (Reina 359), was einigermaßen an die religiöſe Furcht erinnert, welche die Fidſchiinſulaner vor zu früher Begattung erwachſener Jünglinge haben. Jedenfalls iſt dieſe Sitte ſowie künſtlicher Abortus hier ſo ſehr im Schwange, daß man überall öffentlich davon ſpricht, daß Reina mit ſeinen Gegenreden verlacht wurde, daß in den viertehalb Jahren, welche der Miſſionär auf Ruk verlebte, über zwei Drittel der Neugeborenen getödtet wurden (eb.)! Auch auf Neuguinea iſt Kindermord zu Haus: ſelten zieht man zu Dorei mehr als zwei Kinder auf und künſtlicher Abortus iſt hier ſehr verbreitet (Nieuw Guin. 148).

Aber nicht nur Kindermord iſt in Melaneſien häufig: auch die alten Eltern, überhaupt alte Leute tödtet man. Dies erzählt zunächſt Wallace von einigen Stämmen der Aruinſeln (2, 260), ſagt aber gleich ſelber, daß dieſe Sitte jetzt immer mehr abzukommen ſcheine. Auch auf Fate herrſcht ſie: man begräbt alte und gebrechliche Leute lebendig (Gill 67), und tödtet phantaſirende Kranke aus Furcht vor dem böſen Geiſt in ihnen (Turner 444); auf Kunaie ſchlägt man ſie todt oder ſchickt ſie auf eine kleine unbewohnte Inſel, wo ſie verhungern. Daſſelbe Schickſal haben hier Kranke, welche länger leiden, auch kranke Kinder; und zwar ſind es die eigenen Verwandten, welche ihnen den Tod geben (Cheyne 8). Kranke, welche nicht mehr eſſen oder ſprechen, werden zu Ruk lebendig begraben (Reina 361), während daneben die gewöhnliche Todtenklage von den nächſten Angehörigen angeſtimmt wird; auch unterſtützt man hier alte Leute nur kümmerlich (eb. 358). Am ausgeprägteſten finden wir aber auch dieſe

Sitte im Fidſchiarchipel. Hier war es durchaus Gebrauch, daß alte Leute, Männer und Frauen, von ihren Verwandten und zwar meiſt von ihren eigenen Söhnen umgebracht werden. Dies iſt ſo gewöhnlich, daß alte Leute es ſelber dringend wünſchen, ja es für eine Vernachläſſigung halten würden, wenn es nicht geſchähe; und wenn Europäer dazwiſchen geredet haben, ſo iſt als Antwort erfolgt: zwiſchen Eltern und Kinder hätte Niemand ſich einzumiſchen, ſie könnten thun, was ſie wollten. Man erwürgt ſie dann mit einem Strick; und dies Verfahren gilt als Liebeszeichen. Man kürze damit die traurige zweite Kindheit ab, ſagt man; und was hauptſächlich den Ausſchlag gibt, iſt der Glaube, daß man, ſo wie man ſterbe, weiter lebe: man ſorgt alſo durch rechtzeitigen Tod fürs ewige Leben. Daher wünſchen auch alle unheilbar oder ſchwer Kranken ſelber, daß man ſie tödte; man gräbt ſie darauf bis an den Hals in Erde und erdroſſelt ſie. Umgekehrt vollzieht man auch die Tödtung um die irdiſchen Leiden abzukürzen, die durch Krankheit, Alter u. dergl. entſtehen (Erskine 233, 250; d'Urville b. 4, 254-6; d'Ewes 204; Wilkes 3, 86; Benſuſan 46; Will. u. Calv. 1, 183 f.). Den ſo getödteten fehlt dann die herkömmliche Todtenklage der Angehörigen nicht. Auch ſtellvertretende Opfer kommen vor: eine Mutter, erzählt Erskine 293, ließ ſich für ihre ſchwangere Tochter am Grabe ihres Eidams ermorden. Sehen wir hier, wie wirkliche Liebe ſich mit dieſen Greueln vereinen kann, ſo finden wir die Liebe geradezu als Motiv bei anderen nicht minder ſchrecklichen Thaten. Im ganzen Melaneſien nämlich iſt es Gebrauch, daß die Weiber am Grabe ihres Mannes getödtet werden. So auch zunächſt und zumeiſt im Fidſchiarchipel, wo oft mehrere von den Weibern eines Mannes erdroſſelt werden und zwar die vornehmſten zuerſt (Erskine 233). Auch hier ſind es die Verwandten, welche die Tödtung vollziehen, findet ſich aber Niemand dazu, ſo ermordet ſich die Gattin ſelber (Mariner 1, 341). Und auch hierzu drängen ſich die Weiber als zu einem Rechte, das ihnen gebührt. Iſt es doch vorgekommen (Erskine 228), daß die Miſſionäre eine ſolche Witwe vom Tode befreiten, Nachts aber entfloh ſie ihnen, ſchwamm durch einen Meeresarm zu ihren Verwandten zurück und verlangte auch getödtet zu werden. Oefters freilich wünſchen die Witwen den Tod aus Furcht vor ſpäterer Armuth oder Mißhandlung (Will. u. Calv. 1, 200, vergl. eb. 134; 188; d'Urville

a. 4, 705; Macdonald J. R. G. S. 26, 247). Auch die Weiber der im Kriege gefallenen wurden getödtet: Calvert erlebte, daß an einem Tage 80 auf einmal erwürgt wurden (2, 244). Außer den Weibern wird auch öfters noch die Mutter des Todten oder deſſen genauſter Freund getödtet; oder beſſer geſagt, geht auch er freiwillig mit ins Grab (Will. u. Calv. 1, 134; 188). Dieſe Opfer finden wir auch ſonſt in Melaneſien. Auf Lifu werden beim Tod eines Häuptlings nahe Anverwandte mitbegraben (Gill 191), in Aneityum (neue Hebr.) iſt es Gebrauch, wenn ein beſonders geliebtes Kind ſtirbt, deſſen Mutter oder eine Tante zu tödten, damit es in der jenſeitigen Welt Pflege habe. Die Wittwen folgen ihren Gatten wie auf Tanna (Turner 93) hier ſtets ins Grab (Turner 372), die Diener ihrem Herrn (Gill 170). Auf Fate iſt, wenn alte Leute, wie es die Familienehre verlangt, lebendig begraben werden, ein großes Feſt, bei dem viele Schweine geſchlachtet und verzehrt werden; man glaubt, ſie kommen dem Todten jenſeits zu gute (Turner 450). Ebenſo hält der Fidſchiinſulaner, welcher ſich tödten laſſen will, vorher noch ein Abſchiedsfeſt, worauf er ſelbſt ſein Grab gräbt, feierlich Abſchied nimmt und dann getödtet wird (Hale 65).

Noch ſchrecklicher faſt iſt der Cannibalismus, der im Krieg eintritt. Man bemalt ſich vor Beginn des Kampfes auf den Hebriden (Turner 393), im Salomoarchipel und in Neubritannien Bruſt und Geſicht weiß (Cheyne 65; Hunter 141), auf Neuguinea und den Loyalitätsinſeln dagegen ſchwarz (Goodswaard 52; Cheyne 24), und der vollſtändige Anzug eines Kriegers verlangt noch mancherlei Aufputz. Zu Neuguinea ſind Kakadufedern ganz beſonders dabei in Achtung, denn dieſe darf nur tragen, wer einen Feind getödtet hat, was auch auf den Salomoinſeln Gebrauch geweſen zu ſein ſcheint (d'Urv. b. 5, 113). Auf den Fidſchiinſeln, wo man ſich entweder ganz oder wenigſtens den Oberkörper ſchwarz färbt (Will. u. Calv. 1, 47), trägt man auf Vitilevu im durchbohrten Naſenknorpel 9—12″ lange Federn (Mar. 1, 327), welche gewiß eine ähnliche Geltung hatten. Die Baladeaner verſehen ſich mit Amuletten, mit Binden nämlich, welche irgend etwas, einige Haare, Nägelſchnitzel u. dergl. ihrer Vorfahren enthalten (Turner 338). — Auf Fidſchi hat man auch feſte Plätze, welche theils durch ihre natürliche Lage feſt ſind (Erskine 425; Will. u. Calv. 1, 48), theils aber durch beſond

Baulichkeiten, wie das Fort Kolo auf Lefuka, welches mit zwei Gräben und einer Zugbrücke versehen war (Erskine 216). Meist haben solche Befestigungen einen mächtigen Erdwall, der mit großen Steinen bedeckt ist und oben einen Pallisadenzaun oder eine steinerne Brustwehr mit Schießscharten trägt; seine Außenseite ist durch einen Wassergraben geschützt, jetzt auch öfters durch stachlige Hecken von Citronen- oder Orangengestrüpp, welches die Eingeborenen sehr fürchten (Will. u. Calv. 1, 48). Im Wasser des Grabens befinden sich nicht selten unter dem Spiegel und also unsichtbar spitze vergiftete Fußangeln, welche auch bei Annäherung des Feindes verschiedentlich auf seinem Weg in die Erde gegraben werden (Erskine 429; 436). Diese Fußangeln wendet man auch auf den neuen Hebriden an (Bennet bei Bergh. 9, 540). Anderwärts hatte man ein ganzes System von Wassergräben und Irrwegen angelegt, um den Feind zu verleiten und zu verwirren (eb. 459). Der Weg zur Festung ist meist schwierig. Oft hat sie selber nur einen Zugang, oft mehrere, welche alle mit festverriegelten Thoren und einer Art von Außenbastionen vor denselben geschützt sind, während über ihnen sich eine Plattform (von Balken aufgeschlagen) befindet, welche als Aussichtspunkt dient (Will. u. Calv. 1, 48 f.). Die Festungen sind oft so gut befestigt, daß sie selbst dem Musketenfeuer widerstehen und werden um so gefährlicher, als sie meist gut verproviantirt zu sein pflegen (eb. 49). Fand man doch in einer Brodfrucht für vier Jahre! (Erskine 429). Für Wasser ist indeß meist schlechter gesorgt (Will. u. Calv. 1, 49).

Befestigungen durch unzugängliche Lage werden auch von Isabel erwähnt (ev. Miss. Mag. 1869, 330 f.), und Krieg wird in ganz Melanesien sehr viel geführt: schon die so feindselige wie muthige Art, mit welcher die Europäer von den Eingeborenen oft empfangen sind, spricht für den kriegerischen Sinn derselben, und da nun die meisten Inseln von verschiedenen Stämmen bewohnt sind, so brechen die Kriege selten ab und ein tüchtiger Krieger zu sein ist höchstes Lob wie höchster Wunsch (Baladea Labill. 2, 198; Turner 428; Kunaie Cheyne 8; Loyalitätsinseln eb. 16-17; 23; Gill 10-11; Tanna Turner 82; Erromango Gill 122; Bennet bei Bergh. 9, 537; Maiwo, Aoba ev. Miss. Mag. 1869, 324 f., während auf Aneityum Forster N. 3, 111 und Fate die Kriege seltener sind Turner 371; 393; Nitendi Dillon 2, 174; 296; d'Urv. a. 5, 165;

Salomoinseln Cheyne 64; 66; Surville 238; 247; Bougainv. 231; ev. Miss. Mag. 1869, 330; Neubritannien Roggeveen allg. Hist. d. R. 18, 568; Inseln der Torresstr. Macgill. 2, 4; Neuguinea Keyts 540; Nieuw Guin. 127; Forrest 145 u. öfter). In Neucaledonien ziehen die Weiber mit in den Kampf (Turner 426), ebenso auf Erromango; sie stehen in zweiter Linie und reichen den Kämpfenden Waffen (Bennet bei Bergh. 9, 538). Der Krieg wird höchst wild geführt, indem der Sieger meist alles was ihm von Menschen unter die Hände kommt niederhaut und das Land der Besiegten aufs ärgste zerstört (Labill. 2, 228). Er beginnt häufig mit Privatbeleidigungen, welche am Stamm des Beleidigers gerächt werden (Tanna Turner 85; Loyalitätsinseln Cheyne 16; Torresstr. Macgill. 2, 4); in Fidschi oft mit Tributverweigerungen u. dergl. (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 705). Da nun auf diese Weise ein fortwährender Kriegszustand herrscht, wie denn der Krieg die Hauptbeschäftigung der Männer ist (Cheyne 16; Fidschi Wilkes 3, 61), so gehen die Eingeborenen nie ohne Waffen, aus Furcht, weil sie dieselben zu ihrer Sicherheit immer nöthig haben (Dillon 2, 158; Fidschiinseln Will. u. Calv. 1, 43). Dies ist um so nöthiger, als der Krieg, obwohl er vorher angesagt wird (Cheyne 17; Fidschi Will. u. Calv. 1, 44; Torresstr. Macgill. 2, 5), meist durch plötzliche räuberische Ueberfälle geschieht, die häufig freilich gegen Wehrlose und Kinder gerichtet sind (Cheyne 17; 23; Surville 223; Forster R. 3, 62; Fidschi Will. u. Calv. 1, 51; Torresstr. Macgill. 2, 5 f. Louis. eb. 1, 234). Der Krieg wird also ganz wie in Polynesien geführt; und wie dort werden auch hier auf den meisten Inseln die nicht ermordeten Weiber und Kinder sowie die lebend gefangenen Männer (die man aber meist tödtet) Sklaven (Dillon 2, 170; Surville 240). Eigenthümlich sind den Torresinsulanern bestimmte Feuer- und Rauchsignale: ein mächtiges, lang (oft wochenlang) unterhaltenes Feuer bedeutet entweder Triumph über einen gelungenen Ueberfall oder ist Kriegserklärung; Warnung oder Hilferuf bezeichnet ein Feuer, das, sowie seine Rauchsäule sichtlich geworden, sofort wieder gelöscht wird. Alle diese Zeichen erhalten das gleiche zur Antwort (Macgill. 2, 5; 7). Offene Schlachten werden angesagt und der Platz dazu nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft gewählt. Dort werden zuerst Lanzen geworfen, die man gewöhnl

auffängt und zurückschleudert; dann kommt es zum Keulengefecht, in welchem beide Parteien meist den Platz wechseln; dies wird so lange fortgesetzt, bis die Tödtung einiger Männer auf der einen Seite den Sieg der anderen bewirkt. Denn die offenen Schlachten sind auch hier weder blutig noch lang dauernd noch gefährlich (Cheyne 17; d'Urville b. 5, 108; Torresstr. Macgill. 2, 6; Fidschi Erskine 425); das Blutbad geht bei der Verfolgung der Fliehenden, der Wehrlosen an. Wenn die Banikoresen in der Schlacht mit den Pfeilen hauptsächlich auf die Augen zielen (Dillon 2, 224), so hat dies darin seinen Grund, daß man auch hier, wie wir später sehen werden, das Auge als Sitz der Seele ansah. Die friedewünschende Partei sendet der anderen einen unbetheiligten Mann, welcher den Siegern den Gürtel des besiegten Königs anbietet; nehmen ihn jene an, so ist der Krieg beendet (Loyalitätsinf. Cheyne 23). An anderen Orten sind grüne Zweige Friedenszeichen (Mallikolo Forster R. 3, 15; Tanna eb. 72; Amakata Hunter 138), auf den Inseln nördlich von Neuguinea hob man gegen Roggeveens barbarisch-wüsten Angriff eine weiße Fahne empor (Behrens 159) und eben dieselbe Geltung hatte weißes Zeug auf Neucaledonien (Labill. 2, 203). Auf den Fidschiinseln, wo alles im Wesentlichen ebenso ist, sind die Kriege wohl noch häufiger und jedenfalls viel blutiger, weil die Fidschiinsulaner zwar nicht tapferer, denn sie sind eigentlich feige (Will. u. Calv. 1, 43; Erskine 249), aber kräftiger und leidenschaftlicher und von unlöschbarem Blutdurst sind. Nach geschehener Kriegserklärung wird in Versammlungen zunächst der Kriegsplan berathen, dann alle Hülfsquellen angestrengt: man sucht die Gunst der Götter durch Tempelbauten oder Wiederherstellung verfallener Tempel (die man in Friedenszeiten ruhig liegen läßt) sowie durch enorme Opfer zu erlangen. Williams sah mit eigenen Augen, wie zu einem einzigen Opfer der Art 40 Walzähne (die äußerst werthvoll sind), 10,000 Yams, 30 Schildkröten, 40 Kavawurzeln, viele 100 Puddings, 150 Riesenmuscheln und noch vieles andere verbraucht wurde (Will. u. Calv. 1, 44). Dann bemüht man sich um Bundesgenossen, wobei oft beide Parteien mächtige Fürsten durch Geschenke, die einander überbieten sollen, wenigstens zur Neutralität bringen. Untergeordnete Häuptlinge müssen vornehmeren Fürsten stets im Heerbann Folge leisten (Will. u. Calv. 1, 44). Aber auch einzelne verpflichten sich zu treuster

Folge im Kriege — und diese Verbrüderung ist höchst merkwürdig, denn sie findet nur unter zwei unverheiratheten Männern statt, wird als Ehe betrachtet und beide Verbrüderte demgemäß Gatte und Gattin genannt, sie verpflichtet zur Theilung aller Gefahren, zu kräftigster Vertheidigung, zu gemeinschaftlichem Tod; sie wird, wenn einer der Verbrüderten sich mit einem Weibe zu vermählen gedenkt, erst feierlich gelöst (eb. 45). — Einen bestimmten Kriegerstand gibt es nicht, jeder Mann ist Krieger und geht nach Beendigung des Krieges wieder in seinen Friedensberuf. Vor dem Beginn des Kampfes, der auch hier angesagt wird (eb. 2, 67), sind Musterungen der Heere ganz gewöhnlich, bei welchen die einzelnen Krieger die übertriebensten und lächerlichsten Prahlereien gegen die Feinde ausstoßen (eb. 45-7), doch werden diese keineswegs gehalten. Auch Preise, schöne oder vornehme Mädchen z. B. werden für die Tapfersten ausgesetzt (eb. 48) und es fehlte auch nicht an mündlichen Ermunterungen im Kampfe (Surville 224). Mehr als 1000 Mann kommen selten zu einem Heere zusammen; 4000 gilt schon als eine ganz außergewöhnliche Macht, die nur in den allerseltensten Fällen angestrengt wird (eb.). Auch Fahnen haben sie, welche freilich nach Williams (eb.) von keiner großen Bedeutung sind, während sie nach Wilkes (3, 79), da ihr Verlust schimpflich ist, nur von den tapfersten getragen werden. Feuerwaffen haben sie seit 1809 (Wilkes 3, 61). Festungen belagert man, doch sucht man sie meist durch Einschüchterungen zu überrumpeln; vor Beginn des Kampfes oder bei einer Belagerung droht und schilt und verhöhnt man den Feind auf alle Weise: auch einzelne treten vor, um den feindlichen Führer aufs ärgste zu schmähen (Erskine 425); diese sucht man lebend zu fangen und martert sie dann aufs gräßlichste (Will. u. Calv. 1, 51). Gefangene Feinde, auch Kinder, werden aufs furchtbarste, über alle Beschreibung behandelt, bis sie sterben (eb. 53; Dillon 1, 20; Mar. 1, 317). Doch zeigen sich gefangene Fürsten männlich und standhaft auch in dieser Lage (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 727). Auch alle Fremden auf feindlichem Gebiet gelten als Feinde (Wilkes 3, 298). Wer einen Menschen im Krieg tödtet, erhält einen Ehrentitel und meist auch einen besonderen Namen, entweder den des erschlagenen Feindes oder irgend einen auf seine That bezüglichen (z. B. Erskine 423), wenn er ein Häuptling ist; gemeine Leute müssen sich mit der Ehre begnügen, I

Hund oder dergl. eines mächtigen Fürsten genannt zu werden, jene aber werden zugleich feierlich im Tempel geweiht, gesalbt und beschenkt (Will. u. Calv. 1, 55).

Friede wird meistens durch Gesandten, welche Geschenke bringen — bisweilen übernehmen vornehme Frauen dies Amt — erbeten, doch legt man den Besiegten harte Bedingungen auf. In Mbua kommen beim Friedensschluß beide Theile zusammen und legen einander ihre Waffen zu Füßen (Will. u. Calv. 1, 54; Erskine 421; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 706). Die Gebräuche sind hier verschieden Erskine beschreibt z. B. die Ceremonie des Friedensschlusses so, daß beide Parteien in voller Rüstung einander gegenüberständen, daß die eine dann einen Taro pflanze und die andere sie dabei nicht störe.

Auch Piraterie kennt man in Melanesien. So unternehmen oft die Salomoinsulaner große Kriegszüge zu Schiff (Cheyne 64; 66), und Labillardiere sah zu Buka ein völlig ausgerüstetes Kriegsschiff von 40 Mann, in dem zwischen je zwei Ruderer je ein Krieger an der Seite und in der Mitte eine Reihe von je zwei Kriegern saß (1, 226). Auf Neuguinea und Salwatty sammeln sich gegen März und April, wie Forrest 145 erzählt, die Papus zu bestimmten Kriegszügen gegen die Molukken und vielleicht hat Keyts 541 ähnliches im Sinne. Von jenem Fischer- und Piratenstamm (Will. u. Calv. 2, 62) auf Fidschi sprachen wir schon.

Eine ganz eigenthümliche Art Kriegführung herrscht ferner noch, auf Neuguinea und den Inseln der Torresstraße (Macgill. 2, 5 f.). Hier ist nämlich die Jagd auf Feindesköpfe (Koppensnellen) der Hauptzweck des Kampfes, wenn gleich nicht überall, wie denn z. B. auf Adie diese Sitte nicht herrscht; überhaupt ist auf dieser Insel der Kriegsgebrauch milde, denn Gefangene werden entweder ausgelöst oder als Sklaven behalten oder als solche verkauft (Nieuw Guin. 116); auf den Torresinseln nimmt man überhaupt Niemanden gefangen (Macgill. 2, 5). Doch Koppensneller sind die Bewohner des gegenüberliegenden Festlandes um die Speelmannsbai (eb. 127), die Arfaki (Wallace 2, 289; Quoy bei d'Urville a. 4, 584; 598), sowie die Doresen (Bruijnkops 181; Wallace 2, 283; Lesson voy. 209), wie auch bei ihnen Menschenraub ganz allgemein ist (eb. 186). Die geraubten Menschen sowie die Kinder der getödteten Feinde werden hier Sklaven und nicht eben schlecht ge-

halten. Ueberall wird bei der Erbeutung von Feindesköpfen ein Fest gehalten und der Kopf getrocknet, um als Trophäe aufbewahrt zu werden (Bruijnkops 231; N. Guin. 127; Wallace 2, 289; Torresstr. Macgill. 2, 6; Jukes 1, 198); ja unter den Geschenken, welche man als Brautschatz gab, werden auch Feindesschädel genannt (Mareſcot bei d'Urville b. 6, 298). Uebrigens gelten die Schädel auch sonst als sehr erstrebte Beute und werden als Trophäe aufgehangen, so auf den Inseln des Salomoarchipel (Cheyne 66) und auf Nitendi (Dillon 2, 244).

Die Torresinsulaner nun kochen oder besser backen in ihren Oefen die erbeuteten Köpfe und verzehren sie zum Theil, nämlich die Augen und Stücke von den Wangen; an diesem Mahle aber dürfen sich nur die betheiligen, welche die Köpfe erbeuten halfen und man glaubt, daß dieser Genuß den Genießenden tapfer und stark mache. Auch bei den Tänzen, welche auf dies Mahl folgen, sind die Feindesköpfe noch Hauptsache: denn man läßt an ihnen noch alle seine Wuth aus. Dann hängt man sie an Stangen vor dem Dorf auf und hier läßt man sie in Ruhe (Macgill. 2, 6-7), oder nach Flinders 1, XXXVI, man hängt sie, sowie die aufgereihten Hände der getödteten Feinde in den Hütten vor einem hölzernen Götterbild auf. Ist dies nun schon wenn auch eine mildere Art von Kannibalismus, so finden wir denselben fast überall in reichlicherer Ausdehnung. So zunächst auf Neuguinea, wo nach den Mittheilungen von Marsden in den transact. of the R. As. S. III. 125 der Kannibalismus bei den Papuas an der Nordwestküste unter dem 2° 26′ südl. Breite außer Zweifel ist; und zwar werden hier Freunde und Verwandte so gut gefressen, wie Feinde, natürlich Gestorbene so gut wie Erschlagene: auch Boudyck (65) nennt die Bewohner der Westküste Menschenfresser und Bruijnkops (203) berichtet sogar, daß an der Küste Vandammen der überlebende Ehegatte die Leiche des früher sterbenden, Eltern die Leiche ihres eigenen Kindes aufzehren. Finsch (132; vergl. 49) behauptet allerdings, dies sei ein Märchen, allein seine Behauptung ist zu vorschnell; schon Marsden sagt dasselbe, und wir werden später ähnliches auch sonst in Melanesien finden, ja sogar den Grund angeben können, warum dies geschieht. Auch die Anwohner der Dourgastraße sollen Kannibalen sein (Kolff 327); doch sind die Gegenden um die Speelmanusbai nach der Aussage der ceramischen Händler von

dieſem Gebrauche frei (Windſ. Earl c. 59). Menſchenfreſſer ſind ferner die Bewohner der Louiſiade (Saler. 342-3; Labillard. 2, 281, 278), nicht aber die von Ruk (Salerio eb.); die Bewohner Neubritanniens (Keppel a. 2, 209), und des Salomoarchipels (Iſabel Mendana bei Dalrymple 91; derſ. nouv. ann. des voy. 3, 63; Surville 237, der Menſchenzähne zu Schmuck bei ihnen benutzt fand; Dubouzet bei d'Urville b. Zool. 356; d'Urv. b. 5, 40; Choiſeul Bongainv. 230; Gera Rietm. 192; Bauro Cheyne 72; N.-Georgien u. Simbu derſ. 66). Auf Iſabel wird zuerſt das Hirn des getödteten Feindes und zwar roh gegeſſen, dann die Schenkel und die übrigen Glieder, zu deren jedem ein heiliges Lied geſungen wird; die Scham aber wird in ein Bananenblatt gewickelt und dann dem höchſten Häuptling als ihm zukommender Antheil überreicht (d'Urville b. 5, 85). Das Motiv zum Menſchenfraß iſt hier öfters Rache (Dubouzet eb. 299). Auf manchen Inſeln des Archipels iſt Menſchenfleiſch die Hauptnahrung (Cheyne 65-6); die Knochen der Gefreſſenen hängt man am Dach des Hauſes als Zierde auf. So brachten die Bewohner von Simbu als Cheyne da war, 93 blutige Menſchenköpfe heim (66), von Männern, Weibern und Kindern, die blutig vor dem Haus hingen, in welchem ſie ihre Kriegskähne aufbewahrten. — Im Nitendiarchipel war Kannibalismus nicht im Gebrauch, ja die Vanikoreſen wieſen ihn aufs beſtimmteſte von ſich ab (d'Urv. a. 5, 217); ſie laſſen vielmehr die getödteten Feinde im Waſſer vermodern und heben dann ihre Schädel als Trophäen im Geiſterhauſe des Dorfes (d'Urville eb. Gaimard eb. 327) oder im eigenen Hauſe auf (Dillon 2, 244) — dagegen ſind die Eingeborenen der neuen Hebriden wieder Menſchenfreſſer im höchſten Grade. Beſteht doch hier geradezu das Geſetz, Fremde zu tödten und zu eſſen (Turner 483). So gilt auf Tanna, wo man die getödteten Feinde ſtets auffrißt, Menſchenfleiſch, welches man mit Yams kocht und lieber ißt, wenn es von ſchwarzen als von weißen Menſchen ſtammt, als Delikateſſe, von der man nie verſäumt, den Freunden einen Theil zu ſchicken (Turner 83; Gill 227; Cheyne 34), auf Fate, wo man indeß die Leichen der gefallenen Feinde ihren Angehörigen gegen Schweine zum Austauſch bietet (Turner 393), auf Maiwo (ev. M. M. 1869, 325), auf Erromango herrſcht Kannibalismus (Gill 66; 122;

Cheyne 89). Und noch ausgedehnter ist er auf den Loyalitätsinseln, wo die Eingeborenen von Mare die nächsten Anverwandten verzehren, wenn sie im Streite sie getödtet haben (Gill 10-11). Auf Lifu, wo die Gebräuche sonst ganz wie auf Tanna sind (Cheyne 15), werden die Knochen und der Schädel getödteter Feinde gereinigt und als Trophäen im öffentlichen Versammlungshause des Dorfes aufgehängt. Die Sieger essen während eines Festes die Todten, der König bekommt Augen, Herz und einen Theil der Brust von jeder Leiche, Weiber sind ausgeschlossen und erhalten nur bisweilen von ihren Männern etwas von diesem Fleisch (Cheyne 17; vers. Bericht Naut. Mag. 17 u. daher Bergh. Zeitschr. 10, 359), welches auch hier als Delikatesse gilt und sogar in angegangenem Zustand gegessen wird (Halgan Bergh. 363; Kunaie eb. 10, 354; Cheyne 8; Erskine 400). Unter den Neucaledoniern (Pater Rougeiron nouv. ann. des voy. 1848, 3, 98; Labill. 2, 192; 195) soll nach der Versicherung der katholischen Mission durch die Wirksamkeit derselben diese abscheuliche Sitte aufgehört haben (Montreval in nouv. ann. des voy. 1854, 4, 94); Turner aber fand sie noch vor (426). Man hatte dort ein seltsames Instrument, nbouet, d. h. Grab genannt, eine ovale Serpentinscheibe mit schneidendem Rand an einem Holzstock befestigt; mit diesem Werkzeug schnitt man dem gefallenen Feind den Leib auf, riß die Eingeweide mit einem anderen Instrument aus Menschenknochen heraus und zerschnitt nun die Leiche für die einzelnen Theilnehmer des Krieges gliedweise. Wie auf Isabel der König, bekommt hier derjenige, der den betreffenden Feind erlegt hat, das Schamglied desselben als Ehrentheil (Labill. 2, 215-6). Auch Menschenopfer wurden gebracht, aber außer denen am Grabe nicht häufig: auf Mare waren sie im Gebrauch, um bei Epidemieen die Götter zu versöhnen (Gill 18).

Am schrecklichsten war dies alles auf den Fidschiinseln ausgebildet, wo indeß einige Orte minder wild als andere waren (Will. u. Calv. 2, 155). Zunächst der Kannibalismus. Er herrschte nicht nur im Krieg, wo man alle Gefangene und Gefallene auffraß, mit Ausnahme bisweilen von Personen des höchsten Ranges, denen man, wenn nicht ein besonderer Haß auf ihnen ruhte, diese Schmach ersparte (Will. u. Calv. 1, 206; 210): er war auch gebräuchlich bei jeder wichtigen Handlung und in früherer Zeit noch vielmehr als später. Sollte ein

Tempel errichtet, ein Kahn gebaut oder in See gelassen, das Fest der Abgabeneinlieferung (Erskine 180 f.; 210, 261) gefeiert werden, kam ein vornehmer Fürst von einer Reise an, bei alle diesen Gelegenheiten war es gebräuchlich Menschen zu tödten und zu essen. Ja es kam vor, daß bei jedem Brett, welches einem Schiff zugefügt wurde, ein Mensch getödtet und „als Speise für die Kahnbauer" gekocht ward (eb. 206), wie auch, wenn ein Schiff fertig war, so viel Menschen getödtet wurden, daß man das ganze Verdeck „mit Blut waschen konnte" (eb.). Menschenopfer waren auch sonst hier in zahlreichstem Gebrauch: Kähne rollte man über lebende Menschen in die See (Erskine 249; Jackson bei Erskine 454; 465) und fraß bisweilen noch die so zerquetschten (Will. u. Calv. 1, 206); bei jedem Pfosten eines neuen Hauses wurde ein lebender Mensch eingegraben, welcher den Pfosten mit seinen Armen umfaßt hielt (Erskine 193; Jackson eb. 454), und hierzu drängte man sich als zu einem Ehrenamte (eb. 472). Auch den Göttern wurden sehr häufig, um ihnen andere Opfer angenehm zu machen, Menschen geopfert (Will. u. Calv. 1, 231). Oft wurden solche Opfer ganz massenhaft gebracht: wie denn zur Feier der Mannbarkeit eines Häuptlingssohnes alle Einwohner einer rebellischen Stadt und dazu noch Sklaven geopfert werden sollten (Seemann Zeitschr. für allg. Erdk. n. F. 9, 479). Daß die meisten dieser Opfer gegessen wurden, versteht sich. Man gebrauchte zu ihnen entweder aufgesparte Gefangene (Will. u. Calv. 1, 206; 207) oder, wenn diese fehlten, die ersten besten Leute aus dem Volke (Will. u. Calv. eb.), oft Weiber, weil diese wehrloser sind, die man überfällt und tödtet (Erskine 183); doch bestimmt man gern Verbrecher, ja ganze Volksstämme, welche man bestrafen will, hierzu und nimmt aus den letzteren immer die nöthigen Opfer (Will. u. Calv. 1, 206; Seemann 177). Ebenso sind alle Schiffbrüchigen dem Gefressenwerden bestimmt; das war fester Rechtsgrundsatz bei ihnen, der auch gegen die eigenen Volksgenossen ausgeübt wurde (Will. u. Calv. 2, 239), und wer demselben nicht nachgekommen wäre, der wäre selbst im Meere umgekommen (Erskine 229; 249 f.) — augenscheinlich ein Rest jenes alten Glaubens, daß vom Meere her eine Gefahr ihnen drohe, deren mythologischen Grund wir schon erkannt haben. Auf Ruk (Reina 356) wurden alle Schiffbrüchigen dem Gott Nabeao geopfert. Wie sehr sie diese Opfer für ihre Pflicht

hielten, zeigt folgende Anekdote: ein Fidschihäuptling hatte einen Menschen, anstatt ihn zu opfern, geschont: da erschien ihm der dadurch beleidigte Gott im Traume und quälte ihn bis zur Raserei (Erskine 440). Auch die gefallenen Feinde bot man, ehe man sie aß, den Göttern, namentlich dem Kriegsgott als Opfer dar (Will. u. Calv. 1, 208; 53; Erskine 261), wie man denn glaubte, daß die Götter selbst nichts lieber äßen, als Menschenfleisch (Will. u. Calv. 1, 231). Doch waren einzelne Priester von diesem Genuß ausgeschlossen, ebenso meistens die Weiber, das niedere Volk, die Sklaven immer (eb. 211; Seemann 179; Erskine 260) und während man sonst mit den Händen aß man Menschenfleisch stets mit Gabeln, welche, sowie die Schüsseln, in denen man es auftrug, die Oefen, die Kessel, in denen man es kochte, für jeden anderen Gebrauch streng tabu waren. Die Gabeln hatten bestimmte Eigennamen, deren viele obscön waren (Will. u. Calv. 1, 212; Seemann 179); auch wurde zu Kannibalenfesten durch Trommelschlag eingeladen, der einen ganz bestimmten nur hierbei gebrauchten Rhythmus hatte (♩ ♪ ♩ 𝄾 ♩. ♩. Erskine 291). Zeigt sich nun schon in diesen vielen Tabus, welche mit dem Kannibalismus verbunden sind, daß er eine ursprünglich heilige Sache war, so zeigt sich dies auch darin, daß wenn Leichname um gegessen zu werden zum Tempel gebracht wurden, dies unter ganz bestimmten Liedern und Tänzen geschehen mußte (Will. u. Calv. 1, 203; Erskine 209): Weiber und junge Mädchen führten sie auf, indem sie singend mit Stäben die Schamglieder der Leichen berührten (Erskine 439). Derartige obscöne Gebräuche, welche Williams absichtlich verschweigt (1, 214), finden wir mehrfach, wobei man abgesehen von den obscönen Namen der Gabeln daran denke, daß im übrigen Melanesien die Scham dem Könige, dem Besieger zugehörte; man legte ihr also besonderes Gewicht bei. Ursprünglich sind gewiß diese Gebräuche nicht obscön gewesen und sie hängen wohl damit zusammen, daß die Scham als das lebenspendende ursprünglich das den Göttern geweihte Glied war. Doch wurden die Leichen der Gefallenen vielfach auch nur verhöhnt, zum Gelächter der Anwesenden (Erskine 425 f.); oft aber auch aufs schenßlichste mißhandelt (eb.). War nun auch ursprünglich Rache das Hauptmotiv des Kannibalismus (Will. u. Calv. 1, 209), so waren doch auch noch andere wirksam: zunächst wollte man durch ihn

ſich furchtbar und angeſehen machen. „Wie tapfer mein Sohn war", jammerte ein Fidſchihäuptling dem Geſtorbenen nach, „er tödtete, wenn ſie ihn erzürnten, ſeine Weiber und aß ſie (Erskine 248) und ein anderes noch viel ſcheußlicheres Beiſpiel erzählt Williams von einem Fürſten, der ſein Weib ohne daß es ihn erzürnt hatte, tödtete, und auf der Stelle auffraß (1, 210). Allein auch aus Wohlgeſchmack aß man Menſchenfleiſch: und dieſer Grund war in ſpäterer Zeit bei weitem der vorherrſchende. Jedes Alter, jedes Geſchlecht tödtete man, um dieſen höchſten Genuß zu erlangen; Leute aber, welche eines natürlichen Todes geſtorben waren (doch gab es deren nicht viel Will. u. Calv. 1, 188), aß man nicht, ſondern beerdigte ſie; doch kam auch das vor, daß man Gräber wieder aufgrub und die Leichen verzehrte (eb. 207; 211). Denn trotz des übertriebenen Ekels, welchen Fidſchiinſulaner vor angegangenem Fleiſch haben, Menſchenfleiſch eſſen ſie und wenn es halb faul wäre (212). Aber nie roh, ſtets gekocht (210); doch wurden die Unglücklichen bisweilen lebendig in den Ofen oder in den ſiedenden Keſſel geſteckt (Hale 57; Seemann 174), meiſt aber vorher getödtet, wenn ſie, wie öfters an vornehme Fürſten, lebendig (und dann im höchſten Schmuck) eingeliefert wurden (Erskine 440). Als beſondere Delikateſſe galt Zunge, Herz und Leber (eb. 131) oder die Naſe (Erskine 428). Hat man viel, ſo wird der Kopf und die Hände, häufig auch der ganze Rumpf weggeworfen und nur die Glieder, namentlich Schenkel und Oberarm (Will. u. Calv. 1, 211) gegeſſen. Williams macht beſonders darauf aufmerkſam, daß man das Auge der Todten hier nie ißt (213), gegen die Behauptung anderer Forſcher. Dies iſt allerdings eine ſehr merkwürdige Thatſache, an welcher wir jedoch, da ſie Williams ſo ſicher behauptet, nicht zweifeln dürfen. Da wir aber das Auge auch ſonſt in Melaneſien gerade vorzugsweiſe verzehrt ſahen (Torresſtraße, Hebriden), ſo ſcheint es nur eine ſpätere Entartung, wenn man es auf den Fidſchiinſeln verſchmähte, welche aus der Raffinerie der Fidſchis hervorgegangen war. Wer im Beſitz einer größeren Portion Menſchenfleiſch war, theilte davon zwar möglichſt wenig aber doch regelmäßig ſeinen Freunden mit, denn eine Unterlaſſung dieſer Höflichkeit führte wohl bis zum Krieg (Erskine 261). Uebrigens galt Menſchenfleiſch für ungeſund (namentlich das der Weißen, welches auch unſchmackhaft ſalzig ſein ſoll eb. 229; Will. u. Calv. 2, 19); es

bereitet Verdauungsbeschwerden, weshalb man es stets mit gewissen Vegetabilien, bestimmten Blättern und Früchten, darunter die eines Solanums (Sol. anthropophagorum), sowie Yams und Taro aß (Seemann 176). Die Sucht nach Menschenfleisch soll nach Seemann bis zu einer krankhaften Leidenschaft sich steigern und dann auch das Aeußere dieser Menschen durchaus krankhaft sein (Seem. 181). Für jeden Menschen, der gegessen wurde, pflegte man einen Stein als Erinnerungszeichen hinzulegen, für Fürsten größere (Seemann 178; Will. u. Calv. 1, 213); von diesen zählte Seemann bei einem einzigen Tempel 400, Williams aber kannte einen Häuptling, der nicht weniger als mindestens 900 Menschen gefressen hatte (eb.)! Bei einem einzigen Kannibalenfest wurden, wie Mariner (1, 345; 2, 71) berichtet, 200 gefallene Feinde gegessen! Wie groß die Roheit bei diesen Festen war, zeigt sich daraus, daß man die Todten, wenn man die ganze Leiche (in sitzender Stellung) gebraten hatte, oft noch bunt bemalte, ihnen eine Perrücke aufsetzte und sie höhnisch wie Lebende behandelte (Erskine 262; Will. u. Calv. 1, 209); ja daß man sogar Lebenden einzelne Glieder oder Fleisch abschnitt, es vor ihren Augen aß oder gar den Unglücklichen selbst zur Speise anbot (eb. 20; 212)! Es ist begreiflich, daß man eine Drohung: „ich werde dich fressen" für eine sehr schlimme Beleidigung hielt (Seem. 181; Erskine 422). Bisweilen benutzte man auch die Schädel der todten Feinde zu Trink- und Eßgefäßen, die Bein- und Armknochen zu allerhand Werkzeugen (eb.). — Uebrigens waren nicht alle Fidschis Kannibalen; es gab eine Partei, welche die Menschenfresserei abschaffen wollte und sich ihrer schämte (Seemann 179; Zeitschr. 10, 239), weshalb man auch behauptete, erst in späterer Zeit sei der Kannibalismus aufgekommen (Erskine 272); sie sind auch gegen die Tödtung der Weiber, welcher mächtige Häuptlinge entgegengetreten sind (Erskine 259) und zwar mit Erfolg; wie denn überhaupt durch die Wirksamkeit der Missionäre, der Europäer der Kannibalismus jetzt fast ganz aufgehört hat (Erskine 183; Will. u. Calv. 1, 213; Seemann 180 f.).

Daß in Melanesien dieselben Gründe für den Kannibalismus herrschten, wie wir sie oben (162) für Polynesien aufgestellt haben, bedarf nicht des Beweises. Verzehrten doch auch z. B. die Aetas der Philippinen ihre Feinde, um sich dadurch tapfer zu machen (Pol

Ursprünglich aber scheint auch hier der Kannibalismus mit der Ansicht, die man von den Göttern hatte, im Zusammenhang zu stehen, daß nämlich diese die menschlichen Seelen verschlängen, um sie zu reinigen oder sich einzuverleiben. Dieser Gedanke ist die Grundlage des Kannibalismus, nicht umgekehrt, wie der letztere nicht, jener Glaube aber überall herrschte. Nun fraß man, die Götter nachahmend, den Feind auf, um seine so oft gefürchteten guten Eigenschaften, ja ihn selber ganz in eigenen Besitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch stammbildliche Ausübung die Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeister an die eigene Person zu fesseln.

Die Verfassung dieser Inseln zeigt uns die Grundzüge der polynesischen Verfassung, aber in argem Verfall. Die einzelnen Stämme haben meist einen Häuptling, allein die Macht desselben ist fast immer unbedeutend, obwohl sie früher nach bestimmten Zeichen, aus denen man schließen kann, nach Tabus u. s. w. weit bedeutender gewesen sein muß. Indeß hat sie sich vielfach auch recht mächtig erhalten, so vor allem auf den Fidschiinseln, doch auch auf dem Salomoarchipel und in Neubritannien. So haben die Fürsten der Admiralitätsinseln, welche auch durch besonderen Schmuck (doppelte weiße Muschelkette) ausgezeichnet sind, unbedingte Macht über ihre Untergebenen, welche sie bei nicht schleuniger Willfährigkeit schlagen und auch bei anderen Gelegenheiten sehr hart behandeln, wie sie denn z. B. alle ihnen von Europäern geschenkten Dinge jenen sofort wieder wegnahmen (Labill. 1, 251; 261). Andererseits freilich galten die Häuptlinge auf Ruk gar nicht viel: wer reich ist und öfters Gastereien gibt, wird Häuptling, d. h. er bekommt einen gewissen Einfluß, den er durch Schmeichelei und Freigebigkeit sich zu bewahren sucht. Daher gibt es zwar viele Häuptlinge, unter diesen aber eine große Anzahl, welche gar nichts zu sagen hat. Ueberhaupt erstreckt sich ihre Macht nur auf ihre nächste Umgebung, während öffentliche Angelegenheiten stets von allen Stammesgenossen behandelt werden und jeder einzelne vollkommene Freiheit des Handelns hat (Reina 363). Von den übrigen Inseln des Archipels wissen wir nur, daß es überhaupt Häuptlinge gibt und daß diese sich wenigstens etwas in der Kleidung auszeichnen (Birara Bougainv. 247; Amakata Hunter 141). Auf den Salomoinseln finden wir dieselben Gegensätze: während

auf Iſabel (Port Praslin), der Häuptling polyneſiſch-deſpotiſche Macht hat, ſo daß er von der Ernte, der Beute und der Arbeit ſeiner Unterthanen nehmen kann, was ihm beliebt und man ihm Alles, was man hat, anbietet, ſo daß ferner, wer auf ſeinen Schatten tritt ſterben muß, wenn er nicht durch große Geſchenke ſich loskauft (Surville 240): ſo haben die Häuptlinge auf Simbu und Neugeorgien wenig Anſehn und Macht und zeichnen ſich hauptſächlich vor den Uebrigen durch einen ſehr hochgeſchätzten Armring aus, der aus einer einzigen Muſchel gemacht und nur von ihnen und den bedeutendſten Kriegern getragen wird (Cheyne 65-6). Auf Neucaledonien kann man dieſe Gegenſätze noch ſchärfer ſehen. Die Fürſten, welche hier durch hohe oben offene Mützen ausgezeichnet ſind (Labill. 2, 201), haben zwar das Recht, jedem anderen die Geſchenke abzunehmen, welchen die Europäer ihm gegeben hatten, ja man bringt ſie ihnen ohne weiteres von ſelbſt; und doch hatten ſie gar kein höheres Anſehn und durchaus keine politiſche Macht (Forſter R. 3, 251; Labillard. 2, 247). Turner freilich (426) ebenſo Las Casas nouv. ann. des voy. 1855 (1, 333) berichtet, daß ſie Macht über Leben und Tod ihrer Unterthanen ſowie das Recht haben ihren Nachfolger zu ernennen, zu welchen ſie meiſt einen Sohn oder Bruder beſtimmen; wie ſie denn auch durch Tabus, welche ſie auferlegen konnten, öfters recht tyranniſch herrſchen (Ausl. 1855, 419 f.), Nachrichten die ſich nicht ganz mit jenen älteren Berichten vereinigen. Ob in den verſchiedenen Theilen der Inſel verſchiedene Machtſtellung der Fürſten galt? Zerklüftet iſt die Bevölkerung genug, denn jede Familie bildete hier einen Staat für ſich, ſo daß das ganze Land in einzelne ſelbſtändige Sippſchaften zerfiel (Forſter eb.). Auch auf den Loyalitätsinſeln war die Macht der Fürſten nicht ganz unbedeutend aber auch hier ſchwankend: denn während auf Halgan (Uwea) der eine Stamm nur von einem Fürſten beherrſcht wird, ſteht der andere unter der Oberherrſchaft einer ganzen Fürſtenverſammlung (Cheyne 23): das heißt doch, in einem Stamm hat ſich ein Häuptling in voller Macht erhalten, im anderen iſt ſeine Macht unter viele ſeines Gleichen vertheilt; daher im Naut. Mag. 17 (Bergh. 10, 354) die Verfaſſung dieſes Stammes geradezu republikaniſch genannt wird. Uebrigens ſind hier die Fürſten einigermaßen durch die Kleidung, namentlich aber durch die Achtung, die man ihnen zollt, am

man geht ihnen stets aus dem Wege, senkt die Keulen u. s. w. (Cheyne 24). Allerdings könnte hier polynesischer Einfluß sich geltend gemacht haben. Die gleichen Verhältnisse scheinen auf Lifu und Mare zu herrschen (Cheyne 76; Erskine 375); wie sich denn auf Mare sofort vier Eingeborene erboten für ihren Fürsten Gefangenschaft oder Tod zu erleiden, wenn Erskine dies zur Sühnung eines früheren Mordes verlangen würde (Gill 37). Auf Tanna dagegen unterschieden sie sich nur durch den Titel, sonst in nichts vom übrigen Volk (Forster eb. 152 f.; Cheyne 34; Turner 84) und ältere Leute hatten mehr Ansehn wie sie; nur zu Zeiten der Noth vereinigte sich das Volk, sonst lebte auch hier jede Sippschaft für sich (eb. 179). Noch weiter gediehen waren dieselben Verhältnisse zu Fate, wo ein Oberherrscher gar nicht mehr existirt wohl aber eine Menge kleiner Fürsten (Turner 393). Auf den Banksinseln gibt es gar keine Häuptlinge noch irgend etwas, was einer Verfassung ähnlich sieht. Jeder einzelne ist absolut selbstständig (ev. Miss. Mag. 1869, 328 f.). Im Nitendiarchipel hatte jedes Dorf seinen selbstständigen Häuptling, doch kam es auch vor, daß mehrere Dörfer von einem Häuptling abhingen. Auch scheinen in einem Dorf mehrere Häuptlinge zu wohnen, von denen öffentliche Dinge gemeinschaftlich besprochen wurden (Dillon 2, 191; 314). Auch in Kriegszeiten verkehrten die Fürsten der verschiedenen Stämme immer friedlich mit einander (d'Urville a. 4, 183). Die Bewohner der Torresstraße haben keine Häuptlinge; die Männer, welche diese Würde zu haben scheinen, besitzen nur Einfluß in Folge größerer Kriegstüchtigkeit, Klugheit, Zuverlässigkeit oder größerer Reichthümer, und meist auch, doch nicht immer, in Folge größeres Alters (Jukes 1, 163; Macgill. 1, 27). Auf Neu-Guinea gibt es Häuptlinge, aber nirgends haben sie größeren Einfluß, weder an der Humboldtsbai (Nieuw.-Guin. 182) noch zu Dorei (de Bruijnkops 182) zu Onin (Keyts 540) oder zu Adie (Nieuw-Guin. 113), wo der Rajah vom Sultan von Tidore eingesetzt wird; ebenso hängt auch der König von Wageu (Freycin. 2, 58) von Tidore ab (Wallace 2, 331).

Unter den Häuptlingen aber gibt es untergeordnete und höhere. So herrscht auf Wageu der König über eine Reihe von einheimischen Fürsten (Freycin. eb.). Im Salomo-, im Nitendiarchipel und auf den Loyalitätsinseln war es nicht anders (d'Urv. b. 5, 71; Dillon

2, 314; Cheyne 23 f., 16; Turner 518). Auf den neuen Hebriden gab es gleichfalls Fürsten, welche vornehmer waren als andere (Erskine 316; Turner 86) und auch zu Neukaledonien herrschte eine solche Rangordnung: denn während dort die Häuptlinge den Titel Tea führten (Labill. 2, 201 nennt ihn Tea-buma; Forster dagegen Tea R. 3, 251 und sagt 228, daß Tea-buma nur der Name des Fürsten gewesen sei, welcher über den Distrikt Buma geherrscht habe; dies tea also wäre gleich dem polyn. tui), so nannte man ganz besonders berühmte Fürsten aliki (Labill. 2, 220), man machte also auch hier einen Unterschied. Derselbe Titel (eriki) fand sich auch auf den neuen Hebriden (Fate Ersk. 316; Tanna Forst. R., 3, 152; Mallikolo Forst. Bem. 331).

Man könnte geneigt sein, hierbei an verschiedenartigen polynesischen Einfluß zu glauben; allein gegen diese Annahme spricht der Umstand, daß wir diesen Einfluß dann ziemlich gleichmäßig im ganzen Melanesien annehmen müßten und das ist eine unmögliche Annahme. Wirklichen Einfluß haben die Polynesier nur an einzelnen Punkten gehabt, aber auch hier, da sie überall den Stämmen der Inseln, auf die sie einwanderten, feindlich gegenüber standen, nur in äußerlichen Dingen, gewiß nicht in solchen wichtigen Verhältnissen, wie das der Fürsten und ihrer Stellung. Vielmehr zeigt sich ganz klar, daß die Stellung der melanesischen Fürsten ursprünglich ähnlich war, wie in Polynesien: daß die mangelhafte Entwickelung der fürstlichen Macht nur durch die Zersplitterung und Ohnmacht der einzelnen Stämme und Distrikte hervorgerufen ist.

Die Gesammtbevölkerung einer Insel zerfällt in eine Menge meist feindlicher Stämme, welche jedoch in Fate Connubium hatten (Ersk. 334); die Stämme selber zerfallen wieder nach den Dörfern in zahlreiche kleinere Abtheilungen, welche sich bei mächtigeren Veranlassungen einigen; bisweilen auch unter einem gemeinschaftlichen Herrscher stehen. Die Zerklüftung Melanesiens zeigt sich auch hier aufs deutlichste. Ueberall aber steht den Fürsten das Volk ungetheilt gegenüber und jener mittlere Stand, den wir in Polynesien so sehr wichtig fanden, fehlt hier. Wenn Earl (c. 84) sagt, daß es auf Neu-Guinea keine Stände gebe, sondern nur Häuptlinge, Volk und Sklaven, so gilt das vom ganzen Melanesien. Die Sklaven, welche nicht schlecht behandelt werden, sind Kriegsgefangene, welche zu Dorei kurz geschaf-

renes Haar tragen müssen (N.-Guin. 149). Dort sind es meist Bergbewohner, welche zu Sklaven gemacht werden, denn die Doresen und die übrigen Küstenbewohner der Gegend beanspruchen eine gewisse Oberhoheit über die Bergbewohner, welche ihnen auch tributpflichtig sind (N.-Guin. 76); und ganz ebenso ist das Verhältniß der Küstenvölker zu den Wuka an der Speelmannsbai (J. R. G. S. 7, 389 f.). Diese Sklaven sind sehr geschätzt. Uebrigens sollen die Bewohner der Gebirge und der Mariannenstraße öfters ihre eigenen Kinder oder die Kinder Anderer aus ihrem eigenen Stamme in die Sklaverei verkaufen (Kolff 300). — Auf den Fidschiinseln herrschen im Wesentlichen dieselben Verhältnisse, denn auch hier haben wir jene verschieden abgestuften Fürsten, dann Volk und kriegsgefangene Sklaven (Will. und Calv. 1, 32), welche letztere, kaisi genannt (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 705), von Hale 58 ungenau für das niedere Volk gehalten werden. Doch ist die Stellung der Fürsten und die Entfaltung ihrer Macht ganz so, wie wir gleiches in Polynesien gefunden haben, daher wir ganz kurz sein können: sie werden wie Götter verehrt, von denen sie sich selber ableiten (W. u. C. 1, 25), durch Niederwerfen, zu ihnen hin Kriechen u. dgl., stets mit einem eigenthümlichen recitativisch gesungenen Gruß, dem sogenannten Tama begrüßt (Macdonald J. R. G. S. 26, 233, 239; Will. und Calv. 1, 37 f.), ihre Glieder, ihre Häuser, Weiber und alle ihre Handlungen werden mit anderen Worten bezeichnet als die des gemeinen Mannes, sie haben das Anrecht an jedes Eigenthum des Volkes, was sie berühren, gilt für heilig, gegen sie gibt es keine Tabus und auch äußerlich, da sie soviel besser stehen, sehen sie besser aus (eb. 1, 22; 24-5; Erskine 240; 253; 456; Gaimard bei d'Urville a. 4, 701).

Auch hier werden die Könige gefüttert, weil sie zu heilig sind, um Speise zu berühren. Auch sie haben bestimmte Eigenthümlichkeiten der Kleidung für sich allein, wie es z. B. ein Zeichen ihrer Würde ist, am Daumen zollange Nägel zu tragen (Erskine 441; Will. und Calv. 1, 26) u. dgl. Ernennung und Krönung des Königs werden festlich begangen; indeß sind diese Festlichkeiten bei weitem geringer als die polynesischen (eb. 25). Die erste aber tritt ziemlich früh ein, denn die Häuptlinge abdiciren früh, weil sonst ihr heranwachsender Sohn und Erbe den Tod seines Vaters beeilt (Erskine 233). Neben dem König und der Königin stehen hier zunächst die

Häuptlinge großer Ländergebiete und einzelner Städte; den nächsten Rang haben die Prieſter, welche, bisweilen politiſch nicht ohne Einfluß (Gaimard bei d'Urville a. 4, 700), doch ſehr von den Fürſten abhängen (Wilkes 3, 89); dann folgen die mata-ni-vanua (Auge des Landes), welche Hale (58) mit Unrecht für die Grundbeſitzer alſo den polyneſiſchen zweiten Stand hält. Ihr Einfluß iſt freilich ſehr groß: es ſind die unmittelbaren Diener des Königs, welche ſeine Befehle den einzelnen Häuptlingen und dem ganzen Lande vermitteln, öffentliche Verhandlungen leiten, den Tribut eintreiben (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 700) u. ſ. w. Es liegt nahe ſie mit den tonganiſchen Matabule zu vergleichen. Auf ſie folgen berühmte Krieger wenn auch aus niederem Stand ſowie die Vorſteher der Zimmerleute und Fiſcher (W. u. C. 1, 92). Die Häuptlinge, welche minder vornehm als der König ſind, haben verſchiedenen Rang, je nachdem ſie entweder über ganze Inſeln oder nur über einzelne Diſtricte herrſchen; ſie empfangen ihren Titel, indem man das Wort tui, dem wir auch in Polyneſien begegneten, vor den Namen des Diſtrictes ſetzt (Erskine 168; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 708-9). Der Mittelpunkt der politiſchen Macht war bis jetzt das Inſelchen Bau (mbau), wo alle Fürſten von größerer Vornehmheit vereinigt wohnen (Wilkes 3, 61; Gaimard bei d'Urville 700; Will. und Calv. 1, 20; Erskine 179; Seemann J. R. G. S. 2, 54); doch auch Rewa, Somoſomo, Lakemba, Mbua, Namoſi (Seemann eb. 60) u. ſ. w. ſind wichtige Centralpunkte. Alle Länder des Archipel ſind nach Bau zinspflichtig, auch z. B. Somoſomo (Ersk. 295, 453; d'Urv. a. 4, 403) und zwar gibt es zwei Arten von Abhängigkeit, die Staaten welche Oali und die man Bati nennt, letztere minder abhängig aber weniger geachtet als erſtere (W. u. C. 1, 20). Doch können auch Stämme die irgendwohin Bati ſind, andere wieder zu ihren Oali haben (Ersk. 215). Früher aber waren die einzelnen Stämme von einander geſchieden und zwar, da ſie einander feindlich gegenüber ſtanden, ziemlich ſtreng geſchieden; jeder hatte ſeinen eigenen König, ſeine eigene Mundart, kurz ſein eigenes Weſen für ſich, aber in jedem herrſchte dieſelbe politiſche Verfaſſung, wie wir ſie eben geſchildert haben. Als nun ein einzelner Herrſcher ſich über die anderen emporſchwang, ſo hat dies in den ganzen Zuſtänden wenig geändert: jener Herrſcher iſt jetzt noch heiliger als die übrigen Fürſten,

die ihm früher gleich waren an Heiligkeit, denn auch hier wächst die Gunst der Götter mit dem irdischen Erfolg, und seinen Befehlen müssen sie sich fügen, wie ihre Stämme auch Abgaben nach Bau zahlen. Dabei aber sind die einzelnen Fürsten oder Unterkönige, die Häupter der einzelnen Stämme selbständig genug, wie sich schon aus den vielen Kriegen zeigt, die sie untereinander führen. Aus diesen Streitigkeiten erklärt es sich denn auch, daß Hale 1840 verschiedene Parteien, Anhänger des Königs und der gestürzten Herrscherfamilie fand; dazu kamen die unabhängigeren Häuptlinge und der Stamm oder die Kaste der Fischer, lauter einzelne Factoren, welche einen streng geschlossenen Despotismus, namentlich bei den ewigen Kriegen unmöglich machten. Da nun auch die niederen Häuptlinge und die Mata-ni-vanua von nicht geringem Einfluß waren: so erschien Halen die Verfassung eher republikanisch als monarchisch (Hale 60 f.; d'Urv. a. 4, 257; Gaimard eb. 701). Doch ist dies nur gelockerter Despotismus, der im einzelnen seine volle Kraft behalten hat. Nicht nur die vornehmeren, auch die geringeren Häuptlinge sind höchst stolz und eifersüchtig auf ihren Rang, was sich indeß mit äußerster Bettelhaftigkeit verträgt (W. u. C. 1, 33). Die Abgaben, welche sie empfangen, bestehen zunächst im Besten aller Arbeitsprodukte, sodann vornehmlich in Walzähnen, ferner in Kähnen, Waffen, Netzen, Zeugen u. s. w. und werden unter großen Festlichkeiten eingeliefert, bei welchen der betreffende Häuptling das Volk sehr reichlich bewirthet (eb. 39).

Man hat in den einzelnen Stufen der Gesellschaft wie sie hier ausgeprägt sind, etwas kastenartiges gesehen, so z. B. Williams 1, 32, aber durchaus mit Unrecht. Denn wir sehen hier nur bestimmte Abstufungen der Stände, welche nach der näheren oder entfernteren Beziehung der Einzelnen zur Gottheit sich bilden. Allein anderes finden wir freilich hier, welches entschieden Aehnlichkeit mit der Kasteneinrichtung hat. Es gibt nämlich hier einzelne „Stämme", mit welchen ein bestimmtes Gewerbe verbunden zu sein scheint. Die Schiffer (batoni Erskine 180) haben wir schon oben erwähnt; hierher gehören nun auch die Fischer (lasakau eb.), welche ein Drittel von Bau bewohnen und einen Häuptling für sich haben (Erskine 179) und ebenso die Zimmerleute (Will. und Calv. 1, 32). So gibt es, nach Hale (61), in jedem Districte Städte, deren Einwohner ein Gewerbe be-

treiben, und alle entweder Krieger oder Zimmerleute oder Fischer u. dgl. sind, welche von den höchsten Fürsten der Districte zu gegenseitiger Hülfe wenn es noth thut, aufgerufen werden. Ebenso werden auf Mare alle Knaben entweder dem Priester- oder dem Kriegerstande geweiht (Gill. 9). Aber auch dies alles erklärt sich, weil die Fischer — nach Williams sind es die Schildkrötenfischer — die Zimmerleute und Priester ein besonders heiliges Gewerbe hatten, was daher nicht jedem beliebigen auszuüben freistand.

Ueber die melanesischen Rechtsverhältnisse wissen wir nicht viel; daß der Rang hier durch die Mutter vererbt (Fidschi W. u. C. 1, 32; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 700) ist schon gesagt. Ebenso die Thronfolge: stirbt in Neu-Guinea der Radja, wie sich die Häuptlinge dort vielfach nennen, so folgt zuerst sein jüngster Bruder, dann der Sohn seines älteren Bruders, dann erst sein eigener Sohn (Modera 110; Müller b. 93).

Auch das Vermögen erbt in Neu-Guinea durch die Mutter, wobei indeß Söhne so sehr bevorzugt werden, daß wenn der Erblasser nur Töchter hat, die Söhne seines Bruders erben. Indeß gehen auch die Töchter, oder wenn keine da sind, die Nichten nicht ganz leer aus. Ueberlebt die Frau den Mann, so bleibt sie im Hauptbesitze des Erbes; auch überlebende Eltern werden bedacht. Ist kein näherer Verwandte da, so erbt das Vermögen nach weiblicher Linie in der Blutsverwandtschaft (Speelmannsbai Sal. Müller b. 96; Modera 114); Grundeigenthum kennt man hier und auf den Torresinseln, wo es auf die Kinder vererbt (N.-Guin. 182; Macgill. 2, 28). Schwere Verbrechen sind höchst selten auf Neu-Guinea, kleinere werden durch die Häuptlinge oder Aeltesten bestraft und besteht die Strafe meist in einer Geldbuße, welche sich allerdings bis zum Verlust des vollen Vermögens steigern kann. Todesstrafe ist so gut wie unbekannt außer bei Ehebruch, wo sie an einigen Orten angewandt wird (Speelmannsbai, Neu-Guin. 127; Mod. 110; Müller b. 99; Adie N.-Guin. 116; Dorei de Bruijnkops 188; Geelvinksb. Goudsw. 62 f.). Sehr häufig übrigens sind die Bestrafungen Privatsache der Beleidigten (N.-Guin. 127; Neucaled. Turner 426). In Fidschi ist der König der oberste Richter (Gaim. bei d'Urville a. 4, 701), dessen Urtheil ohne Formalität gefällt und meist auch ohne Wide[illegible] werden. Grausame Strafen, Verstümmelu[illegible]

häufig (W. u. C. 1, 29). Bisweilen zeigt sich eine Art jus talionis: wer einen andern tödtet, wird wieder getödtet (Gaim. 701), wer stiehlt wird zu einer Geldbuße, zum Ersatz, oder zum Verlust des kleinen Fingers, bisweilen freilich auch zum Tode verurtheilt (Gaim. 705, 707; W. u. C. 429), wie auch auf Fate die Kinnbacken eines Menschen, der schlecht vom Häuptling gesprochen, am Hause des letzteren aufgehängt wurden (Turner 393). Auch Gesammthaftbarkeit der Geschlechter besteht und Kinder, welche einem Uebelthäter verwandt sind, verlieren zur Sühne bisweilen einen kleinen Finger (Will. u. Calv. 2, 91). Uebrigens gelten ganz consequent Verbrechen eines Mannes aus dem Volke für schändlicher und schwerer als die von Vornehmen begangenen (eb. 1, 28).

Die Wuka auf Neuguinea schwören bei der Sonne oder beim Berg Lamantscherie oder bei einer bestimmten Waffe, daß der Berg sie decke, die Sonne sie verbrenne, die Waffe sie tödte, wenn sie die Unwahrheit sagen (Mod. 112; Sal. Müller b. 104). Ebenso rufen die Einwohner der Geelvinkbai, einen Pfeil in der Hand, den Himmel an, daß er sie strafe: allein Umbiegen des Pfeils und bestimmte Kräuter können diesen Eid wirkungslos machen (Goodsw. 64). Die Einwohner des Utenata bringen sich, wenn sie schwören wollen, eine kleine Wunde bei, vermischen das Blut derselben mit Salzwasser und trinken es (Sal. Müller b. 86). Die Wuka wenden Eidesform bei Verlöbnissen an (eb. 104). — Gottesgerichte eigenthümlicher Art, durch Emporziehen und Fallenlassen, findet man in Neukaledonien (Rougeyron in nouv. ann. des voy. 1848, 3, 98), andere mit kochendem Wasser oder Untertauchen in der Geelvinkbai (Goudswaard 64). Auf Fidschi wandte man, um Diebe zu entdecken, vielfach Zauberei an (Maldonald J. R. G. S. 26, 247). War ein Mensch dringend verdächtig und wollte nicht gestehen, so ließ der Häuptling mit einem Tuch, das über dem Haupt des Schuldigen hin und her bewegt wurde, seine Seele fangen, welche dann in dem Tuch am Kahn des Häuptlings festgenagelt wurde. Sie glaubten so fest daran, daß sie aus Angst davor Alles gestanden (W. u. C. 1, 250). Um Gärten zu schützen wurden bezauberte Fußangeln und ähnliche Mittel in denselben aufgestellt (eb. 249).

Eine eigenthümliche Einrichtung auf Fidschi ist das sogenannte soro: ein Geschenk des Schuldigen an den Häuptling, das Verge-

bung erflehen und Strafe abwenden soll. Es gibt fünf Arten des Soro, bei deren ersten der Schuldige irgend ein Geschenk, bei der zweiten einen Stock, bei der dritten einen Speer bringt, indem er sich selbst zur Erde wirft; die vierte besteht in Darbringung eines Korbes mit Erde, nach Krieg, wenn ein Land sich unterworfen bekennt: man bietet also sich selber zur Züchtigung oder sein Vermögen an; bei der fünften Art erscheint der Schuldige mit Asche bedeckt in tiefer Erniedrigung um anzuzeigen, daß sein Leben verwirkt sei, daß er es nur der Gnade des Beleidigten verdanke (Will. und Calv. 1, 31). Wir finden ähnliches z. B. auf Samoa, doch hat sich hier eine wie es scheint uralte Sitte in frischerem und reichlicherem Leben erhalten. Wird ein solches Soro abgewiesen, so kann es mit dazu nöthiger Verstärkung wiederholt werden, bis zu 5 mal; meist aber ist vorher schon alles verabredet und die ganze Institution ist zu einer Art von gesetzmäßiger Bestechung herabgesunken. Auch den Priestern beleidigter Gottheiten bot man es an.

Die merkwürdigste Einrichtung auf Fidschi, die wir schließlich noch besprechen müssen, sind die vasu, d. h. Neffen: jeder Mann, dessen Mutter Glied der Häuptlingsfamilie eines anderen Landes (Stadt, Stamm, Insel) ist, gilt als vasu dieses Landes und kann sich mit Ausnahme der Weiber, Häuser und des Grundbesitzes der Häuptlinge alles was er will aneignen. Je vornehmer ihre Mütter sind, je mächtiger sind die Vasus. Da sie dem Könige meist einen Theil ihrer Beute mitbringen, so ist dies Institut sehr stark von den Fürsten benutzt und also von größter Wichtigkeit. Uebrigens ist die Sache auch ganz volksthümlich, und wo ein Vasu anlangt, der auch bei etwaigem Krieg stets freien Zutritt zu den ihm Verwandten hat, so wird er mit den größten Festlichkeiten empfangen (Hale 60; Erskine 250 f. W. u. C. 1, 34 f.). Kein Verwandter aber einer Frau, welche sich am Grabe ihres Mannes nicht umbringen ließ, kann vasu werden; denn man glaubte, daß sie die eheliche Treue nicht gehalten habe (Erskine 448). Auch Staaten mit einem gemeinschaftlichen Schutzgott stehen im engeren Bunde miteinander, ohne daß dies Verhältniß größere Bedeutung hat (Hale 60).

Ueber die Religion der Melanesier sind unsere Nachrichten nicht eben reichlich. Wird nun spätere genauere Kenntniß des Gebietes gewiß noch viele Aufklärungen bringen, so ist doch unser-

kennen, daß die religiösen Vorstellungen der Melanesier nicht sehr reich sind. Das zeigt sich deutlich schon in dem Theil Melanesiens, welcher am genauesten bekannt ist und über welchen wir wirklich bedeutende neue Nachrichten kaum erhoffen dürfen, im Fidschiarchipel; und auch hier ist alles so widersprechend, daß der Ausspruch einiger Kenner der Inseln, ihre Religion sei vag und verworren (Benjusan 47; Will. und Calv. 1, 215), sich nur bestätigt. Der Hauptgott ist Ndengei, dessen Namen nach Hale (183) auch Seemann (389) mit dem polynesischen Tanga-loa gleichgestellt hat. Natürlich darf man nicht mit Hale an directe Entlehnung denken: dafür ist das Wesen des Gottes zu selbständig entwickelt. Halb Fels halb Schlange, nichts empfindend als Hunger, wohnt er in einer Felsenhöhle auf Vitilevu, nur von einem Diener Uto umgeben, den er ausschickt um Opfer zu holen, der aber stets, zur Betrübniß des Alten leer zurückkehrt: denn obwohl er als der höchste Gott gilt, man opfert ihm, man verehrt ihn so gut wie gar nicht (Will. und Calv. 1, 217 f. Hale 52; Erskine 246; Seemann 223, 390). Nach anderer, wie es scheint älterer Ueberlieferung, steht sein Sohn (oder seine beiden Söhne), vor der Höhle, um alle Gebete zu ihm zu bringen. Erskine (247) denkt hier unrichtig an christliche Einflüsse. Wir finden hier jenen blinden Gott von Bikar (Mikronesien Bd. 5, 2. S. 138) in anderer Version wieder. Ndengei trägt die Welt und wenn er sich wendet, so entsteht ein Erdbeben, dann aber, denn nun dreht er sich der Erde günstig zu, ein fruchtbares Jahr; während er bei Mißwachs die Früchte den bösen Geistern gibt. Dies war der Inhalt mancher Lieder, welche man zu bestimmten Tänzen sang (Hale 52; Ersk. 473; Seem. 390). Zu ihm gehen die Seelen der Verstorbenen, um gerichtet und gereinigt zu werden (Ersk. 246; Will. und Calv. 1, 246; Gaim. bei d'Urville a. 4, 702). Sehen wir hier Züge, welche an den polynesischen Mafuike erinnern, wie denn auch die Kunst Feuer durch Reibung zweier Hölzer zu gewinnen durch einen Sohn Ndengeis gelehrt sein (Macdonald J. R. G. S. 26, 250) und auf seinem unterirdischen Heerd stets ein gewaltiges Feuer brennen soll, dessen Umfang viele Meilen beträgt (Will. und Calv. 1, 230): so stimmt er darin mehr mit Tangaloa, daß er der Schöpfer nicht nur der Götter sondern auch der Welt und der Menschen ist (Gaimard eb. Hale 52), deren erstes Paar er nach einer Sage

aus den Eiern einer Habichtsart, die um jene Höhle auf Vitilevu sehr häufig ist, ausgebrütet, nach der anderen sie mit seinen Händen gebildet hat, doch erst nach mehreren mißglückten Versuchen und das Weib nur mit Beihülfe eines anderen Gottes (Will. und Calv. 1, 251). Auch Früchte schuf er für sie und lehrte ihnen die Bereitung derselben. Er ferner war es, der die große Fluth auf die Erde schickte um zwei seiner Enkel, welche ihn durch Tödtung seines Lieblingsvogels erzürnt hatten, zu tödten: allein sie entkamen zu Schiff und wurden Stammväter der Fischer und Kahnbauer. Nur acht Menschen wurden gerettet (Will. und Calv. 1, 252). Nach Anderen (Erskine 244 f.) war diese Fluth vom Gott der Zimmerleute Rokova und seinem Werkmeister Rokola hervorgerufen. Jene acht retteten sich nach Mbenga, auf ein Inselchen südlich von Vitilevu, dessen Eingeborene sich deshalb für die vornehmsten Fidschis halten. Auf einen hohen Berg des Inselchens Koro rettete sich ein kleiner Vogel und beweinte den Untergang der Welt (Will. und Calv. 1, 252-3).

Doch auch andere Gottheiten gelten als Weltschöpfer. So Ove, der nach Hunt (bei Ersk. 244) der mächtigste Gott des Archipels war, und nach der einen Nachricht im Mond, nach der andern in der Sonne wohnte; ein mißgestaltetes Kind galt als sein Versehen Und wie auch sonst weibliche Gottheiten erwähnt werden (Gaim. bei d'Urv. a. 4: 702; Will. und Calv. 1, 252), so glaubten sich einzelne Districte von einer solchen erschaffen (Ersk. 244). In dieser letzteren finden wir die weltenbildende Tochter Tangaloas, jene samoanische Tuli wieder, an deren Vogelgestalt das die Sündfluth beweinende Vöglein erinnert. Die von Ndengei gebrüteten Eier, welche freilich bloß die Menschen hervorbringen, sind gewiß eine ins Engere gezogene Umwandlung von Tangaloas Weltei. Dadurch daß er wie Tangaloa die Sündfluth schickt, erklärt sich sein Zusammenhang mit dem Gotte der Kahnbauer, wie ja Tangaloa in Polynesien zum Gott des Meeres und des Kahnbaues geworden war. Zugleich aber zeigen sich gerade durch die Fluth beide als Gottheiten des Himmels und darauf weist uns auch die Erzählung, daß Ndengei und sein Kult von Ra und Rangirangi (Macdonald J. R. G. S. 26, 250) gekommen sei. Natürlich darf man dies nicht pragmatisch deuten, wie Hale (188): Ra ist die Sonne und Rangirangi (Rakirakı, Wil-

Seemann) der Himmel und so haben wir den Gott in der ihm gebührenden Wohnung, dessen Name freilich später übertragen wurde auf den Theil von Vitilevu, wo Ndengei wohnte.

Auch im übrigen Melanesien finden sich Gottheiten, welche ihm gleich stehen; nur daß wir über sie weit weniger unterrichtet sind. So glauben die Bewohner von Mare (Loyalitätsinseln) an eine große unsichtbare Macht, welche Alles leitet (Gill 8), auf Lifu hat Lanlaati die Welt erschaffen (Ersk. 369; Turner 401), auf Fate zwei Götter, Mani-tikitiki und Tamakaia (Gill 65; Erskine 334), von denen aber ersterer wohl zweifellos polynesisches Ursprungs ist. Nobu ist der Weltschöpfer auf Erromango (Turner 496), Auwe (vergl. Fidschi Ove) bei den Anwohnern der Speelmannsbai, der über den Wolken thront und alles regiert, auch das Menschenleben, der aber weder Opfer noch Gebete empfängt (N. Guin. 128). Hierher scheint auch der „Prophet" Mangundi (der Einige; er heißt auch Mansárija der Alte und Manaarmákrie der Alte der sich verjüngt) und sein Sohn Konóri, an welche man in der Geelvinksbai glaubt, zu gehören. Mangundi soll durch eine Wundernuß, welche er von Sampári, den Morgenstern, den er fing und festhielt, bekam und die er auf den Busen eines Mädchens warf, den Konori gezeugt haben. Er schuf alle Dinge aus nichts, lehrte den Menschen Nützliches und Gutes und verbrannte sich selbst, um als Jüngling aus dem Feuer wieder hervorzugehen. Dann zog er nach Sub-Kalingga; seine Blutspuren sind noch auf Meifore zu sehen (Goudswaard 84 f. nach Fabritius, dessen histor. Bedeutung des Mythus keine Wiederlegung verdient). Andere Mythen (eb. 88 f. nach Frau Fabritius) stellen den Sohn, Koráno Konóri, als die Hauptperson hin und erzählen von ihm zum Theil das oben von Mangundi erzählte. Er wird mit Allah von der Berichterstatterin verglichen, er ist vom Himmel niedergestiegen, hat Neuguinea, die Menschen geschaffen und mit einem jungen Mädchen wieder durch die Wundernuß einen Sohn erzeugt, der später zu ihm zurückkehrt, worauf seine Mutter sich in Stein verwandelt. Er hatte vorher die Papuas vieles Gute gelehrt: da sie es aber in den Wind schlugen, so wurden sie zur Strafe schwarz und kraushaarig. Seine dereinstige Wiederkunft bringt allen Menschen vollkommenes Glück. Man glaubt so fest an sie, daß ein Betrüger, der sich für Konori ausgab, nicht unbeträchtlichen Anhang fand. Mag

der Zusatz von der Bestrafung der Papuas vielleicht nicht ganz ächt, jedenfalls jung sein, wie wir vieles Andere entschieden Europäische schon ausgelassen haben: der Kern des Mythus ist gewiß ächt und alt, nur die jetzige Gestalt ist schon ins Märchenhafte herabgezogen. Die Wuka beten die Sonne an und bringen ihr Opfer (Sal. Müller b. 104) und die Anwohner der Tritonsbai, die sonst keine Religion haben, schwören bei ihr (Modera 112), wie auch die Tannesen, die sonst wie die Neucaledonier (Lascazas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419 f.; Erskine 320) keine Gottesverehrung haben sollen (Turner 13; 81), den Tagesanbruch, also das Aufgehen der Sonne mit feierlichen Liedern begrüßten (Forster Bem. 494). Ob die Sonne hier nun Hauptgottheit oder nur nebenbei verehrt war, läßt sich nicht entscheiden, doch spricht der Umstand, daß jede weitere Gottesverehrung fehlt, für ersteres.

Noch eins ist hier zu bemerken. Nobu heißt auf Erromango der Hauptgott der Insel, zugleich auch Gott im Allgemeinen (v. d. Gab. 125) und zugleich nennt man so alle Fremden, Weiße oder Farbige (Turner 496). Ebenso ist es in Neubritannien. Auf Ruk soll vor Zeiten Pura mit seinen Kindern und verschiedenen Früchten gelandet sein, er lehrte die beiden Sprachen der Insel und verschwand; von seinen Kindern aber stammen die Bewohner, von den Früchten die Nahrungs- und wilden Pflanzen der Insel. Auf Birara aber heißen alle Weißen Pura (Reina 358), wie auch auf Ruk Pura bisweilen als Weißer galt; und so dürfen wir wohl auch hier in Pura die lichte Hauptgottheit des Himmels (vergl. oben 237; 270) vermuthen. Die Banikoresen ferner hielten La Perouses Unglückgenossen für „Schiffsgeister" (Dillon 2, 160), die Mallikolesen baten Forstern (R. 3, 40) und seine Begleiter inständig, die Insel bald wieder zu verlassen; und überall sind die Europäer für Wesen höherer Art, für Götter gehalten und demgemäß empfangen (Neubr. le Maire 470; Reina 358; 364; Torresinf. Macg. 2, 29; Fidschi Erskine 229). Hiermit steht die große Scheu der Eingeborenen sowie namentlich das stete Fernhalten der Weiber in Zusammenhang, welche unheiliger als die Männer mit Göttern in keine Berührung kommen durften. Und so erklärt sich auch die feste Weigerung der Bewohner von Telok Lintju (Humboldtsbai) keine Speise von den Europäern anzunehmen (Roijer 65): wer Speise von Göttern berührt muß

Götter, welche irdische Speise aßen, ihre Götternatur verlieren (Aehnliches im übr. Melanes. Ersk. 307; Forster R. 3, 96). Die Götter aber des melanesischen Himmels waren zahlreich; einige derselben können und müssen wir noch besprechen. Zu Fidschi gab es einen besonderen Gott der Unterwelt, welcher zu Lakemba Lothia hieß (Cargill bei Hale 54), während zu Rewa die Vernichtung der Todten selber (richtiger wohl der Ort, wo sie geschah) diesen Namen führte. Als Richter in der Unterwelt dachte man ihn oder Ndengei oder an anderen Orten einen dritten furchtbaren Gott Rati-mbati-ndua, d. h. einzahniger Herr, denn er hat einen sehr großen Zahn, den er zum Verzehren der Seelen, die er brät und verschlingt, gebraucht. Er hat die Gestalt eines Mannes, nur statt der Arme Schwingen und fliegt als Feuermeteor durch die Luft (Hale 54; Will. u. Calv. 1, 218). Eine große Aehnlichkeit mit Hikuleo, welchen die Tonganer in diesem Ratu wiederfinden mochten, ist nicht zu verkennen. Auch die Torresinsulaner hielten Sternschnuppen für fliegende Geister, welche sie sehr fürchteten (Macg. 2, 30), doch auch für die Kinder der Sterne, wie die Fidschi in einem Kometen einen Sohn Ndengeis sahen (Erskine 245). Lothia aber findet sich wieder zu Lifu, wo die Unterwelt Locha (Erskine 369) heißt: sicher dasselbe Wort, denn Ch wechselt auch sonst in diesen Sprachen. Und gleichfalls hieß auf Ruk der Hades Lottin, wohin man daselbst den Marsaba, den bösen Geist, der Krankheiten sendet, alles Unglück und vielen Spuck anstiftet nach besonderen Unglücksfällen zu verjagen sich bemüht (Reina 356). Marsaba, der noch viele andere Namen besitzt und äußerst häßlich ist, hat einen geweihten Raum auf der Insel eigen, wo ihm öfters nächtliche Feste von den Männern gefeiert werden. Bei den hauptsächlichsten derselben ziehen zwei Vermummte umher und fordern die von Marsaba „noch nicht gefressenen" Jungen — doch handelt es sich nur um schon beschnittene Jünglinge. Diese, ausgeliefert, müssen zwischen den Beinen der Vermummten durchkriechen, worauf das ganze Dorf Geschenke bringt, um sie, die nun von Gott gefressenen, zu befreien. Auch dies Fest spricht dafür, daß wir in Marsaba den ursprünglichen Herrn der Unterwelt zu sehen haben, der freilich zum bösen Spuckgeist, wie Pura zum Menschen, herabgesunken ist. Gleiches Schicksal hat außer anderen „Geistern", welche man zu Ruk kennt, Nabeao, der hier und zu Birara verehrt wird, getroffen. Er,

urſprünglich wohl ein guter Geiſt, iſt jetzt vorherrſchend böſe; ihm werden alle Schiffbrüchigen geopfert, damit er ſie nicht aufs Land verfolgt (Reina 356). Meergötter gab es auch im Fidſchiarchipel. einer der mächtigſten, den man hoch verehrt, war in Haigeſtalt (Erskine 420; Hale 55). Die Fiſcher hatten gleichfalls ihren beſonderen Gott, Rakavonu, und der der Zimmerleute, Rokola führt die Seelen im Geiſterſchiff von dannen. Andere hervorragendere Götter ſind Ratu Maimbulu (Herr von Mbulu), auch Ratulevu (großer Herr) oder Mai Wakalotu genannt (Will. u. Calv. 1, 219), der Gott der Fruchtbarkeit, der einmal im Jahre nach Fidſchi hinkommt, und mit feierlichſter Tabuzeit empfangen wird; hat er dann alle Früchte bereitet, ſo wird er gebadet und reiſt wieder ab, was die Prieſter mit lautem Geſchrei kund thun: dann hört das Tabu auf (Ersk. 245 f.). Ferner eine Reihe Kriegsgötter, der Hirneſſer, der mit dem Blätterpanzer (und doch Unverwundbare), der Mörder u. ſ. w. (Will. u. Calv. 1, 219). Auch auf Liſu, Mare und Aneityum fanden die Miſſionäre Kriegsgötter, ferner Götter der Fruchtbarkeit, welche das Land, die Pflanzen geſchaffen hatten, Regen und Sturm hervorriefen und noch andere (Turner 519). Zu Fidſchi gab es noch eine große Menge Götter, welche man entweder für „ungeborene", ewig ſeiende wie Ndengei ſelbſt (Macdon. J. R. G. S. 26, 250) oder für die Söhne Ndengeis hält und einen ſolchen hat jede Stadt zum Schutzgeiſt (Hale 53). Hale behauptet, Ndengei ſei unter verſchiedenen Namen an verſchiedenen Orten verehrt; doch mögen dieſe anderen Namen wirklich verſchiedene Gottheiten, andere „ungeborene" bezeichnet haben. Dieſe Namen, die Williams, Hale, Gaimard und Erskine zahlreich anführen, ſtimmen unter einander nicht überein; was indeß, da jede Inſel ihre beſonderen Götter hatte (Will. u. Calv. 1, 217), nicht wundern kann. Einige dachte man ſich monſtrös: mit Holzhänden, mit acht Augen (Weisheit bezeichnend), acht Händen (Geſchicklichkeit), zwei Leibern, achtzig Magen u. ſ. w. Der Name einer dieſer Götter lautet bei Gaimard (d'Urville a. 4, 702) Mbaunwe, welcher Name an der Seelvinskbai wiederkehrt. Dort hat jeder Stamm ſeinen Manuwel oder Manuwin, der alles Unheil, auch das moraliſch Böſe verurſacht und ſehr gefürchtet iſt. Der Manuwel eines feindlichen Stammes verurſacht es, daß Leute aus dem anderen Stamm ſterben (Goudswaard 80; 79). Im Gegenſatz zu ihm gibt es auch einen

gütigen Geist, Narvoje, der zwar auch tödtet, und namentlich gern Kinder, aber aus Liebe, der seinen Sitz in den Nebeln über den Wäldern hat, oft aber auch auf Bäume sich niederläßt, Opfernden als schöner Jüngling (z. B. im Cigarrendampf) erscheint und ihnen Rath ertheilt (eb. 80 f.). Die Doresen glauben, daß Donner und Blitz durch böse Geister, die in der Luft wohnen, hervorgebracht werden (N. Guin. 162); die Fidschi verehrten Tokalau den Windgott (Will. u. Calv. 1, 248). Auf Vanikoro (Nitendi) bewohnte ein mächtiger Gott die Höhe des Berges Kapogo, dessen Ankunft auf dem Berg Wolken, welche den Gipfel umgeben, anzeigen (d'Urv. a. 5, 179; andere Berggötter daselbst Dillon 2, 214); die Bewohner der Ebene sowie der Berge an der Süd-Westküste Neuguineas schwören beim Haupt der Berge (Modera 112; Sal. Müller b. 104). Vulkane galten ebenfalls als Sitz der Götter; sie zu besteigen war ein Frevel; auf Tanna umwohnten den Vulkan die mächtigsten Priester (Forst. Bemerk. 39; Rietm. 153; Neumanns Zeitschr. n. F. 2, 185; Auk Reina 355).

Diese Gewitter-, Berg- und Windgötter bilden den Uebergang zu den untergeordneten Gottheiten. Hierher gehörte nun wohl, abgesehen von verschiedenen Sternmythen (Turner 89), die Verehrung „der Himmelskörper und der Elemente" auf den Salomoinseln (Bensusan 47). Der Morgenstern Sampári wird zu Dorei wegen besonderer Zauberkräfte verehrt (N. Guin. 155 f.; Goudsw. 85). Auf Erromango bringt die Sonne den Regen hervor; bei anhaltender Dürre werden deshalb die Sterne auf sie bös und zwingen sie es regnen zu lassen (Turner 495), wie man auch ein abergläubisches Mittel hat, die Sonne langsamer gehen zu lassen (Will. u. Calv. 1, 250). Riesen gibt es (Torresstr. Macg. 2, 30; Fidschi Ersk. 473), Feen oder besser Elfen, klein wie Kinder, von weißer Farbe, stets singend, den Menschen nicht unfreundlich (Will. u. Calv. 1, 240); und auch von Halbgöttern, welche Berge versetzen wollten, aber durch den Tagesanbruch verhindert ihre Lasten fallen ließen, erzählt der Fidschimythus (eb. 251). Eine Sage auf Erromango (Turner 497) erzählt von einem Menschen, der durch einen riesigen Fisch, welcher ihn verschluckte und ausspie, ans Land gerettet wurde und Geister und Götter (oft treten auch die mächtigsten so auf, Ndengei, Ratumaimbulu Seemann 401) zeigen sich oft als Schlangen, Krokodile, Kröten, Vögel (z. B.

als Tropikvogel Will. u. Calv. 2, 56), Ratten, der Meeresgott als Hai u. s. w. (eb. 1. 241; 219; 233; Erskine 293; 420; Hale 54; N. Guin. 153; 155; de Bruijnkops 187; d'Urv. a. 4, 609; Wagen Lesson compl. Buff. 3, 27; Humboldtsbai N. Guin. 177 f.). Zu Fidschi ward ein ungeheurer Aal mit Opfern, ja mit Kinderopfern verehrt (Erskine 434; Krokodil Mar. 1, 355) und ebenso zu Isabel derartige Thiere lebend gehalten (nouv. ann. des voy. 3, 63).

Die Schutzgeister bilden auch hier eine besondere Klasse. Vielleicht muß man hier jenen Narvojé und Manuwel herrechnen; jedenfalls aber gehören die Korwar (Korrowar) der Doresen hierher, die man männlich und weiblich dachte, deren Bilder $1^1/_2$' hoch, mit scharfer Nase und großem, spitzzahnigen Maule versehen sind, denn der Schutzgeist frißt ursprünglich die Seele. Jeder hat seinen Korwar, dem er alle Wünsche vorlegt, den er um Rath fragt (stets um Ja oder Nein; eine Bewegung des Bildes ist Antwort), dem er strenge gehorcht (N. Guin. 162; Goudswaard 78 f.). Auf Fidschi hat nicht nur jeder einzelne Fürst (Will. u. Calv. 1, 219), sondern auch jeder Gau seinen Schutzgeist; heißt dieser nach dem Gau z. B. Tui-Lakemba, so darf der Häuptling des Gaus den Namen nicht führen (Will. u. Calv. 1, 233). Am Hause eines Fürsten auf Uwea waren fünf Schutzgeister abgebildet (Turner 519). Auf Vanikoro versprach ein Häuptling seinen Gott zu zeigen, welcher in einem besonderen Haus wohne und führte darauf seine Gäste vor das Loch eines Landkrabben. Dicht daneben war das Grab seines Vaters oder Großvaters. Der Gott eines anderen wohnte ganz in der Nähe in einem Ameisenhaufen (d'Urv. a. 5, 178 f.; 180). Auch hier also sind Schutzgötter in Thiergestalt oder mit spitzen Zähnen ursprünglich gewiß Götter: aber wie wir sie räumlich dem Ahnengrabe auf Nitendi nahe finden, so stehen sie auch sonst in naher Berührung mit der Seele der Abgestorbenen. So diente den Doresen als Korwar auch der Schädel eines Verstorbenen (Goudswaard 75). Auch auf Baladea trug man Knochen Verstorbener als Amulet, bewahrte die Schädel der Angehörigen auf und brachte ihnen bei Krankheiten Opfer. Zähne und Schädel alter Weiber hing man hier und zu Mare (Gill 8) in die Pflanzungen, um reiche Ernte zu erla
günstigen Regenmacher bewirken Regen oder Trocken

ßen oder Ausdörren der Knochen eines Verstorbenen (Turner 425; 428; Gill 9). Die Geister der Todten wahrsagen auf den Salomoinseln, geben guten Fischfang u. dergl. (Surville 241); auf Baladea gehen sie in den Wald, wo sie alle fünf Monate ein Fest feiern, und allerdings hörte man um diese Zeit immer Musik und Lärmen vom Wald her. Die alten Leute tanzten und sangen hier (Turner 428), um ihre Söhne von der Anwesenheit der Geister zu überzeugen; ursprünglich aber um durch feierliche Nachahmung der Geister diese zu ehren. Die Geister kehren unter den verschiedensten Gestalten zurück, um die Lebenden Nachts zu schrecken: daher diese stets einen Feuerbrand bei sich führen, um sie zu verscheuchen (Fidschi Will. u. Calv. 1, 241; Wilkes 3, 118 f.; N. Guin. 162; Berghaus Zeitschr. 10, 356). Sie schweben in der Luft, meist um ihr Grab, doch können sie auch andere Inseln besuchen. Sie sind es, durch welche weissagende Priester begeistert werden (Cheyne 10; Balad. Turner 81; 338; 425; 427; Lifu eb. 399; Erskine 369; Fate eb. 304; Gill 65; Turner 394; Tanna eb. 88; Rut Reina 356; 360; Admir.inf. Labill. 1, 267; Torresstr. Flinders 1, XXXVI; Macgill. 2, 20; Neuguin. d'Urville a. 6, 616; N. Guin. 155; 162; Goudsw. 75; Fidschi Will. u. Calv. 1, 217; Ellis 1, 409). Auch Böses thaten die Seelen, sie brachten Krankheiten u. s. w. (Turner 424). Und auch jener merkwürdige Glaube, daß die Weißen die wiederkehrenden Seelen seien, findet sich hier (eb.): ja auf den Banksinseln erkannte man unter den Europäern bestimmte verstorbene Individuen selbst (ev. Miss. Mag. 1869, 329). Die Fidschis sind der Meinung, daß jeder Mensch zwei Seelen habe, eine dunkele, welche zur Unterwelt hinabgeht, und eine helle, welche an dem Orte, wo der Mensch stirbt, verbleibt und oft, namentlich bei Regenwetter laut stöhnt und seufzt (Will. u. Calv. 1, 241). Auch können die Seelen Lebender den Körper verlassen und andere Schlafende beunruhigen; und umgekehrt glückt es bisweilen, eine schon entfliehende Seele durch lautes Geschrei zurückzurufen (eb. 242). Nach der Meinung der Papuas von Nordguinea wohnt die Seele im Blut (Goudsw. 77). Uebrigens haben hier alle Dinge eine Seele, auch Pflanzen, Steine, Geräthe, alles (eb. Mariner 2, 137), was indeß nicht alle glaubten, mit denen Williams verkehrte. Jedes Ding gelangt auch in ein Paradies und zwar entweder ins allgemeine oder

aber in ein ganz specielles, wie denn z. B. das der Kokosnüsse zu Longia auf Rewa ist, und der Häuptling von Rewa beklagt sich oft, in Zeiten großer Festlichkeiten nicht schlafen zu können, weil er stets das Krachen der Nüsse höre, die, sowie sie irgendwo im Archipel verzehrt wurden, sofort in ihr Paradies kamen (Hale 55), wo sie ein besonderer Gott Mbolembole in Gebrauch nimmt (Will. u. Calv. 1, 242).

Wir haben schon einzelne melanesische Paradiese oder wenigstens Aufenthaltsörter der Seelen genannt, so Lottin auf Ruk, Locha auf Lifu; auf Fate hieß es Lakinatoto und wurde im Westen liegend gedacht (Erskine 334; Gill 65); ebenso dachte man sich Locha zu Lifu im Westen (Turner 401). Auf Aneityum gingen die Seelen nach Umatmas; sie sprangen, um dahin zu gelangen, von einem Felsen des Westendes der Insel ins Meer, in Umatmas aber wurden sie gerichtet: die guten kamen in ein Paradies voll Speise und Wohlleben, die schlechten, Diebe, Mörder, Ehebrecher in eine Hölle wo sie Hunger leiden mußten (Turner 371). Die Doresen glauben an das Fortleben der Seele auf dem Grunde des Meeres (Goudswaard 77), wo sie nach indischer Weise aber glückselig weiter leben; die Ayamboresen dagegen (N. Guin. 162) glauben an eine Art Seelenwanderung, indem die Seele des Mannes im ältesten Sohn, die der Frau in der ältesten Tochter fortlebt. Am Eingange der Unterwelt sitzt zu Fate Salatau und schlägt jeder herannahenden Seele mit dem Beile auf den Kopf (Turner 394). Auch auf den Fidschiinseln droht den Seelen große Gefahr. Sobald sie gestorben sind, warten sie zunächst auf die Seelen derer, welche sich an ihrem Grabe opfern, um dann den Weg nach Mbulu, dem Paradies, anzutreten. Den Ort von wo man — der Wege geht durchs Meer — abfährt, heißt auf jeder Insel Ndrakulu oder Thimbathimba, doch ist ein solcher Hauptort für den ganzen Archipel auf Vanualevu, in der Nähe von Nai Thombothombo. Schon auf dem Weg dahin werden die Geister der Hagestolzen entweder vom Lewa-levu, dem „großen Weibe", welches auch sonst schönen Männern nachstellt (Will. u. Calv. 1, 239), oder aber von Nangganangga gefangen und an den Felsen zerschmettert. Jeder zu Thimbathimba ankommende Geist wird durch einen Papagei der dort sitzt und schreit, sobald er eine Seele nahen sieht, angemeldet: dann kommt Samuyalo, der „Seelentödter" und kämpft

mit der Seele, die wenn glücklich nach allerhand neuen aber minder ernſten Gefahren nach Mbulu gelangt; die unterliegen werden von Samuyalo und ſeinen Brüdern gekocht und gegeſſen. Deshalb wird auf Bannalevu ein Mann mit dem König begraben, daß er für dieſen den den Kampf beſtehe (Will. u. Calv. 1, 197). In Mbulu gibt es verſchiedene Stufen der Glückſeligkeit; am geringſten iſt ſie in Murimuria, wo das Leben im ganzen dem auf der Erde gleicht, am höchſten ein Mburotu. Doch gibt es auch Strafen und Richter iſt Ndengei, der indeß wenig auf moraliſche Trefflichkeit gibt. Untatuirte Weiber werden in kleine Stücke zerſchnitten, zur Speiſe der Götter; Männer, die keinen Feind getödtet haben, müſſen mit ihrer Keule — eine arge Schande! — auf einen Schmutzhaufen ſchlagen, andere werden zur Erde gelegt, das Geſicht nach unten und Taro in ſie gepflanzt. Die Seelen aufgefreſſener Männer werden von den Göttern gefreſſen (Will. u. Calv. 1, 242-8). Intereſſant iſt noch folgender Zug. Bei Thimbathimba liegt die Stadt Nambanggatai, welche die Geiſter paſſiren müſſen. Deshalb ſind hier alle Häuſer ſo gebaut, daß Vorder- und Hinterthür in gerader Linie liegen, um den Geiſtern freien Durchzug zu geſtatten, und die Einwohner ſprechen ſtets nur halblaut mit einander, aus der Ferne rufen ſie nie, ſondern reden nur durch Geſten (eb. 245). Mbulu ſoll nach einigen fern im Weſten liegen, als Inſel im Meer; oder es liegt in der Unterwelt (Seemann 399; Hale 55). Man glaubt an mehrere Himmel übereinander (Will. u. Calv. 1, 247); einige glauben an Seelenwanderung, andere an Vernichtung der Seele nach dem Tode (eb. 248); welche letztere Anſicht wohl nur auf die niederſte Volksklaſſe ihre Anwendung findet. Doch hat der Cult der Seelen ſpäter auf dieſelbe Weiſe um ſich gegriffen wie zu Polyneſien. Auf Tanna iſt dies am meiſten der Fall: hier heißen die Götter und die Geiſter der Vorfahren mit gleichem Worte aremha (Turner 88), und die Götter ſind ſo hinter den Seelen zurückgetreten, daß außer der Sonne dieſe letzteren allein Opfer und Verehrung erhalten (eb. 13; 88). Auf Baladea war es ähnlich; und auch auf Neuguinea ſpielten die Seelen der Vorfahren, welche am Rumsram dargeſtellt waren, eine große Rolle und hatten wie es ſcheint die alten Götter ins Märchenhafte und Menſchliche herabgedrückt; ähnlich wohl auch auf Nitendi. Allein hierbei iſt wohl zu beachten, daß die ſo verehrten Seelen ſtets zu

Schutzgöttern geworden sind; wie auch die Korwars als Abbildungen der Todten galten (N. Guin. 162).

Auch eine Menge mythologischer Erzählungen gibt es, von denen uns hier nur noch einige Schöpfungssagen beschäftigen sollen. Die Sage, welche Seemann (397) erwähnt, daß eine Art Amorphophallus den Himmel emporgestoßen hätte und deswegen auch beim Weltuntergang Schutz bieten würde, da sie ein „vasu" des Himmels sei: diese Sage könnte von Samoa eingewandert sein. Die Gestalt der Küste verdankt Vitilevu dem Gott Rokomouta (Will. u. Calv. 1, 250), nach anderen dem Ndengei selber (Seemann 394). Auf Lifu schuf Laulaati zuerst einen Stein, aus welchem Mann und Weib hervorgingen (Turner 401). Auf Erromango war der erste Mensch ein Weib (Turner 496); die Menschen gingen auf allen Vieren, die Schweine aufrecht, bis nach einem Beschluß aller Thiere die Eidechse dem Schwein auf dem Rücken sprang; seitdem geht der Mensch gerade, das Schwein gebückt (eb.). Auch auf Tanna spielte in einer langen nicht recht verständlichen Schöpfungsmythe ein Stein eine große Rolle (Turner 88). In der Torresstraße galt als der erste Mensch der Riese Adi, welcher beim Fischen von der Fluth überrascht aber mit seinen Weibern in Felsen verwandelt wurde (Macgill. 2, 30). Hier ist der umgekehrte Gang, der erste Mensch entsteht nicht aus, sondern wird zum Felsen. Die Insel Adie bildete sich durch einen gewaltigen Treibholzstamm; eine Frau erwuchs auf ihr als erster Mensch, welche dann mit einem Papu vom Festlande Nachkommenschaft zeugte (N. Guin. 115).

Wir finden in allem Vorstehenden nichts, was wir nicht entweder ganz ebenso oder ganz analog in Polynesien gefunden haben. Allerdings sind unsere Nachrichten, außer über Fidschi, sehr dürftig; allein wir sind doch zu dem Schlusse berechtigt, daß auch reichlichere Nachrichten nur analoge Züge bringen werden. Es ist nun freilich sehr verlockend, alle jene Einzelnheiten, die wir zusammenstellten, noch einmal streng zu mustern und mit der polynesischen Religion zu vergleichen, allein wir können und müssen dies dem Leser überlassen, indem wir nur kurz folgenden Hauptsatz hinstellen, welcher durch alles Vorstehende bewiesen ist: die melanesische Religion ist genau der polynesischen verwandt, aber selbständig entwickelt und zwar selbständig an verschiedenen Punkten entwickelt. Sie beruht, wenn wir von Ein-

zelnheiten abſehen, durchaus nicht auf Entlehnung. Allerdings finden wir ſie vielfach in Verfall; allein ſo reich wie die polyneſiſche iſt die melaneſiſche Götterwelt nie geweſen.

Doch finden wir auch ſonſt noch vieles Gleiche. Omina gab es überall (Dorei de Bruijnkops 187; Goudsw. 81 f.; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 240 f.) ebenſo überall Zauberer die man ſehr fürchtete, Leute mit gutem oder böſem Blick, man glaubte an das zweite Geſicht, an Träume — Götter gehen in Schlafende ein, welche dann eigenthümlich ſchnarchen Will. u. Calv. 1, 228 —, an Vogelflug u. dergl. (eb. 250; Goudsw. 82), beim Nieſen ſagte man „Gotthelf" (eb.; Torresſtr. Macg. 2, 30), man pflanzte zu Fidſchi den großblättrigen Aron an die Thüren als Abwender von Tod und Teufel, Knacken der Gelenke bezeichnet den Torresinſulanern (ganz wie den Kindern in Mitteldeutſchland), daß irgend jemand ſie lieb hat und gut von ihnen ſpricht (Macgill. 2, 30) u. ſ. w. Wichtiger iſt es, daß wir auch das Tabu in Melaneſien ganz genau wie in Polyneſien finden, ſo daß alſo zunächſt der Adel je vornehmer, je ſtärker tabu iſt, die Weiber ſtets vom Tabu ausgenommen ſind und mit den Männern deshalb nicht eſſen, keinen Tempel betreten, kein Menſchenfleiſch genießen dürfen. Speiſe und was dazu gehört, iſt auch hier ſtreng vom Tabu ausgenommen; die Inkarnationen der Götter dürfen nicht gegeſſen werden; beſonders tabu iſt der Kopf eines Menſchen, weshalb man (Macdon. J. R. G. S. 26, 233) beim Geſpräch mit vornehmen Häuptlingen und bei Gebeten oft den Kamm aus dem Haare nimmt u. ſ. w. (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 24; 136; 140; 211-2; 219; 234; Hale 51; Ersk. 254 u. ſ. w.; Neucal. Forſter R. 3, 254; Hood 218; Loyalitätsinſ. Erskine 354; Cheyne 17; Hebriden Turner 495; Nitendi d'Urville a. 5, 165; 320; 335; Salom. Surville 240; 250; d'Urville b. 5, 59; 60; 64; Neuguinea, Mariannenſtr. Mod. 27; Roijer 166; Humboldtsb. N. Guin. 182; 89). Aus dieſer allgemeinen Verbreitung der Sitte widerlegt ſich Hales und d'Urvilles Meinung, daß ſie von Polyneſien eingeführt ſei. Um Tabus anzuzeigen, hatte man verſchiedene Mittel, Blätterbüſchel (Humboldtsbai Neuguin. 182), Stäbe oder Ruthen u. dergl. (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 235). Tabufarbe war auf Fidſchi gelb (Macdon. J. R. G. S. 26, 248) ſonſt weiß (Neucaled. Labill. 2, 203; Neuguin. Sal. Müller b. 57 f. Inſ.

bei Neuguin. Roggeveen 569). Auch grüne Zweige oder Blätter dienten zu ähnlichen Zwecken. Die Fürsten konnten Tabus auferlegen und nicht selten ist auch hier das Tabu politisch gebraucht und gemißbraucht (Fidschi Will. u. Calv. 1, 235; Neucaled. Lascazas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419 f.). Die Aufhebung eines Tabus erfordert manche Feierlichkeit (Will. u. Calv. 1, 235); doch hat auch hier Wasser enttabuirende Kraft (Hebriden Forster 3, 15; Mallikolo, Neuguinea ders. Bem. 517; Fidschi Will. u. Calv. 1, 249). Auf Oertlichkeiten, welche tabu sind, müssen zu Nitendi Leute, die keine Häuptlinge sind, ihre Kleider ablegen (d'Urville a. 5, 346); auf den Fidschi kroch man darüber hin (Will. u. Calv. 1, 233).

Die melanesischen Sprachen haben, soweit sie bekannt sind, alle ein Wort für Gott, welches auf Tanna zugleich die Seelen der Vorfahren bezeichnet (Turner 88), im Fidschi zugleich alles Staunenswerthe, Ungewöhnliche (Will. u. Calv. 1, 216). Trotz aller sinnlichen Vorstellungen, die man von ihnen hatte (z. B. Turner 13), dachte man die Götter als geistige Wesen und ist von Fetischanbetung sehr entfernt, denn alle Bilder, Thiere, Bäume, welche als Götter verehrt werden, gelten nur für heilig, weil sich die Gottheit auf sie herabläßt (Will. u. Calv. 1, 216; 220; Neug. Goudswaard 81; Hebriden Gill 8; Turner 349 f.). — Tempel hatte man überall (Tanna Turner 85; Nitendi Dillon 2, 191; d'Urv. a. 5, 151; Salom. Rietm. 188; Wagen Lesson compl. Buff. 3, 27); die großen zu Dorei und Telok Lintju auf Neuguinea, welche von bestimmten Jünglingen bewacht wurden, sind schon beschrieben. Wie im übrigen Melanesien dienten auch die zu Fidschi, wo jeder Ort einen oder mehrere hat, als Versammlungshaus, Schlafraum für die Männer und öffentliche Herberge (d'Urv. b. 4, 223; Ersk. 168; Will. u. Calv. 1, 221). Sie stehen auf Steinterrassen und zeichnen sich durch ihr hohes Dach, den beiderseits vorstehenden Firstbalken und durch besonders reichen Schmuck von buntem Seil, Waffen u. dergl. aus. Zu dem rohen Bretteraltar des Inneren hängt vom Dache herab ein Stück Zeug, welches als Weg des herabsteigenden Gottes gilt (Ersk. eb. Will. u. Calv. 1, 222; Seemann 393). Gern baut man einen Tempel dahin, wo ein Häuptling getödtet ist; und bei der Gründung dürfen Menschenopfer nicht fehlen. Doch gab es

auch Opferplätze, welche nur aus einem umzäunten Raum bestanden (Seemann Zeitschr. f. Erdk. n. F. 10, 234). — Alle Idole, welche wir in Melanesien finden, sind Darstellungen von Schutzgeistern oder Seelen der Vorfahren: Bilder von wirklichen Göttern kommen nirgends vor. Wohl aber fand man auf Fidschi und den Hebriden heilige Steine, welche als Sitz bestimmter und sehr mächtiger Gottheiten, welche bei der Weltschöpfung mitgewirkt hatten, galten, wie auch Ndengeis Mutter ein Stein gewesen sein sollte (Will. u. Calv. 1, 221). Sie standen auf Tanna in heiligen Hainen und trugen auf Fidschi bisweilen den Liku oder andere Zierrathen. Auf den Hebriden sah man ferner in einem langen dünnen Stock, der deshalb stets in den Händen der Aerzte und Fürsten war, den Sitz eines heilbringenden Gottes (Will. u. Calv. 1, 220; Gill 8; Turner 349 f.). Auf Hnie (Uwea) waren die fünf plastisch vorspringenden Figuren mit darüber gemalten Köpfen am Hause des Fürsten Schutzgeister (Turner 519); Schutzgeister waren die grotesk geschnitzten Korwars, welche daher männlich und weiblich gedacht wurden, und ebenso die ähnlichen Bilder, welche man im Salomoarchipel (Rietm. 188; Bensusan J. R. G. S. 32, 47), in der Torresstraße (Flinders 1, XXXVI), in Neubritannien (Dampier 5, 98; Lesson compl. Buff. 3, 81), auf Wageu (Lesson eb. 27) und den Inseln nordwestlich von Neuguinea fand (Zool. zu Freyc. Pl. 47). Man opferte ihnen; in der Torresstraße brannte Harz, hingen Schädel vor ihnen; man trug sie als Amulette. Die schon beschriebenen Bilder am Rumsram zu Dorei sowie die Figuren an den Pfeilern des Hauses, von denen die Männer mit übergroßem und ausgerecktem Glied, die Frauen die Hand vor den Schooß haltend dargestellt sind, einige mit Waffen in der Hand, eine Frau mit acht Händen (N. Guin. 153 f.; de Bruijnkops 186), sind Schutzgeister, denn einmal haben auch die männlichen Korwars das starke Glied (N. Guin. Tafel W W), andererseits nennen sie die Papuas selber Bilder ihrer Vorfahren (eb.). Daß wir Schlangen und Fische unter ihnen dargestellt finden, spricht nur für jene Deutung: denn der Schutzgeist nimmt ganz gewöhnlich jene Gestalt an. So erklärt sich denn auch der Widerspruch unter den Berichten über Baladea und die neuen Hebriden, welche bald keine Götterbilder haben (Bal. Lascazas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419; Hebr. Gill 67; Erskine 334;

Loyalitätsinſ. Gill 8), bald ſolche beſitzen ſollen (Loy. Hebr. Turner 519; Gill 127; Balad. Turner 427). Sie hatten keine Bilder von Göttern, wohl aber von Schutzgeiſtern und Todten; und ſo fand man auf Baladea ungeſchickt geſchnitzte Denkbilder, Bretter oder Stäbe mit eingeſchnitztem Geſicht auf den Gräbern, öfters auch am Eingange der Häuſer, namentlich an denen der Häuptlinge (Labill. 2, 225; 239; Forſter R. 3, 243; Turner 427). Solche Bilder waren es ohne Zweifel auch, welche Patteſon auf Ambrym und Erskine zu Fidſchi in den Tempeln vorfanden (ev. Miſſ. Mag. 1869; 319; Erskine 252).

Religiöſe Feſte, die nicht allzu häufig ſind, hatte man auf Fidſchi beim Pflanzen und Ernten der Yams, beim Jahresſchluß (Will. u. Calv. 1, 230; 233), in Tanna zweimal im Jahr und hier auch noch außerdem bei Hochzeiten und Geburten (Turner 13; 85) in Ruk bei der Beſchneidung (Reina 357), während man ſonſt weder Ehe noch Geburt oder Tod religiös feierte. — Opfer aber werden häufig gebracht. Die Wuka bringen ſie unter Gebet der Sonne (Sal. Müller b. 104). Auf den Fidſchi, wo indeß die Götter nur die Seelen der Opfergaben, die Opfernden und die Prieſter die Gaben ſelbſt verzehren, waren ſie ganz enorm (Will. u. Calv. 1, 231; Erskine 222). Dankopfer brachte man nach Tödtung eines Feindes, nach Rettung aus Gefahren, nächtlichem Schildkrötenfang u. ſ. w. (Will. u. Calv. 1, 231; Erskine 439; Dillon 2, 239); den Abgeſchiedenen und Schutzgeiſtern opferte man überall (Kunaie, Balad. Turner 425; Loy. eb. 399; Hebr. Turner 371; 394; Forſter R. 3, 181; N. Guin. Goudsw. 76 f. 81 u. ſ. w.), während hingegen die oberen Götter keine Opfer mehr empfingen (Will. u. Calv. 1, 217); doch betet man zu ihnen (Erskine 247), wie zu den anderen Göttern, namentlich aber zu den Schutzgöttern und nur zu dieſen, wo der Hauptgott ganz zum Menſchen herabgeſunken war. Die Baladeaner beteten vor jeder Unternehmung zu ihnen (Turner), die Tanneſen zur aufgehenden Sonne und vor jeder Mahlzeit (Turner 85). Der Häuptling, der zugleich Prieſter iſt, ſpricht dies Gebet und zwar fleht er darin um langes Leben, Geſundheit, gute Ernte, Erfolg im Krieg u. ſ. w., er trägt alſo alle Bedürfniſſe des Lebens den Göttern vor. War man in Angſt, ſo baute man in Fidſchi vernachläſſigte Tempel raſch wieder auf oder errichtete neue, [illegible]

ſelbſt; um Regen zu erflehen, zogen ganze Proceſſionen auf allen Vieren umher, und jeder Einzelne trug noch dazu einen ſchweren Stein am Hals (Will. u. Calv. 1, 232) u. ſ. w. Waren aber die Götter nicht willfährig, ſo ſchalt man ſie, forderte ſie zum Kampf heraus oder züchtigte ſie, natürlich nur die Schutzgötter (Will. u. Calv. 1, 236; de Bruijnkops 186; 189). Uebrigens aber ſind die Melaneſier fromm und devot und halten ihre religiöſen Satzungen, namentlich die Tabus ſehr ſtreng (Will. u. Calv. 1, 233; 239). Zwar gab es Freidenker, wie Thakombau ein ſolcher war (Ersk. 249); auch hatte man Geſchichten von ſolchen, die an der Allmacht der Götter gezweifelt hatten, die aber dann auch allemal von der Macht der Götter beſtraft wurden (Seemann 401 f.).

Auf Baladea, wo jede Familie ihren eigenen Prieſter hatte (Turner 427; Gill 8) und auf den Loyalitätsinſeln war eine erbliche Prieſterſchaft, jedoch ohne politiſchen Einfluß (Turner 426). Auf Kunaie dagegen und Fidſchi kann jeder Einzelne Prieſter werden, ſobald er nur etwas was eintraf vorher geſagt hat. Hier nämlich ſind die Prieſter zugleich Wahrſager (Will. u. Calv. 1, 227; Bergh. Zeitſchr. 10, 356; Cheyne 10). Sehr wichtig iſt, daß an manchen Orten der Häuptling auch zugleich Prieſter iſt, ſo auf Tanna, wo indeß außerdem noch eine ſehr einflußreiche Schaar von Prieſtern die war, welche um den Vulkan wohnten, ſo auf Nitendi (Turner 85 ev. Miſſ. Mag. 1869; d'Urv. a. 5, 176). An anderen Orten gab es gar keine Prieſter, wie z. B. zu Dorei und ſonſt auf Neuguinea (de Bruijnkops 187; Goudsw. 81). Auf Fidſchi bilden die Prieſter zwar einen ſelbſtändigen allein keineswegs erblichen Stand, hängen aber ganz vom Fürſten ab (Will. u. Calv. 1, 226). Doch iſt ihr Einfluß aufs Volk bedeutend (Dillon 1, 22). Ihr Rang beſtimmt ſich nach dem des Gottes, welchem ſie dienen. Denn jeder Prieſter hat ſeinen eigenen Tempel und Gott, in dem er und dem er dient; und wie er nirgends anders thätig ſein kann, ſo kann auch Niemand einem Gott anders opfern, als in ſeinem Tempel und mit ſeinem Prieſter (Will. u. Calv. 1, 226 f.). Daher kommt es natürlich, daß der Prieſter des höchſten Gottes vornehmer, einflußreicher und reicher iſt als ſeine anderen Collegen (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 701), über die er aber keine Macht beſitzt (Hale 56); und ebendaher auch, daß eine Anrufung Ndengeis viel umſtändlicher

und kostspieliger war, als die anderer Götter (Will. u. Calv. 1, 230). Jedes Befragen eines Priesters ist mit Geschenken an diesen und mit Opfern für den Gott verbunden (Hale 57). Die Priester sind hier, wie in Polynesien, der Vermittler zwischen Göttern und Menschen, theils durch Befragen, theils dadurch daß sie begeistert werden von einem Gott, der in sie eindringt und aus ihnen heraus spricht. Die somatischen und psychischen Aufregungen sind hier wie in Polynesien und bedürfen keiner weiteren Beschreibung (Fidschi Will. u. Calv. 1, 224; Hale 57; Erskine 250; Kunaie Cheyne 10; Nitendi Dillon 2, 301; 306). Doch ist es psychologisch von hohem Interesse, zu sehen wie die Priester in Gegenwart der Missionäre sich in diese Begeisterung nie hinein arbeiten können, denn dazu gehört ganzer ungetheilter Glaube wie der Anwesenden so der Handelnden selber. Auch Priesterinnen gab es auf Fidschi, aber minder geehrt und mächtig als die Priester (Will. u. Calv. 1, 223), sie standen wohl den weiblichen Gottheiten zur Seite. Die Tracht der Priester daselbst zeichnete sich durch einen langen heiligen Kamm sowie durch ein Stirnband aus von Scharlachfedern (eb. 227). Die Haare ließen sie lang wachsen und einzelne Locken hatten besondere Namen: so hieß eine Locke eines Priesters, den Calvert sah (2, 102) „großer Wind", weil ein solcher nach mangelhaftem Opfer wehen würde; eine andere „verdorbenes Brod", weil er, wenn nicht beleidigt, die Ernte so reich macht, daß der Ueberfluß verfault; eine dritte „gesottener Fisch", denn einen solchen bereitete man ihm sofort nach jedem Fischfang. — Außer den Priestern gab es noch Wahrsager, welche von jenen durchaus verschieden sind (eb. 228; Macdonald J. R. G. S. 26, 250); Wahrsager auch zu Dorei (de Bruijnkops 187) und sonst. Auch eine besondere Art von Sehern gab es, die „Gottseher", welche jede Spur eines auf Erden wandelnden Gottes erkannten und dadurch von großer Bedeutung waren.

Zauberei, über deren Anwendung beim Wettermachen u. dergl., über deren juristische Geltung wir schon gesprochen haben, wurde viel getrieben und ganz in der Art wie zu Polynesien. Um Jemanden krank oder todt zu zaubern bedurfte man eines Restes von seiner Speise, eines Abfalls seines Körpers, auch wohl des Knochens eines Vorfahren und man glaubte so fest an die Wirksamkeit des auch die Freigeister auf Fidschi (Will. u. Calv. 2, 1

wohl aus Furcht und Schmermuth ſtarb, daß man beim Tode eines bedeutenderen Fürſten, den man ſtets durch feindlichen Zauber verurſacht ſah, wohl Krieg mit dem Nachbarſtamm anfing (Tanna Turner 18-19; 90; Erskine 304; Fate 320; Turner 394; Erromango Turner 495; Kunaie Erskine 390; Neucaled. Turner 425; Mare eb. 411; Gill 8; Fidſchi Will. u. Calv 1, 248; Ruk Reina 360; Neuguin. de Bruijnkops 189). Zu Eronan wurde deshalb bei einer Epidemie die ſamoaniſche Miſſion ermordet, weil man durch ihren Zauber das Unheil hervorgebracht glaubte (Erskine 317; Turner 361).

Krankheiten hielt man nämlich für die Wirkung feindſeliger Dämonen, welche in den Körper theils freiwillig, theils durch Bezauberung gezwungen eindrangen. Dieſe Dämonen waren entweder feindſelige Götter, auch die höchſten (Ruk Reina 360) oder feindſelige Seelen; und darauf gründete ſich die Art, wie man Krankheiten meiſt behandelte, nämlich Beſchwörung. Aerzte und Zauberer fallen überall zuſammen. Um Krankheiten zu vertreiben, brachte man den Todten Opfer (Balad. Turner 425; Tanna Forſter R. 3, 181; Fate 394); auf Fidſchi den Göttern ſelber (Will. u. Calv. 1, 187; 249) oder den Todten (eb. 1, 191 f.). Oder man brachte den Krankheitsmachern, den Zauberern Geſchenke (Tanna Turner 18; 90; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 249), welche dann ihr möglichſtes durch Gegenzauber zu thun verſprachen: oder man trug das Idol des Gottes, meiſt einen Stab, zum Kranken hin, um ihn damit zu berühren und zu heilen (Turner 349 f.), oder ſchalt den feindlichen Gott und ſtrafte ihn (Dorei de Bruijnkops 189). Dieſe Zauberärzte waren zu Baladea und Fidſchi, weil die Fürſten ſie oft politiſch benutzten, ſehr verhaßt und ihr Leben bedroht (Turner 425; Lascazas nouv. ann. des voyag. 1855, 1, 333; Will. u. Calv. 1, 249), während ſie umgekehrt auf den Salomoinſeln hochgeehrt waren (Surville 241). Wie man ihre Wirkſamkeit dachte, das zeigt ſich in Reinas Bericht über Ruk (360): man hat „Gebete", d. h. Zauberſprüche für alle Dinge, für Wetter, reichlichen Fiſchfang, Geneſung u. ſ. w., welche dadurch wirken, daß eine Kraft aus dem „Bauche", — den man hier alſo für den Sitz der Seele anſah — des Betenden auf den betreffenden Gegenſtand übergeht. Manche haben ganz

besondere Kräfte in sich, welche aber nicht erblich sind. Für solche Kräfte hielten sie die Medicin der Missionäre.

Doch hatte man auch wirkliche Arzneimittel: auf Tanna war Aderlassen das Hauptmittel und bei schlimmeren Fällen eine Art Moxa, die am Fuß angewendet wurde] (Turner 92). Auf Nuk gehen die Kranken an die See, weil sie die Seeluft für gesund halten, sie nehmen Fischbrühe und den Aufguß einer großblättrigen schleimigen Pflanze zu sich; kranke Glieder schnürt man möglichst fest ein, bei nicht lokalem Schlechtbefinden ißt man, so lange es geht und wenn der Kranke keine Nahrung mehr zu sich nimmt, beginnen die Beschwörungen des Marsaba. Von Heilmitteln scheint auf Neuguinea nichts bekannt zu sein (N. Guin. 120; 161). Wenn man nun auf Fidschi die Kranken besonders schlecht behandelte, wenn man sie aus den Häusern hinausschaffte, sich von ihnen möglichst fern hielt, ja sie noch lebend in die Höhle brachte, wo man in einigen Gegenden die Todten beisetzte, oder sie noch lebend aufputzte und ausstellte (Will. u. Calv. 1, 183; 187-8); wenn man sie unterwegs aus Schiffen lebend in die See warf (Erskine 289): so ist das, wie wir schon oben zeigten, nicht blos Grausamkeit und Roheit, sondern zugleich durch die Angst vor dem bösen Geist in ihnen veranlaßt. Dies geht ganz klar daraus hervor, daß man die Kranken für böswillig hielt; daß man glaubte, sie würden die Schlafmatten, die Gefäße, die Speisen anderer durch ihren Speichel verunreinigen, d. h. den Dämon der in ihnen hauste, auf jene übertragen (Will. u. Calv. 1, 186). Deshalb ermordete man in Fate phantasirende Kranke sofort (Turner 444) und manches von der Tödtung der Kranken, was wir oben besprachen, findet hier seine Lösung. Eben daher erklärt sich auch die seltsame Sitte, die in einer Gegend des Archipel herrscht, daß die Verwandten dann einen Kranken zu erdrosseln beschließen, wenn in der Nähe wo er liegt, ein Baumzweig gebrochen ist (Will. u. Calv. 1, 185 f.): jedenfalls ersehen sie daraus, daß ein böser Geist seinen Weg zu dem Kranken genommen hat.

Ein Sterbender wird hier (Hale 63-4) und zu Fate (Will. 65.) durch besondere Gaben der Freude ausgerüstet zum Weg nach und zum Aufenthalt in der Unterwelt. Trat dann der Tod wirklich ein, so erheben die Angehörigen ein lautes Jammergeschrei (Fidschi Hale 64; Will. und Calv. 1, 187; Tanna, Turner [illegible]

eb. 393; Ruk Raina 360; Neu-Guin. 462) und es beginnen nun die Trauerfeierlichkeiten. Zunächst bestehen sie in leidenschaftlichen Trauerreden (Will. und Calv. 1, 196), in gewaltigem Lärm. In Fidschi schnitt jeder Mann beim Tod des Königs oder der Königin sich oder einem Familienglied, namentlich Kindern, ein Finger- oder Zehenglied, auch wohl einen ganzen Finger ab (Will. und Calv. 1, 198; d'Urv. a. 4, 702-3; 717; b. 225), die man im Hause des Todten aufhängt (Will. und Calv. eb. Benfusan 46), man scheert sich die Haare, die Weiber brennen sich Wunden, alles um so leidenschaftlicher, wenn der Häuptling auf unnatürliche Weise gestorben ist. Während dann die jungen Leute eine Reihe von Nächten jeden möglichen Lärm machen, liegt ein Tabu über dem ganzen Lande, man geht in Trauergewändern. Am vierten Tage feiern Freunde des Verstorbenen das „Springen der Würmer", indem sie möglichst genau den Verfall des Leichnams sich ausmalen, in der fünften Nacht aber die „Erheiterung", indem sie alle möglichen komischen, oft indecenten Spiele aufführen, wie Williams meint, um über ihren Kummer hinaus zu kommen, in Wahrheit wohl, um den glückseligen Zustand, in welchem die Seele sich nun befindet, darzustellen. Am zehnten Tag machen die Weiber, bewaffnet mit Ruthen, Stricken, Peitschen, einen Angriff auf die Männer mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge welche fliehen und sich nur zum Schein vertheidigen, indem sie jene mit Erde werfen. Auch eine Menge Festmahle werden zu Ehren des Todten gehalten und schließlich ein Fest „hundert Nächte" genannt, mit welchem die Festlichkeiten abschließen, welches aber jetzt nach 10 Fasttagen schon gehalten wird. Kähne, welche bei Landestrauer ankommen, zeigen dadurch ihren Antheil, daß sie eine Trauerflagge aufziehen, welche hernach ins Meer geworfen wird. Schließlich wird noch irgend eine größere Arbeit (Kahn, Stückzeug u. dergl.) vollendet, welche dann ganz abweichend von polynesischen Sitten den Namen dessen empfängt, um dessen Andenken zu feiern sie bereitet ward. Kähne gelten hierbei gleichsam als belebt; man „erweckt" sie vor der Arbeit durch Trommelwirbel und „schläfert" sie nachher wieder ein. Zu Lakemba zieht eine lange Reihe Weiber unter einförmigem Gesang mit Körben voll weißen Sand zum Grabe, um es damit zu bedecken (Will. und Calv. 1, 198-200). Dieser letzte Gebrauch kann von Tonga herübergenommen sein, doch ist dies nicht wahrscheinlich. In Aneityum

wird beim Tod eines Häuptlings sein ganzes Vermögen, Häuser, Bäume u. s. w. verbrannt (Cheyne 33), in Vanua levu (Fidschi) das Haus des Todten sofort von den nächsten Verwandten geplündert und allgemeiner Tumult erhebt sich, bei welchem die Weiber häufig „Krieg Krieg" rufen (Will. und Calv. 1, 187). Die Todten werden zu Fidschi feierlich geschmückt und ausgestellt (Hale 64; Will. und Calv. 1, 189), dann kommen alle Verwandten und weinen herkömmlich über der Leiche. Darauf gräbt man, während die Worte Fidschi Tonga (Osten Westen) zweimal gesprochen werden, das Grab, hüllt den Körper in Matten und legt ihn in die Gruft, in sitzender Stellung (Mariner 1, 36). Die ermordeten Weiber, die auch festlich geschmückt sind, legt man neben ihn, ihre Hände auf seiner Brust (Hale 65); auch die Geschenke, die man dem sterbenden brachte, legt man mit hinein (Will. und Calv. 1, 190). Wer es irgend kann, begräbt die Seinen bei sich, Kinder oft im besten Theil des Hauses, „daß kein Wind ihre Ruhe störe, kein Regen auf sie falle". Zu Viti levu bringt man die Leichen wohl auch in den Tempel, kurz man vermeidet den allgemeinen Begräbnißplatz, weil der in der Regel sehr unsauber ist (eb. 191). Auf das Grab kommt entweder ein langer Steinblock, wie man einen solchen auch da aufstellt, wo ein Mann getödtet ist (Hale 65; Will. und Calv. 1, 192); Gräber gemeiner Leute sind mit Steinen umgeben oder haben nur

„Einen Stein zu Häupten;
Zu Füßen einen Stein";

über den Gräbern Vornehmer errichtet man eine Art Dach oder auch andere mehr oder weniger künstliche kleine Bauten (Will. und Calv. 1, 192; Erskine 216). Auf Neucaledonien sind die Gräber kleine Erdhaufen, mit Gitterwerk umgeben, in welchem häufig eine Stange mit einem Menschenknochen oder einer Muschel oder einem eingeschnitzten Gesicht steckt (Labill. 2, 190, 207; Pigeard nouv. ann. des voy. 1847, 3, 299; Forster R. 3, 231). Einem Fürsten steckt man seine Waffen darauf (Turner 425). Forster (R. 3, 218; Bem. 495) fand die Gräber auf Bergen angelegt.

Auf Tanna fand Cook kleine Hütten auf dem Grabe, in welchen die Todten vermoderten (Forster R. 3, 181); nach Turner (92) dagegen wird die Leiche, welche zuvor feierlich [illegible] ausgestellt ist, in die Erde begraben und zwar

4—5' tiefe Grube, sondern in ein Loch, was man in einer Seitenwand derselben anbringt. Jetzt fängt man auch zu Aneityum an, die Leichen zu begraben, welche man früher ins Wasser warf (Turner 363). Auf Erromango liegt der Todte oft ganz unbedeckt oder er wird eingegraben und ihm ein Stab zu Häupten und Füßen gesteckt (eb. 495). Auch zu Fate, wo man die Gebeine der Vornehmen auf Pfähle hing, um sie zu allerhand Zauber zu gebrauchen (Turner 393; Mare Gill 8), werden die Todten sonst begraben, wie auch zu Nitendi (Dillon 2, 304), wo auf dem Grabe eines Häuptlings eine Hütte in Gestalt eines kleinen Hauses errichtet und der Schädel des Todten in einem Korbe davor aufgehängt war (Gaim. bei d'Urv. a. 5, 334) und im Salomoarchipel. Hier legte man (Surville 242) die Leiche eines angesehenen Mannes auf ein Gerüst über die Grube, in welche das faulende Fleisch fällt. Kopf und Knochen hebt man dann auf dem gemeinsamen Begräbnißplatz auf, doch wird jene Grube zugefüllt und eine kleine Hütte darauf errichtet oder, bei Kindern, Blumen darauf gepflanzt (eb.). Doch sah Hamilton (Pandora 80) auf einer solchen eine Pyramide von Menschenschädeln, Thierknochen und Schildkrötenschalen, über welches ein langes Ruder auf gabelförmigen Stützen lag. Auf einigen Inseln der Torresstraße ließ man die Leichen gleichfalls auf einem Gerüste unter beständiger Bewachung faulen, trennte dann das Haupt vom Rumpf und dieses trug nun die Wittwe des Verstorbenen, so lange sie Wittwe war, stets mit sich. Der Rumpf wird begraben, ein Hügel gehäuft und dieser mit Stöcken, welche oben roth sind, mit Muscheln u. dergl. verziert (Macgill. 2, 32). Auf anderen Inseln hob man die Schädel oder anstatt ihrer zu grotesken Gesichtern bemalte Steine in offenen oder geschlossenen Gehegen auf, welche im Walde gelegen und mit Muscheln und Knochen wohl verziert waren (eb. 2, 37; vergl. Jacquinot bei d'Urv. b. 9, 330). Zu Ruk, wo das ganze Dorf einen halben Tag um einen Todten weint, der buntgemalt und vor seinem Hause begraben wird, sind die Gräber mit Rohrzäunen umgeben, innerhalb deren während des ersten Monats ein Feuer brennt, „damit die Seele sich wärmen könne"; während der ersten vier bis fünf Monate singt die Mutter oder Frau des Verstorbenen eine Todtenklage jeden Morgen und Abend; dann wirft man die Umzäunung weit vom Dorfe weg und ein Festmahl schließt

die ganze Feier. Die Reicheren werden auch gleich nach dem Tode durch ein Gastmahl gefeiert, ärmere nicht, deren Leidtragende von den anderen verhöhnt werden (Ruk, Reina 361). Auch auf Wagen wird die Leiche beim Haus unter einem hölzernen Gebäude begraben, welches meist einer Hundehütte ähnlich, bisweilen aber auch ein größerer Schuppen mit hölzernen Bildern ist (Freycinet 2, 56 f.). Auf Neuguinea hat man vielfach gemeinsame Begräbnißhöhlen, wohin man die Gebeine der Todten unter Festlichkeiten bringt, wenn diese schon ein Jahr oder länger im Grabe gelegen hatten (Speelmannsbai N. G. 126; Lakahia eb. 49; Mariannenstraße J. R. G. S. 7, 389); die Bewohner der Gebirge trocknen die Leichen über einem Feuer, das lange unterhalten und von den Kindern der Blutsverwandten bewacht wird, aus und setzen sie dann sofort in jene Höhlen bei (eb. 391; Modera 113; Sal. Müller b. 105). Der Begräbnißplatz an der Speelmannsbai ist mit eigenthümlichen Häuschen versehen, auf denen oben auf einem Balken ein hölzerner Vogel, das Bild der Seele saß (N.-Guin. 23 f.). Keyts fand daselbst eine Menge Todtenköpfe, rothe Zeichnungen und Menschenfiguren (541). In einigen Orten, bei Lobo, hob man die wieder ausgegrabenen Gebeine in Körben auf (Bondyck 32) und stellte knieende 2' hohe Holzfiguren, deren Hände gegeneinander gelegt waren, deren Daumen an der Nase ruhten, auf den Gruben auf (eb. 31). Zu Dorei begräbt man die Leichen in sitzender Stellung, mit Waffen und Geräthen, und umzäunt das Grab und stellt einen Korwar auf dasselbe. Dann hält man ein Todtenmahl und die Angehörigen beweinen den Todten einen ganzen Monat lang täglich. Ein erstgeborner Sohn der als Jüngling stirbt, wird auf einem Gerüst so lange über ein Feuer gelegt, bis der Kopf sich abtrennt, der dann im Hause getrocknet und später feierlich zum Korwar geweiht wird (Goudswaard 70 f.). Aehnlich ist die Bestattung zu Ayamboris (N.Guin. 162). Die Anwohner der Humboldtsbai bestatten die Todten auf den Bergen (eb. 180).

Wir können uns jetzt, da wir das ganze Leben der Melanesier überschaut haben, ein ziemlich sicheres Bild ihres Charakters entwerfen. Ihre Dieberei ist der Zug, welcher gleich am ersten und am unangenehmsten vorsticht, der nur an wenig Punkten (Speelmannsbai Neu-Guin. 127; Dorei de Bruijnkops 185; Admiralitätsinseln La-billl. 1, 261; Ruk Salerio 342 f.) nicht, der aber auch unter ihnen

höchſtgebildeten Völkern ſehr verbreitet war, unter den Anwohnern der Humboldtsbai (N.-Guin. 85), auf Fidſchi, wo er nur gegen Landsleute, nicht gegen Fremde und nur bei Entdeckung geſtraft wird (W. u. C. 1, 127). Er entſpringt aus großer Begehrlichkeit und Habſucht, welche ſie bis zum Morde führt. Betrügereien und Verſtellung finden ſich gleichfalls häufig, keineswegs aber überall, z. B. namentlich in den nördlichen Theilen Melaneſiens nicht. Am ärgſten waren dieſe Laſter auf Fidſchi ausgebildet, wo auch Lüge ganz allgemeine Angewohnheit war. So reden ſie jedem, den ſie ſich zu verbinden wünſchen, ganz nach dem Munde, ohne nur einen Augenblick das ernſtlich zu meinen, was ſie ſagen. Doch werden eigene Thaten nie geläugnet: dies würde entſchieden als ſchimpflich gelten. Dagegen ſind ſie für Wundergeſchichten und die tollſten Aufbindereien ganz leichtgläubig, glauben aber die Erzählungen von den Ländern der Weißen nicht, weil dies ihren Stolz verletzen würde: denn ſie können es nicht ertragen, ſich in irgend etwas unter die Weißen ſtellen zu müſſen. Verletzung ihres Stolzes bringt ſie oft ganz außer ſich vor Wuth, ja häufig zum Selbſtmord. Dabei ſind ſie unverſchämt und undankbar — doch haben ſie ſich in den Miſſionen vielfach anders gezeigt, von der innigſten Dankbarkeit (z. B. Calv. 3. A. 562) — und vor allen Dingen, worin ſie durch ihre Verſtellungskunſt im hohen Grade unterſtützt werden, rachſüchtig. Sie vergeſſen keine Beleidigung; ſie machen ſich Merkzeichen, um ſtets von neuem an die Rache erinnert zu werden, der ſie dann gelegentlich genügen, durch Mord, Zauberei oder gedungene Meuchelmörder. Tapfer ſind ſie gar nicht; es iſt eine Eigenſchaft, welche dem ganzen Gebiet zu fehlen ſcheint, wohl aber mißtrauiſch, furchtſam. Blutgierig ſind ſie im höchſten Grade — oder beſſer geſagt, ſie ſind gegen Blutvergießen im höchſten Grade gleichgültig, ja, ihre Rachſucht treibt ſie zu den ſcheußlichſten Grauſamkeiten und wenn jetzt alte Leute erzählen (W. u. C. 1, 119), dies ſei früher minder arg geweſen, ſo mag auch dies nur ein Anſchmiegen an die Meinung der Fremden ſein, glaublich iſt es nicht. Dieſes abſchreckende Bild gilt hauptſächlich von den Fidſchi, von welchen z. B. durch Jackſon bei Erskine, durch Williams und Calvert ein grauenhaftes Detail gegeben wird, welches beweiſt, daß gänzliche ſittliche Verwilderung bei guten geiſtigen Anlagen beſtehen kann und höhere Culturfähigkeit nicht ausſchließt; ja daß — und dies iſt ein höchſt wichtiger

Satz — eine ſolche Verwilderung eintreten muß, wenn nur einſeitig das äußere, das Verſtandesleben ſich ausbildet und das Gemüthsleben unentwickelt bleibt. Die hellen Züge im Bilde ſind eben jene Culturfähigkeit, eine gewiſſe, oft beſtechende Liebenswürdigkeit des äußeren Weſens (doch ſchelten und verfluchen ſie einander oft aufs gemeinſte W. u. C. 1, 183), ein gewiſſenhafter Fleiß (eb. 2, 119) eine größere Sittenſtrenge, ein oft recht inniges Familienverhältniß und ſtreng religiöſe Devotion, welche letztere freilich auch viel auf Angſt beruht (Fidſchi z. B. Hale 50 f.; Ersk. 474; Wilkes 3, 213, 76; W. u. C. 1, 112 f.; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 707). Die Bewohner des übrigen Melaneſiens ſind minder abſchreckend, weil bei ihnen jene ſchlechteſten Charakterſeiten nicht in ſolcher Allmacht ausgebildet ſind und theils freilich hinter einer gewiſſen Stumpfheit und dem Elend der Exiſtenz, theils aber auch hinter beſſeren Eigenſchaften zurücktreten. Ueberall gibt es hier Gegenſätze. Während die Bewohner der Humboldtsbai ſo wie die Eingeborenen der Torresſtraße (Macgill. Flinders 2, 109), aber auch die Doreſen verhältnißmäßig hoch, ja ſittlich wohl am höchſten ſtehen in ganz Melaneſien und neben anderen guten Eigenſchaften Energie und Offenheit beſitzen (Wallace J. R. G. S. 30, 174), ſind andere Stämme Neuguineas, die an der Mariannenſtraße und hinauf bis zum Utenate „ungeſtüme Wilde im eigentlichen Sinne“ (Sal. Müller; Modera); Reina und Salerio können die Bewohner von Nuk nicht ſchlecht genug ſchildern, während umgekehrt die übrigen Bewohner des Britanniaarchipels keinen ſchlechten Eindruck machen. Im ganzen waren alle dieſe Völkerſchaften, wenn ſie vertraulich geworden waren und gut und freundlich behandelt wurden, auch wieder freundlich, thätig, hülfreich, unbefangen und fröhlich (Nitendi Dillon; Mendana bei Dalrymple 140; Eſpiritu ſanto Quiros eb. 283; Mallikolo Forſter; Baladea eb. Rietmann 630; Forſter R. 3). Auch herrſcht hier nirgends eine ſolche Blutgier, wenn gleich, wie wir ja ſahen, Kannibalismus und Menſchenmord auch hier häufig genug vorkommen und gleichgültig genug betrachtet ſind. Doch fanden ſich auch Züge von Gutmüthigkeit (Admiralitätsinſeln Labill. 1, 261; Hebriden Turner 491; Rietm. 180; Neucaledonien Forſter W. 3, 213). Daß es ferner ſehr ſchwer hält die Melaneſier

mäßiger strenger Arbeit anzuhalten, braucht kaum gesagt zu werden, sie sind fast alle sehr träge. Uebrigens kommt es hier sehr auf die Auffassungsweise des Berichterstatters an, wie denn z. B. Cheyne, der nach seinen Handelsinteressen zunächst urtheilt, von allen Melanesiern nur die Bewohner von Simbu als freundlich rühmt (50), für welche letztere Insel ihm allerdings Shortland (Reise 133) beistimmt; sehr viele Reisende aber urtheilen über die von ihm getadelten Länder günstig. Und so sind auch über ein und dasselbe Land die Urtheile sehr verschieden, je nach den Verhältnissen welche der Berichterstatter traf und nach der Stimmung in der er war. Man wird also am besten thun, wenn man sich sein eigenes Urtheil nach der oben gegebenen Schilderung bildet.

Eine eigentliche **Geschichte** hat Melanesien abgesehen von Fidschi nicht, und auch die Mission ist sehr spät hierher gekommen, woran die Abgelegenheit, die Beschwerlichkeit und der mindere Reiz des Gebietes, dann aber die gefürchtete Wildheit seiner Bewohner die Schuld trägt. Letztere war freilich in manchen Gegenden groß, nirgend aber unüberwindlich und hörte meist ganz auf, sobald die Eingeborenen Zutrauen gefaßt hatten; das aber war ihnen schwer, denn sie sahen in den Europäern unheimliche Wesen, Geister oder Dämonen und die Weißen trugen ihrerseits nichts bei, ihnen das Zutrauen zu erleichtern. Denn abgesehen von der rücksichtslosen Grausamkeit Schoutens, le Maires (Diar. 57), Dampiers (5, 96 f.), Roggeweens, welcher letztere z. B. als er Kokosnüsse brauchte, die kleine Insel Moa (nördl. von Neuguinea) angriff, die Eingeborenen tödtete, die Häuser verbrannte, die Kokospalmen abhieb und so 800 Nüsse gewann (Roggew. allg. Hist. d. R. 18, 570, Behrens 159), abgesehen von diesen Männern aus den Zeiten der Eaton und Esplana, so benahmen sich Surville (252) und Bougainville (215) nicht viel besser, auch Cook ließ wegen eines geringen Vergehens die Eingeborenen von Erromango mit Kanonen niederschießen und das ärgste hat unser eigenes Jahrhundert auf diesen Inseln gefrevelt. Man entdeckte nämlich Sandelholz daselbst und dies zog die Händler, hauptsächlich Engländer und Amerikaner hin, doch auch Polynesier, wie wir ja die Expedition des Hawaiers Boki schon erwähnten. Wie sehr die Handelsinteressen der Europäer den Interessen der Eingeborenen entgegenstehen, zeigt Cheynes Beispiel, der gewiß ein geistig klarer und nicht unbedeutender Mann,

dennoch zu den einseitigsten Urtheilen, ja zu der unfreundlichsten Behandlung der Völker gebracht wurde, weil sie ihr Recht, freilich das Recht der Schwächeren vertheidigten. — Die Santler haben am ärgsten auf den neuen Hebriden gehaust, wo sie häufig Menschen raubten, welche sie auf anderen Inseln zur Sklavenarbeit zwangen und welche dabei dem Heimweh häufig unterlagen (Turner 493). Natürlich hieben die Meisten überall die Bäume nieder, ohne die Eingeborenen auch nur zu fragen, geschweige denn sie zu entschädigen und so kam es häufig zu blutigen Streitigkeiten. Als nun einst in einer solchen die Bewohner von Fate vor den Feuerwaffen der Engländer und einer Schaar Tonganer in eine Höhle geflüchtet waren, da zündeten ihre siegreichen Gegner ein Feuer vor der Höhle an und erstickten die Flüchtigen, unter denen viele Weiber und Kinder waren (Gill 83, 101; Erskine 143, 327, 390 f.). Turner gerieth, als er auf Tanna als Missionär lebte, in größte Lebensgefahr, weil ein amerikanischer Waler, dessen Mannschaft aufs schamloseste sich an den Eingeborenen vergriffen hatte und von diesen zurückgetrieben war, mit seinen Kanonen ganz unbetheiligte Dörfer beschoß, um sich zu rächen (ev. M. M. 1862, 206). Oder die Händler nahmen einen Häuptling gefangen und gaben ihn nur gegen eine Schiffsladung von Santelholz frei, welche ihnen einen Reinertrag von 1000 Pf. Sterl. einbrachte. Einmal war Krieg auf einer Insel. Der Kapitän eines Handelsschiffes erbot sich gegen eine Ladung Santelholz der einen Partei zu helfen, lockte dann die andere auf sein Schiff und ließ sie erschlagen bis auf einen, den er seinen Feinden auslieferte, welche ihn tödteten und auffraßen (Gill. eb.). Vielfach haben die Santler Tannesen nach Erromango und Erromanganer nach Tanna auf Contrakt, daß sie beim Holzfällen mit arbeiteten, hingebracht, dann aber nach gethaner Arbeit jene Unglücklichen von der Rückfahrt ausgeschlossen und gewaltsam von sich getrieben, welche dann bei der Feindschaft der Inseln sofort getödtet nnd verzehrt wurden. Den Angehörigen der so Gemordeten sagten sie, sie seien von einer feindlichen Uebermacht überfallen und die Ihrigen dabei getödtet, wodurch natürlich die Feindseligkeit beider Inseln bis zur Wuth gesteigert wurde (Hood 204).

Natürlich konnte unter solchen Umständen das Christenthum nur sehr schwer Wurzel fassen. Nach Baladea kamen die ersten Missionäre, eingeborne Samoaner und Tonganer 1841,

Christen nach Kunaie. Noch ehe die letzteren aber festen Fuß gefaßt hatten, kam im September 1842 der Schwiegersohn eines derselben, der Capitän Ebrill, und begann nach freundlichem Verkehr mit den Eingeborenen (mit denen sich also freundlich verkehren ließ) plötzlich und ohne Erlaubniß Santelholz zu fällen, welches hier zwar selten aber in herrlichen Exemplaren wuchs (Cheyne 2). Sofort stürzten die Kunaier über ihn und seine Leute her und tödteten sie alle und ebenso auch, wegen ihrer so nahen Beziehungen zu Ebrill, die Missionäre (Gill 218 f. Cheyne 10; Blumhardt 2, 219). In Folge davon erhoben sich heftige Bewegungen gegen die Missionäre auch zu Baladea, so daß diese 1845 die Insel verlassen mußten. Und doch waren die Eingeborenen der Mission nicht abgeneigt: als der Bischof von Neuseeland, Selwyn, behufs Gründung der protestantischen Mission 1852 nach Neucaledonien kam, fand er daselbst eine durchaus günstige Aufnahme (Blumh. 2, 220). — Nach den Loyalitätsinseln war das Christenthum 1841 gekommen und obwohl „zuchtlose Männer" (Turner 464) die Bringer desselben als Betrüger und Zauberer bei den Eingeborenen verleumdeten, so wandten sich doch die letzteren, als ihr Gegenzauber gegen die Missionäre nichts gefruchtet hatte, dem neuen Gott Jehova um so eifriger zu, als er sich mächtiger bewies. So hat sich denn das Christenthum hier ausgebreitet; 1859 waren neben 4000 Heiden 3000 Christen auf der Insel (Turner 501), man hat das neue Testament, 150 Kirchenlieder, Schulbücher u. s. w. in die Sprache der Insel übersetzt und eine Druckerei der Londoner Missionsgesellschaft befindet sich daselbst. Der Krieg, der sich 1860 gegen die Christen erhob, half nur die neue Religion ausbreiten; denn die Milde, welche sie nach ihrem Siege zeigten, gewann ihnen die Herzen ihrer Feinde (Gill 16; vergl. Cheyne 18; ev. M. M. u. F. 2, 491; Grundem. 365). Auch auf Lifu hat seit 1841 das Christenthum Wurzel gefaßt, obgleich hier die Santler arg gehaust hatten (Turner 508); seit 1850 hörte der Krieg, der Kannibalismus auf (Gill 200; Turner 503) und seit 1859 wirkten englische Missionäre hier. Auf Uwea ist die Mission seit 1853 thätig; um 1858 waren von den 2000 Eingeborenen etwa 100 noch heidnisch (Gill 205 f. Turner 518; Grundem. 366). Eingeborene dieser Inseln sind auch schon selber als Missionäre thätig (ev. M. M. eb. 492) und zu Lifu hat die Londoner Mission ein

Seminar für ſolche eingeborene Lehrer, welches von den Zöglingen aus Korallenkalk aufgebaut iſt (Grundem. 366).

Aber auch hierher kam die katholiſche Kirche, 1843 (2 Jahre nach den Proteſtanten) nach Baladea, anfangs ohne Erfolg, ſeit 1845 jedoch (in welchem Jahre die Proteſtanten vertrieben wurden) fanden ſie Anhänger und hatten bald 270 Kinder getauft (Michelis 525) und Kannibalismus und andere Barbareien erlagen ihnen (Montravel nouv. an. des voy. 1854, 4, 94). Einige Jahre ſpäter (1853) okkupirte Frankreich die Inſel, jedenfalls um den engliſchen Colonien Auſtralien und Neuſeeland das Gleichgewicht zu halten: doch iſt die Lage der Hauptſtadt Port-au-Prince ſo ſchlecht gewählt, daß der Ort keine rechte Zukunft hat. Die ganze Kolonie gedeiht nicht (Rietm. 137; Hood 211; Andree nach Garnier Glob. 13, 65 f.). Ebenſo ſind die Franzoſen und Katholiken jetzt auf Kunaie Herr und die Strenge ihres Regimentes zeigte ſich, als einſt ein Stamm der Inſel ſich gegen die neue Religion erhob: er wurde von franzöſiſchen Soldaten faſt vernichtet (Blumh. 2, 220). Von hier aus haben ſich die Jeſuiten nach den Loyalitätsinſeln, dem Arbeitsfeld der proteſtantiſchen Miſſion begeben und unterſtützt von franzöſiſcher Miliz, welche die Eingeborenen höchſt roh behandelte, die evangeliſche Religion unterſagt, dann, als man nicht Folge leiſtete, die Kirche am Sontag gewaltſam geſchloſſen, die in ihr verſammelten Eingeborenen zu Gefangenen gemacht und als es hierüber zum Kampf kam, niederſchießen laſſen, wen es traf, auch Greiſe, Weiber und Kinder; die Häuptlinge wurden gefeſſelt, die Kirche zur Kaſerne gemacht, die ſamoaniſchen Miſſionäre — den engliſchen hatte man frei entlaſſen — gefeſſelt in den unterſten Schiffsraum geworfen und dort, weil ihnen Gott ja doch nicht helfe, verhöhnt! Dies geſchah zu Lifu: noch Aergeres zu Mare und namentlich zu Uwea, wo man die ſcheußlichſten Mittel anwendet, um die Proteſtanten zur katholiſchen Kirche herüber zu zwingen. Obwohl nun Napoleon III. dies Verfahren nicht billigte, ſo liegt dennoch der ſchwerſte Druck auch jetzt noch auf den Evangeliſchen (ev. M. Mag. 1865; 403 f. 1866, 304; 1868, 128; 1869, 429; Grundemann 366). Und trotzdem ſind die Eingeborenen dem Chriſtenthum und der Cultur, ſo weit ſie dieſelbe aufgenommen hatten, treu geblieben.

Von den neuen Hebriden erhielt zuerſt Erromango P

und es iſt bekannt, daß 1839 Williams und ſeine Begleiter, weil man ſie für Händler hielt, erſchlagen wurden, von einem Häuptling, deſſen Sohn kurz vorher durch Händler erſchlagen war (ev. M. M. 6, 309). Doch gelang es der Miſſion trotzdem ſpäter, nach mehreren mißglückten Verſuchen auch hier ſich feſtzuſetzen und 1856 erbaten und erhielten die Eingeborenen einen engliſchen Miſſionär (ev. M. Mag. 2, 491 f.). Derſelbe wurde zwar 1861 von ihnen ermordet, weil er mehr glaubenseifrig als klug gedroht hatte, wenn die Eingeborenen ſich nicht bekehrten, ſo würde Gott ſie durch Krankheit ſtrafen (ev. M. Mag. 6, 318f.). Nun brach wirklich eine heftige Maſernepidemie aus, die Eingeborenen wurden von einem anweſenden Abenteurer und Gegner des Chriſtenthums gehetzt, und da ſie jetzt Gordon — ſo hieß der Miſſionär — für einen Zauberer hielten, ſo tödteten ſie ihn und ſeine Frau. Doch ſind jetzt wieder zwei Miſſionäre auf der Inſel thätig, deren einer Gordons Bruder iſt und das Chriſtenthum macht langſame Fortſchritte (Ellis b. 1, 380; Grundem. 368). Daſſelbe iſt der Fall auf den übrigen ſüdlichen Hebriden, wo ſeit 1841 die Miſſion thätig iſt. Auf Tanna, wohin 1842 Turner kam, 1862 aber die Miſſionäre wieder vertrieben wurden, ſind zwar einzelne Stämme ihnen günſtig, die Verhältniſſe jedoch ſo unſicher, daß man die chriſtliche Station auf dem kleinen Nachbarinſelchen Aniwa angelegt hat. Katholiken erſchienen 1846 auf Aneityum; gänzlich erfolglos aber haben ſie die Inſel 1850 wieder verlaſſen (ev. M. Mag. 1869, 324; Aneityum Baſl. Miſſ. Mag. 1850, 3, 172; Grundem. 367; Erroman und Immer Ellis b. 1, 393; Gill 141; 150; Tanna Nisbet bei Burns 157; Ellis b. 1, 391; Gill 228; Grundem. 367. Fate Baſl. M. Mag. 1847, 4, 278; 1850, 2, 295; Gill 55; 67; Grundem. 369).

Die Beſchwerden über die furchtbaren Greuel, welche von den Santlern häufig unter engliſcher Flagge (Hood 205) ausgeführt wurden, drangen endlich auch nach Sydney und ſo ſind denn jetzt Geſetze gegeben auch zum Schutze der ſchwarzen Eingeborenen (Turner; Rietm. 156; 163). Ferner bildete ſich 1850 am 29. Okt. in Sydney der „auſtraliſche Miſſionsverein", deſſen Zweck die Ausbreitung des Chriſtenthums in Auſtralien und Melaneſien war. Die Miſſionsthätigkeit für Melaneſien wurde dem Biſchof von Neuſeeland übertragen und ein Miſſionscollegium gegründet, welches erſt in Auck-

land seinen Sitz hatte, später aber nach der Norfolkinsel verlegt ist. Seit 1861 geschehen jährliche Missionsreisen durch ganz Melanesien, wobei das Schiff Missionäre auf den einzelnen Inseln aussetzt und auf der Rückreise, wenn sie zu sehr gefährdet sind, wieder abholt; auch junge Melanesier, welche Lust dazu haben, nimmt es zur Ausbildung in das Missionscolleg mit, wo sie beliebig lang bleiben können. Die Einrichtung in dem letzteren ist eine höchst vernünftige; man gibt sich Mühe, alle Seiten der Zöglinge zu entwickeln, man behandelt Melanesier und Weiße ganz gleich und so ist der Andrang ein großer: 1868 zählte man schon 56 Zöglinge, darunter 9 junge Frauen und Mädchen. Bischof Patteson ist auch sonst sehr thätig. 11 Sprachen Melanesiens hat er bearbeitet, Stücke des neuen Testamentes in sie übersetzt; und wenn diese Wirksamkeit fortgeführt wird, so ist allerdings für Melanesien auf eine zwar neue, aber treffliche und praktische Art gesorgt (Hogg a letter to the Duke of Newcastle on behalf of the Melan. miss. Lond. 1853. Quarterl. rev. 1853, 181; Grundem. 369 Basl. M. Mag. 1852, 1, 165; ev. Miss. Mag. 1862, 291 f.; 1869, 333; 378). Dies thut auch Noth: denn der böse Einfluß der Matrosen und Händler hat noch keineswegs aufgehört (Beisp. a. d. Gegenw. Rietm. 155 f.). Bei vernünftiger Behandlung läßt sich aus den Melanesiern eine tüchtige Bevölkerung heranziehen: schon jetzt sollen über 1000 Tannesen (Rietm. eb.) als Matrosen dienen und sich monatlich außer freiem Unterhalt ein Pfd. Sterling und ein Pfund Taback verdienen. Die Aussichten sind also günstig, wenn die englische Regierung auch hier überall die Consequenzen des Vertrages von Waitangi zieht. Auf den Hebriden ist die nördlichste feste Niederlassung der Mission auf Maiwo (ev. M. M. 1869, 317 f.) und den Banksinseln (eb. Grundem. 369). Auch auf Nitendi hat sie jetzt angeknüpft (Patteson im ev. M. Mag. 1869, 319 f.) und auf diesen Inseln, welche mit Europäern und Polynesiern (der Taumakogruppe) schon vielfach im Verkehr standen, wird sie gewiß guten Fortgang finden. 1595 sollen hier die Spanier eine Niederlassung gehabt haben, später freilich vertrieben sein (Dillon 2, 289; 309); La Perouses Gefährten wurden erst getödtet, als sie Streit anfingen; doch hielt man eine kurz darauf ausbrechende Seuche für die Strafe des Gottes der papalangi (eb. 2, 217; 232; d'Urv. a. 5, 161; 182). — Auf den Salomoinseln arbeiteten seit 1845

tholiſche Miſſionäre, aber ganz ohne Erfolg (Michel. 525), woran ihre eigene Unklugheit Schuld hatte; ebenſo erfolglos war ihre Thätigkeit auf Mudſchu (Woodlark, Saler. 341) und auf Ruk, welche Inſel ſie nach einigen Jahren ſchwerſter Leiden durch gänzlichen Mißerfolg verbittert wieder verließen (Reina 352 f.). Jetzt hat auch dorthin die evangeliſche Miſſion ihre Fahrten ausgedehnt. — Auf Neuguinea wirkten ſeit 1855 deutſche evangeliſche Miſſionäre, Ottow und Geißler, durch Goßner hergeſchickt, welche nach ſchweren Jahren jetzt eine nicht unbedeutende und ſo treffliche Wirkſamkeit haben, daß ihnen die holländiſche Regierung einen Jahrgehalt von 600 Gulden ausgeſetzt hat und ſie regelmäßig von Java aus unterſtützt (N.-Guin. 152; Goudsw. 94 f.). Vor allem wäre es zu wünſchen, daß ſie tüchtige Mitarbeiter fänden. Auch die Malaien, welche freilich bei ihren vielen Zügen nach Neuguinea nur Waaren und Sklaven gewinnen wollen und oft Thaten weißer Santelhändler würdig begehen (Dieffenb. 2, 99), haben trotzdem einen gewiſſen civiliſirenden Einfluß gehabt und die Eingeborenen am Utenata (Müller b. 88), auf Adie (N.-Guin. 114) an der Speelmansbai und Mariannenſtraße zu nominellen Muhamedanern gemacht, wie auch Freycinet den Islam auf Wageu fand (2, 56). Man ſieht alſo, alle dieſe Völker ſind nicht nur fähig, die Cultur und höhere Religionsbegriffe zu faſſen; ſie ſind auch im Ganzen und verhältnißmäßig leicht zu gewinnen und verdienten daher, daß man ſich ihrer mit rechtem Eifer annähme.

Die bedeutendſte Geſchichte aller Melaneſier iſt natürlich die der Fidſchi. Der Zuſammenhang zwiſchen ihnen und den Tonganern iſt übrigens nicht ſo groß, als man gewöhnlich glaubt. Ganz unhaltbar und nur auf Nationaleitelkeit beruhend iſt die Behauptung alter Tonganer, ihre Vorältern hätten Fidſchi beſucht, bevor es ſeine jetzige Bevölkerung gehabt hätte (d'Ewes 203): der Verkehr beider Gruppen hat ſich auf zahlreiche einzelne Beſuche beſchränkt und ſelbſt dieſe ſcheinen erſt in den letzten Jahrhunderten ſo zahlreich geworden zu ſein. Wirklich tiefgreifenden Einfluß auf Sprache oder Sitte haben ſie nicht gehabt. Auch das Tongamythologem von Tangaloa und ſeinen Söhnen (oben 238), welches Hale mit überpragmatiſchem Scharfſinn hiſtoriſch deuten will, enthält durchaus keinen hiſtoriſchen Kern. Seelen und Geiſter ſind hellgefärbt, die Weißen Revenants: ſo iſt auch dieſer Mythus zu deuten, der Erſchlagene lebt als heller Geiſt im Oſten

weiter und kann stets zu den Lebenden zurück, diese aber nicht zu ihm.

Wichtig war es, daß unter den Fidschi der Rechtsgrundsatz bestand, alle Strandende und, wenn sie Fremde waren, alle Landende zu tödten. Dadurch kamen sie in den Ruf ärgerer Wildheit, als sie besitzen. Allerdings haben sie, auch schon im vorigen Jahrhundert, eine Menge Kämpfe mit Europäern gehabt: aber selbst d'Urville (b. 4, 196) ist der Meinung, daß alle ihre Grausamkeit gegen die Weißen erst durch Verbrechen der letzteren veranlaßt seien. Dillon (1, 8) erzählt, daß englische Capitäne den Fidschis Menschenfleisch verschafften, indem sie ihnen die Feinde tödten halfen und ihnen dann die Leichen überließen; nicht anders machten es die Franzosen, Capitän Bureau — den sammt seiner Begleitung die Fidschis später niedermachten — erlaubte den Kannibalismus auf seinem eigenen Schiffe und nach d'Ewes (150) haben Weiße, wie sie auch sonst die gräßlichsten Verbrechen hier begingen, sogar selber am Kannibalismus Theil genommen.

Nachdem nun im Juli 1830 (W. u. C. 2, 9) die ersten Missionäre gekommen waren, Tahitier, welche keinen rechten Erfolg hatten folgten ihnen 1835 englische Methodisten und diese wirkten nun an verschiedenen Orten des Archipels mit sehr wechselndem im ganzen aber nur geringem Erfolg. Der einzige Ort, wo sie wirklich Anklang fanden, war die Insel Ono, deren Bevölkerung schon 1835 nach einer Seuche zu der neuen Religion sich hinwendete und sie so gut sie vermochte erst nach Hörensagen, dann durch polynesische und einheimische Lehrer bei sich einführte. Man aß die früher heiligen Thiere. 1839 waren schon über 300 Christen daselbst und Calvert taufte Anfangs 1840 233 Eingeborene und traute 66 Paare, welche die Polygamie aufgegeben hatten. Trotz vieler Gefahren seitens der Heiden blieben die Christen fest und gewannen durch ihre Milde immer größeren Einfluß. 1845 traten hier sogar Erweckungen ein: das Volk weinte laut, die Prediger konnten vor Bewegung nicht sprechen, Weiber wurden ohnmächtig und die Uebertritte erfolgten massenhaft (W. u. C. 2, 76). Solche Erweckungen kamen auch sonst noch vor, so in Lakemba und an verschiedenen Orten (Basl. M. Mag. 1847, 3, 208; 1855, 1, 79; 159). Von Ono, welches jetzt ganz christlich ist, breitete sich die Religion nach Kandawu (eb.

1849, 4, 156), von Lakemba über eine Menge anderer Inseln im Osten der Gruppe aus, natürlich unter vielerlei Beschwerden (Erst. 322 f. W. u. C. 2, 90-106).

Die ältesten historischen Vorgänge, welche wir kennen, sind die Versuche mächtigerer Staaten, kleine und unabhängige Nachbaren sich zu unterwerfen, woraus die Jahrhunderte hindurch vieler Krieg entstanden war. Der Centralpunkt des ganzen Archipels ist das kleine Inselchen Mbau nördlich von Rewa an der Ostküste von Viti Levu. Hier war am mächtigsten ein junger Fürst, Thakombau, ein höchst begabter und thatkräftiger, aber auch sehr verschlagener und ganz in den Barbareien seines Vaterlandes lebender Mann, dessen Vater Tanoa durch einen solchen Unterwerfungsplan in fortwährende Kriege verwickelt war. Diese Kriege setzte sein Sohn mit ganzer Kraft und ganzer Leidenschaft fort, daher er eine Reihe von Jahren hindurch der Mission abgeneigt und mit den Missionären auch persönlich zerfallen war (W. u. C. 2, 22; 233 f. 176-211). Allein er war geistreich genug um einzusehen, daß das Neue in Religion und Cultur das Siegreiche sein würde und so neigte er sich immer mehr und mehr der Mission zu. Die alten grausamen Sitten wurden milder, er selbst ließ seinen Lieblingssohn taufen und wohnte dem Unterricht desselben bei, ja 1853 gestattete er den Bau eines Missionshauses in Mbau selber. Erskines Besuch (1849), der ihm die Wirkung europäischer Geschütze manövrirend zeigte, hatte zu diesem Umschwung viel beigetragen; mehr aber noch gewisse Verlegenheiten, in denen er sich befand.

Denn da der heftigste Krieg auf Fidschi nun schon seit 1837 wüthete und das Land sehr erschöpft hatte, so erschien 1854 König Georg Tubou von Tonga im Fidschiarchipel, angeblich um Thakombau zu unterstützen, in Wahrheit aber wohl, um in diesem Kriege für sich zu gewinnen. Und größere Gefahren drohten von Amerika. Den Weißen im Archipel, welche jetzt, nachdem ihnen die Missionäre den Weg gebahnt hatten, zahlreich ankamen, war keineswegs mit der Sittenstrenge und den auf ihr beruhenden Neuerungen jener Männer gedient. Es thut der modernen Cultur gar zu wohl, Orte zu haben, wo sie sich unbeachtet und unbestraft in allen Lüsten und Gewaltthätigkeiten ergehen kann und hier sollte man womöglich noch sittenreiner und ehrlicher als in der Heimath leben! Namentlich waren es Amerikaner, welche sich hier festzusetzen suchten und um den Einfluß der Engländer

zu schwächen, zunächst ganz ungerechte Beschuldigungen gegen die Missionäre erhoben (Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. 2, 257). Dann aber stellte sich Williams, der amerikanische Consul, an die Spitze dieser Bewegung. 1849 war ihm, bei einem Brand seines Hauses, einiges gestohlen, wofür er 3006 Dollars 12½ Cent Schadenersatz verlangte. Diese Forderung war, wie Calvert nachweist (3. Ausg. 574) durchaus ungerecht und so gewährte man sie ihm nicht. Allein die Summe wuchs: für andere Räubereien der folgenden Jahre verlangte er mit der obigen Forderung zusammen die Summe von 5001 Dollars 38 Cent. Als er aber im Jahre 1850 und 1851 diese Forderung mit dem Verlangen in derselben unterstützt zu werden den Commandeuren zweier amerikanischer Kriegsschiffe vorlegte, so wiesen ihn beide, Petigru sowohl wie Macgruder (der auch ebenso offiziell berichtete, Calv. 3. Ausg. 574) aufs bestimmteste ab, weil seine Forderung ungerecht sei, obwohl der erste selbst Sklaven hielt und kein Freund der Farbigen war. Allein was er von den Fidschis sah, flößte ihm Achtung ein (W. u. C. 317 f.). So erreichte Williams nichts, aber bald zeigte sich aufs deutlichste, was er und die übrigen Weißen wollten: „Thakombau soll sterben, andere wollen wir als Häuptlinge einsetzen: die müssen aber nach unserem Willen regieren" (eb. 2, 333). Diese und ähnliche Drohungen sprach er offen aus, wie er sie auch in australischen Zeitungen, welche Georg Tubou Thakombau mitbrachte, hatte drucken lassen. „Mit Blut und Eisen müßte man dem Burschen Mores lehren, bei einer guten Cigarre Mbau in Grund und Boden schießen und das Gesindel von der Erde vertilgen" (2, 335; 3. Ausg. 575). Und 1855 fand er seinen Mann im Capitän Boutwell. Dieser, abermals zur Untersuchung geschickt, hörte die Beschwerden des amerikanischen Consuls, befahl Thakombau sofort Capital und Zinsen zu zahlen und um Verzeihung zu bitten. In einem zweiten Brief war die zu zahlende Summe auf — 30000 Dollars festgesetzt und bemerkt, man möge eilen, sein Pulver sei schnell, seine Kugeln rund (Calv. 3. Ausg. 576). Alle Gegenvorstellungen, daß die Sache sich anders verhalte, wies er aufs schnödeste ab; als Zeugen dienten ihm die Feinde Thakombaus und Williams mit den Seinen. Ein anderer amerikanischer Capitän, Bailey, der damals mit einem Kriegsschiff ankam, wies ihn darauf hin, wie sehr er gegen seine Instruktion verstoße, welche ihm unparteiische Untersuchung auferlegte; wie civilisirte Nationen

gegen solche Halbbarbaren ebenso gerecht als streng verfahren müßten: aber nach Baileys Abreise ließ Boutwell Thakombau auf sein Schiff kommen (Waterhouse, der oberste Missionär, kam mit ihm), verbot ihm jede Vertheidigung, und indem er ihn aufs unwürdigste behandelte, verlangte er jetzt 45000 Dollars, „denn," so sagte er, „Baileys und der Missionäre Einmischung hat die Sache des Tui Viti (Thakombau) nur verschlimmert!" (3. Ausg. 578.) Als Thakombau sich weigerte, gerieth Boutwell in offene Wuth: er drohte ihn hängen zu lassen und zwang den Fürsten auf diese Weise, was er ihm vorlegte, zu unterschreiben. Dann berichtete Williams nach Amerika: „Die Allmacht hat uns geholfen: Boutwell war ihr Rüstzeug" (W. u. C. 3. Ausg. 578). Und trotz dieser christlich amerikanischen Allmacht, trotz ihrer Rüstzeuge gab im folgenden Jahre (ganz gegen das Beispiel der dort lebenden christlichen Europäer, vergl. W. u. C. 2, 334; d'Ewes 150) der Tui Viti die Polygamie auf und ward getauft. Natürlich war sein Uebertritt zum Christenthum wesentlich auch durch politische Motive bedingt. Er hoffte durch offenen Anschluß an die Religion und Cultur der Weißen den Bedrängnissen, die man ihm bereitete, zu entgehen. Es war ihm um so größeres Unrecht geschehen, als er, nach Boutwells eigenen Aufzeichnungen (National intelligencer, 30. März 1859; W. u. C. 3. Ausg. 578) gar nicht Herr der ganzen Gruppe war. Er protestirte natürlich sofort (3. Ausg. 578; 580): allein auf seinen Protest erfolgte von Amerika aus keine Antwort, vielmehr hielt der Consul jene so ganz ungerechtfertigte Schuldforderung Boutwells fest*) und Thakombau war in der größten Noth, denn seine Gegner wurden durch das Gebahren der Europäer natürlich mächtiger, und sein Verhältniß zu Tonga gestaltete sich gleichfalls immer schwieriger. Dazu kam nun noch etwas Neues. Vierzehn Jahre nach der Ankunft der ersten Missionäre, 1844, waren katholische Missionäre nach dem Archipel gekommen, aber ganz erfolglos geblieben und hatten trotz aller Machinationen nirgends festen Fuß fassen können. Die französischen Kriegsschiffe fehlten eben (Michelis 517; W. u. C. 2, 49; 182; 137; 145; 202-3). 1850 nun machten sie einen neuen

*) Wir folgen dem Berichte Calverts, weil er als Augenzeuge alles wissen konnte; weil er seine Angaben aus den Schriften der Gegner beweist; weil seine Nachrichten durch andere selbständige Berichterstatter bestätigt werden; weil sein Buch den strengsten und schönsten Geist der Wahrheit athmet.

Verſuch und zwar kam diesmal ein Biſchof mit mehreren Prieſtern um in Mbau oder Viwa zu landen. Da man aber auch in Fidſchi wußte, wie die Sendlinge der katholiſchen Kirche in Tahiti Hawaii und ſonſt aufgetreten waren, ſo hinderte man ſie an der Landung; und als die gebräuchliche Drohung mit Kriegsſchiffen hier nichts half, da war es der amerikaniſche Conſul, bei dem ſie Hülfe fanden; ja als die Fürſten, welche durchaus in ihrem Rechte waren, wenn ſie ihnen den Aufenthalt verboten, davon nicht abgingen, ſo verſuchte Williams einen Prieſter durch die Hülfe eines Weißen, welcher Grundbeſitz auf den Inſeln hatte, einzuſchmuggeln (Will. u. Calv. 2, 318)! Denn freilich war die Art, wie dieſe Miſſionäre bekehrten und verfuhren — riethen ſie doch den Eingeborenen, lieber Heiden zu bleiben als der evangeliſchen Miſſion zu folgen — ſehr viel bequemer als die der Proteſtanten. Trotz aller Bemühungen alſo fanden die Katholiken damals keinen Eingang. Erſt 1860 ſind ſie auch hier wie 1858 in Tonga durch franzöſiſche Gewalt eingeführt (ev. Miſſ. Mag. 1868, 402). Auch dieſe neue Gefahr ſchwebte über Thakombaus Haupte und um nun allem dieſem zu entgehen, entſchloß er ſich, ſein Land an England abzutreten und am 12. Oktober 1858 ſetzte er mit dem engliſchen Conſul Pritchard den Vertrag auf (Seemann 124-8), dem ſpäter alle Häuptlinge der Inſel beitraten (Seemann 128 f. 132; vergl. 257). Allerdings waren ſie erſt nach und nach dazu gebracht, ſich anzuſchließen (W. u. Calv. 3. A. 580), aber ſie ſchloſſen ſich alle an und England erhielt die volle Ceſſion. Thakombau verſprach 200,000 Akres Land; dafür ſollte England jene amerikaniſche Schuld auf ſich nehmen; er ſollte ſeinen Titel und ſeine Oberhoheit über die eingeborene Bevölkerung behalten, aber als engliſcher Unterthan. Pritchard, der engliſche Conſul (der Sohn des Tahitiſchen Miſſionärs), der die Ceſſion nach England brachte, kam mit günſtiger Antwort wieder (Seemann 250). Auch Oberſt Smythe, welcher 1860 als Abgeſandter von England kam, ſchien in ſeiner Unterredung mit Thakombau, welche Seemann (130 f.) wörtlich wieder gibt, für die Abtretung zu ſein, wenigſtens brachte er kein Bedenken vor, und ſo war Thakombau der ſicheren Hoffnung, durch die engliſche Verwaltung, die engliſchen Geſetze aller Gefahren überhoben und rechtmäßig geſchützt zu ſein. Deshalb wandte er ſich zunächſt gegen die Tonganer, deren Einfluß auf Fidſchi immer größer wurde

jetzt auch für ihre Unterstützung und ihre Verluste nach verschiedenen anderen Entschädigungen (Seem. 245) Land in Fidschi verlangten (248 f.). Ihre Ansprüche wurden cassirt und man hoffte durch England die lästigen Besucher los zu werden (eb. 250-1). Allein Oberst Smythe berichtete ungünstig: Thakombau sei nicht Herr der ganzen Gruppe, und 200,000 Acres besäße er gar nicht, in welchem letzteren freilich Seemann (132) widerspricht, wie derselbe denn durchaus anderer Ansicht als Smythe gewesen zu sein scheint. Wenn man alles erwägt, so scheint der wahre Grund der Nichtannahme die Sorge gewesen zu sein, mit Amerika in unangenehme Spannung zu gerathen.

Wie dem auch war, England lehnte die Cession ab — und dies ist der Wendepunkt in der Geschichte Fidschis. Denn außer jener Summe, welche Amerika freilich ganz wider Recht von Thakombau immer von neuem verlangte (Seem. 246; Calv. 3. A. 580) und die weit über sein Vermögen ging, trat nun auch der König von Tonga mit einer Forderung von 12,000 Pfd. Sterl. Schadenersatz auf. Es trat jetzt für Thakombau und die Inseln eine sehr trübe Zeit ein. Daran war zunächst Schuld, daß die Eingeborenen in den neuen Zuständen, der neuen Religion, der neuen Cultur noch nicht fest waren. Interessante Beispiele von Rückfällen in heidnische Anschauungen sind gegeben im ev. Miss. Magazin 1868, 404. War doch die Bekehrung vielfach äußerlich geschehen: ganze Stämme waren übergetreten, nur um an den Vortheilen der neuen Lehre Theil zu haben oder auf Befehl der Häuptlinge (eb. 406). Daher glückte es wohl auch den Katholiken, einen Häuptling und auf sein Commando den ganzen Stamm für sich zu gewinnen und von sittlicher Läuterung und Vertiefung war wenig die Rede. Vor allen Dingen aber schädlich waren die zahlreichen Einwanderer, die namentlich von Australien und Neuseeland kamen, meist Engländer, aber auch Deutsche, Amerikaner und Franzosen. Sie wollten meist nur reich werden, gleichviel durch welche Mittel; sie suchten die Eingeborenen ähnlich wie zu Neuseeland, zu Landverkäufen zu überreden, sie verfuhren dabei oft höchst betrügerisch und gewaltsam, und ein fester Gerichtshof existirte nicht (Calv. 3. A. 572). Man kann sich daher nicht wundern, wenn ganz Fidschi ins Schwanken gerieth; wenn namentlich die heidnischen Stämme sich gegen das Christenthum vielfach auflehnten, welches sie

ja mit so vielem Unrecht, was ihnen geschehen, in Zusammenhang bringen mußten. So geschah es denn, daß jetzt zuerst ein europäischer Missionär als Märtyrer fiel: 1867 wurde Baker, der mit dem größten Eifer für die Inseln gewirkt hatte, auf einer Reise durch Vitilevu mit sieben eingeborenen Christen von einem heidnischen Stamm getödtet und gefressen (ev. Miss. Mag. 1868, 91; Calv. 3, A. 580). Thakombau zog gegen den Stamm, konnte aber in dem pfadlosen Inneren der Insel wenig ausrichten.

Diese Wirren suchten andere zu nutzen. In Melbourne bildete sich eine Gesellschaft, welche ihm für 200,000 Akres — sie glaubten also doch, soviel bekommen zu können — jene Schuld zu bezahlen versprachen und Thakombau ging (1868) darauf ein. Nun aber entstand ein ähnlicher Wirrwar wie zu Neuseeland; denn nun erhoben sich Klagen und Gegenklagen um diese Ländereien, eine Masse Beschwerden wegen Beeinträchtigung, und überall verlangte man von Thakombau Bestrafung, Zurechtbringung der Eingeborenen, Beschränkung ihrer Ansprüche, Lösung der ganzen Verwirrung — jetzt galt er auf einmal als König über den ganzen Archipel, an den man sich halten wollte. Und so geschah ihm wieder aufs Neue schweres Unrecht (Calv. 3. A. 581-2). — Indeß haben sich insofern die Angelegenheiten zu seinen Gunsten gewandt, als 1869 eine Commission von Amerika erschien unter Capitän Truxtun, welche zunächst dem König eine anständige Behandlung zusicherte und anerkannte, daß die Forderungen Williams und Boutwells ganz ungerechtfertigt waren. Durch die Einmischung jener „polynesischen Compagnie" aber war die Sache so schwierig und verwickelt, daß auch Truxtun sie nicht zu Ende führen konnte (Will. u. Calv. 3. A. 583-5). Die Zahl der Weißen wächst immer mehr; sie soll schon 4000 übersteigen (Globus 18, 367) und weil ein sicheres Regiment freilich nöthig war, so haben dieselben — eine Besitznahme durch Deutschland, welche man in Sydney fürchtete (Globus 18, 48), trat nicht ein — im vorigen Jahr Amerika um Uebernahme der Fidschiinseln gebeten, und Amerika hat die Inseln in Besitz genommen — allerdings nicht durch einen Vertrag von Waitangi.

Gerade Amerika hat schweres Unrecht hier gut zu machen, wir wollen hoffen, daß es geschieht. Wenn strenge und unparteiische Justiz geübt wird, wenn die Weißen sich dazu hergeben, die Missionäre

in ihrer Erziehung des Volkes zu unterstützen, wenn sie sich bemühen, die Eingeborenen, die sich stets als sehr fähig bewiesen haben, heranzuziehen, dann geht Fidschi einer guten Zukunft entgegen. Das Volk ist lebenskräftig. Das hat es schon dadurch bewiesen, daß es so rasch und zum Theil so innig die christliche Religion sich angeeignet hat, und der günstige Stand der Mission, wie ihn Calvert (3. A. 559 f.) schildert, erweckt allerdings die besten Hoffnungen. Ein Institut zur Ausbildung eingeborener Lehrer und Missionäre ist im blühendsten Zustand, Schulen gibt es überall, eine Menge Druckschriften und Bibeln sind in den Händen des Volkes, die rohen Sitten hören auf, das Christenthum breitet sich immer mehr aus; die Katholiken (eb. 568) haben nirgends Einfluß gewinnen können. Die Hauptgefahr liegt im Benehmen der Weißen, welche so häufig ein so ganz sittenloses Leben führen und sich um das Wohl und Wehe der Eingeborenen gar nicht kümmern. Die größten Wohlthäter der letzteren sind die Missionäre und ihre Wirksamkeit kann nicht hoch genug gestellt werden. Es ist nicht wahr (Seemann 42 u. sonst), daß sie blos um das Christenthum, nicht um die Civilisation sich bemühen, wie Gräffe*) (Ausl. 1868) behauptet. Sie haben vor allen Dingen Cultur nach Fidschi gebracht, denn sie taufen nicht eher, als bis sie überzeugt sind, daß der Täufling auch die Lehre gefaßt hat. Was Fidschi jetzt gutes besitzt, verdankt es ihnen, die Hoffnungen der Inseln beruhen auf ihnen. Zu ihrer Unterstützung muß also möglichst viel und weit mehr geschehen, als bisher.

*) Daß ein Mann wie Gräffe von der „gedankenlosen" engl. Mission sprechen kann, ist uns unbegreiflich. Wir verdanken ihr über den Ocean sowohl sprachlich wie ethnologisch entschieden die besten und genauesten vielfach geradezu musterhafte Werke. Namen wie Ellis, Turner, die beiden Williams, Calvert, Lawry beweisen das. Und wie falsch die Behauptung ist, sie brächten nur Christenthum, keine Civilisation, das zeigt schon die Einrichtung der melanesischen Missionsanstalt, einer wahren Musteranstalt, wie sie ev. Miss. Mag. 1869, 356 f. geschildert ist. Man braucht keineswegs in Allem derselben Ansicht mit jenen so hoch verdienten Männern zu sein, um doch ihre Verdienste, ihre Klugheit und Ausdauer anzuerkennen, um doch sich Alles aus ihrer in seine Sprache zu übersetzen, um doch zuzugestehen, daß auch ihre Ansichten gerade für Unbekehrte äußerst zweckmäßig und im hohen Grade bildend sind.

Daß es der Mühe werth ist, sich um die Fidschi zu bemühen, beweist schon allein Thakombaus Beispiel. Wohl hat Calvert recht, ihn einen wunderbaren Mann zu nennen (3. A. 569 vergl. Seemann 72 f.). Er, der in seiner Jugend noch Kannibale war, was hat er alles ertragen müssen und ist dennoch nicht irre geworden am Christenthum und an der Cultur, deren Träger ihm soviel Unheil zugefügt haben. Seine Verschlagenheit und Tapferkeit hat er in seinen Kriegen bewiesen; und Klugheit und Consequenz zeigte er in seinem Streben nach Alleinherrschaft. Nach dem Zeugniß auch seiner Gegner überragt er alle übrigen Häuptlinge bei weitem und verdient wohl, neben Finau, Pomare und Tamehameha genannt zu werden, nur daß er in ungleich schwierigeren Verhältnissen stand, denen er nicht gewachsen sein konnte. Auch seinen Sohn schildert Seemann als einen tüchtigen und begabten Menschen (122). Die Leichtigkeit ferner, mit der sich alle Fidschi das äußerliche der Cultur angeeignet haben, verdient große Anerkennung.

Sollte aber die Bahn der Gewaltthätigkeiten, wie sie auch hier aus Gewinnsucht und Roheit betreten ist, auch ferner nicht verlassen werden, dann sind freilich die Fidschi trotz ihrer Begabung verloren. Denn das Christenthum schützt nicht gegen die Boutwells. Man spricht so häufig vom Walten Gottes in der Geschichte: und doch zeigt sie in den seltensten Fällen etwas anderes, als daß der Stärkere aufs rücksichtsloseste den Schwächeren vertilgt. Wir hoffen, daß diese bittre Erfahrung nicht auch im Fidschiarchipel sich bestätigen wird; dafür bürgt die Umsicht und Würde der amerikanischen Regierung. Und so beschließen wir diese Darstellung mit den Worten Pattesons (ev. Miss. Mag. 1869, 363): „wenn uncivilisirte Völker mit civilisirten in Berührung kommen, müssen sie sich entweder zu hoffnungsloser Unterordnung verdammt fühlen oder sie müssen dem Zustand der Unwissenheit und des Lasters, worin sie versunken sind, entrissen werden durch Entwickelung aller ihnen von Gott verliehenen Kräfte, deren Gebrauch sie unter seinem Segen zum vollen Genuß all der Güter befähigt, die sich unter dem Namen Christenthum und Civilisation zusammenfassen lassen." Jeder kann sich diese Worte in seine Sprache übersetzen. Aber nur wenn man sie beherzigt, wird man, Missionär oder Ansiedler, den Eingeborenen gerecht.

Australien und Tasmanien.

Zu den Eingeborenen von Neuholland gehören auch die zerstreuten und keineswegs festen Bewohner der kleinen Inseln, welche den Continent umgeben und von denen nur die Inseln des Prinzen von Wales in der Torresstraße zu nennen sind, weil ihre Bevölkerung, die Kowrarega, die äußersten Posten der Neuholländer nach Norden bilden und in unmittelbarer Berührung mit den Papuas der Torresstraße stehen (Macgillivr. 2, 2 f.). Alle diese Völker sind, trotz der verhältnißmäßigen Größe des Raumes, über den sie zerstreut sind, einander so nahe verwandt, daß man sie für einen Stamm ansehen muß.

Dies geht zunächst aus den Sprachen hervor, welche alle, soweit wir sie bis jetzt kennen, gleiches Baues sind und also auf eine Grundsprache zurückgehen, welche aber in zahlreiche Einzelsprachen sich aufgelöst hat (Grey 2, 207; Hale 106; 479; Wilkes 2, 264; Macgillivr. 2, 79; Teichelmann u. Schürm. VI.). Wie viel Sprachgruppen sich vorfinden, läßt sich noch nicht sagen, im Süden des Landes bestehen nach Grey und Bleek (II, 1, 1-20) sieben, welche alle wieder in eine Menge einzelner Dialekte zerfallen, da jeder allein wandernde Stamm seine eigene Sprache hat. Einzelne dieser Sprachen haben auch größere Ausdehnung, wie denn eine von Moretonbai bis zum Hawkesburyfluß (Dawson 336), eine von König Georgs Sund bis zur Haifischbai und dem Gaskognefluß gesprochen (Grey 1, 365; Gr. u. Bleek II, 1, 6; King a. 2, 636) und auch noch tief im Inneren gefunden wird (Kennedy J. R. G. S. 22, 229). Dieselbe Sprache mit nur mundartlichen Veränderungen findet sich auch um Adelaide, und die Eingeborenen von Murray und Murumbidge verstanden sich mit denen von König Georgs Sund, wie zugleich die Sprachen vom Hunter und Macquarie wurzelhaft verwandt sind (Grey 2, 211 f.). Das fernere Sprachen viele Verschiedenheiten zeigen, kann nicht wundern: Grey begründet diese Erscheinung sehr richtig in dem blos mündlichen Leben dieser Sprache, in der fehlenden Verbindung der Völker, der gänzlich anderen Natur. Allein auch die oft große Verschiedenheit benachbarter Sprachen (Nind 1, 47; Eyre 2, 393) sowie das scheinbar unbegreifliche Verständniß

derselben durch Andersredende klärt Grey zum Theil wenigstens auf. Es gibt, sagt er 2, 208, eine Menge Synonyma in den australischen Sprachen und von diesen braucht häufig der eine Stamm den einen der andere den anderen Ausdruck, obwohl beide Stämme beide verstehen. Ferner haben die Eingeborenen für jeden kleinsten Theil des menschlichen Körpers eine bestimmte Bezeichnung, und so konnte es kommen, daß wenn Reisende nach demselben Glied fragten, sie verschiedene Namen seiner Theile hörten und sich auf diese Weise Irrthümer einschlichen. Höchst auffallend ist (Rind J. R. G. S. 1, 47; Eyre 2, 393), daß oft fernere Sprachen einander, was den Wortschatz betrifft, näher verwandt scheinen (Eyre 2, 343) als Sprachen von Nachbarvölkern. So sind z. B. die zehn Dialekte des Victorialandes, welche das vocabulary bietet, sehr verschieden von einander und doch, was nach den Wortverzeichnissen ganz unmöglich scheint, verstanden die Umwohner des Berges Zero die Sprache um den Bogasee (ev. Miss. Mag. 1860, 276). Und nicht nur in Sprache, auch in Sitten unterscheiden sich nähere Stämme oft viel mehr als fernere (Grey 2, 209). Auch die Sprachen der Nordküste sind zahlreich, am Cap York herrschen allein fünf, welche indeß einander näher zu stehen scheinen (Macgill 2, 278), auf der Halbinsel Koburg vier (eb. 1, 145). Eine genauere Durchforschung aber würde auch wurzelhaft die einzelnen Sprachen des Continents mehr oder weniger verwandt finden, wofür ja Latham bei Macgillivr. 2, 330 f. schon einzelne Beweise gegeben hat. Dabei hat man aber (Mitchell three exped. 2, 335) die Bemerkung gemacht, daß die Verwandtschaft von Westen nach Osten viel stärker sei, als von Norden nach Süden. Doch besteht auch letztere ganz unzweifelhaft (z. B. Latham a. a. O. Macgill. 1, 145).

Auch die Sitten gleichen nach Eyre (2, 393) mehr von Westen nach Osten, als von Norden nach Süden; nach Grey steht indeß der Westen dem Süden sehr nahe, dem Osten ferner. Da nun auch außer in den Sitten die Eingeborenen des ganzen Continentes auch körperlich einander nahe stehen, so fällt die Annahme Hombrons (d'Urville b. Zool. 307-320) in sich zusammen, daß es in Neuholland selber mehrere Spezies (espèces) von Menschen gäbe, für die er sogar besondere Schöpfungscentren anzunehmen scheint.

Von Wanderungen dieser Stämme weiß man so gut wie nichts

denn wenn Eyre (2, 405) aus der Aehnlichkeit und Verschiedenheit einzelner Sitten schließt, daß die Nordküste zuerst bevölkert war und sich drei große Wanderzüge nach Südwesten, Süden und Osten wendeten, so hat schon Stokes (2, 10) die Schwäche dieses Beweises nachgewiesen, der auch durch seine schematische Gliederung Verdacht erregt. Sicherer scheint die Annahme Mitchells (Journal 303), daß die Stämme vom Narran nordwärts gezogen sind, wie aus den Ortsnamen hervorgeht. Allein auch dieser Schluß ist nicht allzu sicher, denn die Eigennamen der Art westlich bei Port Philipp können Appellativa sein, welche den verwandten Sprachen gemeinschaftlich angehören. Doch scheint es freilich, als ob die Bewohner des Nordens die ursprünglichsten seien, denn sie sind wie die gebildetsten, so auch körperlich und geistig am besten entwickelt, sie die allein seßhaften und jedenfalls ist die Annahme leichter und naturgemäßer, daß die übrigen Eingeborenen bei ihren ewigen Wanderzügen verkommen sind, als daß jene durch das bequemere Land fixirt sich gehoben hätten. Dies ewige Umherziehen aber macht gerade Untersuchungen über den ursprünglichen Wanderungsweg der Bevölkerung bis zur Unentscheidbarkeit schwierig.

Hale hat es versucht (107), eine **physische Beschreibung**, welche auf alle Neuholländer passen soll, zu entwerfen. Nach ihm sind sie von mittlerem Wuchse, nur selten über 6′ und unter 5′ groß; schlank, mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht häßlich, die Mehrzahl aber äußerst mager, mit vorstehendem Bauch. Ihre Gesichtsbildung steht zwischen Negern und Malaien. Die Stirn ist schmal, bisweilen zurücklaufend, oft hoch und vorspringend, die Augen klein, schwarz, tiefliegend; die Nase oben eingedrückt, unten breit aber adlerförmig, Backenknochen und Kiefern vorspringend, bei zurückweichendem Kinn; der Mund groß mit dicken Lippen und starken guten Zähnen. Der Schädel ist sehr lang gezogen und ungewöhnlich dick, er ruht auf einem kurzen, kleinen Nacken. Das Haar, lang, fein, aber wollig, ist durch Mangel an Pflege häufig wie verfilzt; es ist oft glänzend schwarz, häufiger jedoch tiefbraun. Die Körperbehaarung ist reichlich, der Bartwuchs stark. Die Hautfarbe ist dunkelchokoladenbraun bis röthlich schwarz oder aber heller. Wir werden, um über diese Schilderung urtheilen zu können die Eingeborenen im Einzelnen betrachten müssen, und beginnen da im Nordwesten.

Dort fand Grey ſtarke ſchlanke athletiſche Menſchen, mit gut entwickelten kräftigen Extremitäten (1, 145; 252), welche (nach Usborne Naut. Mag. 1840; Grey 1, 253) lang und verhältnißmäßig etwas dünn waren. Die Größe beträgt nach ihm, während Gregory auf ſeiner Reiſe in Nordweſtauſtralien oft Menſchen von 6′ 2—3″ fand (J. R. G. S. 32, 429) 5′ 6—9″, auf breiten Schultern ſitzt ein großer Kopf mit überhängenden Brauen. Genau ſo ſchildert ſie Dampier (2, 521 f.), der ſie 1688 ſah, und fügt hinzu, daß ihre Stirne rund, ihre Naſe, ihre Lippen dick, ihr Mund groß, ihre Augen wegen der ſehr läſtigen Fliegen immer halb geſchloſſen geweſen ſeien. Sie waren bartlos, von langer Geſichtsform, aber äußerſt häßlich; ihr Haar war kurz und wollig kraus, ihre Farbe ſchwarz, und Farbe, Haar und Züge durchaus negerartig. Uebrigens hat Dampier nicht denſelben Stamm geſehen wie Grey, der am Glenelg, Hannoverbai war; denn nach letzterem hatten die Eingeborenen alle Zähne (Usborne bei Grey 1, 253), nach Dampier fehlten ihnen die beiden oberen Schneidezähne (2, 521). Wenn übrigens letzterer ſie die elendeſten Menſchen der Welt nennt, ſo bezieht ſich dies nur auf ihre äußere Lage. Merkwürdig aber iſt es, daß Grey und ebenſo Usborne unter ihnen einzelne Menſchen fanden von heller Kupferfarbe, mit minder langem, minder großem Kopf, mit mäßigen Brauen, mit gut proportionirten Gliedern, welche King für Malaien hält. Und allerdings iſt malaiiſcher Einfluß auf dieſen Küſten nicht zu verkennen. Jene helleren Menſchen waren die Führer (Grey 1, 145; 212 f.; Stokes 1, 211). Uebrigens fand auch J. Martin (284) an der Roebukbai einzelne Individuen unter ihnen von keineswegs hervorragender Stellung, welche mehr melaneſiſch, ja ſogar mehr polyneſiſch ausſahen. Die ganze Bevölkerung hatte nach ihm krauſes, ſpirallockiges Haar, tiefliegende Augen, Naſen, deren Löcher am Grunde ſich verbreiterten, weit nach außen gebogene Jochbogen, ſehr prognathiſche Geſichtsbildung, ſchiefſtehende Zähne, gut geformtes Kinn und ſtarke Bärte, auf welche ſie hohen Werth legen: wem er fehlt, der erſetzt ihn durch aufgeklebtes Opoſſumfell. Die Bewohner der Melvilleinſel ſind etwas kleiner (nur 5′ 4—6″) als die Anwohner des Glenelg, und haben kleine Beine mit großen Füßen; ferner platte breite Köpfe mit niedriger Stirn und ſtark entwickeltem Hinterhaupt, grobes dickes lockiges oder krauſes Haar, kleine tiefliegende Augen, platte kurze Naſe, dicke Lippen, deren obere vorſteht, und ein

Kinn bei überhaupt schmalem Untergesicht (Campbell J. R. G. S. 4, 152). Die Halbinsel Coburg ist von verschiedenen Stämmen bewohnt, nach Macgillivray (1, 165) von vieren, die einander ganz ähnlich sind; dagegen ist der Yaaleostamm auf der Insel Croker (östlich von Coburg) besonders häßlich und abstoßend, klein, schlecht gewachsen, mit kleinen Augen und schmutziger Sklerotika, mit dicken krausen Bärten und ebensolchem Haar; auch der Körper ist reichlich mit krausem Haar bewachsen, ganz besonders aber Brust und Schultern (Earl J. R. G. S. 16, 240). Umgekehrt haben die Otibi südlich von der Halbinsel Coburg schlichtes Seidenhaar, gebogene Augenbrauen, bisweilen schiefstehende Augen und oft — aber nicht immer — findet sich unter ihnen hellere Haut (eb. 244). Polynesier haben sich nach Earls Meinung, wie Grey die Malaien heranzieht und auch auf Melville King einen malaienähnlichen Menschen sah (a. 2, 239), dort in Australien niedergelassen und die Otibi sind die Sprößlinge dieser Mischung (eb. 244; 248; b. 36). Spricht nun schon der ganz unpolynesische Name hiergegen, so fanden wir ja polynesisch aussehende Menschen auch an der Roebukbai und Wanderungen der Polynesier in diese Gegenden sind wie ganz unnachweislich, so höchst unwahrscheinlich, und so hat denn Earl selber seine Meinung zurückgezogen (c. 235). Südlich von Port Essington findet sich (Leichhardt 406) meist gelocktes Haar, bei lebhafter intelligenter Gesichtsbildung, ebenso weiter ins Innere hinein (Mitchell three exp. 2, 336), sowie nach Westen hin (Stokes 2, 393; 410). Im Port Essington selber waren die Haare meist schlicht und lang, seltener kraus nach Campbell (J. R. G. S. 171), während d'Urville und seine Gelehrten (b. 4, 37; Roquemaurel eb. 254; Demas. eb. 265) es wollig fanden; Hombron eb. 311 nennt es lang und korkzieherartig gewunden. Sonst zeigte sich nichts von den Eingeborenen anderer Gegenden wesentlich Abweichendes (Macg. 1, 145). Malaienähnlicher, den Südaustraliern nicht nahe stehend, da sie weder die breiten Nasen noch den vollen Mund oder die buschigen Augenbrauen der letzteren besitzen, sind auch die Eingeborenen südwestlich (20° südl. Br.) vom Golf von Carpentaria; sie sind muskulös und wohlproportionirt (M'Douall Stuart J. R. G. S. 31, 135). Die schwärzlichen Bewohner der Halbinsel York (Macgill. 1, 125) sind zum Theil magere elende Menschen (eb. 119), zum Theil aber auch,

ſo namentlich die Stämme des Inneren der Halbinſel wie die Yagulles kräftig, gut gewachſen, bis an 6′ hoch, ſchön (Macgill. 2, 1; Carron bei Macgill. 2, 221). Auch die Bewohner der Inſeln des Prinzen von Wales zeichnen ſich vor den Bewohnern des Caps ſelber aus, doch ſind ſie von den Eingeborenen des Südens und Weſtens in nichts unterſchieden (Macgill. 2, 2). So zeichnen ſich auch die Anwohner der Rokinghambai (Oſtküſte 18° ſüdl. Br.) nur durch Stärke und beſſeres Ausſehen aus (Carron eb. 2, 122; 135; Bowen 202); und die von Moretonbai ſtehen zwar über denen, welche bei Sydney zu Hauſe ſind, gleichen ihnen aber z. B. an Geſichtszügen (Breton 214; Field 57). Ihre Beine ſind beſſer entwickelt, die Waden fehlen nicht (Dummore Lang b. 388); daſſelbe gilt von den Eingeborenen an Port Macquarie, welche bis über 6′ hoch werden (Field 32) und von denen einzelne Stämme kupferfarbig ſind (Cunningh. 163).

Die Eingeborenen der Südoſt- und der Südküſte ſind bekannter und häufiger beſchrieben, da ſie mit den Europäern in reichlicherem Verkehr geweſen ſind. Cook und etwas ſpäter Hunter fanden die Anwohner der Botanybai von mittlerer Größe (5′ 6-9″), aber von ſchlankem Wuchs und ſchmächtigen Gliedern, mit angenehmen Geſichtszügen, lebhaften Augen, weder platten vielmehr bisweilen römiſchen (Martin Hiſt. 120) Naſen, noch aufgeworfenen Lippen, doch waren die Naſen breit, die Lippen voll, der Mund groß. Ihr nicht wolliges Haar war bei vielen kraus, bei anderen aber ſtraff, ihre Stimme, zwar wohlklingend und biegſam, von beinahe unmännlicher Feinheit; ihre Haut, welche bei den Weibern öfters heller, ja bisweilen von heller Kupferfarbe war (Philipp Tageb. 202; Hunter 26) erſchien durch Unreinigkeit rußſchwarz (1. Reiſe 3, 170-2; 233; Hunter 19; 25-6; King 314). Sie hatten meiſt kurze lockige und nur zum Theil auch lange Bärte, ja Henderſon (2, 102) ſagt ſogar, daß bei vielen der Bart ſchlecht geweſen ſei oder ganz gefehlt habe; und trotz ihrer Schmächtigkeit waren ſie ſtark und geſund (Hunter 27; Tench 151; 167). Turnbull (33) freilich nennt ſie äußerſt mager; was aber nur auf verkommene Individuen, nicht auf die Durchſchnittsmenge paßt. Männer und Weiber, welche letztere dicker als die Männer und gleichfalls gut gewachſen ſind, waren oft von hübſchen Geſichtszügen (Hunter 23; 26; Cunningh. 183).

rioſum ſei bemerkt, daß ein Eingeborener, der 1835 und 1854 Mitchell an den Boganfluß begleitete, den Büſten, die man von Sokrates hat, durchaus ähnlich ſah (Howitt b. 2, 94). Wenn King (316) ſagt, daß ſie nur vier Farben, roth, grün, weiß, ſchwarz unterſchieden hätten, ſo beruht dies nicht auf einem phyſiſchen, ſondern nur auf einem ſprachlichen Mangel dieſer Völker, welche blau und gelb ſprachlich nicht von grün und roth abſonderten. Ihre Ausdünſtung hat einen höchſt unangenehmen Geruch, welche die Rinder, die ihn weit wittern, in Unruhe verſetzt (Cunningh. 176). In der Hautfarbe wechſeln ſie ſehr: es gibt Individuen, welche geradezu malaiiſch gefärbt ſind und röthliches Haar haben (Montg. Martin 124) und nach Collins (1798) ſchwankt die Farbe von kupferig bis negerſchwarz (554; ähnl. Henderſon 1, 102). Die Glieder (Arme und Beine) ſind hier öfters unverhältnißmäßig lang, wie Peron (2, 309) an einem Stamm in den Wäldern um den Hawkesbury bemerkte, und Collins ſah einen Mann, der für einen Orang Utang hätte gelten können, denn er war über und über behaart und hatte bei ungewöhnlich langen Armen einen nicht ganz aufrechten Gang (559). Die tibia iſt bei vielen Individuen in Neu-Süd-Wales oft nach vorn gebogen, als ob auch vorn eine Wade ſäße, der Fuß groß und plump (Henderſon 1, 102), dabei platt mit etwas vorſtehender Ferſe (Strzelecki*) 335). Die Fußſpur der Eingeborenen iſt bezeichnet durch kleine Ferſe, breiten Fuß, kurzen Zehen und einwärts gerichteten Gang (Bennett 1, 296). Von Einzelnheiten iſt noch hinzuzufügen, daß die Sklerotica gelb iſt (Henderſon 1, 102), die Conjunktiva gelb gefleckt, die Iris braun, das obere Augenlid herabhängend, ihr Kopf verhältnißmäßig klein iſt (Strzelecki 335). Wenn Strzelecki ihr Haar als bisweilen wollig bezeichnet, ſo iſt damit nur ein ſtarker Grad von Kräuſelung gemeint.

Die Bewohner von Südoſtauſtralien (Viktoria) ſind meiſt kleiner als die Europäer (Angas 1, 78), 5—6′, die Weiber jedoch nur 4′ 10″—5′ 7″ groß, von geraden Gliedern, und robuſt, bisweilen herkuliſch (Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of London N. Series

*) Strzelecki faßt zwar in ſeiner Schilderung die Eingeborenen von Neuſüdwales und Tasmanien zuſammen; allein da ſie 1845 geſchrieben iſt, ſo kann ſie nur auf erſtere Bezug haben.

1, 287). Ihre Haut iſt nach Angas (1, 19) purpurkupferfarbig, nach Stanbridge olivenbraun, in der Jugend aber heller. Ihr Haar iſt leicht gekräuſelt, ausnahmsweiſe auch wollig kraus, doch fand es Peron (1, 432) am Weſternport lang und glatt, ihr Bartwuchs iſt ſtark, die Stirn iſt hoch und weil die Augenbrauen ſtark vorſtehen, ſcheinbar zurückfliehend, die Augen ſind groß und ſchwarz (Stanbridge eb.), nach Angas jedoch nußbraun, daß Weiße gelblich, das ganze Auge wie roth unterlaufen. Der Zwiſchenraum zwiſchen den Augen iſt nur gering, die Naſe breit, niedergedrückt, dicklich, bisweilen aufgeſtülpt, bisweilen gerad. Der Mund iſt ſehr groß, die Lippen, namentlich die obere, dick (Clutterbuck 48), ja letztere geradezu überhängend (Nov. 3, 71; Hombron bei d'Urv. b. Zool. 1, 313), die Kiefern viereckig — welche letzteren beiden Eigenſchaften, da ſie bei den Fiſcheſſern am Coorong fehlen, Stanbridge für eine Folge des ſteten Zerreißens feſter Speiſe mit den Zähnen hält.

Eine ſehr genaue Schilderung der Eingeborenen des Vincentgolfes und der Umgegend von Adelaide verdanken wir Koelern (Monatsber. der geogr. Geſellſch. zu Berlin 3, 44 f.). Nach ihm ſtehen ſie im Vergleich mit anderen Auſtraliern ſehr tief, ſind meiſt klein — große Leute gehören zu den Ausnahmen —, ihre Hautfarbe iſt wie die mancher Affen bräunlichſchwarz, bei der Geburt jedoch und in der erſten Jugend ein ſchmutziges Gelb. Ihr Haar iſt ſchwarz, die Behaarung des Körpers jedoch ſehr ſtark, ſelbſt das braungefärbte Flaumhaar der Kinder ſo reichlich und ſo lang, daß die Haut fünf- bis ſechsjähriger Jungen ein fellartiges Ausſehen gewinnt; bei Männern iſt es namentlich an Rücken, Bruſt und Oberſchenkeln ſehr ſtark, ebenſo der Bartwuchs, der indeß durch Ausreißen oft verkümmert wird, während das Haupthaar nie ſehr lang, auch bei Frauen nur bis auf die Schulter wächſt. Es iſt oft gekräuſelt, meiſt ſtruppig abſtehend, nie wollig. Die Augen ſind tiefliegend, unter buſchigen Brauen und hervortretenden Stirnknochen, daß Weiße iſt gelb, röthlich unterlaufen, der Blick lebhaft aber unſtät. Die Naſe iſt breit und flach, der Mund groß mit ſchönen Zähnen, unter denen namentlich die Eckzähne breit ſind. Die Backenknochen, die Kiefern ſpringen vor, der Geſichtswinkel iſt nicht ganz gering, die Stirn aber niedrig. Doch iſt ihr Geſicht meiſt äußerſt häßlich, der Ausdruck meiſt wild, heimtückiſch, ſtumpf, doch bisweilen auch ſtolz und kühn, bei Kindern oft freundlich. Der

Hals ist sehr kurz, der Brustkasten der Männer stark gewölbt, Arm und Beine sehr muskulös, bis auf die Waden, welche dünn sind, unverhältnißmäßig lang, Hände und Füße aber sehr klein; die Sohlenhaut ist borkenartig verdickt, die Zehen sehr gelenk, auch zum Greifen brauchbar. Die Weiber sind mager, mit hängenden Brüsten, und etwas mehr zurückstehenden Genitalien, daher die Männer, was übrigens bei den meisten Australiern Sitte ist, die Begattung von hinten vollziehen. Dicke Bäuche haben beide Geschlechter. Auch hier findet man die scharfe Hautausdünstung, wegen welcher die Eingeborenen sogar von den Haien verschont werden sollen (Köler eb. neue F. 1, 65). Die Eingeborenen von Port Linkoln (Westk. des Spencergolfs) unterscheiden sich in nichts Wesentlichem, als daß die Muskulatur der Arme und Beine elend ist; die Männer haben eine gewisse Anmuth und Sicherheit, welche den Weibern fehlt, deren Arme und Beine von ganz besonderer Dünne sind (Wilhelmi 3-4). Die Stämme im Inneren, am Murray sind größer und oft schön gewachsen (eb.; Goyder bei Peterm. 1863, 301), doch sind nur am oberen Strom die Waden gut (Eyre 2, 207), die Muskulatur meist schwach, der Bauch vorstehend (Sturt 2, 77). Sturt fand einen Stamm im Inneren mit vielen Männern, die über 6' groß waren (2, 77), ebenso Mitchell (Journal 269) und Dawson, der (339) sagt, daß die Statur von 5'—6' 3" wechsele. Die Farbe ist sehr verschieden: Mitchell (three exp. 2, 37), fand einzelne glänzend-kupferfarbige Menschen am Lachlan, Sturt (1, 135) eben solche in der Nähe des Darling, Dawson noch mehr im Osten (131); Jäger und Spiesecke (ev. Miss. Mag. 1860, 257) am Bogasee und neugeborene Kinder sind hier stets hellkupferfarbig (Dawson 337). Doch gibt es hier auch pechschwarze Leute (Sturt 1, 368) und die Farbe schwankt zwischen diesen Extremen (Mitchell three exp. 1, 211). Viele Individuen hatten schlichtes braunes Haar, andere bei hinduähnlichen Zügen, die Gesichtsbildung wie die Form der Nasen (eb. 1, 268; Dawson 339) ist eine sehr verschiedene — wollig gekräuseltes (Mitchell eb. 1, 211; Dawson 337); die Farbe desselben war am Murray bisweilen röthlich (Mitchell eb. 2, 108). Die Stirne war zurückfliehend, mit großem sinus frontalis (Sturt 2, 135), bisweilen ganz europäisch (Dawson 339).

Groß, mager, ſehr hurtig ſind (nach Peron 2, 251) die Bewohner der großen auſtraliſchen Bucht; ſie hatten langes krauſes Haar, ſchwarze Brauen und die Aelteſten (40—50 Jahre), welche Peron ſah, auch langen ſchwarzen Bart. Ihre Naſe war kurz, an der Wurzel eingedrückt, auch die Augen tiefliegend, der Mund groß und voll, die Zähne gut, die Schleimhäute der Rachenhöhle ſchwarz. Am König Georgs Sund haben die Eingeborenen auffallend hellgefärbtes Zahnfleiſch (d'Urv. a Zoolog. par Quoy et Gaimard 43), ziemlich große Köpfe, breites Geſicht, vorſpringende Augenknochen, tiefliegende Augen mit gelblicher Sklerotika, krauſes, nicht wolliges Haar (Quoy. u. Gaim. bei d'Urv. a. 1, 193). Schiefgeſtellte Augen, welche eb. Zool. 42 angegeben werden, ſind von keinem Reiſenden ſonſt erwähnt und dieſer Bericht alſo wohl irrthümlich. Die Ohren ſind mittelgroß (eb. 43), der Mund dick und breit, die Zähne unverhältnißmäßig vorſpringend, die Stirn zurückfliehend flach, die Arme mager und kräftig, die Beine aber formlos dünn; die Hautfarbe iſt kohlſchwarz (Browne 445). Die Weiber ſind klein, mager und verkommen (eb. 450). Die Bevölkerung zerfällt in vier Stämme, welche — bei gleicher Sprache — ſtreng geſchieden und daher leicht zu unterſcheiden ſind. Der Murrayſtamm (weſtlich von Albany) iſt klein, aber ſtark und beherzt, die Weal weiter im Innern ſchöner kräftiger und intelligenter, die Cockatu meiſt lange breitknochige Leute mit hoher Stirn und Adlernaſe; klein und elend die Kickannup, die wohl nur ein Seitenzweig der Weal ſind (Browne 443-5). Alle ſind auf ihre Bärte ſehr eitel und Niemand unter ihnen darf heirathen oder Emus jagen, der nicht einen Bart hat (eb. 450) — wenn dies nicht ſo zu erklären iſt, daß nur ſchon völlig und längſt Erwachſenen beides zuſteht. Sie ſind ein intereſſantes Beiſpiel, wie nahe verwandte Stämme durch verſchiedene Lebensart auch phyſiſch von einander abweichen. Die Murray leben hauptſächlich von Fiſchen, wenig von Fleiſch; die kräftigeren Weal haben reichliche Fleiſchnahrung, die Kickannup, da ſie dicht bei Albany leben, die elendeſten Nahrungsmittel (Browne 446). Salvado, welcher behauptet (304), von Georgs Sund bis Perth herrſche faſt dieſelbe Sprache, ſagt, daß die Anwohner dieſer Gegenden braun (bei der Geburt hellkupferfarbig) und blondes, glattes Haar unter ihnen häufig (310, 277) ſei. Peron ſah am Cap Naturaliſte dieſelbe Hautfarbe (d. Ueb. 1, 74)

und ein Individuum mit rothem Haupt- und Barthaar (eb. 1, 95), während „rothbärtig" in Neusüdwales als Schimpfwort gilt (Teichelm. und Schürm. 41). Die Weiber hier waren äußerst häßlich, mit Brüsten, die bis auf die Schenkel hingen (Peron 1, 86). Mehr nach Norden sah Peron mittelgroße, mattschwarze Leute, nicht schön noch fleischig, mit langem schwarzen Bart und kurzem starkem glattem Haar (1, 98). Die Stirn ist hier gut entwickelt (Bucton 93). Freycinets (1, 480 f.) Schilderung der Anwohner der Haifischbai ist sehr ähnlich: die Arme, namentlich aber die Beine waren schwach, die Schultern schmal, der Kopf dick, die Züge aber nicht so breit als die der schwarzen Bewohner Madagaskars; der Mund groß mit schönen Zähnen, die Augen lebhaft, das Haar lang, schwarz, leicht gekräuselt, der Bart lang und spitz. Die einzige Frau, welche Freycinet sah, zeigte den starken vortretenden Bauch, der sich öfters in Neuholland findet.

Der Schädel der Australier zeichnet sich aus durch ganz besondere Stärke seiner Knochen, welche in Neusüdwales fast noch einmal so dick als europäische Schädel gefunden wurden (Majoribanks 83; Adelaide Köler 46). Dünner sind die Schädel im Norden (J. Martin 284). Der Schädelform nach gehören sie zu den Langköpfen (Retzius in Müllers Arch. 1845, 88). Doch ist zugleich der Scheitel sehr erhoben (Sandifort II.; Gratul. schr. 69) und Welcker stellt sie daher zu den Hypsistenocephalen (S. 159); die Schädelhöhle ist klein (Grat. schr. 62). Doch behauptet Strelecki (N. S. Wales), daß der Schädel im Einzelnen durchaus keine bestimmten Abweichungen des Baues gegenüber den europäischen Schädeln zeigte (335). Uebrigens werden die Schädel vielfach auch geformt. In Neusüdwales legt man neugeborene Kinder rücklings auf die Erde und drückt die Stirn derselben einmal zusammen (Bennett 1, 129), welche Sitte allerdings nicht allgemein ist (Dawson 339). Am Kap York drückt man Stirn und Hinterhaupt mit der Hand flach (Macgill. 2, 12, 1, 189). Auch die Nase wird den Kindern bis nahe an der Wurzel eingedrückt (Wilkes 2, 185). Merkwürdig ist, daß nach Owen (Odontography 1, 144; Gratul. schr. 78) die Weisheitszähne der Australier dreiwurzelig sind, während sie bei Europäern nur zwei Wurzeln haben. Die Backzähne der Neuholländer sind sehr groß, der Zahnbogen ist bei ihnen, den Malaien und Negern verlängert wie beim

Affen, so daß die Zähne in zwei Parallelreihen stehen. Der Kiefer bildet dann oft ein längliches Viereck, indem auch die Schneidezähne in einer geraden Linie stehen; was sich außer in Neuholland auch an Neger- und Maduresenschädel findet (eb.). Der Unterkiefer steht vor, bei dennoch zurückgezogenem Kinn (Jukes 2, 237; Grant 115 f.).

Fast im ganzen Continent finden sich die zu schlanken Arme, Beine und oft auch Hüften (Jukes 2, 237), während der Bauch häufig vortritt; doch beschränkt Haßkarl dies auf die Kinder (72). Die Muskulatur ist meist nicht sehr stark; doch ist sie geschmeidig und elastisch und daher kommt eine erstaunliche Biegsamkeit der Glieder, so daß sie zum Ausruhen oft die sonderbarsten und für uns beschwerlichsten Posituren annehmen (Jukes 1, 61). Oft haben sie eine fast affenartige Beweglichkeit (Earl J. R. G. S. XVI, 245) und Teuch (173) sah, wie einer, der seinen Speer ausbesserte, seine Fußsohle dazu als Arbeitstisch benutzte! Ueberall ferner ist es ihnen ein ganz leichtes, fliegenden Speeren durch eine fast unmerkliche Wendung auszuweichen (z. B. Browne 454). Doch entwickeln sich die Glieder besser bei reichlicher Nahrung und besser genährte Individuen zeigen die dünnen Beine nicht (Freycinet 2, 708; d'Urville a Zool. par Quoy. et Gaimard 41).

Kopf und Gesichtsbildung zeigen zwar sehr bedeutende Unterschiede (Colon. Intelligencer 1847, 42, nach Dredge), allein es lassen sich doch auch eine Menge gleiche Züge zusammenstellen, so daß die Stammeseinheit, welche wir annahmen, durchaus nicht zu bezweifeln ist. Die Stirn ist meist klein, aber hoch ansteigend (Wilkes 2, 185), die Augen sind, da die Brauenbogen vorspringen, tiefliegend, die Nasenwurzel dadurch eingedrückt, die Nase an der Spitze, mag ihre Form nun sein wie sie will, voll, der Mund groß, die Lippen dick, die Oberlippe öfters vorhängend, das Kinn dagegen unbedeutend. Der Hals ist meist dick und kurz, das Haar aber verschieden, bisweilen schlicht oder nur leicht gekräuselt, meist aber wollig kraus (Wilkes 2, 185; Hodgson 228), und sehr dicht, so daß kahlköpfige sehr selten sind (Haßkarl 74), meist schwarz oder doch sehr dunkelbraun gefärbt, bisweilen aber auch zum Blonden sich neigend. Der Bart, welcher öfters (Wilhelmi 7; Freyc. 1, 481) spitz wächst, und das Körperhaar sind reichlich, letzteres nicht selten überreich entwickelt. Daß die Größe schwankt, ist bei der sehr verschiedenartigen Ernährung nicht

eben auffallend: allein höchst beachtenswerth ist der Unterschied der Hautfarbe, welche von Mattschwarz, der freilich vorherrschenden Farbe, oft bis ins Kupferrothe sich lichtet, ja es gibt einzelne ganz kupferrothe Männer, und Kinder sind immer hell und kupferfarbig. Und diese Stämme wohnen im Innern, so daß an Einmischung polynesisches Blutes nicht zu denken ist. Aber soviel leuchtet aus der Schilderung, die wir gegeben haben, deutlich ein, daß die Neuholländer leiblich in vieler Beziehung den Polynesiern nahe stehen.

Ein Alter von 70—80 Jahren ist häufig (Eyre 2, 377; Grey 2, 246) und Sturt sah öfters sehr alte Männer mit schneeweißem Haar. Zwar ist ihre Muskelkraft nicht allzu groß; im Speerwerfen standen am Schwanenfluß die Eingeborenen einem Engländer nach (Stokes 1, 230) und manche junge Ansiedler am Murray übertrafen sie im Jagen, Fischen, Speerwerfen und anderen Uebungen (Sturt 2, 279). Auch ihre Märsche sind selten anstrengend (Wilh. 17), was indes auch Folge ihrer Faulheit sein kann. Allein die Schärfe ihrer Sinne ist ganz außerordentlich und hierin übertreffen sie die Europäer weit. Auch schwimmen und tauchen sie gut, selbst Weiber und Kinder (Phil. Tageb. 233; Carron bei Macgill. 2, 240, 252; Melvilleinsel Campbell J. R. G. S. 4. 153; Browne 452).

Von Krankheiten herrscht namentlich ein Augenleiden vor, welches im Süden des Kontinentes (Köler 54 f.) durch den vegetationslosen Boden, den argen Staub, durch Insecten und die Hitze hervorgerufen wird. Auch im Norden ist diese Krankheit häufig (Macgill. 1, 119, 149) und die lang herab hängenden Augenlider, deren wir Erwähnung thaten, stehen gewiß damit im Zusammenhang. Hautkrankheiten (Lepra Freycin. 2, 719; krätzenartige sehr verbreitete Krankheit Philipp Tageb. 267), Geschwüre u. dgl. sind ebenfalls häufig, wie auch Kopfweh und Aehnliches erwähnt wird; doch ist ihre Heilkraft eine sehr große (eb.) und im Allgemeinen waren sie sehr gesund. Die Krankheiten, welche sie so arg dahinraffen, sind ihnen von den Europäern gebracht, welche auch die Syphilis über den ganzen Kontinent verbreitet haben.

Die Bewohner Tasmaniens waren meist mittelgroß und nur einzelne Individuen größer (Nixon 25; Labill. 2, 176), schlank, mit starkem Körper aber verhältnißmäßig dünnen Extremitäten und

ſtets kleinen Füßen, wohlgeſtaltet, nur daß der Unterleib zu ſtark vortritt (Cook 3. R. 1, 102; Anderſon eb. 121 f. Labill. 2, 72; Peron d. Ueberſ. 1, 267, 334 f.). Sie waren beſſer gebaut als die Neuholländer (Breton 397), was Jeffreys und nach ihm von Bibra (12) und d'Urville (a. 5, 93) namentlich von den Frauen rühmten. Ihre Farbe war matt- bis dunkelſchwarz (Cook eb. Anderſ. eb. Labill. 2, 33) oder aber ſehr dunkelbraun (Nixon 25 nach Milligan). Ihre Farbe wird dunkler genannt als die der Neuholländer von Peron (eb. 2, 294) und d'Urville (a. 5, 91), gleichgefärbt dagegen von Quoy und Gaimard (d'Urville a. Zool. 45). Ihr Haar, das tief in die Stirn wuchs (Nixon 25), war wollig, kraus, krauſer noch als das der Neuholländer nach Cooks Vergleichung (eb.), dem der Neuguineer gleich und ſchlichtes fand ſich bei ihnen gar nicht (Anderſ. eb. Labill. eb. Nixon 25; Peron 263; Holman 4, 404; Hombron d'Urville d. Zool. 1, 316-9). Ihr Bartwuchs, den nur Hombron (319 f.) gering nennt, war ebenſo wie ihr Körperhaar (Labillard. 2, 55) reichlich (Cook 1, 102; Labill. 2, 34; Anderſon bei Cook 122). Ihre Züge waren trotz des prognathiſchen Baues ihrer Geſichter nicht unangenehm (Cook eb. Anderſon eb.), derb aber ausdrucksvoll nennt ſie Peron bei den Bewohnern des nördlichen Vandiemenslandes, im Süden der Inſel geradezu geiſtig belebt; doch wechſelte der Ausdruck ſehr raſch (Peron d. Ueberſ. 1, 334; 267). Auch hier ſteht Hombron, der ihren Ausdruck ſtupide nennt (d'Urv. d. Zool. 1, 319) mit ſeinem ungünſtigen Urtheil allein. Ihre Kinnbacken (eb.) waren breit und namentlich die obere ſtand bei Kindern vor, was ſich indes ſpäter verwuchs (Labill. 2, 34). Ihre Wangen nennt Hombron (eb.) hohl; doch zeigen davon die Abbildungen z. B. bei Labillardiere nicht eine Spur. Die Naſen waren breit und dick, aber nicht platt nach Cook Anderſon und Labillardiere, wogegen freilich Nixon (25) Quoy und Gaimard (Zool. 45; d'Urv. a.) ſie platt nennen; allein damit iſt wohl nur ihre größere Breite gemeint. Nach Breton war ihr Geſicht überhaupt platt (397) und dies paßt zu den breiten Kinnbacken und dem vollen Kinne, welche ihnen Hombron gibt. Ihre Lippen waren nach Nixon (25) und Holman (4, 404), welcher die Tasmanier den Eingeborenen von Neuguinea ähnlich nennt, dick, nach Hombron (319) wenigſtens die Oberlippe ihres großen Mundes; allein Cook ſagt aus-

drücklich (3. R. 1, 102), sie seien nicht dick gewesen und Labillardieres Abbildung zeigt keineswegs negerartige Lippen. Jedenfalls ist hier je nach der Auffassung eine verschiedenartige Benennung möglich; wulstig dicke Lippen aber hatten sie nicht. Ihre Zähne waren gut (Cook 102), ihre Ohren groß und abstehend (Hombron 319), ihre Augen bei stark vorspringenden Braubogen, wodurch das Zurückfliehen der Stirn (Hombr. eb.) nur vermehrt wird, sehr tiefliegend (Nixon 25; Breton 297), die Lieder aufgedunsen und daher das Auge ziemlich weit geschlossen (Hombron), das Weiße ins gelbliche getrübt, der Blick heiter und offen, aber nicht durchdringend (Anderf. bei Cook 122; Hombron 319 f). Nach Hombron — doch erwähnt dies außer ihm Niemand — steht der innere Augenwinkel, ein wenig tiefer und das Auge dadurch etwas schief.

Sie hatten eine eigenthümliche Art zu stehen, indem sie den Oberleib vorneigten und hinter demselben her mit dem einen Arm den herabhängenden anderen faßten (Anderf. bei Cook 122); sie setzten sich mit sehr auswärts gelegten Beinen, die Weiber jedoch so, daß ihre Scham durch den Fuß bedeckt war (Labill. 2, 43). Greise mit grauen Haaren bemerkte sowohl Labillardiere (Atlas) als auch Peron (d. Ueberf. 1, 269). Große Körperkraft hatten sie nicht (eb. 1, 285) und als Springer, Läufer und Fußgängen waren die Europäer tüchtiger (Labill. 2, 37, 40, 44); doch waren sie geschickte Speerschleuderer (eb. 2, 36) und in dem Vernichtungskampf, welchen die Engländer gegen sie führten, haben sie durch äußerst geschickte Benutzung aller ihrer Kräfte, ja ihrer Farbe den Vertilgern viele Schwierigkeiten bereitet. — Im Ganzen schienen sie gesund und Hautkrankheiten wurden nicht bemerkt (Labill. 2, 72); doch mag noch schließlich gesagt werden, daß die Männer (welche gewöhnlich die Spitze der Vorhaut in der linken Hand hatten eb. 2, 68) viel zahlreicher waren als die Weiber (Breton 397). Ganz gleichartig war übrigens die Bevölkerung Tasmaniens nicht: vielmehr zerfiel sie in vier verschiedene Stämme, welche verschiedene Dialekte sprachen. (Latham 362 f.).

Man hat über ihr Verhältniß zu Neuholland viel geredet, Peron (d. Ueb. 2, 263) behauptet ihre völlige Racenverschiedenheit und sagt, sie hätten außer den dünnen Gliedmaßen nichts weder im Aeußern noch in ihren Sitten gemein; nach Quoy und Gaimard zei-

gen sie außer in der Farbe nichts Gemeinschaftliches (d'Urville a. Zool. 45) und Hombron (eb. b. Zool. 1, 318 f.) trennt sie ganz und gar, ja er nimmt auch für sie ein besonderes Schöpfungscentrum an, obwohl er sie an anderen Stellen (307) in Uebereinstimmung mit Chamisso (87) *) aus Ost-Neuholland abzuleiten scheint. Auch Blanchard (d'Urv. b, Anthrop. 217) hält sie für einen selbständigen Typus, der von den Neuholländern getrennt ist. Dagegen sind sie nach Montg. Martin den Neuholländern ähnlich, nur tiefer stehend (293), nach d'Urville (a. 5, 91) ihnen bis auf die Hautfarbe ganz gleich; und Holman (4, 479) hält sie geradezu für verwandt. Unsere Schilderung nun zeigt, daß sie trotz gewiß mancher Verschiedenheit im ganzen nicht allzufern den Neuholländern stehen und da nun auch Latham noch auf mancherlei sprachliche Aehnlichkeiten aufmerksam gemacht hat (370), so nehmen wir allerdings eine Verwandtschaft beider Völker, zugleich aber an, daß sie schon seit sehr langer Zeit getrennt sind (ebenso Quoy und Gaim. Zool. 50).

Gehen wir nun zur **culturhistorischen Schilderung** zunächst der Australier über, so werden wir finden, daß dieselben im höchsten Grade von der Natur ihres Landes abhängen. Das Land ist ausgezeichnet durch seine Dürre und Unfruchtbarkeit. Das Innere, so weit es bekannt Wüste mit Sand- Stein- oder Steppenboden, scheint so gut wie ganz unbewohnbar zu sein, wenigstens ist Regen höchst selten daselbst und die glühenden Winde, welche von daher kommend die Atmosphäre rasch um 20—25° vermehren (Meinicke c. 520) und jedem organischen Leben im hohen Grade feindlich sind, beweisen, daß die Länder ihres Entstehens für Menschen nicht brauchbar sein können. Aber auch die Gebirge des Außenrandes, welche im Osten am höchsten aber nur bis 6500 und 7000' aufsteigen (Palacki 6, 13) sind durch die erstaunliche Dürre des Landes keineswegs ein bequemer Aufenthalt. Nur ein größeres Flußsystem hat Australien, aber auch in diesem trocknen zwar der Murray nicht selber, wohl aber alle seine Nebenflüsse ein. Auch die Seen des Inneren, welche indeß salziges Wasser haben, trocknen im Sommer zu Sümpfen zusammen und selbst der tropische Nordrand leidet unter arger Dürre (vgl. Rattray 370 f.). Sogar Thau und Nebel sind selten (Palacki 25).

*) Bei Cham. ist „Westküste" sicher nur ein Druckfehler.

Dieſer Umſtand der ſchon manchen Reiſenden den Tod gebracht, erſchwert die Benutzung des Landes ſehr.

Daher iſt denn nun auch die Pflanzenwelt eine ſehr eigenthümliche. Die blattloſen Mimoſen, die blaugrünen Myrtaceen, die beinahe nadelblättrigen Proteaceen und Epacrideen, Alles zeigt einen trocknen, faſt dürren Zuſtand, ſchattige Wälder, ja ſelbſt eigentliche Waldbäume fehlen im ſubtropiſchen Auſtralien faſt ganz, dagegen treten die Geſtrüppdickichte und Buſchwerke ebenſo mächtig wie ſchrecklich und eintönig auf. Fruchtbringende Pflanzen, eßbare Wurzeln u. dgl. ſind ſelten, obwohl Papilionaceen den größten Theil der Flora ausmachen, und verderben häufig durch die Dürre. Die Gräſer, die nicht eben artenreich ſind, wachſen büſchelig nicht in einem feſten Teppich, wie er die Fruchtigkeit hält und anderen Pflanzen Schutz verleiht. Die Kokospalme fehlt ſo gut wie ganz (Macgill. 1, 95).

Die höchſt merkwürdige Eigenartigkeit dieſer Flora kann uns hier ebenſowenig beſchäftigen als die der Fauna, nur folgendes muß erwähnt werden. Die Beutelthiere ſind als Hausthiere unbrauchbar, als Jagdthiere ſowie die Emus immerhin ſchwer zu erreichen und auch dann nicht von vielſeitigem Nutzen. Allein die meiſten Thiere ſind klein, viele führen ein nächtliches Leben und können daher nur durch Liſt gefangen werden; die meiſten ſind unbrauchbar und als einziges halbgezähmtes Hausthier findet ſich die Dingo bei ihnen (Hunter 35; Teichelm. u. Schürm. 54; Brehm ill. Thierleben 1, 326), welche aber aufs treueſte an ihren Herrn hängen (Tench 171). Die Vögel, ſo prachtvoll ihre Welt in Auſtralien vertreten iſt, bieten für den Menſchen ebenfalls wenig Nutzen; dazu kommt daß ſie wegen des Waſſermangels, der auch Süßwaſſerfiſche und dergleichen Thiere ſelten macht, mehr ſtrichweiſe leben.

Hieraus wird ſich nun zunächſt das Wanderleben der Auſtralier zur Genüge erklären. Wollen ſie ausreichend Nahrung finden, ſo müſſen ſie hin und herziehen, um ſie aufzuſuchen (Cunningh. 184 N.-S.-Wales); dieſe Wanderſchaaren dürfen nie zu groß ſein, damit die Vorräthe des Landes reichen und ſo iſt auch die Zerſplitterung der Auſtralier in ſo viele kleine Stämme nothwendige Folge ihres Landes. Auch liegt es auf der Hand, daß ſie ſich mehr in den Küſtengegenden aufhalten müſſen, ſchon deshalb, weil durch die Seethiere ihre ſo kärgliche Nahrung um ein bedeutendes vermehrt wird. —

Aber zweitens ist die nothwendige Folge der Natur des Landes, daß die Australier Omnivoren im hervorragenden Sinne sind und alles Verdauliche, was sie auch und wo sie es bekommen, verzehren. Sie dürfen nicht wählerisch sein, wenn sie satt werden wollen. Drittens, je weiter man nach Norden kommt, wo die Natur reichlicher, oft sogar sehr schön ist (Bowen 203), um so höher steht das ganze Leben der Bewohner. Am wenigsten begabt scheinen die von Neusüdwales zu sein (Turnbull 41), denn auch in Australia felix sind die Eingeborenen jenen leiblich und geistig überlegen (Byrne 1, 365) und je weiter man von Port Jackson nach Norden geht, findet man immer bessere Begabung, bessere Werkzeuge u. s. w. Die Anwohner der Moretonbay haben viel bessere Hütten und leben mehr in Gesellschaft als ihre Landsleute im Süden (Flinders 1, CXCVIII), die um Keppelbay haben mehr Interesse und verstehen sich vortrefflich auf den Tauschhandel (eb. 2, 30); schon zu Port Stephens hat man bessere Hütten und Kähne (Sequel to Barrington 86) und von Port Essington (Leichhardt 415; Hodgson 254), von Rokinghambai (King a. 1, 203) sowie vom Cap York sprachen wir schon.

Auch das Klima ist keineswegs überall günstig, wenigstens nicht für die Eingeborenen. Während im Norden (Rattray 37 9 f.) im Winter die Westmonsun, im Sommer der Ostpassat weht, steht die Südküste unter dem Einfluß eines fast beständigen Südwestwindes (Bergh. Weltkarte; Meinicke c, 520 f.). So gesund nun auch das verhältnißmäßig gleichförmige Klima Südaustraliens für den Europäer ist, so bietet das des Nordens schärfere Gegensätze, namentlich oft schroffe Temperaturwechsel (Hunter 111; 40 f.), so daß es keineswegs so sehr gesund ist (Rattray 409; Jardine 85) und jede Feuchtigkeit und Kälte wirkt auf die obdachlosen Eingeborenen. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch durch die Kälte bisweilen zum Wandern in wärmere Gebiete veranlaßt werden (Hunter 33). Sie frieren viel (Philipp R. 115; Tench 168; White 100).

Nach Grey (2, 260), welchem Eyre (2, 245) beistimmt, ist es nun freilich ein Irrthum, daß die Eingeborenen oft Hunger leiden, außer etwa in der Mitte der heißen und der nassen Jahreszeit, wie es auch Hunter (45) erlebte. Der Nahrungsmangel sei gar nicht so groß, uns aber seien die Nahrungsmittel zum Theil unbekannt, zum Theil schienen sie uns ungenießbar. Er führt als Nahrungsmittel

für Südweſtauſtralien 6 Arten Känguruh an, 29 Arten Fiſche, zwei Seehunde, wilde Hunde, den Emu und anderes wildes Geflügel, Schildkröten, 2 Arten Opoſſum, Fröſche (11 Arten), vier Süßwaſſermuſcheln, alle Meermuſcheln (nur Auſtern eſſen ſie nicht), vier Larven von Holzkäfern, Eier von Vögeln und Lurchen, Mäuſe, Ratten, Schlangen, Eidechſen in verſchiedenen Arten; 21 verſchiedene Wurzeln (zwei Dioscoreen, Orchideen, Farrnkräuter, Boerhavien, Typha u. ſ. w.), 7 Pilze, vier Arten Harz, Bankſienblüthen (die ſehr honigreich ſind) und verſchiedene Früchte, darunter auch die Nüſſe der Zamiapalme, welche erſt durch längeres Liegen im Waſſer ihre giftigen Stoffe verlieren müſſen (Grey 2, 296; Cunningh. 108). Auch eine Erdart eſſen ſie untermiſcht mit einer zerriebenen Wurzel (Grey 2, 263-4). Das ſcheint nun freilich viel und Grey mag Recht haben (262), daß ſie in drei Stunden genügend Nahrung geſammelt haben könnten, daß ſie aber meiſtentheils zu träge ſeien. Allein jene Nahrungsmittel umfaſſen aber auch ſo ziemlich alles Lebende der Gegend, und manches doch genügt nur, weil ſie eben alles vorhandene eſſen müſſen, wie z. B. auch Ratten, Mäuſe u. dergl., nur um ſatt zu werden. Dazu kommt, daß nun viele dieſer Dinge wenig ausgiebig ſind. So ſagt Hunter (allerdings von Neuſüdwales), daß die wilden Yams nur wallnußgroß ſeien (77); Gummi (bei deſſen Einſammlung freilich ein großes Feſt gefeiert wird (eb. 259) und das auch in fremden Gegenden einzuſammeln einzelne Familien ein beſtimmtes Vorrecht haben (298) iſt wohl nie ein ſehr nahrhafter Stoff, und Kängurus, Seehunde, Emus u. ſ. w. erlangt man doch nur ſeltener. Und mag immerhin in fruchtbaren Gegenden der Mangel ſelten drückend werden, ſo ſtehen doch nicht alle Landſtriche gleich und an der Küſte vom Nordweſtkap bis Cambridgegolf oder im Inneren iſt es ganz anders. Die Eingeborenen, welche Eyre und Leichardt unterwegs verließen, um zurückzukehren, kamen nach einigen Tagen halbverhungert an und in der Fremde gerathen ſie leicht in die größte Noth, da man die Hülfsquellen des Landes genau kennen muß, um ſie aufzufinden. Auch Grey hat dies auf ſeinen eigenen Reiſen ſchwer genug erfahren. Der Mangel an Waſſer iſt oft das drückendſte, wie z. B. Sturt 1, 369 fand, daher von den Eingeborenen auch das Waſſer als Eigenthum beanſprucht wird und es ſtets das Erſte und Wichtigſte iſt, was ſie zum Lobe einer Gegend ſagen, daß ſie viel Waſſer hat. Indeß wiſſen

ſie namentlich aus den dünneren Wurzeln des Gummibaumes eine hinreichende Menge Waſſer zum Unterhalt zu gewinnen (Eyre 1 350). In der Hauptſache ſind die von Grey aufgezählten Dinge die wichtigſten Nahrungsmittel für den ganzen Continent (Weſten Salvado 340; Norden Macgill. 1, 148; Nordoſt Carron eb. 2, 139; 201. Viktoria Wilhelmi 12 f. Köler Monatsb. der geogr. Geſellſch. zu Berl. N. F. 1, 35. N.-S.-Wales Cook 1. R. 3, 239; Cunnigham 182. Burke bei Peterm. 1862, 69; 74; 79; König Georgs-Sund Nind J. R. G. S. 1, 28 f. Vergl. Meinicke a. 2, 183.), doch haben natürlich andere Gegenden manches andere und namentlich der tropiſche Norden iſt reicher. So wächſt hier z. B. die Sagopalme (King a 1, 432), man hat Palmkohl, den Dujong (Macgill. 1, 148) und in der Regenzeit bereitet man das bigu als Hauptnahrung, Mangrovenſproſſen, welche zerſtampft gähren müſſen und dann bisweilen mit einer Art Bohne vermiſcht gegeſſen werden (eb. 2, 26; 213); auch röſtet man Nymphäawurzeln und bäckt eine mehlige Frucht (Carron eb. 2, 219; 184). Eine Art Kuchen bereitet man im Norden aus den zermahlenen und geknetenen Körnern einer Graminee (Howitt 2, 267), zu deren Bereitung man beſondere Holztröge hat. Die Inſeln des Prinzen von Wales haben zwar einige malaiomelaneſiſche Nutzpflanzen, viel aber nicht. Ein geſtrandeter oder gefangener Walfiſch iſt ein Feſt für die Eingeborenen, welche dann ganz unmäßig eſſen, ja ſelbſt, während ſie ſonſt vor auch nur etwas angegangenem Fleiſch den ärgſten Ekel zeigen und es nicht anrühren, ganz faules ſtinkendes Fleiſch und Fett (Macgill. 2, 24; Moretonbai eb. 1, 48; Grey 2, 277-8; N.-S.-Wales Turnbull 33; Viktoria Köler Monatsb. n. F. 1, 35). Auch die Käferlarven gelten überall als Delikateſſe (Phil. Tageb. 240; Teichelm. u. Schürm. 2, 5, s. v. barti), wie die Weißen ſelbſt gewiſſe Baumraupen lieben. Am Spencergolf eſſen die Eingeborenen Larven und Puppen einer Ameiſenart, welche ſie lebend in trockenes Gras binden und dies dann auskauen; um dieſe Beute aus der Erde des Ameiſenhügels zu gewinnen, gebrauchen ſie ein eignes wurfſchanfelähnliches Werkzeug (Wilhelmi 10). Burke fand im Sumpfe Torowoto ein Marſiliacee, deren Samen die Eingeborenen maſſenweis aßen, wie am Eyreſee die Samen gewiſſer Gräſer (Goyder bei Peterm. 1863, 301), während man am

Darling hauptsächlich von Fischen lebt. In Neusüdwales werden die Leiber bestimmter Nachtschmetterlinge, welche sich in einigen Gegenden sehr zahlreich an Felsen finden, gebraten und zu einem Kuchen zusammengestoßen. Anfangs zwar verursacht ihr Genuß heftiges Erbrechen, aber dennoch mästen sich die Eingeborenen förmlich damit (Bennett 1, 271). Salz essen sie nicht (Westen Grey 2, 291; Salvado 343). Besondere Reizmittel waren selten. Cook (1. R. 3, 239) bemerkte, daß die Anwohner der Botanybai Blätter einer gewissen Pflanze fortwährend kauten. Auch Gregory fand, daß sie eine Pflanze, die er wilden Tabak nennt, beständig kauten (bei Peterm. 1862, 288) und im Westen des Continents wird die Wurzel einer gewissen Pflanze geraucht, die Blätter einer anderen als Schnupftabak benutzt (Salvado 349). Eine seltsame Art zu rauchen schildert von Cap York Jukes (1, 165) und Macgillivray (1, 126): man füllt ein 2—3′ langes armsdickes Bambusrohr mit Tabacksrauch und jeder der Gesellschaft thut aus demselben der Reihe nach einen Zug, durch den sie oft bis zur Ohnmacht afficirt werden und dessen starke Wirkungen Macgillivray auch an sich empfand. Doch ist diese Art zu rauchen schädlich: sie macht den Geist stumpf und dumm (Richards. 51). Jetzt rauchen sie Tabak, früher die Blätter einer Eugenie (Jardine 83). Berauschende Getränke hatten sie nicht (Cook eb.). Jetzt rauchen sie und trinken sie gern (Turnbull 39; Shayer 194; Richards. 50; Rietm. 30), obwohl sie anfangs gegen Branntwein und starke Getränke den heftigsten Widerwillen hatten (Moretonbai Dummore Lang 392; Tench 171; King 315; Köler a. a. O. 1, 35). Doch erwähnt Braim (2, 248) ein berauschendes Getränk, welches sie aus Honig bereiten, wenn damit nicht das Trinkwasser gemeint ist, welches die Eingeborenen durch den Honig der Banksienblüthen versetzen, um es trinkbar zu machen (Shayer 190).

Alle Speisen — mit Ausnahme natürlich vieler Früchte und auch bisweilen der Käferlarven, welche öfters roh gegessen wurden (Teichelm. u. Schürm. 2; Grey 2, 289) — wurden gekocht, freilich bisweilen etwas oberflächlich (White 84), ehe man sie aß (Cook 1. R. 3, 82; 239. Wilhelmi 15. Hunter 31 u. s. w.). Man kochte auf verschiedene Weise: entweder in Erdgruben, welche Cook mit denen der Tahitier vergleicht (eb. 239); sie waren besonders

gut am oberen Glenelg, 8″ tief, kreisrund bei 3′ Durchmesser und sehr gut gepflastert (Grey 1, 176), finden sich aber in den verschiedensten Gegenden. Sie gehörten dem Stamme gemeinschaftlich und Kennedy und seine Begleiter fanden an der Rockinghambai in der Mitte eines Dorfes von 18—20 Hütten vier große Oefen der Art, 2′ tief und 3′ im Durchmesser, ausgegraben (Carron bei Macgill. 2, 139). Ausführlich hat Eyre 2, 289 diese Gruben beschrieben. Die Männer kochen (Hodgson 218), wenigstens die besseren Speisen (Eyre 2, 291). Man legt größere Thiere zerstückt, kleinere nach Entfernung der Eingeweide, der Haare u. s. w. ungetheilt in Blätter gewickelt auf heißgemachte Steine und bedeckt dann das Ganze mit Erde (Grey 2, 276; 288; Shayer Monatsschr. der Berl. Gesellsch. für Erdk. u. F. 1, 190), verfährt also ganz auf polynesische Weise; doch kocht man auch, indem man heiße Steine auf die Erde, darüber das zu Kochende legt und das ganze mit Erde zudeckt (Halbins. York Macgill. 2, 25). Oder aber man zündet einfach ein Feuer an — im Feueranzünden aber, das vermittelst geriebener Hölzer geschieht, sind die Eingeborenen sehr geschickt (Cook 1. R. 3, 240. Tench 170) doch tragen sie häufig auch, weil das Anzünden immer beschwerlich ist, ein brennendes Scheit bei sich (King 317; Köler a. 45) — und legt auf die Kohlen desselben die Speise, welche bereitet werden soll (Westen Grey 2, 274; Osten Cook 1. R. 3, 239; Süden Wilhelmi 15). Wasser zu kochen war ihnen übrigens gänzlich unbekannt (Moretonbai d'Urville a. 1, 505); sie verbrannten sich, indem sie, als sie es zuerst sahen, hinein griffen (N.-S.-Wales Hunter 31; Dummore Lang 408; Field 59).

Ackerbau fehlt ganz, außer daß einzelne Spuren davon, in Nachahmung des Ackerbaues der Melanesier, sich auf den Inseln des Prinzen von Wales (Macgill. 2, 25), daß sich (Grey 2, 12) im Westen des Continents größere Yamsfelder finden, und auch Burke einzelne Yamsfelder im Inneren bemerkt hat, auf denen man aber nur die größten Knollen ausstach (Peterm. 1862, 75). Dies geschieht auch, wo man wilden Yams ausgräbt, mit einem eigens dazu bestimmten spitzen Stock (Grey 2, 293), der öfters spatelartig gestaltet ist (Teichelm. u. Schürm. 9 s. v. Karko 11; s. v. Katta). Uebrigens zeigt sich eine gewisse Oekonomie in dem Verbot, samentragende Pflanzen nach dem Verblühen auszugraben (Grey 2, 292),

in der Fürsorge für Nester, für Wasser (Wilh. 17), wie man auch oft mit den Fleischvorräthen haushälterisch verfährt, während allerdings ein eiliges Aufzehren aller vorhandenen Vorräthe, welches leicht desto größeren Hunger zur Folge hat und hierdurch auch für die Gesundheit sehr schädlich ist, häufig genug vorkommt (Wilhelmi 17. Macgill. 1, 23. Monatsber. der geogr. Gesellsch. zu Berlin N. F. 4, 227). Macgillivray fand einzelne gezähmte Opossums in kleinen Käfigen am Cap York (1, 129). — Um ihre Nahrung zu erlangen, sind sie außerordentlich geschickt. So erklettern sie hohe Bäume mit Leichtigkeit, öfters indem sie beim Hinansteigen Kerben in den Stamm hauen, in welche sie treten (Cook 1. R. 3, 88, 159; 239 Philipp Tageb. 240; Hüber 434); doch bedienen sie sich zuweilen auch, so namentlich die Weiber, eines Seiles, das sie um den Fuß schlingen und das ihnen als Stützpunkt dient (Henderson 132). Bienennester finden sie dadurch auf, daß sie eine Biene fangen und ihr eine weiße Feder ankleben: diese fliegt nun langsam und zeigt ihnen den Weg (Hüber 432, Monatsb. der geogr. Ges. zu Berlin n. F. 4, 226-7). Für kleinere Thiere und namentlich für Vögel haben sie besondere Fallen (Hunter 81); die Fische werden oft mit Speeren oder Gabeln, welche 2—4 Zinken haben und durch Ansätze verlängert werden können, gefangen: Dabei legt sich der Jäger ganz still aufs Wasser und wartet bis ein Fisch ihm stoßrecht kommt (Hunter 30); oder man fängt sie mit Angeln (eb.) oder Netzen (5' lang), welche aus bestimmten Faserpflanzen oder aus Baumbast geflochten sind (Philipp Reise 114; Carron bei Macg. 2, 200; Jardine 77), oft mit eingeflochtenen Haaren oder Thiersehnen (Shayer 190). Auch legen sie in Flüssen und am Meere Fischreusen an (Freycin. 2, 706), die am König Georgs Sund aus Steindämmen bestehen (Vankouver 1, 33; Peron d. Ueb. 2, 245). Für den Schildkrötenfang hatte man am Cap York eigene Warten (Macgill. 2, 22); auch hatte man eine eigenthümliche Angel, um sie zu fangen (Cook 1. R. 3, 237); und ebendaselbst fängt man eine Art durch einen Saugfisch, den man an ein Seil gebunden sich an jene festsaugen läßt (Macgill. 2, 21; Jardine 79 f.). Wenn sie nun auch, um größere Thiere zu jagen, das plumpe Verfahren anwenden, daß sie das Gras anzünden (Phil. Tag. 191; Hunter 28. Peron d. Ueb. 1. 432), so sind sie doch häufig auch bei der Jagd auf Kängurus und Opossums

höchst schlau und listig (Cunnigh. 18, 2; Südwesten Browne 448). Sie werden auf das geschickteste etwa bei Märschen von einzelnen beschlichen, wobei sich die Weiber sofort regungslos zur Erde werfen. oder durch ganze Jagdgesellschaften, welche eingeladen werden, umschlossen und getrieben, auch stellt man Netze — bis 40' lang und 5' hoch im Buschland nach Norden zu (Angas 1, 83; 99) — gräbt ihnen Gruben, erlauert sie auf dem Anstand bei ihren Trinkplätzen und fängt sie durch tagelange unaufhörliche Verfolgung der Spuren, welche letztere Art der Jagd im höchsten Ruhm steht (Grey 2, 268-74; Spencergolf Wilhelmi 14). Emus, die man als köstlichen Leckerbissen schätzt, fangen sie, indem einer sich einem Trupp dieser Vögel langsam und vorsichtig nähert, ein Stück Emuhaut mit der Rechten über dem hohen Gras, in welchem er heranschleicht empor hält, alle Bewegungen des Vogels und seine Stimme täuschend nachahmt, bis er unbemerkt in die Mitte des Wildes gekommen ist und nun zuschlägt (Hüber 434); Kakadus werden mit dem Bumerang oft ganz wunderbar geschickt geworfen (Grey 2, 281-7). Die Eingeborenen am König Georgs Sund zähmen Hunde zur Jagd züchten und dressiren sie aber weiter nicht (Rind 29).

Die Wohnungen sind ziemlich verschieden, besser im Norden als im Süden, am besten in den westlichen Theilen des Continents. So fand Grey (1, 176) am Glenelg eine Lagerstätte, wo jeder Eingeborene sein eigenes Bett (aus weicher Rinde bereitet) hatte, während im übrigen Australien mehrere zusammenschlafen. Die Hütten daselbst haben ein eigentliches Dach, welches schräg abläuft. Vorn 3' Fuß hoch sind sie für 2—3 Personen, welche wie Igel zusammengerollt darin liegen (1, 210; Browne 448). Auch andere Bauten fanden sich hier: eine Brücke z. B. aus einem Baumstamm, welcher durch gabelförmige Aeste unterstützt war (1, 192). Am Eingang der Hannoverbai und am Golf von Carpentaria (Leichh. 267; 270) hat man bienenkorbartige Hütten von 4' Höhe und 9' Umfang. Ihre einzige Oeffnung ist der Eingang, welcher aber so niedrig ist, daß man nur hineinkriechen kann (1, 72. Aehnl. Stokes 1, 172 vom Fitzroyfluß. Wickham J. R. S. S. 12, 82 Depuchinsel). Aehnlich sind die Hütten nach Peron (3, 292 f.) im Eintrachtsland, wo man indeß auch in Erdhöhlen wohnt, welche zum Theil künstlich gemacht waren. Der Eingang war halbkreisförmig, im oberen Theil des

Gewölbes waren Blenden ausgehöhlt, um Dinge hinzusetzen, und der Boden war mit Seegras bestreut. Sie standen einzeln oder in kleinen Dörfern zu 15 und mehr beisammen und zwar stets an Oertlichkeiten, welche irgendwie von Natur geschützt waren, auf einer Düne, einem Hügel oder im Gebüsch. Vor, bisweilen auch in ihnen war ein Heerd und Duperrey fand einige durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Theile geschieden. Schutz gewähren sie nach Freycinet nicht (Freycinet 1, 483 f.). Am Gaskognefluß sind die Hütten von großen Holzstücken aufgeführt (Grey 1, 362). Südlich von der Gantheaumebai ist das Land am reichsten bebaut und bewohnt (2, 12); es finden sich dort größere Dörfer, welche sogar theilweise befestigt sind und die einzelnen Häuser, die ganz gut gebaut sind, sind mit Thonerde bestrichen (2, 19). Sie sind 6' Fuß hoch und können bis 10 Personen fassen (Helpmann in J. R. G. S. 18, 38). Breite betretene Wege führen durchs Land und man hat 10—12' tiefe Brunnen (Grey 2, 12). Brunnen fand Stokes (2, 265) auch am Golf von Carpentaria. Besonders geräumige Hütten findet man südlich von Port Essington (Leichhardt 317), große lange Gebäude von starken Holzstücken aufgeführt, mit wasserdichtem Dach und 5—10 Familien umfassend, deren jede einen besonderen Feuerplatz hat (Eyre 1, 304). Zweistöckige Häuser sind nicht selten auf der Halbinsel York am Mitchellfluß und sonst am Golf von Carpentaria (eb. 237). Letztere sind fortwährend bewohnt; die leichteren, kegelförmigen Hütten von 5½' Durchmesser und 6½' Höhe, welche Carron zu 7 in einem Dorfe vereinigt fand und die aus durchflochtenen, oben zusammengebogenen Stäben bestehen, wohl nur im Winter (bei Macgillivr. 2, 199 eb. 2, 20). Dörfer giebt es auch an der Rockinghambai, wo Carron eines von 18—20 Häusern fand, die bei 7' Länge freilich nur 4' Höhe hatten, aber nett gemacht waren, aus Reisig, welches in die Erde gesteckt und mit Rinde bedeckt war (Bowen 203). Der Fußboden im Inneren war mit trockenem Grase belegt. Von den vier Oefen in der Mitte des Dorfes war schon die Rede: zu bemerken aber ist noch, daß am Ende des Dorfes sich eine besonders große Hütte befand, die 18' lang, 14' hoch und 7' breit war. In ihrem Inneren fanden sich Waffen, ein seltsam rothbemalter Schild, den verschiedene Kreuz- und Ringfiguren schmückten, Schwerter, ferner Fischleinen u. s. w. (bei Macgill. 2, 138): es war also wohl ein

Gemeindehaus. Auch die Anwohner der Moretonbai haben gute Hütten, obwohl sie einfach aus Flechtwerk gefertigt waren; doch macht sie eine Rindenbedeckung wasserdicht. Ihre Gestalt ist rund, kuppelförmig (Macgill. 1, 49) und sie fassen 10—12 Personen; doch waren sie nur gegen 4' hoch (Dumm. Lang 467). Dörfer hat man auch am Port Stephens, sowie im Süden am Westernport (Viktorialand) und sonst; am Port Stephens sind die Hütten bequem und sehr geräumig, mit Rinde bedeckt und werden täglich gereinigt (Cunningh. d. Ueb. 165). Auch im Inneren sind die Wohnungen nicht schlecht. Mitchell (three exped. 1, 77; 121) sah daselbst halb- und ganzrunde, welche sogar geschmackvoll waren (ebenso Stanbridge Transact. ethn. Soc. of London N. Ser. 1, 290); die besten im Süden nördlich vom Glenelgfluß (der in die Discoverybai mündet): sie waren aus geraden Balken zunächst mit Rinde und Gras und dann mit Thon überkleidet (2, 193), und ähnliche fand auch Sturt (2, 139) im Inneren des Landes, welche viel Arbeit kosteten (1, 388) Burke am Cooper (Peterm. 1862, 75). Am Murray waren die Winterhütten bienenkorbförmig aus Zweigen festgeflochten und dann mit Rasen und Erde überdeckt (Angas 1, 64). Am Darling sind die Hütten halbkreisförmig, mit Stroh gedeckt und dauernd bewohnt von ganzen Familien bis zu 15 Personen (Mitchell three exped. 1, 237; 260). Ja man hat im Inneren Hütten gefunden, welche 30 Menschen fassen konnten (ev. Miss. Mag. 1860, 173; Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. 3, 273). Alle die Stämme, welche solche Hütten besitzen, sind keine reinen Nomaden; obwohl Mitchell auch Nomaden am Darling gefunden zu haben angibt (2, 291). Wirklich schlecht aber wohnen die Küstenstämme des Südens, welche an der Ostküste des Spencergolfes im Sommer nur ein paar Zweige in die Erde stecken als Schutz vor dem Wind, im Winter nischenförmige Hütten flechten, die bisweilen mit Rinde bedeckt sind und vor denen stets ein Feuer brennt (Wilhelmi 18), ebenso an der Ostküste des Vincentgolfes, wo man indeß jetzt Häuser, deren Dächer auf Pfählen ruhen, zu bauen anfängt (Köler a. 45; Behr 89). Dieselben Wetterschirmwände hat man an der Roebucksbai, wo man häufig aber auch ein Loch in die Erde gräbt, das zwei Menschen faßt und welches man mit dem schräg darüber gelegten Schirm deckt (Martin 285). Am allerschlechtesten wohnen die Eingeborenen von Neusüd-

wales, welche meiſt gar keine Hütte oder bei naſſer und kalter Witterung nur eine höchſt ungenügende Wand von Flechtwerk haben (Turnbull 32; Shayer 193), wenn ſie ſich nicht in eine Höhle zurückziehen, vor welcher dann ſtets ein großes Feuer brennt; was bei weitem das häufigſte und bei der großen Anzahl von Höhlen im Lande auch das bequemſte iſt (Angas 2, 212; Turnbull 36; Tench 169; Hunter 27; Cook 1. R. 3, 237; Howitt 188). Auch legte man wohl zwei große Rindenſtücke über ſchräg zuſammengeneigte Sparren kartenhausähnlich zuſammen, allein eine ſolche Hütte faßte höchſtens zwei Menſchen (Phil. Reiſe 87). An der Botanybai fand Cook (1. R. 3, 84) ein Dorf von ſechs bis acht Häuſern. Nach alle dem Geſagten ſtehen die Häuſer der Eingeborenen keineswegs ſo tief, als man verleitet durch die Berichte von Neuſüdwales gewöhnlich annimmt. War es doch auch hier nach den einzelnen Gegenden beſſer oder ſchlechter (Montg. Martin 125). Wir ſehen wieder, daß die Stämme, welche äußerlich in der ungünſtigſten Lage ſind, ſich auch am wenigſten entwickelt haben.

Im Kahnbau zeigt ſich eine ähnliche Verſchiedenheit. Es gab gar keine Kähne im ganzen Südweſten (Flinders 1, 66; Browne 452; d'Urville a. 1, 117) und auch von Port Linkoln erwähnt Wilhelmi nichts davon; ebenſo wenig z. B. in der Gegend der Depuchinſel (Wickham J. R. G. S. 12, 80). Daher iſt die Känguruinſel (obwohl die Bewohner von Viktorialand Kähne von Baumrinde haben Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of Lond. 1, 293, welche 6—10 Perſonen führen können, Haydon 43), trotz ihrer Größe und der ſie bewohnenden Thiere, Kängurus wie Emus, daher ſind alle Inſeln der Baßſtraße und die welche der Küſte von Edels- Eintrachts- Nuyts- und de Wittsland gegenüber liegen, nicht nur unbewohnt, ſondern ganz unbeſucht (Peron 3, 207), wenn ſie nicht wie Depuchinſel, durch zeitweilig gangbare Dämme mit dem Feſtlande verbunden ſind. Doch hat man Kähne gefunden an der Haifiſchbucht (J. R. G. S. XXVI, 274). Nördlich vom Nordweſtkap dient ein gehöhlter Baumſtamm als Kahn (King a. 1, 43). An der Nordweſtküſte gibt es keine Kähne, ſondern nur Flöße, für welche die Speere als Ruder dienen (Stokes 1, 89; King a. 2, 69); am Glenelg befeſtigt man drei- bis vier Mangroveäſte durch Holzpflöcke mit einander und läßt den mittleren Pflock 6—7″ nach beiden Seiten vorſtehen, welcher dem

Schiffenden zum Halt dient (Martin 265); westlich von der Clarencestraße (Südsp. v. Melville) scheint es keine Kähne mehr zu geben (Stokes 1, 423). Ganz elend waren die in der Gegend von Botanybai: sie bestanden aus einem Stück Rinde, welches an beiden Enden zusammengebunden in der Mitte durch eingeklemmte Holzstücke auseinander gehalten wurde, und natürlich stets leck war; doch waren sie 12—14′ lang (Cook 1. R. 3, 84). In der Mitte des Kahnes brannte auf Seegras meist ein Feuer, um gefangene Fische gleich zu braten (Cook 1. R. 3, 245; Turnbull 36; Tench 170; Goldinsel Macgill. 1, 81). Als Ruder brauchten sie 18″ lange flache Holzstücke, deren jeder Mitfahrende in jeder Hand eins hat, in seichteren Stellen brauchten sie Stangen (Cook 1. R. 3, 243). Doch fuhren sie kühn und geschickt damit, selbst mehrere Meilen in die See (Tench eb.) und sie waren so zahlreich, daß Philipp (Reise 95) an einem Ort 20, an einen anderen gar 50 aufs Land gezogen sah. Auch kleine Fischerkähne hatten die Eingeborenen (Cook 1. R 3, 82). Gegen Norden werden die Kähne besser. Eyre (2, 314) fand öfters Fahrzeuge, welche 20′ lang 7—8 Personen bequem tragen konnten, und gleichwohl aus einem Stück bestanden und auch Angas (2, 230) erwähnt Kähne im Norden von Neusüdwales, welche aus einem künstlich ausgebrannten Baumstamm verfertigt waren. Wenn nun nach Parkinson 147 an der Ostküste von Neuholland Kähne aus Baumstämmen mit Auslegern sich finden sollen, so wird dies allerdings für die Halbinsel York bestätigt, wo schon Cook an der Endeavourbai (1. R. 3, 246; King a. 1, 209) 14′ lange sehr schmale Kähne sah, welche aus einem ausgebrannten Baumstamm bestanden, einen Ausleger hatten, hinten etwas emporstanden, und mit langen flachen Rudern gelenkt wurden. Als Ruder dienten häufig auch Rindenstücke (Carron bei Macg. 2, 140, Rockingh.bai). Doch waren sie hier am Cap York sowohl (Jardine 82) wie um das Cap Melville 20, ja 50′ (Jard. eb.) lang und mit doppeltem Ausleger versehen (Jukes 1, 105), ebenso fand sie Macgillivray etwas weiter nördlich (1, 119) und Bligh sah gegen Newcastlebucht hin einen Kahn von 33′ Länge (King a. 1, 237 f.): entweder aber waren diese Kähne armselige Nachahmungen melanesischer Modelle der Torresstraße (Macg. 1, 119; 2, 15), oder sie waren gar nicht von den Neuholländern verfertigt, sondern von Malaien gegen Schildpatt, Trepang

u. dergl. eingeführt, was an der ganzen Nordküste bis Port Essington stattfindet (Macgill. 1, 147). Der einheimische Kahn war auch hier der Rindenkahn, doch war dieser von beachtenswerther Arbeit, 20′ lang aus einem Stück Baumrinde, mit Theer calfatert, mit Rohr zusammengenäht (Campbell J. R. G. S. 4, 156). Kähne von ungewöhnlicher Trefflichkeit hatten ferner die Pellewinsulaner (Flinders 2, 172).

Außer den genannten Jagd- und Fischgeräthen hatten die Neuholländer von Hausrath längliche Rindengefäße, welche an beiden Seiten mit biegsamen Ruthen, die zugleich den Henkel abgaben, zusammengebunden waren. Auch einen Sack aus Fellen oder ein Handnetz hat fast ein Jeder, den sie auf dem Rücken tragen und in welchem sich die nöthigsten Dinge befinden; Farbe zum Anmalen, Gummi zum Essen und zum Kleben, Speerspitzen, Angelhaken, Angelschnüre, Muscheln, aus denen man die Haken verfertigt u. s. w. (Cook 1. R. 3, 238 f.; White 61 u. s. w.). Ihre Messer sind scharfe Knochen, ihre Nadeln pfriemenförmige spitze Knochensplitter, oben mit einem Loch, Sehnen von Thieren oder Pflanzenfasern dienen als Zwirn (Grey 2, 266; Eyre 2, 259; Shayer 190). Ihre Geräthe sonst sind Trink- und Wassergeschirre, wozu man im Norden den Blattstiel einer Palme (Macg. 1, 146), im Westen die aufgeblasenen Blätter des Tang nimmt, während man sie sonst vielfach aus Rinde verfertigt (Carron bei Macg. 2, 202); auch Calebassen und große Muscheln dienen dazu (eb. 140), steinerne Aexte und Beile, hölzerne Hämmer und Spatel, um Muscheln von den Felsen zu lösen, scharfe Quarz- oder Granitsplitter, Körbe an der Moretonbai und am Clarencefluß schöne Binsenkörbe, Wasserschläuche, Beutel, Spindeln u. s. w. (Eyre 2, 259 f.; 310 f.; Angas 2, 215; Tench 168; Peron d. Ueb. 1, 277; 2, 252; Macgill. 2, 20 f.; Grey 2, 264 f.). Die Spindeln sind im Spencergolf 2′ lange Holzstäbe von der Dicke eines Federkiels, mit einen Kreuzstab am Ende, auf welchen das fertige Garn gewickelt wird. Sie rollen diese Spindel mit der flachen Hand auf dem Schenkel (Wilh. 7). An der Roebuckbai ist ein schaufelförmiges Instrument von verschiedener Größe und aufs reichste geschnitzt (Martin 286) ein und alles für die verschiedensten Geschäfte. Die Fischhaken verfertigen sie außer von Muschelschalen auch von Knochen (Tench 168), bisweilen auch aus den Krallen eines Raubvogels (Hunter 31). — Auch grobes Flechtwerk, welches

die Weiber verfertigen, haben sie, welches als Segel oder Kleidung dient, letzteres jedoch nur bei schlechtem Wetter. Man schläft auch darauf (Macgill. 2, 20); doch dienten weiche Rindenstücke auch vielfach als Lager (Cook 1. R. 3, 113), sowie man aus solchen auch für die neugeborenen Kinder eine Art Tragkorb hat, welchen die Weiber auf dem Rücken tragen (Freycin. 2, 730; Phil. Tageb. 266; Angas 1, 85).

Die Kleidung ist eine sehr geringe und fehlt zum Theil ganz. Dies ist der Fall an der Nordwestküste, wo sich die Eingeborenen den Leib, der mit verschiedenen Narben tattuirt ist, mit rothem Thon bestreichen, gegen die Moskitos nach Greys Annahme. Die Haare trägt Jeder wie er will (Grey 2, 252; 1, 257); doch trugen einige der helleren Menschen daselbst einen Grasgürtel (eb. 1, 253 f.). Bis zum Arrowsmithfluß, doch nicht weiter nach Norden, südlich aber überall trägt man noch einen Mantel von Hunde- oder Kängurufell (Peron d. Ueb. 1, 98; 74; Grey 2, 57; 265). sowie einen zollbreiten Gürtel von Opossumfell, in welchen sie ihre Waffen, Aexte, Bumerang u. s. w. stecken (eb. 264 f.; Browne 449). Doch gehen viele auch ohne dies, ganz nackt oder nur mit einem Strick um den Leib, andere verhüllen nur den Penis (Peron d. Ueb. 1, 98; Freyc. 1, 481), und die Weiber gehen ganz nackt; sie tragen an einer Binsenschnur, die über die Stirn läuft, einen Sack von Kängurufell auf dem Rücken (eb. 1, 86). Als Zierde tragen die Männer — denn den Weibern kommt fast gar kein Schmuck zu — einen Büschel fremder Haare im Haar, oder eine Haarschnur um den Kopf (Freyc. 1, 480 f.). An der Südwestspitze am König Georgs Sund und der Australbucht ging man ebenfalls nackt, mit Ausnahme eines Gürtels aus Stricken, welche von Känguruhaaren geflochten sind, die aber keineswegs die Scham zu bedecken dient, sondern in der Gegend des Nabels den Bauch umspannt. Roth bemalt waren hier alle älteren Männer, während sich Aeltere und Jüngere die langen, rund geschnittenen, von Natur gelockten Haare, die in einen Bausch gebunden werden, mit rother Erde pudern. Bisweilen umwinden sie es mit einem Strick und färben das Ganze roth, was dann noch mit Emu- und Kakadufedern, einem Hundeschwanz u. dergl. verziert wird (Browne 449 f.). Auch waren nur die Aelteren tattuirt. Der Nasenknorpel war durchbohrt, die Zähne sahen wie abgefeilt aus

(Peron eb. 2, 251). Im öſtlichen Südauſtralien trägt man Känguru- oder Opoſſumfelle (welche ſorgfältig zubereitet und zuſammengenäht werden Wilh. 6; Teich. u. Schürm. 7 s. v. Kandappi), nur bei Regenwetter und nur die Mütter immer: denn dieſe tragen in dem Fell ihr Kind auf dem Rücken; größere Kinder gehen meiſt ganz nackt, und ſo auch meiſt die Erwachſenen (Köler a. 35 f.; Wilh. 6; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 290; Austr. felix 135). Roth (mit dem Saft einiger Pflanzen Köler a. 35 f.) und weiß bemalt man ſich auch hier, in Streifen, zur täglichen Zierde und auch hier tragen die Männer einen Strick um den Leib, der meiſt aus ihren eigenen Haaren verfertigt und mit Emufedern (wo möglich) verziert iſt. Sie ſchnüren ihn meiſt ſo dicht, daß der Bauch dadurch hervorgetrieben wird, namentlich wenn ſie Hunger leiden, gegen welches Gefühl ſie ſich öfters auch die Magengegend mit Erde beſchmieren (Wilhelmi 8 f.; 17). Mit Fett reibt man ſich täglich ein, wenigſtens, wenn man nur wenig hat, das Geſicht, womöglich aber ſo, daß man am ganzen Leibe von Fett trieft, was bei heißer Witterung und gegen Moskitoſtiche wohl ganz zweckmäßig iſt (Wilhelmi 8). Der Naſenknorpel iſt nur ſelten durchbohrt. Im Haar tragen ſie Kakadufedern oder diademartig zuſammengeleimte Känguruzähne, oder ſie binden einen Federquaſt oder einen Hundeſchwanz hinein (Köler a. 35 f.), welcher letztere bisweilen um den ganzen Kopf gebunden wird (Wilh. 7). Auch ſchlingen die Männer ein Seil aus Menſchen- oder Opoſſumshaaren in mehrfachen Windungen um den Kopf. In dieſe Schnur ſtecken ſie bei feſtlichen Gelegenheiten eine ſeltſame Zierde hinein, hinter jedes Ohr zwei Stäbe, die durch dünne Späne, mit denen ſie überdeckt ſind, ganz wie Federn ausſehen, welchen Schmuck Schürmann auch im Nordweſten des Continentes vorfand (Wilh. 7). Was Schürmann (56) von einem Federbuſch, welchen die ſüdauſtraliſchen Jünglinge an der Stirn tragen, erzählt, ſcheint etwas Aehnliches aber nicht daſſelbe zu ſein. Selbſt an die Spitze ihres Bartes binden ſie oft den Schwanz eines wilden Hundes (Wilh. 7. Abbild. a. 116). Kindern (doch auch Erwachſenen Teich. u. Schürm. s. v. mambarta) werden die Haare in Büſchel zuſammengeklebt, mit Ocker roth gefärbt und jedes Zöpfchen oben mit einem Zahn geſchmückt (Köler a. 35 f.). In der Gegend vom Weſternport (Südoſtſpitze) bemalen ſich die Eingeborenen Leib und Geſicht nicht nur mit rothen und weißen Streifen,

ſondern auch mit Kreuzen, Kreiſen u. ſ. w. der gleichen Farbe, ſonſt aber ſchwärzen ſie ſich über und über mit Kohlenſtaub. Um den Hals tragen ſie ein aus Stroh geflochtenes Halsband, im durchbohrten Naſenknorpel ein 6—7″ langes Holz (Peron d. Ueb. 1, 432).

Auch in der Gegend von Sydney gingen die Eingeborenen ganz nackt und ſo ſah man die Männer wenigſtens noch 1816 in den Straßen von Paramatta und Sydney umherlaufen, trotz mancher Verbote, trotz vieler Verſuche ſie zu bekleiden, welche ſtets fehl ſchlugen (Cook 1. R. 3, 83; Turnbull 31; Cunningh. d. Ueb. 167; Tench 168; Hunter 22 u. ſ. w.). Doch trugen die Weiber nach Cunningham hier bisweilen einen Rock von Opoſſumfellen (eb. 166-7), nach White jedoch nur die Unverheiratheten, während die Verheiratheten nackt; gingen den Leib, den ſich einige mit einem Seil aus Menſchenhaaren einſchnüren (Cook 1. R. 3, 234) hatten ſie vielfach weiß und roth mit Strichen, Kreuzen, Kreiſen u. ſ. w. bemalt, einige ſich ſogar das Geſicht weiß gepudert (Cook 1. R. 3, 81 f.; 170 f.; 235). Die Naſenwand war durchbohrt und in der Oeffnung trugen ſie ihren 5—6″ langen Stab von Holz oder Knochen, der ihnen quer übers Geſicht reichte und die Naſe dermaßen verſtopfte, daß ſie zum Athemholen den Mund ſtets offen halten mußten, wodurch ihre Sprache ganz undeutlich wurde (Cook eb. 234; 171; Turnb. 33; Hunter 26; Tench 168 u. ſ. w.). Auch die Ohren waren durchbohrt, doch ohne Zierrathen (Cook 235). Muſchelhalsbänder, die ſie nicht verkaufen wollten, Armbänder aus allerhand Schnüren und Rindenſtücke als Stirnzierde erwähnt Cook (eb. 171; 235), ähnliche Zierrathe aus Opoſſumfell, Känguruzähnen (Halsbänder von dieſen tragen meiſt die Frauen), Schilfſproſſen u. dergl. Freycinet (2, 728) und White (88). Ihre Haare verzieren ſie nach Turnbull, der ſie wegen ihrer Bemalung mit Röthel und ihrer künſtlichen Hautnarben das ekelhafteſte Volk der Erde nennt, mit Zähnen und mit Moos (33; White 88), welche wie auch Krebsſcheeren und Aehnliches eingeklebt wurden (Phil. Reiſe 114); den Bart ſengten ſie ſich ab (eb.) Uebrigens iſt die Reinlichkeit des Haares nicht groß, es wimmelt von Läuſen (Browne 447), welche man ißt (Hale 108).

Die Sitte, ſich bunt zu bemalen, roth, weiß, gelb, herrſcht auch überall im Inneren (Burke Peterm. 1862, 73; Peterm. 1863, 301).

Auf dem Haupt trägt man hier in einigen Gegenden ein Netz von rothem Flechtwerk, um die langen Haare zu bergen; auch hat man hier ein Mattenzeug um die Hüften, sowie auf dem Kopf eine helmförmige Mütze, von demselben Zeug, in welches aber nach außen stehende Federn eingeflochten waren (Stuart bei Peterm. 1861, 185).

Nackt gehen bis auf die jungen Mädchen, welche einen schmalen Schurz tragen, die Moretoninsulaner (Macgill. 1, 49); nackt auch die Eingeborenen von Port Essington (eb. 146), sowie auch die Männer am Cap York, wo indeß die Weiber vorn einen Büschel Gras oder Pandanuslaub und drüber einen kurzen Rock von Pandanus, der an einem Gürtelband befestigt ist, namentlich beim Tanz und als Unverheirathete tragen (eb. 2, 20). Ebenso im Inneren der Halbinsel, wo die Weiber auch Sonnenschirme aus Palmlaub hatten (Carron bei Macg. 2, 212). Um den Hals haben sie Zierrathen von Perlmutter (Cook 1. R. 3, 216; Martin 286), oder von Kauris (Flinders); das Haar tragen sie meist kurz, indem sie es (sowie den Bart) absengen (Cook eb. 233; Macgill. 1, 13) oder in einzelnen langen mit Ocker gefärbten Locken (eb.). Armbänder von Pflanzenfasern, Halsbänder von Rohrstückchen, die auf ein Seil geschnürt sind, trägt man zu Port Essington, die Männer bisweilen einen feingeflochtenen Gürtel von Menschenhaaren, von welchem dann öfter vorn ein Busch Haare vom fliegenden Hund oder einem Eichhörnchen vor dem Penis herabhängt (Macg. 1, 146).

Das Bemalen des Körpers mit den vier Farben schwarz, roth, gelb, weiß (Macgill. 1, 146; Carron eb. 2, 190; 222; Eyresee Peterm. 1863, 301), finden wir durch den ganzen Continent, aber doch nicht ganz in gleicher Art. Wir wollen hier nicht von den verschiedenen Mustern reden, welche bald gerade Striche, bald Kreuze oder Kreise bilden; die Farben selbst aber haben verschiedene Bedeutung. Roth scheint bei ihnen die heiligste Farbe zu sein; man bemalt an verschiedenen Orten die Todten so. Damit hängt es gewiß zusammen, daß um Port Jackson es für das Zeichen des höchsten Zornes galt, wenn man sich roth bemalte (Philipp Tageb. 257); daß Roth, allerdings mit Weiß, als Kriegsfarbe ebendaselbst aber auch sonst (Freyc. 2, 729) galt (Hunter 24); daß sich am Georgssund nur ältere Leute roth bemalen durften, nicht jüngere. Daher ist die

Ansicht Quoys und Gaimards bei d'Urville (a. 1, 195), dies Rothmalen geschähe nur der Moskitos halber, gewiß falsch. Auch als Farbe, mit der man sich bei festlichen Tänzen schmückte, ward Roth im Norden (Macgill. 1, 149) angewendet, und auch dies kann uns nicht wundern, da Tänze vielfach heilig sind. Weiß gilt als Kriegsfarbe im Westen (Grey 1, 257) und im Norden (Macgill. 1, 149), im Süden aber als Trauer (Wilhelmi 8), wie auch schwarz hier, im Westen und Norden als Trauerfarbe gilt. Doch gebraucht man Weiß auch, wenn man sich zum Tanze malt (Wilh. eb.), wobei man öfters, um die Farbe anzufrischen, dem zu Bemalenden ins Gesicht spuckt (Hunter 11, 8). Dies Weiß benutzen die Eingeborenen auch so, daß sie, indem sie auf die Haut weiße Streifen malen, völlig das Ansehen eines wandelnden Gerippes bekommen (Abbild. bei Leigh. Titelkupfer).

Auch die Hautnarben, die wir schon erwähnten, haben ihre besondere Bedeutung. Sie finden sich außer an einzelnen Orten der Südküste (Eyre 1, 318; Browne 449) im ganzen Continent (Westen Grey 2, 252; Osten Cook 1. R. 3, 235, Turnbull 33 u. s. w.; Norden Macgill. 2, 13). Im Westen (Haifischbai) trug man, jedoch nur die Erwachsenen (Peron d. Ueb. 2, 251), die Narben oder die Tattuirung, wenn gleich dieser Ausdruck nicht ganz genau ist, auf der Brust (Freyc. 1, 481); am Port Vincent waren sie wulstig hervorragend und standen auf dem Bauch in mehreren Reihen (Köler 51); reichlicher trug man sie im Osten (Tench 168; Turnb. 33), doch wurden auch hier Brust und Schultern bevorzugt (Hunter 24), obwohl sie sich an Kopf und Fuß vorfanden (Philipp Reise 69 f.). Diese Hautnarben werden unter bestimmter Festlichkeit zur Zeit der ersten Mannbarkeit mit scharfen Muschelstücken eingeschnitten und da man die Haut zwischen den Einschnitten zu heben sucht, so ist diese Art der Tattuirung, zu der sich diejenigen, welche sie empfangen, aufs festlichste putzen, oft bis zur Unerträglichkeit schmerzhaft und höchst blutig (Philipp Tageb. 224; Eyre 2, 342). Daher sehen die Narben wie hohl und luftig aus (Phil. Reis. 69 f.). Im Norden und Nordwesten (Grey 2, 252) waren diese Narben sehr zahlreich: man trug sie an Schultern, Brust, Bauch, Hinterem und Schenkel (Macgill. 1, 146). Man reibt [illegible] um die Narben dauernd zu machen, den Saft einer besondern

die Wunde ein. Die Muſter ſind verſchieden bei Männern, welche indeß häufig eine beſonders dicke Narbe auf der Schulter haben, in Nachahmung der Torresinſulaner (Macg. 1, 126), die Weiber haben meiſt nur hufeiſenförmige Striche über den Hüften (eb. 2, 13). Höchſt merkwürdig iſt, daß bei der ſehr hohen Feierlichkeit, welche im Südoſten mit der Tattuirung verknüpft war, zugleich eine alte Formel aufgeſagt wurde, welche vollkommen unverſtändlich war, da ſie von nördlicheren Stämmen, die in ſolchen Dingen beſonders gewandt galten, entlehnt war (Shayer 192). Ja ſogar die Epochen des Lebensalters hatten Namen nach den verſchiedenen Stufen der Tattuirung, welche verſchiedene Namen hatten (eb. 192). Es gab für Erwachſene fünf ſolcher Stufen, welche Teichelmann und Schürmann (44 s. v. tarkanye) aufzählen. Ein Geiſt ſoll die Kunſt den Menſchen gelehrt haben, dann aber in ein großes Känguru verwandelt ſein (eb. s. v. tarnda). So ſehen wir denn auch hier wieder die Heiligkeit der Tattuirung; daß die Narben ein urſprünglich religiöſes Zeichen ſeien, geht daraus hervor, daß ſie zugleich vielfach Stammes- und Familienzeichen ſind (Eyre 2, 333; Köler 51).

Da wir über Beſchneidung, die ſich in verſchiedenen Gegenden findet, über die ſehr verbreitete Sitte, ſich einen oder mehrere Zähne auszuſchlagen oder einige Fingerglieder ſich abzuſchneiden, noch ausführlicher reden müſſen, ſo genügt es, hier darauf hingewieſen zu haben. — So ziehen nun die Wanderſtämme des Weſtens umher, die Männer mit den Waffen voraus, die Weiber, welche das Gepäck und die Kinder tragen, hinterdrein; ihrer Laſt wird für gewöhnlich auch noch die Kleidung zugefügt, da man auf Märſchen größerer Bequemlichkeit halber meiſtens ganz nackt geht (Köler a. 35 f.). In dem Sack, den jedes Weib auf dem Rücken trägt, befindet ſich zunächſt ein flacher Stein, um die eßbaren Wurzeln zu zerklopfen; ein Vorrath der Erde, welchen man mit dieſen Wurzeln gemiſcht ißt; ferner Quarzſtücken zu Meſſern und zu Lanzenſpitzen, Steine zu Aexten, Horzkuchen, um damit Waffen auszubeſſern, neue anzufertigen, ſowie auch die dazu nöthigen Känguruſehnen, welche auch als Bindfaden dienen (Salvado 322 f.), und Nadeln aus Känguruknochen; ſodann Opoſſumhaar zu Gürteln, Stücke von Känguruhaut, um Speere zu poliren, ſcharfe Muſchelſchalen, die zum Haarſchneiden, aber auch ſonſt als Meſſer und Axtſchneiden dienen, gelber und rother Thon zum

Anmalen; ein Stück Baumrinde zur Baſtbereitung, denn aus dieſem Baſt flechten ſie feſte Seile (Grey 1, 252); außerdem Gürtel, etwas Schmuck, eine Art Schwamm, welcher zum Feueranmachen dient, irgend etwas von Fett und ein oder der andere Quarz, der von ihren Aerzten als Sitz der Krankheit aus einem Kranken gezogen, als Reliquie verehrt wird; außerdem noch aller unterwegs geſammelte Wurzel- und Fruchtvorrath. Zwiſchen Rücken und Sack tragen ſie den Vorrath noch unpräparirter Häute, den ſie beſitzen, und in der Hand meiſt einen Feuerbrand oder einen 5—6′ langen Stab; öfters ſind ſie auch noch mit den Lanzen des Mannes belaſtet (Grey 2, 266; Browne 451; Köler a. 49; Wilhelmi 11). So ziehen ſie nun einher, mit beſtändiger ſcharfer Aufmerkſamkeit auf die Dinge rings um ſie; das geringſte Anzeigen eines jagdbaren Thieres läßt die Weiber ſich ſofort auf den Boden werfen, wo ſie im lautloſen Schweigen verharren; ſonſt ſammeln ſie im Gehen alles Eß- und Brauchbare, was ihnen unter die Finger kommt (Hunter 29). Sie und die Kinder, geführt von einigen Männern, ziehen ſtets den nächſten Weg, während die übrigen Männer oft größere Umwege machen, der Jagd, des Vergnügens wegen (Wilhelmi 17). An ihrem Ruheplatz angelangt, zünden die Weiber ſofort ein großes Feuer an und ſammeln und bereiten die Mahlzeit, während die Männer in träger Ruh daliegen, mit einander plaudernd, oft aus Unachtſamkeit dem Feuer ſo nahe, daß ſie ſich verbrennen. Bei guter Jahreszeit und Witterung genügt der Himmel als Zeltdach; ſonſt aber errichten ſie ihre Hütten oder Windſchirme aus Flechtwerk. An einem Orte bleiben ſie öfters auch längere Zeit, ſo lange die Jagd ergiebig iſt, denn auch die Thiere wechſeln, wenn ſie die Verfolgung merken, den Platz. Außerhalb des Lagers haben ſie einen beſtimmten Ort für die Exkremente, welche ſofort mit Erde bedeckt werden; wozu Grey an die ganz gleiche Sitte bei den Hebräern Moſe 5, 23, 12-13 erinnert (2, 344). Nach dem Eſſen wird meiſt geſchlafen (oft ißt man beim Erwachen mitten in der Nacht von neuem und ſchläft dann weiter) oder oft bis ſpät in die Nacht geſungen, getanzt und dergleichen. Der Aufbruch des Morgens geſchieht ſpät und träge (Wilhelmi 34; 17). Den Landbau, wo etwas der Art bei ihnen vorkommt, beſorgen die Weiber; die Hauptthätigkeit der Männer iſt Jagd und Krieg.

Ebenſo ſchlau und geſchickt, wie ſie ihre Spuren beim Heran- und Wegſchleichen zu verbergen wiſſen, (Grey 1, 190), ebenſo ſind ſie in der Auffindung der leiſeſten Spuren anderer Menſchen oder auch der Thiere ganz unglaublich ſicher; daher die Engländer der Kolonie ſie vielfach und mit beſtem Erfolg als Jagdgehülfen und als Grenzwächter benutzt haben (Turnbull 36; Cunningham d. Ueb. 169; Darwin 2, 212; Jameſon 61; Mundy 1, 235) Das Mittel welches die Papuas Neuguineas und der Torresſtraße vielfach anwendeten, um Nachrichten raſch in die Ferne gelangen zu laſſen, nämlich Rauchſäulen, welche man in verſchiedenen Arten aufſteigen läßt, wenden auch die Neuholländer an, namentlich im Norden (Macgillivray 2, 7; Keppel a, 2, 182) aber auch ſonſt (Mitchell three exped. 1, 128). Signalfeuer fand Martin am Glenelg im Gebrauch (238).

Ihre Waffen beſtehen in verſchiedenen Arten Speeren, welche theils aus Holz, theils aus Rohr, ſehr häufig aus dem Blütenſchaft der Xanthorrhoea gemacht und oben entweder mit einen ſpitzen Stein einem Glasſplitter u. dergl. oder aber mit einer Reihe von Widerhaken verſehen ſind, welches Alles man mit Harz befeſtigt. Ihre Länge beträgt etwa 10'. Auf der Halbinſel York und ſonſt nimmt man den Stachel eines Stachelrochen als Spitze, welche man durch Gräten deſſelben Fiſches widerhakig machte, eine nicht ungefährliche Waffe (Eyre 2, 306 f.; Cook 1. R. 3. 83 f. 173; 243; 245; Tench 173 f.; White 61; Viktorialand Stanbridge trans. ethnol. soc. N. S. 1, 291; Spencergolf Köler a. 48; Wilh. 9 f.; Südweſten Salvado 322; Inneres Burke Peterm. 1862, 69; Nordw. Grey 1, 252; 2, 264). Uebrigens hat man hier 14 verſchiedene Speerarten, davon einige Holzſpitzen mit eingeſchnittenen Zähnen ſowie am Schaftende Verzierungen von Menſchenhaar beſitzen (Macg. 1, 147).

Kleinere Speere von 3—4' Länge dienen zur Jagd oder aber zum Spiel (Köler a. 48). Man ſchleudert die Speere vielfach mit einem beſonderen Wurfſtock, der 3' lang oben eine Rinne hat, in welche der Speer gelegt wird; während ein Pflock oder eine Spitze am Ende des Wurfſtockes in eine Oeffnung am Schaftende des Speeres eingreift. Man faßt ihn mit 3 Fingern, während die zwei anderen dem Speer ſeine Richtung geben. Er dient als Hebel und bleibt in

der Hand. In etwas verschiedenen Constructionen ist dies Werkzeug fast über den ganzen Continent verbreitet. Er fehlt im Südwesten am Königs Georg Sund (Flinders 1, 66), ferner an der Roebuckbai (J. Martin 287), wahrscheinlich auch im Osten um Hervеybai (eb. 2, 11); auf der Melvilleinsel, die ihn nach Campbell nicht kennt (J. R. G. S. 4, 156) fand ihn King (a. 2, 139) vor. Man schleudert damit die Speere mit Sicherheit 60—80, ja 100 (Mundy 1, 220) und 150 Yards weit (Cook 1. R. 3, 245; White 62; Hunter 19; Macgill. 1, 148; 218; Salvado 322; J. Martin 242; Freyc. 1, 481; Köler a. 48; Wilh. 9). Mit dem Speer allein treffensie bis auf 90 Yards nach Clutterbuck (57). Meinicke (a. 2, 194) meint, eine solche Vorrichtung käme sonst auf der Erde niegends vor: allein Aehnliches fanden wir schon in Melanesien (S. 598), Aehnliches erwähnt d'Urville von Neuseeland (a. 2, 495) und auch die Indianer des Amazonenstromes (Spix und Martius 1024; Weigl 61) haben ein solches Wurfbrett. Außerdem hatten sie lange Holzschwerter (Cook 81; Tench 173 f.), Dolche aus Knochen oder Holz (Köler a. 49), Steinmesser (Salv. 322) und Schilder aus dicker Baumrinde. Um diese recht stark zu bekommen, schnitten sie ein Stück Rinde von 3 Seiten los und lockerten es vom Baum, ließen es aber mit der unteren Seite noch sitzen; dadurch wurde dies Stück besonders dick (Cook 1. R. 3, 245). Sie sind theils oval, theils rund, bisweilen auch dreieckig, aus zwei Stücken, die sich in einem scharfen Winkel treffen zusammengesetzt und oft von bedeutender Schwere (C. York Bowen 195; Röb. bai J. Martin 287). Mit allerlei Malereien und Lineamenten (Quadraten, Zickzacklinien u. s. w. sind sie oft nicht ohne Geschmack bemalt (Henderson 2, 149; Bowen 203; die angef. Stellen). Außer ihren Keulen von verschiedener Gestalt (cylindrisch mit Spitze vorn, oder mit dickem Knopf und scharfen Ecken, stockartig, gekrümmt, gerade, von Holz, mit Steinknopf u. s. w.), mit welchen man z. Th. auch wirft und die bisweilen nicht übel z. B. mit Dambrettartigen Verzierungen geschnitzt sind (Port Philipp Köler a. 67), müssen wir vor allem ihre merkwürdigste Waffe, den Bumerang erwähnen, welcher nur am unteren Murray (Angas 1, 93) sowie im ganzen Norden von der Halbinsel Coburg bis zum Cap York fehlt (Magill. 1, 92; Stokes 1, 393). Doch besitzen ihn schon die Eingeborenen nördlich von Rockinghambai (Carron bei Macgill. 2, 190), an der Roebuck

haben die Eingeborenen dafür den Kiley, eine ganz ähnliche und gleichfalls sehr gefährliche Waffe, welche indes minder gut als der Bumerang ist (J. Martin 287). Dieses Wurfholz nun, welches $2^1/_2$" breit, in der Mitte $^1/_2$" dick, an den Rändern scharf, in einem stumpfen Winkel gebogen, oft mit einem Handgriff versehen und bisweilen auch bunt gemalt ist, handhaben sie mit ganz wunderbarer Geschicklichkeit: es ist schon von höchst sinnreicher Erfindung, denn durch seine Gestalt kehrt es rotirend geworfen zum Schleuderer zurück. Man wirft es theils in die Luft oder so, daß es auf der Erde fortspringt. Große Uebung aber gehört dazu, es richtig zu werfen, namentlich wenn man ein bestimmtes Ziel treffen will; und doch treffen sie damit Vögel im Fluge, und wissen es im sichersten Wurf 40—50 Yards horizontal zu schleudern (Breton 237; Westen Salv. 322; Browne 453; Grey 2, 264; Spencergolf Wilh. 9 f.; Köler a. 48; Port Phil. eb. 67; Howitt 186, während er nach Leigh 164 hier fehlen soll; Osten Angas 2, 214; Macgill. 1, 92, 98; Inneres Burke bei Pet. 1862, 69 f. Will. eb. 73). Man gebraucht ihn auch im Kriege (Burke eb. Hale 116) und so gefährlich ist diese Waffe, daß selbst die Eingeborenen, die auch zahlreich fliegenden Speeren auszuweichen verstehen, ihr gegenüber ziemlich hülflos sind (Browne bei Peterm. 1856, 453). Eine ähnlich ricochetirende Waffe findet sich sonst nur noch bei Wüstenarabern (d'Escayrac 177). Der Gebrauch von Bogen und Pfeil an der Nordwestküste ist durchaus nicht constatirt (Flinders 2, 208); die Bewohner der Inseln des Prinzen von Wales haben ihn nach Macgillivray nicht.

Die Eingeborenen führen viel Krieg mit einander, denn einmal wird jeder Todesfall für die Folge eines feindseligen Zaubers gehalten und deshalb viel Streit begonnen (Hale 115), dann gilt das Gesetz der Blutrache und der Gesammthaftbarkeit und hierdurch wird der Krieg geradezu endlos; ferner wird auch durch die Aengstlichkeit der Eingeborenen, der jeder Fremde als Feind gilt und durch ihr fortwährendes Wanderleben stets neuer Anlaß zu Kampf gegeben (Phil. Tageb. 205, 209; Hale 115; Macgill. 1, 152). Auch die sonderbare Sitte, sich die Weiber immer von einem anderen Stamm zu rauben, führt vielfach zu ernsten Feindseligkeiten (Turnbull 34). Die Weiber selbst geben durch allzufreies Benehmen oft Anlaß zum Streit (Wilh. 37; Turnb. 42); die Kinder beginnen ihn oft, indem sich

die Eltern in ihre Zänkereien einmiſchen, oder ein Erwachſener iſt durch irgend einen Umſtand beleidigt u. ſ. w. (Wilh. 37). Die Art der Kriegführung gleicht vielfach der polyneſiſchen. Hat ſich ein Stamm in einer Verſammlung zum Krieg entſchieden, ſo wird dies angeſagt, durch Boten und durch Rauchſignale (Macgill. 2, 5; 7) und dann entweder die Schlacht gleich feſtgeſetzt oder der Krieg hat einen langſameren Gang, dann aber beſteht er meiſt in heimlichen Ueberfällen, namentlich gegen einen mächtigeren Feind (Hunter 29; Haydon 107; Macgill. 2, 5; Freycin. 2, 791). Auszüge bei Nacht unter Fackelſchein gelten als heldenhaft (Freyc. 2, 791) und wer Nachts, etwa um der Blutrache zu genügen, denn bloße kriegeriſche Mordluſt treibt ſie nicht, ſich in den Kreis der Feinde ſtiehlt und dort einen Schlafenden oder ein Weib oder ein Kind ermordet erreicht den höchſten Kriegsruhm (Browne 447). Sie wiſſen ihre Feindſeligkeit dadurch zu verbergen, daß ſie ſcheinbar unbewaffnet kommen, aber den Speer unbemerkt mit den Füßen vor ſich herſtoßen (Philipp Tageb. 185). Uebrigens ſind ihre Waffen ſelbſt im Kampf gegen Europäer nicht ohne Erfolg geweſen; und namentlich verſtehen ſie die Oertlichkeit und jeden äußeren Vortheil zu benutzen, ſo daß man Fliehende nur ſelten beſchädigt (Freyc. 2, 791). Ja ihre Leibesfarbe wiſſen ſie zu benutzen, ſie legen ſich platt auf die Erde (White 84) und verſchwinden dadurch; oder ſie ſtanden im Gebüſch, ſelbſt im Freien ganz unbeweglich und man hielt ſie vielfach für einen trockenen Stamm (Cunningh. d. Ueberſ. 175 f.). Hatten ferner die Europäer ihre Flinten abgeſchoſſen, ſo benutzten ſie den günſtigen Moment, ſtürzten vor und ſchleuderten ihre Speere. Auch ſind ſie in kurzer Zeit ſelbſt gute Schützen geworden (Cunningh. 175). — Unter ſich ſind ihre Treffen nicht eben blutig. Wie der Schlachttag, wird auch das Schlachtfeld oft gemeinſchaftlich feſtgeſetzt und dort treffen einander dann die Parteien von 15—200 Mann ſtark (Hale 115 f.; Macgill. 1, 314). Vor der Schlacht erhitzen ſich die Männer durch Vorwürfe, Drohungen, Geſtikulationen und Geſchrei immer mehr, oft bis zur äußerſten Wuth (Macgill. 1, 314; Hunter 29 f). Auch Schlachtgeſänge ſingen ſie vorher immer lauter und lauter, bis zu den heftigſten Zuckungen (Tunrbull 34; Grey 2, 309) wie ſie auch durch beſondere Lieder ihrer Weiber ſich zur Rache und oft zur höchſten Leidenſchaft anſtacheln laſſen (Gr.

313 f.); und daß der Krieg durch festliche Bemalung gleichfalls Bedeutung erhält, haben wir schon gesagt. Dann werden die Lanzen geschleudert und nun löst sich meist der allgemeine Kampf in Einzelgefechte der einander gegenüberstehenden auf (White 107; Macgill. 1, 315). Da sie nun aber sehr geschickt sind, sich mit den Schilden decken, da sie die Speere durch Ausweichen höchst geschickt vermeiden, bisweilen auch auffangen und verächtlich zurückwerfen (Collins 591); da sie ferner nur auf solche zielen, welche sich mit dem Schilde decken, wohl aus Besorgniß vor Blutrache (eb.): so dauern derartige Kämpfe oft sehr lange, ohne daß irgend eine Verwundung vorkommt, ja sie bringen es fertig über zwei Stunden die Speere ganz vergeblich zu schleudern (White 107). Tritt aber endlich eine Verwundung ein, so erhebt sich sofort ein großes Geschrei, Siegesjubel der Feinde, Geheul und Wehklagen der angehörigen Weiber und der Krieg ist nun entschieden (Macgill. 1, 315; Howitt 181; Dawson 280 f. d'Urville a. 1, 512 f.). Meist tritt dann sofort, vielleicht nach einzelnen Schimpfereien, der Frieden ein, man begräbt die Todten, verbindet die Verwundeten, wenn das Treffen mehr Opfer gekostet hat, gemeinschaftlich und feiert den wiederhergestellten Frieden durch einen feierlichen Tanz (Hodgkinson 235; Hale 116). Doch kommt es auch vor, daß der Kampf ganz ohne alles Blutvergießen vor sich geht, und wenn man lange genug sich mit vergeblichem Speerwerfen abgemattet hat, der Friede geschlossen wird (Wilh. 39). Uebrigens verkehren auch sonst die Stämme, welche mit einander in Fehde sind, wenn nicht gerade eine Schlacht ist, freundlich und friedlich mit einander und sehr häufig sind die, welche noch eben einander aufs wüthendste schalten, kurze Zeit darauf die besten Freunde (Phil. Tageb. 210; Hale 115; Wilh. 37 f.). Doch wird der Krieg öfters auch weiter geführt nach der Bestattung der Todten (Grey 1, 256) und auch die Ueberfälle, die Schlachten sind vielfach blutig, indem alles umgebracht wird (Haydon 107), denn Gefangene machen die Neuholländer nicht als höchstens Weiber (Macgill. 2, 5), welche dem Sieger jedoch ohne Schande zu Willen sein müssen (Turnbull 42). — Auch noch eine andere Entstehungsart der Schlachten giebt es, die dadurch entstehen, daß zwei Männer in Streit gerathen, ihre jederseitigen Freunde laufen zu, zuerst um abzurathen, dann um zu helfen und bald ist der ganze Haufe in einer großen Balgerei handgemein

(Dummore Lang 410; Georgs Sund Browne 447). Diese Kämpfe sind wilder und regelloser als die vorher beschriebenen; denn in den letzteren leiten immer bestimmte Anführer, die sich durch besondere Bemalung unterscheiden, das Ganze (Hunter 30; Tench 174). Unehrenhafter Vortheile über den Feind bedient man sich nie (Hodgkinson 235) und sollte ein solches Verbrechen begangen werden, so tritt sofort eine gesetzmäßige Strafe oder Rache ein, welche durch die Zusammenkunft der einander feindlichen Stämme entschieden und von dem Stamm, aus dessen Mitte das Verbrechen begangen ist, ohne Widerrede getragen wird (Eyre 2, 220 f.). Bisweilen werden auch Kriege durch die Tödtung eines Kindes oder Weibes, welche man zur Sühne für die geschehene Beleidigung umbringt, mit beiderseitiger Zustimmung geendet (Westaustr. Buckton 92). — Die Stellung der Weiber in diesen Kämpfen ist eine wunderliche. Sie und die Kinder ziehen zum Kampfe mit (Freycin. 2, 787), verkehren oft noch während der vorbereitenden Schimpfereien friedlich mit einander und trennen sich erst bei beginnendem Speerwerfen (Philipp Reise 111); oder sie stellen sich ins Gebüsch und begleiten die Vorwürfe mit heulendem Geschrei (Macgill. 1, 315), den Kampf selbst aber mit monotonem Gesang und brechen beim Fallen eines der Ihrigen in ein fürchterliches Klagegeheul aus (Philipp Tageb. 209; Wilhelmi 37 f.). Auch am Kampfe selbst nehmen sie Theil, wie sie auch untereinander leicht aus Eifersucht (Grey 2, 313) in Zank gerathen. Freycinet berichtet, daß an der Moretonbai vor dem Beginn einer Schlacht zwei Weiber Angesichts der versammelten „Heere" mit spitzen Stöcken heftig kämpften (2, 792; ähnl. Browne 451). — Hiernach kann man die Neuholländer eigentlich nicht tapfer nennen; sie arbeiten sich in Leidenschaftlichkeit hinein und sind dann grausam und wild. Wirkliche Tapferkeit haben sie in den freilich ernsteren Kämpfen mit den Europäern gezeigt. Burkes Lager stürmten sie mit großem Muth, um ihn zum Rückzug zu zwingen (Peterm. 1862. 69). — Kannibalismus, um auch über ihn gleich hier zu reden, findet sich ziemlich verbreitet in Australien, obwohl ihn Mitchell (Three exped. 2, 344) ganz läugnet und Meinicke (a. 2, 184) zu gering darstellt. Die Eingeborenen der Widebai (nördlich von Moretonbai) ziehen todten Feinden die Haut ab und kochen das Fleisch (Russel J. R. G. S. 15, 314), ja auch die todten Verwandten, wenn sie nicht zu alt starben

auf und zwar gilt dies als feste Pflicht der Angehörigen, welche die abgezogene Haut aufheben. Doch tödtet man nie Jemanden bloß um ihn zu fressen (Morrill bei Hüber 430; Dummore Lang 424; er wie Russel erzählen nach dem Bericht des Sträflings Davies). Ebenso nehmen auch die Angehörigen die Haut eines im Kampfe Gefallenen mit Skalp, Nägeln, Ohren u. s. w. aber ohne Gesichtshaut mit und bewahren sie auf; in Moretonbai wird dann die Leiche verbrannt (Field. 72; Lang 410). Auch verstorbene Kinder soll man aus Liebe aufgezehrt haben, hier (Angas 1, 73) wie im Süden (Austr. fel. 134; Stanbridge 289). In Neu-Südwales, woher Majoribanks 91 Beispiele des Cannibalismus zusammenstellt (vergl. Grant 113) aß man besonders das Nierenfett der Gefallenen, dessen Genuß man übernatürliche Kräfte zuschrieb (Jameson 105); daher man öfters Schafe raubte, dieses Fettes wegen (Majorib. 97). Denselben Glauben hatte man zu Port Philipp (Clutterbock 50) und am Lake Alexandrine, wo man es auch lebendigen Menschen ausschneidet, da es als Schutz gegen böse Geister gilt (Angas 1, 123), wobei zu beachten ist, daß man das Nierenfett für den Sitz der Seele hielt. Menschenfett galt auch sonst oft als Zaubermittel und Medicament (Bennett 1, 295) und auch Eyre (2, 255; 359), welcher an der allgemeinen Verbreitung der Menschenfresserei zweifelt, da er nur wenige sichere Fälle weiß, sagt, daß Zauberer Menschenfleisch essen müssen, um ihre Zauberkraft zu erwerben. Die kupferfarbigen Eingeborenen um Port Macquarie gelten den dunkleren als Cannibalen (Cunningh. 2, 2), wie man denn (Dawson) überhaupt sehr sich vor Cannibalismus bei Fremden fürchtete. Auch in Südaustralien war er nicht selten (Byrne 2, 278 f.; Austr. fel. 134; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. Ser. 1, 291), namentlich im Kriege (J. R. G. S. 6. 241), doch fraß man auch hier de Freunde und Verwandte, welche eines natürlichen Todes starben (Howitt a. 289) besonders die Zunge und machte aus ihren Schädeln Trinkschalen (eb. 291; Lake Albert Angas 1, 68). Im Norden mißhandelt man die Leiche des Feindes und läßt sie liegen, das Haupt aber nimmt man mit und die welche am Kampfe betheiligt waren essen die Augen und das anhängende Wangenfleisch, denn dadurch, so glauben sie, wird man tapfer. Dann wird der Schädel, nach höchst leidenschaftlichem Tanz, in dem er hin und her gestoßen wird, beim Dorf an einer

hohen Stange aufgehängt (Macgill. 1, 152; 2, 6). Auch am Schwanenfluß kommt (Salvado 240) der Cannibalismus vor, ja selbst Todte grub man, um sie zu fressen, aus (eb. 343); Hunger soll hier wie im Süden nach Angas (1, 73) das Motiv dieser Sitte sein (Salv. 240). Auch im Inneren leben Cannibalen (Angas 2, 231); sicher wenigstens verzehren Freunde ein Stück Fleisch ihrer verstorbenen Freunde nördlich von den Seen (eb.). — Hunger war das Grundmotiv dieser Sitte nicht; sie wurzelt auch hier in religiösen Vorstellungen und selbst Rache ist erst ein späteres Motiv.

Was man nicht erwarten sollte, ist, daß die Eingeborenen eine Menge Höflichkeitsregeln und eine oft sehr strenge Etikette haben, wie wir jetzt betrachten wollen. Zunächst ist die polynesische Sitte des Namentausches auch im australischen Continent weit verbreitet. So herrscht sie an der Moretonbai (Breton 224) und wurde auch mit Europäern vielfach ausgeübt. Beide Freunde nennen sich dann Bruder und haben entsprechende Verpflichtungen gegen einander (Dumm. Lang 398). Nördlich von Moretonbai, in Widebay nannten die Betreffenden gegenseitig unter Nasenreiben den Namen des Freundes und damit war der Bund geschlossen (Russel J. R. G. S. 15, 314), dem Aehnliches wohl auch am Cap York sich findet nach Macgill. 1, 310; Freyc. 2, 746; Quoy und Gaim. bei d'Urv. a. Zool. 44. Im Süd-Westen grüßt man, indem man die Arme um die Hüfte des Freundes legt, Knie gegen Knie drückt, Brust gegen Brust und so eine Zeit lang verharrt (Grey 1, 302). Der Gruß, welcher an der Nordküste herrscht, daß man nämlich mit geöffneten Armen sich verbeugt (Stokes 1, 406), stammt wohl von den Malaien, welche in dieser Gegend sehr häufig als Händler u. dgl. verkehren. Wunderliche Ceremonien treten ein, wenn Jemand nach sehr langer Abwesenheit zurückkommt oder wenn sich zwei Einzelne oder Stämme im Wald begegnen. Ein Einzelner (Grey 2, 255 f.) der zur Hütte eines Freundes kommt, setzt sich schweigend hin und seine Weiber hinter ihm. Hat sich nun in der Zwischenzeit ein Todesfall zugetragen, so kommt nach etwa zehn Minuten der nächste Verwandte des Todten zu dem immer noch schweigend sitzenden Gast und drückt, indem er sich ihm gegenüber setzt, schweigend und mit abgewandtem Haupt, Brust gegen Brust. Darauf ebenso der zweitnächste Verwandte und so der Reihe nach alle anwesenden Männer. E

der nächſte weibliche Verwandte, umfaßt knieend des Gaſtes Knie mit der Linken und zerkratzt mit der Rechten ihr eigenes Geſicht: dann kniet ſie ebenſo vor dem Hauptweib des Gaſtes und beide zerfleiſchen ihr Geſicht und ſo ebenfalls der Reihe nach alle Weiber durch, was alles unter kläglichem Geheul geſchieht. Darauf erzählt in einem recitativiſchen Geſang der Ankömmling ſeine Erlebniſſe, was man ihm mit Abſingung der letzten Ereigniſſe zu Haus lohnt, wobei aber der Todte nie genannt werden darf. Begegnen ſich aber zweie im Buſch, ſo ſetzen ſie ſich ſchweigend einander gegenüber, worauf nach dem recitativiſchen Geſang, in dem der Sänger ſich ſelbſt nennt und ſchildert, entweder, wenn irgend ein Todesfall geſchehen, der beide angeht die Trauerceremonie beginnt, oder, wenn nichts der Art vorliegt, beide aufſtehen, ſich unterhalten und der Fremde von den älteren Weibern einen Kuß erhält (eb. 258; Grant 106; 151; Freyc. 2, 743). Wenn zwei Stämme ſich einander nähern, ſo ſagen ſie ihren Beſuch förmlich an, was mit den Eigenthumsverhältniſſen, dem Recht des Grundbeſitzes der einzelnen Stämme zuſammenhängt; denn Feuer auf fremdem Gebiet, ohne ausdrückliche Erlaubniß anzuzünden gilt als Act der Feindſeligkeit (Freyc. 2, 745), doch iſt hierbei auch die allgemeine Feindſeligkeit der Stämme untereinander zu beachten. Ein Fremder, der überraſchend kommt, hat einen Angriff zu erwarten und wär' es nur aus Schreckhaftigkeit (Mitchell Three exp. 1, 183; 204). Die Neuholländer haben einen eigenthümlichen Ruf, um einander aufzufinden, ſeine Gegenwart bemerklich zu machen u. ſ. w., der etwa unſerem „holla" ſich vergleicht und kuhi (Freycin. 2, 743), am Port Jackſon kun-ié (Cunningh. d. Ueb. 174) lautet und (nach dem Notenbeiſpiel bei Freyc. 2, 745) in dem Intervall einer aufſteigenden Quart mit betonter und abgeſtoßener letzter Silber ſingend gerufen wird. Um 1820 war derſelbe wegen ſeiner Bequemlichkeit in die Sprache der engliſchen Coloniſten vollkommen aufgenommen (Cunningh. eb.). Dieſen Ruf laſſen Ankommende ſchon aus weiter Ferne hören, um eben nicht zu überraſchen und zu ſchrecken (Mitchell). Ebenſo iſt ein grüner Zweig allgemeines Friedenszeichen, welchen Ankommende daher oft in der Hand tragen (Mitchell eb. Hunter 24; Freyc. 2, 745); auch Gegenwart der Weiber und Abweſenheit der Waffen iſt ein Friedenszeichen (Mitchell eb.). Auch hält man zum Zeichen friedlicher Abſichten beim Kommen die

rechte Hand über das Haupt und senkt sie dann herab nach dem Boden zu (Freyc. 2, 745). Fremde sind vogelfrei, weil sie Krankheiten bringen; hat man sie aber aufgenommen, so sind sie vollkommen sicher (Hodgson 215). Dann ist man gegen sie außerordentlich höflich und Eyre (1, 214) bringt es mit dieser Höflichkeit auch in Verbindung, daß man von einem Aufenthalt bei Bekannten rückkehrend zu Haus durchaus kein Zeichen der Freude über die Heimkehr äußert, vielmehr erst nach einiger Zeit die ungenirte Unterhaltung eintritt. Allein ein etwas anderes Licht fällt auf diese Sitte, wenn wir wissen, daß ein lang abwesendes Familienglied bei seiner Rückkunft erst sich schweigend vor die Thür der Hütte niedersetzte, daß dann sein nächster Verwandter um zu prüfen, ob der Ankömmling nicht sein Geist sei, ihm ängstlich etwas Speise vorsetzt, welche jener ißt und dann nach tiefem Schweigen, nach welchem ihn seine Verwandten mit Namen rufen aufsteht und nun erst die Unterhaltung beginnt (Freyc. 2, 744). Cook (1. R. 3, 171; 139) erzählt, daß wenn zu den schon um ihn versammelten Eingeborenen ein ihm noch nicht bekannter hinzukam, sie ihm diesen feierlich mit Nennung des Namens vorgestellt hätten. Auch bei Festlichkeiten und Gesellschaften herrscht derselbe strenge Zwang (Grey 2, 252-3). Bei einem allgemeinen Fest, zu welchem mehrere Stämme zusammen kommen, ist der Empfang zurückhaltend: erst nach Aufführung bestimmter Tänze und gegenseitigen Geschenken kommt es zu freierem Verkehr, oft aber auch zu Kämpfen (Staubridge Trans. Ethn. Soc. 1, 295; Südw. Salvado 307). Die Stämme vereinigen sich gewöhnlich an besonders hergerichteten Plätzen, die man in möglichst reizvoller Lage aussucht (Browne 201), verschiedene Male im Jahr zu bestimmten Festen, welche Dank- oder Erntefest zu sein scheinen, zum Kängurufest nämlich und zum Austern- und Farnkrautfest (Freyc. 2, 772). Im Süden feiert man mit religiösen Tänzen (Corrobori) außer dem Angedenken der Todten jeden Vollmond und ferner bestimmte Taufeste (Behr 91; Leichhardt 95; Bowen 203). Im Verkehr untereinander sind sie meist sanft und freundlich, lebendig und fröhlich (Eyre 2, 211), rasch allerdings auch zu heftigem Zorn und zänkischer Leidenschaft übergehend, wobei sie gleich zu den Waffen greifen (Wilh. 37). An Schimpfwörter ferner fehlt es ihnen nicht und die englischen Schimpfwörtern waren es, welche sie zuerst von den Colonisten lernten (Turnbull 82;

Cunningh. d. Ueb. 167); was indes minder charakteriſtiſch für ſie als für die engliſchen Coloniſten ſein dürfte. Ausſpeien und Staub nach einem hinwerfen gilt als Zeichen der Verachtung (Mitchell three exped. 1, 244; Eyre 2, 224).

Sie haben mancherlei Spiele (Teich. u. Schürm. 24), am Cap York z. B. eines mit Holzſtäben und einem Knochenſtück (Macgill. 1, 151). Ihr Hauptzeitvertreib aber beſteht in Geſang und Tanz, welcher häufig verbunden iſt; doch haben ſie auch eine Menge Lieder, zu denen nicht getanzt wird. Meiſt gehört ein beſtimmter Geſang und ein beſtimmter Tanz zuſammen; manche Geſänge jedoch ſind von der Art, daß ſie zu mehreren Tänzen geſungen werden können (Grey 2, 306). Sie begleiten ihren Geſang theils mit Händeklatſchen, theils indem ſie mit einem runden Holz gegen den Wurfſtock klopfen, was vollendet zu können in Weſtauſtralien ein weſentliches Erforderniß für einen Mann von Welt iſt (Grey 2, 306). Nur zu Port Eſſington hat man ein wirklich muſikaliſches Inſtrument, wofür man im Süden des Continents wenigſtens den Namen hatte (Teich. u. Schürm. 56 s. v. witoturlo): eine Flöte, welche aus einem 2—3′ langen Bambusrohr gemacht iſt und durch die Naſe geblaſen wird (Stokes 1, 394), ſowie ſie auch ein Stück Bambus anſchlagen und dadurch Töne hervorbringen, die ihnen muſikaliſch ſcheinen (Macgill. 1, 151; Südoſten Köler 53; Südweſten Salvado 307). Dies letztere Inſtrument hatten auch die Anwohner von Port Jackſon: man hielt einen Stab von hartem Holz auf die Bruſt und ſchlug ihn im Takte mit einem andern (Hunter 128), während man im Südoſten zur Begleitung des Geſanges auf die ausgeſpannten Fellmäntel ſchlägt (Cambridge Trans. Ethn. S. of Lond. 1, 295; Teich. u. Schürm. 24), ja Teichelmann und Schürmann ſprechen geradezu von einer Trommel von Opoſſumhaut. Eine rohe Trommel hat man auch in Weſtauſtralien gefunden (Buckton 95). Auch nach dieſer muſikaliſchen Seite hin iſt eine große Aehnlichkeit mit Melaneſien und Polyneſien nicht zu verkennen. — Sie ſingen viel und nicht ſchlecht, in meiſt gehaltenen, ernſt ja traurig klingenden Weiſen (Macg. eb. White 98; King 315; Wilh. 35). Auch verſtanden ſie, fremde Lieder nachzuſingen (White 98), obwohl ſie im allgemeinen die europäiſche Muſik keineswegs ſchön fanden; vielfach machte ſie ihnen gar keinen Eindruck oder

ſie ſpotteten über dieſelbe (Grey 2, 305). Den Takt hält man überall ganz genau inne (Wilh. 35); er wird meiſt ſehr raſch genommen, wie Beckler (im Globus 13, 82) berichtet (vergl. Grey 2, 312). Indeß was derſelbe von auſtraliſchen Melodien gibt, die er von einem Deutſchen hat, welcher ſie alle auswendig kannte, was er ferner über das „abſolut fehlerfreie“ Zuſammenklingen der Stimmen, über das „entzückend reine“ Einſetzen der Oktave durch die Weiber und Kinder ſagt, von dem brennenden Baum, mit dem man das Lager beleuchtet habe, und von dem dazu geſungenen Todtengeſang — alles dies iſt entſchieden ſtark ins Schöne, ins Effektvoll-romantiſche gezogen. Die eine Melodie, welche vom $\bar{g}$ bis $\bar{d}$ in chromatiſchen Gängen, $^3/_4$ Takt, und hernach gleichfalls durchaus chromatiſch vom $\bar{d}$ bis zum $\bar{h}$ ſich bewegt, ſowie alles was er von Melodien gibt, iſt gewiß nicht objektiv aufgefaßt; noch weniger ſein Todtenlied in e moll ſowie ſein Corrobori in c dur, welche beide europäiſchen Charakter haben und gewiß ſtark modificirt ſind, wenn ſie einen wirklich ächten Kern überhaupt beſitzen, was allerdings der Fall zu ſein ſcheint. Auch Freycinet (2, 774; ebenſo Field 433; Wilkes 2, 189) gibt neuholländiſche Melodien, ſcheint aber auch unſerem Takt und unſerer Notenſchrift manches Opfer gebracht zu haben. Doch ſtimmen ſeine Aufzeichnungen mit den Becklers und unter ſich darin überein, daß ſie alle ein beſtändiges Herabſinken des Tones zeigen, meiſt von $\bar{f}$ bis f, daß ferner Sekundenintervalle und chromatiſche Gänge ſehr beliebt ſind, eine ſeiner Melodien beſteht in der chromatiſchen Leiter von $\bar{d}$ bis des! Die Ungenauigkeiten der Aufzeichnungen beſtehen (abgeſehen von Angleichungen an Europäiſches) in der ungenauen Beachtung der Zwiſchentöne: was hier chromatiſch aufgezeichnet iſt, ſind gewiß nur Vierteltöne, nur Schwebungen, die vielleicht nicht einmal als ſelbſtändige Töne gedacht oder empfunden ſind. Der Grundgedanke dieſer Muſik ſcheint das Angeben eines Tones oder eines Sekundenintervalles zu ſein und ein allmähliches Senken der Stimme von dieſem einen Ton zu etwa der tieferen Oktave. Und dann wäre das Ganze wohl ſehr roh aufzufaſſen, nur als — allerdings wohl beabſichtigtes — Sinken der Stimme von dem einen Ton unter allerlei rythmiſchen Abwechſelungen. Triolen ſind bei Freycinet und Beckler zahlreich. Hiermit ſtimmt Brownes Schilderung (444): ſie ſetzen

ihren Geſang laut und ſchrill ein und laſſen dann die Stimme ſinken bis zum äußerſten Piano. Es iſt ſchade, daß dieſe Melodien nicht von einem ſo genauen und ſachverſtändigen Mann wie Davies (bei Grey pol. myth.) an Ort und Stelle beobachtet und aufgezeichnet ſind. Uebrigens geht ihre Sprache bei allen feierlichen Gelegenheiten in ein recitativiſches Singen über und jede heftigere Empfindung ſcheint ſie zum Singen anzuregen: ſie ſingen (Grey 2, 301 f.) bei Freude, Zorn, Hunger u. ſ. w., je leidenſchaftlicher ſie ſind, je raſcher und ſo namentlich im Zorn ſehr geſchwind (eb. 312).

Ihre Tänze, zu denen ſie ſich vielfach bemalen und mit Blumen, Federn und Kränzen (namentlich um die Knie von Laubwerk) phantaſtiſch herausputzen (Wilh. 35; Köler 53; 58; Hunter 118; Norden Teich. und Schürm. 145 v. Kuri), ſind ſehr mannigfaltig zum Theil ſehr ſinnlich (Eyre 1, 235), wie denn im Süden Männer und Knaben einen nächtlichen Tanz hatten, welcher die Begattung darſtellte (Köler 53) und unzüchtige Tänze der Weiber auch von der Oſtküſte erwähnt werden (White 87; vergl. 69); während ſonſt die Weiber bei den Tänzen mehr Zuſchauer abgeben und die Muſik dazu, welche Köler (53) ein monotones Geheul nennt, veranſtalten (Südoſten Wilh. 36; Köler 53; Südw. Salvado 307). Man tanzt meiſt Nachts bei Fackel- oder noch lieber bei Mondenſchein und wie ſie hierin und in ihrem Tanzkoſtüm den Polyneſiern ſehr ähnlich ſind, ſo ſtehen auch die Tänze ſelber den polyneſiſchen ziemlich gleich. Vielfach wird in einer ziemlich unregelmäßigen Linie getanzt, bei einigen Tänzen ſetzen ſich nach Vollendung des Tanzes die Männer einige Minuten ſtill hin, dann ſpringen ſie auf und tanzen einer nach dem anderen in einer Reihe auf die Weiber zu, welche auch ihrerſeits ihnen entgegen kommen, worauf ſie ſich paarweis zu den Sängern ſtellen und andere Tänzer aus dieſen hervor antreten (Wilhelmi 36). Einen Tanz von zwei Reihen einander gegenüber tanzender Männer ſah Darwin (2, 230) an König Georgs Sund. Beide Reihen liefen entweder ſeitwärts oder nach dem Anderen grad aus, unter Armausſtrecken, Drehungen des Körpers und heftigem Aufſtampfen, ſo bald ſie ſich begegneten. Oder man tanzt paarweiſe, wobei man bald mit dem Geſicht, bald mit dem Rücken gegeneinander ſteht. Niederkauern mit geſpreizten Knien iſt eine Hauptbewegung bei vielen Tänzen. Auch Solotänzer treten nicht ſelten auf (Hunter 119).

Der Tanz endet auch hier mit einem allgemeinen Schrei, Aufstampfen auf die Erde und Emporhalten der Keulen (Köler 53; Wilh. 36), wie er auch bisweilen so beginnt (Browne 444 f.). Er dauert nie länger für den Einzelnen, als etwa 10 Minuten, weil die Bewegungen zu heftig, zu ermüdend sind (Wilhelmi 36). Die Tänze im Norden unterscheiden sich in Nichts von den beschriebenen (Teich. u. Schürm. 14 s. v. kuri; Macgill. 1, 151; vergl. 1, 311). Die Tänze selbst sind von mannigfaltiger Art, religiöse, kriegerische und erheiternd zeitvertreibende. Ursprünglich aber sind wohl alle Tänze religiös. So der Corrobori, wie wir schon sahen (Behr 91, Beschreibung bei Browne 444), der zugleich auch als Friedensversicherung zwischen einzelnen Stämmen dient. Denn zwei Stämme, welche sich ihre guten Gesinnungen bekräftigen wollen, tanzen ihn zusammen (Köler a. 57; Rockingh. b. Bowen 203). Auch die Tänze, welche man vor den Schlachten (Shayer 190) oder nach denselben, um die Feindesschädel zu mißhandeln (Macgill. 2, 7) aufführt, sind ursprünglich gewiß religiös, ebenso wie die Jagdtänze, der Emutanz, der Kängurutanz, welche Darwin (2, 250; Browne 445) in König Georgs Sund sah: beim ersten stellte jeder Tänzer durch einen Arm den Hals des Vogels, beim zweiten einer das Känguru, die anderen die Jäger vor, gewiß ursprünglich nicht aus mimischem Interesse, welches bei ihren späteren Aufführungen mächtig wirkt, man beabsichtigte vielmehr nur eine den Göttern heilige Darstellung der Thiere, der Jagd, um die Götter dadurch gnädig, die Jagd günstig zu machen. Daß ferner die Tänze zu Ehren des Neu- oder Vollmondes, oder um drohende Gespenster der Nacht zu verscheuchen (Shayer 190), daß auch diese ursprünglich religiös waren, leuchtet ohne Weiteres ein.

Die Lieder, welche die Eingeborenen singen, sind natürlich alle mit Text. Da sie aber so viel, so bei allen Gelegenheiten singen, so sind auch diese Texte sehr mannigfaltig und es läßt sich ihnen eine gewisse poetische Regsamkeit nicht absprechen. Namentlich über den Westen des Landes aus der Umgegend von Perth sind wir unterrichtet. Ihre Poesie ist theils improvisirt, theils überliefert von den Ahnen, theils auch an anderen Landestheilen stammend und zu ihnen nur von Mund zu Munde gebracht (Salvado 305). Denn es gibt unter ihnen berühmte Dichter, deren Gesänge sich fernher, von Gegend zu Gegend verbreiten und

überall ſo vielfach geſungen werden wie in Europa irgend ein Modelied. Dabei werden ſie oft ſo ſtark verändert, daß ſie für den eigenen Verfaſſer ganz unkenntlich werden (Weſtauſtr. Grey 2, 304-5; Oſtauſtr. Threlkeld eb.; Süden Wilhelmi 22). Oft auch werden ſolche berühmte Lieder von Stämmen geſungen, welche ſie ſprachlich nicht verſtehen (Wilh. 35). Ja es gibt auch einige hochberühmte Dichternamen unter den Eingeborenen, welche Poeten der Vorzeit angehören ſollen; wann aber, wo und ob ſie gelebt haben, iſt vollkommen dunkel (Grey 2, 304). Ihre Poeſie beſteht, wie ſich das nicht anders erwarten läßt, meiſt nur in kurzen Sprüchen, welche theils ein-, theils zwei- oder mehrzeilig und dann meiſt mit Reim verſehen ſind, wie ſie auch einen beſtimmten Rhythmus haben (Grey 2, 312; 308 f.; Eyre 2, 239; Wilh. 34-5), welcher auf dem Geſetze der Betonung zu beruhen ſcheint (Wilh. 35). Dieſe Zeilen, einer lebhaften Empfindung voll, werden nun in unzähliger Wiederholung, oft Stunden lang geſungen; ſo daß Salvados Ausdruck, ihrer Poeſie ſei beſonders Emphaſe und Wiederholung eigen (305), ſich durchaus beſtätigt. Uebrigens hat man auch Worte, welche nur der poetiſchen Sprache angehören (Grey 2, 308). In dieſer Form werden nun wichtige Ereigniſſe des Lebens ſofort aus dem Stegreif beſungen, doch hält ſich, wenn es Beifall findet, Lied und Melodie für lange Zeit, wird auch meiſt gleich bei ſeiner Entſtehung mit großer Begeiſterung von den Eingeborenen aufgenommen. So als der erſte Eingeborene ſich nach England einſchiffte, ſangen die übrigen in ewiger Wiederholung:

Wohin wandert das einſame Schiff?

Und bisweilen ſetzten ſie noch ein anderes bekanntes Trauerlied hinzu und ſangen (Grey 2, 310; 70).

Wohin wandert das einſame Schiff?
Meinen Liebling*) werd ich nie wiederſehn!
Wohin wandert das einſame Schiff?

---

*) Auſtr. kardang. Dies iſt ein ſolches poetiſches Wort und heißt eigentlich „jüngerer Bruder“. Während man in Proſa beſtimmte Worte hat für älterer, zweiter, dritter u. ſ. w. Bruder und dieſe ſtets ſehr genau anwendet: ſo gebraucht man in der Poeſie nur kardang „jüngerer Bruder“ — ein überraſchend zarter poetiſch gefühlter Zug!

Als er zurückkam, ſang man

Unſtät der Wind — o! unſtät der Wind — o!
Segel — o brauch, Segel — o brauch!

Man hat eine Menge rein lyriſcher Ergüſſe gleicher Art und gleicher Entſtehung. Im Südweſten ſingt man bei Abweſenheit eines Freundes ſtundenlang:

Kehre wieder, wieder o!

und Kaiber, Greys Reiſebegleiter ſang auf der Rückreiſe (2, 70):

Dorthin, Mutter — o, kehr ich zurück
Dorthin — o kehr ich zurück!

Auch Kriegslieder — eins lautet: „ſpeere ſeine Stirn, ſpeere ſeine Bruſt, ſpeere ſeine Leber", und ſo alle Körpertheile durch — hat man überall (Grey 2, 309; Turnbull 34; Macgill. 2, 7), ſowie Lieder höhniſch ſatyriſcher Art, z. B. (Grey 2, 308) eines von König Georgs Sund:

O was für ein Bein, o was für ein Bein, du känguruhüftiger Kerl!

Merkwürdig iſt, daß viele ihrer Gedichte der Art altes und mythiſches, jetzt auch, da ſie Niemand verſteht, myſtiſches Inhalts ſind (Grey 2, 306). So ſang man nordweſtlich von Perth:

Deine Art iſt bei dir, o Warbunga:

in Bezug auf die Thaten eines Eingeborenen Warbunga, von dem ein Nachkomme gleiches Namens zu Greys Zeiten noch lebte. Hierher gehören auch die Geſänge bei der Tattuirung, beim Feſt der Mannbarkeit u. ſ. w. Die Lieder werden entweder von einzelnen Stimmen geſungen und der Chor fällt refrainartig ein, wie der Refrain überhaupt ſehr beliebt iſt; oder und ſo bei den Kriegs- und namentlich den Trauergeſängen, ſie werden ganz vom Chore vorgetragen, die letzteren namentlich von Weiberchören. Ein Beiſpiel eines Trauerliedes iſt jenes obige:

Meinen Liebling werd ich nie wiederſehen!

Höchſt beachtenswerth iſt es nun ferner, daß ſie auch längere Gedichte haben, von denen Grey zwei in, wie er ſagt, wörtlicher Ueberſetzung gibt (312; 315). Allerdings ſcheint er inſofern ungenau verfahren zu haben, als er vielfach einen künſtlicheren Strophenbau (gekreuzte Reime u. dergl.) angewendet hat. Er ſelber ſagt, daß die

Eingeborenen im Zorn eine Reihe von Vorwürfen rhythmiſch und reimend aneinander reihen und nicht eher aufhören, als bis ihnen der Athem ausgeht. So mögen dieſe längeren Gedichte entſtehen, welche indeß durch beſtimmte Refrainworte doch ein etwas feſteres Ausſehen gewinnen und in denen der Sinn durch eine Reihe Zeilen ſich fortſchlingt. Das eine, welches wir zur Probe unten geben*), iſt der Erguß einer Frau, welche von ihrem Mann eines anderen Weibes wegen verlaſſen war; das andere iſt der Geſang eines alten Weibes, welches zur Rache antrieb für die Ermordung eines jungen Mannes. Die Wirkung aller dieſer Poeſien auf die Gemüther der Zuhörer iſt eine ſehr große (Grey 2, 303; 313 f.). Die Bibliothek Sir George Greys enthielt eine größere Sammlung auſtraliſcher Lieder, welche leider zum Theil verbrannt und nur noch in Reſten übrig iſt (Grey u. Bleek II. N. 25 u. 43).

Von darſtellender dramatiſcher Poeſie kann ja eigentlich die Rede bei ihnen nicht ſein; doch müſſen wir hier nochmals an jene mimiſchen Tänze u. ſ. w. erinnern (Darwin 2, 230; Köler 53) und ferner an einen Zug, welchen alle Eingeborenen im reichen Maaße beſitzen, an ihre ſtaunenswerthe mimiſche Begabung. Namentlich die Europäer wußten ſie zu kopiren und zwar die Gouverneure ſo genau, daß man ſie zu ſehen glaubte (Turnbull 32; King 314; Cun-

*) Und zwar engliſch, um nichts zu verwiſchen. Die Verlaſſene ſingt:

Werefore came you, Weerang,
In my beauty's pride
Stealing cautiously
Like te tawny boreang (Hund d. Eing.)
On an unwilly bride.
't was thus you stole me
From one who wold me tenderly,
A better man he was than thee,
Who having forced me thus towed
Now so oft deserts my bed.
Yang, yang, yang yoh-,
Oh where is he, who won
My youthful heart,
Who oft used to bless
And call me loved one:
You Weerang tore apart
From his fond caress
Her, whom you now desert and shun;
Out upon thee faithless one:
Oh may the Boyl-yas bite and tear
Her whom you take your bed to share
Yang, yang, yang yoh-

Dann antwortet die neue Frau:

Oh you lying art ful one,
Wag away your dirty tongue
I have watchet your telltale eyes
Beaming love without disguise;
I' ve seen young Imbat nod and wink
Of tenen perhaps than you may think.

Es folgt dann eine allgemeine Prügelei.

ningham d. Ueb. 170; Weſten Peron d. Ueb. 1, 95; Süden Köler 49). Auch im Erfinden von Spitznamen bewieſen ſie einen ſchlagenden Witz und höchſt ſcharfe Beobachtungsgabe für alle Schwächen der Europäer (Cunningh. eb.).

Auch von proſaiſcher Darſtellung iſt Einzelnes zu erwähnen, zunächſt, daß ſie ſich Abends gern und vielfach Geſchichten erzählen, von den Thaten früherer Helden u. dergl. (ev. Miſſ. Mag. 1860, 264). Auch an Geiſtermärchen fehlt es ihnen nicht, wovon Wilhelmi 34 und Grey 2, 363 Beiſpiele geben und übertreibende Geſchichten von fabelhaften Thieren, rieſenmäßigen Schlangen u. dergl. ſind ſehr bei ihnen beliebt (Grey 1, 214 f.). Ferner haben ſie eine gewiſſe natürliche Beredſamkeit (Köler b. 148 f.). Grey, welcher freilich (2, 263) ihnen die Beredſamkeit ganz abſprechen möchte, gibt dennoch einzelne Proben, z. B. die Rede eines Eingeborenen, die er gehalten haben würde, wenn er Präſident geworden wäre (2, 345) und Anderes (2, 362 f.). Auch beweiſt der Bericht, welchen Jackei, der eingeborene Reiſebegleiter Kennedys, von des letztern Abenteuern und Tod gibt (Macgill 2, 228 f.), daß ihnen wirklich eine gewiſſe Kraft der Rede zu Gebote ſteht: denn jener Bericht iſt ebenſo einfach als kräftig und tief ergreifend.

Zeigen ſich alſo die Auſtralier nach dieſer Seite hin keineswegs als ſehr tiefſtehend, ſo tritt uns dies erſt recht entgegen, wenn wir ihre Leiſtungen in den bildenden Künſten betrachten, für welche letzteren ſie ein ebenſo lebhaftes Intereſſe haben, als ſie gut dafür begabt ſind. Faſt in ganz Auſtralien finden ſich Denkmale der Art. So ſchneiden die Eingeborenen von Port Philipp auf die Hautſeite ihrer Kängurufelle allerhand Verzierungen ein, welche ſie bunt färben (Köler a. 67), auch auf die Rinde der Bäume zeichnen die Eingeborenen etwas mehr nach Weſten allerhand Figuren, auch phantaſtiſche, den böſen Geiſt darſtellend (ev. Miſſ. Mag. 1860, 250). Angas (2, 203 u. 271) ſpricht von 1″ tief eingeritzten Zeichnungen von Menſchen und Thieren. Philipp ferner ſah überall an Botanybai und Port Jackſon ſowie im Inneren Figuren von Thieren (Fiſchen, Vögeln, Eidechſen, letztere beſonders groß), von Schilden, Waffen, Männern u. dergl., roh aber deutlich und ganz gut gezeichnet in die Felſen eingegraben, namentlich gut war ein tanzender Mann auf der Spitze eines Hügels an einer Felſenwand dargeſtellt

(Philipp Reiſe 90; Tench 168). Im Norden fand ſich ganz ähnliches: auf Chasminſel im Carpentariagolf iſt eine Höhle, in welcher auf den weißen Fels mit ſchwarzer und rother Farbe Zeichnungen aufgetragen ſind, Kängurus, Schildkröten, eine Hand, ſodann ein Känguru, gefolgt von 32 Menſchen, deren dritter eine Art Schwert trägt und zweimal ſo groß als die anderen iſt (Flinders 2, 158; Grey 1, 258). Ebenſo war auf Clacksinſel (N.o. küſte) ein Felſen zunächſt mit Ocker roth grundirt und dann mit weißem Thon ziemlich gut Haie, Schildkröten, Trepang, Seeſterne, Keulen, Kähne, Kängurus, Hunde u. ſ. w. abgebildet, über 150 Figuren (King a. 2, 25; Grey 1, 259). Auch auf Depuchinſel (Foreſtergruppe), welche nur bei Ebbe zugänglich von den Eingeborenen nur zeitweiſe des Fiſch- und Vogelfangs wegen beſucht wird, befinden ſich auf den glatten „Grünſtein“felſen der Inſel eine ſehr große Menge der verſchiedenſten Gegenſtände entweder nur in den Felſen eingeritzt, oder mit der ganzen Fläche in den Stein eingehauen (Wickham J. R. G. S. 12, 79 f.). Es waren zahlloſe Darſtellungen, ſchlechterer und beſſerer Art, zum Theil ſehr genau in der Zeichnung und nach Wickhams Urtheil ſehr alt (eb. 80); am Schwanenfluß war eine Höhle, welche viele Zeichnungen enthielt, doch fand ſich hier (eb. 261) nur ſinnloſes Gekritzel. Im Inneren fand Auſtin an Felſenwänden, welche eine Quelle umgaben, Abbildungen von Menſchenhänden und Kängurufüßen (Howitt b. 2, 124), welche gewiß nur darſtellen ſollten, daß Menſchen und Thiere hierher kämen, um zu trinken. Auch im Nordweſten waren an der Küſte die Zeichnungen, welche Grey, auf Felſen und Bäumen ſah (ſie ſtellten Köpfe, Hände u. ſ. w. vor, 1, 111), ſehr ſchlecht; je weiter er dagegen ins Innere kam, um ſo beſſer waren ſie (263 f.). Am oberen Glenelg zieht ſich eine Hügelkette her von Sandſtein, welcher viele Höhlen hat. Viele derſelben ſind farbig (gelbroth meiſt) bemalt, in einer fand ſich ein 4′ langer Fiſch abgebildet (Grey 1, 217): das merkwürdigſte aber bieten einige andere Höhlen ebendaſelbſt. Auf dem ſchräg anſteigenden Dachfelſen der einen iſt auf ſchwarzem Grund eine weiße Figur gemalt mit gelben Augen und breitwulſtigem gekräuſeltem rothem Haar, das mit regelmäßigen Reihen weißer Punkte verſehen iſt. Am Leib, der nicht ganz ausgeführt iſt, trägt ſie eine rockähnliche Bekleidung, enganliegend. An der einen Seitenwand daneben ſind übereinander vier Köpfe mit dickem

blauen Haarwulſt, ſonſt gleich, die eine mit Gürtel, die andere mit Halsband (1, 203). Oben an der Decke iſt eine elliptiſche Figur (3′ Länge), in welcher auf goldgelbem rothgetüpfelten Grund, der durch ein breites weißes Querband getrennt iſt, ein rothes Känguru ſich befindet, nebſt zwei Pfeilſpitzen, deren eine nebſt zwei Kugeln auf das Thier zu, die andere von ihm wegfliegt; daneben noch ein Mann in rothen Umriſſen, der ein ausgemaltes rothes Känguru trägt und viele andere viel ſchlechtere Bilder von Thieren und Menſchen. In der zweiten Höhle befindet ſich ein ausgemeißeltes Haupt, $1^1/_2$″ tief, 2′ hoch, 16″ breit, mit rundlich ausgewitterten Rändern (Grey 1, 205 f.); in einer dritten iſt als Hauptfigur an der Decke das Bild eines Menſchen in langem rothen Talar, mit langen Aermeln; das ganze iſt mit rother Farbe gemalt, das Haar wulſtartig angegeben, und in demſelben buchſtabenartige Zeichen, auf den Seitenwänden ſind ſorgfältige Abbildungen fabelhafter Schildkröten. Dieſe Darſtellung, welche vom Wetter gelitten hat, ſchien älter als alles Uebrige (1, 214 f.). Alle dieſe Gemälde ſchienen alt und von religiöſer Bedeutung zu ſein (eb. 1, 263). Die Zeichnung enthält viel rohes, wie denn z. B. allen Geſichtern der Mund fehlt und ſie könnten deshalb ſehr wohl von den Eingeborenen herſtammen, wofür auch der Umſtand ſpricht, daß ſie tiefer im Inneren ſind, als Fremde zu kommen pflegen und noch mehr, daß wir nur auſtraliſche Thiere, namentlich das Känguru, welches doch in Malaiſien z. B. ganz unbekannt iſt, abgebildet ſehen; die Haarwülſte beweiſen nichts, da wir die gleiche Friſur überall im malaiiſchen Archipel finden. Auch die Farben ſind nichts auffallendes und bei allen Neuholländern bekannt: das Schwarz iſt Kohle, Weiß und Gelb Thonarten, deren eine gebrannt das Roth liefert. Gelb wird auch noch aus dem Inneren der Neſter gewiſſer Ameiſen gewonnen, welche gelben Staub zuſammenſchleppen (Grey 1, 262 f), ſowie von einem Fucus (eb.), wie man auch ſonſt Pflanzenſäfte als Farbe anwendet, z. B. um roth zu färben (Köler 52). Alle dieſe Farben ſind in jenen Höhlen mit einem harzigen unlöslichen Gummi überzogen (Grey 1, 203). Und doch iſt nicht anzunehmen, daß die Bilder wirklich neuholländiſchen Urſprungs ſeien wegen des langen Rockes mit langen Aermeln und ſodann wegen jener Buchſtaben. Wie ſoll man ſich nun entſcheiden? Malaiiſcher Einfluß iſt an der ganzen Nordweſtküſte nicht ſelten. Auf einer der Pellewinſeln

im Golf von Carpentaria, wo die Kähne von ungewöhnlich guter Bauart waren, fand Flinders (2, 172 f.) auch andere Spuren von fremden Besuchern, wahrscheinlich Malaien, Bugis oder Makassaren, Irdengeschirr, Bambusflechtwerk u. dergl. Dasselbe erwähnt King (a) von der Nordwestküste öfters, und Malaien verkehren hier zahlreich, da sie namentlich um Port Essington Trepangfischereien haben (Campbell J. R. G. S. 4, 167). Die Bugi treiben vielfach Handel nach dem Golf von Carpentaria und geben den Anwohnern desselben Zeugniß, daß sie sehr viel höher stehen, als alle übrigen Australier was wohl eben eine Folge dieser Handelsverbindungen sein mag (Earl J. R. G. S. 11, 156). Diese Händler konnten überall im Norden als Dolmetscher dienen, denn allwärts sprechen die Eingeborenen ein schlechtes Makassarisch (Earl eb. 12, 139 f.). Auch hier sollen die Bewohner des Inneren sehr viel höher stehen als die der Küste, und auch bei ihnen halten sich einzelne Makassaren längere Zeit, mehrere Monate auf (eb. 140). Ja Wind und Wellen selbst befördern diesen Verkehr, der sicher alt ist und nicht erst, wie Flinders (2, 257) in Timor hörte, seit 20 Jahren besteht: denn gar nicht selten werden Prauen aus Malaisien noch über die Wellesleyinseln hinaus durch die heftigen Nordwestwinde verschlagen (eb. 141; W. Earl 197). Nach alle dem wird es kaum zweifelhaft sein, daß wir jene besseren Bilder den Bugis oder doch ihrem Einfluß zuzuschreiben haben; und was die Sache ganz unzweifelhaft macht, ist der Umstand, daß jene übergeschriebenen Charaktere, wie sie Grey abgebildet hat, Buchstaben aus der Bugi- oder makassarischen Schrift sind. Jenen Mann hat also entweder ein Neuholländer gemalt, der längere Zeit mit den Bugis verkehrt hatte, wie ja Neuholländer jener Gegenden nicht selten malaiische Länder besuchen (Jukes 1, 359), oder aber ein Bugi hat es gethan, welcher längere Zeit im Inneren Australiens lebte und daher seinen Gastfreunden zu Gefallen oder in ihrem Auftrage neuholländische Thiere malte. Schließlich sei noch auf den Umstand hingewiesen, den sowohl Grey (1, 253) als auch Wickham hervorheben, daß ihre Bilder durchaus nichts Obscönes enthalten.

Zeigt dies Alles nun schon, daß die Eingeborenen höher stehen, als man gewöhnlich denkt, so geht dies auch aus Folgendem hervor. Wie sie verschiedene meist beschreibende Namen haben für jeden Fluß, Felsen, Berg, jede Ebene u. s. w. (Dumm. Lang 444), so unter-

ſcheiden ſie auch jedes Thier, ja die einzelnen Körpertheile mancher Thiere (ſo wie bis ins einzelnſte des eigenen Leibes) und jede einzelne Pflanze mit beſonderen Worten (Cook 1. R. 3, 226; Grey 2, 209; Mitchell Journ. 70; Lang N. S. Wal. 2, 87 Vokabb.). Aber wenn man (Eyre 2, 392) behauptet hat, es gäbe kein allgemeines Wort für Baum, Fiſch, Vogel u. ſ. w., ſondern nur Specialnamen: ſo iſt dies ein Irrthum, wenigſtens ſicherlich nicht allgemein richtig (Sturt 1, 318; 2, 141; Vokabb.). Auch ihre Ortskenntniß iſt ſehr groß, ſo daß ſie auf eine Tagereiſe weit die Richtung, in der ein Punkt liegt, vollkommen genau beſchreiben (Mitchell three exp. 1, 200; Stokes 1, 222) und ebenſo genau iſt ihre Erinnerung von Oertlichkeiten, welche ſie einmal beſucht haben, und ihr Gedächtniß wahrhaft ſtaunenswerth: Sturt (1, 107) erzählt, daß er nach vierzehn Jahren von Eingeborenen, die ihn vor dieſer Zeit nur eine oder zwei Stunden geſehen hatten, wiedererkannt ſei, und ähnliches berichten auch andere Reiſende. Aber mehr noch: ſie benennen verſchiedene Sternbilder, den Orion, das Siebengeſtirn, die Milchſtraße u. ſ. w.; ſo wie einzelne Sterne, wie z. B. die Zwillinge bei ihnen „der ſchwarze Mann und ſeine Frau“ heißen, deren Heldenthaten in beſonderen Liedern gefeiert waren (Lang Polyn. nation 247), wie ein rother Stern als Vater des Orion gilt (Shayer 193) und das Sternbild ſelber in Südauſtralien für eine Schaar Jünglinge auf der Kängurujagd gehalten wird (Freyc. 2, 758; Teich. u. Schürm. 37; 47; 55; 56; 62; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 304); nach dem Stande des Mondes wiſſen ſie zu beſtimmen, welche Zeit es iſt (Mill bei Peterm. 1862, 80), wie ſie auch nach Nächten zählen (Freyc. 2, 758). Auch theilen ſie (eb.) den Himmel in acht Himmelsgegenden ein und nennen die Winde mit dem Namen derſelben (King 317; Teich. u. Schürm. 3 s. v. bokarra). Ja auch Spuren einer Jahreseintheilung finden ſich, wie man im Weſten zwar keine einzelnen Monate, aber ſechs Jahreszeiten mit verſchiedenen Namen (Salvado 303; Rind 48), im Süden einen Stern als den Herbſt anzeigend kannte; und für Herbſt und Frühling ein beſonderes Wort hatte (Teich. u. Schürm. 37; 55). Stämme im Inneren ſehen den Wechſel der Jahreszeiten aus dem verſchiedenen Stand der Sterne (Sturt 2, 138). Doch bezeichnete man den Herbſt auch nach den heftigen Stürmen, welche zu wehen be-

(eb. 50). Einzelne Theile des Jahres werden auch nach dem Fang und Vorkommen beſtimmter Thiere genannt (Macgill. 2, 21).

Auch in dem Tauſchhandel waren vornehmlich die Völker der nördlichen Gegenden nicht ungeſchickt. Die Bewohner von Cap York handeln mit den Torresinſulanern, indem ſie Caſuarfedern, Steinkeulen ein, und Waffen, Muſchelſchmuck, Bambuspfeifen u. ſ. w. ausführen (Macgill. 1, 125; 2, 4). Ebenſo waren Handelsintereſſen auch an anderen Orten rege, im Oſten (Macg. 1, 87), im Norden ganz beſonders, wie wir ſchon ſahen, im Süden, wo man ein beſonderes Wort für Handel hat (Teichelm. und Schürm. 47 s. v. titta, zugl. verknüpfen). Hier handeln die Eingeborenen untereinander und mit den Fremden, indem ſie gegen Opoſſums Gummi, Reis, Zucker u. ſ. w. eintauſchen, von Norden aber rothen Färbeocker einführen (eb. 52; 61). Die Bewohner von Neu-Südwales, welche allerdings am tiefſten ſtanden, kannten den Handel nicht (Cook 1. R. 3, 235), doch ließen auch ſie ſich zu ihm gewöhnen (Philipp Tageb. 256), wenn dies gleich Cook nicht gelang.

Sie zählen wohl nie über 5: Gaimards Vokabular von Port St. Vincent, welches Zahlen bis 20 enthält, iſt wie es ſcheint, ganz unzuverläſſig (d'Urville a. Philol. 2, 6). Bis 5 zählen die Anwohner der Jervisbai (Gaimard eb. 11), Stämme um Sydney (Pott Zählmethode 46 nach Balbi), in Viktorialand (voc. of dial. 3), die Eingeborenen von Georgs Sund (Scott u. Rind, bei Marsden m. w.) und ebenſo, um dies gleich hier zu bemerken die Tasmanier (voc. of dial. 3). Andere Sprachen zählen nur bis 4, ſo das Kamilarei (um den Maquarieſee, Hale 487), der Adelaideſtamm (voc. of dial. 3), ferner Stämme im Oſten (King 317), eine große Menge nur bis 3, ſo viele Stämme im Südweſten (Salvado 303), andere im Süden (Eyre 2, 392), die Stämme der Moretonbai (Latham bei Macgill. 2, 336), die an der Raffleſbai, am Peelfluß, am Maquarieſee einzelne, am Lachlan (eb.), die Gudang an Cap York (Macgill. 2, 301) u. ſ. w.; die meiſten nur bis 2, ſo die Mehrheit der ſüdauſtraliſchen Stämme (voc. of dial. 3; Stanbridge Ethn. Soc. N. S. 1, 304; Shayer 49), das Kowrarega am Cap York (Macgill. 2, 301), das Wiradurri (im Inneren, 200 Meilen weſtl. vom Maquariſee, Hale 487) und viele andere Sprachen, welche Latham (bei Macgill. 2, 336 f.) aufzählt.

Man sieht also, daß oft ganz dicht bei einander wohnende Stämme eine verschiedene Zählmethode haben; daß aber ferner — und das ist für uns das Wichtigste — auch besonders gebildete Stämme wie die Kowrarega „nicht 3 zählen können", daß also die Zählmethode nicht eben viel für den Bildungsstand der Stämme beweist, vielmehr dieselbe sich nach dem Bedürfniß richtet; ein Bedürfniß zu zählen war aber bei allen diesen Völkern kaum vorhanden. Doch haben die meisten aus ihren 2 oder 3 Grundzahlen durch Composition noch eine ganze Reihe höherer Zahlen gebildet. — Sprachen lernen sie leicht. Die Anwohner von Port Essington sprechen englisch und malaiisch (Keppel a. 2, 157) und englisch haben alle sehr rasch gelernt, sprechen es jetzt auch meistens, wenn auch nur gebrochen (Köler 49; Turnb. 32; ev. Miss. M. 1860, 276 u. oft.), wie sie auch rasch und leicht, wo man sie gut behandelte, sich nicht nur in die äußeren Formen des englischen Lebens hineingefunden haben (Hunter 61; King 314 und viele Beisp.), sondern auch lesen und schreiben leicht und gut gelernt haben (Osten, Cunningham d. Ueb. 183; Westen Salv. 291; 293). Dasselbe bemerkte Prichard (5, 266) an zwei australischen Knaben in London und Pickering (140) daß australische Kinder in der Schule sich den europäischen durchaus nicht nachstehend zeigen; was Sturt (2, 284) für den Elementarunterricht bestätigt, für alle höhere geistige Entwickelung aber leugnet.

Wir können jetzt ein Urtheil über ihre Geistesgaben fällen, über welche man sehr verschieden, meist aber sehr absprechend geurtheilt hat. So, abgesehen von Dampier (2, 140) und anderen älteren Reisenden, welche das Land eben nur berührten, Turnbull, der sie (31) die allerbarbarischsten Menschen nennt und behauptet (22), sie hätten seit der Gründung der Colonie in Port Jackson auch gar nichts von den Engländern gelernt, oder Breton, nach welchem (196) ihr Verstand kaum so hoch steht, als der des Orang Utang; Meinicke c. 522 stellt sie auf die tiefste Stufe aller Völker der Erde (wie das ja häufig geschieht) und nennt sie einen der Entwickelung entschieden abholden und dem Untergang geweihten Volksstamm. Darwin dagegen (2, 212) stellt sie schon höher, mehrere Stufen höher als die Feuerländer, welche ihm in der Reihe der Völker unten anstehen. Zunächst nun ist natürlich, daß die vielen Stämme Australiens nicht alle gleichmäßig angelegt sind; daß die leiblich verkommenen auch geistig tiefer

ſtehen, daß gerade die Bewohner der Oſtküſte mit denen die Europäer zuerſt und zumeiſt in Verkehr kamen, die mindeſt befähigten ſind. Ferner iſt aber wohl zu beachten, daß die Art, wie die Europäer mit ihnen verkehrten, wahrhaftig nicht geeignet war, die Eigeborenen heranzuziehen, zu entwickeln und endlich, daß auch unter den einzelnen Stämmen einzelne Individuen dummer und ſtumpfer ſind als andere. Auch hat man ſie vielfach unrichtig für ſtumpf gehalten, wie z. B. Cook (1. R. 3, 235), der aus ihrer geringen Neigung zum Stehlen, aus ihrer Gleichgültigkeit gegen die europäiſchen Dinge auf große geiſtige Stumpfheit ſchloß. Aber wie konnten ſie ſich denn für Dinge intereſſiren, die ſie nicht kannten, die ihnen abſolut fremd waren? Wie konnten ſie in ihrer Einſamkeit, höchſtens verkehrend mit Stämmen die ihnen feindſelig und gerade ſo armſelig waren als ſie, etwas von Tauſchhandel wiſſen? Es iſt freilich wahr, daß ſie das Schwein welches man ihnen brachte nicht gezähmt, ſondern frei in den Wäldern haben laufen laſſen (Wilkes 2, 268 not.), wohingegen ſie den Hund gezähmt, ja als Jagdthier abgerichtet haben (Peron 2, 407). Dazu kommt nun, daß genauere Kenner der Auſtralier von ihrer Indifferenz ganz anders urtheilen. Man ſieht ihnen, ſagt Stokes (1, 170), ſelten Neugierde oder Verwunderung an; indes ſind ſie darum durchaus nicht dumm zu nennen; und gerade im Norden zeigen viele Stämme ſich ſehr lebhaft intereſſirt (Stokes 1, 410) in fortwährenden Handelsbeziehungen gar bald wirklich das Nützliche allem Anderen vorziehend (King a. 1, 111; 121); und daſſelbe gilt z. B. von den Stämmen am Narran (Mitchell Journ. 110) und vielen anderen. Große Geiſtesſchärfe rühmt auch Darwin (2, 212) von ihnen; es fehlt ihnen keineswegs an Fähigkeiten (Barrington hist. 505). Lebhaft und wißbegierig, fand ſie Hunter (19; Cunnigh. d. Ueb. 183). Und einzelne ſehr befähigte Menſchen haben ſich bei allen dieſen Stämmen gefunden. Macgillivray fand am Port Eſſington gar manchen Eingeborenen, der weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragte und ſchildert einen davon genauer (1, 154 f.). Und ſolche Beiſpiele ſind häufig; faſt jeder Reiſende iſt mit irgend einem Eingeborenen der Art umgegangen (z. B. Macgill. 1, 164; 154; Mitchell Journ. 415; Grey 2, 370; ev. Miſſ. Mbg. 1860, 277). Im Anfang der vierziger Jahre erhielt ein Eingeborener den erſten Preis im Sydney-College (Hodgſon 253). Be-

ſonders guten Verſtand zeigen ſie in mechaniſchen Fertigkeiten (Hodgkinſon 243). Mitchell (Three exped. 2, 334; Journ. 412) ſtellt ſie höher als unſere Bauern, ähnlich Baker (148). Ebenſo urtheilt Macgillivray (1, 154), Gregory (Peterm. 1862, 288) und Grey (2, 368): ſie haben einen richtigen Begriff vom Weſen und Wert des Geldes und wiſſen zu ſparen: Anſtändig behandelt ſind ſie durchaus brauchbare, nicht entfernt „wilde" Menſchen; und wenn Grey (2, 374) ihnen dieſelbe Geſchicklichkeit und Intelligenz wie anderen Menſchenracen zuſpricht, ſo ſpricht er damit unſer Urtheil aus. Uebrigens ſcheint es, als ob ſie von höherer Bildung herabgeſunken ſeien — ein Gedanke, welchen auch Hale (115) ſchon ausgeſprochen hat, den Grey (2, 217-24) zwar verwirft, aber aus nicht ſtichhaltigen Gründen. Hierfür ſpricht vieles ihres Malereien, ihrer Poeſien und Erzählungen, ſowie auch der Umſtand daß ſich an vielen Orten des Continents ein dem melaneſiſchen etwa gleichſtehender Hausbau findet, während an anderen ein ſo ganz ſchlechter herrſcht. Ihr Leben hat überhaupt etwas ungleiches und iſt ſicher nicht dem Boden, auf dem es ſich bewegt, entſprungen: ſonſt müßte es mit ihm in größerer Harmonie ſtehen. In unſerer folgenden Betrachtung, wird noch manches Hierhergehörige ſich finden, wie denn Hale mit Recht auf manche Feinheiten im Familienleben z. B. auf die Achtung gegen das Alter hinweiſt. Auch in der Mythologie werden ſich uns einige ähnliche Geſichtspunkte ergeben, wie ferner eine ſo weitgehende Eintheilung des geſtirnten Himmels in einzelne Sternbilder keineswegs einem ganz tiefſtehenden Volke zuzuſchreiben, die Jahreseintheilung, die ſich hin und wieder findet, ebenfalls höchſt merkwürdig iſt und gerade durch ihre Seltenheit als letzter Reſt früherer allgemeinerer Sitte erſcheint.

Auch moraliſch ſind ſie lange nicht ſo verworfen, als man ſie gewöhnlich ſchildert (Darwin 2, 212). Trägheit wirft man ihnen hauptſächlich vor; aber daß dieſe keineswegs unbeſieglich iſt, dafür hat man Beweiſe (Breton 241). Im Norden ſind ſie vielfach willig zur Arbeit als Schäfer, Waſſer- und Holzträger, als Gehülfen bei der Ernte geweſen (Cunningham 2, 13; d. Ueb. 169), von Perth erzählt Grey ähnliches und einzelne Beiſpiele großes Fleißes ſind nicht ſelten. Ihr tägliches Leben geht in einer fortwährenden Reihe von Mühſalen und Arbeiten hin (Hüber 428). Die um Port Eſſington

hen häufig auf Seereisen mit den Malaien (Jukes 1, 359), wie denn auch die Engländer manche freiwillige Reisebegleiter unter ihnen gefunden haben (z. B. Kennedy bei Macgill. 2, 228; 1, 154; Stokes 1, 227; Mitchell Journal 415). Der erste Verkehr mit den Eingeborenen war meist sehr schwierig, denn sie zeigten sich vielfach außerordentlich scheu (Cook 1. R. 3, 86 und sonst; Turnb. 37; Tench 149; Hunter 22; White 104; Macgill. 1, 65) und so fand sie Leichhardt im Innern fast überall. Hiermit steht auch im Zusammenhang, daß sie häufig gegen Fremde äußerst feindselig auftreten, wie es schon Dampier erlebte (2, 144; Hunter 20; Peron 1, 92; Stuart bei Peterm. 1862, 62; Burke eb. 69). Stokes hat mehrfach auf das äußerst verschiedene Benehmen der Eingeborenen gegen europäische Reisende hingewiesen: manche zeigten sich durchaus feindselig, andere Stämme dagegen auch freundlich und zutraulich. Eine gewisse Gutmüthigkeit und Freundlichkeit scheint allerdings ein Grundzug ihres Charakters: so fand Macgillivray die Nordstämme mit wenigen Ausnahmen, wie auch einzelne Stämme im Osten (1, 91; 121), so King (bei Leichhardt 211) die der Rockhinghambai, Philipp (Tageb. 193), White (104), King (314) die Bewohner von Port Jackson; so Peron (2, 250 d. Ueb.) die von Nuytsland, Grey und Gregory (Peterm. 1862, 284) die der Nordwestküste. Allein sie sind sehr ängstlich und schreckhaft: und wie sich hieraus ihr Mißtrauen, das sie vielfach gezeigt haben, wenigstens zum Theil erklärt, so auch vielfach ihre Feindseligkeit. Plötzliche Annäherung setzt sie immer in Schrecken: und von diesem Gesichtspunkt muß man ihre Feindseligkeit gegen die Europäer vielfach auffassen. So zog Kennedy (Carron bei Macgill.) vorwärts vielfach umschwärmt von feindlich drohenden Eingeborenen, die ihn endlich ermordeten, die ihn vielleicht nicht getödtet hätten, wenn er nicht so ohne Weiteres in ihrem Gebiete aufgetreten wäre. Auch der Argwohn den sie fast immer gegen Fremde gezeigt haben, wurzelt hier (Tench 183; Peron 1, 432): daher sind sie oft schweigsam und zurückhaltend, ja abweisend gegen die Europäer, ihre Sitten und Waaren gewesen (Hale 109; Pickering 139). Oft aber ist es auch nur, daß sie nicht in der Laune sind, sich vor Fremde in ihrer ganzen Geschicklichkeit zu zeigen (Mundy 1, 222). Wilde Blutgier darf man in ihren Feindseligkeiten gegen die Weißen durchaus nicht

sehen. Denn durchschnittlich sind sie keineswegs vorragend kriegerisch und Burke nennt sie (Ostküste, Inneres) geradezu feige, während man den meisten eine gewisse Tapferkeit, ja Kühnheit (Stuart bei Peterm. 1861, 38; Cunningh. 171; 174 u. s. w.) nicht absprechen kann. Aber nur sehr selten haben die Eingeborenen geplündert oder Blut vergossen ohne eine Ursache, welche Europäer auch dazu getrieben haben würde (Eyre 1, 166); und an ihren Ueberfällen und Feindseligkeiten waren meist vorausgegangene Beleidigungen oder Mißhandlungen der Weißen schuld (Macgill.) während umgekehrt freundliche Behandlung sie in den meisten Fällen mild und freundlich gemacht hat (Sturt 1, 116; Eyre; Hunter 112-3). Sie sind bisweilen sogar weichherzig, wie man sie wohl in Thränen bei den Leiden eines Andern ausbrechen sah (Wilh. 26). Sind sie aber in der letzten Todesgefahr, dann treibt sie Angst und Verzweiflung zu blind wüthender Vertheidigung auch gegen einen überlegenen Feind. Selbstmord aber ist ihnen unbekannt (Grey 2, 248), obgleich sie auf ihr Leben eigentlich keinen Werth setzen (Phil. Tageb. 265). Auch bei Schmerzen und Wunden klagen sie nicht (Wilh. 26; Dawson 317); aber selbst diesen Zug hat man ins Schlechte umgedeutet und nur Indolenz und Stumpfheit darin sehen wollen (Turnbull 35). Ihre Feindseligkeit bricht aber keineswegs immer offen hervor, sie tragen sie, wenn sie beleidigt sind, oft lange mit sich umher, bis sie dann bei Gelegenheit losbrechen: denn sie sind erstaunlich rachsüchtig und vergessen eine zugefügte Beleidigung nie, wie Philipp (Tageb. 258) und Cunningham (177; 180; ebenso Freycin. 2, 137) versichern, während nur Dawson (328) das Gegentheil behauptet. Doch auch er gesteht zu, daß sie sehr empfindlich sind (eb.), was auch Philipp (Reise 70) und Cunningham (d. Ueb. 180) bestätigen. Diese Empfindlichkeit wurzelt in ihrem Stolz und der ist wie bei den meisten Naturvölkern sehr groß. Nach Hale (109) sehen sie einen Anderen nie als überlegen an, stellen sich dem Höchstgestellten gleich, setzen sich gleich beim Eintritt ins Zimmer, reden Niemanden anders als mit seinem Namen an und so sagten sie auch, wenn sie arbeiten sollten, daß nur der Weiße arbeite, der Schwarze dagegen Gentleman sei und Gewalt und Drohungen vermögen nichts über sie (Hale 109). Mag nun auch z. B. das Niedersetzen vielleicht eher das Gegentheil als Stolz sein: so haben sie jene letztere Eigenschaft jedenfalls im hohen

Maße. Auch das spöttische Nachahmen der Europäer beruht mit auf ihm. Ihre Rachsucht ist es auch, welche sie oft zum Verrath antreibt, doch sie nicht allein: vielmehr sind sie vielfach verschlagen (Stuart bei Peterm. 1861, 38; Melv. Inf. Campbell J. R. G. S. 4, 153) und Cunningham (d. Ueb. 171; 174) nennt sie im Ueberlisten Meister. Die Umwohner um Port Jackson logen aufs hartnäckigste, wenn man sie nicht auf der That ertappt hatte (Philipp Tageb. 253), verrätherisch nennt sie Hunter (47) sowohl wie Peron (Südostspitze, 1, 432) und Stuart (Petermann 1862, 62). Ja oft sogar, wenn man durch Geschenke und gute Behandlung die Eingeborenen vollständig gewonnen zu haben glaubte, griffen sie plötzlich die Europäer feindlich an, da sie Güte und Freundlichkeit für Schwäche halten (Oxley 348; Mitchell three exped. 1, 271; 300). Derartige Verrätherei aber erkennt man durch all ihre Gleißnerei hindurch an ihren funkelnden, unstäten Augen leicht (Leichhardt 406). Daß ein Australier einstmals seinen Freund, der als Mörder gehängt werden sollte, für eine Pferdedecke verrieth und sich dessen rühmte, nicht schämte, ist ein einzelner Fall, also ohne Bedeutung: derjenige Europäer, welcher die Pferdedecke bot, ist härter zu beurtheilen. Und daß sein Stamm hierbei nichts Unnatürliches fand (Behr 90), sieht schlimmer aus, als es ist: der Stamm kümmert sich um die Handlungen der Einzelnen nie. Und während ihnen Barrington (hist. 192) jede Dankbarkeit abspricht, gibt Tawson, allerdings neben einem Beispiel von großer Undankbarkeit (294), auch Beweise ihrer Dankbarkeit und Treue (eb. 273; ebenso Freyc. 2, 739) und der Bericht der herrenhutischen Missionäre (ev. M. M. 1860), so ungünstig er sonst lautet, läßt sie als dankbar erkennen. So haben sie sich auch sonst vielfach gezeigt, z. B. Jackey, Kennedys Begleiter, welcher mit festester und rührendster Treue sein eigenes Leben nicht achtete, um seinem Herrn zu helfen (Carron bei Macgill. 2, 200 f.). Ihrem Stamm hängen sie treu an (Hodgkinson 43; Phil. Tageb. 265; Holmann 4, 423), ja selbst ihren vaterländischen Boden lieben sie (Hodgkinson 43). Man sollte deshalb auch das Entfliehen solcher Eingeborener, welche (meist durch gewaltsames Festhalten) von den Europäern erzogen wurden, nicht immer nur als stöckige Unverbesserlichkeit bezeichnen: es liegt mehr darin, die Liebe zum väterlichen Lande, zu den Ihren. Unter sich sind sie offen und zutraulich, leben-

dig und fröhlich, sanft und friedlich (Georgs Sund, d'Urville a. 1, 117; Effingt. Campbell J. R. G. S. 4, 173; Eyre 2, 211), oft freiwillige Geschenke machend, das Erbeutete ohne Selbstsucht mittheilend (eb. Dawson 202; 239), ja geizig sein gilt als höchster Schimpf (Wilh. 37) und freigebig sind sie gegen Freunde und Fremde stets (Keppel a. 2, 167; Freycin. 2, 740). Allein mitten aus dieser Friedlichkeit heraus brechen sie oft in wilder Leidenschaft, wenn irgend beleidigt, feindschaftlich gegen einander los (Wilh. 37) und umgekehrt, daß sie eben noch in wildester Feindseligkeit gegen einander, sehr rasch versöhnt und friedlich werden, sahen wir schon. Dieser stete Wechsel der Stimmungen, diese Veränderlichkeit, welche sie selten bei einem Gegenstande lange verweilen läßt, und über die sich namentlich die Missionare beklagen (ev. Miss. Mag. 1860, 185; Tench 183; Hale 109; Philipps Tageb.; Cook 1. R. 3, 178 f.), ist bei einem Volke, welches von geistiger Zucht nichts kennt und ganz unter der Herrschaft äußerer Vorstellungen steht, durchaus nur natürlich. Zum Theil — aber nur zum Theil — hängt damit auch das Unstete zusammen, was sie vielfach in der Aneignung der Cultur gezeigt haben, so wie auch ihre große Lust zum Wandern, der sie schwer zu wiederstehen wissen. Nur die Kehrseite dieses Charakterzuges ist es, wenn sie auf der andern Seite eigensinnig und unbändig sind, wenn ihnen ein Wunsch nicht in Erfüllung geht (Beisp. Cook 1. R. 3, 178 f.; Phil. Tageb. 252). Auch ihre Begehrlichkeit wurzelt hier; obwohl diese im Anfang nicht sehr stark auftrat und sie also verhältnißmäßig ehrlich waren, so zeigten sie sich doch gar bald, als sie den Werth europäischer Besitzthümer erkannten, vielfach habgierig und diebisch (Tench 183; Will bei Peterm. 1862, 70; Phil. Tageb. 222; Reise 70) und so listig wußten sie sich oft in Besitz des Gewünschten zu setzen, daß sie Cunningham höchst verschmitzte Gauner (d. Ueb. 174; 171) nennt. Auch durch Zudringlichkeit suchten sie ihre Wünsche zu erlangen (Will eb.; White 69) und so sind sie vielfach zudringliche, oft ganz unverschämte Bettler geworden (Cunningh. eb. 168; ev. Miss. Mag. 253; 258). Aber auch Beispiele großer Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit finden sich, von denen Sturt (2, 276) mehrere erzählt.

Polygamie herrscht überall in Australien, doch ist sie bei Port Essington selten (Macg. 1, 151). Im Nordwesten haben die Mä-

ner 5—11 Weiber (Grey 1, 256; 2, 230; Rafflesbai Wilson narr. 143), am unteren Murray bis an vier, sie tauschen die Töchter von anderen für ihre Schwestern ein (Angas 1, 93), im Südwesten gewöhnlich nur zwei (Salvado 313), ebenso um Port Jackson, eine weit größere Zahl am Georgs Sund (Browne 450), doch ist eine größere Zahl durchaus erlaubt (Phil. Tageb. 217; Henderson 2, 102; Monatsb. d. Berl. geogr. Ges. n. F. 4, 228); fünf hat man als höchste Zahl am Cap York (Macg. 2, 8). Das Vermögen entscheidet hier; meist hat man nicht so viel Besitz als zur Ernährung so vieler Weiber nöthig ist und da sie selber wieder tüchtige Kräfte sind, so ist es kein Wunder, wenn mit der Zahl der Weiber das Ansehen des betreffenden Mannes steigt. Die Mädchen werden jung verlobt, oft noch als Kinder, ja vor der Geburt (P. Effington Macgill. 1, 151) an erwachsene Männer, die oft schon verheirathet sind (Grey 2, 230; Macgill. 2, 8; Browne 450; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 288; Wilhelmi 19) und gehören dann im Westen gleich in die Familie des Bräutigams, so daß sich die Eltern nicht mehr um sie kümmern (Grey 2, 230); im Süden bleiben sie bis zum reifen Alter bei ihren Eltern und werden erwachsen zu ihren Männern geschickt, deren Weiber sie nun ohne weitere Ceremonien sind (Wilh. 19). Doch gibt es verschiedene Arten, wie die Weiber gefreit werden. Entweder man hält friedlich um sie an, wo dann die Einwilligung des Vaters die Sache beendet, dem der Freier ein Geschenk macht und der dann seine Tochter demselben gibt (Salvado 313; Macgill. 2, 8), an der Rafflesbai wird das Mädchen an der Hand von ihren Eltern dem Manne zugeführt; sie setzt sich dann auf die Erde neben zwei brennende Holzscheite, welche ihre Eltern mitbringen und an den Boden legen (Wilf. narr. 144): oder aber die Braut wird geraubt. Es ist strenge Sitte, daß jeder Mann seine Frau aus einem anderen Geschlechtsverband oder Clane nimmt; daher die frühen Verlobungen oft geschehen, um erwünschte Verbindungen anzuknüpfen (Stanbridge 288). Dies gilt als so strenges Gesetz, daß Dawiderhandeln als Incest angesehen und mit dem Tode bestraft wird (Grey 2, 252 f.; K. Georgs Sund Nind J. R. G. S. 1, 38; Wilhelmi 19; Collins 559); daß es für das beste gilt, die Frau sich aus möglichst großer Entfernung zu holen (Nind 44). Im Südosten ist es nun Sitte, daß wenn ein Jüng-

ling im Nachbarſtamm ein Mädchen findet, welches ihm gefällt, er ſich zunächſt ihre Zuſtimmung erwirbt und dann mit ihr entflieht, und zwei Nächte und einen Tag im Walde bleibt, damit er den (fingirten) Nachforſchungen und Verfolgungen des Stammes, zu welchem das Mädchen gehört, entgehe. Mit ſeiner Heimkehr iſt die Ehe geſchloſſen (Wilhelmi 19 f.); eine Sitte, welche uns ſogleich an ähnliches in Melaneſien erinnert. Weit roher finden wir den gleichen Gebrauch in Neuſüdwales. Denn hier wird das Mädchen, auch wenn ihm und den Seinen die Ehe recht iſt, ſtets heimlich von dem Bräutigam und ſeiner Partei überfallen und womöglich geraubt. Da aber die Angehörigen des Mädchens auf ihrer Hut ſind, ſo kommt es meiſt zu einem ſehr hitzigen Kampf, in welchem die meiſten und oft ſehr ſchwere Prügel — die Braut empfängt, welche beide Parteien hin und herzerren, ſo daß ſie auch Verrenkungen oft beträchtlicher Art gar nicht ſelten erleidet. Und dabei iſt das ganze Gefecht ſehr häufig nur Scheingefecht, dem Herkommen gemäß, welches ſelbſt die Weiber nicht abgeſchafft wiſſen wollen! (Turnbull 42; Hodgſon 243; Philipp Tageb. 234; Barrington 35; Cunningh. 2, 20. d. Ueb. 172). Uebrigens kommt auch hier friedliches Anhalten vor neben dem Entführen (Shayer 191). Solche Entführungen ſind übrigens bisweilen auch reine Gewaltakte, indem irgend einem ein Mädchen, eine Frau (denn ob die Erwählte ſchon verheirathet iſt, darum kümmert man ſich bei einem ſolchen Raube nicht, bei welchem überhaupt die Neigung oder Abneigung der Frau gar nicht in Betracht kommt), gefällt und er ſie nun gewaltſam, wohl auch gegen ihren und der Ihren Willen raubt (Dawſon 153). Ein ſo geſchädigter Stamm nimmt übrigens Repreſſalien (d'Urv. a. 1, 454). Auch im Weſten iſt die Sitte, die Frau zu rauben, häufig und werden namentlich ſchöne Frauen geraubt (Salvado 314; Georgs Sund Browne 450), oft gewaltſam und gegen ihren Willen, worauf indeß der Tod ſteht (Grey 2, 252 f.). Eine ſchöne Frau hat überhaupt in Auſtralien ein beklagenswerthes Loos: denn einmal iſt ſie ſtets in Gefahr, wider ihren Willen, auch wenn längſt verheirathet, entführt zu werden, auch im Süden (Wilhelmi 19); geht ſie aber willig, ſo entſpinnt ſich um ſie, welche der Stamm ungern hergibt, ein viel heftigerer Streit, als um Andere; und endlich, die Weiber, welche ihr Gemahl vielleicht ſchon hat, empfangen ſie keineswegs immer freund-

lich und dabei hat sie oft noch einen alten Mann, der sie mit der ärgsten Eifersucht bewacht (Grey 2, 248 f.). Die Mädchen, welche man, oft kaum geboren, mit einem angesehenen Mann verlobt, werden mit demselben verheirathet, wenn er schon älter ist. Stirbt er nun, so sind die Weiber noch verhältnißmäßig jung und werden nun, da Weiber nicht allzu zahlreich sind, von jüngeren Männern als sie selbst geheirathet, welche sich um sie bewerben dürfen noch bei Lebzeiten des Gatten (Hüber 430; Rind 39; Phil. Tageb. 190). Auch werden Weiber von 35—40 Jahren nicht selten verstoßen und Männern zugetheilt, die jünger sind als sie (Eyre 2, 319 f.). Diese Sitten, wie sie im hohen Grade naturwidrig sind, trüben auch die Ehen vielfach. Denn die Männer sind meist erstaunlich eifersüchtig und haben, je älter sie sind, um so mehr Grund (Salv. 315; Turnb. 42; Grey 1, 256). Ehebruch wird blutig gerächt, mit dem Tode (Grey 2, 252 f.; Salv. 315; Rafflesbai Wilf. narr. 144), der an den Schuldigen oft von den eigenen nächsten Verwandten (Victorialand Stanbridge Trans. ethn. Soc. 1, 288) vollzogen wird. Auch der Verführer wird oft vom ganzen Stamm bestraft (Hale 114) und zwar dadurch, daß man ihn einer Anzahl von Speerwürfen aussetzt, denen er, wenn er kann, ausweichen darf (Stanbridge eb.). Dabei wird aber Keuschheit weder von Mädchen noch von Wittwen verlangt, da sie gar nicht als Tugend gilt und die Jugend daher völlig ungebunden ist (ausführl. Eyre 2, 320; Macgill 2, 8; Haßkarl 82). Dagegen verlangt man von den verheiratheten Weibern die größte Strenge (Macgill. 2, 8). Und doch geben öfters Männer, welche mehrere Weiber haben, einem Freunde, der unverheirathet ist, eines derselben ab (Hale 114), aus Dankbarkeit oder ähnlichen Gründen (Sturt 1, 296). Ja die Männer prostituiren ihre Weiber selbst, so im Süden, wo man bisweilen sie auf eine Nacht verleiht oder vertauscht, was zwar jetzt für schändlich gilt; aber die Brüder des Mannes haben fast dieselben Rechte wie der Mann selbst und werden deshalb auch von der Frau ebenso wie der Mann angeredet (Wilhelmi 20; Eyre 2, 319; unterer Murray Angas 1, 93; Moretonb. Dumm. Lang 394). Daß die Prostitution in der Nähe der Colonie erst recht im Schwunge ist, das bedarf bei der Höhe europäischer Sittlichkeit nicht erst der Versicherung. — Die Weiber werden von den Männern schlecht, ja oft aufs brutalste

behandelt. An wenig Orten ist dies nicht der Fall: so im Nordwesten nach Campbell (J. R. G. S. 4, 173), nördlich von Port Maquarie (Hodgkinson 230), an Moretonbai (Field 66), im Westen (Salvado 315). Alle Arbeit müssen sie thun, das Essen besorgen, die Häuser bauen, die Lasten tragen u. s. w. (Grey 2, 252; Wilh. 12; Shayer 190). Schafft sie nun nicht genug an, erzürnt sie den Mann irgend wie sonst, so wird sie aufs fürchterlichste gemißhandelt; die langen sechs Fuß hohen Gehstöcke zerschlagen die Bewohner von Viktoria oft an den Köpfen der Weiber (Köler a. 52), was indeß Dank der dicken Schädelwandungen ihnen nichts schadet. Doch hat man öfters Weiberschädel gefunden mit verwachsenen Fissuren, den Zeichen ehemaliger Mißhandlungen. Am Cap York ist es ebenso, bis zu Tode werden sie geschlagen (Macgill. 2, 9), nicht anders im Innern des Landes, wo ein Eingeborener sein Weib, das ihn erzürnt hatte, lebendig verbrennen wollte! (ev. Miss. Mag. 1860, 263). Natürlich sind die Weiber stets in Angst vor ihren Männern (Hunter 23; Philipp Tageb. 197; 201) und ihre strenge Zurückhaltung der Weiber (Cook 1. R. 3, 226 f.; Peron d. Ueb. 2, 250; 252) beruht wesentlich auf dieser ihrer schlechten Stellung, zum Theil aber sicher auch auf der Eifersucht der Männer und auf der Furcht vor gewaltsamer Entführung (Oxley 290). Natürlich stehen die Weiber, wo sie besser behandelt werden, freier (Mitchell three exped. 1, 216); Schutz gegen solche Mißhandlungen finden sie nirgends (Grey 2, 254). Selbst nach dem Tode verfolgt sie noch ihr unglückseliges Loos; man überläßt ihre Leichen oft den Hunden zum Fraß (Byrne 1, 279; 2, 319). Durch Gesänge zu Tänzen wissen sich indeß alte Weiber bisweilen einen gewissen Einfluß zu sichern; dazu kommt, daß sie zum Streit anfeuern, ja selbst mitziehen (218). Zur Rache reizt das Weib den Mann, wenn es selber und mit ihr der Clan beleidigt ist (Salvado 350); auch zerbrechen, beschädigen erzürnte Weiber nicht gar selten das Eigenthum ihres Gatten (Phil. Tageb. 212). Und trotzdem hängen sie an ihren Männern! Und trotz allem Gesagten kommen auch in Neuholland Beispiele von romantischer, von wirklicher Liebe vor! (Barrington 37; Browne 451; Macg. 2, 8). — Sie gelten ganz als Eigenthum ihres Mannes, daher „Eigenthümer eines Weibes" im Adelaidedialekt geradezu Ehemann bedeutet (Eyre 2, 319). Stirbt der Mann (oder der Verlobte, wel-

cher mit dem Verlöbniß das Eigenthumsrecht bekommt), so erbt die Frau und die Kinder sein Bruder, wenn er denselben Familiennamen hat, d. h. wenn er von derselben Mutter stammt (Grey 2, 230; Salvado 313; Port Philipp J. R. G. S. 6, 421): nach drei Tagen geht die Wittwe mit ihren Kindern zu ihm hin (Grey eb.). Unverheirathete Mädchen stehen zunächst in der Gewalt des Vaters, dann des Bruders, darauf des Oheims und zwar mütterlicher Seits und schließlich des Häuptlings (Stanbridge Trans. ethn. Soc. N. S. 1, 288) und an diese Verwandten der eigenen Familie, nicht wie im Westen an die des Mannes, fällt im Süden die Wittwe wieder zurück (Eyre 2, 319). Ja die Eltern behalten selbst über ihre verheiratheten Kinder Einfluß, auch die Wittwe auf die Söhne, wie sie auch, wenn sie nicht wieder heirathet, bei ihren verheiratheten Kindern wohnt (Dawson 315).

Eine höchst eigenthümliche Sitte, welche sich in ganz Australien findet, ist die, daß der Eidam nie den Namen der Schwieger, die Schnur nie den des Schwähers nennen darf, und wenn derselbe ein Appellativ ist, sie auch das gleiche Appellativum nie anwenden dürfen, was ebenso von den Namen der Todten gilt (Norden Macgill. 2, 10 f.; Süden Eyre 2, 339). Ja in manchen Gegenden dürfen sich diese Verwandten nach der Verlobung nicht mehr sehen, die künftige Schwiegermutter muß während der Verlobung ihr Angesicht dem Eidam gegenüber im Norstwesten völlig verdeckt halten (Stokes 1, 284), um Port Philipp soll dies auch nach der Verheirathung geschehen (J. R. G. S. 6, 421) und am Spencergolf verbirgt sie sich fortwährend vor ihm (Stanbridge 289) und er sich vor ihr auf das Allerstrengste: nicht einmal dürfen dritte ihr die Anwesenheit des Eidams mit Worten sagen, nur durch Zeichen darf sie gewarnt werden (Beisp. bei Wilhelmi 20). Man darf diese Sitte wohl nicht daraus erklären, daß durch sie das Verbot geschlechtliches Umgangs der betreffenden Personen angedeutet sein soll; sie muß, wie sich daraus ergibt, daß man die Namen der Todten ebenso behandelt, einen tieferen, religiösen Grund haben. Soll doch auch der geschlechtliche Umgang ganz naher Verwandten erlaubt sein, nur nicht feste Heirathen unter ihnen (Monatsber. der geogr. Ges. zu Berl. n. F. 4, 228). — Das Verhältniß der Weiber zeigt aber noch andere Wunderlichkeiten. Wir sprachen oben von der meist ganz schrecklichen

Behandlung die ſie zu erdulden haben; und doch haben ſie andererſeits eine höchſt bedeutende Stellung. Zwar daß ihnen jeder Jüngling oder Mann bis zu ſeiner Verheirathung ſchon von fern auf dem Wege ausweichen muß (Eyre 2, 302 f.), was Halen (115) ein Zeichen von hoher Achtung ſchien, erſcheint uns eher als das Gegentheil; die Jünglinge empfangen religiöſe Weihen und ſind alſo zu hoch und heilig, um ſich mit den Weibern einzulaſſen. Denn die polyneſiſchen Tabugeſetze in Betreff der Weiber gelten auch hier, ſie dürfen nicht mit den Männern eſſen, ſie ſind von allen religiöſen Feiern, meiſt auch von den Tänzen ausgeſchloſſen (Ausnahme Phil. Tageb. 229) eine Reihe Nahrungsmittel ſind ihnen verboten u. ſ. w., z. B. manche Fiſche, Schildkröten ſtets, Tauben ſind nur den Schwangeren erlaubt, alle anderen werden davon krank (Macgill. 2, 10), d. h. die Strafe des Tabubruches tritt ein. Und wenn dies alles nicht ſo ſcharf wie in Polyneſien auftritt, ſo liegt das nur an dem roheren, elenderen Leben der Neuholländer; jedenfalls aber iſt dies ein Punkt, welcher auf frühere conſequenter und höher ausgeprägte Sitten ſchließen läßt. Ja dieſe Sitte zeigt ſich wohl auch, freilich ins Abſcheulichſte verzerrt, in der Ueberbürdung der Weiber, da die Männer zum Tragen und dergl. zu heilig ſind, namentlich aber zum Nahrungsſammeln: es ſei denn, daß dieſe Nahrung ſelber beſonders heilig ſei, wie die Schildkröten, deren Fang ſtets die Männer beſorgen (Macgill. 2, 9); und ſo ſind auch die gräßlichen Mißhandlungen nur die letzten Folgen dieſer geringeren Heiligkeit. Eben darauf beruht aber auch das bedeutende ihrer Stellung: auf ihnen beruht durchaus alle Vererbung. Die Kinder gehören zur Familie der Mutter ohne weitere Beziehung zu ihren Halbgeſchwiſtern von anderen Müttern; daher ſie nach dem Tode des Vaters geradezu vertheilt werden. Auch die Blutrache erbt durch ſie, und alle die Familienbeziehungen durch die Mutter werden aufs ſtrengſte inne gehalten. So iſt es in Weſtauſtralien (Grey 2, 225; 230-2; Beiſp. Append. A. 2, 391 f.), ebenſo auch am Georgs Sund, wo die Kinder zwar ganz dem Vater gehören, aber dennoch dem Stamm der Mutter folgen (Rind 38); nur in den Stämmen Moncalon und Torndirrup folgen die Kinder dem Stamme des Vaters (eb. 44). Auch am Spencergolf gehören ſie zum Stamme der Mutter (Wilh. 19).

Die Schlafſtätten für verheirathete und unverheirathete Männer

ſind ſtreng geſchieden. Mädchen, die zum Zeichen ihres ledigen Standes nach Freycinet (2, 748) eine Schnur von Opoſſumhaaren tragen, und Weiber ſchlafen ſtets mit den Verheiratheten zuſammen, nie mit den Unverheiratheten. Kommt ein Fremder mit ſeinem Weib, ſo ſchläft er bei erſteren, kommt er allein, bei letzteren (Grey 2, 252 f.). Die kleinen Kinder ſchlafen bei ihren Eltern; Knaben aber von ſechs Jahren an bei den Unverheiratheten (Salvado 315). Die Männer bleiben bis ins dreißigſte Jahr unverheirathet (Nind 39), zum Theil wegen Mangels an Weibern, aber auch wohl aus religiöſen Gründen. Ihre Schlafhütte ſteht von dem gemeinſamen Lager etwas entfernt (Eyre 2, 302 f.). Die Mädchen werden mit dem 10—12. Jahre mannbar (Macg. 2, 9), aber ſie bekommen ſelten vor dem 18., 19. Jahre Kinder (Schürmann bei Wilhelmi 20). Während der Periode gelten die Weiber ſieben Tage lang für unrein und ſo lange enthalten ſich ihrer die Männer (Grey 2, 344); ſie wohnen dann in einer abgeſonderten Hütte für ſich (Teichelm. u. Schürm. 10). Die Geburten ſind leicht, meiſt hilft eine bekannte Frau der Gebärenden, mit welcher ſie ſich den Blicken der Männer im Wald oder ſonſt in der Einſamkeit entzieht (Macgill. 2, 9; Grey 2, 251; Wilh. 21). Nur ſelten hilft der Mann (ſo um P. Jackſon nach Turnbull 42), und den anderen Tag, ja ſchon nach einigen Stunden geht die Frau wieder an alle Arbeit (Turnb. eb.; Macgill. eb.). Zwillingsgeburten ſind häufig (Grey 2, 251; Freycin. 2, 718); mehr Kinder werden nie auf einmal geboren (eb.). Fehlgeburten ſind bei der ſchlechten Behandlung der Weiber häufiger als bei uns (Gr. 248), doch ſind die letzteren durchaus fruchtbar. Grey zählte von 41 Frauen 188 Kinder; einzelne Mütter hatten 7; unter 222 Geburten 93 Mädchen, 129 Jungen, und ſo ſollen auch nach anderen Berichten die männlichen Geburten zahlreicher ſein, als die weiblichen (Grey 2, 250 f.), auch ſind Knaben den Eltern lieber als Mädchen (eb. Salv. 310). Bei der Geburt werden viele Kinder gleich umgebracht, namentlich Mädchen (Spencergolf Wilh. 20; Vikt.land, Auſtralia felix 131), das dritte Mädchen ganz gewiß, oft ſchon das zweite, wenn nicht eine andere Frau es an Kindesſtatt annimmt (Salv. 310); ja im Süden ſollen die ſo getödteten von ihren Eltern verzehrt werden (Auſtral. fel. 129; Stanbridge 289). Ebenſo an der Moretonbai (Angas 1, 73). Am Cap York unter

den Muralugs zieht man nur sehr selten mehr als drei Kinder auf (im Süden fast nie mehr als vier, Wilh. 19), alle unehelichen Kinder werden gleich bei der Geburt getödtet, wenn der Vater nicht dagegen ist, was indeß selten genug vorkommt; und Mädchen, auch rechtmäßige, oft noch viel später (Macgill. 2, 11). Man begräbt die armen Geschöpfe hier lebendig (eb.), in Neusüdwales erstickt man sie überm Feuer! (Shayer 194). Man tödtet die Kinder schon, wenn sie unbequem werden, und je verkommener ein Stamm ist, je mehr ruinirt er sich selbst durch Kindermord (ev. M. Mag. 1860, 257; 263). Mischlingskinder werden fast immer umgebracht (eb.), in Westaustralien durch die Verwandten der Mutter (Byrne 2, 320), in anderen Gegenden nur die Knaben, während man gerade die Mädchen auferzieht (Breton 231). An manchen Orten läßt man sie übrigens alle leben, so in einzelnen Distrikten von Neusüdwales (Colon. Intelligencer 1847, 71, nach offic. Angaben d. Geistl.), so an der Moretonbai (Macgill. 1, 49). Sie sind von brauner Farbe, den Polynesiern ähnlich (Hodgkinson 90). Umgebracht werden die Kinder, welche bei der Geburt große Schmerzen verursacht haben, ferner alle Krüppel (Bennett 1, 122; Cunningh. 2, 7, ebenso im Westen Grey 2, 251) — wogegen freilich im Süden Albinos, Wahnsinnige, Einäugige oder sonst Mißgebildete gut behandelt und hoch geehrt werden (Eyre 2, 382; Hodgson 246) — und stets von Zwillingen das eine Kind (Bennett eb. Cunn. eb.; Freycin. 2, 747). Stirbt die Mutter eines Säuglings, so wird derselbe lebendig mit begraben (Leigh. 159), wenn sich für das arme Ding keine Adoptiveltern, Vater oder Mutter, finden (Barrington 28); eine Sitte, welche aus einem ähnlichen Aberglauben stammen kann, als ihn die Kaffern haben, daß keine Mutter ein fremdes Kind säugen dürfe (Alberti 66). Aberglaube ist oft die Veranlassung zu diesen Morden: keineswegs immer, mindestens ebenso häufig und auch dann werden sie ohne Scheu eingestanden (Grant 130), beruhen sie auf Faulheit oder auf Rache, letzteres namentlich, wenn das Kind von einem Weißen stammt, welcher nach der Zeugung die Mutter verließ (Bennett 1, 122); oder auf Befehl des Vaters, dem das Kind zur Last ist, wie in einem Falle, wo die Frau sieben junge Hunde zur Verpflegung erhielt, welche sie säugen mußte (Hodgson 221). Junge Hunde werden häufig von den Weibern gesäugt, um gezähmt und recht gepflegt zu werden (B

ſon 176; Mitchell three exp. 2, 341; Grey 2, 279; Breton 193). Auch wenn Kinder zu dicht auf einander geboren werden, was man für ein Unrecht gegen die älteren Kinder und für nicht anſtändig hält, tödtet man das Neugeborene, damit es ſeinen Geſchwiſtern nicht die Nahrung nehme (Wilh. 20). Die Weiber ſäugen die Kinder ſehr lang, 2, 4, ja 6 Jahre (Salvado 311; Grey 2, 250; Macgill. 2, 12); was ihre eigene Fruchtbarkeit ſehr hindert. Auch künſtlicher Abortus, auf denſelben Gründen beruhend, iſt häufig; man bewirkt ihn durch ſtarke Schläge auf den Leib der Schwangeren, welche andere Weiber ihr geben (Monatsber. der geogr. Geſellſch. zu Berlin n. F. 4, 228; Meinicke a. 2, 208).

Die neugeborenen Kinder werden auf ein weiches Rindenſtück gelegt, feſtgebunden und ſo von der Mutter getragen (Turnbull 43 und ſonſt oft), im Weſten in ein Opoſſumfell gewickelt, welches mit Schnüren vom Haar des Thieres um Hand- und Fußgelenk befeſtigt wird, wodurch die Kinder ſchön und muthig werden ſollen (Grey 2, 250). Durch Roheit und Ungeſchick erhalten ſie nicht ſelten freilich arge Verletzungen: ſo legen ſie die Mütter im Süden oft ſo nahe ans Feuer, daß ihnen die Zehen verbrennen oder ſonſt ein ſchwerer Schaden zugefügt wird (Leigh 146; Wilhelmi 21). Indeß verbrennen ſie ſich ſelber aus Nachläſſigkeit und Schlaftrunkenheit aufs ärgſte (Barrington 20). Man kann ihnen aber die Zärtlichkeit gegen die Kinder nicht abſprechen: ſterben dieſelben, ſo tragen die Mütter nicht ſelten die Leichen 10—12 Monate in ihrem Sacke bei ſich, auf welchem ſie ſchlafen, bis nur noch die Knochen übrig ſind, die ſie bisweilen wieder zu einem Ganzen zuſammen ſtellen und endlich verbrennen oder begraben (Stokes 2, 355; Bennett 1, 125; Eyre 2, 344). Ebenſo zärtlich ſind die Väter, welche ermüdete Kinder ſorglich an der Hand führen oder tragen (Köler a. 52; 53); ein herrliches Beiſpiel von Elternliebe gibt Cunningham (d. Ueb. 179) und alle Berichterſtatter ſprechen mit gleicher Bewunderung von der Innigkeit derſelben (Weſten Grey 2, 356; Oſten Turnbull 43; Norden Campbell J. R. G. S. 4, 173; Freycinet 2, 734). Um Port Stephens werden Waiſenkinder öfters von unverheiratheten Männern oder Weibern oder auch von Ehepaaren adoptirt (Dawſon 68; 239). Am Berg Murchiſon werden Kinder, welche die Mutter verloren haben, vom ganzen Stamm adoptirt; der Vater lebt ſo lange

bei einem anderen Stamm, bis er unter diesem eine neue Frau findet; dann kehrt er unter Festlichkeiten zurück (Hüber 430). Die Kinder selber sind häufig auch niedlich, munter und gewinnend, ja bei guter Pflege wirklich liebenswürdig. Auch sonst zeigen sie regen Familiensinn und große, liebevolle Anhänglichkeit an die Ihren, auch die Weiber, selbst da, wo sie die ärgste Behandlung zu erdulden haben (Browne bei Peterm. 1856, 451; Phil. Tageb. 225). Ein Weib aus einem der Stämme am Murrumbidge hatte sich einem entlaufenen Sträfling angeschlossen, der wegen vieler neu begangener Verbrechen verfolgt wurde. Oft arg von ihm mißhandelt, ernährte sie, verbarg sie ihn und führte trotz aller versprochenen Belohnungen seine Verfolger stets irre, bis jener durch eigene Unvorsichtigkeit gefangen wurde (Bennett 1, 248). Im Streit um die Vorzüge und die Ehre ihrer Männer prügeln sich die Weiber oft wüthend untereinander (Browne bei Peterm. 1856, 451). An Punkten des Continents, wo sie eine bessere Stellung haben, lieben die Männer auch sie mit Herzlichkeit und begegnen ihnen nicht ohne Anstand; so am Port Essington, dessen Eingeborene durchaus keine rohen Wilden sind (Campbell J. R. G. S. 4, 173), im Westen (Salvado 315) und sonst. Für ihren Familiensinn spricht auch die genaue Bezeichnung der verschiedenen Verwandtschaftsgrade in den australischen Sprachen (Teichelm. u. Schürm. 28; Shayer 194 Vokabb.). Be-anna, Vater, werden auch die nächsten Verwandten genannt, welche beim Tode des wirklichen Vaters eine Art Vormundschaft und Sorge für die Familie zu übernehmen haben (Collins 545) und hierher gehört es auch, wenn die Weiber die Brüder ihres Mannes „Gemahl" nennen, während die Männer die Weiber ihrer Brüder mit anderer Bezeichnung als ihre eigenen Weiber benennen (Wilh. 20), letzteres zum klaren Beweis, daß wir es hier nicht mit einer geschlechtlichen Zügellosigkeit, sondern nur mit einer auf den Rechtsverhältnissen beruhenden Anrede zu thun haben. Auch die Trauer um die Verstorbenen ist innig und aufrichtig (Köler b. 148; Cunningh. d. Ueb. 181); selbst der trauernde Bruder wohnt oft bei einem Todten, bis derselbe ganz verwest ist (Mitchell three exped. 2, 71). Das Alter ehren sie: es ist frei vom Kriegsdienst, die beste Nahrung gehört nur ihm zu, und hülflose werden treu gepflegt (Wilh. 23; Grey 2, 248; Salva' 358; Köler b. 148; Hale 113; Barrington 23;

three exp. 2, 340): doch gibt Eyre 1, 40 ein Beispiel vom Gegentheil und bemerkt (2, 316), daß diese Verehrung nur so lange dauere, als Geistes- und Körperkraft ungeschwächt sei; wohingegen alte Leute, wenn sie Anderen zur Last sind, verlassen würden. Auch getödtet, ja aufgefressen werden sie oft, wie wir sahen, und zwar von den Verwandten, welchen dies zu thun heilige Pflicht war. Aber daraus erhellt, daß dies Auffressen wie auch das der ermordeten Neugeborenen ein Zeichen von Liebe, von Treue und Anhänglichkeit ist, welches mit religiösen Vorstellungen verwandt ist. Nach Morrill, der 16 Jahre unter ihnen lebte, essen die Eingeborenen der Ostküste zwischen Moreton und Rockinghambai die Leichen ihrer Verwandten und Häuptlinge, um ihre Tugenden zu erlangen (Hüber 430): man verleibt sich also die Seele des Verzehrten ein. Jedenfalls steht nach alle dem Gesagten Breton mit seiner Behauptung (202), die Familienanhänglichkeit sei gering, ganz allein.

Gleich nach der Geburt, in manchen Gegenden erst nach 4—6 Wochen (Freyc. 2, 764), wird das Kind, dessen Schreien sie durch Gesang stillen (Teich. u. Schürm. 27) benannt mit Namen, welche Naturgegenstände u. s. w. bezeichnen, oder sonst appellativ sind (Teich. u. Schürm. 8); sie wurden unter den Muralugs (Cap. York) bei Macgillivrays Anwesenheit (2, 11) von einem besonders angesehenen alten Mann gegeben. Der Einzelne kann mehrere Namen bekommen. In Port Linkoln haben nach Wilhelmi 21 die Kinder je nach der Zahl bestimmte Namen, deren die Eingeborenen etwa 6—8 für jedes Geschlecht besitzen; dazu kommt noch der Name seines Geburtsortes, den jedes Kind erhält und endlich ein dritter für die erwachsenen Männer. Und nach der Geburt eines Kindes nennen sich im Süden bei manchen Stämmen die Eltern nach dem Kinde, „Vater, Mutter von Kadli" u. s. w. bis zur Geburt des Folgenden (Eyre 2, 325). Nach vierzehn Tagen wird dem Kinde dann die Nasenwand durchbohrt (eb. 12), was am Maquarie erst zur Zeit der Mannbarkeit geschieht (Angas 2, 225). Von Erziehung ist nicht die Rede: Kinder züchtigen gilt als Grausamkeit (Tumm. Lang 394), die Väter stehen den Kindern gegen die Mütter bei, und so wachsen sie in Ungebundenheit und Uebermuth, ja in Gewaltthätigkeit heran (Freyc. 2, 738). Sie werden bald selbständig und suchen sich ihren Lebensunterhalt dann selber (Macg. 2, 12). Um Port Jackson unterrichten die Väter sie im Speerwerfen, indem sie sie Binsen

werfen laſſen (Turnb. 43). Den Mädchen werden in Oſtauſtralien bald nach der Geburt ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand durch Unterbinden gelöſt und ins Meer geworfen, denn dadurch werden ſie glücklich im Fiſchfang (Turnbull 43; Dumm. Lang 409; Angas 2, 225; Hunter 70, 113; Philipp Tageb. 234, Reiſe 67; Moretonbai Field 62). Auch im Nordweſten und Beaglebai findet ſich die Sitte, doch hier, wie man ſagt, um die Angelſchnur beſſer um die Hand winden zu können (Stokes 1, 93).

Die heranwachſenden Knaben müſſen verſchiedene Ceremonien durchmachen, ehe ſie für ſelbſtändig gelten. Zunächſt die Beſchneidung, welche im Süden (Eyre 1, 212), im Inneren (Sturt 1, 210; 274 u. ſonſt) und im Norden und Nordweſten (Leichhardt 359; Carpentaria Grey 2, 343; Flinders 2, 138; 212 Cap York Macg. 2, 14) zu Hauſe iſt, nicht aber im Südweſten und im Oſten. Ueberall wird ſie unter den wunderlichſten Feſtlichkeiten vorgenommen. Im Süden tritt ſie einige Jahre nach einer anderen Ceremonie ein, wobei den Knaben die Augen zugehalten werden unter allerhand ſeltſamen Formeln und dem Geräuſch eines brummteufelähnlichen Inſtrumentes, eines Stückes Holz an einem Seil, welches ſtark geſchwungen einen brummenden Ton verurſacht und Weibern und Kindern das Zeichen gibt, ſich aufs ſtrengſte fern zu halten. Dann färbt ſich der Knabe das Geſicht ſchwarz und darf drei Monate lang nicht laut ſprechen; alle Wünſche und nur das Nothwendigſte muß er flüſtern (Schürmann bei Wilh. 23 f.). Es ſcheint alſo, als ob mit dieſer Zeit ein Gott in ihn herabſtiege. Dann folgt einige Jahre ſpäter die Beſchneidung ſelbſt. Unbeſchnittener gilt hier als Schimpfwort (Teichelm. u. Schürm. 38), die Beſchneidung ſelbſt als etwas durchaus religiöſes. Der nächſte Verwandte ordnet ſie an und vollzieht ſie auch. Er ſtellt ſich, als wolle er fliehen; allein man fängt ihn ein, legt ihn auf die Erde und reibt ihn mit Staub, dann hebt man ihn an den Ohren empor unter lautem Geſchrei, um ihn von ſeiner Bezauberung, welche man annimmt, aufzuwecken. Es iſt für jeden Knaben ein „Turlo“ (Beſchneider) und noch einer überzählig da (Teich. u. Schürm. 36; die Stellen ſtimmen nicht genau zu einander). Yura, eine große Schlange, jetzt in den dunkeln Flecken der Milchſtraße wohnend, hat die Beſchneidung [illegible] Vernachläſſigung (eb. 62). Eyre indeß

anders, welche alſo nach den Stämmen variiren: nach ihm wird des Jünglings Haar eine Zeitlang auf eine beſondere Art zuſammengeflochten in ein Netz beſteckt, und ſo während der Monate getragen, in denen die Beſchneidung vollzogen wird. Dieſelbe Zeit hindurch tragen ſie eine Bedeckung des Penis; die Operation, welche Wilhelmi eine höchſt ſchmerzvolle Verſtümmelung nennt und von der Eyre glaubt, daß „ihre Zulaſſung eine weiſe Einrichtung der Vorſehung“ ſei, um Uebervölkerung zu verhüten, nimmt nicht nur die Vorhaut, ſondern ſpaltet auch den Penis von unten bis zur Urethra (Wilhelmi 24; Eyre 1, 212). Die Gottheit Midhalla, welche auf einer Inſel wohnt, gilt als der Urheber dieſer Sitte. Nach Leigh (151) findet ſie unmittelbar vor der Hochzeit ſtatt als Zeichen der Mannhaftigkeit. Im Oſten, ſagen Teichelmann und Schürmann (20), alſo wohl im Oſten von Viktorialand werden die Knaben vor der Operation mit Fett geſalbt und roth bemalt, d. h. ſie müſſen im höchſten Putze erſcheinen, um beſchnitten zu werden. Heilig iſt auch hier die Sitte; und alles was wir betrachtet haben, ſpricht dafür, daß urſprünglich derſelbe Grund für die Beſchneidung herrſchte, wie in Polyneſien. Im Süden folgt dann das wichtigſte dieſer Feſte, wodurch die Jünglinge (welche 18 oder 20 Jahre alt ſind) zu Männern werden und deſſen Ceremonien Wilhelmi (24 f. bei Delitſch 1, 122; Köler a. 55 f.) ausführlich beſchreibt. Jeder Einzuweihende hat eine Art Pathen, und die ſchon eingeweihten Jünglinge führen die Einzuweihenden ſcheinbar mit eigenem Widerſtreben und unter dem Wehgeheul der Weiber, welche aber wie auch die Kinder bei Todesſtrafe nichts von dem Feſte ſehen dürfen, den Pathen zu. Aehnliche wehklagende Töne ſtoßen auch die Männer aus. Wir übergehen das Einzelne und bemerken nur, daß dann die Jünglinge, beſpritzt mit dem Blute einiger der Feſtgenoſſen, welche ſich am Arm verwunden, jene Tattuirungen oder beſſer Narben bekommen, welche in zwei Reihen (jede Narbe iſt von der andern $^1/_2$“ entfernt) von den Schultern zu den Hüften laufen und wie ſie äußerſt ſchmerzhaft ſind, auch für ſehr heilig gelten. Während der Zeit erfinden die Männer für die ſo Leidenden ihre Namen, welche ſtets ganz neu ſein müſſen. Nach der Operation, wenn die Tattuirten, die bei dem ganzen Hergange keinen Schmerzenslaut äußern, die bis dahin verbundenen Augen öffnen, erblicken ſie zwei wüthende Männer, welche mit geſchwungenen Waffen auf ſie zueilen: allein dies

iſt nur eine Probe und die letzte, denn die Männer nahen ſich ihnen ganz friedlich. Unter einigen Abzeichen, welche ſie dann erhalten, iſt auch eine Opoſſumſchnur, welche man ihnen um den Hals legt; und nun dürfen ſie 4—5 Monate keinen Streit mitmachen, nicht laut reden und müſſen ſich ganz fern von den Weibern halten. Nach dieſer Zeit aber wird ihnen die Schnur abgenommen unter nochmaliger Beſprengung mit Menſchenblut, und nun ſind ſie vollkommen freie und erwachſene Männer. Aehnlich ſchildert Shayer (191) dies Feſt: der Beſchneider wird gewaltſam herbeigebracht, die Knaben gewaltſam den Weibern entführt, dann mit Ruthen gepeitſcht, auf die anderen, welche ſich nach feierlichem Zug auf die Erde legen, hingeſetzt und beſchnitten. Die Flügelmänner dieſes Zuges haben mythiſche Namen, einer heißt parna Stern (der den Herbſt anzeigt Teich. u. Schürm. s. v.) der andere der Fliegende (eb. 43). Hier alſo werden keine Zähne ausgeſchlagen, ebenſo wenig um Adelaide (Leigh 164) und an anderen Punkten der Südküſte (Eyre 1, 318), ſowie um Weſternport (Peron 2, 261; d. Ueb. 1, 432). Die Bewohner von Port Linkoln haben drei Feſte durchzumachen, ebenſo verſchiedene andere Stämme; die am unteren Murray haben nur eine Feier (Angas 1, 98); die um Adelaide aber müſſen ſich durch fünf Stadien zur vollen Manneswürde emporarbeiten (Eyre 2, 333). Ganz eigenthümliche Gebräuche hat der Goulburnſtamm (nördlich von Melbourne), unter anderen auch das Zahnausſchlagen. Ein Jüngling, der zur Mannheit eingeweiht werden ſoll, wird von drei Stammgenoſſen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und ſich die zwei oberen Schneidezähne ausſchlägt, die er ſorgfältig aufhebt und zurückgekehrt ſeiner Mutter gibt. Dann geht er wieder in den Wald, wo er nun zwei Nächte und einen Tag bleibt. Die Mutter aber ſucht einen jungen Gummibaum, den nur wenige, nie aber der Sohn ſelber wiſſen dürfen und ſteckt die beiden Zähne in die oberſten Aeſte. Stirbt der Sohn, ſo ſchält man die Rinde unten am Baum und tödtet ihn durch ein Feuer, welches man unten um den Stamm anzündet, ſo daß er als Denkmal des Todten ſtehen bleibt (W. v. Bandowski bei Wilh. 27 f.). Uebrigens berichtet auch Stanbridge das Zahnausſchlagen von ſüdlichen Stämmen (Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 287; ebenſo Haydon 103), ſowie auch, daß beide Geſchlechter zugleich Hautnarben als Zeichen der Mannbarkeit zu derſelben Zeit empfing

Die Sitten, welche im Osten bei diesem Fest vorkommen, schildert Hale (113) so: ist eine Anzahl mannbarer Knaben vorhanden, so ertönt plötzlich in der Nacht ein Schrei im Walde: der Bubu ruft sie, die Männer führen sie an einen verborgenen Platz und da werden sie unter Tanzen und Fechten, unter allerhand abergläubischen Ceremonien, unter verschiedenen Proben von Muth und Standhaftigkeit mit den Mannespflichten bekannt gemacht. Die Ceremonien sind nach den Stämmen verschieden; die Küstenstämme schlagen einen Vorderzahn aus. Auch hier wird bei diesem Fest der letzte Name, der fürs Leben bleibt, gegeben (Hodgkinson 231). Die Ceremonien selber schildert Barrington (12) etwas anders als Hale. Mit seiner Schilderung stimmt die, welche Collins (564 f.; nach ihm Angas 2, 216 und Freyc. 2, 750 f.; Breton 253) gibt, genau überein. Die ganze Nacht zuvor müssen die Jünglinge, welche geweiht werden sollen, mit gekreuzten Händen knien: sprechen dürfen sie während des ganzen Festes nicht. Der Stamm der Camera-gal (Cam-mer-ray) hat hier allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen (Barrington 29); er steht in anerkannter Superiorität über den andern Stämmen, als deren Anerkennungszeichen er einen Zahn von den jungen Leuten der anderen Stämme fordert (Collins 546), sowie auch jedem Cameragal selbst ein Vorderzahn fehlt (eb. 582). Einer dieser Operateure thut nun in der Nacht, wo jene knien, als ob er mit der größten Mühe den heiligen Stein oder Knochen, den sie brauchen, aus seinem Leibe hervorzöge; den anderen Morgen agiren die Cameragal einen Tanz, in dem sie Hunde vorstellen, damit jene Knaben Gewalt über die Hunde bekommen; ebenso empfangen sie Macht über die Kängurus und, wie es scheint, über die Feinde, durch allerhand Wunderlichkeiten, welche ihnen Tapferkeit verleihen sollen. Dann wird mit dem heiligen Knochen der obere rechte Schneidezahn (Phil. Reise 67) ausgeschlagen, das Blut muß auf die Brust des Knaben und auf das Haupt des Operateurs fallen, dessen Namen schließlich der nun Eingeweihte annimmt. Den Schluß des Festes bildet ein plötzliches Aufspringen und Vorstürmen der neuen Männer, vor denen alles flieht: zum Zeichen, wie tapfer und furchtbar sie einst sein werden. Es folgt dann allgemeine Lustbarkeit und der Eingeweihte darf nun alle Geschäfte der Männer, auch die Kängurujagd mitmachen (Turnbull 43). Etwas anders ist das Fest bei den Macquariestämmen (Angas

2, 222). Braim erzählt von einem böſen Geiſt in Pferdegeſtalt, der die Eingeborenen nur dann nicht verſchlingt, wenn ſie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeſchlagen iſt; wie wir auch die Beſchneidung und das Tattuiren unter dem Schutze ſolcher Geiſter fanden. Nach dieſem Feſte dürfen die Eingeweihten, nach Hale (113) bis zu ihrer Verheirathung mit keinem der Weiber ſprechen, müſſen fern von ihnen lagern und ihnen überall aus dem Wege gehen, — wenn dies nicht eine übertriebene Nachricht iſt, welche Dinge, die für eine kürzere Zeit gelten, auf eine lange Periode ausdehnt. Umgekehrt ſagt Philipp (Tageb. 224; 229), daß bei dieſem Feſte des Mannbarmachens auch Weiber zugegen ſeien. Dies kann ſich nur auf das Geheul der Weiber bei der Entführung der Jünglinge beziehen oder auf ihr Verweilen an einem beſtimmten abgeſchloſſenen Ort, ſo lange das Feſt dauert, nicht auf eine Feſtgemeinſchaft ſelbſt, welche ihnen ſtreng unterſagt iſt. Uebrigens liegen auch nun noch beſtimmte Speiſeverbote auf den Jünglingen, welche erſt im Laufe der Jahre nach und nach ſchwinden. — An der Moretonbai herrſcht das Zahnausſchlagen nicht (Dumm. Lang 401; Field 62), ebenſo wenig bei manchen Stämmen am Darling (Sturt 1, 105; Mitchell thr. exp. 1, 216, 256), namentlich bei den wilderen nicht (Mitchell 1, 301). Ebenſo ſchwankt der Gebrauch bei den Stämmen, welche nordweſtlich vom Darling wohnen (Sturt 1, 274; 349). Er herrſcht nördlich vom Port Macquarie (Hodgkinſon 230) und am ganzen nördlichen Theil der Oſtküſte (Flinders 2, 146); ebenſo im Norden (eb. 2, 146; Port Bowen King a. 1, 359). Am Cap York, wo Beſchneidung und Ausſchlagen des Zahnes im Gebrauch iſt, geſchieht beides verborgen im Walde, durch einen Mann, der ein Federkleid trägt. Es folgt auf die Operation ein Monat, in welchem die Jünglinge gleichſam Novizen ihrer neuen Würde der Mannheit ſind und bei Todesſtrafe von keinem Weibe erblickt werden dürfen; nach Ablauf deſſelben kehren ſie zu ihren Eltern zurück, noch mit dem Schmuck jener Feſtzeit, den ſie tragen, bis er abfällt, und einem Stück weißer Muſchelſchale vor der Stirn (Macgill. 2, 14 f.) In Port Eſſington ſchlägt man den rechten Schneidezahn, ſelten den linken aus; das Feſt der Mannheit iſt mit dem Einſchneiden der Hautnarben verbunden (eb. 1, 146), welche wohl zu der Zeit auch am Cap York gemacht w den (2, 18). Am Cap Upſtart fehlt auch den Weibern ein G

zahn, was indeß auch um Port Jackson vorkam (Phil. Tag. 199) und ebenso fand es Dampier unter 16° 50′ s. Br. im Westen und Narben haben sie, namentlich auf den Hüften ganz wie die Männer (Jukes 1, 72). Andere Stämme behalten auch hier alle Zähne (Stokes 1, 89) und ebenso schwankt es bei den Eingeborenen mehr im Inneren (Sturt 1, 341; 2, 9; 61). Auch im Westen findet man die Sitte; so am Königs Georg Sund (Flinders 1, 166); und südlich von der Gauthaumebai (Stokes 1, 72), wo Dampier indeß Leute mit allen Zähnen sah.

Nach Grey zerfallen alle Neuholländer in bestimmte große Familien, deren Glieder alle einen gemeinsamen Namen besitzen, den sie als zweiten Namen, als Familiennamen führen. In verschiedenen Distrikten haben nun einzelne Unterabtheilungen einer Familie noch dazu bestimmte Lokalnamen angenommen, durch welche sie sich eben als Zweige einer großen Familie hinstellen. Die gleichen Namen herrschen an der ganzen Westküste, ebenso an der Südküste und Flinders hat denselben Namen auch am Carpentariagolf vorgefunden. Die Namen verbreiten sich durch die Heirathen, welche oft hier entfernte Stämme mit einander verbinden; sie erben aber durch die Mutter. Die Namen sollen meist von einer Pflanze oder einem Thier herstammen, welches in der Heimath der Familie häufig ist und dies Wesen, Pflanze oder Thier bildet nun gleichsam das Wappen der Familie, ihr „Kobong" und dies Kobong, welches nicht wie Grey (2, 228) irrthümlich meint, erst nach dem Familiennamen benannt ist, dies Kobong ist jedem Einzelnen heilig. Er wird es nie tödten, wenn er es schlafend findet, auch nie, ohne ihm Gelegenheit zum entrinnen gegeben zu haben. Auch Pflanzen, welche Kobong sind, dürfen von den Betreffenden nur unter bestimmten Umständen, in bestimmter Jahreszeit abgeerntet werden (Grey 2, 228 f.). Denn sein Kobong ist sein bester Freund, der ihm überall Schutz und Hülfe leistet. Mit diesem Kobong scheint der Einzelne erst zur Zeit der Mannbarwerdung in Berührung zu treten. Im Süden nimmt man es weniger strenge, irgend welche Jagdbeschränkungen bestehen hier nicht (Eyre 2, 328) und eine andere Abweichung besteht darin, daß hier das Kobong nicht immer auf den Sohn vererbt (eb.), dieser also sein neues für sich besitzt. Beides hat darin seinen Grund, daß auch jene Familiennamen im Süden nicht die durchgreifende Geltung haben, wie im Westen, wenn sie auch bekannt

und nichts anders sind als die zwei „Klassen“, in welche hier die Eingeborenen zerfallen (Flinders bei Grey 2, 225 f.), deren eine an König Georgs Sund Erniung, die andere Tem oder Taanan heißt (Nind 38); um Port Linkoln sind die Namen Matteri und Karraru (Wilh. 18). Auch hier heirathen nur Leute der verschiedenen Klasse. Es ist nicht recht ersichtlich, wie sich die vier Stämme an König Georgs Sund (Browne 445), von den wir oben sprachen, zu diesen Klassen oder Familien verhalten; vielleicht fällt Stamm oder Familie ganz zusammen, vielleicht hat ein Stamm mehrere Familien. Das erstere ist das Wahrscheinlichere. Die Stämme an Encounterbai haben lokale Namen, doch sollen auch umgekehrt manche Gegenden nach den Stämmen heißen (Koeler b. 148). Dagegen haben wir im Osten wieder zahlreiche Familien, welche bestimmte Bezirke für sich bewohnen, deren Namen alle auf -gal ausgehen, die Widgal, Caroagal, Cameragal, Wangale u. s. w. (Turnbull 41; Phil. Tageb. 237); Familie und Stamm fallen hier ganz zusammen, doch sind die einzelnen Stämme streng geschieden; die Namen sind lokale (Phil. Tageb. 185; 187). Nicht anders ist es im Norden an Cap York (Macg. 2, 2), wo der Name Kowrarega wohl lokaler Beiname der Inselbewohner ist (Kowra Insel Macgill. 2, 281, 46) und bei Port Essington auf der Halbinsel Koburg; auch hier fällt Stamm und Familie ganz zusammen. Doch hat man hier (und hier allein) noch eine andere Eintheilung, aber jedes Stammes, in drei Stände, welche so streng geschieden sind, daß sie nicht einmal untereinander Ehen schließen (Stokes 1, 393; Macgill. 1, 151) Wir haben es hier entschieden mit drei Rangstufen zu thun, deren vornehmste, die Manjerojelle, wenig zahlreich ist. Höchst wichtig ist, daß nach Earl J. R. G. S. 16, 240 die erste Kaste vom Feuer, die zweite vom Land abstammen soll, während der Name der dritten „Netzmacher“ bedeutet. Dann folgen die Manjerawule und als dritter Stand die Manbulget. Dieselben Namen nennt Wilson (163) von der Rafflesbai: die Mandrogillie, eine Art Adel, wie er sagt, die Manburge und die Mandrowillie. Trotz ihrer strengen Scheidung sind diese Abtheilungen an Recht und äußerlich ganz gleich. Wir haben auch hier wohl den Ueberrest früherer besserer Zeiten dieser Völker und wie es scheint dieselben drei Stände, welche wir auch sonst im Osten finden, die Häuptlinge und Vornehmen, die Freien und die

Handwerker, das gemeine Volk, obgleich sich das nicht beweisen läßt. Fast nirgends finden sich Häuptlinge (Eyre 2, 315); wirklich constatirt sind sie an Moretonbai, wo sie großes Ansehen und unbeschränkte Gewalt haben sollen (d'Urville a. 1, 509; Field. 62), und auf der Insel Melville (Meinicke a. 2, 205 f. Literatur daselbst); von der Halbinsel Coburg aber berichtet Macgillivray (1, 151) ausdrücklich, daß es dort keine Häuptlinge gäbe. Im Süden gibt es (Stanbridge 286) erbliche Stammeshäuptlinge, unter denen dann wieder die Alten, die Familienhäupter und die Zauberärzte Einfluß haben. Auch im Innern scheint es an einigen Orten Häuptlinge zu geben, z. B. südlich von der Halbinsel Coburg (Earl J. R. G. S. 16, 245), am Boganfluß (Mitchell three exp. 1, 192 und sonst) und ebenso nördlich am Torrensbecken, wo der Häuptling (ein alter Mann) despotische Gewalt und als ein besonderes Abzeichen ein Stirnband von Emufedern hat (Hack bei Petermann 1860, 301). Was man gewöhnlich Häuptlinge nennt, sind nur ältere Leute, welche durch Kriegsthaten, größere Zauberkunst und dergl. allgemeines Ansehn haben: ihre Macht wächst mit den Jahren, gewisse Speisen kommen ihnen vorzugsweise zu, gewisse Waffen, Quarzstücke u. dergl. dürfen nur sie führen. Befehle aber ertheilen sie nicht, nur Rath; denn jeder Familienvater, der vollkommen despotisch in seinem Kreise herrscht, jeder Mann ist absolut frei (Eyre 2, 315 f.). Hat nun ein Familienältester eine sehr große Familie, an deren Spitze er steht, so ist oft seine Autorität eine solche, daß man ihn für den Häuptling halten könnte (Barrington a 29). Jedenfalls ist es eine Uebertreibung, wenn Hodgson (204 f.) von einer Art von Regierung durch die Aeltesten, den Zauberarzt und die Kriegsobersten spricht, von allgemein anerkannten Häuptlingen, welche die Wanderungen leiten, Verträge schließen, Ungehorsam strafen und das Eigenthum schützen sollen. Jene Häuptlinge, welche durch hervorragende Klugheit u. dergl. ihren Vorrang der natürlich nicht erblich ist bekommen haben, treten allerdings als Vermittler bei Verhandlungen der Stämme untereinander auf, als Führer (Koeler a. 52), als Schiedsrichter u. s. w. aber ganz ohne Vorrecht (Turnbull 41). So sind die Anführer im Westen gestellt (Grey 1, 252; Salvado 302), so die am Port Stephens (Cunningh. d. Ueb. 165; 2, 5), so im Norden (Macg. 2, 27), im Südwesten (Browne 446); doch haben hier

die Zauberärzte den meiſten Einfluß (Rind 41). Man ſieht, wie hier Alles aus der Familie erwachſen iſt, aber auf verſchiedene Art; an einigen Stellen hat ſich das Familienoberhaupt als Stammesoberhaupt herausgebildet, an anderen Orten haben alle Familienglieder gleiche Geltung. Und daß auch jene verſchiedenen Stände urſprünglich auf der Familie beruhen, wenigſtens beruhen können, ſahen wir ſchon oben (221). Einzelne Stämme haben über andere ein gewiſſes Uebergewicht, ſo die Kowrarega des Nordens (Macg. 2, 4), die Camera-gal der Brockenbai (Turnbull 41; Collins 546), allein dies ſcheint gleichfalls nur auf leiblicher oder geiſtiger Ueberlegenheit, welche ſich bei den Kowraregas leicht erweiſt, jener mächtigeren Stämme zu beruhen. So ſind auch im Südweſten einzelne Stämme beſonders einflußreich, der Murrayſtamm wegen ſeiner phyſiſchen Kraft, die Cockatus aber mehr noch als ſie, weil ſie eine größere religiöſe Geltung haben (Browne 445-6). Uebrigens hat hier jeder Stamm irgend etwas wodurch er berühmt und vor den anderen ausgezeichnet iſt: die Weal haben die beſten Kängurufelle und Steinhämmer, die Cockatus die beſten Bumerang u. ſ. w. (eb.). — Auch, wenn das Wort erlaubt iſt, der diplomatiſche Verkehr der Stämme untereinander hat eine beſtimmte Form. Will man unterhandeln, über Friede oder ſonſt, ſo wird ein Knabe von 12—15 Jahren geſchickt (der alſo noch nicht ſelbſtändig iſt), nachdem ihm vorher mit einem ſcharfen glühend gemachten Knochen der Naſenknorpel durchbohrt iſt, denn Knochen in der Naſe tragen nur hervorragende Perſonen. Während die Wunde heilt, vollbringt der Knabe ſeine Sendung: und er gilt nun als geheiligt, wird begleitet und hoch geehrt (Browne 449). — Eine weitere Form der Regierung findet ſich nirgend, doch findet ſich noch ab und zu ein größerer Zuſammenhang der verwandten Stämme auch darin, daß ſie untereinander Zuſammenkünfte haben, deren Ceremoniell wir ſchon ſchilderten, ſei es um ſich über Krieg zu berathen oder gemeinſchaftlich zu jagen, religiöſe Feſte zu begehen oder auch ihre gegenſeitigen Produkte auszutauſchen. Solche Zuſammenkünfte haben die Stämme am König Georgs Sund alljährlich (Browne 446). Dieſe Verſammlungen ſind ſehr lärmend und meiſt kommt es dabei zum Streit (Eyre; Browne 447). Im Norden (Inneres ſüdl. von Halbinſ. Coburg) ſoll es Stämme geben, welche zuſammen von einem Häupt-

ling beherrſcht werden und auch ſonſt höher ſtehen ſollen, als andere (Earl J. R. G. S. 16, 245).

Jeder Stamm hat ſein beſtimmtes, ſcharf begrenztes Landeigenthum, welches er aber nur zur Jagd benutzt: alles Wild in dieſem Gebiete gehört dem betreffenden Stamm, und wer von Fremden uneingeladen etwas tödtet, der wird geſtraft (Grey 2, 235; Browne 426; Stanbridge 1, 286; Köler a. 55; Hunter 29; Turnbull 41; Phil. Tageb. 239). Ganz conſequent beanſpruchten die Anwohner von Port Jackſon die in ihrem Lande gefangenen Fiſche (White 60) oder Schildkröten für ſich und ihr Zorn, als man ſie ihnen verweigerte (Cook 1. R. 3, 178-9), iſt erklärlich genug. Es war nicht die Gier nach Speiſe, was ſie erbitterte. Selbſt den Durchzug durch fremdes Gebiet muß jeder Stamm, wie jeder Einzelne erbitten, wenn er nicht das Eigenthumsrecht Anderer aufs ärgſte verletzen und ſich den Strafen für dieſe Verletzung ausſetzen will (Grey 2, 236; Phil. Tageb. 239). So begingen denn die Europäer — natürlich nur nach der Meinung der Eingeborenen, deren Verſtand etwa dem des Orang Utang gleich ſteht (Breton 196) — eine arge Rechtsverletzung, als ſie das Land der einheimiſchen Stämme ohne weiteres in Beſitz nahmen und dieſe verdrängten. — Der Grundbeſitz der Stämme iſt wieder eingetheilt in kleinere Gebiete für die einzelnen Familien und dieſe wieder in noch kleinere für die einzelnen Männer, welche denſelben rechtlichen Schutz haben, als die Ländereien des Stammes, nur daß die Stammesgenoſſen (im Süden, nicht im Weſten, wo auch die Thiere dem Privateigenthümer gehören Grey 2, 235) auch auf dieſem Privateigenthum jagen, Wurzeln graben und Bäume fällen dürfen; ſoll jedoch behufs einer großen Jagd das Land abgebrannt werden, ſo darf dies nicht ohne den Eigenthümer geſchehen (Browne 446; Mind 28; Eyre 2, 297). Ja ſelbſt verkaufen kann der Einzelne ſeinen Landbeſitz (Eyre eb.). — In ihrem Gebiete ziehen die Stämme nun hin und her, theils der Jagd halber, theils auch (Browne 447) aus Furcht vor Feinden. Doch haben die im Weſten meiſt ein feſtes Standquartier, wo die Weiber mit den Kindern bleiben (Grey 1, 252). Meiſtens aber ziehen die Familien für ſich allein, welche dann wieder ihren beſtimmten Lagerplatz, wo ihre Hütten ſtehen, haben und der ganze Stamm vereinigt ſich nur bei wichtigen Ereigniſſen (Browne 448). Durch dieſe rechtlichen Be-

ſtimmungen hat alſo jedes Fleckchen Land ſeine individuelle Bedeutung und daher kommt es, daß jeder Berg, jede Gegend, jeder Baum u. ſ. w. ſeinen eigenen Namen hat (Grey 2, 235 f.). Im Süden wo dieſelben Geſetze gelten, haben befreundete Familien öfters ein gemeinſames Jagdgebiet (Stanbridge 1, 286). Bei gemeinſchaftlichen Jagden gehört jedes Jagdthier dem, der es zuerſt verwundet hat (Grey 2, 272). — Jeder Vater theilt ſein Land unter ſeine Söhne und hat er keine, ſo erben die Söhne ſeiner Töchter, denn ein Weib kann im Weſten kein Grundeigenthum beſitzen (Grey 2, 236). Das Vermögen alſo erbt nicht durch die Mutter: durch die Mutter nur Verwandtſchaft oder Stammeszugehörigkeit und Rang, wo letzterer gilt. Im Süden übrigens, wo das ererbte Land (pangkarra) ſtets einen Eigennamen hat, welchen der Beſitzer nach dem Lande führt (Teichelm. und Schürm. 36) und ebenſo im Norden erben auch die Weiber mit, im Norden wo das jüngſte Kind das reichſte Erbe erhält, auch verheirathete Töchter; doch gelten hier auch freiwillige Beſtimmungen des Erblaſſers (Stanbridge trans. ethn. Soc. N. S. 1, 286; Macgill. 2, 28).

Unter den Rechtsgrundſätzen ſtehen zwei oben an: der eine iſt Haftbarkeit der Familie, des Stammes für den Einzelnen und zweitens das jus talionis, das Geſetz der Blutrache (Weſten Grey; Oſten Phil. Tageb. 205; Norden Macgill. 2, 5; Süden Browne 447). Iſt irgend ein Verbrechen größerer Art geſchehen, für welches Blutrache eintreten muß, ſo theilt man ſich dies im Weſten raſch durch Schreien mit und aus der Art dieſer Töne kann man auch in der Ferne die Größe der Schuld erkennen und ſich darnach richten. Auch Kinder wiſſen ſehr genau, ob ſie in irgend einer verwandtſchaftlichen Beziehung mit dem Thäter und alſo gefährdet ſind oder nicht. Der Thäter ſelber und ſein Bruder entflieht ſogleich (Grey 2, 240). Die männlichen Verwandten eines Ermordeten verfallen zunächſt in eine Art von Wuthparoxysmus, dann gehen ſie und die Verwandten des Mörders gemeinſchaftlich aus, den Verbrecher zu ſuchen, der aufgefunden ohne weiteres ausgeliefert wird; findet man ihn nicht, ſo beginnen die Feindſeligkeiten, denn Blutrache iſt eine heilige Pflicht und wer ſie vernachläſſigt, würde von allen verachtet und verlaſſen werden (Grey eb.). Dies war oft auch den Weißen gegenüber von Wichtigkeit, 1816 nahmen dadurch die Kriege in Cumberland und Bathurſt

eine beklagenswerthe Ausdehnung: nach Tödtung irgend welcher Weißen hielten sich die Eingeborenen nicht eher für sicher, als bis wieder Angehörige von ihnen getödtet waren und so nahm das Blutvergießen kein Ende (Cunningham d. Ueb. 177). Ist ein Mord heimlich vollbracht, so stellt man im Süden den Leichnam auf der Bahre Tirkatti d. h. die Wissende aus und fragt ihn: hat dich Jemand erschlagen als du schliefest? kennst du ihn? war es der oder der? bewegt sich die Bahre, so ist die Antwort bejahend, bewegt sie sich nicht, so fragt man weiter. Man glaubt, daß Kuinyo, der Gott des Todes, die Bahre bewege (Teichelm. und Schürm. 51; nach ihnen Shayer 194). Schwüre für Rache oder Freundschaft u. s. w. leistet man, indem man die Hand unter den Schenkel dessen legt, dem man schwört (Grey 2, 343). Zur Strafe für kleinere Verbrechen werden den Thätern je nach der That einzelne gesetzlich feststehende Körpertheile durchbohrt, Schenkel, Wade, Arm u. s. w.; stirbt der so Bestrafte, so wird der, welcher den tödtlichen Stoß gethan, zweimal durchbohrt (Grey 2, 243). Dies gilt im Westen und Osten, nicht aber an der Südküste von Australien (Eyre 2, 389). Bei Vergehungen gegen den Stamm muß sich der Verbrecher einem allgemeinen Speerwerfen aussetzen, wobei er mit einem kleinen Schild versehen alle Speere durch diesen oder geschickte Bewegungen vermeiden darf und sie auch wirklich vermeidet; wenigstens erhält er nie mehr Wunden, als sein Verbrechen bedingt (Grey 2, 243; Köler a. 55; Dawson 286; Barrington b. 30 f.). Diese Speerung tritt ein, wenn einer das Jagdrecht verletzt oder im eigenen Stamm sich verheirathet oder ein Weib aus demselben geraubt hat u. s. w. Ehebruch wird meist mit dem Tode gestraft (Grey 2, 248); ebenso Diebstahl an Stammesgenossen (Phil. Tageb. 195) und im Westen kann der Häuptling, wie er jeden Fremden straft welcher das Herkommen übertritt, auch jeden Stammesgenossen zum Tode verurtheilen, der mit dem dreißigsten Jahre noch keine Frau hat (Salvado 302). Auch Verletzung des Jagdrechts wird bisweilen mit Tod gestraft (Grey 2, 236). Solche Strafen rufen keine Blutrache hervor (Freyc. 2, 785). Als höchste Strafe erwähnt Freycinet (2, 785) Verbannung welche der ganze Stamm bestimmte. Mißhelligkeiten zwischen Einzelnen werden häufig durch Zweikampf in Gegenwart der Freunde beider entschieden: der Beleidiger muß zuerst den Kopf seitlich aufwärts

vorgestreckt hinhalten, worauf der Beleidigte ihm einen derben Schlag mit der Keule versetzt, dann aber selbst jenem den Kopf herhalten muß, bis einer betäubt oder die Beleidigung gesühnt ist (Hale 114; Dawson 64; 287). Oder aber derjenige, welcher sich beleidigt fühlt, hält gleich selbst dem Gegner seinen Kopf zum Keulenschlage hin, um dann jenem das Gleiche versetzen zu können (Koeler 47).

Es gibt aber auch Vergehen, für welche sie göttliche Strafe erwarten und daher keine menschliche festgesetzt haben. Wer die Raupe vom Baum eines anderen ißt, wird krank. Um dies aber sowie jegliche Privatrache zu vermeiden, steckt er einen Zweig bei dem Baum in die Erde, von welchem er gegessen hat (Rind 34): dann ist er behütet. Ebenso darf keine schon Saamen tragende Nahrungspflanze gepflückt und ausgegraben werden (Grey 2, 236 f.). Im Westen dürfen bestimmte Classen von Eingeborenen bestimmte Speisen nicht essen. Knaben war z. B. Känguru- oder Emufleisch, Jünglingen Blut, Mark, Eingeweide dieser Thiere untersagt (Grey 2, 248; 257; 275; 281; Mitchell three exp. 2, 29), andere Speisen, Thiere oder Pflanzen berühren sie aus Aberglauben nicht, wie jeder einzelne in manchen Gegenden sein Kobong nicht ißt (Grey 2, 237; 228; 86; 292). Wem fällt hierbei nicht sogleich das polynesische Tabu ein, welches wir auch in Betreff der Weiber in so voller Geltung fanden? Hierher gehört denn auch die strenge Scheu des Eidams vor der Schwieger und umgekehrt, sowie was wir oben über das Verbot die Namen der Schwiegereltern zu nennen sagten. Ebenso war den Namen Todter auszusprechen so streng tabu — oder wie das Wort im südlichen Neuholland heißt kuinyunda (todtbringend, gefährlich, heilig Teichelm. und Schürm. 13), im Norden adzar (Macgill 2, 303, 610), — daß sogar die Appellativa, von denen ein solcher Name abstammte, aus der Sprache verschwinden mußten (Norden Macgill 1, 150; Süden Eyre 2, 354; Wilh. 23; Stanbridge 1, 289 f. Angas 2, 227). Nur in einigen Gegenden nannte man ihn noch, aber höchst selten und nur ganz leise (Angas 1, 94). Auch was sich auf die Feste der Einweihung zum Mannesalter bezieht, ist streng tabu; und jenes oben erwähnte brummteufelähnliche Instrument gibt an, wo etwas Heiliges der Art vor sich geht. Weiber und Kinder dürfen es nie sehen, geschweige berühren; die letzteren glauben, seine Töne seien Töne

eines Geistes, beide aber müssen, wo sie es hören, eiligst fliehen: denn unberufen den heiligen Ceremonien beizuwohnen bringt den Tod (Teichelm. u. Schürm. 7; Wilh. 24 f.). Auch den heiligen Quarz, mit welchem tattuirt wird, dürfen die Weiber nie, die Jünglinge erst nach der letzten Tattuirung sehen (Teich. u. Schürm. 11).

Wir sind dadurch schon auf die religiösen Gebräuche der Australier hingeleitet, zu deren genauerer Betrachtung wir jetzt übergehen. Wenn nun hierüber alles was uns berichtet wird, erstaunlich dürftig und verworren ist, so liegt dies nicht etwa in dem Wesen unserer Quellen, es liegt vielmehr im Wesen jener Vorstellungen selbst, von welchen die Quellen uns berichten sollen. Diese Vorstellungen sind wüst und unklar, und wie bei allen Naturvölkern keineswegs gleichmäßig ausgebildet und allgemein, sondern verschiedenartig und veränderlich, ja nicht blos nach Stämmen und Familien, sondern wohl gar nach Individuen besonders entwickelt. Nirgends zeigt sich die Behauptung, daß der australische Bildungszustand auf eine frühere höhere Stufe hinweist, klarer wie hier, wo alles einzelne wie verhallende Stimmen aus früherer reicherer Zeit herüberschallt, wir aber keineswegs den Eindruck erhalten, als hätten wir es mit halb Entwickeltem, Stehengebliebenem zu thun. Daher ist denn diese Ansicht, welche vielfach ausgesprochen ist, die Australier hätten keine Spur von Religion oder Mythologie, eine durchaus falsche. Aber freilich ist diese Religion ganz ausgeartet, ganz zu Grunde gegangen in wilder zusammenhangsloser oft unglaublich abgeschmackter Dämonologie, in abergläubischer Gespensterfurcht; daher die Grundzüge darzustellen für unsere Zwecke völlig genügt. — Nur an wenig Stellen des Landes glaubt man an ein gutes Wesen. Ein solches aber nimmt man in Südaustralien an (Köler b. 148; Byrne 1, 375), ebenso auch in Neusüdwales (Cunningh. 181; Byrne 1, 279), und im Inneren des südöstlichen Continentes (ev. Miss. Mag. 1860, 250). Nach Cunningham heißt dieser Gott Koyan, im Süden nach den Missionären Peiamei: er wohnt im Himmel, hat alles geschaffen, weshalb er auch Mahmam-mu-rok „Allvater" heißt. Er wie Koyan ist leicht erzürnt, doch läßt er sich durch Tänze versöhnen. Auch im Südosten, am Loddonfluß hatte man dunkle Vorstellungen von einem Schöpfer aller Menschen und Thiere (Braim 2, 244 nach d. Pt. Philipp Herald) und Thermann und Bennet (2, 175)

erwähnen einen gütigen Gott Tian, der Himmel und Erde und die schwarzen Menschen gemacht hat. Daß die Welt durch einen Gott gemacht sei, glauben auch die Eingeborenen westlich der Liverpoolkette, welche alles in der Natur, was sie sich nicht selber erklären können, auf „Devildevil" zurückführen (Leichhardt a. 24) — offenbar nur ein aus dem engl. devil abgeleiteter Name einer Gottheit, welche allerdings nicht mehr deutlich vorgestellt wurde. Der Wellingtonstamm hielt ebenso den Gott Baiamai, der auf einer Insel im fernen Osten wohnt und Fische ißt, welche auf seinen Ruf von selbst kommen, für den Schöpfer der Dinge, andere indeß theilten dem Sohn des Gottes, dem Burambin, diese Rolle zu. Jedenfalls war auch er ein guter Gott, wie man ihn auch mit besonderen Liedern und Tänzen zu einer bestimmten Jahreszeit und zwar im Februar verehrt (Hale 110). Er muß weithin bekannt sein: denn viele dieser Lieder und Hymnen stammten vom Hunterfluß (eb.). Er hat einen Bruder, Dararwigal, welcher im fernen Westen wohnt, aus Grimm über den Verlust seines Messers die Blattern sendete, doch aber sich durch ein neues Messer versöhnen ließ (eb. 111). Ein ähnlicher Gott scheint (um Pt. Philipp) Pungil gewesen zu sein, der Gott der Eingeborenen, welcher aber von dem Gott der Weißen besiegt und in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt ist, wo er nun gebunden liegt (Howitt 192; a. 285). Auch den Regenbogen dachte man (an der Murraymündung) als entstanden durch das höchste Wesen, freilich auf sehr obscöne Art (Behr 91). Mit diesen guten, d. h. nicht feindselig grausvollen Göttern scheinen ihre Schöpfungsmythen im Zusammenhang zu stehen, deren sie verschiedene haben. Howitt erzählt (a. 292) einen ziemlich verworrenen Mythus des Inhalts sowie ferner die Sage von einer großen Fluth, nach welcher das vorher lebende Geschlecht zu Sternen am Himmel wurde: was zu unserer obigen Deutung des Sündfluthmythus aufs genaueste paßt (270). Es ist derselbe, den Stanbridge (Transact. of the Ethnol. Soc. N. S. 1, 301) erwähnt und der allerdings merkwürdig genug ist, denn er stimmt genau zu dem Schöpfungsmythus der Maori. Die Erde ist platt und war lange dunkel, bis endlich Pupperimbal, einer ihrer damaligen Bewohner (Hale 110), die Sonne macht. Diese früheren Menschen aber, später als Gestirne an den Himmel versetzt, wirken jetzt nur als Geister auf die lebenden Menschen, denen sie unter verschiedenen Formen erscheinen.

Einen anderen Glauben über die Schöpfung berichtet Eyre (2, 356), nach welchem (355) manche Dinge durch sich selbst entstanden und wieder die Erzeuger von anderen geworden sind. Hierher rechnen wir auch den auf den ersten Blick vollkommen absurden Mythos der Macquarie Stämme, welchen Hale nach Threlkeld erzählt: eine Eidechse habe vom Himmel die großen Blöcke versteinertes Holzes, welche man in der Heimath dieser Stämme vielfache findet, herabgeworfen aus Zorn, weil die Leute — ihre Läuse gebraten hätten! Einige aber hatten sie geknackt und diese rettete die Eidechse, worauf sie wieder in den Himmel zurückkehrte. Da unter dem Bild der Eidechse die Götter sehr häufig verborgen sind, so haben wir hier jenen uralten Mythus vom Herabwerfen der Welt vom Himmel, denn so werden die herabgeschleuderten Felsmassen zu deuten sein. Die Australier, zum Erzählen aufgefordert, lügen sehr häufig allerhand dazu und freuen sich dann über den leichtgläubigen Weißen (Grey 1, 261): wer weiß, ob diese ganze Erzählung von den Läusen nicht ein solcher Zusatz ist. Sinnreicher ist die Mythologie der Stämme nördlich von Perth, deren Weltschöpfer Motogon heißt, der früher ein starker Mann war, die Erde bei Namen rief, blies und sie so schuf. Allein jetzt ist er alt und thut nichts mehr (Salv. 296). Die Schöpfung der Welt selber wurde mit heiligen Tänzen vor bestimmten Götterbildern gefeiert (Howitt 191); aber unmöglich kann man (wie Howitt eb. will) annehmen, daß diese Mythen von Schöpfung und Fluth erst neueres Datums, wohl gar europäischem Einfluß erwachsen seien. Wir sehen vielmehr uralte Trümmer ähnlicher Mythologeme in ihnen, wie wir sie in Polynesien gäng und gäbe fanden. Eine entschieden den polynesischen Mythen ähnliche ist folgende, die Wilhelmi (32) von Port Linkoln erzählt: Palgalanna, ein längst verstorbener Mann, hat alle Gegenden in Süden und Westen benannt; dann verwandelte er seine Weiber und Kinder in Felsen in der See und stieg selber in den Himmel, wo er erzürnt Donner und Blitz verursacht und die Eichen mit seinen Keulenschlägen zerschmettert. Die Kowraregas erzählen von einem Riesen Adi, welcher beim Fischen von der Fluth verschlungen wurde; da erhob sich ein großer Felsen. Seine Weiber wurden in Felsen verwandelt, welche noch heute ipile, d. h. Weiber heißen (Macg. 2, 30). Diese Erzählungen erinnern an die von Tangaloa und seinem Weibe te Papa sowie an manches andere Polyne-

fische sehr genau. Die Eingeborenen um Sydney (Peron d. Ueb. 1, 462) hielten die blauen Berge für unersteiglich; es wohne eine furchtbare Gottheit daselbst, welche Sturm und Gewitter schicke, jenseits der Berge aber sei ein großes Meer, wo weiße civilisirte und bekleidete Menschen wohnten. Wir haben hier wohl denselben Donnergott, wie er zu Pt. Linkoln gekannt war. Das Meer mit den meisten Anwohnern „jenseits" der Berge liegt über denselben: ist sicher das Luftmeer mit seinen Bewohnern, den seligen Geistern.*)

Auch Sonne und Mond wurden verehrt, wie schon die Tänze beweisen, mit welchen man in Südaustralien den Neumond und die einzelnen Mondphasen feiert (Shayer 190; Behr 91). Und um Port Jackson sangen die Eingeborenen von der Tagesdämmerung bis zum Sonnenaufgang einen Freudengesang (King 317). Den Mond halten sie in Südaustralien für den Mann der Sonne, welchen diese jeden Neumond tödtet und hier wie in Westaustralien glaubt man, daß beide einst auf der Erde wohnten, und daß sie Kinder zusammen haben, wie auch ähnlich von den Sternen berichtet wird (Shayer 193; Angas 1, 89; Salvado 299). Sternschnuppen gelten im Norden als Kinder der Sterne (Macgill. 2, 30) und im Nordwesten erzählte man, daß in jenen Höhlen am Glenelg, welche mit den geschilderten Malereien geschmückt sind, der Mond, der auch hier

*) Friedr. Müller (d. 9) meint zwar, die Berichte der Missionäre, welche von diesen Gottheiten erzählten, seien unglaubwürdig, weil sie zu der Religion der Australier nicht stimmten, christliche Färbung trügen und weil einige der angeführten Namen „Donner" bezeichneten. Dies scheint uns aus mehreren Gründen falsch. Erstlich sind die Missionäre unsere Quellen und gerade die Männer, welche jene Berichte geben, durchaus glaubhaft, was schon durch die Uebereinstimmung der verschiedensten Quellen erhärtet wird. Es ist also reine Willkür von ihnen abzuweichen, blos weil diese Nachrichten zu der Meinung, die man nun einmal über jene Religion hat, nicht stimmen. Nach unserer Auseinandersetzung stimmt alles Berichtete aufs genaueste, denn jener wüste Gespensterglaube, den Müller vom Schamanismus nicht verschieden glaubt, ist nur der letzte Niederschlag, das caput mortuum eines früher reicher entwickelten Glaubens. Christlichen Einfluß sehen wir in diesen Berichten nirgends, auch in denen von der Sündfluth nur sehr wenig. Und Müllers drittes Bedenken, daß einige dieser Götternamen Donner bedeuten (vergl. ahd. donar und Donar) [illegible] nur für unsere Annahmen und Deutungen.

männlich gedacht wird, gewohnt habe (Grey 1, 261). Doch gilt Sonne und Mond als böse (Salv. eb. King 316). — Andere Legenden scheinen Spuren von anderen vielleicht ursprünglich mächtigen Gottheiten zu enthalten, von denen vielleicht einige mit den schon erwähnten zu identificiren sind und manche gleichfalls Berührungen mit polynesischen Mythen haben: Ngamno gab vielen Gegenden den Namen, verwandelte sich dann aber in ein Seeungeheuer; Tarrotarro, Gott in Gestalt einer Eidechse, welcher die Geschlechter trennte und also Männer und Weiber schuf; Tarnda, der das Tattuiren lehrte und in ein gewaltiges Känguru verwandelt wurde, womit es vielleicht zusammenhängt, daß Eingeborene im Westen in dem dort seltenen rothen Känguru einen Geist sahen und nicht davon essen wollten (Howitt b. 2, 124), wie riesenhafte Kängurus auch sonst in ihren Mythen und Sagen eine Rolle spielen (z. B. Wilhelmi 33); Yura, der die Beschneidung lehrte, ihre Vernachlässigung straft und als gewaltige Schlange in der Milchstraße wohnt, welche die Eingeborenen für einen großen Fluß halten (Teichelm. u. Schürm. 31; 44; 45; 62; 56; nach ihnen Shayer 195) und noch manches andere.

Auch untergeordnete, mehr elementare Geister zeigt ihre Mythologie, wozu indeß vielleicht auch manche der schon genannten ursprünglich gehörten, so ferner die Tinniinyaranna, Emus und Kängurus jagende Jünglinge auf der Himmelsebene (der Orion) und die Mangkamangkaranna, wohl ihre Schwestern, Mädchen, welche ebendort Wurzeln graben (Siebengestirn) und ihre Eltern, zwei besonders helle Sterne in der Nähe (Sirius und Procyon oder Aldebaran? Teich. u. Schürm. 37; darnach Shayer 293. Derartige Sagen sowie Verwandlungen von Menschen in Thiere haben sie vielfach (Köler b. 148; Wilh. 33 f.). Auch jene elfenartigen Geister, welche wir in Polynesien vielfach fanden, kommen vor: im Südosten auf den Bergen wohnen die Balumbal, von weißer Farbe, nur von Honig lebend und immer gut „wie die Missionäre" (Hale nach Threlkeld 111).

Weit ausgedehnter aber ist das Reich des Schreckens und der Finsterniß, in welches wir jetzt hinabsteigen. Auch hier finden wir verschiedene Gottheiten, mächtige und untergeordnete und vieles was jetzt nur als Schreckgestalt gespenstisch weiterlebt, mag früher, allerdings vor sehr langer Zeit, ein wirklicher, vielleicht auch gütiger Gott

geweſen ſein. Sowohl der böſe Geiſt des Weſtens, Cienga, der jetzt, wie der Pungil des Oſtens, in der Erde wohnt; Cultus empfängt er nicht (Salvado 297). Sprachlich ſcheint ihm der Kuinyo des Südens gleich zu ſtehen, der als fürchterlich groß mit entſetzlich dickem Bauch — als Zeichen ſeiner Gefräßigkeit — gedacht wird, nur Nachts umgeht und wohin er kommt, Tod bringt (Teichelm. u. Schürm. 12). Der Name bezeichnet als Appellativ Tod, Leiche, Gerippe; daß er aber einſt ein mächtiger Gott war, ähnlich jenem Cienga, geht daraus hervor, daß von ſeinem Namen das Wort kuinyunda, welches dem polyneſiſchen tabu gleich ſteht, abgeleitet iſt; Kuinyo muß alſo einſt der Ordner und Rächer des auſtraliſchen Tabu geweſen ſein. Im Norden ſcheint ſeine Stelle Yumburbar einzunehmen, da auch er Tod und alles Uebel ſendet, und die Eingeweide des eben Verſtorbenen verzehrt (Macgill. 1, 151) — vielleicht ein Reſt des auch polyneſiſchen Glaubens, daß der Gott die Seele des Todten verzehrt. Beachtenswerth iſt, weil es uns an Polyneſiſches erinnert, daß man ihn zu ſehen glaubte, wenn eine Sternſchnuppe durch die Luft flog (eb.). Im Weſten frißt der Wau-gul, der, von übernatürlicher Kraft, als Unthier im ſüßen Waſſer lebend gedacht wird, namentlich die Frauen durch langſames inneres Aufzehren; er verurſacht die die Krankheiten (Grey 2, 340). Im Oſten iſt es der Wandong (Koen am Hunter, am Murua Tulugal und ſein Weib), der den Eingeborenen Nachts auflauert, einſame fortſchleppt und brät; Feuer aber verſcheucht ihn (Hale 111). Oxley (236) wurde offenbar für dieſen böſen Geiſt gehalten: ein Eingeborener warf einen Feuerbrand nach ihm, alle übrigen fielen vor ihm nieder. Cunningham nennt den böſen Geiſt, der namentlich Kinder frißt — man denke an die beſondere Heiligkeit der Kinderſeelen — Potoyan, deſſen Stimme — man erinnere ſich auch hier an ganz gleichen polyneſiſchen Glauben — ein leiſes Flüſtern iſt, welches nachahmend einſt ein Coloniſt einen ganzen Haufen Eingeborener in die Flucht ſcheuchte. Feuer vertreibt ihn zwar: aber eine im Kreis geſchwungene Fackel zieht ihn herbei (Cunuingh. d. Ueb. 181).

Im Süden iſt es der Márralye, welcher als Vogel durch die Luft fliegend Schlafenden den Tod oder Unheil bringt; er iſt an allem und jeglichen Unheil ſchuld. Jetzt denkt man ihn als Mi Kulataſtammes, der als zauberkräftig berühmt i

Dieſe Gottheiten würden, wenn wir irgend etwas Analoges in Polyneſien aufſuchen wollen, etwa dem Tane und den ihm verwandten Göttern gleich ſtehen. — Untergeordnete Geiſter dieſer Art ſind alle die, welche als gleiche Individuen mehrfach oder in Schaaren auftreten. So die Purkabidnies des Südens, rieſengroße nackte Keulenträger, gegen die man aber kämpft, ja die man tödten kann (Wilh. 30); im Oſten die Mani, welche mit großem Geräuſch ankommen, den Menſchen würgen, ihm Haar und Bart abſengen (King 316). Und ſo hat jede Gegend noch ihre Geiſter und Geſpenſter (Braim 2, 249; Weſten Grey 1, 340; Norden Macg. 1, 151; Süden Eyre 2, 357), von denen manche nur Alpdrücken u. dergl. verurſachen, was, da die Eingeborenen ſich oft noch ſpät Abends übervoll ſtopfen, gewiß ſehr häufig bei ihnen iſt. Alle dieſe fürchten ſie am Tage nicht im mindeſten, Nachts aber aufs äußerſte; und da Feuer alle Geiſter der Art verſcheucht, ſo wagt ſich kein Eingeborener auch nur ein paar Schritte ohne Feuerbrand vom Lager der übrigen hinweg (Shayer 195; Köler 35 f.; Hale 111; Macg. 1, 151; Grey 1, 340). Auch die Feuer vor den Hütten werden dadurch noch etwas anders erklärt. Uebrigens iſt auch der vor allen Geiſtern geſichert, der Nachts auf einem Grab geſchlafen hat (Freycin. 2, 761).

Auch im Aberglauben ſind ſie ſtark und der ihre iſt genau ebenſo albern als der unſere. Sternſchnuppen, Kometen bedeuten großes Unheil (Wilh. 32; King 316; Freyc. 2, 703). Nieſen bedeutet etwas, Knacken in den Gelenken aber, daß Jemand einem gutes wünſcht in der Richtung des ausgeſtreckten Armes (Macgill. 2, 30), auf den Weg piſſen iſt ein ſehr trübes Omen (Freycin. 2, 763) u. ſ. w. Auch der Ruf einzelner Thiere bedeutet Unheil: ſo der eines Habichts, welcher in der Nacht ſchreit: das bedeutet Tod, namentlich von Kindern, deren Seelen er wegnimmt (Teichelm. u. Schürm. 9). Ein anderer Vogel von mythiſcher Bedeutung iſt der wilto, eine Art Adler, da das Wort zugleich einen beſtimmten Stern bezeichnet (Teichelm. u. Schürm. 55 s. v.). Auch Jagdzauber haben ſie vielfach, Zauberſprüche mit denen ſie die Thiere bannen, Zaubermale u. dergl. (Grey 1, 204; Wilh. 15 f.; Freyc. 2, 762); ebenſo Zauberſprüche bei Krankheiten (eb. Wilh. 22). Und ſo glauben ſie denn aufs feſteſte und mit größter Angſt an Zauberer. Daß ganze Stämme als ſolche

berühmt oder berüchtigt waren, haben wir schon gesehen: hauptsächlich glaubte man sie im Norden seßhaft, sie senden Stürme, sie die Krankheiten, den Tod, alles Uebel, daher schon von ihnen zu reden gefährlich ist. Sie fliegen durch die Luft, unsichtbar für jedermann, nur für ihres Gleichen nicht, sie können Regen, Hitze, Trockenheit machen, Flüsse vergrößern, anhalten, kurz sie können Alles (Grey 1, 363 f.; 2, 337-9; Stanbridge 300; Wilh. 32; 31; Eyre 2, 366; Mitchell Three exped. 1, 277; Bennett 1, 90 f. u. s. w.). Als Grey am Gaskognefluß ging, kamen zwei Leute, um ihn wegzuzaubern (Grey 1, 363). Es sind meist alte Männer, die öfters in hoher Achtung stehen, Krankheiten heilen, klugen Rath in wichtigen Dingen geben, mit den Geistern der Verstorbenen im Verkehr stehen (Turnbull 44). Grey hält die bemalte Höhle am Glenelg, welche sehr besucht zu sein schien, für die Wohnung eines solchen (1, 215). Allein noch mehr sind sie gehaßt wegen ihrer bösen Wirkung, daher sie häufig auch Angriffe auszuhalten haben (Eyre 2, 366), und weil man jeden Tod für Wirkung einer Zauberei hielt, welche indeß nicht von Zauberern von Profession auszugehen braucht. — Die Art des Zaubers ist verschieden. Zauberer von Profession sind es durch den Besitz des großen Gutes, was das europäische Mittelalter so eifrig suchte, des Steines der Weisen. Glänzende durchsichtige Steine sind ihnen heilig, sie gelten als Amulete und als solche darf sie nur der Priester berühren oder sehen (Grey 2, 341 f.; Mitchell Three exp. 2, 338); mit ihnen wird tattuirt (Teichelm. u. Schürm. 11). Man glaubt, die Zauberer hätten einen solchen Stein im Magen und brächten Splitter davon heimlich in die Adern derer, welche sie bezaubern (Salv. 299; Grey 2, 336 f.); daher die Kur der Krankheiten meist in dem Ausziehen dieser Steine besteht. In die Zauberer kommt dieser Wunderquarz oder Wunderknochen (denn nach anderem Bericht ist es ein solcher) auch wunderbar genug hinein: durch einen Besuch der Geisterwelt, in welche sie während ihrer Extase entrückt werden (Stanbridge 300), oder dadurch daß sie eine Nacht auf einem frischen Grab zubringen: dann steckt ihnen der Todte den Knochen in die Hüfte, der ihnen nicht, wohl aber anderen schadet (Grey 2, 336 f). Uebrigens gilt auch das menschliche Nierenfett für zauberkräftig gegen böse Geister, daher man dies den ermordeten, ja wohl lebenden Feinden ausschneidet (Angas 1, 123); und wenn die Eingeborenen

Port Linkoln ihre ſchlafenden Feinde dadurch bezaubern, daß ſie die Finger auf eine beſondere Weiſe in ihre Seite „bohren", worauf jene langſam hinſiechen (Wilh. 31): ſo beruht dies darauf, daß Krankheit ſehr gewöhnlich als Wegzauberung des Nierenfettes gilt (Howitt 189). Uebrigens iſt die Würde und Fähigkeit des Zauberns in einigen Familien erblich (Turnbull 44), ja man glaubt, daß jener Quarz im Magen ſich mit vererbe (Salv. 299); und die Familien im Süden, welche die alten Mythen am beſten erzählen und wiſſen (Stanbridge 301), ſind gewiß ſolche Zauberfamilien. Irgend welche prieſterliche Stellung haben dieſe Zauberer nicht oder ſo gut wie nicht, denn nur daß ſie mit den Geiſtern der Verſtorbenen im Verkehr ſtehen, daß ſie die Geiſterwelt beſuchen können, iſt ihre einzige Vermittlung zwiſchen Gottheit und Menſchheit.

Ein eigentlicher Cultus exiſtirt ſo gut wie gar nicht, nur die heiligen Tänze und Feſte, die wir erwähnten, ſind zu nennen, ſowie die Opfer, welche im Süden Idole von Holz Rinde und Stein empfangen (Byrne 1, 376). Auch Tempel exiſtiren nicht; denn jenes große Haus, welches Kennedys Begleiter bei einem Dorfe an der Rockinghambai fanden (Carron bei Macg. 2, 139), war wohl nur das gemeinſame Schlafhaus der Unverheiratheten. Doch gab es heilige Plätze, wie z. B. jene Höhlen am Glenelg und wie auch die Spitzen der Berge heilig waren, denn dort wohnten Götter, man durfte ſie, im Südoſten wenigſtens, nicht beſteigen; auch ſind ihre Malereien häufig auf Felſen, welche die Spitze eines Berges krönen, angebracht. Irgend welche Idole waren vielleicht die 18" langen mit Rinde bedeckten Steine, welche Flinders auf der Pellewinſel (Carpentariagolf) vorfand (2, 172). Man brauchte dabei nicht an ausländiſchen (malaiiſchen) Einfluß zu denken: denn ſie entſprechen den Idolen, welche Byrne aus dem Süden erwähnt, ziemlich genau. Der Ort, den Cook (1. R. 3, 84) ſchildert, iſt nur ein Lagerplatz eines Stammes.

Die Hauptbeſchäftigung der Zauberer iſt die Kur der Kranken, welche ganz wie in Polyneſien erfolgt durch Ausſaugen der Krankheit an der ſchmerzenden Stelle und Ausſpeien (Philipp Tageb. 246; Clutterb. 55; Bennett 2, 90 f.), durch Unterbinden eines kranken oder verwundeten Gliedes (damit der böſe Geiſt, der es bewohnt, im Fortſchreiten gehemmt wird), durch Beſprechung und Ausziehen jenes

in die Kranken gehexten Steines oder Knochens oder sonstigen Unwesens (Eyre 2, 359; Therm. u. Bennett 2, 176; Mitchell Three exp. 1, 247; 2, 338; Salvado 334; Stanbridge 1, 300; Wilhelmi 21-2; Macgill. 1, 148). Auch Kneten, Treten, Schlagen gilt als Kur (Wilh. 21; Haßkarl 91), ursprünglich gewiß um den bösen Geist durch Mißhandlung zu verjagen. Manche von den genannten Mitteln, wie das Kneten, das Unter- und Einbinden eines kranken Gliedes, das feste Umbinden des Bauches und des Kopfes bei Kopf- und Leibweh (Wilh. 21; Macg. 148) können ganz gut wirken. Auch andere rationelle Mittel haben sie, kalte Waschungen (Fieber, Wunden), Skarifikation, Aderlaß, letzterer jedoch nur bei Männern und meist in der heißen Zeit angewandt und immer mit der Vorsicht, daß das Blut nie auf den Boden, sondern in allerhand sich kreuzenden Netzlinien über den Leib eines anderen Mannes läuft: das hilft alten und jungen Leuten zur Gesundheit (Wilh. 21 f.; etwas anderer Gebrauch bei Teich. u. Schürm. 40; Macg. 2, 31). Uebrigens sind die Zauberer nicht allein die Aerzte, vielmehr gibt es neben ihnen noch eine besondere Klasse von Aerzten, welche im Süden Mintapa (Wilh. 22), im Norden Bilbo (Macg. 1, 148) heißen; im Westen kuriren öfters auch alte Weiber (Salvado 354). Kranke werden meist gut und wirklich liebevoll verpflegt (Wilh. 23), ein Aussetzen derselben, ein absichtliches Tödten kommt nicht vor, nur wer auf der Reise krank wird, erhält Lebensmittel und Wasser und wird verlassen (Hodgson 227).

Jeder Tod ist Folge einer Bezauberung, auch wenn er z. B. durch einen giftigen Schlangenbiß erfolgt (Wilh. 31); diese Bezauberung wird durch irgend etwas ermöglicht, was dem zu Bezaubernden gehört, ihm aber genommen und dem Zauberer gegeben wird, der dadurch Macht erhält, Nachts den Kranken auszusaugen (Grey 2, 328), namentlich durch Speisenüberreste, welche man daher sorgfältig nach der Mahlzeit verbrennt (Leigh 161). Auch hier wie in Polynesien ist die Furcht vor Bezauberung so groß, der Glaube an sie so sicher, daß Todesfälle aus bloßer Angst verzaubert zu sein öfters vorkommen (Therm. u. Benn. 2, 176). Die Mörder des Verstorbenen werden dadurch entdeckt, daß der Todte selbst ein Anzeichen gibt (Eyre 2, 344) oder ein Insekt vom Grabe kriecht in der R
den Mörder findet: der erste, dem man dort begeg

bridge 1, 298 f.; Howitt 190); man erſchlägt ihn und nimmt ſein Nierenfett mit (N.-S.-Wales Byrne 1, 273; Süden eb. 373). Auch macht man die nächſten Verwandten des Geſtorbenen für den Todesfall verantwortlich, da ſie auf die Zauberer beſſer hätten Acht geben ſollen (Grey 2, 323; Hale 115). Oder ein vom Todten Beleidigter gilt als Mörder oder man erkennt dieſen durch das Werfen einer Hand voll Staub (Salvado 358). Auch wendet man ſelbſt wieder Zaubermittel an, um den Zauberer, der Anlaß des Todes iſt, zu entdecken, deſſen Fußſtapfen man wohl am Grabe erblickt, deſſen Wohnung man in der Richtung findet, wohin dieſe Fußſtapfen gerichtet, Inſekten gekrochen ſind und erklärt dann den Leuten in dieſer Richtung den Krieg (Grey 2, 138; 326 f.). — Bei einem Sterbenden verſammeln ſich alle Verwandten und während die Weiber ſich zur Trauer heftige Wunden beibringen, während erſt Geſchrei, dann der Trauergeſang ertönt, verwünſchen die Männer die Zauberer u. ſ. w. Stirbt der Kranke, ſo reißt ein altes Weib die Hütte darin er lag in Stücke (Grey 2, 317 f.). An Georgs Sund erhebt ſich das Geſchrei erſt nach dem Tode des Kranken (Browne 451). Zum Zeichen der Trauer bemalt man ſich (Südweſten 1, 336) Geſicht und Bruſt weiß (Grey 1, 145; Eyre 2, 353; Macg. 1, 148) oder ſchwarz (Grey 1, 250) oder trägt ein weißes Band um die Stirne (Mitchell three exped. 1, 169); Wunden ſchlagen ſich zunächſt und zumeiſt die Weiber, doch auch die Männer und zwar dieſe beim Begräbniß der Todten (Grey 2, 332; 335; Mitchell b. 2, 340; Cook 1. R. 3, 235; Stanbridge 1, 298 f. Macgill. 1, 148).

Die Art der Beſtattung iſt ſehr verſchieden. Man gräbt ein ſchmales Grab, indem man erſt ein Feuer anzündet um alle böſen Zauber zu entfernen, füllt es halb mit Laub, auf welches die langgeſtreckte Leiche kommt, die zunächſt durch Holzſtäbe befeſtigt und dann mit Laub und Erde bedeckt wird. Die ausgegrabene Erde häufen ſie in je einen Hügel zu Häupten und zu Füßen des Grabes auf (King 316; Grey 2, 327 f.). Man trägt die Leiche im Trauerzug hin; das Blut von den Trauerwunden wiſcht man an dem Laube ab, mit welchem man den Leichnam bedeckt (Grey 2, 328). Außen wird das Grab oft mit Laub geſchmückt (eb.), öfters eine Hütte darüber gebaut und an die Thüre derſelben die zerbrochenen Speere des Tod-

ten gelegt, das Grab selbst mit rother Erde bestreut, drei Bäume vor der Hütte mit Einschnitten und ungeschlacht eingeritzten Figuren, die roth bemalt werden, versehen, zum Zeichen, daß der Todte gerächt sei (Grey 1, 323; 2, 330 f.). An Georgs Sund wird der Todte in sitzender Stellung (ebenso nordwärts von den Seen, Angas 1, 86) mit gekreuzten Armen, aber auf die Seite gelegt, begraben, den Kopf nach Osten (Rind 1, 46; Grey 2, 325; Angas 1, 94; Browne 453; Salvado 360). Im Süden dagegen richtet man den Kopf nach Westen, wie Eyre (2, 349) angiebt. Die Waffen bekommt der Todte mit ins Grab (Grey 1, 336), auf welchem ein Feuer angezündet und längere Zeit unterhalten wird, damit die Seele sich wärmen könne (Salvado 360). Bäume in der Nähe bezeichnet man durch Abschälen der Rinde, durch Kränze und bringt davor einen Ruhesitz an; Peron (d. Ueb. 1, 78 f.) sah einen solchen am Cap Naturaliste, der in 27 Sitze eingeschnitten war: vor diesem war ein Halbkreis ($2^1/_2$' breit) von schwarzem Sand, davor ein großer Halbkreis von weißem Sand, in welchen man Kreise, Dreiecke, Quadrate mit Binsen bepflanzt und diese dann verbrannt hatte. Ebenso sah er (2, 243) an den beiden Ufern eines Baches am Georgs Sund einander gegenüber je einen kreisrunden Fleck von 3—4' im Umfang, der mit 11 gut geschärften, mit Harz blutrothgefärbten Lanzen, die Spitzen nach dem jenseitigen Ufer gerichtet, umsteckt war — gewiß Grabstätten. Aehnliche Grabplätze hat man im Süden (Köler a. 35 f.) und im Osten, wo die Gräber entweder freie, gereinigte Plätze mit mehrfach einander kreuzenden schmalen Wegen (Mitchell three exp. 1, 317) oder konische Sandhügel sind (Leichhardt 34; Oxley 110), Hügel mit Reisern darauf, bisweilen mit einem kreisförmigen Graben umgeben (Mitchell 1, 260; 251) oder mit drei Reihen von halbkreisförmigen Sitzbänken davor, in der Nähe von Bäumen mit sonderbaren eingeritzten Figuren; der Leichnam ist in ein Opossumfell gewickelt, durch Gras und Holz geschützt, zusammengebogen, die Arme zwischen den Knien hindurch gesteckt, das Gesicht nach unten gewendet (Oxley 138; 224; Macquarie Sturt 1, 14). Die Form der Gräber ist nach den Gegenden verschieden; am Murray und Murrumbidgee sind es gut gedeckte Hütten, welche in einem kahnförmigen Unterbau stehen (Mitchell 2, 112), alte Leute steckt man hier in Bäume (Angas 1, 60), da sie der Mühe nicht werth sind. Sie

man auf junge Krieger verwendet: dieſen näht man am unteren Murray alle Oeffnungen des Leibes zu, um die Verweſung aufzuhalten und ſetzt ſie dann mit geſtreckten Armen und gekreuzten Beinen ſorgfältig in Matten und Netzwerk gewickelt auf jenen Unterbau (Angas 1, 60; 94). Umgekehrt berichtet Stanbridge, daß gerade Alte und beſonders Zauberer mit vielen Ceremonien beigeſetzt würden (1, 298 f.). In den Aſhburtonbergen fand Stuart ein Kindergerippe in einem kleinen Holzkanoe von ſehr feiner Arbeit, welches in einem hohlen Baum beigeſetzt war (Howitt b. 2, 173). Im Weſten von Port Macquarie wird die Leiche in Rinde genäht und an einem Baum 10′ hoch aufgehängt. Die Vorübergehenden werfen Holzſtücke darunter, welche ſpäter angezündet werden, wobei der Leichnam mit verbrennt (Breton 228). Verbrannt werden nach Angas 2, 227 und Barrington 27 nur die Alten in Neuſüdwales und ihre Aſche ſowie die jungen Leute begraben, im Südoſten Auſtraliens und an Portlandsbai alle Todte und zwar indem man ſie in hohle Bäume ſteckt und dieſe anzündet (1, 97; vergl. Beckler Glob. 13, 84). Nach Stanbridge verbrennt man in Viktoria nur die, welche an einer ekelhaften Krankheit geſtorben ſind (Stanbridge trans. ethnol. Soc. N. S. 1, 298 f.), nach anderem Bericht (Australia felix 139) auch kleine Kinder, dagegen die Alten nach derſelben Quelle einfach begraben werden. Angeſehene aber werden in ſitzender Stellung an der Luft getrocknet und ſpäter ausgedörrt in einen hohlen Baum geſteckt, was mit Anderen gleich geſchieht. Man bewahrt die Leichen in ihren Gräbern ſehr ſorgſam, damit böſe Geiſter ſie nicht holen (Bennett 1, 126; Macg. 1, 148). Auch in Höhlen ſetzt man die Todten bei. Die Art und Weiſe des Begräbniſſes iſt alſo an ein und demſelben Ort ſehr verſchieden. Im Norden läßt man die Todten liegen, bis ſie verweſt ſind, dann bemalt man ihre Gebeine roth und ſchleppt ſie lange mit ſich umher, bis man ſie endlich in einen hohlen Baum oder in einem Grabe beiſetzt über welches man einen niederen Hügel und Steine aufhäuft; bisweilen ſteckt man auch einen Stab an jede Ecke (Macg. 1, 149, Earl J. R. G. S. 16, 240; Wilſon 143). Aehnlich erzählt Grey vom Nordweſten (1, 257), welcher daſelbſt zwei große Hügel (22′ lang, 13′, 16′ breit, 4′, 5′ hoch), viereckig, wie regelmäßige Kugelhaufen von Steinen aufgeſchichtet ſah, welche letztere weit hergeholt ſein mußten: im Innern war feine dunkle Erde

mit Modergeruch; mit Recht hält er sie für Grabhügel und gibt ihnen ein Alter von etwa 2—300 Jahren (2, 216 f.). Uebrigens haben manche Reisende die Erdhaufen der Wallnister fälschlich für Grabhügel gehalten (Stokes 1, 395).

Die Schädel der Verstorbenen gebraucht man im Süden öfters als Trinkgefäße (Angas 1, 94; Eyre 2, 345); auch die Haut angesehener Männer wird bisweilen aufbewahrt (Hodgson 225; d'Urville a. 1, 520; Moretonbai Dum. Lang 424; Field 72). Uebrigens ehren sie ihre Todten und deren Gräber keineswegs überall, weder im Süden (Eyre 2, 350) noch im Norden (Macgill. 1, 150). Doch war dies im Südwesten und im Westen anders (Stokes 1, 60; Grey). Geister erscheinen dort an den Gräbern ebenso vorzugsweise gern, als bei uns (Grey 2, 336).

Ueber die Seelen und ihr Leben nach dem Tode hat man verschiedene Meinungen, indeß ist der Glaube an Unsterblichkeit derselben sehr verbreitet und nur wenige haben die Ansicht, daß mit dem Tode alles aus sei (Hale 112). Daher sterben sie völlig ruhig. — Im Westen glaubt man, wie die kotholischen Missionäre am Schwanenfluß erfuhren, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und dort klagen, aber heruntergelockt werden können, dann in den Mund der Lockenden eingehen und hinten wieder hervorkommen (Salvado 209). Dies erinnert durchaus an die polynesische Seelenläuterung in der Unterwelt. Bisweilen aber bleiben sie auch singend und klagend auf den Bäumen sitzen, bisweilen gehen sie ganz in andere Lebende über (eb. 298). In Neusüdwales glaubte man, daß die Seelen in den Wolken weiter leben (King 316), wie man auch der Ansicht war, die ganze Bevölkerung sei einst von Westen her aus den Wolken gekommen (Palacky 80), im Süden, daß sie zu Sternen würden (Howitt 192). Dies ist denn auch der Punkt von dem aus wir eine andere viel verbreitete Ansicht über das Leben nach dem Tod erklären, die Ansicht nämlich, daß die Todten zu Weißen würden und als solche zurückkehrten (Hale 112; Hodgson 216); ja die Eingeborenen haben vielfach in einzelnen Weißen früher verstorbene Angehörige zu sehen geglaubt. Eine Europäerin, welche unter die Kowraregas nach einem Schiffbruch gerieth, ward für die verstorbene Tochter eines angesehenen Mannes gehalten (Macgill. 1, 301; andere Beispiele 2, 30). Dasselbe erlebte Grey an sich (1, 301-2), manche

der entlaufenen Sträflinge fanden durch diesen Glauben nicht nur gute Aufnahme, sondern sogar hohe Verehrung (Barrington b. 9), ein anderer überredete die Schwarzen, er sei einer der Ihren und ein altes Weib unter ihnen seine Mutter (Barrington 403). Diese Ansicht herrschte im ganzen Continent (Süden Behr 92; Teichelm. und Schürm. 39 s. v. stindi; Wilhelmi 29; Shayer 189). Ein Eingeborener von Port Linkoln, der zu Adelaide gehängt werden sollte, ging ruhig dem Tode entgegen, in der festen Gewißheit, daß er bald als weißer Mann zurückkehren werde (Wilh. 29). Aber woher kommt dieser seltsame Glaube? Etwa erst durch den Verkehr mit den Weißen? Aber er fand sich gleich bei der ersten Ankunft derselben. Oder wie man auch gemeint hat (Dumm. Lang 424), weil die aufbewahrten Menschenhäute weiß ausgesehen? Eine Meinung, welche keine ernstliche Widerlegung verdient; jene Sitte fand sich zudem nur an wenigen Orten, dieser Glaube dagegen überall. Man dachte sich auch die Bálumbal, die elfenartigen Genien weiß und wie der Adel der Halbinsel Coburg vom Feuer stammte, so kehrten die Todten nach uralter Ansicht in das Reich des Lichtes, in die Wolken, den Himmel zurück, wo man sie in schimmerndem Lichte glänzen sah. Daher dachte man sie weiß, hellgefärbt, lichtfarbig und als man nun mit hellgefärbten und so wunderbaren Menschen, mit den Europäern bekannt wurde, da übertrug man jenen Glauben auf diese und hielt sie für selige zurückkehrende Geister. Im Norden identificirte man die Todten mit den gelben Malaien (Macg. 1, 150). Uebrigens glaubt man zu Port Linkoln auch, daß die Seele nach einem Eiland im fernen Ost oder West, — hierüber gehen die Meinungen auseinander — zurückkehre und zwar begleitet sie dahin ein Seevogel, der seine lautschrillende Stimme oft in der Nacht hören läßt (Wilh. 28 f.; Angas 1, 108). Eine solche Götterinsel haben wir schon kennen gelernt; es war die auf welcher Baiamai, der Gott des östlichen Australiens wohnt. Andere Südaustralier sind der Meinung, daß die Seele in das Pindi (Teichelm. und Schürm. s. v. 39) d. h. Höhle, Gruft hinabgehn, welches man sich als geräumige unterirdische Grotte dachte, wo die Geister der Ahnen wohnen. Wir haben hier also einen Hades und eine so mannichfache Fülle der Anschauungen, daß wir auch hier wieder ganz deutlich sehen, es sind dies Trümmer früherer klarer ausgebildeter Ideen, nicht rohe Gedankenanläufe eines tiefstehenden Volkes, die sich

nicht durchgerungen haben: denn sonst würden wir mehr Gleichmäßigkeit, eine wenn gleich rohe Ansicht durch den ganzen Continent verbreitet finden. — Die Seele selbst dachte man sich im Süden immateriell, vom Körper getrennt (Eyre 2, 350); sie ist so klein, daß sie durch ein Nadelöhr geht und nach dem Tode ohne Nahrung leben kann (Wilh. 28). Es scheint fast, als ob man den Samen für ihre Verkörperung gehalten: yitpi heißt um Adelaide der Same und yitpi tukutya „kleiner Same" die Seele (Teichelm. und Schürm. s. v. 62). Große Einwirkung auf die Lebendigen schreibt man den Seelen nicht zu: allerdings stehen die Zauberärzte mit den Abgeschiedenen in Beziehung, und nach Freycinet (2, 761) gelten die Seelen der Vorfahren als wohlthätige Geister, welche besondere Glücksfälle veranlassen: wenn z. B. ein Walfisch strandet, so ist das ihr Werk, sie haben ihn als Delphine ans Land getrieben. Auch böse Geister mögen vielleicht diesen Abgeschiedenen entstammen, so vielleicht jene tückisch-neckischen Mani, welche man auch weiblich dachte (Freyc. 2, 761) wie ja auch Geistererscheinungen auf Gräbern häufig waren, wie die Todten ja die bösen Steine den Zauberern zum Behexen anderer verliehen. Zu Port Linkoln wohnen die Geister der Todten vielfach in kleinen Felshölen und kommen Nachts hervor, um Ameiseneier zu essen; da kann man sie rufen hören. Doch sind sie sehr scheu (Wilh. 34). Aber irgend welche bedeutende Ausdehnung scheint dieser Glaube in Neuholland nicht gefunden zu haben und von einer solchen Ahnenverehrung wie am übrigen Ozean ist hier nicht die Rede. Daß man so äußerst vorsichtig den Namen eines Todten auszusprechen vermeidet, hat seinen Grund in dem Glauben, daß der Todte bei Nennung seines Namens gleichsam gerufen wiederkehren würde (Hüber 429).

Die culturhistorische Schilderung Tasmaniens ist zum größten Theil schon in dem, was wir über Neuholland sagten, mit inbegriffen. Ihre Hütten sind ganz den neuholländischen gleich, halbkugelförmig, vorne offen, auf drei stärkeren Balken ruhend, oder nur Windschirme aus Flechtwerk (Cook 3. R. 1, 1222; Hobart town Alm. 114; Labill. 1, 148; d'Urv. a. 5, 92; Peron d. Ueb. 1, 270), viele hatten gar keine, andere lebten unter konischen Grasdächern (Nixon nach Milligan 25), wieder andere in hohlen Bäumen (Cook eb. Labillard. 1, 133). Ein Dorf von 14 Hütten sah Peron (d.

Ueb. 1, 293). Ihre Schiffe waren floßartig, grob aus Baumrinde oder den Stengeln einer Typhaart, welche sie von der Insel Maria holen (Peron 1, 361) gearbeitet, mit denen sie durchaus keine weiten Fahrten unternahmen, trotzdem sie gut tauchten und schwammen (Lab. 1, 184; 2, 47; 52; Peron d. Ueb. 1, 270); sie lenkten sie mit ihren Lanzen (d'Urv. a. 5, 92) und ließen sie am Derwent (Süden) am Ufer liegen (Evans 21), doch werden auch vom Norden kleine längliche Lederkähne erwähnt. Meist gingen sie und zwar beide Geschlechter nackt; doch hatten sie kurze Mäntel von Kängurufellen, welche die Weiber die öfters ein solches Fell um den Leib, bisweilen auch als Schurz hatten, immer, die Männer nur im Winter und bei Krankheiten trugen. Die Weiber schoren das Haar ab, die Männer ließen es perückenartig wachsen oder schoren und klebten es in allerhand Façons und färbten bisweilen Haar und Bart roth; reinlich war das Haar nicht, vielmehr voll Läuse, welche sie fraßen (Labill. 2, 50). Kängurufell trug man schuhartig auch an den Füßen, sowie in Streifen um Hals und Arme. Als Schmuck trugen sie lange Schnüre um den Kopf und öfters auch um den Leib (Nixon 25; Labillard. 1, 189; 2, 29; 55; Cook 3. R. 1, 102, 107, 109, 120-1; Peron 2, 27; d'Urv. eb.). Sie rieben sich mit Fett ein, malten sich mit Kohle schwarz und hatten, Männer und Weiber, ganz die symmetrischen Hautnarben der Neuholländer (Peron d. Ueb. 1, 303; Nixon 28; Cook 109; Labill. 2, 34), wozu die Weiber noch andere halbkreisförmige auf dem Bauch trugen (Labill. 2, 50). Ihre Nahrung ist ganz der neuholländischen gleich; Fleischnahrung überwog, namentlich Seethiere, auch Fische, was Cook (1, 102) irrthümlich leugnet (Nixon 26; Labill. 1, 189, 176). Sie kochten auf Kohlen (Labill. Bibra 9). Auch ihre Geräthe unterschieden sich in nichts, nur daß sie (Labill. 2, 43) hölzerne Kopfschemel hatten. Die Steine, welche Labillardiere sah und die in einen zunderweichen Stoff gewickelt waren, brauchen keine Feuersteine gewesen zu sein (Labill. 1, 177), vielleicht nur Kochsteine. An Amulette ist nicht zu denken, da sie einen Korb davon voll hatten. — Sie sangen nicht ungeschickt, rein und meist in Terzen (Lab. 2, 45; Peron 1, 304), oft sehr geschwind. Auch machten sie anmuthige Bewegungen beim Gesange, sie tanzten also dazu (Bibra 15). Einen unzüchtigen Tanz sah Peron (d. Ueb. 1, 304). Jede Gabe legten sie zu-

nächst auf ihren Kopf (Labill. 1, 188), ehe sie dieselbe in Besitz nahmen. Als Waffen hatten sie hölzerne lange Lanzen, Wurfholz und Bumerang fehlen, ebenso Bogen und Pfeil; doch besaßen sie Messer, Aexte, Keulen von Steinen und einem 2' langen vorne zugespitzten dicken Stock, den sie warfen, ziemlich ungeschickt nach Cook, während Labillardiere ihre Geschicklichkeit im Speerschleudern rühmt (Cook 3. R. 1, 101; Labill. 1, 184; 2, 36). Sie führten viel Krieg, denn untereinander waren sie immer in Streit (Nixon 26). Sie zerfielen in mehr als vier Stämme, deren Sprache auch mundartlich verschieden war (Latham 362 f. nach dem Tasman. Journ. of nat. hist.). Die Weiber raubten sie meist aus fremdem Stamm (Nixon 29), hatten aber obwohl Polygamie erlaubt war mit Ausnahme der mächtigsten Eingeborenen nur eins (Labill. 2, 55; Nixon 29). Den Weibern lag alle Arbeit ob, sie waren in großer Abhängigkeit von den Männern und wurden hart gehalten (Labill. 2, 52; 29; Peron 1, 307), doch waren sie lustig, zuthunlich, ohne frech zu sein (eb. 306); wie sie im Gegentheil die Zudringlichkeiten der europäischen Matrosen aufs strengste abwehrten (Cook 3. R. 1, 110; Labill. 2, 46; 1, 188; Peron 1, 269). Doch zur Ehe schlossen sie sich leicht an europäische Matrosen an, zu denen sie bisweilen ihren Männern wegen zu harter Behandlung entliefen, dann aber von den Eingeborenen sehr feindselig behandelt wurden (Bibra nach Jeffreys 12 f.; d'Urv. eb. a. 5, 93 f.). Gegen diese neuen Männer waren sie durchaus treu, aber auch eifersüchtig (eb.), wie überhaupt die Ehen treu gehalten wurden. Nach Jeffreys (Evans 23; Bibra 16) sollen freilich die Männer öfters die Weiber verkauft oder angeboten haben; sicher aber erst als sie mit den Europäern in näherer Berührung waren, von denen z. B. die französischen Matrosen d'Entrecasteaux's die eingeborenen Weiber, darunter sehr alte zu ihrem Willen zwingen wollten! (Labill. 2, 46; 1, 187). Die Eltern hatten große Gewalt über die Kinder, welche sie höchst liebevoll behandelten, indeß bei Unarten auch gelinde züchtigten (Lab. 2, 43; 56) und die Kinder selbst waren kleine, liebenswürdige Geschöpfe (Peron 1, 275). Kindermord war nicht gebräuchlich, ebenso wenig schnitten die Weiber sich die Fingerglieder ab. Auch Beschneidung herrschte nicht (Labill. 2, 68). Das Ausschlagen eines oder mehrerer Vorderzähne fand sich aber an einzel

gleich ganz selten; so an der Felsenbai (eb. 2, 71). — Jede Familie war ganz unabhängig für sich, und zog in stetem Wanderleben an der Küste her und hin, der Nahrung wegen (Peron 1, 323). Die politischen Verhältnisse scheinen den neuholländischen ganz gleich zu sein, eigentliche Häuptlinge gab es wohl nicht, doch hatten die Familienhäupter über die ganze Schaar der Ihren unumschränkte Gewalt (eb. Labill. 2, 56) und diese sind wohl auch unter den „Häuptlingen" bei Evans (23) gemeint. Auch Gesammthaftbarkeit der Geschlechter und Blutrache herrschte (Holmann 4, 404 f.). Sie glaubten an viele meist böse Götter, welche in Klüften, Höhlen u. s. w. wohnten, Nachts aber umherschwärmten und schadeten (Melville b. 348; Nixon 29), daher sie Nachts nicht auszugehen wagten, wenigstens nicht ohne Fackel. Doch hatten sie auch einen guten Geist, welchen die Weiber singend baten, ihre Männer zu behüten, wenn diese auf ihren Unternehmungen länger ausblieben (Jeffreys bei Evans 20 und Bibra 15). Den Europäern gegenüber zeigten sie sich anfangs äußerst scheu und wenn sie nachher auch im Verkehr zutraulicher wurden, so waren sie nicht dahin zu bringen, Speise von ihnen anzunehmen, was sie auch den Kindern verboten (Labill. 2, 42) ja selbst die Hummern, welche die Europäer vor ihren Augen fingen, schlugen sie aufs hartnäckigste aus. Hieraus können wir den sichern Schluß ziehen, daß auch sie die Europäer für zurückkehrende Geister hielten, deren Speise allerdings für Menschen gefährlich ist. Die Todten wurden theils verbrannt, theils in hohlen Bäumen aufgestellt oder unter Bäumen begraben (Nixon 30; Braim 2, 266), an anderen Orten auch in Höhlen beigesetzt und über ihnen eine Pyramide von Steinen und Baumrinde aufgethürmt (Braim 2, 268). Auch da, wo man sie verbrannte, wird wenigstens die Asche begraben und auf dem Grabe eine eigenthümliche kegelförmige Hütte errichtet, von vier Stangen gebildet, welche mit Rinde bedeckt an der Spitze hervorragten. Innen war eine Art Gewölbe von Flechtwerk und darunter von Gras und Steinen das Grab (Peron d. Ueb. 1, 320 f.). Auf einem Grab dieser Art bemerkte Peron (eb. 324) auf der Rindenfläche des Daches Zeichnungen, welche ganz den Charakteren gleich waren, mit denen sie ihren Vorderarm tattuirten — zum Beweis, daß auch hier das Tattuiren ursprünglich nur das Aufmalen der Darstellung des Schutzgottes ist. Peron sah an ihnen Narben von

starken Verwundungen (d. Ueb. 1, 304); es scheint, als ob sie diese Selbstverletzungen sich zu Ehren der Todten beigebracht haben. Uebrigens brauchten sie auch (Holmann 4, 405) Skarifikationen bei Krankheiten.

In dieser Schilderung haben wir nur ein paar unbedeutende Kleinigkeiten, welche dem australischen Leben wirklich fremd sind: im übrigen sehen wir dieselben Grundlagen, nur selbständig bei beiden, aber doch sehr ähnlich entwickelt. Meinicke freilich erklärt (a. 2, 177; vielleicht nach d'Urville a. 5, 91, der indeß nicht aus eigner Anschauung redet), jede Stammverwandtschaft beider Völker als „aus der Luft ergriffen", wegen der abweichenden Beschaffenheit des Haares. Allein diese begründet einen solchen Unterschied durchaus nicht. Geben wir nun auch auf die sprachlichen Aehnlichkeiten zwischen beiden, welche Braim 2, 264 geltend macht, nicht viel, ja scheint uns selbst Latham (370) mit seinen einzelnen Wortvergleichungen einen nicht eben fruchtbaren Weg einzuschlagen, so machen die beiden Sprachfamilien doch, wenn man sie im ganzen und nach ihrem Bau betrachtet, soweit dieser von der Sprache der Tasmanier zu erkennen ist, entschieden den Eindruck, daß sie von gleicher Art und Abstammung sind. Aber die Begabung beider Völker scheint verschieden. Laplace (a. 3, 201) meint, die Tasmanier unterschieden sich nur durch den Gebrauch des Feuers vom Thiere, bei Hungersnoth ließen selbst Mütter ihre eigenen Kinder im Stich; und auch nach Breton (396) stehen sie dem Thiere noch näher als die Neuholländer. Da nun diese nach ihm blos den Verstand des Orang Utang haben, so stehen also die Tasmanier noch tiefer als die Affen, trotz ihrer Sprache, trotz ihrer Anhänglichkeit untereinander, trotz des letzten Verzweiflungskampfes gegen die Europäer! Zu solchen Urtheilen versteigt man sich! Auch Peron (und nach ihm Lawrence 409) hat sehr ungünstig über sie geurtheilt; doch sind sie, wenn man was er sagt abwägt, den Neuholländern etwa gleich, nach Evans (16) sogar höher entwickelt. Wir können bei unseren so wenig ergiebigen Quellen über Einzelnheiten nicht urtheilen, halten sie aber im Ganzen auch für gleichbefähigt den Neuholländern. Nur muß man die Neuholländer im Allgemeinen, nicht aber wie gemeiniglich geschieht, nur die Eingeborenen der Gegend von Sydney mit ihnen vergleichen. Diese sind ebenso gut ein einzelner speciell entwickel

Stamm, wie die Tasmanier und nichts ſpricht dafür als die geographiſche Nähe, daß beide in engerem Zuſammenhang ſtehen müßten und dieſe Nähe beweiſt nichts. Finden ſich aber dieſelben Eigenheiten wie bei den Tasmaniern bei anderen neuholländiſchen Stämmen, gleichgültig welchen, vielleicht zerſtreut bei vielen, ſo iſt dadurch ihre Verwandtſchaft bewieſen, aber nur eine Verwandtſchaft der Art (und nur von einer ſolchen reden wir), daß beide von gemeinſchaftlichem Urſprung ſind und die Tasmanier etwa bei der Verbreitung der Neuholländer über den Continent nach Vandiemensland kamen und ſich nun ebenſo von jener gemeinſamen Grundlage weiter ſpecialiſirten, wie die neuholländiſchen Stämme im Einzelnen (vergl. Duoy u. Gaim. bei d'Urv. a. Zool. 45). Wir haben alſo hier daſſelbe Verhältniß wie zwiſchen Maori und Moreore. — Was ihr geiſtiges Leben betrifft, ſo finden wir dieſelbe Genauigkeit in der Naturbetrachtung und -Benennung auch bei ihnen (Labill. 2, 60); daß ſie Spiegel und Tücher, ebenſo Hühner (die auch hier nicht vorkommen) und Enten beſahen und dann gleichgültig aus der Hand warfen (Crozet 15), iſt ihnen nicht ſchlimm anzurechnen: es waren dies fremde Dinge, für ihr unmittelbares Leben ohne Werth. Uebrigens thaten ſie dies nur 1771, bei ihrem erſten Bekanntwerden mit den Europäern. Bei Perons Anweſenheit (2, 27) unterſuchten ſie aufmerkſam und genau die gelandete Schaluppe. Auch rühmt er ein außerordentliches leichtes Auffaſſungsvermögen an ihnen; ſie verſtanden die Zeichen, die man ihnen machte, aufs leichteſte (2, 125; Labill. 2, 32). Im Uebrigen waren ſie vollkommen friedliche Naturmenſchen, gutmüthig, hülfreich, ja zuthunlich (Lab. 2, 28), wenn die erſte Scheu gegen Fremde überwunden war (d'Entrecaſteaux 1, 231). Auch Melville (a. 348) nennt ſie die friedfertigſten Menſchen, die ſich denken ließen. Doch da ſie, ganz wie die Neuholländer, leicht ſchreckhaft und ängſtlich waren, ſo wurden ſie auch ebenſo leicht wieder ſcheu, wenn etwas vorkam, was ſie erſchreckte; wie z. B. Flintenſchüſſe, welche Cooks Mannſchaften abfeuerten, ſie gänzlich vertrieben (3. R. 1, 102). Peron ſchildert ſie als höchſt treulos, wild, habgierig und verrätheriſch, welches letztere ſich zeigte, ſobald ſie überlegen waren (2, 50; 135; d. Ueb. 1, 285; 334; 338 f.). Allein zunächſt hielten ſie die Europäer wahrſcheinlich für unheimliche Weſen geiſterhafter Natur und ſuchten ſich ihrer möglichſt raſch zu entledigen: daher iſt der verein-

zelte Angriff (2, 50; d. Ueb. 1, 285), den sie wagten, gar nicht so sehr verrätherisch zu deuten: sie suchten die Geister zu verscheuchen. Und ferner erregten sie die Franzosen theils dadurch, daß sie einzelne Eingeborene abzeichnen wollten, wovor jene die größte Furcht hatten — natürlich, denn jedes geringste, was von einem Menschen in die Hände der Geister oder Zauberer kommt, gibt ihm selbst in die Gewalt derselben, wie viel mehr also ein Bild, der getreue Abdruck des ganzen leiblichen Wesens. So kam es hierüber zum Streit (2, 52; d. Ueb. 1, 287). Zweitens aber scheinen die Franzosen unwissentlich heilige Plätze bei ihnen verletzt, Tabus (wenn wir das polynesische Wort für die gleiche Sache unter den Tasmaniern anwenden dürfen) übertreten zu haben; wenigstens suchten sie von einzelnen Plätzen die Gäste fern zu halten und flohen daselbst stets (2, 65; d. Ueb. 1, 338 f.). Und doch haben sie vereinzelte Weiße im Schlafe getroffen und ihnen nichts gethan, haben sich im Gegentheil bemüht, ihnen alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen (Labill. 2, 32; 37). Also verrätherisch, treulos waren sie nicht; sie suchten nur nach ihrer Art sich ihr Recht zu wahren und daß sie dies nur in überlegener Anzahl vermochten, das wurde ihnen vor allen Dingen klar gemacht.

Unter den Neugierigen, welche d'Entrecasteaux und seine Begleiter umstanden, befand sich auch eine Frau mit ihrem Säuglinge, der, als er die vielen sonderbaren fremden Gestalten sah, zu weinen anfing; da legte ihm die Mutter ihre Hand über die Augen und das Kind ward stille (Labill. 2, 41). Ist es herangewachsen, so hat es mit denselben Augen später von diesen Fremden Dinge gesehen, daß es sie gern wieder von neuem geschlossen hätte. 1803 ward Tasmanien von England in Besitz genommen, indem man behauptete, die Eingeborenen besäßen kein Besitzrecht an ihrem Land, weil sie nicht fest seßhaft seien, und schon die Offiziere des ersten englischen Schiffes, welches unter Bowen von Port Jackson kam, schossen zu ihrem Vergnügen mit Kartätschen unter die Eingeborenen, die mit Gesängen und grünen Zweigen friedlich nahten (Evans 13; Bibra 11). Viele andere Beispiele gleicher Barbareien sind officiell constatirt bei Bischoff 204 f. 1804 ward hier von Collins Hobarttown gegründet und eine Verbrechercolonie angelegt, welche rasch wuchs (Montg. Martin 207) und bald den Eingeborenen zum größten Schaden gereichte.

ist nicht nöthig, einzelne Schandthaten anzuführen (Melville a. 348 f.; Holmann 4, 403; Aussterben der Naturv. 115; Bischoff 204), es genügt zu bemerken, was auch allgemein und elbst officiell zugestanden ist, daß die Feindseligkeiten nur von den Weißen ausgegangen sind, von den Eingeborenen nur um Repressalien zu üben (Hobart town Alm. 102; 107), und wie arg es war, erhellt daraus, daß endlich 1810 Collins ein Gesetz erließ, die Ermordung eines Eingeborenen solle als wirklicher Mord gestraft werden (eb. 201). Die Colonie wuchs, und da an verschiedenen Orten der Insel Städte gegründet waren (im Norden Yorktown und Launceston), da die Einwanderer und ihr Vieh sich immer weiter ausbreiteten, so wurden natürlich die Eingeborenen im hohen Grade beschränkt und namentlich von den Küsten vertrieben. Das war aber für diese letzteren eine Lebensfrage, da das Innere des Landes für sie ganz unbewohnbar war wegen seiner Wildheit, Rauheit und seines Mangels an Lebensmitteln (Robinson bei Howitt b. 1, 198; 200). Dazu kamen nun die fortwährenden blutigen Verfolgungen der Eingeborenen, welche man niederschoß, wo man sie traf, deren Weiber aber man einfing oder verlockte, um in wilder Ehe mit ihnen zu leben! Diese Verhältnisse wurden nicht besser, als 1821 (Mont. Martin 211) sich auch Einwanderer direkt von England her einstellten. Wie es zuging, läßt sich aus dem erkennen, was Stokes 2, 460 erzählt, daß ein Freund von ihm in Vandiemensland mit zwei Eingeborenen reiste und fast von jedem, der ihm begegnete, gefragt wurde: „wo habt ihr die gefangen"? Die Colonisten behandelten sie eben nur wie wilde Thiere und konnten sich etwas Anderes gar nicht denken. Und doch waren die Eingeborenen furchtsame Menschen, die auch nur zwei Bewaffnete nicht angriffen: aber endlich erhoben sie sich zum wildesten Verzweiflungskampf, sie mordeten nun auch, wen sie fanden, sie plünderten, zündeten dann rücksichtslos an, auch da, wo sie vielleicht gutes genossen hatten (Bischoff Appendix). Namentlich seit 1826 wurden sie gefährlich und bei dem zerklüfteten und dicht bewaldeten Inneren der Insel war es kaum möglich, ihnen beizukommen, zumal sie die vollkommenste Terrainkenntniß und die schlauste Geschicklichkeit, jeden Umstand zu benutzen, besaßen. Auch sie entgingen oft, wenn die Verfolger ihnen auf den Ferseu wareu, durch plattes Niederwerfen auf den schwarzen Boden, durch unbewegliches Stillstehen, wo sie selbst in ziemlicher

Nähe von einem abgeſtorbenen Baumſtamm kaum zu unterſcheiden waren (Darwin 2, 226). Da man ihrer mit Gewalt nicht habhaft werden konnte, ſo beſchloß man jetzt zu anderen Mitteln zu greifen. 1828 zog man eine Linie, innerhalb welcher die Eingeborenen nicht mehr geduldet werden ſollten (V. D.-Land. Alm. 146, offic. Depeſchen u. ſ. w. bei Biſchoff Append.) Allein die Proklamation kam den Eingeborenen wenig zu Ohren, war unverſtändlich und — nicht durchzuführen, ſie hatte alſo gar keinen Erfolg. 1829 verſuchte man die bis dahin Gehetzten und Verfolgten feſt und friedlich anzuſiedeln, aber es war jetzt zu ſpät, ſie noch durch Güte zu gewinnen, zumal auch die einzelnen Europäer an ein wirklich friedliches Benehmen gar nicht dachten. So dauerte denn der Kriegszuſtand weiter: es wurde auf das Einfangen eines Erwachſenen 5, auf das eines Kindes 2 Pfd. geſetzt und der Befehl gegeben to expel them with every degree of humanity that was practicable, zugleich aber auch zugeſtanden, daß hierbei mit dem Schuldigen der Unſchuldige leiden müßte (V.D.Land Alm. 163). Ja man ließ ſogar Eingeborene von Auſtralien kommen, damit ſie die Feinde aufſpüren ſollten (Howitt b. 1, 201). Aber die Eingeborenen ließen ſich nicht fangen; und da kam der Gouverneur Arthur 1830 auf den Einfall, ſie durch ein Verfahren, wie man es auf den oſtindiſchen Treibjagden anwendet (Darwin 2, 226) gewaltſam in einen kleinen Diſtrikt zuſammendrängen zu laſſen. Er bot deshalb einen Cordon von Anſiedlern und Soldaten auf, welcher durch die ganze Inſel hindurch reichte, um ſo dieſelbe abzutreiben. Zwei Eingeborene fing man mit einem Koſtenaufwand von 70,000 Pfd., die übrigen entkamen alle wieder (Howitt b. 1, 195; Breton 200). Da war man mit allen Mitteln zu Ende, als ein Ereigniß eintrat, welches zu den größten und bewundernswerthen Thaten gehört, die je auf Erden ſelbſtloſe Menſchenliebe ausgeführt hat und welches wie ein heller Sonnenblick auf dieſem ſo grauenvollen Blatt der Geſchichte des 19. Jahrhunderts leuchtet: Georg Auguſt Robinſon, ein Baumeiſter zu Hobarttown, erbot ſich, die Eingeborenen friedlich zur Auswanderung zu beſtimmen, und obwohl man ihn verlachte, obwohl er ſelber Weib und Kinder hatte, obwohl er gleich anfangs beinah alle ſeine Vorräthe verlor, obwohl er vom Wetter, vom Land, vom Hunger und der Feindſeligkeit der Eingeborenen das Aergſte leiden mußte und mit dem Aergſten ſtets bedroht war: er führte ſeinen Entſchluß mit wunderbarem Heldenmuth

er ſuchte, ganz allein (Howitt b. 1, 201), unbewaffnet, die einzelnen Stämme in ihren Schlupfwinkeln auf, ſtellte ihnen ihre Lage vor, verſprach ihnen eine ruhige Zukunft — und es gelang ihm, ſie alle zu überreden und allein, als einzelner Mann das auszuführen, was der geſammten Colonie unmöglich geweſen war. Und friedlich auszuführen — zum klaren Beweis, wie leicht man mit den Tasmaniern friedlich hätte hinkommen können. Selbſt nach alle dem, was ſchon geſchehen war, iſt er überall, als er friedlich kam, friedlich und freundlich aufgenommen und jeden Biſſen haben die Eingeborenen mit ihm getheilt. Sie waren Heiden, kein Miſſionär hat ſich ihrer angenommen: aber blutgierig, rachſüchtig waren ſie nicht! (Robinſon bei Howitt b. 1, 196 f.). So wurde denn ein Stamm zunächſt nach der Schwaneninſel (197), drei andere nach der Inſel Gun-carriage deportirt. Dann brachte man ſie alle 1843 nach Flinders Inſel, nachdem ihnen ihre Weiber, welche von Walern in Zwangehe gehalten wurden, ausgeliefert waren (eb. 197). Dort erhielten ſie Unterricht im Chriſtenthum, Schulen, Häuſer, Gärten u. ſ. w. und machten raſche Fortſchritte im Chriſtenthum wie in der Cultur. Aber in Folge der ganz veränderten Lebensweiſe und ferner eines tiefen Heimwehs ſtarben ſie raſch dahin. 1815 noch 5000 an der Zahl, betrugen ſie 1835 noch 111; 1847 noch 45 und 1854 noch 16 nach dem Blaubuch bei Peterm. 1856, 441; Melville a. 370; Nixon 18), nach Howitt, deſſen Zahlen ein minder raſches Ausſterben zeigen aber minder zuverläſſig ſind, verminderten ſie ſich von 1803—37 von 1600—300. Später (1847) brachte man ſie von Flinders Inſel nach Oyſter Cove im d'Entrecaſteaux Canal, wo ſie 1861 (Howitt b. 1, 202 nach dem off. Cenſus) noch 18 betrugen, ſo daß ſie jetzt wohl ausgeſtorben ſind (Holmann 403 f.; Nixon 18; Stoney 31).

Den Neuholländern hat man das Chriſtenthum gebracht, bis jetzt aber ohne Erfolg. Auch hier ſind Proteſtanten und Katholiken thätig geweſen. Im Intereſſe der letzteren und nur ſie erwähnend ſchreibt Salvado, Biſchof von Viktoria (Halbinſ. Coburg), der zunächſt (129 f.) die Geſchichte der Benediktiner Miſſion in Weſtauſtralien erzählt. 1846 (161) ſind mit möglichſt großem Geräuſch einige katholiſche Miſſionäre dort angekommen und haben ſofort das Land unter ſich in Diſtrikte getheilt. Sie gründeten ſpäter eine Schule (Collegio die Nuava Norcia nördlich von Perth), welche die Eingebo-

renen zugleich zum Ackerbau und zur Viehzucht anhalten ſollten. 1847 kamen katholiſche Sendboten auch nach dem Norden (Pt. Eſſington), allein weder hier noch dort hatten ſie irgend welchen dauernden Erfolg (Macgill. 1, 157-8). Den proteſtantiſchen Miſſionen iſt es nicht viel beſſer gegangen. Die erſten Verſuche machten bei Paramatta 1794 Macquarie und Sam. Marsden; ſie wollten zunächſt Bildung, dann das Chriſtenthum bringen (ev. Miſſ. Mag. 1860, 176 f.), was indeß ein unglücklicher Gedanke war, denn wie kann ſich Bildung entwickeln, wo ein Heidenthum wie das auſtraliſche beſteht. Uebrigens iſt dieſe Trennung, welche man häufig empfehlen hört, ſtets unthunlich: das richtige iſt, das man beides Hand in Hand gehen läßt, daß man aber das Chriſtenthum möglichſt einfach, möglichſt wenig dogmatiſch bringt; daß man ferner was irgend möglich vom früheren Leben der Eingeborenen beſtehen läßt und ohne Leichtſinn der Zeit vertraut. Jene aber wollten gleich zu raſch vorwärts, wollten das Leben der Völker zu plötzlich ändern: und ſo erreichten ſie nichts (eb.). 1799 kamen methodiſtiſche Miſſionäre, allein auch dieſe, da ihnen ſchon die Erlernung der Sprache zu ſchwer war, richteten nichts aus (ev. M. Mag. 1860, 181). D. Lang (a. 2, 311; 495 f.) ſucht die mangelhaften Erfolge der Miſſion (Wilkes 2, 251; Miſſ. Guide B. 256) einmal in der geringen Zahl, dann aber auch in der geringen Thätigkeit und dem Eigennutz der Miſſionäre ſelbſt, was Barrington (323) in Betreff der meiſten beſtätigt. Daß aber hier die Miſſionäre ſchlaff wurden, war durch die ganz beſondere Schwierigkeit der Lage entſchuldigt. So zog ſich auch die Londoner Miſſ. Geſellſchaft, welche am Macquarie See von der Regierung 10,000 Morgen für die Eingeborenen empfangen hatte, bald zurück, als ſich keine rechten Erfolge zeigten und nur einer ihrer Sendboten, Threlkeld blieb, der freilich auch nichts rechtes erreichte, denn, ſagten die Eingeborenen, was ſollen wir arbeiten? der nächſte Krieg zerſtört alles! und ſo gab auch er 1842 ſein Unternehmen auf, da der Einfluß gewiſſenloſer Coloniſten und die ganze Recht- und Schutzloſigkeit der Eingeborenen ihm jede Thätigkeit vereitelte (ev. Miſſ. Mag. 1860, 182 f.). 1843 gab die Londoner Geſellſchaft auch ihre andere Station, welche ſie 1832 nördlich von Sydney begründet hatte, auf, erfolglos blieb die Wirkſamkeit der Dresden-Leipziger Miſſionäre Teichelmann und Schürmann (ſeit 1838), faſt erfolglos arbeiteten

ners Sendlinge an Moretonbai (seit 1841) und auch die Herrnhuter Missionäre Jäger und Spieseke, welche seit 1850 in der Gegend von Adelaide und nicht ganz ohne Frucht wirkten, sahen sich gezwungen, ihre Stellung aufzugeben und kehrten 1857 nach Deutschland heim (eb. 184 f.; 246 f.; 268 f.; D. Lang b. 464). Woher kommt nun dies allgemeine Fehlschlagen der Mission bei ihnen, während dieselbe doch sonst im Ozean solche Erfolge erzielt hat? Zunächst liegt die Schuld allerdings im Wesen der Eingeborenen. Ohne tieferes religiöses Gefühl, wie sie jetzt sind, verkommen durch das ewige Wandern, haben sie auch kein Bedürfniß nach Religion und ebenso wenig nach einer anderen Cultur. Sie begreifen nicht, was ihre Kinder in den Schulen der Weißen sollen, durch welche ihnen die Dienste derselben entzogen werden. „Wenn ihr so fortfahrt, sagte einer, unsere Kinder in eure Schulen zu locken, will ich eure in die Wälder locken und ihnen etwas wirklich Nützliches lehren, Fischen, Jagen, Waffen und Netze machen. Aber was lernen unsere Kinder von euch Gutes?" (Colon. Magaz. 22, 125). Wenn man sie aber unverbesserliche Wilde und ohne alle Fähigkeit für die Cultur genannt hat, so haben wir schon oben gesehen, wie falsch diese Behauptung, die meist von einzelnen verkommenen Individuen abstrahirt wurde, wie einseitig sie war. Die Hauptursache an dem Mißlingen, an dem Aussterben der Neuholländer, über welche Waitz schon im ersten Bande dieses Werks gehandelt hat, daher wir hier nur einzelne Hauptsachen berühren, liegt nicht in den Missionären: sie liegt einzig und allein in der Art, wie die Weißen, die Engländer mit ihnen umgegangen sind. Turnbull erzählt, um ihre Unverbesserlichkeit, ihre Unfähigkeit zur Cultur zu zeigen, von jenem Banelong, welchen Philipp mit Wohlthaten überhäuft und mit nach England genommen habe, der aber nachher entlaufen und ein völliger Wilder geblieben sei. Aber man muß auch wissen, wie er zu Philipp kam. Er war einer der ersten und berühmtesten Krieger seines Stammes und wurde gewaltsam-listig gefangen, dadurch daß man ihm eine Jacke, die man ihm als Geschenk gab, verkehrt anzog und den nun Lächerlich-Hülflosen wegschleppte (Turnbull 37). Dann ward er als „Probeexemplar" (Turnb. 38) mit nach England genommen. Andere „Probeexemplare" fing man durch gelegte Schlingen, legte ihnen, damit sie nicht entflöhen, Fußschellen an, wie sie die Verbrecher vor ihren Augen trugen und suchte sie zu

bereden, das sei ein Schmuck (Hunter 62; 90). Ueber die unfähigen, unverbesserlichen Wilden, welche die Klugheit, die väterliche Milde dieser Maßregeln nicht einsahen, nicht empfanden! Würde nicht jeder auf diese Weise gefangene Angelsachse sofort dieser Güte, dieser Cultur, dieser Religion gewonnen sein? Und so haben denn auch die Australier das Schmähliche dieser Behandlung gefühlt: die Gefangenen sind entflohen, aber gegen das Versprechen, sie nicht gewaltsam zu halten, wiedergekommen (Hunter 113) und Banelong (Turnbull 34) sprach zumeist nach seiner Zurückkunft von Leuten, die sich um ihn nicht gekümmert, ihn also weit ebenbürtiger behandelt hatten, als wer ihn, das Probeexemplar, neugierig umdrängte. Gerade der Umstand aber, daß sie sich dieser Cultur entzogen, beweist, daß sie wahrer Cultur fähig waren, deren Niemand fähig ist, welcher kein Ehrgefühl hat. Uebrigens hat Banelong bei seiner Rückkehr unter den Seinen vor Allem ein feierliches, ein friedliches Zusammenleben herzustellen, sie zu anständiger Kleidung und Reinlichkeit zu gewöhnen versucht (Leigh 166 f.), und wenn er freilich diesen Plan schon nach einer vergeblichen Bemühung aufgegeben hat, wenn es ihm wohl nicht allzu ernst mit diesen Versuchen war und er selbst noch viel vom Wilden hatte (Barrington b. 95): so ist einmal dieser Versuch schon durchaus ehrenwerth, andererseits aber dies Aufgeben so natürlich, daß es unrecht ist, sich darüber zu verwundern. Auch die Germanen sind nicht mit einem Schlag das gebildete Volk geworden, welches die Römer waren. — Schlimmer aber als diese Ueberstürzungen und Thorheiten war es, daß man den Eingeborenen gleich von vornherein kein Besitzrecht an ihrem Boden einräumte, und vor Allem, daß die Kolonie fast nur aus Verbrechern bestand, welche man keineswegs vorsichtig ausschiffte und placirte. Noch 1803 war die Bedeckung zu schwach (Turnb. 25). Der Gouverneur Philipp (ein Deutscher aus Frankfurt am Main, auf welchen seine Vaterstadt stolz sein kann) klagt selbst, wie die Verbrecher, welche zahlreich entkamen, alle seine Versuche, die Eingeborenen zu gewinnen, zu heben, vereitelt haben (Tageb. 258). Sie verleiteten die Eingeborenen zum Trunk, zur Unzucht, sie brachten ihnen die Syphilis; und wie furchtbar ihre Wirksamkeit war, geht daraus hervor, daß die anfangs friedlichen und freundlichen Eingeborenen durch sie und ihre rohen Gewaltthaten immer feindseliger wurden, und daß keiner der nun

folgenden unaufhörlichen Kämpfe zwiſchen beiden Racen entſtand, welchen nicht dieſe Ausreißer, unter denen höchſt ruchloſe Verbrecher waren, veranlaßt hätten (Montg. Martin 35 f.; Phil. Reiſe 58; 71; 116; Cunningh. d. Ueb. 166; 177; 183; ev. Miſſ. Mag. 1860, 163). Selbſt zu Kannibalen wurden ſie (Cunningh. 164). Die Anſiedler, welche nun ſeit 1790 kamen, machten es den Schwarzen gegenüber kaum beſſer als die Deportirten, ſie ſtahlen jenen die Weiber (Holmann 4, 480) und behandelten ſie immer ſchlechter und ſchlechter, ſchon durch ihr Beiſpiel, welches ihnen Trunkenheit und arge Sittenloſigkeit vielfach zeigte. Die Regierung ſelber ſetzte auf jeden eingebrachten Entlaufenen einen Preis aus von Branntwein! (Turnb. 57) und ſo mußten ihn ja die Eingeborenen trotz ihres urſprünglichen Widerwillens dagegen ſchätzen lernen. Daher konnte denn aus der Kolonie für die Schwarzen, aus Blacktown, wo man die bis dahin raſtlos Wandernden plötzlich feſtſetzen wollte, nichts werden (Montg. Martin 132). Schlechtigkeit, Verbitterung wuchs immer mehr unter den unglückſeligen erſten Beſitzern des Landes, die Rachekriege hörten nicht mehr auf und Krankheiten, welche die Einwanderer brachten (gleich bei Beginn der Niederlaſſung wütheten die Blattern unter den Eingeborenen aufs ſchrecklichſte Hunter 63), mehr aber noch das entſetzliche Verfahren der Weißen gegen ſie rieb ſie immer mehr auf. Wir ſtehen hier vor dem ſchwärzeſten Fleck der Geſchichte des 19. Jahrhunderts, welchen auch Geſchichtsſchreiber der europäiſchen Geſchichte wohl beachten ſollten, denn er iſt zur Charakteriſtik unſerer Zeit höchſt wichtig. Aerger noch als die Spanier im 17. Jahrhundert auf den Marianen, viel ärger haben die Engländer hier und in Tasmanien gehauſt. Threlkeld ſagte 1836 (ev. Miſſ. Mag. 1860, 170): ein volles Menſchenleben gehört dazu, nur die einzelnen Fälle europäiſcher Grauſamkeit gegen die Eingeborenen zu unterſuchen, Fälle, die eben ſo zahlreich, als unmenſchlich und ſcheußlich ſind; Menſchenjagden, die gräßlichſten Mißhandlungen erlaubten ſich die Anſiedler zum Vergnügen (derſ. eb. 171), zum Vergnügen ſchoß man die Auſtralier nieder (Breton 200) und fand nichts dabei, die Schädel als Trophäen oder „Probeexemplare“ im Empfangszimmer aufzuſtellen (ev. Miſſ. Mag. eb. 172). Hat man ſie doch ſogar einfach durch Arſenik aus dem Weg geräumt und ſich deſſen nach Byrnes Verſicherung oft ſogar noch gerühmt! (Byrne 1,

275; Eyre 2, 176 not.). Das waren aber nicht etwa einzelne Verbrecher, o nein! die Mehrzahl der Bevölkerung ſtimmte hiermit ganz überein, ja ſelbſt die Provinzialregierung. Dieſe letztere bot (Davidſon 147) 100 Pfund Belohnung dem, welcher den eingeborenen Mörder eines Weißen den Gerichten überliefert, 25 Pfund im umgekehrten Fall. Erſteres Geld war leicht zu verdienen, denn als Zeugen wurden die Eingeborenen nicht zugelaſſen, vertheidigen konnten ſie ſich meiſt auch nicht, weil der Sprache nicht mächtig und ſo hing man ſie oft auf den bloßen Verdacht hin (Beiſp. von einem, der evident unſchuldig war bei Montg. Martin 121). So mordeten Verbrecher und Richter um die Wette. Uebten nun die Eingeborenen irgendwie Vergeltung, ſo war das ein erwünſchter Anlaß zum Vernichtungskrieg gegen ſie, wie man ihn 1828, 1830 und ſonſt meiſt ohne Erfolg (ev. Miſſ. Mag. 171) geführt hat. 1838 endlich bildete ſich eine Geſellſchaft zum Schutze der Eingeborenen, dankenswerth, wenn auch nicht viel mehr zu ſchützen war; die Schwarzen als Zeugen zuzulaſſen, lehnte das Parlament von Sydney damals ab; 1839 ging eine Bill durch, daß Landkommiſſare mit ausgedehnten Vollmachten zum Schutze der Eingeborenen eingeſetzt werderden ſollten — aber was geſchah! Im Zorn hierüber brachen ſieben Engländer auf, um die Eingeborenen auszurotten, fanden eines Sonntags dreißig friedliche Eingeborene, trieben ſie in eine enge Hütte, banden ſie dann, Männer, Weiber und Kinder, an ein langes Seil und ſchlachteten ſie alle einzeln ab! Und als dieſe That (durch die Raubvögel, welche ſich ſammelten) bekannt wurde, da mußte der Gouverneur mit Gewalt die Hinrichtung der Sieben durchſetzen, denn die ganze Colonie, ſelbſt obrigkeitliche Perſonen, wollte ſie ſtraflos davon kommen laſſen und gegen die Zeugen ſtieß man die heftigſten Drohungen aus (ev. Miſſ. Mag. 1860, 172-4; Eyre 2, 176; du Petit Thouars 3, 204 f.; Howitt 199 f.). Dies eine Beiſpiel genügt, um zu begreifen, warum 1844 keine Miſſion unter den Eingeborenen von Port Jackſon mehr beſtehen konnte: ſie waren ſelbſt nicht mehr, ſie waren ausgerottet (Eyre 2, 420).

So haben die Europäer überall den ſchädlichſten Einfluß auf die Eingeborenen ausgeübt (Norden Macgill. 1, 159; Howitt b. 2, 261) und nicht die leiſeſte Conſequenz des Vertrages von Waitangi hat man hier gelten laſſen. Das zeigt ſich ſehr deutlich in dem

neueſten Berichten über die Gründung von Somerſet am Cap York und von Cardwell in Rockhinghambai. Man hat einfach das Land occupirt und dies den Eingeborenen mitgetheilt, mit dem Verbot ſich der neuen Colonie zu nahen, obwohl man recht gut wußte, daß jede Occupation Krieg nach ſich zieht (Bowen 195). Allein von vorhergehenden Unterhandlungen mit oder gar von Erſatz für die Eingeborenen iſt gar nicht die Rede geweſen. Man nimmt ihnen ohne weiteres ihr Eigenthum und beſchwert ſich (Bowen in demſ. Bericht 203), daß man die Gebote: „du ſollſt nicht ſtehlen“ und „du ſollſt nicht tödten“ den Eingeborenen bisher nur mit der Flinte beigebracht habe. Wahrlich letzteres iſt unbeſtreitbar: ein anderes Lehrverfahren haben die Engländer ſo gut wie nie angewendet. Aber wie kann man verlangen, daß die Eingeborenen das Eigenthum der Europäer reſpectiren, wenn dieſe jenen was ihnen gefällt und nicht bloß Land einfach nehmen? Iſt dies minder Raub? iſt es minder Mord, wenn ein Schwarzer ohne Grund erſchoſſen wird? Jedenfalls mußte man bei dieſen neuen Colonien rechtlicher verfahren, und man konnte es ſo leicht: denn die Eingeborenen des Nordens ſind leicht zugänglich, ſie wären durch geordnete Verhandlungen leicht zu gewinnen geweſen. Aber ihnen gegenüber kennt man nur das Recht der Stärke. In Perth iſt man etwas milder geweſen als im Oſten; aber auch hier nimmt man ſich der Eingeborenen nicht im Geringſten an, ihre Rechtloſigkeit iſt hier eben ſo groß. Man dingt ſie zur Arbeit, aber unregelmäßig und gibt ihnen entweder ſehr ſchlechten Lohn (ſo war es auch in Sydney Cunningham d. Ueb. 173) oder gar keinen, ſo daß ſie nichts ſicheres erwerben, ihre früheren Geſchicklichkeiten aber verlernen; und ſie ſind ſtets verachtet (Grey 2, 368 f.). Schlimmer aber iſt es im Süden. Es klingt faſt wie Hohn, ſagt Caſtella (88), daß man in der Colonie Viktoria ein kleines Stück unfruchtbaren Landes als „reserve for the blacks“ bezeichnet hat. Sie ſterben raſch aus, da die Rinder- und Schafheerden das Wild verſcheuchen, ihre Nahrungspflanzen zertreten (Wilh. a. 152). Eine Art Eukalyptus z. B. mit waſſerhaltigen Wurzeln, welche den Eingeborenen in den Wüſteneien unentbehrlich war, ſchwindet vor der Cultur immer mehr und mehr (Colonie 92). Wie gewaltig aber die Colonie ſich ausgedehnt hat, geht daraus hervor, daß 1836 die Zahl der Anſiedler 177 betrug, 1860 dagegen 540, 322 (Colonie 1). Die Einge-

borenen, von deren Besitzrecht am Lande gar keine Rede war, ja welche vielfach nicht für Menschen galten, als solche wenigstens in den officiellen Proklamationen besonders betont werden mußten, werden immer weiter zurückgedrängt. Das Innere des Landes aber ist theils Wüste, theils von anderen Stämmen besetzt, welche wenn sie in ihr Gebiet kommen, sie erschlagen (Wilh. a. 152). Die Regierung selber hat nun anerkannt, daß ihnen Unrecht geschehen ist und geschieht sie hat Protektoren angestellt, welche sich ihrer annehmen sollen, sie vertheilt ferner alle Monat eine kleine Quantität Mehl, Zucker, Thee wollene Decken u. dergl. als Entschädigung für die gewonnenen Länder (eb.). Als ob mit einer solchen Art von Entschädigung nicht mehr geschadet oder vielmehr nur geschadet und gar nichts genützt würde. Man sollte ihnen Land geben, einen genügenden Bezirk, man sollte sie bürgerlich gleichstellen und durch langsame Gewöhnung, durch allmähliche Arbeit der Mission, dem civilisirten Leben gewinnen. Statt dessen macht man sie einestheils zu Bettlern und durch jene Spenden zu faulen und unverschämten Bettlern (ev. Miss. Mag. 1860, 253; 258) und anderentheils ist man keineswegs consequent verfahren. Wenn auch die Regierung sich der Eingeborenen annimmt, die Colonisten beharren bei ihrer Feindseligkeit und auch in der Regierung sind verschiedene Strömungen gewesen. Von dem Benehmen der Colonisten gibt einige aber ausreichende Proben der Bericht der beiden herrnhutischen Missionäre, welche am Bogasee von der Regierung einen Distrikt bekommen hatten. Die Weißen, namentlich die der niederen Stände, waren die ärgsten Feinde der Missionäre, welche eben anfingen einigen Erfolg zu sehen, weil die Missionäre gegen die Prostitution waren, welche von den civilisirten Europäern aufs schamloseste betrieben wurde; denn dazu waren ihnen die Weiber der Eingeborenen menschlich genug. So benahmen sie sich selbst aufs rohste gegen die Missionäre und logen den Eingeborenen vor, daß jene sie vergiften und kochen oder castriren wollten! Und als nun vollends Goldfelder in den Nachbarschaft entdeckt wurden, da war alles aus. Im Missionsgebäude selber stellten Goldreisende den eingeborenen Weibern nach, die sich dorthin geflüchtet hatten (ev. Miss. Mag. eb. 259 f. 271). Wichtig für uns ist es auch, daß, als das Goldfieber auf seinem Höhepunkt war, der Gebrauch der Spirituosen in der Colonie sich über das doppelte steigerte; 1854 betrug die Consumtion

per Kopf 19 Gallonen, 1860 nur 8½ (Colon. 71). Und dennoch, vielleicht gerade durch den Gegensatz fanden die Missionäre Anhang unter den Eingeborenen und diese begannen gerade sich niederzulassen, da nahm plötzlich die Regierung zum großen Leidwesen der Mission und ihrer Freunde — denn auch einzelne Freunde hat sie — das Land und die Häuser der Mission zu einer Polizeistation in Beschlag und so sahen sich die Missionäre zum Fortgehen gezwungen. 1858 indeß haben sie eine Station im Wimmeradistrikt angelegt und es zeigten sich Erfolge (eb. 268 f.).

So weit das Schicksal der Australier. Allerdings sind sie ein dem Untergang geweihter Volksstamm, wenigstens alle, welchen in der Nähe der englischen Colonien ihre Heimath haben. Aber nicht ihre Rohheit und Unverbesserlichkeit hat sie vertilgt: vertilgt hat sie einzig und allein die europäische, in diesem Fall die englische Cultur, weil sie keine Cultur der Humanität sondern der kältesten und rohesten Selbstsucht ist, weil sie nur wie ein loser Deckmantel über uns hängt und die niederen Stände sittlich total hülflos und dadurch verwildern läßt. Hier ist die Antwort auf die Zweifel, welche Wallace über die europäische Cultur auf dem Markt von Dobbo empfand, wo die wildesten Nationen ehrlicher und friedfertiger mit einander verkehrten, als dies Europäer je zu thun pflegen. Jene Menschen sind roh, nicht sittlich verwildert, wir sind sittlich verwildert, aber nicht roh. Blutgedüngt, mit den schwärzesten Verbrechen bedeckt ist der Boden, wo das so oft und laut gepriesene Glück der Colonien erblüht. Und sie haben die Zukunft. Ein moralisches Rächeramt kennt die Weltgeschichte nicht; am wenigsten hingemordeten Farbigen gegenüber.

Nur rede man nicht von der Unverbesserlichkeit der Eingeborenen. Wo man sich ihrer ernstlich angenommen, da haben sie gutes geleistet. Hier und da hat der Ackerbau guten Anfang unter ihnen gewonnen (Howitt 206 f.); als Soldaten hat man sie mit Erfolg einexercirt (Baker 41); viele von denen, welche Europäer begleitet haben, haben es gewünscht und vermocht zu arbeiten und zu leben wie weiße Menschen (Mitchell Journ. 115; Macgill. 1, 154 f.; 2, 228). In Encaunterbai hatten sie nach offiziellem Bericht (Malone 229) 1851 für die Kolonisten 666 Acres abgeerntet, anderwärts 400, 150,000 Schafe wurden von ihnen gehütet. Namentlich die im Westen und Norden, auch wie es scheint im Innern sind der Cultur wohl fähig;

nur laſſe man ihnen Land, man behandle ſie vor dem Geſetz und im Leben als Menſchen, und verbittere ſie nicht noch mehr, man hebe und fördere ſie durch Schulen, durch Begünſtigung der Miſſion, die trotz der herrlichen Thaten einzelner bewunderungswürdiger Männer ſehr wenig für den Continent geleiſtet hat: und wenn man ſo auf ſie einwirkt, ſo laſſe man ihnen Zeit, daß ſie die Cultur aufnehmen können; man verlange nicht von Menſchen, welche wohl länger als alle andere auf Erden in Unkultur und in den ungünſtigſten Verhältniſſen leben, eine plötzliche Umänderung zu civiliſirten Menſchen, eine Leiſtung, welche total unmöglich iſt. Läßt man ihnen aber Zeit, ſo wird vieles raſcher von ſelbſt kommen, als man denkt. Die engliſche Regierung hat viel in der Hand: ſie kann und muß vornehmlich auf die Coloniſten wirken. Wirkliche Hebung der wahren Sittlichkeit und Humanität unter ihnen iſt der ſicherſte Weg zur Bewahrung der Eingeborenen.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Berichtigungen.

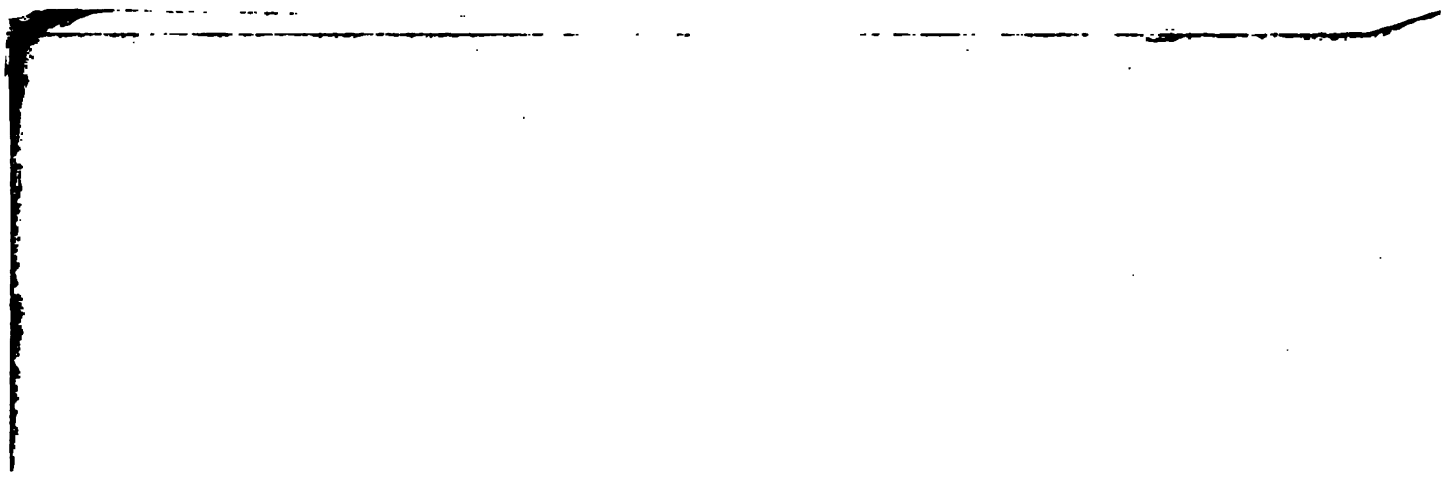
5. Band, 2. Hälfte.

S. XXVI Zeile 16 u. 14 v. u. iſt nach dem Strich ein a, einzuſchalten.
„ XXVII Zeile 9 v. u. lies Coulter ſtatt Coutter.
„ XXIX „ 25 v. u. „ Hobart ſtatt Hobbart.
„ XXXI „ 24 v. u. „ Three expedd. ſtatt Place expedd.
„ XXXIV „ 12 v. o. „ Adventures ſtatt Adventure.
„ 143 „ 16 v. o. „ wörtlich ſtatt wirklich.
„ 197 „ 16 v. o. „ 323 ſtatt 523.
„ 223 „ 14 v. u. „ und 5—6' hoch ſtatt und hoch.
„ 224 „ 8 v. o. „ Bounty ſtatt Bourty.
„ 225 „ 2 v. u. „ b, 36 ſtatt 6, 36.

Band 6.

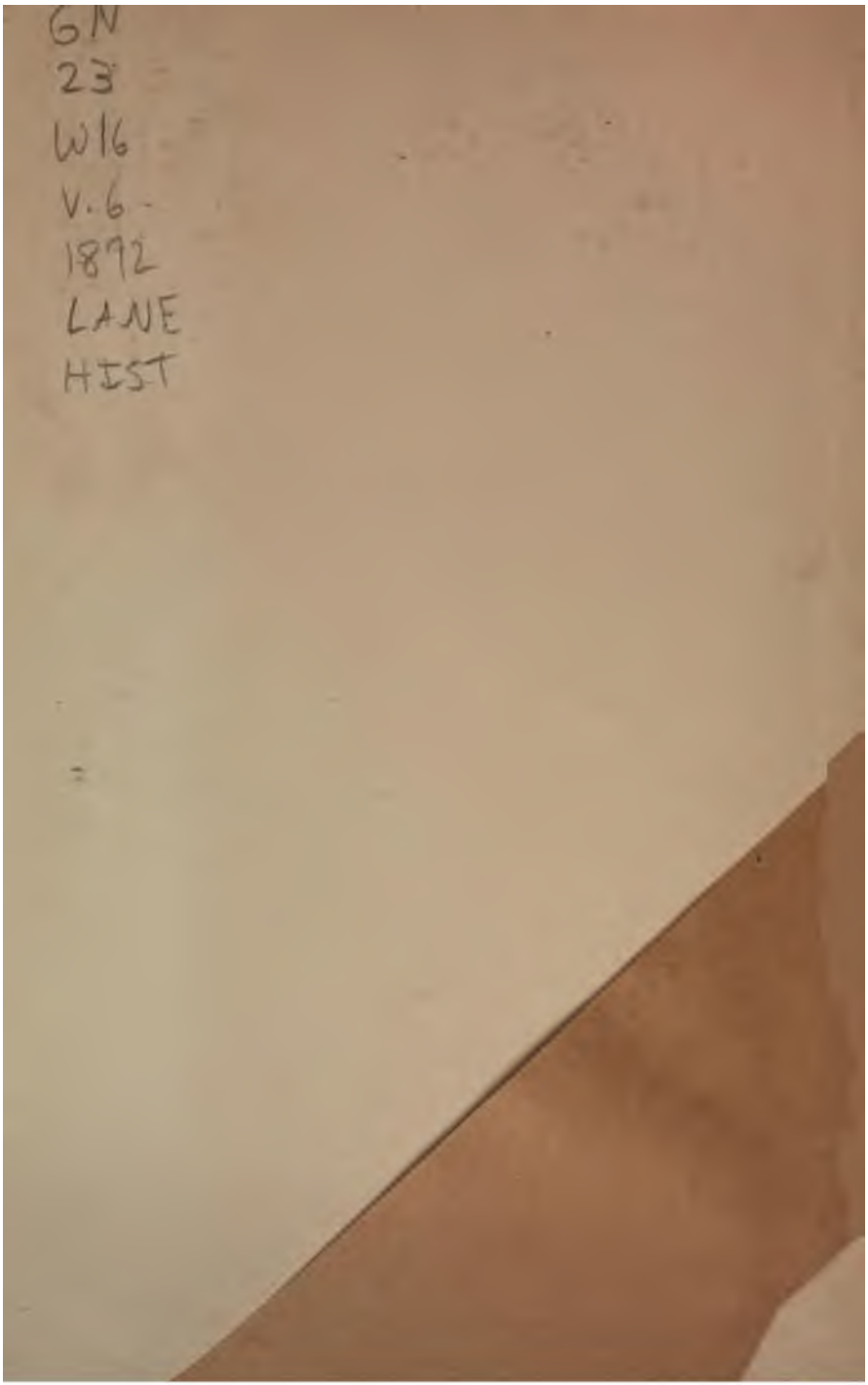
S. 40 Zeile 8 v. u. lies Theile ſtatt Thele.
„ 93 „ 2 v. u. „ Märchen ſtatt Mädchen.
„ 112 „ 7 v. o. „ Olmſtedt ſtatt Ohmſtedt.
„ 331 „ 12 v. o. „ Markeſas ſtatt Markehas.

50
60
70
80
Nowaja
Semlä
Samo
MONGOLIS
Kirgisen
Usbeken
INDOGERMANEN
OCEA
50
60
70
80



LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.


GN
23
W16
V.6
1892
LANE
HIST